

ALPHONS
MARIA
RATHGEBER



HEILIGEN- LEGENDE

HEILIGEN-LEGENDE

Aufbauende und heilende Kräfte vermittelt immer wieder das gute religiöse Hausbuch, zu dem in erster Linie die Heiligenlegende gehört. Sie bringt Stille, Besinnung und Einkehr in die Familie. Das Besondere an dieser Legende ist, daß sie nicht nur anerkannte Heilige bringt, sondern vor allem Gottesfreunde aus aller Zeit, auch der Gegenwart. Im Mittelpunkt der Darstellung steht nicht das Ungewöhnliche und Uebermenschliche. Es wird vielmehr der Weg gezeigt, den die Heiligen gegangen sind durch ihren Alltag, mit den gleichen Sorgen, Hemmungen und Ablenkungen, wie wir.

An jedem Tag des Jahres tritt uns eine Heldengestalt vor Augen, sie wird lebendig und redend in der gemütvollen Darstellung Rathgebers und führt uns unwiderstehlich mit sich durch den Tag, Gott entgegen. Am Schluß des Werkes findet sich, neben einem ausführlichen Inhalts- und Namensverzeichnis, eine Uebersicht der gebräuchlichsten Heiligennamen mit Erläuterung der Namensdeutung, sowie ein Verzeichnis der Schutzheiligen nach Ständen, Berufen und verschiedenen Anliegen geordnet, bei denen die Heiligen angerufen werden.

Ein farbiges Titelbild und 32 Bildtafeln mit Werken alter Meister und künstlerische Schriftzeichnungen von Aussprüchen der Heiligen vervollständigen diese Ausgabe und machen sie zu einem Werk, das seinen bleibenden Wert in der Familie haben wird.



El Greco

Nat. Gallery of Art, Washington

Madonna mit den Heiligen Agnes und Thekla

ALPHONS MARIA RATHGEBER

Heiligen-Legende

VERLAGSANSTALT ST. WILLIBALD EICHSTÄTT

SEBALDUS-VERLAG NÜRNBERG

GELEITWORT

Zwei Bücher dürfen in keinem christkatholischen Hause fehlen: die Heilige Schrift und ein Leben der Heiligen. Beide gehören auch aufs engste zusammen. Das Wort Gottes zeigt das Ideal christlichen Lebens auf, die Heiligenlegende zeigt seine Verwirklichung. Das Leben der Heiligen, sagt Franz von Sales, ist ja nichts anderes als das Evangelium in Taten dargestellt.

Das gelebte Evangelium aber vor Augen gestellt zu sehen, das tut dem Menschen von heute not. Ist doch so vieles dazu angetan, ihn abzuziehen von dem hohen Wege seiner Berufung. Ist er doch immer in Gefahr, müde zu werden und entmutigt an der Möglichkeit heroischen Christseins zu zweifeln. Der neue deutsche Katechismus, der neben der Wissensvermittlung vor allem der christlichen Lebensgestaltung dienen will, bringt deshalb unter seinen wertvollen Lebensgrundsätzen auch diesen: Ich will mir ein Buch über das Leben der Heiligen verschaffen und gerne darin lesen.

Wie erfreulich, daß nun in einer Zeit, in der die christlichen Ideale verblassen und der unheilige Mensch das Menschenbild der Zeit beherrscht, ein neues Leben der Heiligen erscheint! Schon nach seiner äußeren Gestalt kann dieses Buch anregend wirken. Mit Bildern aus der hohen Kunst Alter Meister ist es ausgestattet, mit modernem Schriftempfinden geschrieben hebt es auf eigenen Tafeln markante Worte und klassische Aussprüche der Heiligen hervor.

Ich wünsche diesem Buch, daß es vielen begegne, die den Lebensgrundsatz des Katechismus sich zu eigen machen und sich entschließen: Ich will mir dieses Buch verschaffen und gerne darin lesen. Ich wünsche allen Lesern, daß sie aus diesem Buch den Mut gewinnen, selbst nach einem heiligen Leben auszulangen.

Eichstätt, am Feste Allerheiligen 1955

+ Joseph
Bischof von Eichstätt



1988. 4139
(B 4237)

Alle Rechte vorbehalten — Mit kirchlicher Druckerlaubnis

Druck: Sebaldus-Verlag GmbH, Nürnberg

Printed in Germany 1956

Vierte, vollständig neu bearbeitete Auflage

Schriftzeichnungen: Alphons Riedel - Umschlaggestaltung: O. L. Haselmann

Es trifft sich gut, daß die Legende des Jahres gleich mit einem so überragenden Heiligen beginnt. Wie ein blanker Morgenstern erstrahlt Odilo zu Neujahr am Heiligenhimmel und kündigt: „Willst du groß werden, so mach dich klein; willst du alles gewinnen, so laß alles fahren. Willst du mit Christus herrschen, so schlüpfe keck unters Kreuz und trage es in Liebe, bis du zur Grube fährst.“

Odilo handelte so. Lockend lachte das Leben ihm zu wie ein blühender Garten. Tausend Wege liefen vom stolzen Schloß seiner Ahnen zu Glück und Ehren. Ritterruhm harnte des jungen Grafen von Mercoeur. Holde Burgfräulein sehnten sich krank, ein Ringlein vom schönen Edelknaben zu tragen. Doch Odilo gierte nicht nach Ritterhandwerk und zartem Liebesgetändel. Ein Sehnen anderer Art erfüllte sein Herz. Das Heimweh nach Gott brannte warm in ihm wie Feuer im Winterkamin. Rittersmann Gottes wollte er werden. Des waren die frommen Eltern nicht unfroh. Mit Freude schenkten sie eines der zehn Kinder, deren Lachen durch die Säle und Gänge des Schlosses in der Auvergne klang und die um die Burgmauern tollten, dem Schöpfer zurück.

Rasch flogen die strengen Schuljahre hin. Die Halle des Priestertums tat sich vor Odilo auf. Und wieder lockte die Welt und bot ihm Ehren und Würden. Klöster und Domstifte wetteiferten, den mächtigen Grafensohn mit Titeln und Pfründen zu überschütten. Hier wurde der Jüngling zum Abt gewählt und dort zum Prälaten ernannt. Schon schwebten das Pallium und die Inful des Erzbischofs ihm zu; er brauchte nur die Hand ein wenig zu strecken. Weit standen die Tore eines einflußreichen, glänzenden Lebens für Odilo offen und lockten: warum sollte nicht auch er den Lustkelch der Welt verkosten? Niemand im derben zehnten Jahrhundert hätte es ihm verargt, wenn er gleich andern Kirchenfürsten und Äbten jener unglücklichen Zeit nach Art von weltlichen Fürsten sich Gelagen und Jagden, Nichtstun und unwürdigem Zeitvertreib hingegeben hätte.

Doch nein! Mit kräftigem Ruck riß Odilo das Gefährt seines Lebens von der tollen Straße der Welt zurück und lenkte es auf den stillen Felsenpfad des Kreuzes. Maria, die er als Knabe schon zur Schutzfrau erkoren und an deren Altar er nach der plötzlichen Heilung von einer Lähmung ewige Treue gelobt hatte, duldet nicht, daß er sein Treuwort brach. Das Beispiel tieffrommer Eltern schirmte die Seele des jungen Klerikers. Das Heimweh nach Gott übertönte das werbende Girren der Welt. Und es währte nicht lange, so stand der adelige Dompropst von Maçon vor dem Kloster zu Cluny. Alles wollte er lassen, um ins Reich der Verheißung zu ziehen. Wie eine Insel des Gottesfriedens lag Cluny inmitten der Flut von Raub und Mord und Sünde, die zu jener Zeit über Europa brauste. O die glück-

seligen Jahre des Klosterfrühlings, die Odilo in stiller Klosterzelle verlebte! Das keimte und sproßte unter dem Sonnenschein strahlender Gottesnähe in Odilos Herzen wie der Blumenanger im Lenz. Jetzt wuchs ihm die heilige Tugendkraft, deren er bald als Vater des Klosters sehr bedurfte. Kaum hatte nämlich Majol, der heilige Abt, die Augen geschlossen, so wählten die Mönche in Einmütigkeit den erst 32jährigen Odilo zum Vater.

Die Wahl kam von Gott. Unter Odilos Leitung erblühte die Abtei zu neuem Leben. Das Regierungsprogramm des Abtes war: „Alles in Liebe!“ Er pflegte zu sagen: „Ich will lieber wegen der Barmherzigkeit barmherzig gerichtet als wegen Grausamkeit grausam verdammt werden.“ Dabei war seine Liebe keine weichliche, die vor Fehlern furchtsam das Auge schloß. Wenn es nottat, konnte er zeigen, daß er auch Eisen im Blute hatte. So ließ er einmal ungehorsame Mönche, die gegen den unbequemen, sittenstrengen Abt Unfrieden schürten, auspeitschen, hielt ihnen eine furchtbare Strafrede und jagte sie unerbittlich zum Tore hinaus. Nicht weniger streng rückte er dem adeligen Raubgesindel zuleibe, das da und dort ins Gebiet des Klosters eindrang und plünderte, was ihm unter die Hände kam.

Gegen bußfertige Sünder war er meistens schrankenlos im Verzeihen. Unauserschöpflich wie das Meer war seine barmherzige Liebe. Einen unheimlichen Menschen, der den Bischof von Clermont meuchlings ermordet hatte, nahm er, als er Reue zeigte, ohne alle Umstände ins Kloster auf, ließ ihn gemeinsam mit den naserümpfenden Novizen die Klosterschule besuchen und hätte ihn sogar zum Priester weihen lassen, wenn nicht der Papst mit einem entschiedenen Nein dazwischen gefahren wäre.

Am hellsten erstrahlte die mildtätige Liebe des Heiligen, als eine große Hungersnot Europa verheerte. Die Preise für die Lebensmittel stiegen ins Ungemessene. Jeder verlangte, was ihm in den Sinn kam. Von Vögeln und wilden Tieren, von Unkraut und Baumwurzeln nährten sich die verzweifelte Menschen, zuletzt griffen sie sogar zu Menschenfleisch. Nichtsahnende Wanderer wurden überfallen, ermordet und aufgezehrt. Kinder wurden mit vorgehaltenen Eiern oder Äpfeln in den Hinterhalt gelockt und geschlachtet. Es kam so weit, daß ein Unhold sogar auf dem Marktplatz gekochtes Menschenfleisch anbot. In dieser Not wurde Abt Odilo zum Engel der Liebe. Was das Kloster entbehren konnte, schenkte er aus. Selbst Kirchengüter und Maßgewänder schonte er nicht. Die kostbarsten, ihm selber zu eigen gehörigen Ehrengeschenke von Kaiser und Papst gab er weg, um den Hunger der Armen zu stillen. Und als seine Keller und Speicher in Leere gähnten, ging er von Ort zu Ort, von Burg zu Burg und bettelte Gaben für die Notleidenden und munterte auf zu christlicher Hilfe. Vielen Tausenden hat Abt Odilo so das Leben gerettet. Die Sterbenden aber begleitete seine liebende Fürsorge noch übers Grab hinaus. Er sicherte ihnen das Gedenken und die Hilfe frommen Gebetes. Odilo ist

es ja, der den schönen, stillen Allerseelentag in die christliche Welt eingeführt hat. In der Silvesternacht des Jahres 1048 zog der müde Gottesritter zur ewigen Ruhe in die Himmelsburg ein. Mit ihm schied der bedeutendste Mann seiner Zeit. Päpste und Kirchenfürsten waren stolz gewesen, ihn Freund zu nennen, Kaiser und Könige hatten ihn mit ihrer Gunst ausgezeichnet, Fürsten und Ritter hatten sich bei ihm Rat geholt, das schlichte Volk hatte bewundernd zu ihm aufgesehen wie zu einem Heiligen. —

„Halte warm dein Herz und offen deine Hände“ — das lerne vom heiligen Abt von Cluny. „Halte warm dein Herz und offen deine Hände“ — das sei die Losung am Beginn eines neuen Jahres. Von Odilo heißt es: „Begegnete er einem, so war's, als ob ein Festtag in die Seele zöge.“ Wie schön wäre es, wenn sich das auch von dir sagen ließe! Wer dir in diesem Jahre entgegentritt, Hausgenossen oder Fremde, Vorgesetzte oder Untergebene, Freunde oder Gegner — es soll ihnen in deiner Nähe werden, als zöge ein Festtag in ihre Seele.

Makarius von Alexandrien

2. Januar

Gott holt sich seine Getreuen aus allen Ständen und Berufen; er findet sie an allen Orten und bei aller Beschäftigung. Den Saulus fing er sich ein, wie er auf schnaubendem Roß nach Damaskus stürmte; den Evangelisten Matthäus rief er von der Zollstätte weg; St. Afra holte er aus dem Sündenhaus; St. Ignatius vom Krankenbett; St. Alphons aus dem Gerichtssaal. Den hl. Makarius traf der Ruf Gottes, wie er in der Hafenstadt Alexandriens Konfekt und Süßigkeiten verkaufte. Seit Jahren schon war der Hausierer Makarius, der unter den reichen Leuten am Badestrand und unter den Matrosen und Händlern der Hafenkneipen seine Bäckereien und Zuckerwaren um billiges Geld verkaufte, eine bekannte Gestalt. Gern nahm man dem immer frohen Mann etwas ab. Die Silbermünzen in Makarius' Geldkasse mehrten sich. Da geschah das Seltsame: eines Tages warteten die Gäste in all den Weinstuben Alexandriens vergebens auf Makarius. Auch an den folgenden Tagen kam er nicht mehr. Bald war der Hausierer vergessen. Ein flinker Konkurrent hatte seine Stellung eingenommen. Wer aber nach dem Verbleib des Hausierers fragte, erfuhr eine seltsame Geschichte: Makarius hatte sein Gewerbe aufgegeben, hatte sein erspartes Geld in die Elendsgassen des Hafenviertels geworfen und war in die Wüste gewandert, um als Einsiedler zu leben.

Makarius (seine Geburtszeit fällt wohl in die Mitte des 4. Jahrhunderts) kannte zwar schon seit langem das Christentum und war ihm zugetan. Aber erst, als den vierzigjährigen Mann Gottes Gnadenruf in besonderer Weise traf, ließ er sich taufen und machte vollen Ernst mit einem Leben nach dem Geiste seines Herrn und Meisters Jesus Christus. Wie widerlich war ihm nun auf einmal das Leben und Treiben in Alexandrien, diesem Sammelpunkt aller Sünden und Laster, dieser Hauptstadt des Luxus und der Verschwendung! So machte er in kühnem Entschluß einen Strich unter sein bisheriges Leben: er floh aus Alexandrien wie Lot aus dem untergehenden Sodoma und zog sich in die Wüsteneinsamkeit des Niltales zurück. In völliger Abgeschiedenheit von der Welt wollte er hier durch ein Leben des Gebetes und der Buße Christus dienen. Drei Felsenhöhlen wählte sich Makarius zu seiner „Wohnung“. In der dunkelsten, in die kein Sonnenscheinchen sich stehlen konnte, verbrachte er die Fastenzeit; in der engsten, die so schmal war, daß er beim Liegen sich nicht einmal gerade ausstrecken konnte, verbrachte er für gewöhnlich seine Nächte. In der dritten, geräumigsten, empfing er die Besuche, die sich nach und nach in immer größerer Zahl einstellten und denen er auf diese Weise verbarg, welchen Abtötungen er sich für gewöhnlich aussetzte.

Palladius von Helenopolis, der drei Jahre lang Höhle an Höhle mit Makarius wohnte, kann nicht genug erzählen, mit welchem Eifer Makarius Abtötung und Buße übte. Sieben Jahre lang verzichtete er auf alle warmen Speisen und nährte sich nur von den spärlichen Kräutern, die in den Felsenritzen wuchsen, oder von Bohnen, die er in Wasser aufweichte. Das Brot zerbrach er in einzelne Brocken und bewahrte sie in einem irdenen Krug mit engem Hals auf. Er nahm sich vor, jeden Tag nur soviel Brot zu nehmen, als er mit einem einzigen Handgriff herausnehmen könne. Das kostete ihn oft, wenn der Hunger allzubitter nagte, einen harten Kampf. Lächelnd erzählte er Palladius: „Wohl nahm ich manchmal gleich mehrere Bröcklein, doch es war unmöglich, sie herauszubekommen, denn die Öffnung des Gefäßes war zu eng, und mehr zu nehmen erlaubte mir mein Zöllner (d. h. der Hals des Kruges) nicht.“

Das Beispiel des in harter Abgeschiedenheit und Buße lebenden Makarius weckte die Nachahmung vieler. Immer mehr Männer siedelten sich in der Nähe des Makarius, den sie „Vater“ nannten, an und suchten ihr Leben dem seinigen anzugleichen. Bis zu 5000 Einsiedler sollen sich seiner geistlichen Führung und Leitung unterstellt haben. Sie beteten, fasteten, arbeiteten in ihren Zellen; abends aber, wenn die Glut der Sonnenhitze sich gekühlt hatte, scharten sie sich um Makarius und lauschten den Worten seiner mystischen Erleuchtungen und väterlichen Ermahnungen.

Es wäre aber weit gefehlt zu glauben, Makarius sei bei seinem Büsserleben ein ungueter, mürrischer Griesgram geworden. Er blieb immer der gleich gütige, freund-

liche Mensch, der er war, als er noch mit seinen Konditorwaren durch die Straßen Alexandriens ging. An seinem sonnigen Gemüt konnten sich alle verdüsterten Herzen mit neuer Hoffnung erfüllen. Für alle wußte er ein liebes Wort der Auf- richtung, immer war er bereit zu helfen, zu trösten, zu raten.

Der Mensch trägt seinen Teufel immer mit sich. Mag er auch in die Wüste gehen und sich in die finsterste Höhle verkriechen, er wird den lästigen Versucher nicht los. Auch Makarius hatte bei all seinem Beten und Büßen gar mancherlei unter bösen Anfechtungen zu leiden. Aber in der draufgängerischen Art, mit der er all seinen Unvollkommenheiten zuleibe rückte, ging er auch gegen diese Anfechtungen vor. Als einmal widerliche Gedanken ihn allzusehr quälten – was tat er? Er füllte einen Sack mit Sand und trug diese schwere Last solange in der ägyptischen Gluthitze umher, bis die Begierde des unbotmäßigen Körpers wieder sich der Herrschaft des Geistes gefügt hatte. Ein andermal stellte er sich gar entkleidet in sumpfiges Moorland und ließ sich von den grausamen Stechmücken so entsetzlich zurichten, daß ihn bei der Heimkehr die Brüder nur noch an der Stimme erkannten.

Sicherlich brauchen wir solche Bußübungen nicht nachzuahmen; es wäre sogar unklug, wenn wir es versuchen wollten. Es paßt nicht alles für alle Zeiten und für alle Menschen. Aber bringt nicht auch uns das tägliche Leben Widerwärtigkeiten aller Art, die wie Mückenschwärme uns umsurren und stechen und brennen? Wenn wir sie geduldig ertragen und zäh dabei aushalten, dann haben wir aus dem Beispiel des hl. Makarius, der sich in den Sumpf stellte, die rechte Nutzung gezogen. Und der sandsackschleppende Makarius – können wir nicht auch ihn nachahmen? Auch uns werden böse Gedanken und Versuchungen bis zum letzten Atemzuge belästigen. Wenn wir dann herzhaft den Sandsack unserer Pflicht und Berufsarbeit auf die Schulter nehmen und unverdrossen Tag um Tag uns im Dienste Gottes und der Mitmenschen mühen – ist das nicht die Lehre, die uns Makarius mit seinem Sandsack geben will?

In der ersten Zeit, da Palladius in der Wüste weilte, kam öfter Mutlosigkeit über ihn, und Zweifel an der Richtigkeit des erwählten Lebens stiegen in ihm auf. In einem solchen Anfall der Verzagttheit und Unschlüssigkeit kam er einmal zu Makarius und bat: „Sag mir um Gottes willen, Vater, was ich tun soll. Ich höre immer wieder in mir den Ruf: „Geh weg von mir, du bist ein Faulenzer!“ Die Antwort, die Makarius gab, wirft in ihrer Knappheit helles Licht auf die Gründe, die ihn zu seinem Einsiedlerleben veranlaßten. Er riet Palladius: „Antworte dem Versucher: Christus zuliebe will ich diese Zelle und diese Mauern hüten.“

Christus zuliebe – das muß das Zauberwort sein, das jedem Menschenleben seine Weihe gibt. Über jeden Menschen kommen Stunden, wo wie greuliche Spinnen die Gedanken in seine Seele kriechen: „Du stehst nicht am rechten Platz.

In einem andern Beruf, an einer andern Stelle könntest du viel segensreicher wirken!" Es kommen Stunden, wo alles, was um uns ist, uns drückt und ärgert und zur unerträglichen Last wird, wo wir uns wie Gefangene dünken und seufzen: „Ach, könnt ich doch die engen Mauern sprengen!"

Steht da nicht der Einsiedler aus der ägyptischen Wüste neben uns und spricht uns väterlich zu wie einst zum jungen Palladius: „Tue es nicht! Bleib auf deinem Platz, harre aus in deinem gottgewollten Beruf! Und wenn es dir manchmal zu schwer werden will, auszuharren, dann schau auf den Heiland am Kreuz und sag herzlich und vertrauensvoll: „Christus zuliebe will ich diese Zelle, diese Mauern hüten!"

Makarius von Alexandrien, auch Makarius der Jüngere genannt, starb um das Jahr 408.

Genovefa

3. Januar

Mit ihrer heiligen Landsmännin Johanna v. Orleans hat Genovefa manche Züge in bezug auf Heimat und Herkunft, Taten und Tugenden gemeinsam. Auch sie wuchs in einem kleinen Dorfe auf als Kind braver Bauersleute, hütete die Herde ihres Vaters und hörte schon in früher Kindheit die göttliche Stimme der Berufung. Ihre Eltern Severus und Gerontia, die um das Jahr 420 in Nanterre, einem nahe bei Paris gelegenen Dorf, wohnten, ragen mit ihren römischen Namen noch in die versinkende Zeit der Römerherrschaft hinein, während Genovefa bereits die Sprache des jungen Frankenvolkes redete. Sie war noch ein Kind von sechs, sieben Jahren, als bereits das Geheimnis wundersamer Berufung sie umrauschte. Es kam nämlich der Missionsbischof Germanus auf einer Reise nach England durch Nanterre. Nicht alle Tage kam ein Bischof ins kleine Bauerndorf. Kein Wunder, daß klein und groß zusammenlief, um den Bischof, der im Rufe der Heiligkeit stand, zu sehen. Auch Genovefa lief der Straße zu, um mit den andern Kindern den heiligen Mann zu sehen. Der Bischof legte den Kindern die Hand auf und machte ihnen das Kreuzzeichen auf die Stirne. Als die Reihe an die kleine Genovefa kam, zögerte er einen Augenblick. Ähnlich wie dem greisen Simeon beim Anblick des Jesuskinds wurde ihm wunderbare Erkenntnis. Eine Ahnung von der künftigen Heiligkeit des Kindes erfüllte ihn, und mit prophetischen Worten pries er die

Eltern glücklich. Gütig gab er Genovefa einige liebevolle Ermahnungen und schenkte ihr eine kupferne Medaille mit einem eingepprägten Kreuz. Keinen andern Schmuck sollte sie am Hals tragen als dieses Zeichen des Gekreuzigten.

Genovefa konnte diese Begegnung mit dem Bischof und seine Worte der Ermahnung nicht mehr vergessen. Immer fühlte sie die geweihte Hand auf ihrem Haupte und den Finger an der Stirne. Kaum herangewachsen, ließ sie sich vom Priester Vilicus in die Schar der gottgeweihten Jungfrauen aufnehmen. Auch auf ihn übte die Tugend des Mädchens solchen Einfluß aus, daß er, wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, ihr als der ersten vor den übrigen Mädchen die Jungfrauenweihe erteilte, trotzdem sie als die Jüngste eigentlich zuletzt an die Reihe gekommen wäre.

Ein großes Leid fiel in Genovefas Jugend: sie verlor beide Eltern durch den Tod. Ohne Zaudern nahm sie die Einladung ihrer Taufpatin an und zog zu ihr nach Paris. Im Lärm der Stadt führte sie ein Leben strenger Zurückgezogenheit und Buße. Vom 25. bis zum 50. Jahr soll sie nur zweimal in der Woche Speise und Trank genossen haben. Die Nacht vom Samstag auf den Sonntag durchwachte sie jedesmal im Gebet. Dabei vergaß sie aber über ihren Gebets- und Bußübungen keineswegs die Nöte ihrer Mitmenschen. Als ein Engel der Barmherzigkeit ging sie durch die Straßen der Stadt. Wo sie Elend fand, suchte sie zu helfen; wo sie Sünde sah, mühte sie sich, Besserung zu schaffen. Man fand sie helfend und tröstend an Krankenbetten und in Gefängniszellen. Als eine Seuche Paris heimsuchte, war es Genovefa, die sich ohne eigene Schonung unermüdlich der elendesten Kranken annahm. Bei einer drückenden Hungersnot sammelte sie in den umliegenden Dörfern Korn und brachte eine Reihe vollbeladener Schiffe auf der Seine in die Stadt.

Voll dankbarer Bewunderung sahen die Pariser auf die gottgeweihte Jungfrau, die ein so erstaunliches Leben der Tugend und Aufopferung führte. Daß es auch Leute gab, die für ein solch selbstloses Leben kein Verständnis hatten und die Genovefas Tun und Lassen mißverstanden und falsch deuteten, kann nicht wundernehmen. Die Heiligkeit bleibt immer für leidenschaftverkettete, ergebundene Menschen ein unverständliches Geheimnis. In jener noch so rohen Wende zweier Zeitalter mußte dies noch weit mehr der Fall sein als heute. Und Satan, der geschworene Feind alles Reinen und Guten, schürte und blies nach Kräften das Feuer an. So liefen bald dunkle Gerüchte über Genovefa und böswillige Verleumdungen durch die Stadt. Ihre Heiligkeit wurde als Scheinheiligkeit, ihre Frömmigkeit als Heuchelei, ihre Tugend als Laster beschmutzt. Hysterische Frauensperson, ungesunde Schwärmerin, heulerische Betschwester – das waren so die gewöhnlichen Vorwürfe, die offen und geheim über Genovefa durch Paris liefen. Ja, man scheute nicht einmal zurück, die schlimmsten Verdächtigungen gegen die

Heilige auszusprechen und in dunklen Andeutungen davon zu munkeln, daß ihre Wohnung eine Stätte schlimmster Ausschweifungen sei.

Bischof Germanus, dem diese Verleumdungen zu Ohren kamen, war nicht wenig betroffen. Sollte er sich in dem Mädchen so sehr getäuscht haben? Die Untersuchung, die er sogleich selbst in die Hand nahm, ergab die vollständige Verlogenheit all dieser Gerüchte. Der Bischof war erschüttert von Genovefas demütigem Bußgeist und schweigender Geduld. In flammenden Worten riß er den Verleumdern die Maske vom Gesicht und pries Genovefas fleckenlose Reinheit und Tugend. Der Schlange der Lüge war der Giftzahn ausgebrochen.

Bald kam die Zeit, wo Genovefas weltgeschichtliche Stunde schlug. Die Hunnen, die in den Stürmen der Völkerwanderung Europa überfluteten, drangen unter Attila mit einem gewaltigen Heer gegen Paris vor. Panischer Schrecken befahl die Bevölkerung. Jede Gegenwehr schien vergeblich. Nur schleunigste Flucht konnte wenigstens das Leben retten. Doch da trat Genovefa wie eine Prophetin auf. Die schwache Jungfrau suchte in hinreißender Beredsamkeit die Leute zum Bleiben zu bewegen. Doch als die Kunde von weiterem Anrücken der Hunnen einlief, packte die Männer und Frauen wahnsinnige Angst. Sie sahen in der Heiligen die Verderberin, die durch ihren schlechten Rat das Unglück der Stadt heraufbeschworen hatte. In sinnloser Wut wollten die Leute Genovefa steinigen oder ertränken. Da geschah das Unfaßbare: die Hunnen wandten sich von Paris ab, es kam zur Schlacht auf den Katalaunischen Feldern und geschlagen mußten Attilas Horden das Land verlassen. Wie schlug da die Stimmung der Pariser so rasch um! Jubelnd feierten sie Genovefa als ihre Retterin! Triumphe wurden ihr bereitet wie der siegreichen Jungfrau von Orleans. Das ganze Land widerhallte von Genovefas Ruhm. Da kann man es verstehen, daß nun bald eine ganze Wallfahrt von Kranken und Leidenden und Hilfsbedürftigen aller Art aus ganz Gallien nach Paris einsetzte. Alle suchten bei Genovefa Hilfe. Berichte über wunderbare Heilungen von Gelähmten, Befreiung von Besessenen, selbst Erweckung von Toten liefen durchs Land. Bis zum fernen Osten drang der Ruf von Genovefas Heiligkeit und Wunderkraft. Simeon, der im Syrerlande als Säulensteher lebte, ließ die heilige Jungfrau durch Kaufleute grüßen und um ihr Gebet bitten. Auch die ungebärdigen Franken, die gegen das Ende des 5. Jahrhunderts das heutige Frankreich zu besiedeln begannen, konnten sich dem tiefen Eindruck der Heiligen nicht entziehen. König Childrich ließ auf ihre Bitten hin Gefangene frei und schenkte Verurteilten die Todesstrafe. Auch Chlodwig begegnete ihr mit Achtung und Wohlwollen.

Die überragende Gestalt dieser heldenhaften Frau trug viel dazu bei, die zum Teil noch tief in der Roheit des Heidentums steckenden Franken für das Christentum zu gewinnen.

Als Genovefa hochbetagt am 3. Januar 512 starb, trauerte ganz Paris um sie. Spätere Zeiten erbauten ihr zu Ehren ein herrliches Gotteshaus, das eine glaubenslose Zeit dann freilich wieder seiner Weihe beraubte und zu einem weltlichen Gedächtnistempel umgestaltete: das Pantheon. Aber auch heute noch schwebt fürbittend über der Millionenstadt an der Seine St. Genovefa und wacht in Treuen über ihre Schutzbefohlenen.

Hieronymus Jaegen

4. Januar

(Gedenktag am 26. Januar)

Wie oft kann man hören: „Mein Beruf läßt mir keine Zeit zu einem geordneten religiösen Leben. Ich bin so mit Arbeiten überhäuft, daß ich froh bin, wenn ich ein kurzes Morgen- und Abendgebet zustande bringe. Ein Weltmensch kann nun einmal nicht ein solch innerliches oder gar mystisches Leben führen, wie es in Erbauungsbüchern geschildert wird.“ Das Leben von Hieronymus Jaegen straft solche Ausflüchte Lügen. Er stand mitten im geschäftigen Leben. Sein Beruf als Ingenieur, Offizier, Bankdirektor, Kaufmann, Abgeordneter nahm ihn ganz in Anspruch. Und doch ging mit diesem äußeren Leben, das sich in Geschäftsräumen und Parlamenten, in Hotels und in Freundeskreisen abspielte, ein wahrhaft innerliches Leben, ein Leben hoher mystischer Begnadigung Hand in Hand. In vollendeter Meisterschaft wußte Jaegen beides zu einer geschlossenen, wundervollen Einheit zu verbinden: äußeres Tun und inneres Beten. Auch ihm ist es nicht leicht gefallen. Die Heiligkeit wurde ihm nicht in die Wiege gelegt. Aus seiner eigenen Erfahrung heraus schrieb er einmal: „Die Heiligen werden nicht als Heilige geboren. Sie mußten ringen und kämpfen wie wir, mühsam von Stufe zu Stufe, bis sie endlich als Heilige starben.“

Erleichtert wurde Hieronymus Jaegen sein Weg zur Vollkommenheit durch das religiöse Leben, das ihn von Kindheit auf in seiner Trierer Heimat umspülte, und durch die fromme Erziehung, die er im Elternhaus erhielt. Der Vater, ein Lehrer von altem Schrot und Korn, erzog den am 23. August 1841 geborenen Roni in starkem Glauben und fester Zucht. Die 19 Jahre, die Roni während seiner Schulzeit im Elternhause verbringen durfte, legten eine gediegene Grundlage, auf der er den Bau seines innerlichen Lebens tapfer weiterführen und glücklich vollenden konnte. Von großer Bedeutung für sein innerliches Leben wurde es, daß er wäh-

rend seiner Studienjahre in Berlin, wo er an der technischen Hochschule Maschinen- und Baukonstruktionslehre studierte, mit dem heiligmäßigen Priester Eduard Müller in Verbindung kam und ihn sich als Beichtvater wählte. Mit fester Hand und erleuchteter Klugheit zeigte Eduard Müller seinem Beichtkind den Weg zur Vollkommenheit.

Eduard Müller kannte zu gut den großen Einfluß gleichgesinnter Kameraden auf einen jungen Menschen. Deshalb führte er sein Beichtkind in die Jünglingskongregation und den katholischen Studentenverein Akademia ein, wo Jaegen viel Anregung und Aneiferung erhielt. Auch dem Vinzenzverein und dem katholischen Kirchenchor schloß er sich an. Durch den guten Abschluß seiner Studien erhielt der junge Ingenieur sofort nach dem Examen im technischen Büro einer Trierer Maschinenbaufabrik eine Anstellung als Konstrukteur, die er nach einjähriger Tätigkeit mit einem Posten auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte vertauschte. Der Krieg von 1866 riß ihn aus seiner Arbeit. Ehe er sich bei seiner Truppe stellte, besuchte er den Kölner Dom, um sich dem Schutze Jesu und Mariens anzuempfehlen. Wunderbar getröstet zog der junge Unteroffizier ins Feld. Als er einmal im heftigsten Gewehrfeuer stand, durchschloß ihn plötzlich ein Gedanke, den er sofort in die Tat umsetzte. Er bat den himmlischen Vater, er möge ihm die Gnade gewähren, ihn nie mehr durch eine Todsünde zu beleidigen oder ihn lieber auf der Stelle durch eine der Kartätschen, die ständig an seinem Kopf vorüberzischten, töten zu lassen.

Unversehrt kam Jaegen in die Heimat zurück und trat wieder bei jener Trierer Firma ein, wo er seine erste Anstellung erhalten hatte. Er bearbeitete Entwürfe und Konstruktionen, besorgte in späteren Jahren die kaufmännischen Bücher des Geschäftes und verwaltete auch einen Teil der Kasse. Aber über all diesen Arbeiten vernachlässigte Ingenieur Jaegen in keiner Weise das geistige Leben. Gewissenhaft setzte er die Betrachtungen und geistlichen Lesungen fort, die er in Berlin begonnen hatte. Das betrachtende Gebet sah er zeit lebens als eines der wirksamsten Mittel im Kampf um die Vollkommenheit an. Immer tiefer wuchs Jaegen in das Gnadenleben hinein. Sein Betrachten ging unmerklich in ein Beschauen über und führte ihn zu einer ungewöhnlichen mystischen Vereinigung mit dem Heiland. Eines Tages überkam ihn, während er betrachtete, eine solche Sehnsucht nach dem Heiland und ein derartiges Vertrauen auf die Mithilfe der Gottesmutter, daß er, innerlich angetrieben, sich auf die Knie warf und flehte: „Mein himmlischer Vater! Wenn ein Kind seine irdische Mutter so anflehte, ihm eine bestimmte Gnade zu gewähren, die sie gut gewähren kann, wie ich dich so oft gebeten habe, mich dem Heiland zuzuführen, so würde die irdische Mutter ihr Kind gewiß erhören.“ Kaum hatte er das Gebet beendet, da sah er zuerst Maria und dann den Heiland vor sich stehen. In seligem Glück stürzte er in die Arme Jesu, der ihn liebevoll

aufnahm. Die geistige Freude über dieses mystische Erlebnis und die Überzeugung, den Heiland endlich gefunden zu haben, war so groß, daß er den Rest des Tages vor geistiger Trunkenheit nichts mehr leisten konnte. Bei diesem Erlebnis, wie auch bei allen übrigen mystischen Erscheinungen in Jaegens Leben, müssen wir festhalten, daß Jaegen ein ruhiges, ganz praktisches, nüchternes Urteil besaß. Alle seine Bekannten stimmten darin überein, daß er gar nichts von einem Phantasten an sich hatte. Noch weniger wollte er mit solchen Vorkommnissen etwa sich brüsten. Verborg er doch sein reiches innerliches Gnadenleben so sorgfältig vor den Augen der Welt, daß nicht einmal seine besten Freunde eine Ahnung davon hatten. Die mystische Freundschaft mit dem Heiland wurde immer tiefer. Das Herz Jesu neigte sich ihm immer mehr in Liebe zu. Aus der Freundschaft mit Jesus wurde Brautschaft, in der die liebetrunkenen Seele alles daransetzte, durch heroische Tugenden sich immer schöner für den göttlichen Bräutigam zu gestalten. Die mystische Verlobung führte schließlich zur mystischen Ehe, zur dauernden Verbindung der Seele mit Christus. Der Heiland nahm nun in Jaegens Seele ständig Wohnung. Jetzt brauchte Jaegen den Heiland nicht mehr zu suchen. So oft er sich innerlich an ihn wandte, war er ihm in seinem Geiste sofort lebendig und liebevoll gegenwärtig, wie einer, der jeden Augenblick bereit ist, den Freund anzuhören. Von Jahr zu Jahr wurde der Verkehr mit dem Heiland klarer, es wurde gleichsam ein Verkehr von Angesicht zu Angesicht. Nun lebte er ganz in Gott. Alle eigenen Wünsche waren vergessen; er betete, wirkte und litt nur noch für die Interessen des gekreuzigten Gottessohnes.

Dies alles aber vollzog sich, ohne daß die Welt etwas davon ahnte. Denn ängstlich vermied Jaegen nach außen alles irgendwie Auffällige. Das äußere Leben brachte für Jaegen eine von Jahr zu Jahr gesteigerte Arbeitsfülle. Nach seinem Ausscheiden aus der Maschinenfabrik übernahm er die Leitung der Trierischen Volksbank, zehn Jahre war er Abgeordneter im preußischen Landtag; daneben drängte ihn sein kirchlicher Sinn, ehrenamtlich katholischen Unternehmungen mit Rat und Tat beizustehen; so war er Direktor des Helenenhauses für arme Dienstboten und Taubstummenkinder in Trier, kaufmännischer Leiter des Gesellenhospizes, Diözesankassier des Bonifaziusvereins, kaufmännischer Direktor der Aktiengesellschaft Providentia. Große Mühen lud er dadurch auf sich, daß er die Leitung der Fronleichnam- und Pfingstprozession in Trier übernahm und mehrere Jahrzehnte seine Aufgabe, die durch die engen, gewundenen, unübersichtlichen Straßen des alten Trier sehr erschwert war, musterhaft löste. Daß seine kerngesunde Frömmigkeit ihn zu reicher apostolischer Tätigkeit trieb, ist selbstverständlich. Schon in jungen Jahren gründete er zu Trier mit mehreren Freunden, meist jungen Kaufleuten, einen Verein zur Pflege der Religion, Wissenschaft und Geselligkeit, Harmonia genannt. Dieser Verein blüht heute noch als katholischer

kaufmännischer Verein (KKV) „Harmonia“, Trier. Es gab keine größere katholische Veranstaltung, bei der nicht Jaegen tatkräftig mitgewirkt hätte. Am schönsten zeigte sich seine unerschrockene, starke Treue zur Kirche während des „Kulturkampfes“. Unermüdlich trat er in Versammlungen als Redner auf und verteidigte die Rechte der Kirche, mochte er auch zur Strafe für seinen Bekennermut durch eine königliche Kabinettsorder „aus jedem Militärverhältnis entlassen“ werden. Niemals scheute er sich, für seinen Glauben einzutreten und seine Überzeugung zu bekennen. Auch im Hotel, wo er täglich speiste, verrichtete er sein Tischgebet, so wie er es von andern verlangte: „Still, bescheiden, kurz und kühn. Ein kräftiges Kreuzzeichen und ein „Lieber Gott, für Speis und Trank, sag ich herzlich Lob und Dank“ genügt. Es wird deine Nachbarn erbauen, und du verherrlichst Gott damit mehr, als wenn du ein zehnmal so langes Gebet zehnmal allein zu Hause betest.“

Ein lästiges Leiden zwang Bankdirektor Jaegen im Sommer 1918 das Krankenhaus der barmherzigen Brüder in Trier aufzusuchen. Monate schmerzvoller Beschwerden und seelischer Anfechtungen mußte er durchleiden, um den „letzten Schliff“ zu erhalten. Am 26. Januar 1919 erlosch sein Leben unauffällig, geduldig, gottergeben. Eine bald nach seinem Tode ins Leben getretene Jaegengesellschaft in Trier hat sich zum Ziel gesetzt, die Einleitung des Seligsprechungsprozesses zu erreichen.

Gerlach, der Einsiedler

5. Januar

Es war in der Zeit, da das Rittertum noch in Deutschland blühte. Da rüstete man in Jülich zu einem großen Turnier. Eine stattliche Zahl von angesehenen Rittern hatte sich gemeldet, um in prunkvollem Kampfspiel ihre Kräfte zu messen und den Ehrenpreis aus holder Frauenhand zu empfangen. Auch Herr Gerlach von Valkenburg hatte sich mit seinem Troß auf die Fahrt nach Jülich gemacht. Der Valkenburger fehlte ja bei keinem fröhlichen Rittertreffen und keinem kühnen Turnier. So manchem Ritter wäre es nicht unlieb gewesen, er hätte das Wappen des Valkenburgers unter den zum Fechtspiel Angemeldeten nicht gefunden. Denn Gerlach war wegen seiner Gewandtheit, seiner Kraft und Tapferkeit gefürchtet.

Frohgemut traf Gerlach in Jülich ein und rüstete sich zum Turnier. Da kam staubbedeckt ein Eilbote aus der Heimat auf abgehetztem Pferd dahergesprengt

und warf mitten in das fröhliche Festtreiben die Trauerkunde vom unerwarteten Heimgang der Herrin von Valkenburg. Wie ein Blitzstrahl traf den Ritter die Unglücksbotschaft vom Tode seiner Frau, an der er mit treuer Liebe gehangen. Wie ein Blitzstrahl traf ihn aber auch die Gnade Gottes. Im hellen, fahlen Lichtschein dieses Blitzes lag plötzlich die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen in erschreckender Eindringlichkeit vor seiner Seele. Lohnt es sich, einer Welt zu dienen, deren Glück über einer kurzen Mittagsstunde in Trümmer gehen konnte? Wie nichtig und seelenlos erschien dem Ritter auf einmal sein bisheriges Leben! Nicht länger wollte er einer Welt dienen, die treue Dienste so wenig zu lohnen verstand. Er suchte sich einen Herrn, bei dem der Lohn in treueren Händen war. Und in kurzem Entschluß warf Ritter Gerlach sein bisheriges Leben von sich und begann, sich ein neues Leben zu formen. Zum Erstaunen all der edlen Herren, die zum Turnier erschienen waren, legte er seinen blitzenden Prunkharnisch und seine Waffen ab. Als stolzer Ritter war Gerlach nach Jülich gekommen, als demütiger Büsser verließ er es wieder. Rasch traf er zu Hause alle nötigen Anweisungen und dann begann er in heiliger Entschlossenheit sein hartes Büsserleben. Als Pilger zog er barfuß von einem Wallfahrtsort zum andern, bis er in Rom vor dem Papst kniete und um Lossprechung von seinen Sünden und um eine Buße für sein bisheriges Leben bat. Der Papst erkannte wohl den edlen, hohen Mut des Ritters, der vor ihm kniete, und so wagte er es, ihm eine seiner tiefen Reuegesinnung und großen Opferbereitschaft angemessene Buße aufzuerlegen: sieben Jahre lang sollte Gerlach in Jerusalem den Armen und Kranken im Spital dienen.

Ohne Zaudern nahm Gerlach die schwere Buße auf sich. Unter vielen Reisebeschwerden und tausenderlei Gefahren kam er glücklich nach Jerusalem und schickte sich an, im Hospital sein Werk der Liebe und der Buße zu beginnen. Demütig ließ sich der einstige Ritter die niedrigsten Knechtsdienste zuweisen. Jahrelang machte er den Viehhüter des Spitals. Alle die vielerlei Verdemütigungen, die sein Dienst mit sich brachte, alle Entbehrungen und Abtötungen waren ihm willkommene Gelegenheiten zur Buße. Als er einmal sich einen harten, starken Dorn in den Fuß trat und große Schmerzen ausstand, erinnerte er sich, daß er einst im Zorn mit dem Fuß nach der Mutter gestoßen hatte, und er war froh, nun durch diese Schmerzen am Fuß die einstige Übeltat sühnen zu können.

Die sieben Jahre der vom Papst auferlegten Buße waren vorüber. Und wieder sehen wir Gerlach vor dem Statthalter Christi. Er bittet um Rat, wie er sein künftiges Leben gestalten sollte. Der Papst riet ihm zum armen Leben eines Einsiedlers. Er sollte sich nicht als Eigentümer, sondern nur als Verwalter des väterlichen Erbgutes betrachten. Für sich sollte er nur das Notwendigste behalten und alles Übrige für die Armen und fromme Zwecke verwenden. Auch diesmal erkannte Gerlach im Rat des Papstes die Stimme Gottes. Er führte alles aus, wie

der Papst ihm geraten hatte, und lebte fortan auf heimatlichem Boden als armer Eremit. Der hohle Stamm einer mächtigen Eiche diente ihm als Klausel. Täglich machte er sich am frühen Morgen auf den Weg nach Maastricht, um in der Kirche des hl. Servatius dem hl. Opfer beizuwohnen und Kraft für sein Büsserleben zu holen. Gerstenbrot, mit dem ihn eine Frau versorgte, und Wasser aus einer Quelle – der heutigen Gerlachquelle – waren seine Speise und sein Trank.

Den Feind alles Guten ließ das harte Opferleben des Einsiedlers nicht ruhen. Er säte das Unkraut böswilliger Verdächtigungen und Verleumdungen. Dem Bischof von Lüttich wurde zugerant, Gerlach trage nur zum Schein die Maske der Armut; in Wahrheit aber halte er in seiner hohlen Eiche eine Menge Geld versteckt. Als der Bischof, der den böswilligen Verdächtigungen Glauben schenkte, kurzerhand die Eiche fällen ließ, zeigte sich keine Spur von den angeblichen Schätzen. Der Schmerz, der dem edlen Einsiedler dadurch zugefügt wurde, wurde wieder wettgemacht durch die Hochschätzung, welche die hl. Hildegard ihm erwies. In einer Vision sah die Heilige einen herrlichen Thron im Himmel, der für Gerlach bereitstand. Zum Zeichen der großen Achtung, die sie ihm entgegenbrachte, schickte sie dem hl. Einsiedler den Kranz, den sie einst mit dem Jungfrauenschleier vom Bischof von Mainz erhalten hatte.

Mit Ehrfurcht stehen wir vor den Gebeinen des Heiligen, der aus einem Ritter der Welt ein Ritter des Christkönigs wurde und in ritterlicher Mannentreue seinem erwählten König den Eid der Treue bis zum Tode hielt.

Als sich Gerlach am 5. Januar 1171 zum Sterben niederlegte, soll nach der Legende St. Servatius erschienen sein und dem Heiligen, der ihn jahrelang so eifrig in Maastricht besucht hatte, die hl. Wegzehrung gebracht haben. Im weißen Ordenskleid der Prämonstratenser, das er als Einsiedler getragen hatte, wurde er in der kleinen Zelle, die er bewohnte, bestattet. Als sich ein paar Jahrzehnte später an dieser Stelle ein Prämonstratenser-Kloster erhob, wurden seine Gebeine in der Klosterkirche beigesetzt. Heute befinden sich Gerlachs Reliquien in der Kirche zu Houthen = St. Gerlach.

Johannes Nep. Neumann

6. Januar

(Gedenktag am 5. Januar)

Drei Länder sind stolz, diesen Diener Gottes zu den ihrigen zählen zu dürfen: Bayern als Stammland seiner Eltern, Böhmen als Land seiner Geburt und Heimat, Amerika als Land seines Wirkens und Sterbens. Bayern, Böhmen und Amerika begrüßten es mit hoher Freude, als der Prozeß um die Seligsprechung dieses Gottesmannes eingeleitet wurde, und sie erwarten voll Sehnsucht den Tag, wo sie rufen dürfen: Heiliger Johannes, bitte für uns!

Geboren wurde Johannes Nepomuk Neumann am 28. März 1811 in Prachatuz im Böhmerwald. Sein Vater war aus Bayern über die Grenze gewandert, um im Böhmisches als Strumpfwirker sein Brot zu verdienen. Aus dem Bayernlande hatte er eine kernhafte Frömmigkeit und Liebe zum katholischen Glauben mitgebracht. Im Verein mit seiner tiefreligiösen Frau mühte er sich, die Kinder zu braven Christenmenschen zu erziehen. Unbedingte Wahrhaftigkeit, selbstlose Liebe zu den Armen, täglicher Besuch des hl. Meßopfers, häufiger Empfang der hl. Kommunion – das waren die Punkte, auf die Vater und Mutter in der Erziehung das Hauptgewicht legten. Und das Wichtigste von allem war: die Kinder hörten von den Eltern nicht bloß gute Ermahnungen, sondern sahen auch ständig ihr gutes Beispiel. Sie lebten ihren Kindern ein vorbildliches Christenleben vor.

Im Schutz einer soldh gottesfürchtigen Familie wuchs Johannes heran. Der heiße Lebenswunsch der Mutter ging in Erfüllung, als der fromme, begabte Knabe den Wunsch äußerte, Priester werden zu dürfen. So kam der Zwölfjährige als Studentlein ans Gymnasium nach Budweis, wo er 1831 seine Ausbildung beendete. Schon als Student fing er mit ernster Entschiedenheit an, nach Vollkommenheit zu streben. Er begnügte sich nicht mit den gewöhnlichen religiösen Übungen, sondern suchte vor allem durch harte Selbstzucht und tägliche Abtötung seinen Willen und sein Fleisch in die Gewalt zu bekommen.

Nach einem kurzen Schwanken und vorübergehenden Hinneigen zum Studium der Medizin blieb er dem ersten Wunsch seiner Kindheit treu und bereitete sich an der Universität in Prag auf das Priesteramt vor. Immer klarer trat in diesen Seminarjahren der Gedanke vor Neumanns Seele: „Daß ich doch als Missionär wirken könnte!“ Mit Begeisterung las er in Zeitschriften die Berichte aus der Tätigkeit der Missionäre. Und als schließlich ein Freund, durch einen begeisternden Vortrag über den Seeleneifer des hl. Paulus hingerissen, zu Neumann sagte: „Ich gehe in die Mission!“, da kam auch in Johannes der Entschluß zum Reifen. Auch er wollte auf den Spuren des Völkerapostels wandern und das Licht des Evangeliums in die Länder dunklen Heidentums tragen. Als Land seiner Sehnsucht stand Amerika vor ihm, das damals noch zum großen Teil reines Missionsgebiet war.

Mit unbeugsamer Zähigkeit hielt nun Neumann an seinem Entschluß fest. Und er blieb ihm treu, auch als es große Mühe kostete, die Zustimmung der erschrockenen Eltern zu gewinnen, und als ihm durch die Verleumdung eines Mitstudenten und durch ungerechte Behandlung von Vorgesetzten große Enttäuschungen und bitteres Leid erwuchsen, ja sogar seine Bitte um Erteilung der Priesterweihe ihm verweigert wurde. Aber gerade diese Schwierigkeiten festigten seine Liebe zum Priestertum und stählten seinen Entschluß, Missionär zu werden.

Was die Heimat ihm versagte, sollte die Fremde ihm gewähren. In bewundernswertem Gottvertrauen machte sich Johannes Neumann unter großen Entbehrungen auf die Fahrt nach Amerika. Solch großes Gottvertrauen konnte nicht enttäuscht werden. Bereitwillig nahm der Bischof von Neuyork den jungen Auswanderer auf und verwies ihn an den Pfarrer einer deutschen Kirche, um diesem bei der Erteilung des Religionsunterrichtes zu helfen. Schon wenige Monate später, am 25. Juni 1836, wurde er zum Priester geweiht. Das Ziel seines Jugendstrebens war erreicht. In Williamsville bei Buffalo erhielt er seine erste Anstellung als Seelsorger. Da war er nun gleich mitten in das opfervolle Leben eines Missionärs hineingeworfen. Ein weit ausgedehntes Gebiet war seiner Sorge anvertraut. Große Wegstrecken galt es zurückzulegen, beschwerliche Märsche mußten gemacht werden, Raubtiere bedrohten den einsamen Wanderer, böse Menschen behinderten die Arbeit, Hunger und Kälte lähmten die Kraft, Enttäuschung und Erfolglosigkeit drohten den Mut zu brechen. Doch der Gedanke an die vielen unsterblichen Seelen, die es zu retten gab, schützte den Missionär vor dem drohenden Versagen. Ungeheuer war die Arbeit, die auf ihm lastete und die er wegen des großen Mangels an Missionären nicht mit einem andern Priester teilen konnte.

Immer deutlicher fühlte Johannes Neumann die Wahrheit des Bibelwortes: Weh dem, der alleinsteht! Nicht nur, daß er niemand hatte, mit dem er sich über seine seelsorglichen Erfahrungen aussprechen und beraten konnte, nicht nur, daß er viele kostbare Zeit mit der Sorge für die Bedürfnisse des täglichen Lebens verlieren mußte, seine Missionsarbeit zeitigte oft nur deshalb nicht die erwarteten Früchte, weil hinter dem Missionär nicht der Schutz und Rückhalt einer Genossenschaft stand. Diese Erkenntnis war es, die Johannes Neumann veranlaßte, im Jahre 1840 bei den Redemptoristen in Pittsburg einzutreten. Nun, da er Mitglied einer Genossenschaft geworden war, deren Hauptziel die Seelsorgertätigkeit durch Missionen ist, kannte sein Seeleneifer keine Grenzen mehr. Seine rastlose Arbeit brachte ihm nicht nur große Erfolge in der Missionierung, sondern trieb ihn auch im Orden von Stufe zu Stufe. Aus dem Superior in Pittsburg wurde in wenigen Jahren der Rektor in Baltimore und Oberer der ganzen Ordensprovinz. Unter seiner Leitung erhielt die Kongregation durch Errichtung von mehreren neuen Häusern großen Aufschwung. Den Novizen in Pittsburg gab er den heiligmäßigen Pater

Franz Xaver Seelos zum Novizenmeister. Durch Abhaltung von Exerzitien belebte und erneuerte er den apostolischen Geist unter Priestern und Ordensleuten. Die Jugenderziehung suchte er mehr und mehr in die Hände von tüchtigen Ordensschwestern zu legen. Die Armen Schulschwestern von München, die gerade in dieser Zeit ihre erste Niederlassung in Amerika gründeten, fanden in P. Neumann ihren größten Förderer.

Die erfolgreiche, vom Segen Gottes sichtbar begleitete Wirksamkeit P. Neumanns hatte von Anfang an die Aufmerksamkeit der kirchlichen Behörden erregt. So kam es für weite Kreise nicht unerwartet, als Pius IX. im Jahre 1852 P. Neumann zum Bischof von Philadelphia ernannte. Unerwartet kam es nur für den Ernannten selber, der alle Hebel in Bewegung setzte, um sich dem neuen Amte entziehen zu können. Aber am festen Willen des Papstes prallten alle seine Bitten und Beschwörungen ab.

Es schien, als ob das neue Amt P. Neumann neue Kräfte gegeben hätte. Er gönnte sich keine Ruhe und Rast mehr. Wie sein bischöflicher Ordensvater Alphons von Ligouri hatte er das Gelübde gemacht, keinen Augenblick Zeit zu verlieren, immer tätig zu sein. Dieses Gelübde führte er nun mit eiserner Willenskraft durch. Jeder Augenblick galt dem Wohl seiner Diözese und der Sorge für die anvertrauten Seelen. Auch als Bischof erteilte er den Kindern Religionsunterricht, hörte Beichte, predigte. Zur Belebung des religiösen Geistes führte er das vierzigstündige Gebet ein und gründete die Erzbruderschaft vom allerheiligsten Sakrament. Mehr als ein halbes Hundert neuer Kirchen wurde auf seine Anregung gebaut, die herrliche Kathedrale in Philadelphia entstand durch seine Tatkraft, ein neues Priesterseminar wurde ins Leben gerufen, katholische Schulen wurden überall eingerichtet. Fast übermenschliche Arbeit leistete Bischof Neumann. Bis tief in die Nacht hinein kam er nicht zur Ruhe, oft genug bestand sein Schlaf nur darin, daß er in einem Stuhl sitzend kurze Zeit ruhte.

Die Fahrt nach Rom, die er auf Einladung des Papstes 1854 unternahm, um an der feierlichen Verkündigung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängnis Mariens teilzunehmen, bot ihm willkommene Gelegenheit, noch einmal seine Heimat aufzusuchen. Welch eine Freude für den greisen Vater, als er nach langen Jahren seinen Sohn als Bischof wiedersehen durfte! Still und unerwartet hatte Bischof Neumann in die Heimat kommen wollen. Aber es gelang ihm nicht. Die stolze Vaterstadt bereitete ihrem großen Sohn, dem der Ruf der Heiligkeit vorausging, die prunkvollsten Ehrungen. Nach einem Besuch bei der Mutter Gottes und seinen Mitbrüdern in Altötting, kehrte er in seine Diözese zurück. Schon sechs Jahre später wurde der noch nicht 50jährige Oberhirte seiner Herde durch plötzlichen Tod entrissen. Am 5. Januar 1860 erlag er auf der Straße einem Schlaganfall.

Valentin stammt aus den Niederlanden und kam um das Jahr 440 wahrscheinlich im Gefolge der römischen Legionen in das Land zwischen Donau, Salzach und Inn. In Passau, das Standort eines niederländischen Regimentes war, begann er unter den ungünstigsten Bedingungen seine Missionsarbeit. Wohl gab es in Passau schon katholische Christen. Aber ihr Glaube hatte im Zusammenleben mit fanatischen Arianern und urwüchsigen Heiden tiefe Wunden erhalten. Die Wogen der Völkerwanderung, die den römischen Grenzwall durchbrachen und sich verheerend übers Land ergossen, die wachsende Sittenlosigkeit und Verwilderung, die aus der allgemeinen Zerrüttung und Not aufwuchs, drohten dem christlichen Glauben völligen Untergang. Nur ein Mann mit unbegrenztem Gottvertrauen konnte es wagen, gegen einen solchen Verfall anzukämpfen. Mutig erhob Valentin seine Stimme und suchte der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung Passaus die Botschaft des gütigen Gottessohnes zu bringen. Aber es war ein vergebliches Unterfangen. Seine Worte suchten umsonst einen Ankerplatz in den Herzen der Menge. In stumpfer Gleichgültigkeit hörten die einen auf den Prediger, während die andern alberne Witze rissen oder haßvolle Drohungen ausstießen. Valentin war wie ein Drescher, der leeres Stroh drosch. Trotz größter Bemühungen erntete er keine Frucht.

Doch in seiner Demut schob der Heilige die Schuld an seinem Mißerfolg weniger den Leuten zu als sich selbst. Kam seine Erfolglosigkeit nicht vielleicht daher, daß er keine apostolische Sendung hatte? Und so machte er sich kurz entschlossen auf die mühsame Wanderung über die Alpenpässe nach Rom, um sich dort von dem Nachfolger Petri Vollmacht und Segen zu erbitten. Papst Leo der Große, der durch Weisheit und Heiligkeit sich gleichermaßen auszeichnete, hörte mit Aufmerksamkeit den Bericht Valentins und erteilte ihm gerne die erbetene kirchliche Sendung. Von Freude beschwingt eilte nun der Glaubensbote wieder nach Passau zurück. Nun konnte es nicht mehr fehlen! Mit Feuereifer nahm er sein Lehramt wieder auf. Doch welche Enttäuschung! All sein Lehren und Reden, all sein Lieben und Wohltun blieb vergeblich. Und so stand er nach ein paar aufreibenden Jahren zum zweitenmal mit leeren Händen vor dem Papst. Allen Mut hatte er verloren. Verzagt bat er den Hl. Vater um Anweisung eines anderen Missionsgebietes. Doch Leo sprach dem Verzagten Mut zu und tröstete ihn, daß es ja nicht seine Schuld sei, wenn die ausgestreuten Samenkörner nicht aufgingen. Ein drittes Mal noch sollte er versuchen, die harten Herzen zu brechen. Sollte auch dieser Versuch fehlschlagen, dann möge er sich anderen Völkern zuwenden. Um ihm für die harte Arbeit im Steinbruch Gottes Kraft zu geben, weihte er Valentin zum Bischof.

Aber was der einfache Priester nicht erreicht hatte, gelang auch dem Bischofe nicht. All sein Mühen und Sorgen, all seine Langmut und Geduld scheiterten an der Halsstarrigkeit der Irr- und Ungläubigen. Gerade seine zweimalige Romreise und seine unbedingte Papsttreue hatte die Abneigung unter den Nichtkatholiken verstärkt, der Widerstand gegen den Glaubensboten versteifte sich; es kam so weit daß Valentin unter Mißhandlungen aus der Stadt getrieben wurde.

Aber der Missionseifer Valentins war nicht gebrochen. Er suchte sich ein neues Arbeitsfeld. Er fand es im rätischen Hochland. Auf der Flucht vor den Hunnen und germanischen Wanderstämmen hatten Tausende sich in die einsamen Bergtäler Graubündens und Tirols geflüchtet. Hier erschloß sich nun für Valentins Eifer ein weites Arbeitsfeld. Rastlos wanderte er paßauf und paßab durch die Täler und brachte den Heimatlosen die Botschaft vom Heiland. Von Graubünden bis Salzburg und hinunter bis Meran erstreckte sich Valentins Missionsgebiet. Auf den einsamen Höhen und in den abgelegenen Tälern gewann der Heilige, was die Stadt ihm verweigert hatte. Überall blühten kleine christliche Gemeinden auf.

Viele Jahre wanderte so Valentin als ein guter Engel lehrend, taufend, gnadenspendend durch die Täler Tirols. Als zunehmendes Alter und Erschöpfung ihm die Wanderungen mehr und mehr erschwerten, zog er sich in das günstig gelegene Mais bei Meran zurück, wo er ein Kloster und Kirchlein erbaute. Der Ruf seines heiligen Lebens zog lehr- und tröstbedürftige Menschen von nah und fern zu ihm hin. Um das Jahr 470 ging der heilige Wanderbischof nach einem Leben der Mühsal und Arbeit in die ewige Ruhe ein. Zu Beginn des 8. Jahrhunderts überführten die Langobarden den Leib des Heiligen nach Trient, von wo ihn der Bayernherzog Tassilo III. im Jahre 769 nach Passau übertragen ließ. So hielt der Tote triumphhaften Einzug in die Stadt, die den Lebenden einst vertrieben hatte.

St. Severin, der Apostel Norikums

8. Januar

Es war um die Mitte des 5. Jahrhunderts. Der Sturm der Völkerwanderung rüttelte die Länder Europas. Der Hunnenkönig Attila war soeben (454) gestorben. Seine Reiter hatten ihre Wagenburgen im Donaulande abgebrochen und waren weit nach Osten gezogen. Doch das vom Druck der wilden Horden frei gewordene Land konnte nicht lange aufatmen. Statt der Hunnen stießen nun germanische

Wanderstämme gegen die Donau vor. So uneins sie auch unter sich waren, so leitete sie doch alle ein gemeinsamer Wunsch: die Zertrümmerung des morschen Römerreiches. Das romanische Grenzland Norikum (ungefähr dem heutigen Österreich entsprechend) mit seiner höheren Zivilisation und seinem Reichtum hatte es den Germanenstämmen angetan. Ohne wirksamen Widerstand zu finden, durchbrachen sie mehrfach den Grenzwall und fielen in Norikum ein. Die Kastelle und Städte vermochten den Anprall der Völkerflut vorerst noch zurückzuschlagen, das flache Land aber war wehrlos dem Ansturm preisgegeben. Wie ein brausender Orkan wälzte sich der Völkerschwarm durch die Donauländer. Zerstampfte Felder, rauchende Häuser, erschlagene Menschen zeichneten den Weg der kraftstrotzenden Eindringlinge. Auch das Christentum, das in diesem Gebiet bereits erfolgreich aufgeblüht war, hatte unter dem Eindringen der teils arianischen, teils noch heidnischen Volksstämme stark zu leiden.

Mitten in diesem Vernichtungsturm, der über Norikum brauste, stand einem unerschütterlichen Felsen gleich St. Severin. Römer und Germanen, Verfolger und Verfolgte schauten mit seltsamer Scheu und Ehrfurcht auf diesen schwächlichen, verwitterten Mann mit den hellen Augen und beredten Händen. Wie einer der großen Seher des Alten Bundes wanderte Severin barfuß und ärmlich gekleidet durchs Land und mahnte zur Buße und weckte Hoffnung und forderte Recht. Niemand wußte, woher er gekommen war. Plötzlich war der kühne Mönch im Lande aufgetaucht und erschien den verzweifelten Norikern wie ein Bote des Himmels. Vergeblich suchten sie den Schleier des Geheimnisses, der den seltsamen Mann umhüllte, zu lüften. Allen versteckten oder offenen Fragen nach dem Woher setzte Severin hartnäckiges Schweigen entgegen. Seine Aussprache und sein ganzes Wesen ließen vermuten, daß er ein gebildeter Römer war, der sich im Streben nach Vollkommenheit von der Welt zurückgezogen und einige Zeit unter den Einsiedlern des Orients gelebt hatte, bis Gott ihn zu seinem Apostelamt unter den Norikern berief.

Bei Pöchlarn zimmerte sich Severin eine kahle Zelle aus rohen Baumstämmen. Aber nur selten war es ihm vergönnt, hier in stiller Abgeschlossenheit dem Gebete und der Betrachtung zu leben. Meist war der Gottesmann unterwegs. Predigend wanderte er als Apostel, Tröster und Berater durch das Land zwischen Passau und Wien. Die strenge Lebensweise des Predigers, der heilige Ernst seiner Worte, die göttliche Sendung, auf die er sich berufen konnte, verschafften ihm Achtung und Vertrauen. Mit gläubiger Liebe schauten die Leute zu dem Gottesboten auf und beeilten sich, seinen Mahnungen zum Gebet, zum Fasten, zu Werken der Barmherzigkeit nachzukommen. Severin scharte die schwerbedrängten Katholiken in den festen Römerplätzen um sich und entfaltete als ein wahrer Hirte der Seelen eine ganz wunderbare Tätigkeit. Mit nie versiegender Geduld und gottbegnadeter

Geschicklichkeit mühte er sich, die Christen in ihrem Glauben zu befestigen, ihr Leben und Gut zu schützen und die arianischen und heidnischen Eindringlinge zu bekehren. Wo er sich längere Zeit aufhielt, gründete er Zellen für Mönche, so zu Passau, Salzburg und in der Nähe von Wien. So wurde Severin der erste Begründer des Klosterlebens in den Donauländern.

Das Volk war von der Wahrheit der göttlichen Berufung Severins tief durchdrungen. Die Gabe prophetischer Hellsicht, die an dem Bußprediger zu beobachten war, bestärkte es noch in diesem Glauben. Wiederholt gelang es Severin, Ortschaften dadurch vor der Vernichtung zu retten, daß er vor Gefahren warnte, als noch niemand an Bedrohung dachte. Das Vertrauen zu diesem gottgesandten Retter und Mahner war so groß, daß die Städte wetteiferten, ihn möglichst lang in ihren Mauern beherbergen zu dürfen. Sie hatten das feste Vertrauen, daß keine feindliche Macht ihnen schaden könne, solange der Heilige bei ihnen weile. Severin rechtfertigte auch dieses Vertrauen. Ohne eine politische Mission zu haben, erwies sich dieser schlichte Priester als die stärkste Stütze des bedrängten Landes. Er war der Friedensbote zwischen den romanisierten Norikern und den vordringenden Germanen. Unerschrocken stellte sich der wehrlose Mönch den Eroberern entgegen und bestimmte sie durch die Macht seiner Persönlichkeit zu Milde und Gerechtigkeit. Wiederholt wagte er sich allein ins feindliche Lager, wo er den Stammesfürsten ihre Härten vorhielt und die Freigabe der Gefangenen erreichte. So manche Ortschaft bewahrte er durch sein Dazwischentreten vor der Plünderung, wichtige Friedensverhandlungen gingen durch seine Hände. Es war auffallend, mit welcher Achtung selbst die arianischen Germanen, die alles Katholische so leidenschaftlich haßten, diesem katholischen Priester entgegenkamen.

Mit beispielloser Liebe hing das Volk von Norikum an seinem machtvollen Sachwalter. Was zeigt den weitgehenden Einfluß Severins besser als die Tatsache, daß es ihm gelang, ein freiwilliges Almosen zu einem regelmäßigen Tribut zu erheben? Um die Armen- und Krankenpflege zu organisieren, forderte er nämlich einen regelmäßigen Zehnten, den das ganze Land, ja sogar die von dem Gottesboten nie besuchten Alpentäler bereitwillig entrichteten. Severin war der eigentliche Führer der Donauchristen geworden, der einem Täufer Johannes gleich 25 Jahre lang am Ufer der Donau stand und mahnte und predigte, ein Friedensstifter und Wohltäter von größtem Ausmaße. Welches Opfer er bei dieser Tätigkeit brachte, zeigt das Wort, das ihm gelegentlich entschlüpfte: „Ist es nicht genug, daß ich meine geliebte Einsamkeit habe verlassen müssen, um zu euch zu kommen?“ Sein Sinn ging nach Einsamkeit und Stille.

Die Kunde von dem Propheten an der Donau lief von einem Volksstamm zum anderen und lockte manchen Fremden herbei, der den Apostel Norikums kennen lernen und seinen Segen erleben wollte. So trat eines Tages auch ein hochgewach-

sener Mann, der Heruler-Fürst Odoaker, durch die niedere Zellentür Severins, um den Gottesmann wegen seines geplanten Zuges nach Italien zu befragen. Severin sah von Gott erleuchtet in dem Krieger den kommenden römischen Kaiser und sagte ihm: „Zieh hin nach Italien! Noch siehst du ärmlich aus, aber bald trägst du das Schicksal der Völker und schenkst ihnen Gaben der Fülle aus ruhmreicher Hand.“

Wie sehr Severin die letzte Stütze der religiösen und staatlichen Ordnung im Donauland gewesen war, zeigte sich ganz deutlich, als er am 8. Januar 482 starb. Es war, als wäre nun mit einem Schlag der Damm gebrochen, der sich dem Eindringen der germanischen Völkerfluten entgegengestemmt hatte. Das Römerreich an der Donau brach zusammen und die Bayern, Avarn und Slawen überschwemmten das Land. Die Klöster, die Severin eingerichtet hatte, wurden zerstört, das Christentum vernichtet, Norikum sank wieder ins Dunkel des Heidentums zurück. Erst nach 200 Jahren, als das Donauland von Passau und Salzburg aus aufs neue christianisiert wurde, erstand Severins Andenken zu neuem Leben, um nicht wieder zu erlöschen. Heute noch verehren die Gauen Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten den Heiligen Severin als ihren Schutzgeist und Patron. So erfüllte sich, was der Diakon Paschasius dem Verfasser von Severins Lebensgeschichte schrieb: „Was ein Heiliger getan, kann niemals untergehen im Strom der Zeit.“

Pauline Marie Jaricot

9. Januar

Als Stifterin des „Werkes der Glaubensverbreitung“ und des „Lebendigen Rosenkranzes“ hat sich Pauline M. Jaricot auch in deutschen Landen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Doch während ihre Stiftungen allen Katholiken bekannt sind, ist die Gottselige selbst wenig volkstümlich geworden. Das Los, das der Lebenden beschieden war: verkannt und zurückgesetzt zu sein, scheint auch der Toten treu zu bleiben.

Die Kindheit Paulinens fällt mitten in die Schreckenszeit der französischen Revolution. Ein Sturm von Angst und Schrecken fegte über das Land, als Pauline am 22. Juli 1799 in der alten Märtyrerstadt Lyon geboren wurde. Auch gegen ihren Vater, der sich durch angestrengten Fleiß und größte Sparsamkeit vom Bettler zum reichen Handelsherrn emporgearbeitet hatte, richtete sich die Plünderungswut

der aufgehetzten Rotten. Vergessen war all das viele Gute, das die Armen und Notleidenden jederzeit im Hause Jaricot erhalten hatten. Die Jaricots waren reich und waren treukatholisch – war das nicht mehr als genug, um den Pöbel zu reizen? Unter Lebensgefahr mußte die Mutter mit den Kindern auf ein Landgut flüchten, um nicht ermordet zu werden. Todesangst, überstürzte Flucht, ständige Aufregungen, Mordgeschrei, Kriegslärm – das waren keine gütigen Feen, die an Paulinens Wiege standen. Das alles mag zur Formung des schwierigen, zwiespältigen Charakters beigetragen haben, unter dem Pauline zeitlebens litt. Es war, besonders in der Jugend, viel Unausgeglichenes, Überhitztes, Übersteigertes in ihr. Wie ein Rausch konnte die Frömmigkeit sie überfallen. Viele Stunden kniete sie dann in der Kirche und betete mit der Hingabe und Opferbereitschaft einer Heiligen. Uferlos war ihr Drang zu helfen und zu schenken. Alle Armut, alles Elend in der Welt hätte sie auslöschen mögen. Aber diese kleine Gottesfreundin trug auch einen sehr eigenwilligen Kopf und besaß ein sehr eitles, gefallsüchtiges Herz. Das Mädchen brannte vor Verlangen, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Sie besuchte Konzerte und Theater, tanzte ganze Nächte hindurch, trieb Reitsport und war überall zu sehen, wo die „bessere Welt“ sich traf. Es schmeichelte ihrem Ehrgeiz, wenn sie sah, wie die jungen Herren sich um sie bemühten und den „Goldfisch“ einzufangen suchten. Aber so sehr sich Pauline von den verführerischen Lockungen der Eitelkeit und Liebe bezaubern ließ, so überschritt sie doch nie die Grenze der Schicklichkeit.

Pauline war bei diesem nach außen hin glänzenden Gesellschaftsleben keineswegs glücklich. Ihre Seele hungerte zu sehr nach Gott. Ein unglücklicher Sturz, der eine lange, schwere Nervenerkrankung zur Folge hatte, bahnte die Wendung an. Dem Tode nahe erhielt Pauline durch den Empfang der hl. Kommunion augenblicklich Linderung. „Etwas Unausprechliches ging in mir vor. Von Stunde an konnte die Zunge wieder die Gedanken verständlich ausdrücken, die Glieder wurden lenksamer, die Nervenzuckungen hörten auf.“ Was die lange Krankheit angebahnt hatte, brachte ein heiligmäßiger Beichtvater zur Vollendung. Es kam die große „Kehre“: die Abkehr von der Welt und die Hinkehr zu Gott. Mit dem ganzen Ungestüm ihrer leidenschaftlichen Seele warf sich nun die Siebzehnjährige in die Arme Gottes. Die schwierigsten Übungen der Frömmigkeit nahm sie in ihre Tagesordnung auf. Auch äußerlich trat die „Bekehrung“ in Erscheinung. Das bisher nach neuester Mode gekleidete Fräulein Jaricot erschien plötzlich wie ein Dienstmädchen vom Lande, mit einem groben blauen Rock, derben Schuhen und weißem Schultertuch. Ihre Bekannten entsetzten sich über diese „Verrücktheit“. Das Kopfschütteln wurde noch stärker, als Pauline ihre kostbaren Schmucksachen verkaufte und im Armenspital die Pflege der widerwärtigsten Kranken übernahm. Kein Wunder, daß die Welt, die einem solchen Erfaßtwerden vom Feuerbrand der

Gottesliebe immer verständnislos gegenübersteht, an Paulinens gesundem Verstand zu zweifeln begann und sie für hysterisch hielt.

Den treuesten Freund fand Pauline in ihrem Lieblingsbruder Phileas. Er verstand seine „schwärmerische“ Schwester. Glühte doch auch in seiner Seele ein heiliger Opferbrand, der ihn bestimmte, Priester zu werden, um als Missionär unter den Kannibalen wirken zu können. Mit regster Teilnahme verfolgte Pauline die Missionsarbeit des Bruders und opferte alle ihre Ersparnisse für sein Missionswerk. Ganz erfüllt von dem Wunsch, dem Bruder und allen Heidenmissionären zu helfen, kam ihr eines Abends wie eine Erleuchtung der Gedanke: Welch eine Hilfe könnte den Missionären geleistet werden, wenn jeder Katholik wöchentlich einen Sou (damals vier Pfennige) opferte! Rasch kritzelte sie auf die Rückseite einer Spielkarte einen näheren Plan dieser Missionshilfe: das „Werk der Glaubensverbreitung“ sollte in strenger Organisation aufgebaut und in Zehner- und Hundertschaften gegliedert werden. An einer obersten Sammelstelle sollten alle Opferpfennige zusammenfließen und von hier aus an die einzelnen Missionen verteilt werden. Trotz anfänglicher Gegnerschaft einzelner Kreise faßte das Werk der Glaubensverbreitung mit überraschender Schnelligkeit festen Fuß. Pius VII. billigte den „von Gott kommenden Plan“ in seinem ganzen Umfang und segnete das Werk mit Freuden. Leo XIII. schrieb später in einem Breve: „Pauline Maria Jaricot hat den Plan des Werkes der Glaubensverbreitung entworfen und zur Ausführung gebracht. Es ist das jene erstaunliche Geldsammlung, die aus dem wöchentlichen Beitrag der Gläubigen besteht, von den Bischöfen und dem Heiligen Stuhl mit Lobeserhebungen überhäuft wurde und den katholischen Missionen so reichliche Hilfsmittel zuführt.“

Trotzdem der Verein der Glaubensverbreitung ausschließlich ihr eigenes Werk war, ließ es die Gründerin ruhig geschehen, daß ihr vom Verwaltungsrat die Leitung der Bewegung aus der Hand genommen und sie vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde. Demütig opferte und arbeitete sie künftig wie ein einfaches Mitglied für die Missionen und ertrug es, daß ihre Verdienste um das segensreiche Werk mehr und mehr in Vergessenheit gerieten oder in verletzender Weise als „Hirngespinnst einer Betschwester“ bezeichnet wurden.

Als im Jubeljahre 1825 in einem päpstlichen Rundschreiben sorgenvolle Klagen über die wachsende Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit der Welt erhoben wurden, kam Pauline Jaricot ein zweiter großer Gedanke: Wie segensvoll müßte es sein, wenn viele tausend fromme Seelen durch gemeinsames Rosenkranzbeten den Himmel um Gnade und Verzeihung bäten! Um jede Überlastung zu vermeiden, könnten sich je 15 Personen täglich in den Rosenkranz teilen. Wenn jede von ihnen täglich ein bestimmtes Gesetzchen betete, dann wäre die Kette geschlossen und der ganze Rosenkranz vollendet. Dieser Gedanke Paulinens fand unter der

Bezeichnung „Lebendiger Rosenkranz“ rasch Verbreitung, wenngleich ihre alten Gegner auch gegen dieses Werk Sturm liefen und es zu vernichten suchten.

Die Leitung des „Lebendigen Rosenkranzes“ wurde nun Paulinens segensreiche Hauptarbeit. In einer Fülle von Briefen und Rundschreiben suchte sie den Gedanken der großen Gebetsgemeinschaft immer mehr zu vertiefen. Durch Gebet und Nachtwachen, Fasten und andere Kasteiungen mühte sie sich um den Segen Gottes für ihr Werk. Durch Verbreitung von Kruzifixen, Medaillen, Erbauungsbüchern wollte sie die einzelnen Mitglieder immer mehr in den schönen Sinn des „Lebendigen Rosenkranzes“ hineinführen. In ihr Haus Loretto bei Lyon, wo sie mit einigen Jungfrauen als „Gesellschaft Mariä“ ein gemeinsames Leben führte, kamen Bischöfe, Ordensleute, Missionäre, Rat- und Hilfesuchende aller Art.

Eine Kette von seelischen und körperlichen Leiden machte dieses Loretto zu einem Golgotha. Eine schwere Prüfung war es für Pauline, als sie die Nachricht von der Ermordung ihres Bruders Phileas erhielt. Im Revolutionssturm 1834 lag ihr Haus vier Tage lang unter dem Gefechtsfeuer der Aufständischen und der Regierungstruppen. Der ausgestandene Schrecken hatte ihre ohnehin lebensgefährliche Herzerweiterung so verschlimmert, daß man mit ihrem Ableben rechnete. Allen Befürchtungen der Ärzte und ihrer Bekannten trotzend unternahm die Sterbenskranke in starkem Vertrauen eine Wallfahrt zum Grabe der hl. Philomena in Mugnano bei Neapel. In Rom kam sie so schwach an, daß sie halb tot auf die Audienz beim Papst verzichten mußte – ein Verzicht, der freilich durch einen zweimaligen Besuch Gregors XVI. in ihrer Wohnung reichlich wettgemacht wurde. Das Vertrauen auf die hl. Philomena täuschte nicht: Pauline erhielt in Mugnano völlige Heilung.

Nun war sie stark genug, am schwersten Schicksalsschlag ihres Lebens nicht zu zerbrechen. Schon während der Revolutionsjahre war in ihr der Gedanke gereift, den verhetzten Arbeitermassen das Ideal eines christlich geführten Industrieunternehmens in einem praktischen Beispiel vor Augen zu führen. Bereits hatte sie eine sogenannte „Himmelsbank“ gegründet, um mit katholischem Kapital die wucherische Ausbeutung der kleinen Leute zu verhindern. Und nun suchte sie durch Gründung einer musterhaften Arbeiterkolonie ihrem sozialen Hilfswerk die Krone aufzusetzen. Sie kaufte ein Hüttenwerk mit starkem Erzlager. Viele Arbeiter, Dienstmädchen, Handwerker, die ihr blind vertrauten, legten ihre Ersparnisse in diesem Unternehmen an. Alle Bedingungen für ein gutes Gedeihen waren gegeben. Da kam der schreckliche Schlag: der bevollmächtigte Vertreter Paulinens veruntreute die riesigen Summen bis auf den letzten Pfennig. Nicht nur Paulinens eigenes Vermögen war verloren, auch die Spargroschen der Arbeiter und Dienstboten waren verschleudert. Nichts konnte den Ruin aufhalten, keine noch so verdemmütigenden Bittgänge, keine Rettungsversuche angesehener Freunde.

Es war ein unblutiges Martyrium, das Pauline von dem Zusammenbruch dieses Werkes vierzehn Jahre lang bis zu ihrem Tode litt. Helfen hatte sie den Armen wollen, und nun waren sie gerade durch sie ins Elend gestoßen worden! Bittere Vorwürfe, Drohungen, Schmähbriefe wurden nun Paulinens tägliches Brot! Der Gedanke an die vielen armen Geschädigten ließ ihr keine Ruhe. Krank und fiebernd machte sie sich auf und bettelte vier Jahre lang straßauf, straßab durch ganz Frankreich an den Haustüren, um den kleinen Sparern wenigstens etwas ihrer Einlagen zurückzahlen zu können. Jeder Pfennig, der ihr geschenkt wurde, wanderte zu den Gläubigern. Sie selbst saß in den Jahren des einsamen Alters vom Morgen bis zum Abend über Handarbeiten gebeugt, um nicht verhungern zu müssen.

Verkannt und verleumdet ging sie ihren schweren Kreuzweg. Kardinal Villecourt sagte einmal über sie: „Das Leben dieser wahren Tochter der Kirche ist ein Rätsel, das niemand lösen kann. In allem liegt etwas Außerordentliches, so daß man sich nicht des Gedankens zu erwehren vermag, so große Prüfungen haben wohl nur darin ihren Grund, daß Pauline in ganz besonderer Weise vorbestimmt war, ein Schlachtopfer zu werden.“

Es war ein Tag der Erlösung, als Pauline M. Jaricot am 9. Januar 1862 in die himmlische Heimat einging. „O Paradies, wie schön bist du! O Glück ohne Ende! O göttliches Licht!“ So jubelte sie sterbend dem ewigen Glück entgegen. Alle die hunderttausend Seelen jener verstorbenen Heidenkinder, die durch den Kindheits-Jesu-Verein losgekauft und getauft werden konnten, werden sie begrüßt und im Triumphzug vor Gottes Thron geleitet haben.

Ludwig Blossius

10. Januar

(Gedenktag am 7. Januar)

Die Blois gehörten zu einem der angesehensten Grafengeschlechter des Hennegaus. Welch bevorzugte Stellung sie in den Niederlanden einnahmen, zeigt sich darin, daß der 1506 geborene Ludwig de Blois gemeinsam mit dem späteren Kaiser Karl V. von dem nachmaligen Papst Hadrian VI. unterrichtet wurde. Bei solch hohen Beziehungen stand dem jungen Grafen eine glänzende Laufbahn in Aussicht. Doch wie eine falsche, entwertete Münze warf er die aussichtsreiche Zukunft von sich und ging ins Kloster.

Was hatte den jungen Grafen zu diesem aufsehenerregenden Schritt veranlaßt? Ludwig de Blois (später gab er seinem Namen die lateinische Form Blossius) erhielt bei einem Turnier eine schwere Kopfverletzung. In den Tagen, wo er mit dem Tode rang, und in den langen Wochen der Genesung erschloß sich ihm das Auge für die Welt des Geistes. Alles erschien ihm wertlos, außer Gott zu dienen und für die Seele zu sorgen. Kaum war er genesen, da zog er die Schlußfolgerung aus dieser Erkenntnis und machte den Schlußstrich unter sein in den Augen der Welt so verheißungsvolles Leben. Er trat in die Benediktinerabtei Liessies bei Cambrai ein. Mit hochgespannten Erwartungen ging Ludwig durch die Klosterpforte. Sein jugendlicher Idealismus sah in einem Kloster einen wahren Vorhof des Himmels und die Menschen darin erschienen ihm wie Engel. Nun mußte er aber bald sehen, daß er einer Täuschung zum Opfer gefallen war. Das waren ja gar keine Engel und Heilige, mit denen er nun an einem Tische saß und in einem Chore betete! Das waren nur Menschen, zwar Menschen mit gutem Willen und ehrlichem Streben, aber auch Menschen mit Ecken und Kanten, mit störenden Unvollkommenheiten und all den – ach so lästigen! – Menschlichkeiten! Liessies war kein Musterkloster. Die Ordenszucht war etwas erschlafft, das Streben nach Vollkommenheit war bei manchen Mönchen etwas erlahmt. Doch bald hatte Ludwig die anfängliche Enttäuschung überwunden. Mit Feuereifer nahm er das schwere Werk der Heiligung in die Hände. Er überflügelte alle Mönche an Kraft des sittlichen Wollens und an Tiefe des religiösen Erlebens. Aufmerksam verfolgte der greise Abt den vorbildlichen Ordensgeist des Novizen. Er hatte solches Vertrauen zu der Charakterstärke des jungen Mönches, daß er ihn schon 1527, als Ludwig an der Universität in Löwen sich auf das Priestertum vorbereitete, zu seinem Koadjutor (Stellvertreter) mit dem Recht der Nachfolge wählen ließ. Ein paar Jahre später stand der noch nicht einmal zum Priester geweihte Blossius am Totenlager seines Abtes. Als Vierundzwanzigjähriger mußte er das Amt des Abtes und damit die Sorge und Verantwortung für das Heil der großen Klostergemeinde übernehmen.

Im heiligen Eifer und Ungestüm der Jugend begann Blossius seine Amtstätigkeit. Liessies mußte unter ihm ein Musterkloster werden, eine Pflanzstätte der Ordenszucht und Frömmigkeit. Die strengen Grundsätze, nach denen er bisher gelebt hatte, sollten nun Richtschnur und Verpflichtung für alle werden. Der junge Abt hatte sich noch nicht zur Erkenntnis durchgerungen, die er später in den Worten niederschrieb: „Alles muß mit Mäßigung geschehen, damit nicht die Natur zu sehr angegriffen werde und unter der Last erliege... Nicht allen ist gleichviel Gnade gegeben, nicht für alle passen die gleichen Übungen, nicht alle werden vom Heiligen Geist auf die gleiche Weise bewegt und gezogen.“ Er suchte alle Mönche mit seinem Maße zu messen und stellte an alle die nämlichen hohen An-

forderungen, die er von sich selbst verlangte. So mußte seine Reformtätigkeit auf unerwartete Hindernisse stoßen. Bei manchen der älteren Mönche erhob sich gegen den neuen Geist Abwehr. Unwillig verfolgten sie die Neuerungen des jungen Abtes, der immer schmerzvoller den Widerstand fühlte, der seinem Vorwärtstürmen entgegengesetzt wurde. Sieben Jahre kämpfte er unermüdet in Gebet und Aufopferung gegen das Bleigewicht, das ihn an seinem hohen Fluge hemmte.

Da schickte Gott eine Prüfung über das Kloster, die ihm zum Segen werden sollte. Durch einen Einfall der Franzosen wurde die ganze Klostergemeinde zersprengt. Die Mönche mußten flüchten, um ihr Leben zu retten. In Ath, einem Klostergut, fand der Abt eine Zufluchtstätte. Wie glücklich war er, als sich dort von seinen Mönchen noch drei einfanden, die immer zu seinen treuesten Helfern im Kampfe gegen den Verfall der Ordenszucht gehört hatten. Nun wurde ihm die Verbannung zum Paradies. Jetzt konnte er mit diesen ihm treu ergebenen Mönchen ein Ordensleben führen, wie es ganz seinen Idealen entsprach. Am liebsten wäre er gar nicht mehr nach Liessies zurückgekehrt. Aber dort hatten sich nach dem Abzug der Franzosen die geflohenen Brüder wieder zusammengefunden und riefen nach ihrem Abt. Als Blossius mit dem Kommen zögerte, veranlaßten sie den Kaiser, den Abt im Gehorsam zurückzurufen. Schweren Herzens verließ Blossius Ath und kehrte an die Stätte seiner Kämpfe und Opfer zurück.

Doch er kam als ein anderer. In den Jahren schmerzlicher Enttäuschung hatte er einsehen gelernt, daß es unklug sei, von allen Mönchen Höchstforderungen zu verlangen. Er war in den Jahren des innerlichen Ringens milde und verstehend geworden. Ruhig und sanft, geduldig und gütig kam er nun auch den Trotzigen und Widerspenstigen entgegen. Er behandelte sie voller Liebe und Sanftmut, als Menschen, die nach Gottes Willen Helferdienste am Werke seiner Heiligung leisten mußten.

Die Jahre hatten Blossius gemäßiger gemacht in den Forderungen von Bußwerken und Abtötungen. Nun schreibt er: „Wer im Geistesleben Fortschritte machen will, strebe nicht vermessen nach etwas, was seine Kräfte übersteigt. Speise und Trank, Schlaf und Erholung, soweit dies alles notwendig ist, versagt ein Diener Gottes seinem Leibe nicht. Er hat auch nicht leicht ungestümes Verlangen nach ungewöhnlich strengem Fasten. Auch in seinen inneren Übungen bezähme er die schrankenlose Einbildungskraft und vermeide sorgfältig alles Ungestüme und Schrankenlose und Überspannte in seinem Umgang mit Gott. Nicht in übertriebenen Bußwerken besteht die Vollkommenheit, sondern in der gänzlichen Hingabe an den Willen Gottes.“

Das Ungestüm des ersten Jugendeifers hatte sich zu der Weisheit und Einsicht des wahren Gottesmannes geklärt. So kann es nicht wundernehmen, daß in der Klostergemeinde Widerspenstigkeiten und Trotz immer mehr schwanden. Liessies

wurde nun wirklich zu einem kleinen Paradies, in dem alle ein Herz und eine Seele waren und nichts mehr kannten als Gott zu lieben und ihm zu dienen. So eng verwuchs Ludwig Blossius mit seinen Mönchen, daß keine noch so ehrenvolle Ernennung ihn von seinem geliebten Kloster trennen konnte; selbst den erzbischöflichen Stuhl von Cambrai schlug er aus, um in seinem „Nestchen“ bleiben zu können. Durch seine vielen geistlichen Schriften wurden seine erleuchteten Gedanken in alle Welt getragen. Als einer der ersten erkannte der Heilige die Drangsal, die von Wittenberg aus sich über die Christenheit erhob. Deshalb bot er seinen ganzen Einfluß auf, um den neuen Orden des hl. Ignatius von Loyola zu unterstützen, da er in der Gesellschaft Jesu das stärkste Bollwerk gegen die neue Lehre erkannte. Als erster führte er in seinem Kloster und in den ihm nahestehenden Benediktinerabteien die ignatianischen Exerzitien ein. Mit großem Kummer mußte es Ludwig Blossius erleben, wie der Protestantismus mehr und mehr auch in den Niederlanden eindrang. Doch blieb es ihm erspart, noch die Greuel der Religionskriege zu erleben, die sein Heimatland so schrecklich zersfleischten sollten. Am 7. Januar 1566 ging der Fünfzigjährige nach kurzer Krankheit in die Ewigkeit, zum Herrn, dem all sein Arbeiten und Wirken gegolten hatte. Sein Grabmal trägt die Worte: „Wie in einem Strom ergoß sich in ihm die Weisheit.“

Ein Ausspruch des Heiligen: „Alles muß mit Mäßigung geschehen, damit nicht die Natur unter der Last erliege. Nicht allen ist gleichviel Gnade gegeben, nicht für alle passen die gleichen Übungen, nicht alle werden vom Heiligen Geist auf die gleiche Weise bewegt.“

Maria von Mörl

11. Januar

Der adelige Name könnte zu der Anschauung verleiten, das am 16. Oktober 1812 in Kaltern geborene Mädchen sei im Schoße einer reichbegüterten, vornehmen Familie aufgewachsen. Das war aber nicht so. Die Mörls gehörten zum verarmten Südtiroler Landadel. Schon früh mußte Maria die Sorge kennenlernen. Zu der eigenen, fast beständigen Kränklichkeit gesellte sich die immer mehr zunehmende Not der Familie. Da der Vater in stumpfer Untätigkeit alles treiben ließ, nahm sich das ungewöhnlich ernste Mädchen, als Älteste der acht Geschwister im Verein mit der Mutter des vernachlässigten Haushaltes an und wußte durch

Umsicht und Sparsamkeit den völligen Zusammenbruch zu verhüten. Als aber die Mutter schon 1827 starb und die ganze Sorge um den Haushalt und die Erziehung der Geschwister auf der 15jährigen Maria lag, da wurde die Last zu groß: ein schweres Nervenfieber warf die Achtzehnjährige aufs Krankenbett und brachte sie dem Tode nahe. Langsam erholte sie sich von dem schweren Leiden, aber ihre Gesundheit war für immer gebrochen.

Wie hätte das junge Mädchen ihr frühes, schweres Siechtum mit einem die Bewunderung der Umwelt erregenden Heldenmut ertragen können, wenn ihr nicht aus dem Religiösen ein nie versiegender Kraftquell zugeflossen wäre? Von früher Kindheit an neigte Maria zu tiefer Frömmigkeit. Mit der unverfälschten Andacht eines natürlichen Landmädchens klammerte sie sich an Gott. In ständiger Gebetsvereinigung mit ihm verrichtete sie ihre Arbeiten und erledigte sie ihre oft so harten Pflichten. Mit besonderer Verehrung hing sie am allerheiligsten Altarssakrament. Wenn sie die hl. Kommunion empfangen hatte, versank sie immer in stumme Andacht, ja es zeigte sich, daß sie nicht selten jedes Bewußtsein von Zeit und Raum verlor. Dieser Zustand der Verzückung und Beschauung, in den Maria anfangs nur nach dem Empfang der hl. Kommunion verfiel, stellte sich nach und nach immer häufiger ein, so daß sie fast beständig der Welt entrückt und in die Übernatur versunken war.

Trotz aller Behutsamkeit des Beichtvaters konnte es nicht verhindert werden, daß der Ruf von dem eigenartigen Gebetsleben des Mädchens aus Kaltern sich allmählich über ganz Tirol ausbreitete. Das Aufsehen wurde erst recht groß, als Maria 1834 die Wundmale Christi empfing. Zutiefst erschrocken bemerkte sie das Blut an den Händen. Sie glaubte, sich mit einer Nadel gestochen zu haben und suchte das Blut abzuwischen. Aus den Strümpfen wollte sie die Blutspuren mit Zitronensaft tilgen, damit niemand auf die Wunden aufmerksam würde. Kam Besuch, dann mühte sie sich, die Hände schnell unter der Decke zu verstecken, „wie ein Töchterchen, das sich etwa die Manschetten mit Tinte besudelt hat und nun vor der kommenden Mutter verbirgt“ (Görres). Wie wenig Maria von Mörl etwa mit den Wundmalen sich rühmen und das Aufsehen auf sich lenken wollte, zeigt ein Bericht, den der Pfarrer von Kaltern dem Fürstbischof von Brixen erstattete und in dem es hieß: „Maria ist über diese Erscheinung äußerst bestürzt, sie schämt sich und fürchtet, daß es Täuschung sein könne und daß es bekannt werden möchte. Sie bat mich, es ja geheim zu halten. Ich versprach es, suchte sie zu beruhigen und sagte, sie sollte dies wie ihre übrigen Krankheiten ansehen und von der weisen Hand Gottes annehmen und sich ja nichts darauf einbilden. Doch ist dies letztere nicht zu befürchten; denn sie ist die Demut selbst.“

Wie mag dieses demütige Mädchen unter dem Zustrom der Neugierigen aus aller Welt gelitten haben, die sich in ihre Krankenstube drängten! Eine allgemeine

Bewegung erfaßte das Volk. Mit Kreuz und Fahnen machten sich die Tiroler Gemeinden auf und wallfahrteten nach Kaltern. Ungeheuer war der Zulauf der Menschen aus allen Ständen, die sich an dem ergreifenden Anblick der Ekstatikerin erbauen wollten. Unter den Besuchern des begnadigten Mädchens waren auch der Dichter Klemens Brentano und der berühmte Josef von Görres. Brentano, der wiederholt Zeuge des Passionsleidens war, das Maria in der Verzückung miterlebte, erzählt: „Alle Geduld, Marter, Verlassenheit und Liebe des sterbenden Jesus tritt an ihr hervor mit unaussprechlicher Wahrheit und Würde. Man sieht sie nach und nach sterben, ihr Angesicht erhält dunkle Flecken, die Nase wird spitz, die Augen brechen, der kalte Schweiß rinnt nieder, der Tod kämpft in der zitternden Brust, der Kopf erhebt sich mit schmerzlich geöffnetem Mund. Die Zunge verdörrt und zieht sich krampfhaft zurück, die Luft girrt unwillkürlich aus der Kehle, der Oberleib erzittert schrecklich, die Hände sinken, und dann fällt das unkenntlich gewordene Haupt zur Rechten, tief auf die Brust.“

Das Miterleben oder vielmehr Mitsterben des Todes Christi durch Maria war ein erschütternder Vorgang, dessen tiefem Eindruck sich niemand entziehen konnte.

In unbegrenztem Vertrauen brachte das gläubige Volk seine Anliegen mündlich und brieflich zu Maria; das Kreuz und Leid des ganzen Landes wurde ihr zugezogen. Immer war sie bereit, Fürsprache bei Gott einzulegen, und oft genug übernahm sie in stellvertretender Liebe Krankheiten, um andere davon zu befreien. Bei all der Verehrung aber, die ihr erwiesen wurde, bei all den außerordentlichen Gnaden, die sie an sich erfuhr, blieb Maria von Mörl das demütige, natürliche Landmädchen voll unbefangener Kindlichkeit. Nichts Überspanntes, nichts Frömm-lerisches war an ihr zu entdecken. In den Zeiten, wo sie von Ekstasen frei war, hatte sie, wie Görres erzählt, den „Ausdruck eines in Einfalt und Natürlichkeit erwachsenen Kindes. Auch der Ausdruck ihres Auges ist fröhliche, unbefangene Kindlichkeit. Klar wie es ist, kann man durch dasselbe bis zum innersten Grund ihrer Seele schauen, und überzeugt sich bald, daß nirgendwo im ganzen Umkreis sich ein dunkler Winkel findet, in den sich irgendein Arg verstecken könnte. Nichts Trübes und Kopfhängerisches ist in ihrem ganzen Wesen zu entdecken, keine sentimentale, verschwommene Weichlichkeit, keine heuchlerische Grimasse, noch auch eine Spur irgendeines versteckten Hochmutes: überall nichts als der Ausdruck heiterer, unbefangener, in Einfalt und Schuldlosigkeit bewahrter Jugend.“

Über dreißig Jahre lebte die begnadigte Jungfrau in ekstatischer Betrachtung der Glaubensgeheimnisse, im Fürbittgebet und im Sühneleiden für ihre Mitmenschen, in ständigem Wechsel von beseligender Verzückung und qualvollem Leiden, von jubelnder Anbetung und schweren seelischen Anfechtungen. Am 11. Januar 1868 erlosch dieses Leben, das wie eine geweihte Opferkerze über dem Land Tirol gebrannt hatte.

Das rheinische Dorf Golzheim bei Düren ist die Heimat dieses in seiner frommen Herzensunruhe und nimmermüden Wanderlust so durch und durch deutschen Mannes. Karg und hart war die Kindheit Hanskaspar's. Seine Eltern hatten durch widrige Schicksalsschläge ihr Vermögen eingebüßt. So mußte der 1698 geborene Waldlerbub schon früh bei der Arbeit mithelfen, zumal der Vater früh starb und die Mutter trotz äußerster Anstrengung oft nicht genügend Brot für die Familie beschaffen konnte. Doch wenn Hanskaspar das Vieh hütete oder in der Scheune hantierte und auf dem Felde wirkte, da flog sein Sinn über die Wälder der Heimat hinaus in die weite Welt. Wie schön mußte es sein, studieren und das Gelernte auf Wanderfahrten immer weiter vertiefen zu dürfen! Es war eine große Gnade Gottes, daß Hanskaspar eine Mutter hatte, die für die Sehnsucht einer Knabenseele ein verstehendes Herz hatte. In ihrer Mutterliebe machte sie das Unmöglich-scheinende möglich: mit 15 Jahren ließ sie ihren Ältesten nach Düsseldorf ziehen, damit er dort bei den Jesuiten studiere.

Es mag dem Bauernjungen nicht leicht geworden sein, sich in das elegante Treiben der Hof- und Residenzstadt einzuleben. Das Naturkind mag sich hinter den Mauern des Kollegiums wie ein gefangenes Vöglein vorgekommen sein. Aber mit der zähen Ausdauer eines unverdorbenen, echten Dorfjungen stürzte sich Hanskaspar ins Studium. Mit Auszeichnung legte er die sechs Gymnasialjahre zurück und zog voll jugendlicher Begeisterung nach Münster, um dort die Universitätsstudien zu beginnen. Die bittere Not eines mittellosen Studenten trat nun mit aller Wucht an ihn heran. Von zu Haus konnte er keine Unterstützung erwarten. Die Bemühungen, eine Hauslehrerstelle zu erhalten oder Nachhilfestunden geben zu können, schlugen fehl. Der junge Student wußte nicht, wovon er leben sollte. Unter größten Opfern hungerte er sich einige Monate durch, bis er die Unmöglichkeit eines Weiterstudiums einsehen mußte. Bleich und abgezehrt wanderte er nach Düsseldorf zurück. Ein gütiger, gelehrter Franziskaner nahm sich des armen Studenten an. Unter seiner Leitung trieb Hanskaspar ein emsiges Philosophiestudium.

Da fiel unerwartet ein heller Glückstrahl in Hanskaspar's Sorgen. Ein Edelmann lud ihn ein, ihn auf einer Italienreise zu begleiten. Welch größere Freude hätte dem jungen Manne werden können! Zog es ihn doch seit den Jahren der Kindheit mit allen Fasern des Herzens hinaus in die Fremde. Der Edelmann fand ein großes Gefallen an seinem eindrucksfähigen, begeisterten Begleiter und er ermöglichte es ihm, nach Rom auch Madrid, Lissabon, Paris zu besuchen. Hanskaspar fühlte sich wie der Hans im Glück, von dem das Märchen sagt. Doch er mußte kein Deutscher

gewesen sein, wenn nicht hinter all den herrlichen Eindrücken, die er auf diesen Reisen empfing, immerfort das vertraute Bild seines rheinischen Heimatdörfchens lockend gestanden wäre. Mitten im Strudel des Pariser Lebens packte ihn das Heimweh nach der deutschen Heimat und nach der zersorgten Mutter mit solcher Gewalt, daß er sein Ränzlein packte und eifertig gegen Osten wanderte. Wie freute sich die alte Frau an dem heimgekehrten Sohn! Wie staunte sie über die Fertigkeit ihres Hanskaspar's, in mehreren welschen Sprachen reden zu können! Der alte Wunsch wurde jetzt in der Mutter wieder stark: wenn der Junge doch Priester werden möchte! Aber die Stunde war noch nicht gekommen. Hanskaspar trug sich schon wieder mit neuen Wanderplänen. Er hatte gehört, daß die Holländer sprachkundige Leute für ihre Kolonialtruppen suchten. So zog er über Köln nach Amsterdam, wo er 1727 als Offizier der ostindischen Armee Europa verließ, um es niemals wieder zu betreten.

Es dauerte nicht lange, so sah er ein, wie gut er daran getan hätte, den Warnungen der Mutter Gehör zu schenken und den übereilten Schritt zu unterlassen. Zwar gefiel ihm sein Dienst und erfreute er sich der Gunst seiner Vorgesetzten. Aber als Katholik fühlte er sich unter den fast ausnahmslos kalvinischen Holländern nicht wohl. Nirgends ein katholischer Priester, nirgends ein katholisches Gotteshaus! Wenn auch Hanskaspar den Lieblingswunsch der Mutter, Priester zu werden, noch nicht hatte erfüllen können, so trug er doch tiefen, lebendigen Glauben in sich, der die religiöse Vereinsamung besonders schmerzlich fühlte. In apostolischem Eifer suchte der junge Offizier trotz des Anstoßes bei den kalvinischen Kreisen die wenigen Katholiken des Landes, um sich zu sammeln, und hielt mit ihnen in seiner Wohnung Andachten ab. Wenn er Kunde davon erhielt, auf einem im Hafen eingelaufenen Schiff befände sich ein katholischer Priester, so ließ er sich nie die willkommene Gelegenheit entgehen, die hl. Sakramente zu empfangen und führte auch die übrigen Glaubensgenossen dem Missionär zu. Auf die Dauer aber konnte ein Mann von so tiefer Frömmigkeit wie Hanskaspar Kratz die Behinderung aller Glaubensübungen nicht ertragen. Obwohl die Zukunft ganz ungewiß vor ihm lag, quittierte er seinen Dienst und verzichtete auf sein sicheres Einkommen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Batavia segelte er mit einem katholischen Kaufmann nach Makao bei Hongkong.

Hier, auf dem Boden Chinas, schlug ihn die Gnade Gottes übermächtig in ihre Bande. Die Herzensunruhe, die den Rastlosen von Land zu Land getrieben hatte, fand hier beglückende Befriedigung. Der jahrelange Traum der frommen Mutter ging in Erfüllung: Hanskaspar Kratz bat um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Dem sprachgewandten, glaubenstapferen Manne wurde die Aufnahme gerne gewährt. Als 32jähriger feierte Kratz das erste hl. Meßopfer. Wegen seiner großen Sprachkenntnisse hätten die Obern ihn gerne in Makao behalten. Aber die taten-

frohe Abenteuerlust und der mutige Soldatengeist, verbunden mit einem todbereiten Apostolatseifer, drängten den jungen Pater hinaus auf gefährlichere Vorposten der Mission. Er erhielt die Erlaubnis, mit drei Ordensbrüdern auf einer Dschunke westwärts zu fahren, um im Innern des Landes die Frohbotschaft zu verkünden. Bei einem Versuch, in Tongking zu landen, wurden sie trotz ihrer Verkleidung als katholische Priester erkannt und festgenommen. Als sie, wieder freigelassen, an der Klosterpforte in Makao klopfen, waren sie durch die erlittenen furchtbaren Leiden und Entbehrungen so entstellt, daß sie von ihren Mitbrüdern nicht erkannt wurden. Aber schon im März des nächsten Jahres wagten die Missionäre eine neue Fahrt. Wieder wurden sie ergriffen und als Rückfällige mit schonungsloser Härte mißhandelt. Meilenweit mußten sich die Glaubensboten mit einem Holzkasten über dem Kopf durch die Gluthitze Chinas schleppen, da man es vermeiden wollte, daß die Gefangenen von den Christen als Priester erkannt wurden. Schließlich warf man die gequälten Opfer in ein Gefängnis, das vom Volk den bezeichnenden Namen „die Hölle“ erhalten hatte. Über ein halbes Jahr mußten die Patres in dieser „Hölle“ unter den schlimmsten Grausamkeiten schmachten, bis endlich am 12. Januar 1737 der Henker seine blutige Arbeit an den Glaubensboten vollzog.

Noch ehe Johann Kaspar Kratz als Missionär hatte arbeiten dürfen, kam für ihn ewiger Feierabend. Als Blutzeuge für den Christkönig riß er die Siegeskrone der Verklärung an sich und holte im Überfluß nach, was er vielleicht auf seinen Wanderfahrten an Leistungen versäumt hatte.

Gottfried von Kappenberg

13. Januar

Es war einmal ein Ritter, der wurde Mönch. Wenn ich so die Geschichte vom seligen Gottfried von Kappenberg beginne, dann muß ich Gefahr laufen, daß gar mancher Leser unwillig das Blatt zur Seite legt und brummt: „Ritter und Mönch! Wie geht das zusammen! Das muß ein rechter Ritter von der traurigen Gestalt gewesen sein, der seinen eisernen Harnisch mit der Klosterkutte und das blitzende Schwert mit dem klappernden Rosenkranz vertauschte!“ Hast du nicht davon gelesen, daß nach dem großen Krieg da und dort ein tapferer Offizier das schwarze Kleid des Jesuiten und ein schlichtbewährter General die braune Kutte eines

Franziskaners anzog? Ihr durch Auszeichnungen und Orden bewiesener Heldenmut hatte sie von diesem Schritte nicht abgehalten. Sie wußten, daß der schwerste Waffengang der Kampf gegen sich selber und der ruhmvollste Mannesdienst der Gottesdienst ist. So war es auch bei dem jungen Burgherrn Gottfried von Kappenberg. Er war ein westfälischer Ritter, ausgezeichnet durch Tapferkeit und Mannesmut wie nur irgendein Ritter des 12. Jahrhunderts, zur Zeit als Heinrich V. die Kaiserkrone trug. Der Name des Grafen von Kappenberg wurde von Freund und Feind mit Hochachtung genannt; vor den Fäusten seiner unerschrockenen Mannen zitterten die Strauchritter und Wegelagerer. Was man am jungen Ritter Gottfried am meisten achtete, war sein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn. Kein Ritter des Landes hütete seinen Schild so ängstlich vor dem Flecken einer Meintat wie der Kappenberger. Wenn er in Kriegshändel verwickelt wurde, so enthielt er sich gewissenhaft jeglichen Unrechts und jeder feindseligen Handlung gegen die unschuldigen Bewohner des Landes.

Dieses lebhafte Gefühl der Verantwortung, das Bewußtsein, einmal Rechenschaft über alles Tun und Lassen geben zu müssen, erfüllte Ritter Gottfried mit heiligem Ewigkeitsernst. Er war gesund und jung, Herr einer mächtigen Burg, hatte eine liebe, fromme Frau als Weggefährtin. Als reiches Erbe standen ihm Burg und Besitz seines Schwiegervaters, des Grafen Friedrich von Arnsberg, in Aussicht. Aber das alles konnte sein Herz nicht fesseln. In all dem konnte er kein wahres Genügen finden. „Keinen faulen Strohalm gäbe ich für all diese Reichtümer“, sagte er. Zu tief war er durchdrungen von der Erkenntnis: nur die Himmelsgüter haben Bestand. Und so rührte sich in seiner Seele, zuerst scheu und leise wie das Singen eines Vögleins, dann immer stärker und lauter wie der Schall der Posaunen die Sehnsucht, von allem Irdischen sich zu lösen, um desto fester sich an Gott zu binden. Diese Sehnsucht wurde zu entschlossener Tat, als St. Norbert, der Stifter des Prämonstratenserordens, ins Land kam und Graf Gottfried den heiligen Mann sah und hörte. Nun war sein Entschluß fest: aus der Burg seiner Ahnen sollte ein Kloster nach St. Norberts Art werden, und wo er als Herr und Ritter gelebt, wollte er nun als Mönch und Gottesknecht dienen. Freunde suchten ihn von diesem Schritt abzuhalten. Er sagte: „Wenn ihr eine gewaltig reiche Stadt mit einer leeren Bohnenschote erwerben könntet, würdet ihr die Schote lieber behalten und auf einen so guten Tausch verzichten wollen?“ Sie meinten: „Das wäre eine ausgemachte Dummheit.“ – „Noch viel törichter wäre der“, fuhr Gottfried fort, „der nicht sein Geld und Gut, und wäre es auch noch so viel, fürs Himmelreich vertauschen wollte!“ Da auch Gottfrieds Gemahlin von der gleichen Gesinnung erfüllt und willens war, den Nonnenschleier zu nehmen, gab es für Gottfried kein Hindernis mehr. Mit seinem Bruder Otto nahm er das Kleid eines Prämonstratensers und fand sein volles Glück im selbstlosen Dienste Gottes. Durch

sein vorbildliches Klosterleben erbaute er seine Mitbrüder und gewann die besondere Liebe des hl. Norbert. Wenn andere Ordensbrüder mitunter über die allzu große Strenge im Kloster klagten und gerne eine Milderung der klösterlichen Zucht gewünscht hätten, tröstete sie Gottfried: „Bedenkt doch, was die Fuhrleute an einem Strome tun! Wenn sie beim Überfahren ihr Ziel erreichen wollen, stoßen sie anfangs den Kahn ein gutes Stück stromaufwärts, weil ja die Welle sie wieder abwärts treibt. So müssen auch wir bei der Fahrt über den breiten Weltenstrom immer wieder aufwärts streben, da unsere Tätigkeit uns von selber abwärts treibt.“

Es mag wohl sein, daß der junge Mönch im Übereifer der Begeisterung und in echt ritterlichem Wagemut seinen Kräften zuviel zumutete. Kaum dreißigjährig lag er schon auf dem Sterbebette. Mit der seelischen Heiterkeit eines gottverbundenen Heiligen sah er seinem Heimgange entgegen. Als sein Bruder Otto vom Schmerz über die kommende Trennung überwältigt wurde, meinte Gottfried: „Bruder, Gott zuliebe haben wir auf alles verzichtet. Denn mit aller Sicherheit sahen wir voraus, daß auch über uns die Not der Sterbestunde kommen wird, und wir wünschten ja, daß sie uns nicht jählings überrasche. Nehmen wir also die Trennung vom Leben bereitwillig an und danken wir dem Herrn, daß wir von der Arbeit zur Ruhe, vom Elend zur Seligkeit gelangen.“ Mit der frohen Sehnsucht eines Kindes, das nach langem Fernsein wieder ins Vaterhaus heim darf, erwartete Bruder Gottfried den Engel Gottes, der ihn abholen kam. „Willkommen, ihr Engel Gottes, meines Schöpfers!“ Das waren seine letzten Worte. Am 13. Januar 1127 zog Gottfried von Kappenberg, der Ritter und Mönch, in die ewige Heimat ein.

Wohl denen, die ein solch leichtes, glückvolles Hinscheiden haben wie der selige Gottfried! Es fällt allen als köstliche Frucht in den Schoß, die gleich dem Burgherrn von Kappenberg zeitig sich darüber klarwerden, daß auch über sie „die Not der Sterbestunde“ kommen wird – allen, die in ihrem ganzen Tun und Handeln sich vom Gedanken an das Jenseits leiten lassen, die in heiligem Ewigkeitsernst und Verantwortungsbewußtsein durchs Leben gehen.

Maximiliana hatte von ihren Eltern, dem Grafen Ferdinand von Wartenberg, einem Bruder des bayerischen Herzogs Wilhelm V., und der Maria von Pettenbeck ausgezeichnete geistige und seelische Eigenschaften geerbt. Wie ihr Bruder Franz Wilhelm, der spätere Bischof von Regensburg und Osnabrück, besaß sie einen klaren Verstand und großen Lerneifer. In wenigen Jahren lernte sie die lateinische Sprache so vollkommen, daß sie mühelos lateinisch schreiben und sprechen konnte. Eine tiefe, von starkem Willen geleitete Frömmigkeit zeichnete Maximiliana schon von früher Kindheit aus. Sie mag etwa acht Jahre alt gewesen sein, als sie eines Tages an ihrem Zimmertisch saß und in der Lebensgeschichte der hl. Katharina von Siena davon las, wie diese Heilige schon in zartem Alter sich dem himmlischen Bräutigam verlobt hatte. Da erwachte in ihr der Entschluß, das Beispiel der Heiligen nachzuahmen. Sie wollte das Hofleben verlassen und in einem Kloster als Braut Christi leben. Zur Erinnerung an diese Gnadenstunde schnitt sie ein Stückchen von dem roten Samt der Tischdecke ab und trug es ständig bei sich. Es wurde ihr zu einer fortwährenden Mahnung, ihrem Entschluß treu zu bleiben und Nonne zu werden.

Das frohe vergnügungsreiche Hofleben eintauschen gegen das entsagungsvolle Leben in einem Kloster – das verlangte viel Großmut und Opferwilligkeit. Aber mit zähem Willen verfolgte Maximiliana das Ziel, das sie als ihren gottbestimmten Lebensweg erkannt hatte. Im Sommer 1599 trat sie mit ihrer Schwester Magdalena in das Riedlersche Kloster in München ein und erhielt nach sechsjähriger gewissenhafter Kandidatinnenzeit im Oktober 1605 das Ordenskleid. Am 21. Januar 1607 legten beide Schwestern die ewigen Gelübde ab. Ihr heißes Verlangen, in völliger Abgeschiedenheit und ganzer Hingabe Christus zu dienen, stieß auf mancherlei Hindernisse. Da im Riedlerschen Kloster keine Klausur heilsame Schranken zwischen Kloster und Welt zog, wurde durch die zahlreichen Besuche aus der Stadt viel Unruhe und Störung in die Stille des Ordenslebens getragen. Die beiden Schwestern litten gar sehr unter diesem Mißstand. Maximilianas Schwester vermochte sich in diese widerwärtigen Zustände nicht zu finden. Nach zehn Jahren verließ sie das Haus und trat ins Kloster am Anger über, wo strenge Klausur gehalten wurde. Maximiliana war ein zu eigenwilliger, starker Charakter, als daß auch sie die Flucht ergriffen hätte. Sie harrte aus, so wenig auch das Leben im Riedlerschen Kloster ihren Idealen entsprach. Mit einer unnachgiebigen, hoffnungsfrohen Ausdauer arbeitete Maximiliana an der Hebung des Ordensgeistes in ihrem Hause. Schon 1621 hatte sie solchen Einfluß auf die Ordensobern gewonnen, daß sie die Einführung der strengen Klausur erreichte. Als das Ver-

trauen der Mitschwestern ihr zwei Jahre später das Amt einer Novizenmeisterin übertrug, und als sie 1626 schließlich zur Oberin gewählt wurde, säumte sie nicht, ihre Ideale in die Tat umzusetzen. Sie hatte das Glück, in dem Karmelitenpater Dominikus einen Berater zu erhalten, der ihre Bemühungen mit klugem Verständnis unterstützte. Unter seiner Leitung drang sie immer tiefer in den Geist des wahren Ordenslebens ein. Ihre Liebe zum Bräutigam ihrer Seele wurde stärker und inniger, ihr Bußgeist ungestümer, ihre Demut bewundernswerter. Auch als Oberin trug sie keine Bedenken, jedesmal sich zu entschuldigen und um Verzeihung zu bitten, wenn sie eine Schwester gekränkt zu haben glaubte, oder wenn ihr ein Wort der Übereilung entfahren war. War ihr selbst Unrecht geschehen, so ging sie großmütig darüber hinweg und vergalt die Kränkung mit einem Dienst gefälliger Liebe. War es ihr früher geglückt, den hereinbrechenden Fluten des Weltgeistes durch die Klausur einen abwehrenden Damm entgegenzusetzen, so arbeitete sie jetzt, manchen Widerständen aus dem Kreis der Schwestern trotzend, an der Durchführung der vollkommenen Armut. Was bisher Eigentum der einzelnen Schwestern gewesen war, gehörte von jetzt an dem Kloster und keine Schwester konnte ohne Erlaubnis der Oberin darüber bestimmen. Der Widerstand, den einzelne Schwestern dieser neuen Regelung anfangs entgegengesetzten, legte sich bald, als sich die segensreichen Wirkungen zeigten und das Riedlersche Kloster mehr und mehr eine Musterstätte echten Ordensgeistes wurde.

Wie ein Sturmwind fuhr mitten in das segensreiche Wirken der tatkräftigen, frommen Oberin der Schrecken des 30jährigen Krieges. Nachrichten von schlimmen Greueln, welche die wilden Soldatenhorden da und dort im Bayernlande schon verübt hatten, drangen nach München und setzten die Schwestern in Schrecken. Als nun vollends das Gerücht sich verbreitete, ein feindlicher Trupp sei im Vormarsch gegen die Hauptstadt, hielt es Maximiliana für das beste, rechtzeitig sich mit ihren Schwestern in Sicherheit zu begeben. Sie rafften in der Eile das Notwendigste zusammen und zogen innaufwärts bis nach Hall in Tirol. Dort fanden sie in einem bei Hall gelegenen Schloß Aufnahme und neue Heimstätte.

Nach ein paar Jahren der Verbannung wagte es Maximiliana, wieder ins Münchner Kloster zurückzukehren. Freudig wurde sie von den wenigen Schwestern, die in München zurückgeblieben waren und viel Schweres durchgemacht hatten, begrüßt. Die Freude dauerte allerdings nicht lange. Die Schwestern, die sich in der Abwesenheit der Oberin an ein freieres Leben gewöhnt hatten, wollten sich nicht mehr der strengen Ordenszucht fügen. Maximiliana stieß an allen Ecken und Enden auf Widerspruch und Widerstand. Die unbotmäßigen Schwestern verstanden es, durch ihr ständiges Nörgeln und Klagen die Unzufriedenheit im Konvent mehr und mehr zu schüren. Immer kleiner wurde das Häuflein derer, die der gottseligen Oberin die Treue hielten. Als der Ordensvisitor nach München kam,

wurde er mit Klagen gegen die Oberin überschüttet. Die Vorwürfe waren so zahlreich und heftig, daß der Visitor, ohne der Oberin Gelegenheit zur Verteidigung zu geben, sie ihres Amtes entsetzte.

Welch schwere Prüfung war dies für die Heilige, die immer nur das Beste gewollt hatte! Als ob es mit dieser verdemütigenden Prüfung noch nicht genug gewesen wäre, kamen rasch neue Heimsuchungen. Maximiliana verlor bald nach ihrer Absetzung das Augenlicht; bösartige und schmerzliche Geschwüre tauchten auf und blieben bis zu ihrem Tode. Die Wassersucht stellte sich ein und brachte Maximiliana viel Ängste und Beunruhigungen. Aber nichts konnte ihre Gemütsruhe stören, keine seelischen, keine leiblichen Prüfungen. Sie kannte keine Verbitterung darüber, daß das große Werk der Ordenserneuerung, dem sie ihr ganzes Leben geopfert hatte, so wenig Erfolg gezeitigt hatte. Sie ahnte es, und wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie es auch einer vertrauten Mitschwester aus, daß Gott in wenigen Jahren eine neue Oberin schicken würde, die das angefangene Werk zu Ende führen und alles in dem Geiste vollenden würde, in dem es Maximiliana begonnen hatte.

Die ersten Tage des Jahres 1638 verschlimmerten die Krankheit Maximilianas so sehr, daß sie unverzüglich um die hl. Sterbesakramente bat. Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, rief sie voll Entzücken aus: „Welch prachtvoller Garten war das, in den ich geführt wurde! Welch trostvollen Gesang habe ich mit den Seligen aus unserm Hause gesungen!“ Auf die Frage, was für Gesang es denn gewesen sei, begann sie einen lateinischen Lobgesang, dessen erste Zeilen auf Deutsch heißen:

„O Jesus, wann wohl wirst du kommen?

Mein Herz hast du schon weggenommen;

Je eher, desto lieber, komm!“

Am 14. Januar kam der Herr und holte sie heim. In Demut hatte die gottselige Oberin aus herzoglichem Hause vor ihrem Tode um Erfüllung dreier Wünsche gebeten: 1. Man solle sie in aller Stille begraben, wie man es bei jeder andern Schwester zu halten pflege. 2. Ihre Grabstätte solle an einem Orte angebracht werden, wo alle sie mit Füßen treten würden. 3. Über ihrem Grabe solle kein Denkstein errichtet werden, damit es für alle Zeiten unbekannt bleibe.

In Verborgenheit war sie durchs Leben gegangen, als verborgenes Veilchen wollte sie auch im Garten Gottes blühen.

Die Geschichte dieses Seligen führt uns ins 11. Jahrhundert zurück. Auf seinen Missionswanderungen war ein orientalischer Priester bis ins Bayernland gekommen. In der Gegend von Passau steckte er seinen Wanderstab in die Erde, zimmerte sich eine Klausen zurecht und begann ein erbauliches Einsiedlerleben. Mit Ehrfurcht sahen die zum Teil noch recht ungeschlachten Bauersleute das fromme, entsagungsreiche Leben des Eremiten. Bei Übeln des Leibes und der Seele kamen sie zur waldversteckten Klausen und suchten Rat und Hilfe. Einer von denen, die am häufigsten den Weg in die Einsiedelei fanden und am willigsten den frommen Worten des Klausners lauschten, war Engelmar. Seitdem der fremde Priester sich in seiner Heimat niedergelassen hatte, zog es den jungen Bauern mit seltsamer Gewalt zu diesem Gottesmanne hin. Eine merkwürdige Unruhe erfüllte ihn. Seine Arbeit hinter Pflug und Egge, in Stall und Scheune, konnte ihn nicht mehr befriedigen. Wie armselig erschien ihm das alles gegen das opferreiche Leben des Einsiedlers! Die Vorliebe für ein Leben völliger Zurückgezogenheit und stiller Beschaulichkeit, die schon seit langem in Engelmar schlummerte, war nun hellwach geworden und ließ sich nicht mehr niederhalten. Immer häufiger wurden seine Gänge zu der Klausen des heiligen Priesters, der die unberührte, edle Seele seines bäuerlichen Besuchers schätzte und sie behutsam nach der Lehre Jesu Christi zu größerer Vollendung zu formen begann. Begierig lauschte Engelmar den religiösen Unterweisungen seines Meisters.

Als der Einsiedler gestorben war, verließ Engelmar die Heimat und wanderte, von einem gleichgesinnten Gefährten begleitet, tiefer in den Bayerischen Wald hinein. In abgelegener Waldeinsamkeit erbauten sich die beiden eine Hütte und begannen ein strenges Einsiedlerleben. Nach dem Vorbilde seines verstorbenen Meisters stand Engelmar willig all den Rat- und Hilfflosen zu Diensten, die zu seiner Zelle kamen. Der Eindruck, den die Leute von dem Einsiedler erhielten, war so stark, daß bald die Kunde durch den Bayerischen Wald lief: „Ein Heiliger ist zu uns gekommen!“ Der Zudrang zu Engelmars Klausen wurde immer größer. Jeder war glücklich, der von ihm ein Wort erbauender Aufmunterung oder die Zusage des Gebetgedenkens erhielt.

In seiner kindlichen Arglosigkeit merkte Engelmar nicht, wie aus den Augen seines Gefährten ein gefährliches Feuer blitzte. Eifersucht und Neid hatten den Armen ergriffen und brachten ihn um alle Besinnung. „Tu ich nicht, was Engelmar tut? Lebe ich nicht in der gleichen Abgeschiedenheit wie er? Warum kommt alles nur zu ihm und sieht nur ihn? Warum schallts durch den ganzen Wald: Engelmar, Engelmar!“ Der Verblendete merkte nicht, daß zwar sein äußerliches

Leben dem Leben Engelmars gleich war, daß er aber an selbstloser Opfergesinnung, an Demut, an Gottesliebe weit hinter seinem Gefährten zurückstand. Er sah nur die köstlichen Früchte, die in Engelmars Seele reiften, aber er war blind gegen die Mühen und Anstrengungen, die es sich dieser kosten ließ, diese Früchte zum Wachsen und Reifen zu bringen. Er beneidete Engelmar um die vielen Gottesgnaden, aber er bedachte nicht, daß sich dieser eben durch sein gewissenhaftes Leben und treues Mitwirken dieser Gnaden würdig machte, während er selbst durch seinen Neid der Gnade das Herz verschloß.

Eifersucht ist ein Wahn, der das Urteil stumpf und das Herz schlecht macht. Wie eine schleichende Krankheit frißt sie sich in die Seele ein und vergiftet allmählich alle guten Regungen. Sie knebelt die Liebe und führt von Abneigung zu versteckter Bosheit und offenem Haß. So war es auch bei Engelmars Gefährten. Sein Auge war durch Eifersucht und Neid schalkhaft geworden. Überall sah er eine Zurücksetzung und Kränkung gegen sich, dem harmlosesten Wort gab er einen bösen Sinn, die unschuldigste Handlung gab ihm Anlaß zu Groll. Wie eine lohende Leidenschaft hatte die Eifersucht den unseligen Menschen ergriffen. Er war von ihr besessen und machte sich schließlich zum sklavischen Werkzeug dieser Teufelin. Er ging den blutigen Weg des Kain. Wie Abel fiel auch Engelmar dem Wahnsinn eines Eifersüchtigen zum Opfer. Blutüberströmt sank Engelmar unter den Mordstößen seines Gefährten zusammen. Die Leiche verscharrte der Mörder im Schnee und schichtete einen Haufen Reisig darüber. Von den Schrecken des bösen Gewissens gehetzt, floh er von der Stätte der Meintat und flüchtete wie ein gejagtes, scheues Wild durch die Wälder.

Die Schneeschmelze des nächsten Frühjahrs brachte die Entdeckung des Verbrechens. Ein Priester fand den Leichnam Engelmars. Er bestattete ihn und ließ über dem Grabe eine Kapelle erbauen. Da wunderbare Gebetserhörungen und Krankenheilungen die Kapelle bald zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte machten, wurde in der Mitte des 12. Jahrhunderts an der Stelle der kleinen Kapelle eine größere Kirche erbaut und der Leichnam des Seligen feierlich darin beigesetzt. Nach und nach bildete sich um die Kirche eine Ansiedlung, das Dorf Engelmar, das heute noch von den Landleuten gern bei Gefahren, die Vieh oder Feld drohen, als Wallfahrtsort besucht wird.

So erreichte der unselige Mörder durch die Wahnsinnstat seiner Eifersucht, daß der tote Engelmar noch viel mehr verehrt und noch weit berühmter wurde als der lebende.

Widukind, der Sachsenführer

16. Januar
(Gedenktag am 7. Januar)

Man feierte Weihnacht 784. Widukind, der Führer der aufständischen Sachsen, lag in harter Fehde mit Karl, dem Frankenkönig. Nur winterliche Schneemassen hatten eine Waffenpause erzwungen. Karl verbrachte sie in seinem Winterlager zu Paderborn. Hier, an gefriedeter Stelle, wollte er die Geheimnisse der hl. Nacht feiern.

Ungern ertrug Widukind die erzwungene Ruhezeit. Wilder Haß lohte in ihm und spornte ihn an, einen neuen, großen Schlag gegen die Franken auszusinnen. Um über das Tun und Treiben des Gegners genau unterrichtet zu sein und seine schwächste Seite zu erkunden, faßte Widukind den kühnen Plan, den übermächtigen Gegner im eigenen Lager zu beschleichen und dort den Ahnungslosen zu beobachten.

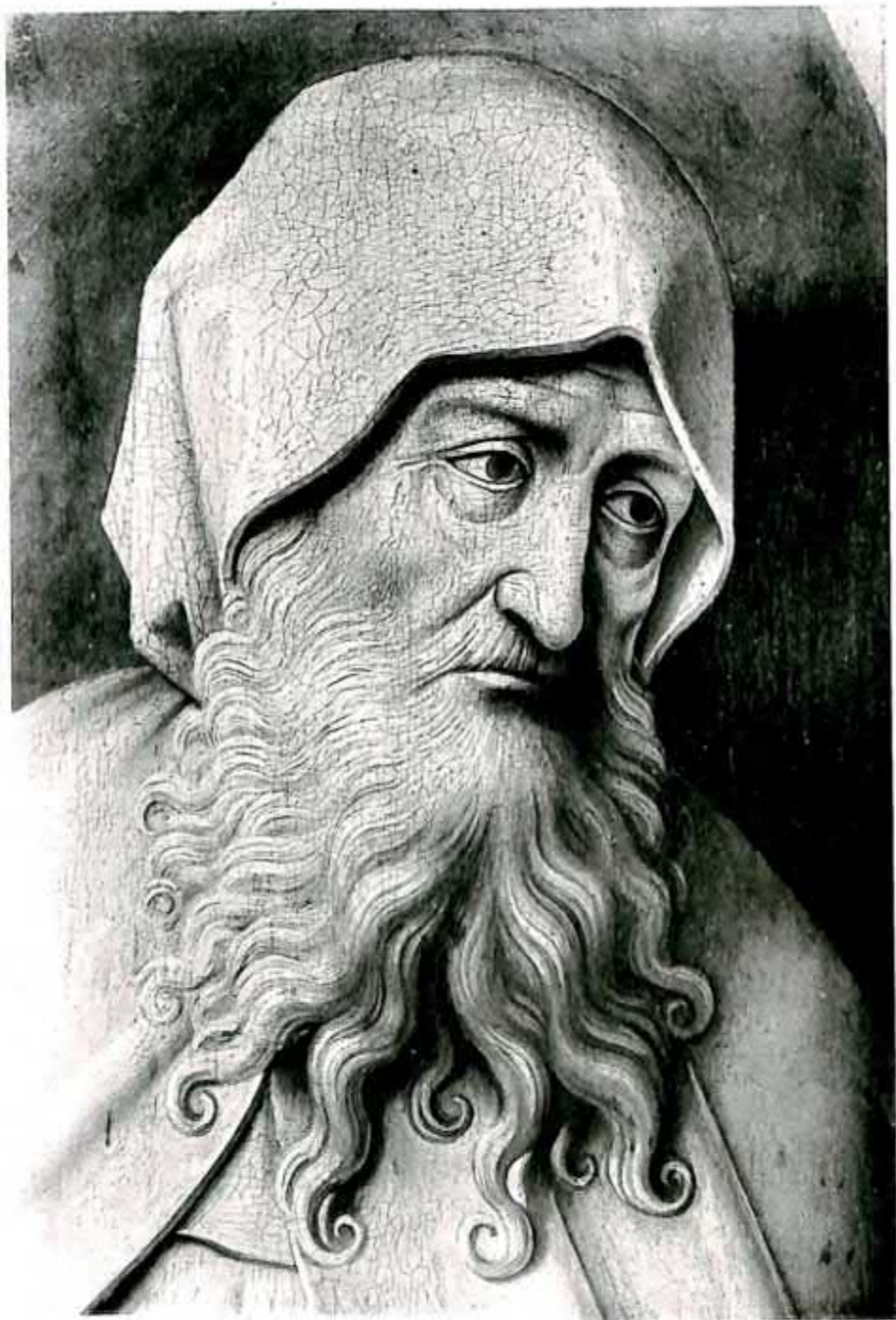
Verkleidet, in dichten Mantel gehüllt, hatte sich Widukind ins Frankenslager eingeschlichen und mischte sich unauffällig unter die fränkischen Kirchgänger, die der Christmette zuzogen. Im Gedränge gelang es ihm, sich ins Gotteshaus zu schieben und einen so günstigen Platz zu erhaschen, daß er genau die heilige Handlung verfolgen konnte. Was er da sah, nahm ihn so gefangen, daß er alles um sich vergaß. Er dachte nicht mehr an die Gefahr, in der er schwebte. Er benahm sich so unvorsichtig, daß die Nächststehenden auf den Heiden, dem die kirchlichen Gebräuche ganz fremd waren, aufmerksam wurden. Man sah nach ihm – und da ging auf einmal ein erregtes Gemurmel durchs Gotteshaus: man hatte den gefürchteten Sachsenherzog erkannt. Widukind wurde ergriffen und vor den großen Karl gebracht. Im Gespräch mit seinem Gegner bekannte der Heide: er habe das Geheimnis der Christen gesehen. Ein Kind, ein Wunder an Lieblichkeit, sei auf den Altar niedergestiegen zum betenden Priester, und sein Glanz habe ihn, Widukind, überzeugt. Er wolle Christ werden.

Die Taufe Widukinds war ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie war der beglückende Schlußstein jahrzehntelanger haßvoller Zerrissenheit und blutiger Kriege unter deutschen Stämmen. Widukind war die Seele der leidenschaftlichen Aufstände gegen die christlichen Franken gewesen. Es war ihm gelungen, bis an den Rhein vorzudringen; das ganze rechtsrheinische Gebiet wurde von den Sachsen in schrecklicher Weise verwüstet.

Trotz zähesten Heldentums mußte Widukind schließlich die Waffen strecken. Das Sachsenvolk mußte sich der fränkischen Macht beugen. Die ständigen Niederlagen seines Volkes hatten in Widukind allmählich den Glauben an die germanischen Götter erschüttert. Er sah in Karls Erfolgen die Überlegenheit des „fränkischen Gottes“. Als ganzer Mann zog er die Folgerung aus dieser Erkenntnis:



Gregor der Große
[M. Willmann]



Antonius der Einsiedler
[R. v. d. Weyden]

was sollte er ferner den ohnmächtigen Göttern die Treue halten? Ein Diener des mächtigen Christ wollte er werden. Wie schwer mag es dem starken, immer noch ungebrochenen, trotzigem Fürsten geworden sein, sich zu einem Entschluß von so großer Tragweite durchzuringen! Aber Widukind ging den Weg, den er für recht erkannt hatte, im gleichen unerschrockenen Heldentum, mit dem er früher seine Heerhaufen gegen die Franken geführt hatte. Er folgte einer Einladung Karls des Großen und empfing am königlichen Hof zu Attigny die Taufe.

Widukinds Gang zur Taufe geschah ohne jeden Zwang. Wie früher, so wäre auch jetzt dem Sachsenführer die Flucht zu seinem Schwiegervater, dem Dänenkönig, offengestanden. Doch nein; mit Widukind war im Laufe der Zeit eine starke innerliche Veränderung vor sich gegangen. Er hatte gesehen, wie sein Volk mehr und mehr in den Kämpfen verblutete und verwilderte. Er hatte die Ohnmacht seiner alten Götter von Niederlage zu Niederlage deutlicher erkannt. Und er mußte vor allem sehen, daß gerade die Besten und Edelsten seines Stammes nach innerlichem Ringen ihr Haupt unter das Christenkreuz beugten.

Wie ernst es Widukind mit der Annahme des Christentums war, zeigt sein späteres Leben. Mit der gleichen bewundernswerten Zähigkeit, mit der er früher Karl den Großen bekämpft hatte, hielt er nun am christlichen Glauben fest. Ein Chronist meldet: „Widukind kehrte vom Hofe Karls des Großen in sein Vaterland zurück, erleuchtet von der Gnade des Heiligen Geistes. Früher verfolgte er die Christen, nun erwies er sich als eifriger Vorkämpfer des Glaubens. Früher hatte er in seinem Unglauben die Kirchen zerstört, nun wünschte er sie wieder aufzubauen. Früher hatte er Götzenbilder errichtet, nun baute er Kirchen zu Ehren der Heiligen...“

Widukinds Hof zu Enger in Westfalen wurde fortan ein Mittelpunkt christlichen Lebens. Ein Landsmann und Standesgenosse Widukinds, der hl. Herkumbert von Minden, wurde der Lehrer des tapferen Freundes im christlichen Glauben. Hand in Hand arbeiteten Herzog und Bischof an der Missionierung des Sachsenvolkes.

Widukind wurde der Stammvater eines trefflichen, starkfrommen Geschlechtes. Es gibt in der Geschichte der katholischen Kirche nur wenige Familien, aus denen so viele Heilige hervorgegangen sind wie aus der Sippe Widukinds. Deutschlands erste Königin, die hl. Mathilde, die Gattin Heinrichs des Finklers und Mutter Ottos des Großen, rühmte sich stolz ihrer Abkunft vom alten Sachsenführer. Nicht weniger tat dies ihr Sohn, der hl. Bruno, der als Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen dem deutschen Reiche als Hüter der Rheingrenze unvergängliche Verdienste erwarb. Von Widukind leiten sich aber auch alle die andern Heiligen des sächsischen Königshauses ab: Gisela, Rixa, Dietrich, Meinwerk, Notger und manch andere; nicht zuletzt Heinrich II., der Heilige.

Das Mittelalter hat Widukinds Andenken hochgehalten und den tapferen Sachsenheld als Seligen der katholischen Christenheit gefeiert, dessen Gedächtnis man am 7. bzw. 17. Januar beging. Sein Grab in der Kirche von Enger wurde ein Mittelpunkt des christlichen Sachsenlandes. Seine Landsleute pilgerten während des Mittelalters — bis in die Zeit der Glaubensspaltung — zu dieser Weihestätte eines deutschen Kämpfers um Christus. Erst als Engers Einwohner zum Protestantismus übertraten, ließ die Widukind-Verehrung nach und hörte schließlich fast ganz auf. Die heutige Zeit, die sich wieder stärker der deutschen Geschichte zuwendet, rückte das Bild dieses großen deutschen Mannes, der Held und Kämpfer für Christus zugleich war, wieder in den verdienten Vordergrund.

Antonius, der Einsiedler

17. Januar

Auf zwei Wegen führt Gott gewöhnlich die Menschen, die in seinem Dienste Großes vollbringen sollen, ihrem Berufe zu. Die meisten müssen sich in langen Seelenkämpfen, in ernstem Überlegen und Beraten zur Klarheit durchringen und den Beruf ihrem eigenen Ich oder ihrer Familie abringen. Bei andern ist der Beruf das Erlebnis eines Augenblicks. Ein plötzlicher Gedanke, ein Blick, ein Begebnis, und es fällt wie eine Erleuchtung auf die Seele: Gott ruft mich! Zu diesen Glücklichen gehörte auch Antonius, der mit dem Beinamen „der Einsiedler“ oder „der Große“ in der Geschichte der Kirche weiterlebt.

Um das Jahr 251 zu Koma in Mittelägypten geboren, verlor er in früher Jugend Vater und Mutter und war so Herr eines großen Besitztums geworden. Die Verwaltung der ausgedehnten Güter nahm den von den Eltern verwöhnten jungen Mann mehr als ihm lieb war in Anspruch. Es mochte etwa ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Eltern sein, da kam ihm eines Tages auf dem Weg zur Kirche plötzlich der Gedanke: Wozu dies lästige Sorgen um Haus und Hof, um Besitz und Geld? Wäre es nicht das klügste, diese Last einfach abzuschütteln und wie die Apostel alles zu verlassen und in Armut Christus nachzufolgen? Mit diesen Gedanken trat er in die Kirche. Welch seltsame Fügung! Der Priester verlas an diesem Tage das Evangelium vom reichen Jüngling, und Antonius hörte die Worte: „Willst du vollkommen werden, so verkaufe all deine Habe, gib den Erlös den Armen und folge mir nach, und du wirst einen Platz im Himmel haben“

(Mt. 19, 21). Antonius zweifelte keinen Augenblick: „Diese Worte gelten dir! Gott ruft dich durch den Mund des Priesters!“ Dieses Erlebnis beim Gottesdienst wurde für Antonius zum Funken, der ein geheimes Sehnen, das vielleicht ihm selber fremd seit Jahren in seiner Seele geschlummert hatte, zur Flammenlohe entzündete. Er ging heim, verteilte den schönen Familienbesitz an die Einwohner von Koma, verkaufte die bewegliche Habe und gab den Erlös den Armen. Nachdem er noch seine jüngere Schwester versorgt hatte, zog er sich ins Natrontal zurück, wo in Felsenklüften und Berghöhlen Einsiedler hausten, die hier vor den Stürmen der dezischen Christenverfolgung Unterschlupf gesucht hatten. Der schroffe Wechsel der Lebensweise mag dem verwöhnten Jüngling nicht leicht geworden sein. Aber mit dem Eifer eines Novizen gab sich Antonius in die Zucht und Schule der Mönche. Mit ihnen hungerte und düstete er, mit ihnen kniete er viele Stunden im Gebet, schlief auf dem nackten Felsboden, arbeitete und büßte und kasteite sich. Sein Streben nach Vollkommenheit war so aufrichtig, daß alle ihre Freude an ihm hatten und er in der ganzen Gegend, bei Einsiedlern und Weltleuten, bald nur noch der „Liebling Gottes“ genannt wurde. Im Fluge schien Antonius die Vollkommenheit zu erringen und in frohlockendem Siegeslauf den heiligen Berg Gottes zu erstürmen. Da kam der Rückschlag. Es begann der jahrzehntelange Kampf gegen den Widersacher alles Guten.

Versuchungen aller Art kamen über den jungen Einsiedler. Die anfängliche Begeisterung für das Leben der Demut und Entsagung war mit einem Mal erloschen. Heimweh nach dem früheren Leben wurde wach. Der Versucher raunte ihm ins Ohr: „Warum hast du dein Vaterhaus verlassen und das große Erbe preisgegeben? Warum willst du auf alle Freuden des Lebens verzichten? Auf die Dauer hältst du es doch nicht aus. Sei kein Narr und kehre um!“ Dazu kamen die heftigsten Versuchungen gegen die Keuschheit. In wachem Zustand und im Traum, bei der Arbeit und im Gebet verfolgten ihn unlautere Bilder und Regungen. Furchtbar war dieser Kampf um Beruf und Herzensreinheit. Aber je stärker die Versuchungen wurden, desto anhaltender betete Antonius. War es in seinem Herzen wieder einigermaßen ruhig geworden, so sagte er wohl betend zu Gott: „Ach, mein Gott, wo warst du denn in dieser meiner Verlassenheit?“ Und er hörte die Antwort: „Bei dir, Antonius, als Zeuge deines Seelenkampfes.“ Wohl an die zehn Jahre hatte der junge Mönch gegen diese Anfechtungen des Teufels zu kämpfen. Als er endlich nach harten Jahren des Betens, Fastens und Geißelns Herr über die Macht des unreinen Geistes geworden war, zeigte sein Antlitz und seine ganze Erscheinung die tiefen Spuren dieses aufreibenden Kampfes.

Doch Satan gab sein Spiel noch nicht verloren. War sein Ansturm gegen die Reinheit des Heiligen vergeblich gewesen, so suchte er nun seine Demut zu brechen. Gedanken der Selbstgefälligkeit und des Geisteshochmuts begannen wie

lästige Mücken den Einsiedler zu umschwärmen. „Gibt es in der ganzen Wüste einen, der vollkommener wäre als du, Antonius?“ Um aller Gefahr zur Überhebung zu entgehen, floh Antonius aus dem Kreis der Einsiedler und flüchtete noch tiefer in die Wüste hinein. Nun aber fuhr der böse Feind ganz grobes Geschütz auf. Es begannen die seltsamen Teufelerscheinungen, die dem Leben des hl. Antonius ein eigentümliches Gepräge geben. Es begannen jene wilden Spukgeschichten, die mittelalterliche Maler mit so großer Vorliebe zum Gegenstand ihrer Bilder machten: Überfälle der bösen Geister in mancherlei grauenhaften Gestalten, Neckereien beim Gebet, höllisches Gelächter, schwere körperliche Mißhandlungen. Es geht nicht an, diese Dinge kurzerhand als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie darzustellen. Antonius, der diese Vorgänge selber seinem heiligen Freund Athanasius erzählte, war keineswegs ein überreizter, krankhaft erregbarer Mensch, sondern gesund und natürlich bis in sein hohes Alter. Ihm selber stand die Wirklichkeit dieser Teufelerscheinungen fest. Aber er brachte ihnen nicht Furcht und Angst entgegen, sondern Ruhe und Gleichgültigkeit. „Achtet nicht auf die bösen Geister“, mahnte er seine Jünger, „denn sie lügen. Schenkt ihnen kein Gehör und kehrt euch überhaupt nicht an sie, sondern macht das Kreuzzeichen und betet. Dann verschwinden sie; denn sie sind feig und fürchten das Kreuz.“

In den langen Kämpfen gegen Gottes Widersacher war Antonius zu jener himmlischen Weisheit und hohen Tugend gereift, die ihn fähig machte, Lehrer der Einsiedler und Vater des Volkes zu werden. Von seinem einzigartigen Tugendleben angezogen, scharten sich immer mehr Mönche um den Heiligen. Ungern nur verließ Antonius seine liebgewonnene Abgeschiedenheit, um die Leitung der Mönche zu übernehmen. Erst als er sah, wie weit noch viele von ihnen vom wahren Mönchsideal entfernt waren, wieviel Hader und Selbstsucht sich in den Herzen dieser Männer eingenistet hatten und wie groß die Gefahr der Entartung und des Verfalls war, verzichtete er auf sein liebgewonnenes Alleinsein mit Gott. Mit fester Hand nahm er die Leitung der Mönche in die Hände und wurde so zum Erneuerer und Patriarchen des morgenländischen Mönchtums.

Der Ruf des großen Wüstenheiligen verbreitete sich so sehr, daß bald aus dem ganzen Lande Rat- und Hilfesuchende zu Antonius kamen: Bauern, Beamte, Kaufleute, Offiziere. Alle suchten und fanden Weisung und Führung von dem Manne, der niemals eine Schule besucht hatte und dem jede Büchergelehrsamkeit fremd war. Wie groß das Ansehen des Heiligen war, zeigte sich, als er bei der diokletianischen Verfolgung allen Gefahren trotzend nach Alessandria ging und hier in aller Öffentlichkeit gegen die Blutschuld des Kaisers predigte. Ohne daß ihm das geringste Leid geschah, konnte der Heilige die Stadt wieder verlassen. Er kehrte aber nicht mehr in seine frühere Einsiedelei zurück, sondern schloß sich einer

Karawane an, die zum Toten Meer zog. Am Berg Kolzim, gegen acht Stunden vom Toten Meer entfernt, fand er die ersehnte Einsamkeit. Freilich sollte er sich nicht lange der ungestörten Abgeschiedenheit erfreuen. Die Mönche der Thebais, die vergeblich auf ihren Lehrmeister gewartet hatten, hatten bald seinen neuen Zufluchtsort ausgekundschaftet. Es dauerte nicht lange, so war die ganze Mönchsiedlung von Koma zum Berg Kolzim verlegt. Je mehr Antonius vor der Welt und ihrem Ruhme fliehen wollte, desto ungestümer drang sie auf ihn ein. Nicht bloß Mönche, auch Weltleute jeden Berufs suchten den Heiligen auf, um in Krankheit oder Seelennot bei ihm Hilfe zu finden. Der Zudrang war bisweilen so stark, daß ein regelmäßiger Postverkehr mit Dromedaren vom Nil zum „Antoniusberg“ eingerichtet werden mußte. Wunderbare Heilungen, die auf das Gebet des Heiligen geschahen, erhöhten seine Berühmtheit und Volkstümlichkeit. Hohe Staatsbeamte erbaten sich von ihm Unterweisung; Abgesandte des Arius suchten ihn für ihre Irrlehre zu gewinnen; heidnische Gelehrte holten sich bei ihm religiöse Belehrung. Briefe aus Ägypten und allen Teilen des Reiches fanden den Weg zu Antonius und warteten auf Antwort. Selbst Kaiser Konstantin und sein Sohn baten in einem Schreiben um den Rat des großen Wüstenvaters.

Am schönsten zeigte sich der große Einfluß des Heiligen in seinem Kampf gegen die Irrlehre des Arius. Trotz seines hohen Alters — er war schon ein Hundertjähriger — verteidigte Antonius mit dem Feuereifer eines Jünglings die Sache der Kirche. Er schleppte sich von einer Mönchskolonie zur andern, um den wahren Glauben darzulegen und die Irrgespinste der Arianer zu zerreißen. Diese gewaltigen Anstrengungen rieben seine Kräfte vollends auf. Todkrank schleppte er sich vom letzten Besuch der Mönchsiedlungen heim, um nach kurzer Krankheit, 105 Jahre alt, zu sterben. Der große Kirchenlehrer Athanasius, des Heiligen bester Freund, hat ihm schon ein Jahr nach seinem Tode ein unvergängliches Denkmal gesetzt, indem er eine Lebensbeschreibung des großen Einsiedlers veröffentlichte, die in ihrer starken Einfachheit und Glaubenswärme schon viele edle Seelen zu einem Leben freiwilliger Weltentsagung begeisterte.

Dietlind, Königin der Langobarden

18. Januar
(Gedenktag am 22. Januar)

Die Geschichte der gottseligen Dietlind (Theodelinde) ist die Geschichte der religionsverschiedenen Ehe mit allen Seelenkämpfen und Glaubensschwierigkeiten. Noch jung an Jahren war diese bayerische Prinzessin, die Tochter des ersten Bayernherzogs Garibald, dem Langobardenkönig Authari vermählt worden. Die Ehe war nicht als köstliche Frucht aus der Blüte gegenseitiger Liebe herangereift, sondern war, wie es zumeist bei Ehen zwischen Fürstengeschlechtern der Fall ist, das Ergebnis staatspolitischer Erwägungen. Es mag der jugendlichen Prinzessin sehr schwer gefallen sein, Elternhaus und Heimat zu verlassen und einem Manne ihr Geschick anzuvertrauen, der nicht bloß durch Volk und Sitte, sondern auch durch das religiöse Bekenntnis von ihr verschieden war. Während Dietlind von ihren Eltern als herrlichstes Taufgeschenk den katholischen Glauben erhalten hatte und in ihm erzogen worden war, gehörte Authari dem Arianismus an und war ein leidenschaftlicher Verfechter dieser unheilvollen Irrlehre. Wie fremd mußte sich die katholische Bayernprinzessin in dem noch fast ganz irrgläubigen Langobardenreiche fühlen!

Vom Tage der Vermählung an stand ein großes Ziel leuchtend vor Dietlinds Seele: als Missionarin des wahren Glaubens wollte sie in fremdem Lande wirken; Gatte und Volk wollte sie in apostolischem Eifer dem Irrtum entreißen und zur wahren Kirche Christi führen. Alle ihre Gebete galten diesem einen Ziel. Unablässig bestürmte sie Gott mit ihrem Flehen, er möge Herz und Sinn ihres Mannes erleuchten. Mit der Überredungskunst heiliger Liebe suchte sie ihren Gemahl für den wahren Glauben zu gewinnen. Das Beispiel eines tugendhaften, makellosen Lebens unterstützte ihr Bitten und Überreden. Aber Authari blieb gegen alle Bemühungen unzugänglich. Hartnäckig beharrte er bis zu seinem Tode im Irrglauben. Dietlinds Mission war gescheitert.

Mit welchem Bangen mag die Königin den politischen Erfordernissen des Reiches entsprochen und zum zweitenmal einem irrgläubigen Manne die Hand gereicht haben! Doch diesmal war ihrem Apostolat größerer Erfolg beschieden. Agilulf war zwar noch Arianer, aber es dauerte nicht lange, so öffnete er sein Herz der göttlichen Gnade. Er legte den Irrtum ab und nahm nicht nur selber den katholischen Glauben an, sondern führte auch seinen ganzen Volksstamm der katholischen Kirche zu. Welch ein Trost für Dietlind! Die Heimkehr zum Glauben wurde für das ganze Reich von größtem Segen. Nach langen Unruhen und schlimmen Kriegen begann jetzt für das Langobardenvolk eine Zeit des Friedens und des Blühens. Während kurz vorher noch Authari katholische Klöster beraubt und zerstört hatte, konnten jetzt die Mönche ungehindert, von König und Volk ge-

fördert, Heimstätten des Gottesfriedens und Menschheitssegens anlegen. In dieser Zeit unter Agilulf geschah es, daß der hl. Kolomban, von dem burgundischen Herrscherhaus vertrieben, im Langobardenreich Zuflucht suchte und das Kloster Bobbio gründete. Dieses Kloster erfreute sich der Gunst und Unterstützung der Königin in besonderer Weise und wurde eine Pflanzstätte christlicher Zucht und eine Quelle des Segens für die Langobarden.

Mit großer Genugtuung verfolgte Papst Gregor der Große die günstige Entwicklung der katholischen Kirche im Langobardenreich. Wiederholt sandte er der königlichen Familie huldvolle Handschriften und wertvolle Geschenke. Als der erste Prinz und Thronerbe Adalward geboren und in der katholischen Kirche getauft worden war, bezeugte der Papst in einem Brief an Dietlind seine große Freude, daß der künftige Herrscher der Langobarden der katholischen Kirche angehöre. Zugleich sandte er kostbare Taufgeschenke, darunter als wertvollstes ein Kreuz, in dem ein Teilchen des wahren Kreuzes Christi eingeschlossen war, und einen Nagel vom Kreuze des Herrn.

Als durch das Bemühen des Königspaares der Friede im Innern des Reiches und mit den Nachbarstämmen hergestellt war, schrieb der Papst in einem Brief an Dietlind: „Mit welchem Eifer und mit welcher Liebe Eure Hoheit die Herstellung des Friedens betrieben haben, ist Uns aus dem Berichte Unseres Sohnes, des Abtes Probus, bekanntgeworden. Es war freilich von Ihrem christlichen Sinne nicht anders zu erwarten, als daß Sie Ihre Sorgfalt auf alle mögliche Weise an den Tag legten, um Frieden zu stiften. Sie haben es verhindert, daß von beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Dadurch haben Sie, erlauchteste Tochter, große Verdienste erworben. Für diesen guten Willen sagen Wir Ihnen aufrichtigen Dank.“

Nur wenige Jahre dauerte die zweite, glückliche Ehe der frommen Königin. Agilulf starb 615 und hinterließ der Witwe zwei unmündige Söhne. Nun lag die ganze Last und Verantwortung der Regierung auf Dietlind. Klug und geschickt, führte die hochbegabte Königin gegen zehn Jahre die Zügel des Reiches, bis sie die Herrschaft an den Erben Adalward abgeben konnte. Die Regentschaftsjahre Dietlinds waren für die katholische Kirche Jahre friedlicher Entwicklung und Ausbreitung. Die Königin setzte die unter Authari vertriebenen katholischen Bischöfe wieder in ihr Amt ein, sie ließ den Kirchen und Klöstern die geraubten Güter zurückgeben und wachte sorgfältig über ihre Rechte. Die herrliche Kirche des hl. Johannes von Monza ist ein bleibendes Denkmal ihres frommen Sinnes. In diesem Gottes Hause fand die Königin ihre letzte Ruhestätte, als sie um das Jahr 628 starb. Bis zum heutigen Tag steht das Grab der bayerischen Prinzessin und Langobardenkönigin bei den Italienern hoch in Ehren. Ohne daß die Kirche ein Urteil gefällt hätte, sah das Volk von frühen Zeiten an in Dietlind eine Heilige.

Gamelbert

19. Januar
(Gedenktag am 17. Januar)

Das Lebensbild dieses heiligen deutschen Pfarrers führt uns zurück ins 8. Jahrhundert, da wortgewaltige Gottesboten durch die deutschen Gauen zogen, um den in den Stürmen der Völkerwanderung zerrütteten christlichen Glauben wieder neu zu beleben und das erlösensuchende Heidentum dem Banner des Christkönigs zuzuführen. In dem bayerischen Donauland erblühten bereits starke Christengemeinden. Von christlichen Eltern behütet, wuchs da in dem niederbayerischen Dorf Michelsbuch Gamelbert heran. So brav und willig der Junge war, so huschte doch nicht selten eine Unmutswolke über das Gesicht des Vaters, wenn er den Knaben mit seinen Blicken verfolgte. Gamelbert war ihm zu weich, zu still, zu versonnen. Er hatte sich als Erben seiner reichen Güter einen frischen Draufgänger gewünscht, einen wagemutigen Kriegermann. So versponnen war er in diesen Traum seines Lebens, daß er Gamelbert gegen Wunsch und Neigung in das Waffenkleid steckte und in den Kriegsdienst schickte. In Gehorsam fügte sich der Sohn. Willig zog er aus, um nach des Vaters Wunsch ein kampftüchtiger Krieger zu werden. Aber an der rauhen Wirklichkeit zerschellte sein bester Wille. Das Kriegshandwerk widersprach allzusehr seinem feinen, besinnlichen Wesen. Die derben Zoten und wüsten Ausgelassenheiten seiner Kameraden erfüllten ihn mit Ekel. Sein Gerechtigkeitsgefühl bäumte sich auf gegen unbillige Gewalttaten. Er zog sein Soldatenkleid aus, legte die Waffen ab und wanderte der Heimat zu.

Der arme Gamelbert! Welch einen Gewittersturm mußte er über sich ergehen lassen, als er die Schwelle des Elternhauses betrat! Welch einem Hagelwetter von Zornausbrüchen des enttäuschten Vaters mußte er standhalten! Wie einen Tunichtgut, wie einen mißratenen, verlorenen Sohn behandelte ihn der Vater. Das Ende des häßlichen Auftritts war: „Wenn du zum Rittersmann unbrauchbar bist, so paßt du vielleicht um so besser zum Viehhirten. Von morgen ab treibst du das Vieh auf die Weide!“ Der reiche Hoferbe als Kuh- und Schweinehirt! Willig fügte sich Gamelbert dem entehrenden schmerzlichen Befehl.

Doch was vom Vater als Strafe gedacht war, gestaltete sich dem Sohne zum Segen und führte die große Wendung seines Lebens herbei. In den einsamen Stunden, die Gamelbert nun auf der Weide verbrachte, las seine aufgeschlossene Seele immer verständnisvoller im Gottesbuch der Natur. Seine Sehnsucht, den Schöpfer all dieses Schönen und Herrlichen immer besser kennenzulernen und ganz seinem Dienste sich hinzugeben, steigerte sich mehr und mehr. Wie schmerzlich vermißte er es, daß er des Lesens unkundig war und nicht in der Heiligen Schrift Gottes Spuren nachgehen konnte! Eines Tages faßte er sich ein Herz, ging zu einem befreundeten Priester und bat ihn um Lese- und Schreibunterricht. Gern

nahm sich der Geistliche des braven, klugen Jungen an. Mit Feuereifer übte sich nun Gamelbert in den Künsten eines Abc-Schützen. Jede freie Stunde verwandte er zum Lernen. Am liebsten beschäftigte er sich mit der Heiligen Schrift. Bei ihrem Studium reifte der Plan in ihm, aus einem Viehhirten ein Menschenhirte, ein Priester und Seelsorger zu werden. Es brauchte viel trotziges Auf-die-Zähne-beißen und kostete viel Mühe, aber in zäher, unverdrossener Arbeit erreichte Gamelbert sein Ziel: die Hand des Bischofs salbte ihn zum Priester des Herrn.

Kurz nachdem er Priester geworden war, starb sein Vater und das Gut Michelsbuch fiel nun ihm zu. Großherzig weihte Gamelbert seinen ganzen Besitz Gott und den Armen. Er erbaute eine Kapelle und legte damit den Grundstein zur späteren Pfarrei Michelsbuch. Nicht als Grundherr trat er den Leuten gegenüber, sondern als gütiger Seelenhirte. Seine grenzenlose Mildtätigkeit und unerschütterliche Sanftmut gewannen ihm die Herzen aller seiner Pfarrkinder. Seine treue Pflichterfüllung und selbstlose Hingabe an sein heiliges Amt machten Gamelbert zum Vorbild für alle seine Nachfolger im Priestertume Christi. In Gebet und Betrachtung, mit Fasten und Abtötung suchte der heilige Pfarrer sich selbst und die ihm anvertrauten Seelen zu heiligen. Mit väterlicher Güte und heiliger Entschlossenheit mühte er sich, die Sitten seiner geistigen Kinder zu bessern. In Unterricht und Predigt arbeitete er an der Erweiterung der religiösen Kenntnisse und der Vertiefung und Heiligung des Glaubenslebens.

Einmal nur riß sich der treue Hirte von seiner Herde auf längere Zeit los. Die Sehnsucht drängte ihn, eine Wallfahrt nach Rom zu machen, um an den Gräbern der Apostelfürsten neue Kraft für sein priesterliches Wirken zu holen und in der treuen Liebe zur katholischen Kirche sich neu zu bestärken. Auf der Heimreise traf es sich, daß bei braven Leuten, die ihn zur Nachtherberge in ihr Haus aufgenommen hatten, während seines Aufenthaltes ein Knabe geboren wurde. Gern kam Gamelbert dem Wunsche der Eltern entgegen und versah an dem kleinen Utto die Patenstelle. „Erzieht ihn treu im Geiste Gottes und der Liebe, denn er wird einst mein Nachfolger sein“, so ermahnte Gamelbert in prophetischer Schau beim Abschied die Eltern. In der Tat erschien nach langen Jahren, als Gamelbert bereits vom Greisenalter gebeugt war, ein junger Mann im Pfarrhaus zu Michelsbuch und stellte sich als des Pfarrherrn Patenkind Utto vor. Freudig nahm Gamelbert Utto auf, unterwies ihn in allen Geschäften seines verantwortlichen Amtes und vertraute ihm die Sorge für die Pfarrkinder an.

So war das Haus bestellt und alles geordnet. Gamelbert konnte beruhigt sich zum Sterben legen. Am 17. Januar ums Jahr 780 schief er hinüber ins himmlische Vaterland. Bald wurde sein Grab eine Wallfahrtsstätte für zahlreiche Pilger.

In Sebastians Leben läßt es sich schwer unterscheiden, was Legende und was geschichtliche Tatsache ist. Der geschichtliche Kern, der sich aus der sehr alten Legende herauschälen läßt, ist wohl dieser: In Narbonne im heutigen Frankreich geboren, kam Sebastian schon als Kind nach Mailand, das die Heimat seiner Mutter war. Hier lernte er in früher Jugend das Christentum kennen und wurde ein eifriger Anhänger Christi. Der gutgewachsene Junge trug eine starke Neigung zum Militärdienst in sich und war stolz, als es ihm vergönnt war, die ehrenvolle Uniform eines römischen Soldaten tragen zu dürfen. Es fiel ihm nicht schwer, sich in das harte, zuchtvolle Kasernenleben hineinzufinden. Die Offiziere fanden an dem strammen, gewandten Soldaten Gefallen und so rückte Sebastian rasch auf. Von Mailand nach Rom versetzt, gewann der tüchtige Offizier die Aufmerksamkeit des Kaisers Diokletian, der von 284 bis 305 regierte. Der Kaiser lernte Sebastian schätzen und ernannte ihn zum Hauptmann der kaiserlichen Leibgarde. War es die erprobte Tapferkeit des jungen Offiziers, die den Kaiser zu dieser Auszeichnung veranlaßte, oder war es die bezaubernde Reinheit seines Wesens, das klare, treue Auge eines durch und durch zuverlässigen Menschen? Umgeben von Untreue und Geilheit, von Bestechlichkeit und Verrat ahnte der Kaiser wohl mit der instinktiven Sicherheit des Herrschers, daß er in Sebastian einen Mann vor sich habe, auf den er sich unbedingt verlassen konnte. Wohl mögen eifersüchtige Offiziere, die dem jungen Kameraden die rasche Laufbahn mißgönnten, dem Kaiser zugetragen haben, Sebastian sei ein verkappter Christ. Was kümmerte dies Diokletian? Bestand nicht ein gut Teil des römischen Heeres bereits aus christlichen Soldaten? War nicht gar manche der höchsten Staatsstellen mit einem Christen besetzt? Und waren nicht gerade die Christen die treuesten und zuverlässigsten Beamten und Soldaten? So vertraute Diokletian ohne Bedenken die Sorge für seine persönliche Sicherheit dem Christen Sebastian an und wußte sich dabei wohlgeborgen.

Mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit versah Sebastian seinen Dienst. War er doch Soldat mit Leib und Seele und als Christ sich seiner Verantwortung gegenüber der staatlichen Autorität wohl bewußt. Auch ihn lockte das verführerische Leben der Großstadt. Auch in ihm brannte heißes Jugendblut, auch ihn suchten die Kameraden zu Trunk, Würfelspiel und Dirnen zu schleppen, auch an ihn wagte sich die Bestechung heran. Aber gestärkt durch seinen Christenglauben stand Sebastian fest und unerschütterlich wie ein Leuchtturm im brandenden Meere. Die Vergnügungen, denen er in seiner dienstfreien Zeit nachging, waren ganz eigener Art. Da sah man den Palasthauptmann vom Palatin in die Armen-

viertel am Tiber hinunterwandern und in den schmutzigen Hütten der engen Gassen verschwinden. Arme und Kranke sahen in dem kaiserlichen Offizier einen Engel des Himmels, der ihnen in ihrem Elende Hilfe brachte und Trost spendete. An den Versammlungen der Christengemeinden nahm Sebastian teil, so oft es sein Dienst erlaubte. Das Wort des Palasthauptmanns hatte bei den Brüdern der Gemeinde gewichtigen Klang. An ihm fanden sie den besten Sachwalter in allen öffentlichen Angelegenheiten. Einen „Beschützer der Kirche“ nannte ihn der Papst. Wohl erfreuten sich die Christen seit ein paar Jahrzehnten der Freiheit. Die Verfolgungen hatten im römischen Reich ein Ende gefunden. Aber es war trotzdem ein Wagnis für den kaiserlichen Offizier, sich in solch betonter Weise als Christ zu zeigen und für die Rechte der Christen einzutreten. Er setzte zum mindesten seine Stellung und Laufbahn aufs Spiel. Doch was konnte dies einen Sebastian schrecken?

Nach vierzigjähriger Friedenszeit brach eine neue Verfolgung über das Christentum herein, die zehnte und schrecklichste seit den Tagen des Kaisers Nero. Schon lange hatte Diokletians Mitkaiser Galerius zu planmäßiger Ausrottung der ihm verhaßten Christen gehetzt. Endlich war es ihm gelungen, Diokletians Zögern zu überwinden. Sebastian war von dem Ausbruch der Verfolgung nicht überrascht. Er hatte den Sturm kommen sehen und immer wieder bei den Versammlungen der Brüder vor der drohenden Gefahr gewarnt. Unermüdlich eilte er jetzt von Gefängnis zu Gefängnis, um die eingekerkerten Glaubensgenossen zu trösten und zu stärken. So wie er früher den Notleidenden geholfen hatte, stand er nun den Todgeweihten bei. Tag und Nacht setzte er seine Kraft ein, um sein gefährliches Apostolat auszuüben. Wenn auch die Uniform des Palasthauptmanns und die Gunst des Kaisers Sebastian vorläufig noch schützten, so wußte er doch nur zu gut, daß auch für ihn gar bald die Stunde kommen würde, wo er mit seinem Leben für Christus würde eintreten müssen. Längere Zeit wagten es die Behörden nicht, gegen den kaiserlichen Palastoffizier vorzugehen, trotzdem seine unerschrockene Wirksamkeit unter den gefangenen Christen ihnen bekannt war. Endlich bot ihnen Sebastian selber eine willkommene Gelegenheit zuzufassen. Die Legende bringt seine Verhaftung mit dem Martyrium der Brüder Markus und Marcellinus in Zusammenhang. Als die Brüder auf das unablässige Bitten und Drängen ihrer Angehörigen hin vor Gericht schwach zu werden drohten und schon nahe daran waren, ihr Glaubensbekenntnis zu widerrufen, sprang Sebastian vor, sprach ihnen Mut zu und bestärkte sie in der Ausdauer. Was war dieses Vorgehen Sebastians in den Augen des empörten Richters anderes als eine Mißachtung der kaiserlichen Befehle und öffentliche Aufreizung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt? Er zauderte nicht, Sebastian auf der Stelle verhaften und ins Gefängnis abführen zu lassen.

Gefaßt nahm Sebastian die Folgen seiner mannhaften Christustreue auf sich. Man verurteilte ihn zum Tode. Er sollte nicht gleich den andern Christen den wilden Tieren vorgeworfen oder sonst auf schimpfliche Weise getötet werden, sondern er sollte den Soldatentod durch Erschießen sterben. Die besten Bogenschützen der Garnison wurden abkommandiert zur Vollstreckung des Urteils. Die Schützen aber taten schlechte Arbeit. Blutüberströmt und besinnungslos, aber noch lebend, wurde Sebastian von Glaubensgenossen geborgen und in die nahe Wohnung der Irene, der Witwe eines Palastbeamten, gebracht. Unter ihrer sorgsamten Pflege genas der Heilige und erholte sich allmählich von dem starken Blutverlust.

Die Verfolgung war inzwischen weitergegangen. Täglich hörte Sebastian von neuen Opfern. Wie schwer litt er darunter, untätig diesen Greueln zusehen zu müssen und seinen Brüdern und Schwestern nicht helfen zu dürfen! Da reifte ein kühner Entschluß in ihm. Er wollte es wagen, dem Kaiser gegenüberzutreten und ihm sein Unrecht ins Gesicht zu schleudern. Wer weiß, ob nicht der Anblick des totgeglaubten und einst so hochgeschätzten Offiziers den Kaiser erschüttern und zur Zurücknahme seiner Verfolgungsedikte bestimmen würde? Sebastian war sich keinen Augenblick darüber unklar, daß er sein Leben aufs Spiel setzte. Aber was lag an seinem Leben, wenn es galt, für Christi Sache einzutreten und seinen Glaubensbrüdern zu helfen!

Sebastian hatte sich in seinen Erwartungen getäuscht. Wohl erschrak Diokletian, als er den Totgeglaubten plötzlich vor sich sah. Aber der Schrecken wandelte sich in Zorn und Wut. Er fühlte sich durch die, freilich allzu berechtigten Vorwürfe in seiner kaiserlichen Majestät gekränkt. Maßlos gereizt, ließ er sofort ohne Umstände Sebastian in die Arena schleppen und dort wie einen Hund mit Knüppeln erschlagen. Der Leichnam des Märtyrers wurde in die Kloaken geworfen. Dies geschah um das Jahr 300. Einer frommen Christin, die durch Sebastians Vermittlung die Taufe empfangen hatte, ward im Traum die Stelle des Leichnams und die von Gott bestimmte Begräbnisstätte geoffenbart.

Kein Rompilger wird es unterlassen, durch die Via Appia hinauszuwandern zur Sebastianskirche. Gott fügte es, daß in den „Katakomben des hl. Sebastian“ eine Zeitlang die Gebeine der Apostelfürsten Petrus und Paulus neben denen des heiligen Sebastian ruhten. In ehrfürchtigem Schweigen durchwandern heute die Pilger die dunklen Katakombengänge, wo noch an den Wänden in rührenden Kritzeleien die Anrufungen und Lobpreisungen der Christen zu Ehren der Apostelfürsten und des hl. Sebastian zu lesen sind und die Seele mit heiliger Ergriffenheit erfüllen. Bittend und bewundernd stehen in der Basilika die Gläubigen aus aller Welt vor der Statue des hl. Märtyrers, die der berühmte Bildhauer Bernini, der Architekt der Peterskirche, im 17. Jahrhundert geschaffen hat.

Agnes

21. Januar

Trotzdem sie schon im Frühling ihres Mädchentums hinweggerafft wurde, gehört Agnes zu den berühmtesten Heiligen der katholischen Kirche. Ihr Name steht im Kanon der Messe und in den ältesten liturgischen Büchern. Wie die Berichte des Papstes Damasus, des hl. Ambrosius und des altchristlichen Dichters Prudentius zeigen, erfreute sich Agnes schon im 4. Jahrhundert überall allgemeiner Verehrung.

Agnes war das Kind einer vornehmen römischen Familie. Edle Geburt und Reichtum, Anmut und Liebreiz lenkten die Blicke der römischen Jungmännerwelt auf das erblühende Mädchen. Einer der jungen Leute — nach der Legende soll es der Sohn des Stadtpräfecten gewesen sein — umschwärmte das schöne Mädchen mehr als alle andern! Als Sohn des höchsten Stadtbeamten an die Erfüllung aller Wünsche gewöhnt, warb er siegesgewiß um die Hand des dreizehnjährigen Mädchens. Doch welche Enttäuschung! Agnes verzichtete darauf, die erste Dame der römischen Gesellschaft zu werden, sie wies den selbstbewußten Freier ab, da sie bereits einem andern Bräutigam angehöre. Die spätere, wohl im 5. Jahrhundert entstandene Dichtung, legt Agnes die herrlichen Worte in den Mund, denen die Kirche dadurch eine besondere Weihe gibt, daß sie sie bis heute in der Liturgie verwendet: „Weiche von mir, du Beute des Todes! Ich habe mir einen anderen Bräutigam erwählt. Schön ist mein Geliebter vor allen Söhnen der Erde. Lieblich ist er wie die aufsteigende Morgenröte. Erhaben wie der lichte Bergespitze in des Himmels Blau. Sonne, Mond und Sterne verschwinden vor dem Strahlenschein seines Angesichtes. Das Wort seines Mundes gibt Lebenskraft und Lebenslust. Der Blick seines Auges gießt Friede und Freude ins Herz. Edel ist mein Geliebter. In flammenden Zügen glänzt sein Name am Himmel. Eine königliche Jungfrau hat ihn geboren. Sein Vater ist der Herr der Heerscharen, der König der Könige. Mächtig und gewaltig ist er. Himmel und Erde sind ihm untertan. Die Geister sind seine Diener. Die Winde seine Boten. Die Sterne seine Wächter. Alle Elemente gehören ihm. Reich ist er. Alle Schätze der Welt, alles Gold und Edelmetalle im Schoße der Erde, alle Perlen in der Tiefe des Meeres gehören ihm. Seine Reichtümer sind unermesslich. Seine Güter ohne Zahl. Liebenswert ist er. So wie er liebt kein Sterblicher. So herzennig, so hingebend, so treu bis in den Tod ist keiner wie er. Seine Liebe aber ist so heilig und rein, daß ich keusch bleibe, wenn ich liebend ihn umfasse, daß ich Jungfrau bleibe, wenn ich mich ihm vermähle. Mein Geliebter hat nicht seinesgleichen. Er stammt vom Himmel und ist aus Liebe zur Erde gekommen, um seine Auserwählten selig zu machen. Darum liebe ich ihn allein, unaussprechlich, ewig.“

Der abgewiesene Freier wußte in seinem gekränkten Stolz nichts anderes zu tun, als Agnes sofort wegen ihres Christenglaubens anzuzeigen. Herrschte doch zu der Zeit, da unsere Geschichte sich abspielt, im römischen Reich eine erbitterte Verfolgung aller Christusgläubigen. Noch nie war ein so jugendliches Mädchen vor dem römischen Richter gestanden. Im Handumdrehen glaubte der Richter mit diesem zarten Mädchen fertig zu werden. Allein er täuschte sich. Weder schmeichelnde Überredungsversuche noch zornige Drohungen konnten die Liebe des Mädchens zu Jesus einschüchtern. Agnes blieb stark, selbst als der Richter sein Amt und sich selbst so entehrte, daß er dem reinen Mädchen mit der Abführung in ein öffentliches Haus drohte. Sie war fest überzeugt, daß Christus auch in dem Haus der Sünde sie vor jeder Schändung beschützen würde. Der abgewiesene Freier, der es wagte, sich dem wehrlosen Mädchen zu nähern, stürzte wie tot zu Boden und erhielt erst durch das Gebet der Heiligen Besinnung und Leben wieder. Nachdem ein (wahrscheinlich legendärer) Versuch, die Heilige als Zauberin und Hexe auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, durch göttliches Eingreifen mißglückt war, wurde Agnes zum Tode durch das Schwert verurteilt. Ambrosius erzählt, daß Agnes mit frohem Mut das Todesurteil aufgenommen habe und so heiter zum Richtplatz geschritten sei, als ginge es zur Hochzeit. Mit dem gleichen Mut bot sie ihren Hals dem Todesstreich dar. Während die Zuschauer bei diesem seltsamen Schauspiel vor Rührung weinten und selbst der Henker zitterte, blieb sie allein gefaßt und wohlgenut. Mit Recht sagt Ambrosius: „Männer mögen bewundernd zu dieser Märtyrin anschauen, deren Seele stark genug war, alle Marter zu überwinden. Mädchen ihres Alters ertragen es sonst kaum, daß die Eltern ihnen zürnen, und über einen Nadelstich weinen sie, als hätten sie sich schwer verletzt. Sie aber stand unerschrocken vor dem Henker. Sie hat kaum eine Ahnung, was Sterben heißt, und schon ist sie bereit, ihr junges Leben unter seinem Schwert auszuhauchen.“

Der Leib der jugendlichen Heldin, deren Todesjahr in den Ausgang des 3. Jahrhunderts fallen dürfte, wurde von ihren Eltern auf einem ihrer Grundstücke an der Nomentanischen Straße vor den Mauern Roms beerdigt. Schon früh wurde die Ruhestätte der lieblichen Märtyrin von der römischen Christengemeinde besucht und durch feierlichen Gottesdienst ausgezeichnet. Die Bezeichnung „Agnes sanctissima, hochheilige Agnes“ auf der Verschußplatte des Grabes spricht von der einzigartigen Verehrung, deren sich St. Agnes erfreute. Heute noch ist die Gedächtnisfeier dieser großen Römerin durch eine besondere Zeremonie ausgezeichnet: es werden am Agnestage in der Kirche der Heiligen die weißen Lämmer gesegnet, aus deren Wolle die Pallien für die Erzbischöfe gewebt werden. Von alters her pflegt man ja St. Agnes mit einem Lamm darzustellen, dem Sinnbild ihrer unberührten Reinheit und wehrlosen Kindlichkeit.

Lange ehe zur „Katholischen Aktion“ allgemein aufgerufen wurde, arbeitete der Römer Vinzenz Pallotti in ihrem Geiste. Man kann diesen zum berühmten Heiligen gewordenen Sohn eines Viktualienhändlers aus der Via Pellegrino geradezu den Bahnbrecher der katholischen Aktion nennen. Dies allein würde diesem Gottesmann einen Platz in unserer Legende sichern, auch wenn er nicht als Stifter eines neuen, einflußreichen Missionsordens besondere Aufmerksamkeit verlangte.

Ein großes Verdienst an dem segensreichen Leben Pallottis fällt seinen frommen Eltern zu, die ihren zehn Kindern eine wahrhaft religiöse Erziehung als kostbares Erbteil ins Leben mitgaben. Der Vater pflegte täglich zwei heiligen Messen bei zuwohnen und jede Woche zu den hl. Sakramenten zu gehen. Die Mutter flößte dem am 21. April 1795 geborenen Vinzenz die zärtlichste Liebe zur Gottesmutter ein, die er bis an sein Lebensende bewahrte. Wenn auch alle Pallottikinder sich von den wilden Rudeln römischer Gassenkinder durch ihre Sittsamkeit und Frömmigkeit vorteilhaft abhoben, so konnte man doch schon frühzeitig an Vinzenz ein ganz außergewöhnliches Tugendstreben bemerken. Er offenbarte eine peinliche Scheu vor der geringsten Sünde; als kleiner Junge schon ging er schlimmen Neigungen mit solch ungestümem Bußeifer und solch harten körperlichen Abtötungen zu Leibe, daß selbst die opferfähigen Eltern darüber erschrakten. Seine Nächstenliebe kannte kein Maß. Er sparte sich Speisen am Munde ab, um sie armen Kindern schenken zu dürfen; er kam mitunter ohne Strümpfe und Schuhe, ohne Mantel und Jacke nach Hause, weil er sie nach St. Martins Art an Bedürftige weggegeben hatte. Er brachte es sogar fertig, Preismedaillen, die er in der Schule für seine guten Erfolge erhalten hatte und die er doch so brennend gern den Eltern gezeigt hätte, heimlich zu verkaufen, um mit dem Erlös Gutes tun zu können.

Die Wahl seines Berufes traf sich mit dem Wunsche der Eltern: er wollte Priester werden. Höchstes Glück erfüllte ihn, als er nach Jahren anstrengenden Studiums am 16. Mai 1818 am Weihaltar stand und zum erstenmal als Priester Gottes den Opferberg des Neuen Bundes bestieg. Jeden Morgen wiederholte sich diese Seligkeit, wenn er sich anschickte, an den Altar zu treten. Von den heiligen Geheimnissen wurde er so ergriffen, daß er mit tiefster Erschütterung die einzelnen Meßgebete, besonders das „O Herr, ich bin nicht würdig“ aussprach und nicht selten in Verzückung sich vom Erdboden löste. Bischof Senestrey von Regensburg, der als Student des römischen Kollegs Pallotti manchmal bei der hl. Messe diente, wurde Zeuge dieser Andachtsglut und ungewöhnlichen Begnadigung.

Mit der aszetischen Ausbildung ging die wissenschaftliche Hand in Hand. Mit 23 Jahren hatte er die theologische und philosophische Doktorwürde errungen und wirkte dann zehn Jahre als Professor der Dogmatik an der römischen Universität. Angebotene Würden schlug er demütig aus. Wo immer aber sich eine Gelegenheit zu apostolischer Arbeit bot, stellte sich Professor Pallotti bereitwilligst zur Verfügung. Um dem Drang seines Seeleneifers ganz genügen zu können, gab er sein Lehramt auf und wurde nun der große Beichtvater und Seelenführer Roms. Vom Papst bis zum zerlumpten Straßenbettler suchten sie Zuflucht bei ihm. Vor seinem ärmlichen Haus am Tiberufer hielten bei Tag und Nacht die Karossen von Kardinälen und erlauchten Geschlechtern neben den Bauernkarren aus der Campagna. Auf Holzbänken sitzend warteten in einem schlichten Vorraum Besucher jeden Standes und Alters oft viele Stunden, bis die Reihe an sie kam, ins Beichtzimmer eintreten zu dürfen. Hoch und nieder brachte Vinzenz Pallotti, den der Volksmund den „frömmsten Priester Roms“ nannte, ein ganz wunderbares, unbegrenztes Vertrauen entgegen. Mit einer Milde ohnegleichen hörte Pallotti alle an, durchschaute ihre geheimsten Verfehlungen und half ihnen gütig auf den rechten Weg zurück. Aber er blieb nicht in seiner Beichtkammer sitzen und wartete, bis die Leute zu ihm kamen. Es gab in Rom kein Krankenhaus, das er nicht ungezählte Male durchwandert hätte; in allen Gefängnissen war er bekannt und es gab keinen zum Tode Verurteilten, dem er nicht das letzte Geleit gab. In Kasernen und Lazaretten suchte er sich seine „Hechte“ und war überselig, wenn ihm ein Fang gelungen und die Rettung einer Seele geglückt war. Als Exerzitenmeister, Volksmissionär und Prediger entfaltete er eine solch segensreiche Tätigkeit, daß es in Rom keinen volkstümlicheren Namen gab als den des Vinzenz Pallotti. Er greifende Erzählungen über das abgetötete, strenge Bußleben Pallottis und über seine einzigartige Frömmigkeit liefen von Mund zu Mund. Seine Selbstlosigkeit und Gebefreudigkeit bis zur eigenen Entblößung waren sprichwörtlich. Das Mitleid mit der sozialen Not der armen Bevölkerung veranlaßte ihn, Innungen ins Leben zu rufen, Landwirtschaftsschulen zu gründen, ländliche Sparkassen nach Art unserer Raiffeisenvereine und andere bäuerliche Selbsthilfe-Organisationen einzurichten. Die caritativen Anstalten zur Pflege von Waisenkindern und zur Rettung gefährdeter Mädchen verdanken seiner Tätigkeit ihr Entstehen. Ohne Zweifel gewann Leo XIII., der einer der jugendlichen Freunde Pallottis war, reiche Anregungen aus der Wirksamkeit dieses begnadeten Seelsorgers für sein späteres soziales Reformwerk.

Ein Mann, der von solch einzigartigem Seeleneifer erfüllt war, konnte nicht ohne tiefen Schmerz sehen, wie noch so viele Völker in Unglaube und Irrtum schmachteten. Er betete und sann, wie diesem Unheil abzuhelfen wäre. Als ein besonders wertvolles Seelsorgsmittel zur Bekämpfung des Irr- und Unglaubens

erkannte er die Verbreitung guter Schriften. Aus der Vereinigung zur Verbreitung guter Schriften, die er ins Leben rief, wurde mit der Zeit die „Gesellschaft des katholischen Apostolats“ (S. A. C.). Trotz anfänglicher Anfeindungen und mannigfacher Schwierigkeiten entwickelte sich die Kongregation der Pallottiner zu einem der blühendsten Missionsorden, der die Segnungen des Glaubens und der Liebe in die glaubens- und liebeleere Welt der Heimat und der Heidenländer trägt. 1892 faßten die Pallottiner auch in Deutschland Fuß, wo in rascher Aufeinanderfolge die Missionshäuser in Limburg a. L., in Ehrenbreitstein und Vallendar entstanden.

Vinzenz Pallotti starb als Opfer seiner Barmherzigkeit. Er hatte im Jahre 1850 in der Kirche St. Andrea in Valle das Dreikönigsfest gefeiert, dessen Oktav er alljährlich zu einer Volksmission ausgestaltete und mit besonderer Feierlichkeit beging. Als er am Oktavtag nach einer anstrengenden Predigt erhitzt ohne Mantel nach Hause ging (den Mantel hatte er kurz vorher einem Armen geschenkt), zog er sich in der naßkalten Witterung eine schwere Erkältung zu, der am 22. Januar 1850 der wenig widerstandsfähige Körper erlag. Ganz Rom trauerte um den schlichten Priester, der wie ein zweiter Philipp Neri Roms guter Geist gewesen war. 1950 wurde er seliggesprochen.

Lüfthildis

23. Januar

„Webend warfen starke Mägde dort die Spulen um die Wette,
blaue Wolle war der Einschlag, blankes Leinen war die Kette.“

So zeigt uns F. W. Weber in „Dreizehnlinden“ die deutschen Frauen und Mädchen des 9. Jahrhunderts bei der Arbeit an der Spindel. Welch hohe Meinung man von dieser Mädchen- und Frauenarbeit hatte, geht daraus hervor, daß selbst die Göttinnen spinnend und webend in der Anschauung der Germanen weiterlebten. Und als später das Christentum ins Land einzog, konnte sich das deutsche Volk die allerseligste Jungfrau nur als fleißige Spinnerin vorstellen. Man sang von ihr: „Maria, die konnt spinnen, des freut sie sich.“ Die Spindel oder Kunkel war bei unseren Vorfahren unzertrennlich mit dem weiblichen Geschlecht verbunden und sogar zum Symbol der deutschen Frau erhoben, wie das Schwert das Symbol des Mannes war. Auch bei den heiligen Frauen des deutschen Mittelalters begegnet uns

ihre Vorliebe für Spinnen und Weben, für Nähen und Sticken. Eine Heilige des 9. Jahrhunderts kann gerade die Heilige der Spindel genannt werden: St. Lüfhildis, in deren Geschichte und Legende die Spindel eine bedeutsame Rolle spielt.

Lüfhildis (Lifhild) ist eine Zeitgenossin Karls des Großen. Das uralte Dorf Berge am Nordrand der Eifel, nach ihr Lüftelberg geheißen, war ihre Heimat. Dort ruhen heute noch ihre Gebeine in einem schlichten Holzschrein, der in das marmorne Hochgrab in der Mitte der Pfarrkirche eingelassen ist. An ihrem Festtag kommt das gläubige Volk der nahen und weiten Umgebung wallfahrend herbeigezogen, um in Gebet und Sang sich dem Schutz der mildreichen Jungfrau anzupfehlen. Mit ehrfürchtiger Liebe schaut das gläubige Volk zu der silbernen Spindel auf, die in der Kirche aufbewahrt wird und mit der Lüfhildis selbst ihr Garn gesponnen hat.

Lüfhildis war die Tochter eines freien Bauern. In ihre Jugendzeit fiel ein schweres Leid: die sorgsame, liebevolle Mutter starb und ihre Stelle nahm eine zweite Mutter ein, die ihr Vorbild in den harten, verrufenen Stiefmüttern des Märchens zu suchen schien. Ohne den Sonnenschein warmer Mutterliebe mußte das nach Güte und Verstehen dürstende Mädchen heranreifen. Von der Mutter zurückgestoßen, schenkte das fromme Kind nun ihre ganze große Liebe Gott und den armen Mitmenschen. In rückhaltloser Hingabe an den himmlischen Vater und in selbstlosem Dienst an Armen und Notleidenden suchte und fand Lüfhildis ihr Glück. Verständnislos sah die Stiefmutter dem nach ihrer Meinung „überspannten Treiben“ der Tochter zu. Sie brummte über das viele Kirchenlaufen des Mädchens und sah mit scheelen Augen ihren Caritasgängen zu. Um Lüfhildis von ihren Andachtsübungen und Liebeswerken abzuhalten, forderte sie von ihr die Dienste einer Magd und beschäftigte sie mit Vorliebe draußen auf dem Felde. Was wußte sie davon, daß eine Seele, die in Gott gebettet ist, überall im Himmel ist? Lüfhildis verstand es, Gott auch draußen auf dem Feld zu finden und im Verein mit der ganzen Natur ihm zu dienen. Die böswillige Mutter spähte der ungeliebten Stieftochter freilich auch noch bei ihren Arbeiten auf dem Felde heimlich nach und freute sich nicht wenig, wenn sie eine Nachlässigkeit zu entdecken glaubte. Einmal im Spätherbst, als die Saat aus der Erde keimte, sollte Lüfhildis im kalten Novembernebel die Wildenten von den Feldern vertreiben. Als die Stiefmutter nun fand, daß die Vögel wieder die junge Saat ausgepickt hatten, schlug sie Lüfhildis in heftigem Zorn mit einer Ginsterrute und bestürmte den Vater mit Vorwürfen über die Trägheit und Nachlässigkeit seiner Tochter. Auch gegen die in ihren Augen übertriebene Freigebigkeit des Mädchens suchte sie den Vater mit ständigen aufreizenden Stichelreden einzunehmen. Die Legende weiß von einem wundersamen Vorkommnis zu erzählen, das mit dem Rosenwunder der hl. Elisabeth große Ähnlichkeit aufweist. Lüfhildis liebte es, den armen Leibeigenen, die

auf des Vaters Gutshofe Dienste leisten mußten, Speisen zu bringen. Als der Vater sie eines Tages auf dem Wege zu einer Hütte traf, wollte er wissen, was sie in der Schürze trage. Willig öffnete sie die Schürze, da zeigten sich dem erstaunten Vater wertlose Holzkohlen. Dieses seltsame Erlebnis erbitterte die Stiefmutter noch mehr. Als Lüfhildis einmal arglos um Brot für ihre Armen bat, warf der Bäckersknecht auf Anstiften der Mutter dem Mädchen glühende Kohlen in die offen gehaltene Schürze. Doch das glühende Rot der Kohlen leuchtete und duftete wie schönste Rosen aus der Schürze der Barmherzigkeit. Mag es sich bei diesen Vorkommnissen vielleicht auch nur um frommen, dichtenden Volksglauben handeln, so steht das nimmermüde Wohltun des frommen Mädchens doch fest. Jahrhundertlang pflegte man in Lüftelberg zur Erinnerung an die große Wohltäterin der Armen Getreidegarben zu sammeln und das aus ihnen gebackene Brot am Festtag der Heiligen unter die Darbenden zu verteilen.

Lüfhildis blieb zeitlebens Jungfrau. In Arbeit, Gebet und tätiger Nächstenliebe ging ihr einsames Leben dahin. In einer armseligen Klause gab sie sich ungestört den Übungen des geistlichen Lebens und fleißiger Arbeit an der Spindel hin. Mit Ehrfurcht sah das Volk auf die fromme Jungfrau. Man kam zu ihr, um Rat zu holen, man holte sie, Streitigkeiten zu schlichten. Bei einem erbitterten Zwist über die Grenzscheide eines Waldes trat Lüfhildis als Schiedsrichter auf und die rechts- erfahrenen Männer beugten sich der Entscheidung des erleuchteten Mädchens. Sie zog, wohl auf höhere Eingebung, mit ihrer Spindel die Grenze. Eine unsichtbare Kraft aber warf entlang dieser Scheidelinie einen Graben auf, der heute noch die staatlichen Wälder des Kottenforstes von den Gemeindewaldungen trennt und Lüfhildisgraben genannt wird.

Die Achtung, welche die Dorfgenosser vor Lüfhildis hatten, wurde nach dem Tode der etwa 60 Jahre alt gewordenen Jungfrau zu offener Verehrung. Von weither kamen Kranke und Unglückliche, um die Heilige zu verehren. Blinde, Taube, Lahme, Menschen mit Gebrechen aller Art fanden an ihrem Grabe auffallende Heilung.

Als im Jahre 1623 der Erzbischof von Köln, Ferdinand von Bayern, eine feierliche Erhebung der Gebeine der Heiligen vornahm, fand sich in ihrem Grabe die Spindel, das Zeichen ihres Fleißes und ihrer Friedliebe. 300 Jahre später, im Jahre 1923, wurde das Andenken an diese erste feierliche Erhebung der Gebeine gefeiert. Dabei offenbarte sich die treuherzige Liebe des Volkes zur hl. Lüfhildis in ergreifender Weise. Nicht wenig trugen zur Steigerung ihrer Verehrung zwei auffallende Heilungen bei, die in den Jahren 1920 und 1931 bei hartnäckigen Ohrenleiden durch Berührung mit der silbernen Spindel eintraten.

Dieser Heilige aus dem Zollerngeschlechte war zeitlebens auf der Flucht vor der Welt und der Jagd nach Gott. Nur wenige Jahre froher Kindheit verlebte der spätgeborene Grafensohn auf der väterlichen Burg Sülchen am jungen Neckar. Bald brachten ihn die Eltern in die weitberühmte Klosterschule auf der Bodenseeinsel Reichenau. Weit öffnete sich die frische Knabenseele den Schätzen irdischer und himmlischer Weisheit, die ihm Meister der Wissenschaft und Frömmigkeit erschlossen. So glücklich fühlte sich der junge Zollerngraf bei den Mönchen des hl. Benedikt, daß er nach vollendeter Studienzeit nicht ins heimische Schwabenland zurückkehrte, sondern seine Hand nach dem Priestertum ausstreckte und den väterlich gesinnten Abt um Aufnahme in den Orden bat. Fünfundzwanzigjährig legte Meinrad die feierlichen Gelübde des Benediktinerordens ab und waltete nun als Lehrer an derselben Klosterschule, in der er zuvor als Schüler gesessen.

Nun war Meinrad geworden, wonach er gestrebt hatte: er war Priester, trug das ehrwürdige Gewand des hl. Benedikt, hatte als Ordenslehrer eine reichsegnete Tätigkeit. Und doch klaffte eine Lücke in der Seele des jungen Mönches, die kein volles Befriedigtsein aufkeimen ließ. Es hungerte ihn nach der großen Stille und Einsamkeit, die ganz Gott gehört. Auf Reichenau fand er sie nicht. An die Ufer dieser Insel schlugen zu lebhaft die Wogen des weltlichen Treibens. Pilger, die nach Italien zogen, Kaufleute, Beamte, Priester gingen auf der Reichenau aus und ein, selbst Kaiser Karl kam mit seinem Gefolge und trug viel weltliches Gelärm auf die Gottesinsel. Voll Sehnsucht sah da oft St. Meinrad nach den schweigenden Firnen der Schneeberge, auf denen wie Gotteslächeln das Abendrot glühte. Wie mußte man doch Gott so nahe kommen, wenn man in solch heiliger Bergeinsamkeit hausen dürfte, losgelöst von allen drückenden Ketten der Welt, restlos hingegeben an den Ewigen!

Bald sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Nach kurzer Tätigkeit an der Klosterschule in Bollingen am Zürichersee, wagte er an seinen Abt die große Bitte: „Vater, laßt mich ziehen! Löst mich von der hemmenden Gemeinschaft und gebt mir den Weg frei zur Einsiedelei in den Bergen!“ Der Abt verstand seinen Mönch. Er wußte: nicht müder Weltüberdruß oder phantastische Naturschwärmerei lockten Meinrad hinauf in den Frieden der Berge. Es war nichts anderes als das leidenschaftliche Verlangen, ganz in Gott aufzugehen. Und so hielt eines Tages Meinrad den Ja-Brief des Abtes in den glückzitternden Händen und schickte sich ungesäumt an, auf dem Etzelberge am Nordufer des Zürichersees einen Unterschlupf zu suchen. Sieben Jahre lebte Meinrad in der Einsamkeit des wilden Berges, schutzlos den Stürmen und der Kälte des Winters preisgegeben, bedroht

von hungrigen Wölfen, gequält von armselig gestilltem Hunger. Doch der Einsiedler vergaß alle Leibesnot und wuchs immer tiefer hinein in Gottes Gedanken und Gottes Reich.

Die Kunde von dem frommen Einsiedler auf dem Etzel lief durchs ganze Umland. Und bald begann ein großes Wallfahren zur hochgelegenen Klause. Sünder schlichen auf heimlichen Pfaden zur Höhe und suchten zu den Füßen des Vaters Meinrad Entsöhnung und Frieden. Unglückliche weinten sich bei ihm aus, Unschlüssige holten sich Rat und Weisung. Die arme Klause, die Meinrad auf Bergeshöhe erbaut hatte, um ganz mit Gott allein zu sein, umspülten auf einmal wieder die geschwätzigen Wogen der Welt. Der Schwarm der oft so zudringlichen Besucher zerriß die fromme Stille. Und so entschloß er sich ohne Zögern zur Flucht. Er verließ die Stätte, wo er soviel geistliche Freude empfangen hatte und wanderte weiter gegen Süden, tiefer hinein in den „finsternen Wald“, der damals noch eine von keinem Menschenfuß betretene Wildnis war und sich bis zu den Mythenstöcken hinzog. Wo unter alten Tannen eine Quelle durchs Moos brach, zimmerte St. Meinrad eine kleine Zelle. Nun war er ganz allein mit Gott. Nur die Tiere des Urwaldes, die alle Wildheit beim Anblick des Heiligen verloren, waren seine Gefährten. Zwei Raben, die er großgezogen, blieben die unzertrennlichen Genossen seiner Einsamkeit.

Bald war der neue Verschlupf des Heiligen entdeckt und wieder begannen die Pilgerfahrten wie einst auf den Etzel. Doch jetzt entzog sich Meinrad den Hilfesuchenden nicht mehr. Durch die schlimmen Seelenkämpfe, die er inzwischen hatte bestehen müssen, war er innerlich im Gottesfrieden so gefestigt, daß kein irdisches Ding diesen Frieden mehr stören konnte. Die Äbtissin Hildegard vom Frauenmünster in Zürich ließ dem heiligen Gottesmann eine kleine Kapelle bauen und schenkte ihm ein altes, schönes Marienbild, die „schwarze Mutter Gottes von Einsiedeln“. Von da an mehrten sich die Scharen der Wallfahrer zur Meinradzelle. Getreu seinem Namen (Meinrad = Meginrat heißt: stark im Rat) spendete er in verschwenderischer Freigebigkeit Rat und Trost und Hilfe. Von den milden Gaben, die dankbare Pilger in seine Hände legten, konnte er viel Armut lindern. Gerade diese Gaben aber sollten dem Heiligen nach Gottes Willen zum Verhängnis werden. Zwei habgierige Gesellen verabredeten sich, den Einsiedler zu erschlagen und seiner Schätze sich zu bemächtigen. St. Meinrad, der während der hl. Messe in einer Vision die drohende Gefahr und sein nahes Ende geschaut hatte, empfing die beiden ruhig und heiter, bewirtete sie und ließ sie nicht im unklaren, daß er um ihr Vorhaben wußte. Eine Bitte nur stellte er an die herzlosen Mordbuben: sie möchten nach vollbrachter Tat eine Kerze zu seinen Häupten und eine andere zu seinen Füßen aufstellen. Bange Furcht und aufsteigende Verwirrung schüttelten die verhärteten Sünder rasch ab und kalten Blutes schlugen sie den wehrlosen

Greis mit ihren Stöcken nieder, rissen die paar Habseligkeiten an sich, die in Klausen und Kapellen waren, und stellten die versprochenen Kerzen auf. Doch siehe: als sie mit dem brennenden Lichtstock von der Kapelle zurückkamen, um die Kerzen zu entzünden, da brannten sie bereits und warfen ihren hellen Schein auf das Antlitz des Toten. Verstört eilten die Mörder davon, gefolgt von den krächzenden Raben St. Meinrads, die wie blutlehzende Spürhunde die Verbrecher jagten und nicht abließen, bis die Unseligen ergriffen und in Zürich aufs Rad geflochten und verbrannt wurden.

St. Meinrads Zelle aber wurde bald zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort. Wenige Jahre nach jener Mordtat vom 21. Januar 861 wölbte sich ein stattliches Gotteshaus über dem hölzernen Kapellchen mit dem Gnadenbild der Mutter Gottes und dem Haupte des heiligen Martyrers. Und heute gehört Einsiedeln zu den berühmtesten Gnadenorten der ganzen Welt.

St. Meinrad aber helfe durch seine Fürbitte uns allen, daß wir in der Verstrickung mit der Welt und im Gelärm unserer täglichen Pflichten und Geschäfte das Sehnen nach der ewigen Heimat nicht verlieren und daß niemals die anklagenden Raben des bösen Gewissens uns verfolgen!

Arnold Janssen

25. Januar

(Gedenktag am 15. Januar)

Das Landstädtchen Goch am Niederrhein ist die Heimat Arnold Janssens. Hier wurde er am 5. November 1837 als zweites von acht Kindern einer braven Bauernfamilie geboren. Vater und Mutter wetteiferten an Frömmigkeit und Gottesfurcht. Oft sahen die Kinder, wie der Vater den Rosenkranz betend neben dem Wagen einherging. Die Mutter hatte die Gewohnheit, neben der Hausarbeit still oder unbewußt laut Stoßgebeten zu sprechen. „Mutter, du betest dich noch durch den Himmel hindurch“, sagten die größeren Söhne oft scherzend. Die Mutter erbetete auch den Priesterberuf für den braven Arnold, der bald Student an der bischöflichen Anstalt in Gaesdonck wurde. Die philosophischen Studien machte er zu Münster in Westfalen. Da er für die Zulassung zum Studium der Theologie noch zu jung war, widmete er sich inzwischen ein paar Semester an der Bonner Universität der Mathematik und den Naturwissenschaften, wozu er eine besondere Veranlagung hatte. Es gelang ihm sogar die Lösung einer mathematischen Preis-

aufgabe. Als Zweiundzwanzigjähriger legte er mit Erfolg das Staatsexamen zum Lehrberuf für alle Gymnasialfächer ab. Trotz der verlockenden Aussichten folgte er aber dem Zug seines Herzens und bereitete sich im Priesterseminar zu Münster auf das Priestertum vor. Am 15. August 1861 empfing er die Priesterweihe und erhielt bald darauf seine erste Anstellung als Lehrer an der höheren Bürgerschule in Bocholt.

So sehr seine Wirksamkeit seiner wissenschaftlichen Ausbildung entsprach, auf die Dauer befriedigte sie ihn nicht. Immer mehr fühlte er sich zum inneren Leben gedrängt. Apostolischer Hunger ergriff seine Seele und ließ sie nimmer los. In seinem Seeleneifer begann er sich der Ausbreitung des Gebetsapostolates zu widmen. Die freien Ferienwochen benützte er und pilgerte durch das ganze Westfalen von Dorf zu Dorf, um die Gläubigen zum Gebete apostolischer Fürbitte für die großen Anliegen des Herzens Jesu zu gewinnen. Auf seinen Apostelwegen lernte er oft schmerzlich die unheilvolle Auswirkung der Glaubensspaltung kennen. Deutschland, ehemals eins im Glauben der heiligen katholischen Kirche... ach, wenn es möglich wäre, unser schönes Vaterland im Glauben wieder zu einen, wenn doch wieder ein Hirt und eine Herde würde! Immer glühender wurde dieser Wunsch im eifervollen Herzen Arnold Janssens. Er war sich klar: diese religiöse Wiedervereinigung kann nicht Menschenwerk sein, sie ist ein Werk der göttlichen Gnade. Unsere Aufgabe ist es, diese Gnade zu erleben. Gibt es aber ein kräftigeres Gnadenmittel als das hl. Meßopfer? So regte Janssen an, es möchten an den bedeutendsten Wallfahrtsorten Deutschlands heilige Messen um Erlangung der Wiedervereinigung im Glauben dargebracht werden. Um für seine Idee zu werben, unternimmt er eine apostolische Fahrt nach Sachsen, Böhmen, Österreich, Schweiz, Süddeutschland. Sein Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen ist so groß, daß er in einem Schreiben jener Zeit erklärt: „Ich wäre gerne bereit, größere Arbeiten für die Rettung der Seelen und den Triumph der Kirche zu übernehmen, ja mich ganz dieser heiligen Aufgabe zu weihen und alle Kräfte und Fähigkeiten und selbst mein Leben für dieses große Werk hinzugeben, wenn nur erreicht werden könnte, daß der dreimal gültige Gott mehr und mehr jenen Geist der Gnade und des Gebetes über die Erde ausgieße, ohne den alle unsere Hoffnungen für eitel und nichts zu halten sind.“

Um sich ganz seiner apostolischen Wirksamkeit widmen zu können, gab er sein Lehramt an der höheren Schule in Bocholt auf und übernahm die Hausgeistlichenstelle bei den Ursulinen in Kempen. Hier hatte er nun Zeit, ganz seinen Plänen nachzugehen. In dem „Kleinen Herz-Jesu-Boten“ schuf er sich ein Sprachrohr, um die Wünsche des göttlichen Herzens Jesu in das Land und unter das gläubige Volk zu tragen. Jetzt konnte er sich auch tatkräftiger jenem Werke widmen, das neben der inneren Mission mehr und mehr sein Herz fesselte: der Heidenmission. In

begeisterten Aufsätzen gab er seiner Liebe zum Missionswerk Ausdruck. „Wer den Glauben verbreitet und dazu mithilft, der rettet nicht bloß eine Seele, sondern die Seelen vieler. Denn wir müssen nicht bloß an die Bekehrten denken, sondern auch an ihre Nachkommen . . . O wenn doch nur die Hälfte, ja der vierte und zehnte Teil der Mühe, welche für irdische Zwecke aufgewandt wird, für die großen Anliegen Jesu aufgewendet würde!“ Die Hefte des „Kleinen Herz-Jesu-Boten“ wurden zu eindringlichen Predigern des Missionsgedankens. Mit glühender Beredsamkeit warb der sonst so stille Priester in den Ländern deutscher Zunge um Arbeiter für den großen Weinberg des Herrn. Aber da tauchte die Frage auf: Wo sollen diese Missionspriester ausgebildet werden? Es gab damals weder in Deutschland noch in Holland und Österreich ein Missionsseminar. In unbegrenztem Vertrauen auf Gottes Hilfe wagte Arnold Janssen das große Werk: er wollte selber ein Missionshaus gründen!

Die Leute schüttelten den Kopf, als er mit seinem Plan herausrückte. Janssens beste Freunde rieten: „Laß es gut sein, Arnold, du blamierst dich bloß.“ Bei den bischöflichen Behörden fand er anfangs nicht nur keine Hilfe, sondern Widerstand. Der Erzbischof von Köln sagte: „Nun will Herr Janssen in unserer schwierigen Zeit ein Missionshaus gründen und Missionäre heranbilden, um die Heiden zu bekehren. Es sind in Köln Heiden genug. Wenn er diese nur mal zuerst bekehren würde.“ So gering war damals in Deutschland auch in kirchlichen Kreisen das Verständnis und Interesse für das Missionswerk. Aber in seinem heiligen „Eigensinn“ sagte sich Arnold Janssen: „Geht es in Deutschland nicht, so geht es vielleicht in Holland.“

Am 16. Juni 1875 legte er durch den Kauf eines Hauses in Steyl in Holland den Grundstein zu seinem Werk. Am 8. September wurde das Missionshaus zum hl. Erzengel Michael am Strand der stillen Maas mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Jahrelang aber noch dauerten die Prüfungen und Schwierigkeiten. Herbe Verluste trafen Arnold Janssen, Enttäuschung und Verkennung war vielfach sein Los. Er litt tief darunter. „O Bruder, ich werde durch eine Dornhecke gezogen“, klagte er einst weinend seinem Bruder, dem Kapuziner Juniperus. „Ich bin vor einen schweren Karren gespannt“, seufzte er wohl auch manchmal, wenn die Last der Arbeit ihn zu erdrücken schien. Gott ließ es zu, daß drei der ersten Mitarbeiter sich wieder von Janssen trennten.

Doch der herbe Verlust wurde wieder wettgemacht. Neue Mitarbeiter stellten sich ein, junge Leute meldeten sich als Studenten. Geistliche Professoren, die in Deutschland stellenlos geworden waren, übernahmen den Unterricht am Missionsseminar. Das gekaufte Haus reichte schon längst nicht mehr aus. Ein neuer Bau wurde gewagt, und als die Vorsehung immer wieder die nötigen Summen schickte, erstand mit der Zeit ein neuer Flügel nach dem andern. Aus dem kleinen Anfang

entwickelte sich die Ordensgesellschaft des göttlichen Wortes, die heute als Steyler Missionswerk weltbekannt ist. Die „Stadt Gottes“, der „Kleine Herz-Jesu-Bote“, der St. Michaelskalender und viele andere Schriften wandern aus der Missionsdruckerei in alle Welt. Welch ein Freudentag war es für den Stifter, als er seine ersten Söhne in die China-Mission hinaussenden konnte! Bald kamen neue Missionsgebiete in Afrika und Amerika dazu. Der starke Andrang von künftigen Missionaren und Missionsbrüdern ermöglichte die Gründung neuer Missionshäuser in St. Gabriel bei Wien, in Heiligkreuz in Schlesien, in St. Wendel im Saargebiet. Da auch fromme Jungfrauen sich immer zahlreicher meldeten mit dem Wunsche als Missionarinnen im Heidenlande wirken zu dürfen, gründete Arnold Janssen die Gesellschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes.

Ganz unbegreiflich erscheint es, wie Janssen alle die Arbeit, die auf seinen Schultern lastete, bewältigen konnte. Mehr als drei Jahrzehnte hat er Tag für Tag, bis in die späten Nachtstunden hinein, seine Amtspflichten als Vater und Führer der Seinen und Stifter des Ordens erfüllt, hat Sorge getragen für seine nahen und fernen Kinder, hat studiert, geschrieben, überlegt, beraten, belehrt, getröstet, angespornt und – nicht zuletzt! – gebetet. Eine besondere Verehrung hatte Janssen zum Heiligen Geist. Diese Verehrung des Heiligen Geistes sicherte ihm und seinem Werke reichsten Segen. In einer Zeit, die vom Rausch der aufblühenden Industrie und Technik, vom Taumel des wirtschaftlichen Wohlstandes erfaßt und ganz dem Irdischen hingegeben war, kam der Hinführung zum Heiligen Geist, der Pflege und Förderung der Andacht zu ihm eine ganz besondere Bedeutung zu.

33 Jahre stand Arnold Janssen an der Spitze seiner Ordensgründung. Als er seinen 70. Geburtstag feierte, konnte er eine reiche Ernte überschauen. Der gerade in Europa weilende Missionsbischof Hellinghaus konnte ihm danken im Namen von 40 000 chinesischen Christen, von 43 000 Katechumenen, von 150 000 Kinderseelen, denen in der Mission durch die Taufe das Glück des Himmels beschieden wurde. Rund 400 Priestertumskandidaten seiner Gesellschaft hat er an den Weihealtar geführt. Nun aber waren seine Kräfte durch die rastlose Arbeit aufgezehrt. „Es naht das Ende meiner Tage“, schrieb er in jener Zeit der aufsteigenden Todesahnungen. „Ich fürchte den Tod nicht, ich sterbe gerne. Es geschehe der Wille Gottes! Gott ist voll Liebe und Sanftmut. Ich bin ihm großen Dank schuldig. Ach, wie gut ist doch der liebe Gott, wie gut!“ So wiederholte er immer wieder auf seinem Krankenlager, bis er am 15. Januar 1909 in die ewige Heimat hinüberging. Zahlreiche Gebetserhörungen veranlaßten die Einleitung des Seligsprechungsprozesses.

In der Geheimen Offenbarung richtet der hl. Johannes an den Bischof von Smyrna diese Botschaft: „So spricht der Erste und der Letzte, der tot war und nun wieder am Leben ist. Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut und weiß, daß du geschmäht wirst von denen, die sich Juden nennen und es nicht sind, sondern eine Gemeinde des Satans. Fürchte dich nicht vor den Leiden, die dir noch bevorstehen. Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis bringen, damit ihr geprüft werdet. Ihr werdet eine Bedrängnis von zehn Tagen zu bestehen haben. Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben“ (2, 8–10). Während Gott an den andern Bischöfen Kleinasiens manches auszusetzen und zu rügen hat, ja, dem einen und andern mit Strafe droht, findet der Herr an dem Bischof von Smyrna nichts zu tadeln. Für ihn hat Gott eine liebevolle Aufmunterung und eine beglückende Verheißung bereit: „Bleibe getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Dieser Bischof von Smyrna ist der hl. Polykarp, dessen Martyrium uns in den ältesten uns erhaltenen Martyrerakten überliefert ist.

So zuverlässig die Berichte über die letzten Lebenstage Polykarps sind, so wenig ist uns über die vorausgehenden Jahrzehnte seines Lebens überliefert. Wir wissen nicht viel mehr, als daß er ein Schüler des hl. Apostels Johannes war und von diesem zum Bischof von Smyrna geweiht wurde. Sein Ansehen als Apostelschüler und unmittelbarer Zeuge der apostolischen Überlieferung war außerordentlich groß und verschaffte ihm den Vorrang vor den andern Bischöfen Kleinasiens. Bei den damals auftauchenden Irrlehren blickte man von allen Seiten auf ihn als eine der festesten Säulen der Wahrheit. Ein Beweis seiner Vorrangstellung ist es auch, daß bei dem Streit über die Festlegung des Osterfestes, der zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entbrannt war, Polykarp als Vertreter des Ostens nach Rom reiste, und mit dem Papst Verhandlungen pflog. Nicht nur der ehrfurchtgebietende Nimbus eines Apostelschülers war es, was Polykarp in den Augen seiner Zeitgenossen so hohes Ansehen gab; der Bischof von Smyrna zeichnete sich auch durch eine ungewöhnlich große Frömmigkeit und gewissenhafte Hirtensorge aus. Der heilige Martyrerbischof Irenaeus von Lyon hatte als Knabe das Glück, den Unterricht des hl. Polykarp zu besuchen. Mit heiligem Stolz erzählte er später von dieser Zeit: „Die Erinnerung an jene Zeit, da ich noch bei Polykarp in Kleinasien war, haftet noch lebendiger in meinem Geiste als die Gegenwart. Jetzt noch könnte ich dir die Stelle zeigen, wo er saß und lehrte, könnte sein Ein- und Ausgehen, sein ganzes Verhalten, könnte sein Äußeres und selbst seine Vortragsweise schildern. Mir ist's, als hörte ich ihn noch erzählen von

seinem Verkehr mit dem Apostel Johannes und den übrigen, die den Herrn gesehen haben und wie er ihre Worte anführte, und was er von ihnen über den Herrn und seine Wundertaten und seine Lehre gehört hatte.“

Eine gleiche Liebe und Ehrfurcht wie im Herzen des Irenaeus weckte Polykarp auch in dem heiligen Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien. Als dieser auf seiner Leidens- und Todesfahrt in Ketten durch Smyrna kam, nahm sich Polykarp seiner liebevoll an. Auf der Weiterreise schrieb Ignatius zwei herrliche Abschiedsbriefe an Polykarp, in denen sich die Worte finden: „Ich preise mich glücklich, daß ich die Gnade hatte, dein ehrwürdiges Antlitz zu sehen. Möge ich mich dessen erfreuen in Gott! Steh fest wie ein Amboß unter den Schlägen des Himmels! Ein guter Ringkämpfer empfängt Streiche und erringt doch den Sieg.“ Polykarp handelte nach dieser Mahnung. Wie ein Amboß stand er noch fast ein halbes Jahrhundert lang fest. Dann errang er einen glorreichen Sieg.

Als zu Beginn des Jahres 156 eine schlimme Christenverfolgung ausbrach und schon manche Opfer verblutet waren, richtete sich der Haß der verhetzten Heiden auch gegen Polykarp, in dem sie mit Recht den „Lehrer Asiens, den Vater der Christen und den Zerstörer der Götter“ sahen. Unerschrocken wollte sich der greise Bischof dem Blutausch des Pöbels entgegenstellen. Auf das unablässige Drängen der Christengemeinde verstand er sich aber schweren Herzens dazu, sich auf ein Landgut in der Nähe der Stadt zurückzuziehen. Ein Sklave verriet jedoch auf der Folter das Versteck des Bischofs und noch am gleichen Tage wurde Polykarp verhaftet.

Ein herrliches Rundschreiben, das die Christengemeinde von Smyrna an die Gemeinden der Kirche allerorten ergehen ließ, gibt eine anschauliche, ergreifende Schilderung vom Martyrium Polykarps. Darin heißt es: „Als Polykarp in die Rennbahn eintrat, erscholl eine Stimme vom Himmel: „Mut, Polykarp, kämpfe männlich!“ Der Prokonsul suchte ihn zu bereden, Christus zu verleugnen: „Bedenk doch dein hohes Alter! Schwöre beim Glück des Kaisers! Geh in dich, sprich: Weg mit den Gottlosen!“ Polykarp aber schaute über die in der Rennbahn versammelten heidnischen Scharen, streckte die Hand gegen sie aus und sprach: „Weg mit den Gottlosen!“ Der Prokonsul aber drang noch mehr in ihn und sprach: „Schwöre, dann gebe ich dich frei, fluche Christo!“ Da entgegnete Polykarp: „86 Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie ein Leid getan; wie könnte ich meinen König und Erlöser lästern?“ Da erklärte der Prokonsul: „Ich habe wilde Tiere, denen werde ich dich vorwerfen lassen, wenn du nicht anderen Sinnes wirst.“ Er aber entgegnete: „Laß sie kommen! Unmöglich ist mir die Bekehrung vom Besseren zum Schlimmen; ehrenvoll aber ist es, sich vom Schlechten zur Gerechtigkeit hinzuwenden.“ Der Prokonsul aber fuhr fort: „Wenn du dir aus wilden Tieren nichts machst, laß ich dich vom Feuer verzehren!“ Darauf sagte Polykarp: „Du drohst

mit einem Feuer, das nur eine Stunde brennt und nach kurzem erlischt. Das Feuer des künftigen Gerichtes und die ewige Strafe, die auf die Gottlosen wartet, kennst du nicht. Doch was zögerst du? Verhänge, was dir gefällt!"

Die wütende Menge verlangte vom Richter, er solle einen Löwen auf Polykarp loslassen. Dieser aber erklärte, das sei ihm nicht gestattet, weil die Zeit der Tierhetzen beendet sei. Da schrien sie einhellig, Polykarp solle lebendig verbrannt werden. Das wurde schneller ausgeführt, als erzählt werden kann. Auf der Stelle trugen die Volksmassen aus den Bädern und Werkstätten Holz und Reisig zusammen. Die größten Dienste leisteten dabei wie gewöhnlich bereitwilligst die Juden. Als man Polykarp annageln wollte, sagte er: „Laßt mich so; denn der mir verliehen hat, den Feuertod geduldig zu leiden, wird mir auch die Kraft geben, ohne die durch eure Nägel gebotene Sicherheit unbeweglich auf dem Scheiterhaufen auszuharren.“

Die Hände auf den Rücken gebunden blickte Polykarp zum Himmel und betete: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines gebenedeiten Sohnes Jesus Christus, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast, teilzunehmen in der Gemeinschaft deiner Märtyrer an dem Kelche deines Christus, zur Auferstehung ins ewige Leben.“ Kaum hatte er sein Gebet geendet, da zündeten die Schergen das Feuer an. Mächtig loderte die Flamme empor. Da schauten wir ein Wunder: das Feuer wölbte sich wie ein vom Wind geschwelltes Segel und umwallte so den Leib des Märtyrers. Dieser aber stand in der Mitte nicht wie brennendes Fleisch, sondern wie Brot, das gebacken wird, oder wie Gold und Silber, das im Feuer geläutert wird. Auch empfanden wir einen Wohlgeruch wie von duftendem Weihrauch. Als die Gottlosen sahen, daß sein Leib vom Feuer nicht verzehrt werden könne, befahlen sie dem Henker, ihm den Dolch in die Brust zu stoßen. Als das geschah, quoll eine solche Menge Blut hervor, daß das Feuer erlosch. Der Hauptmann ließ hierauf den Leib des Märtyrers auf den Scheiterhaufen legen und verbrennen. Auf diese Weise haben wir hinterher seine Gebeine bekommen, die wertvoller sind als Edelstein und Gold; wir haben sie an geeigneter Stätte beigesetzt.“

So lautet der gekürzte Bericht, den die trauernde und doch über das Martyrium ihres Bischofs so froh-stolze Gemeinde von Smyrna an die andern Christengemeinden versandte. Mit heiliger Ehrfurcht liest man diese ehrwürdige Urkunde – dieses Zeugnis einer todbereiten Christustreue und eines echten Heldentums. Der Name Polykarp wird in der Kirche Christi immer mit höchster Verehrung genannt werden. Wie gut paßt dieser Name für den großen Blutzegen! Polykarp heißt ja nichts anderes als „reich an Frucht“. Und war nicht das Leben des hl. Bischofs, als es unter dem Dolch des Henkers erlosch, in der Tat „reich an Frucht“? War nicht sein Todestag ein Tag schönster Ernte?

Johannes Chrysostomus

27. Januar

Immer wieder kündigt die Geschichte der Kirche von Männern unbeugsamer Gerechtigkeit, die mannhaft ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, den Großen und Mächtigen der Welt das Gewissen erforschten und ihnen den Spiegel ihrer seelischen Nichtswürdigkeit vor Augen hielten. Zu diesen Helden der Wahrheit und Gerechtigkeit gehört auch der berühmte Patriarch von Konstantinopel, der große Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus.

Johannes, den seine syrischen Landsleute wegen seiner flammenden Beredsamkeit den „Goldmund“ (Chrysostomus) nannten, wurde im Jahre 344 oder 347 in Antiochien als Sohn des kaiserlichen Staboffiziers Sekundus geboren. Als der Vater schon früh starb, verzichtete die zwanzigjährige Witwe Anthusa auf die lockenden Gelegenheiten zu einer neuen Heirat, um sich mit ungeteilter Sorgfalt der Erziehung ihres Sohnes widmen zu können. Anthusa war eine Frau, die Vornehmheit des Standes mit außergewöhnlicher Vornehmheit der Gesinnung verband.

Ihr Seelenadel zwang den berühmten heidnischen Redner Libanius zu dem bewundernden Ausruf: „Was für Frauen gibt es doch unter diesen Christen!“ Unter der liebenden Sorgfalt dieser herrlichen Mutter und dem Einfluß einer reinen, idealen Jugendfreundschaft wuchs Johannes heran. Gemeinsam mit seinem Freund besuchte er die Rednerschule des Libanius. Die freien Stunden benützten die beiden Freunde, um gemeinsam in das Studium der Heiligen Schrift und der christlichen Gottesweisheit sich zu vertiefen.

Einige Zeit war er als vielgesuchter Anwalt tätig; aber sein Herz war bereits einem andern Beruf verschrieben. Kaum hatte der Tod der Mutter ihn von den Pflichten der Kindesliebe gelöst, da schloß er seine Kanzlei und begab sich in die Einsamkeit der syrischen Berge. In Fasten, Gebet und Schriftstudium verbrachte er sechs Jahre. Das war sein Noviziat für ein Leben, das später so große Anforderungen an seine Liebe und Treue, seinen Glauben und sein Gewissen stellen sollte. Wiederholte Erkrankungen zwangen Johannes schließlich, das aufreibende Bußleben aufzugeben und wieder nach Antiochien zurückzukehren. Im Jahre 386 wurde Johannes Priester und war nun 12 Jahre als Domprediger tätig. Mit einer unerhörten Macht fesselte sein Wort die Herzen der Zuhörer. Johannes war der geborene Redner. Mit einer sprühenden Einbildungskraft verband er einen regen klaren Verstand und ein Herz, das mit fremdem Glück jubelte und mit fremdem Leid weinte. Hinreißende Gebärden unterstützten seinen lebhaften, gedankenreichen, bildhaften Vortrag. „Das Predigen macht mich gesund“, so äußerte sich der stets kränkliche Prediger einst von sich selbst.

Es waren keine Musterchristen, die zu den Füßen des heiligen Predigers saßen. Zu Antiochien war ein recht leichtfertiges, lebenslustiges Volk, dem die Zügel manchmal straff angezogen werden mußten. Johannes war zwar kein hart verdammender Sittenrichter, aber er trug kein Bedenken, die Wunden aufzuzeigen, an denen seine Zuhörer krankten. Unter Tränen und Bitten und Drohungen beschwor er sie, vom Leichtsinne zu lassen und das Christentum ernster zu nehmen. Wie eiferte er gegen das unsittliche Getriebe in Zirkus und Theater! Immer aber hörten die Zuhörer bei seinen anklagenden Predigten priesterliche Liebe und Sorge als Unterton mitschwingen und deshalb nahmen sie aus seinem Munde willig an, was sie einem anderen Prediger verübelt hätten. Sie wußten: hier steht einer auf der Kanzel, der mit uns denkt und fühlt, der uns kennt und liebt, der aus dem Bewußtsein heiliger Verantwortung heraus uns helfen und besser machen will. Das Volk kannte die unbegrenzte Mildtätigkeit des Predigers; deshalb fiel es auf williges Erdreich, wenn er in den Predigten immer wieder zu Wohltätigkeit und Freigebigkeit aufforderte. „Vielleicht wird jemand einwenden: Tag für Tag predigst du uns über das Almosen und die Nächstenliebe . . . Daß doch auch ihr von nichts anderem reden möchtet, daheim und auf dem Markte, bei Tisch und in der Nacht im Traum! . . . Eine Torheit ist es und ein offenkundiger Wahnsinn, die Schränke mit Kleidern anzufüllen, das Ebenbild Gottes aber, der Mensch, steht zitternd vor Kälte da. Ja, sagst du, er schwindelt nur. Wie? Fürchtest du nicht, es könnte, durch dieses Wort entzündet, ein Blitz vom Himmel fahren? Sieh nur! Du bist dick und fett, hältst Trinkgelage bis in die späte Nacht hinein und schläfst auf weichlichem, warmem Lager. . . . Den Armen dagegen fragst du erst ganz genau aus, ohne den schrecklichen Richterstuhl Christi zu fürchten. . . . Und da fragst du noch, warum es eine Hölle gibt? Frage lieber, warum es nur eine gibt! . . . Ja, für eure Wagenlenker im Zirkus wäret ihr wohl bereit, eure Kinder zu opfern, und für eure Schauspieler gäbt ihr eure Seele her; für den hungernden Christus aber ist euch das kleinste Geldstück zu groß. Und wenn ihr schon einmal einen Pfennig opfert, dann tut ihr, als hättet ihr euer ganzes Vermögen weggeschenkt.“

Erstaunlich waren die Erfolge, die Johannes durch seine Predigten hatte. Da wurde der Prediger plötzlich aus seiner Tätigkeit herausgerissen. Kaiser Arkadius suchte für den erledigten Patriarchenstuhl in Konstantinopel einen Mann mit berühmtem Namen. Die Wahl fiel auf den Domprediger von Antiochien. Da man fürchtete, Johannes möchte die Wahl ausschlagen, griff man zu einer List. Im Februar 398 wurde Johannes von einem hohen Beamten zu einer wichtigen Besprechung gebeten. Ahnungslos bestieg er den Wagen des Beamten. Kaum aber hatte er Platz genommen, da wurde ihm eröffnet, die Fahrt ginge nach Konstantinopel und dort würde er zum Bischof gemacht. So kam Johannes mit List auf den Patriarchenstuhl, von dem er später mit Gewalt vertrieben werden sollte.

Der neue Bischof war um sein Amt nicht zu beneiden. Eine schlimme Sittenverwilderung hatte sich überall eingenistet. Mit der Liebe des guten Hirten begann Johannes die mühsame Arbeit, das Moorland voll giftiger Sumpfbüthen in ährenschweres Fruchland umzuwandeln. Mit unerbittlicher Strenge legte er die Schäden bloß und rückte allen Entartungen zuleibe. Wenn er seine Stimme gegen die Laster der Zeit erhob, gegen die Ausschweifung und das öffentliche Ärgernis der höheren Stände, gegen die Ausgelassenheit und Vergnügungssucht des Volkes, gegen die Habsucht der Reichen und den Luxus der Modedamen, dann rollten seine anklagenden Worte wie der Donner heiliger Erregung, dann wetterleuchtete es über den Häuptern der schuldbewußten Zuhörer wie die Feuerblitze göttlicher Strafgerechtigkeit.

Das Volk, das in Johannes den Heiligen sah und sich an seinem abgetöteten Leben erbaute, hing an ihm mit leidenschaftlicher Ergebung. In den luxuriösen Hofkreisen dagegen, wo man in seinem betont mönchisch armen Leben einen Vorwurf gegen die eigene Verschwendung und Üppigkeit sah, wurde die Stimmung gegen den freimütigen Kanzelredner immer kühler und frostiger. Unterstützt von der Kaiserin Eudoxia, die sich durch eine Predigt des Patriarchen persönlich angegriffen fühlte, wurde der schwache Kaiser mehr und mehr gegen Johannes beeinflusst. Es gelang den Gegnern des Heiligen, in dem ehrgeizigen Patriarchen Theophilus von Alexandrien ein willfähiges Werkzeug ihrer üblen Pläne zu finden. Auf Grund falscher Anklagen wurde Johannes auf der berüchtigten Eichensynode von Theophilus und einigen diesem ergebenen Bischöfen verurteilt und für abgesetzt erklärt. Der hilflose Kaiser vollstreckte den schändlichen Beschluß, indem er Chrysostomus auswies. Bevor der Heilige die Stadt verließ, bestieg er noch einmal die Kanzel und sprach: „Mächtig stürmen die Wogen und es tobt die Flut; aber wir fürchten nicht unterzugehen, denn wir stehen auf einem Felsen. Mag wüten das Meer — den Felsen kann es nicht wegschwemmen. Mag steigen die Flut — das Schiffelein Jesu kann sie nicht versenken. Was fürchten wir denn? Den Tod? „Mir ist das Leben Christus und das Sterben Gewinn!“ (Phil. 1, 21). Oder Verbannung? „Des Herrn ist die Erde und was sie erfüllt“ (Ps. 23, 1). Oder Einziehung der Güter? „Wir haben nichts in die Welt gebracht; es ist offenbar, daß wir auch nichts von dannen tragen können“ (1. Tim. 6, 7). Die Schrecknisse der Welt verachte ich, ihrer Güter spotte ich. Armut fürchte ich nicht; Reichtum begehre ich nicht; den Tod scheue ich nicht, und zu leben verlange ich nicht, es sei denn um eures Heiles willen.“

Die Unschuld ging in die Verbannung. Ein Erdbeben in der folgenden Nacht, eine Fehlgeburt der Kaiserin erfüllten die Schuldigen mit solchem Schrecken, daß Eilboten ausgesandt wurden, den Verbannten auf schnellstem Wege zurückzuholen. Im Triumphzug kehrte Johannes auf kaiserlichem Schiff nach Konstantinopel zu-

rück. Aber Johannes war durch die Ausweisung nicht eingeschüchtert. Im alten Freimut geißelte er die Auswüchse und eiferte für reine Sitten. So währte es nicht lange, bis die Kaiserin und ihr Anhang aufs neue gegen den aufrechten Mann tobten. Zum zweitenmal wurde Chrysostomus abgesetzt. Im Januar 404 schleppte eine Polizeieskorte den heiligen Bischof wie einen Verbrecher in die Verbannung nach Armenien. Nach wenigen Jahren bestimmte ein neues Edikt das unwirtliche Pityus am Ostufer des Schwarzen Meeres als Aufenthaltsort des auch in der Verbannung noch gefürchteten Bischofs. Unter unsäglichen Beschwerden vollzog sich der Marsch an den neuen Bestimmungsort. Die Soldateska, die den geheimen Auftrag hatte, zu sorgen, daß Johannes womöglich auf dem Marsche erlag, gönnte ihm keinerlei Schonung. In glühender Sonnenhitze wurde der Heilige brutal vorwärts gehetzt. Sein „einem Spinnengewebe ähnlicher Körper“ hielt den übermenschlichen Anstrengungen nicht stand. Unweit von Komana sank Chrysostomus sterbend in den Staub der Straße. „Ehre sei Gott für alles!“ Mit diesem Worte war Johannes in die Verbannung gegangen, mit ihm ging er am 14. September 407 in die ewige Heimat. 30 Jahre nach seinem Martertode holte man ihn, den man als Verbrecher verjagt und grausam in den Tod gehetzt hatte, im Triumph wieder nach Konstantinopel zurück und setzte ihn in der Kaisergruft bei. In heiliger Zuversicht hatte er einst von der Verfolgung der Kirche gepredigt: „Heere haben sie ausgerüstet, Waffen in Bewegung gesetzt, Könige zum Kampf aufgefordert, Völker aufgestachelt, Städte zum Aufruhr verleitet, Richter mit Zorn und Wut erfüllt. . . Kessel, Feueröfen, wilde Tiere, scharf geschliffene Schwerter hatten sie! Und nichts haben sie ausgerichtet! Wo sind jetzt diese Verfolger der Kirche? Vergessen und verschollen! Wo ist die Kirche? Sie glänzt heller als die Sonne! Die Kirche wird immer bekämpft und immer siegt sie.“ Wie hatte sich dieses Wort auch an ihm erfüllt!

Über dem Leben des Heiligen Johannes Chrysostomus, dieses Vorbildes eines eifervollen Seelsorgers, eines unerschrockenen Predigers und machtvollen Kirchenfürsten, leuchten als Motto die Worte, in die er alle seine Sorge und Liebe hineinglegte: „Die Zeiten ändern sich; es ändert sich aber nicht unser Ziel: daß es gut stehe um den Acker Gottes.“

Paula von Rom

28. Januar

Im Glanz und Reichtum einer der ältesten Familien Roms war sie geboren. Scharen von Sklaven und Sklavinnen standen bereit, jeden Wunsch des kleinen Fräuleins zu erfüllen. Daß ihre Mutter sie im Christentum erzog, gehörte wohl zum guten Ton der Zeit. Es war ein Christentum, das mit der Welt gute Freundschaft hielt und niemandem wehtat. Weit mehr ließ es sich die Mutter angelegen sein, ihr Töchterlein in die Gesellschaft einzuführen. Diesem Ziel diente die Ausbildung, die Paula erhielt. Sie lernte die römischen und griechischen Klassiker lesen, übte sich in Musik, lernte die neuesten Tänze. Fünfzehn Jahre mochte sie zählen, als Toxotius um sie warb. Mit der tiefen Kraft der Liebe, die ihr eigen war, liebte Paula den jungen Mann. Daß er aus der altadeligen Familie der Julier stammte und seiner Gattin ein Leben in Prunk und Glanz versprechen konnte, ließ auch Paulas Eltern die Wahl als eine ganz vortreffliche erscheinen. Daß Toxotius Heide war, störte weder die Eltern noch Paula.

Welch glückliche Zeit begann nun für die junge Frau! Kein Wölklein stand an Paulas Himmel. Fünf liebe Kinderchen wuchsen heran. Dem Gatten ward sie täglich teurer, er ihr von Stunde zu Stunde lieber. Da brach wie ein Gewitter im Juni das Unheil herein. Das römische Fieber packte Toxotius und warf ihn in kurzen Stunden aufs Sterbebett. Versteinert in Schmerz stand die junge Witwe an der Bahre des Toten. Das Leben war ihr zerbrochen mit dem Leben dessen, der fünfzehn Jahre lang ihr ein und alles gewesen war. Der hl. Hieronymus berichtet: „Ihrem Gatten trauerte sie so heftig nach, daß sie selbst beinahe gestorben wäre.“ Aber in dieser Nacht der Trauer wartete Gottes Barmherzigkeit auf sie. Wohl war Paula immer schon eine Frau von tadellosem Ruf gewesen. Die sprichwörtliche Sittenlosigkeit der römischen Frauen jener Zeit fand über Paulas Schwelle keinen Eingang. Aber doch war sie mit zu vielen Fäden in die Welt verstrickt. Jetzt aber, wo der Tod ins Haus gekommen war, und die Ewigkeit ihre Schatten über den Palast geworfen hatte, stand plötzlich verzweiflungsgroß die Vergänglichkeit der Welt, die Nichtigkeit aller Erdenlust vor ihr. Jetzt erkannte sie, was ein späterer Gottesfreund in die Worte kleidete: „Ihr wollt immer Gott und die Kreatur miteinander haben, und das ist unmöglich: Lust an Gott und Lust an den Kreaturen – und weintest du Blut, es kann nicht sein!“ Mit abgöttischer Liebe hatte Paula an ihrem Manne gehangen. Für Gott war nur ein recht kümmerlicher Rest geblieben. Jetzt aber war die ganze leidenschaftliche Liebe plötzlich frei geworden. Und Paula fand für ihre Liebesglut das schönste, höchste Ziel – ihn, der schon so lange in stiller Treue um ihr Herz geworben hatte: Gott. Und mit der gleichen Liebeskraft, mit der sie bisher ihrem Manne angehangen, gab sie sich nun Gott zu eigen.

Mit dem Eifer einer Neubekehrten gab sich Paula dem Dienste Gottes hin. In rauhen Kleidern eilte sie durch die schlimmsten Gassen und bangte nicht vor dem Schmutz und Elend der Armenviertel. Froh und dankbar leuchteten die Augen der Armen und Kranken, in deren Stube sie trat und auf deren Tisch sie ihre Gabe breitete. Angewidert von der maßlosen Genußsucht und schamlosen Unsittlichkeit, die sich in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts im untergehenden Rom breitmachte, hatten sich einige Frauen der besten Gesellschaft zusammengetan und lebten zurückgezogen in einer Art klösterlicher Gemeinschaft.

Noch war die Wunde, die der Tod des Gatten geschlagen hatte, nicht recht vernarbt, da kam neues Leid über Paula: ihre älteste Tochter Blesilla starb. Allzu strenge Übungen der Askese hatten den Körper des Mädchens so geschwächt, daß er dem Ansturm einer Krankheit nicht standhielt. Paula litt unter dem Verlust der Tochter so sehr, daß ihr Leben lange Zeit in Gefahr schwebte. So fassungslos war ihr Schmerz, daß Hieronymus ihr ernste Vorwürfe machte: „Deine Tränen sind eine Empörung gegen Gottes Vorsehung, eine Beleidigung seiner Liebe. Ich weiß, daß eine Mutter der Natur etwas zugestehen darf, aber nimmermehr die Herrschaft eines so vernichtenden Schmerzes.“ Paula hatte die Gnade, in dem großen Kirchenlehrer Hieronymus einen erleuchteten Gottesmann und Führer zu finden, der sie mit dem ganzen Ungestüm seines leidenschaftlichen Herzens mit hinaufriß auf den heiligen Berg Gottes. Er war es wohl auch, der die Sehnsucht in ihr weckte, in völliger Abgeschiedenheit ein Leben der Entsagung und Hinopferung zu führen. In kraftvoller Entschiedenheit überwand sie alle Hindernisse, die sich ihrem Wunsch entgegenstellten. Im Spätsommer 385 verließ sie Rom, um sich im Hafen von Ostia nach Palästina einzuschiffen. In Bethlehem, wo Christus heimatlos auf Stroh und unter Tieren auf die Erde kam, wollte sie dem Herrn ein Leben opfervoller Einsamkeit schenken. Unsagbar schwer wurde ihr, deren Herz in so inniger Mutterliebe schlug, der Abschied von den Kindern. Als einziger Trost blieb ihr ihre Tochter Eustochium, die entschlossen war, die Mutter zu begleiten und ihr Leben der Einsamkeit zu teilen.

Zwei Klöster wuchsen nach Paulas Plan und auf ihre Kosten ganz nahe der Geburtsstätte des Heilandes in die Höhe: das eine, wo Hieronymus mit seinen Mönchen hausen sollte, das andere, das bestimmt war für sie und die Jungfrauen, die sich um sie scharten. So maßvoll sie in ihren Forderungen gegenüber den Nonnen war, so streng war sie gegen sich selbst. Das ist auch das einzige, was Hieronymus ernsthaft an seiner Schülerin zu tadeln weiß: ihre allzu große Härte gegen sich selbst. Durch übermäßiges Fasten und schonungsloses Kasteien zermürbte sie ihre ohnehin schwächliche Gesundheit. Hieronymus, der aus eigener Erfahrung wußte, daß „das Eselchen“, nämlich der Körper, „wenn er schlapp wird, leicht auf Abwege gerät“, suchte die ungestüme Askese der Heiligen in maß-

vollere Bahnen zu lenken. Aber sein Erfolg war gering. „Ich muß es offen sagen“, schreibt er, „in diesem Punkte war sie zu hartnäckig, als daß sie sich geschont und auf eine mahnende Stimme geachtet hätte.“

Zwanzig Jahre hielt Paula an der Krippe ihres Herrn Wacht. Von Rom kam Todesbotschaft um Todesbotschaft. Alle ihre Kinder, mit Ausnahme der jüngsten Tochter, mußte Paula überleben. Aber so schmerzlich diese Prüfungen waren, sie vermochten den Frieden, den Paula in Bethlehem gefunden hatte, auf die Dauer nicht zu zerstören. Wie sie immer eine Feindin jeder Halbheit war und alles, was sie tat, mit ganzer Seele umfing, so war es auch mit ihrer Hingabe an Gott.

Am 26. Januar 404 holte der himmlische König seine treue Streiterin von der Walstatt des Lebens zur Ruhe und Freude der Seligen. Nicht ganz 57 Jahre hatte Paula vollendet. Ihr Begräbnis war wohl das größte, das Bethlehem je gesehen hat. Als eine der edelsten Töchter des sterbenden Rom, als eine der herrlichsten Blüten im heiligen Garten der Kirche, blüht Paula durch alle Jahrhunderte.

Franz von Sales

29. Januar

„Wir müssen es bereitwillig geschehen lassen, daß unser Haupt von den Dornen der Bitterkeit und unser Herz von der Lanze der Widersprüche durchstoßen wird. Wir müssen bereit sein, Galle und Essig zu trinken, wenn Gott es will, und bei all' dem doch eine Milde bewahren, die aus dem Herzen in die Worte und auf das Gesicht übergeht.“ So schrieb der hl. Franz von Sales, und so war er auch. Milde: das war sein hervorstechendster Wesenszug. Als der „sanftmütige Heilige“ steht er vor uns. Aber diese Milde wurde ihm nicht in die Wiege gelegt, als er am 2. August 1567 auf Schloß Sales in Savoyen als ältestes von zwölf Kindern zur Welt kam. Sie war vielmehr der Siegespreis jahrelanger Kämpfe und meisterhafter Selbstbeherrschung. Denn von Natur aus besaß Franz ein heißes, heftiges Gemüt, eine rasch auflodernde, starke Erregbarkeit. Es brauchte nicht viel, und es kochte in ihm wie Wasser in einem Topf über dem Feuer. Lange Jahre dauerte es, bis er sich ganz in der Gewalt hatte. Als man ihm später einmal vorwarf, daß er gegen einen jungen Menschen, der seine eigene Mutter geschlagen hatte, viel zu milde gewesen sei, sagte er: „Ich muß offen gestehen, ich fürchtete, in einer Viertelstunde das bißchen Sanftmut zu verlieren, das ich seit 22 Jahren wie Tau,

mühsam Tropfen um Tropfen, in das Gefäß meines armen Herzens zu sammeln suchte. Eine harte Zurechtweisung hätte ihm nichts geholfen, mir aber sehr geschadet.“

Diese Milde, die dem Heiligen sein besonderes Gepräge gab, hatte aber nichts Schwächliches an sich. Das halbe Leben dieses sanftmütigen Heiligen war nichts als Kampf. Lebte er doch in dem sturmgeschüttelten Jahrhundert zwischen Luthers Auftreten und dem Dreißigjährigen Krieg — in dem Jahrhundert, in dem um Sein oder Nichtsein des alten Glaubens gekämpft wurde. Wie eine Sturmwelle hatte der kalvinische Protestantismus die Grenzmarken Savoyens überflutet. Irrgläubige Agitatoren zogen von Ort zu Ort und brachten Verwirrung und Unfriede. Nicht wenige Katholiken fielen aus Unwissenheit diesen Wanderrednern zum Opfer. Darum lag dem Schloßherrn von Sales soviel daran, seinen Söhnen ein hieb- und stichfestes religiöses Wissen mit auf den Weg zu geben und sie widerstandsfähig gegen alle Lockungen des Irrglaubens zu machen. Deshalb schickte er seinen Ältesten zuerst auf die Universitäten Paris und Padua. Für einen Fünfzehnjährigen bot das Studentenleben, besonders in Paris, nicht geringe Versuche. Dem jungen Baron standen alle Türen offen; an lockenden Kameraden fehlte es nicht. Aber Franz ging unberührt durch alle Gefahren. Er war kein weltflüchtiger Duckmäuser. Als Kavalier gab er sich den ritterlichen Übungen hin, ritt und focht wie alle seine Standes- und Altersgenossen. Aber dabei vernachlässigte er das Studium nicht. Er studierte mit einer Ausdauer und einem Eifer, daß er nicht nur in den Rechtswissenschaften sich den Doktorgrad holte, sondern auch in den Vorlesungen der Philosophie und Theologie ein aufmerksamer Zuhörer war und sich ein erstaunlich vielseitiges Wissen erwarb. Er hatte das Glück, in P. Scupoli, dem Verfasser des Buches „Geistlicher Kampf“, einen Freund zu finden, der seinem religiösen Leben Halt und Richtung gab und ihm bei den mannigfachen Anfechtungen, die das Großstadtleben mit sich brachte, ein verständnisvoller Tröster und Führer war. Durch Fasten und Bußgürtel, durch tägliche Betrachtung und genau eingehaltene Tagesordnung, sowie durch wöchentlichen Sakramentenempfang wußte Franz mit unbeugsamer Entschiedenheit seine hitzige Natur unter die Herrschaft des Willens zu zwingen.

Mit Recht konnte der Vater auf seinen Ältesten stolz sein, als der junge Doktor nach Hause kam und am obersten Gerichtshof Savoyens als Advokat angestellt wurde. Schon hatte er für Franz eine reizende Braut ausgewählt, da wurden alle seine schönsten Zukunftspläne umgeworfen. Franz gestand dem Vater seine Neigung zum Priesterberuf. Der schöne Traum von einem hohen, glänzenden Staatsamt, in dem der Vater seinen hochbegabten Sohn bereits gesehen hatte, zerrann. In hartem Kampf überwand der Schloßherr seine Enttäuschung und gab schließlich seine Einwilligung. War es mit dem erträumten hohen Staatsmann nichts,

warum sollte sein Sohn nicht Bischof, Erzbischof, Kardinal werden und als Kirchenfürst den Glanz des Hauses Sales erhöhen? Lächelnd hörte Franz, der 1593 zum erstenmal die Stufen des Altars hinangestiegen war, diese Zukunftsträume des Vaters. Sein Plan stand ja schon längst fest. Er wollte nichts von einer sorglosen Pfründe und einem glänzenden Amte wissen. Als Apostel und Missionär wollte er in das Bergländchen Chablais, südlich des Genfer Sees, gehen, das vollständig kalvinistisch geworden war. Diese zweite Enttäuschung traf den Vater noch schwerer als die erste. Ins verrufene Chablais wollte sein Sohn ziehen, in diese arme, unwirtliche Gegend, wo von den verhetzten Calvinisten jedem Katholiken der Tod drohte? Alles bot er auf, Franz von seinem Plane abzubringen. Doch dieser glaubte dem Rufe zum Apostolat mehr folgen zu müssen als dem Bitten seines Vaters. So ging er ohne Zustimmung des Vaters an seine schwere Missionsarbeit.

Vier Jahre brachte Franz im Chablais zu, vier Jahre größter Entbehrungen und Gefahren, Jahre der Enttäuschungen und Erfolge. Anfangs schien alles zu mißglücken. Er predigte tauben Ohren; kaum daß die Leute ihm die notwendigsten Lebensmittel verkauften. Seine Freunde ließen ihn im Stich, seine Amtsbrüder waren geflohen oder verjagt, der Herzog von Savoyen hielt seine Zahlungsversprechungen nicht. Unter unsagbaren Entbehrungen durchwanderte Franz zu Fuß und zu Pferd das Land. Weder Hunger noch Winterkälte, weder gierige Wölfe noch fanatische Mörder konnten ihn abschrecken. Auf eisglatter Straße rutschte er auf Händen und Knien mit zerplatzten Frostbeulen auf blutgerötetem Schnee vorwärts. Er schlief in Scheunen und Backöfen. Von hungrigen Wölfen gehetzt flüchtete er sich in kalter Nacht auf einen Baum, wo er sich mit seinem Zingulum anband, um nicht vor Ermattung herabzustürzen, und wo ihn die Bauern am Morgen halb erfroren vorfanden. Auf öffentlichen Plätzen focht er mit kalvinistischen Predigern in heißen Religionsgesprächen, er predigte in den kleinsten Dorfkirchen mit der gleichen Begeisterung wie in den Großstadtkirchen. Mehr als einmal ging er aus einem tückischen Mordversuch unverletzt hervor. Die anfängliche Erfolglosigkeit brach seinen apostolischen Eifer nicht. Als er schließlich nach vier Jahren unerhörter Kraftanspannung Chablais verließ, war fast das ganze Ländchen wieder dem katholischen Glauben zurückgewonnen.

Im Jahre 1602 wurde Franz von Sales zum Bischof von Genf ernannt, der in Annecy residierte, da Genf kalvinistisch geworden war. Jetzt wurde er zum Seelsorger im großen. Überall verlangte man nach ihm. Überall wollte man den berühmten Prediger hören. Von weit her kamen die Menschen, um beim frommen Bischof von Annecy sich Rat zu holen. Sein Beichtstuhl war ständig umlagert. Jedem, auch dem geringsten Bettler, stand immer der Zutritt zum Bischof offen. Über 20 000 Briefe hat der vielbeschäftigte Bischof geschrieben, in denen er Weisungen für das Seelenleben gab; zu 4000 Predigten hat er neben seiner bischöf-

lichen Amtstätigkeit noch Zeit gefunden. Daneben stahl er sich noch die Stunden heraus, um seine „Abhandlungen über die Liebe Gottes“ herauszugeben und die „Philothea“ zu schreiben, dieses unvergängliche Meisterwerk der Seelenführung, diese unübertreffliche Schule der Aszetik. Innige Seelenfreundschaft verband ihn mit der hl. Johanna Franziska von Chantal, die unter seiner Mitwirkung die Genossenschaft der Schwestern von der Heimsuchung gründete. Herzliche Liebe verknüpfte ihn mit Vinzenz von Paul, von dem der bezeichnende Ausspruch überliefert wird: „Mein Gott, wenn der Bischof von Genf schon so gut ist, wie gut muß dann du erst sein!“ Alles an Franz war gewinnend und einnehmend. Anmutiger und liebenswürdiger sei die Tugend nie in einem Menschen erschienen, hat man gesagt. Seine Frömmigkeitslehren und aszetischen Forderungen haben nichts Überspanntes. Er verlangt nur das Alltägliche, das Selbstverständliche, ihm genügt das Treusein im Kleinen, im Geringfügigen, in den kleinen, unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, die täglich, ja stündlich Gelegenheit zur Übung der Geduld und Liebe geben. „Diese kleinen täglichen Gelegenheiten zur Betätigung der Liebe, Kopf- und Zahnweh, Grillenhaftigkeit von Mann oder Frau, ein zerbrochenes Glas, Mißachtung, üble Launen, der Verlust von Handschuhen, eines Ringes, eines Taschentuches, die kleinen Unannehmlichkeiten, die man sich bereitet, indem man früher als sonst zu Bett geht und zeitiger aufsteht, um zu beten, um zur Kommunion zu gehen; die kleine Scham, die man empfindet, wenn man gewisse Andachtsübungen in aller Öffentlichkeit vollzieht, kurz, all die kleinen Leiden, wenn sie mit Liebe hingenommen und umfangen werden, befriedigen ganz ungemein die göttliche Güte, die um ein einziges Glas Wasser den Gläubigen ein Meer von Seligkeit verheißen hat . . . Gehen wir den gewöhnlichen Ailtagsweg!“

Geduld haben mit sich selbst! Geduld haben mit andern! Immer wieder predigt dies Franz von Sales. Er selber hatte es ja darin zur höchsten Stufe gebracht. Seine nachsichtige Liebe, sein geduldiges Verzeihen kannte keine Grenze. Dieser „Doktor der Vollkommenheit“ brachte es so weit, daß er den Ausspruch wagen konnte: „Es ist mir eine solche Wonne, meine Feinde zu lieben, daß es mir, wenn es mir Gott verböte, schwer fallen würde, ihm zu gehorchen.“ Oft genug bewies er diese Gesinnung durch die Tat. Keine Verleumdung konnte so schmutzig, keine Beschimpfung so gemein sein, daß der heilige Bischof sie nicht durch Güte und Liebe überwunden hätte.

Mitten aus seiner Tätigkeit heraus riß den Unermüdlchen der Tod. Auf einer Reise traf ihn in Lyon ein Schlaganfall. Am Feste der Unschuldigen Kinder 1622 starb der erst Fünfundfünfzigjährige. Schon vierzig Jahre später wurde dieser heldenmütige Apostel und erleuchtete Seelenführer unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen. Nachdem er 1877 zum Kirchenlehrer erklärt wurde, gab ihn Pius XI. im Jahre 1923 allen katholischen Schriftstellern zum Patron.

Der Mönch Hucbald hat uns das an Wundern und Werken der Nächstenliebe reiche Leben dieser Heiligen beschrieben. Wenn auch Geschichte und Legende, Wahrheit und Dichtung, die in diesem Lebensbild vielfach ineinander greifen, nicht mehr genau sich scheiden lassen, so steht doch fest, daß Adelgunde sich ebenso durch den Adel königlicher Abstammung wie durch die Heiligkeit ihres Lebens auszeichnete und sich bei ihren Zeitgenossen großer Verehrung erfreute. Dem königlichen Geschlecht der Merowinger, dessen Geschichte so reich ist an schlimmen Entartungen, erblühte in Adelgunde eine Blume von köstlicher Anmut, die zur Zierde ihres Hauses und ihrer Zeit wurde.

Keinen passenderen Namen hätten die Eltern für das Mädchen wählen können als Adelgunde. Sie erwies sich in ihrem späteren Leben in der Tat als eine „Adelgunde“, als eine „edle Kämpferin“. Mit der Entschiedenheit und der heldenmütigen Ausdauer einer echten Merowingerin kämpfte Adelgunde um das Ideal, das von früher Jugend ihr voranleuchtete: um die Jungfräulichkeit. Es war kein leichter Kampf. Die Anschauungen der derben Zeit, die mit dem jungen Christenglauben noch viel altes Heidentum vereinte, brachte einem solchen Ideal wenig Verständnis entgegen. Auch die Eltern vermochten dem hohen Seelenflug ihrer Tochter nicht zu folgen. Sie sahen in dem Wunsch Adelgundes, als gottgeweihte Jungfrau zu leben, anfangs kaum mehr als die Grille eines unreifen, schwärmerischen Mädchens. Sie glaubten so wenig an den Ernst dieser Gesinnung, daß sie unbekümmert um Adelgundes Widerstreben nach einem geeigneten Bräutigam für sie aussahen, und sie waren sehr erfreut, als ein königlicher Prinz aus England um die Hand der anmutigen Frankenprinzessin warb. Wie groß wurde Adelgundes Seelennot! Der Freier drängte nach einer Entscheidung und mühte sich um das Jawort, Vater und Mutter quälten sie unaufhörlich mit ihrem Zureden und boten alles auf, ihre „kindische Laune“ zu vertreiben und eine Zusage zu erlangen. Und doch konnte Adelgunde ihren Wunsch nicht erfüllen. Die Liebe ihres unschuldigen Herzens gehörte Jesus Christus. Als seine Braut war sie vom Himmel bestimmt. Hatte sie nicht einst, als sie in Betrachtung versunken war, eine Stimme gehört: „Suche dir keinen andern Bräutigam als Christus, den Sohn Gottes!“ Hatte sie nicht in geheimnisvoller Schauung den Heiland gesehen, wie er ihr ein weißes Kleid und eine Siegespalme überreichte? Nein, sie konnte dem Bitten des Freiers und dem Drängen der Eltern nicht nachgeben; ihr Lebensweg lag klar und bestimmt vor ihren Augen. Sie suchte das Herz der Mutter zu gewinnen und umzustimmen: „Liebe Mutter, warum quälst du mich so sehr mit diesem Hochzeitsplan? Warum drängst du mich, einen Menschen zu heiraten, den

doch der Tod bald wieder von meiner Seite reißt? Mein Sinnen geht nach einem Bräutigam, dem Himmel und Erde zu eigen sind. Wenn du mir diesen Bräutigam bringst — wie gerne werde ich ihm meine Hand reichen!“

Doch ihr Bitten war vergeblich. Die Eltern konnten die keusche Seelenhaltung ihrer Tochter nicht verstehen. Sie bestanden auf der geplanten Heirat mit dem englischen Prinzen. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt und rückte näher und näher. Adelgundes Not wuchs von Tag zu Tag. Wie sollte sie dem unwürdigen Zwang entkommen? Sie sah keine andere Möglichkeit mehr als die Flucht. Heimlich verließ Adelgunde das Elternhaus. Sie machte sich auf den Weg nach Hautmont, wo sie aus den Händen des heiligen Bischofs Amandus den Schleier empfing. Mit dem Vermögen, das ihr nach dem Tode der Eltern, die bald die Unbilligkeit ihres Drängens einsahen und rasch hintereinander eines gottseligen Todes gestorben sein sollen, stiftete sie das Kloster Maubeuge in Flandern und übernahm als Äbtissin die Leitung derer, die gleich ihr die Welt verlassen hatten.

Nun hatte Adelgunde die Heimat gefunden, nach der sie so lange sich geseht und um die sie so heiß gekämpft hatte. Mit der ganzen Glut ihrer heiligen Liebe gab sie sich jetzt dem Dienste Gottes hin und wurde ihren Ordensschwwestern ein schönes Vorbild starker Frömmigkeit. Nach dem Zeugnisse ihres Lebensbeschreibers wurde sie mit Visionen und Engelserscheinungen, mit Offenbarungen und ungewöhnlichen Gebetsgnaden beglückt. Ihr Kloster wurde die Zuflucht aller Armen und Notleidenden der ganzen Gegend. Eifrig wachte die heilige Äbtissin darüber, daß kein Bittender unbeschenkt von der Klosterpforte ging.

Der Heldenmut der Merowingertochter wurde in den letzten Jahren ihres Lebens noch auf eine harte Probe gestellt. Ein bösesartiges Krebsleiden stellte sich ein und warf Adelgunde auf ein langes, schmerzhaftes Krankenlager. Nun bestand ihre Gottesliebe die Feuerprobe. Als Heldin ging sie durch das Glutmeer ihrer unheilbaren Krankheit, bis sie am 30. Januar 684 erlöst wurde. Sterbend durfte sie Gott von Angesicht zu Angesicht schauen. Viele Wunder verherrlichten die Heilige, die mit Vorliebe bei Krebsleiden und Fieber angerufen wird.

Maria Ward

31. Januar

(Gedenktag am 20. Januar)

Im Gefolge des hl. Bonifatius hielten mit Lioba, Thekla und Walburg die ersten Klosterfrauen ihren Einzug ins vorchristliche Deutschland. So wurden englische Frauen mit dem kühnen Tatendrang und der zähen Ausdauer ihrer Rasse und dem Adel echter Gotteskinder, die ersten religiösen Erzieherinnen der deutschen Frauen. Das Licht, das diese Frauen im 8. Jahrhundert in unser Land brachten und das später in der Zeit des großen religiösen Verfalls fast zum Erlöschen kam, hat eine andere englische Frau aufs neue hell entzündet: Maria Ward, die Gründerin des Instituts der Englischen Fräulein.

Die Wards, die zu den edelsten Geschlechtern des Landes gehörten, waren ausgezeichnete Katholiken. Als nach der Trennung Englands von der Kirche die Katholiken hart bedrängt wurden, bekundeten die Wards mutig ihre Treue zur alten Kirche und verzichteten lieber auf Ehren und Würden, als daß sie ihrem Glauben untreu geworden wären. Marias Großmutter brachte um ihres Glaubens willen nicht weniger als vierzehn Jahre im Gefängnis zu.

Auch Marias Jugend war von den Stürmen der Katholikenverfolgung umwettert, und mehr als einmal warf der Religionshaß seine schmutzigen Fluten bedrohend in Marias Elternhaus. Aber trotz dieser treukatholischen Haltung sahen die Eltern die Klosterneigung ihrer Tochter sehr ungern. Da in England alle Orden verboten waren, hätte ein Klostertritt Marias gleichzeitig die Trennung nicht nur vom Elternhaus, sondern auch vom Vaterland bedeutet. Der Gedanke, ihre Tochter ins Ausland, einem unsichern Los entgegengehen zu sehen, war den Eltern unerträglich. Doch Maria vernahm den Ruf Gottes zu deutlich in ihrer Seele. Sie mußte ihm allen Opfern kindlicher Liebe zum Trotz Folge leisten. Als Einundzwanzigjährige trat sie bei den Klarissen in Belgien ein.

Schon gleich der Eintritt ins Ordensleben war mit einer dichten Dornhecke umsäumt. Da die durch die Ordensregel festgelegte Zahl der Chorfrauen schon voll war, konnte Maria, das feingebildete Edelfräulein, nur als dienende Laienschwester zugelassen werden. Ein Leben anbetender Hingabe hatte Maria Ward im Kloster erhofft. Und nun mußte sie als Laienschwester, ausgeschlossen von Chor und Klausur, durch Magdarbeit und Bettelgänge in der Stadt für den Lebensunterhalt der Klosterfrauen sorgen. Welche Enttäuschung! Welches Opfer! Nur im Gedanken an den Willen Gottes brachte sie die Kraft zu der heroischen Selbstverleugnung auf, die das Leben im Klarissenkloster zu St. Omer von ihr forderte. Schließlich gewannen auch die Oberen die Überzeugung, daß Maria Ward hier nicht am rechten Platze sei. Als der Generalvisitator des Klosters ihr erklärte, diese Lebensweise eigne sich nicht für sie, zog sie das Novizenkleid aus und ver-

ließ das Kloster wieder in der gleichen gottergebenen Gesinnung, wie sie es betreten hatte. Mit Hilfe des Bischofs von St. Omer errichtete sie nun in Grave-lingen ein eigenes Kloster für Engländerinnen, nach der strengen Regel der hl. Klara. Aus ihren eigenen Worten wissen wir, wie sehr ihr das demütige, verborgene Leben mit der strengen Klausur und Armut zusagte. „Ich hatte bereits vier oder fünf Monate in diesem Kloster und in diesen Übungen zugebracht und erfreute mich eines großen Herzensfriedens und innerer Tröstungen, da begegnete mir etwas eigentümliches, das ich niemals zu erklären wußte, noch auch jetzt erklären kann . . . Es wurde mir gezeigt, daß ich nicht im Orden der hl. Klara zu verbleiben hätte, sondern etwas anderes beginnen sollte.“ In einem übernatürlichen Licht zeigte der Herr seiner Dienerin, daß er sie zu einem andern Werke ausersehen hatte. Und wieder antwortete Maria mit restloser Hingabe an den Ruf Gottes. Sie verläßt den Ort und das Leben, das ihr so lieb geworden, und geht in eine dunkle Zukunft hinein. In den Augen der Welt war sie eine „Ausgesprungene“, eine Gescheiterte.

Doch mehr und mehr wurde ihr nun klar, daß sie entgegen ihrer Neigung zur stillen Versenkung in das Religiöse von Gott zur Tat bestimmt war. Sie fühlte sich von Gott zur Gründung einer Ordensgenossenschaft berufen, die durch Erziehung und jede andere dem weiblichen Geschlecht anstehende Seelsorgshilfe zur großen Arbeit der Kirche beitragen sollte. In ihrer praktischen Klugheit erkannte sie sofort, daß eine solche Genossenschaft frei sein müsse von den Fesseln der strengen Klausur und so manchen anderen Verpflichtungen der alten Orden. Was uns heute angesichts der neuzeitlichen Frauengenossenschaften als selbstverständlich erscheint, war damals noch etwas Unerhörtes.

Mit fünf adeligen englischen Fräulein machte sie in Flandern den Anfang. Die „Englischen Fräulein“ gaben Kindern Schulunterricht und unterwiesen sie in den üblichen Handarbeiten. Zur Grundlage ihres klösterlichen Zusammenlebens hatte Maria Ward die Regel genommen, auf der der hl. Ignatius seine Gesellschaft Jesu aufgebaut hatte. Der Gründung der ersten Erziehungsanstalt in St. Omer folgten bald weitere Häuser in Belgien, Italien und Deutschland. Selbst in England versuchte Maria Ward Fuß zu fassen. Der anglikanische Erzbischof von Canterbury gab ihr und den Ihrigen das rühmende Zeugnis, daß sie „großes Übel stifteten.“ Dreimal wurde sie wegen ihrer religiösen Betätigung in den Kerker geworfen und nur durch die Vermittlung einflußreicher Verwandter entging sie dem Martyrium. Das rasche Aufblühen der Genossenschaft veranlaßte die Stifterin, sich in Rom um die Anerkennung ihrer Gründung als eines kirchlichen Ordens zu bemühen. Damit setzten nun die Schwierigkeiten ein, die fast bis zu ihrem Tode nicht mehr aufhörten. Mißverständnisse und böswillige Verleumdungen taten das Ihre, Maria Wards Bemühungen in Rom zum Scheitern zu bringen. Die Abneigung

die in weiten Kreisen gegen die Jesuiten bestand, übertrug sich auch auf die „Englischen Fräulein“, die von Freund und Feind vielfach „Jesuitinnen“ genannt wurden.

In das Dunkel der Enttäuschungen fiel ein kurzer Sonnenstrahl: Kurfürst Maximilian von Bayern lud die „Englischen Fräulein“ nach München ein und überließ ihnen das geräumige Paradeiser-Haus. Doch allzu rasch wurde dieses glückverheißende Fleckchen blauen Himmels wieder von Sturmwolken verscheucht. Die Gegner Maria Wards gingen zum Hauptangriff vor. Von allen Seiten liefen in Rom Anklagen zusammen. Zu Tode krank eilte Maria in die Ewige Stadt, um ihr Werk zu verteidigen. Aber ob sie auch noch so freimütig vor einer Kardinalskommission von ihrer Sendung sprach, das Unheil war nicht mehr aufzuhalten. Nach München zurückgekehrt, wurde sie am 17. Februar 1631 als „Ketzerin und Aufrührerin gegen die Kirche“ gefangen genommen und in einer elenden Zelle des Angerklosters, ohne Rücksicht auf ihre schwere Erkrankung, eingekerkert. Erst nach zwei harten Monaten erhielt sie die Freiheit zurück. Aber damit war ihre Ölbergsnacht nicht vorüber. Im Mai des gleichen Jahres wurde die Genossenschaft der „Englischen Fräulein“, die schon gegen vierhundert Mitglieder zählte, von Urban VIII. verboten — wenigstens in der Form, wie Maria Ward sie geplant hatte.

Nun war Maria auf Kalvaria angekommen. Ihr großes Ziel, einen weiblichen Orden nach Art der Jesuiten zu gründen, der in der Seelsorge tatkräftige Mithilfe leisten sollte, war gescheitert. Freilich eine vollständige Zerschlagung des Werkes war den böswilligen Gegnern nicht geglückt. Mit Erlaubnis des Papstes durften einige Häuser in veränderter Form als „Institute Englischer Fräulein“ weiterbestehen. Es gelang Maria sogar, im Frühjahr 1632 bei einer Audienz das volle Vertrauen des Papstes zu gewinnen und von ihm die Unterstützung zu einer neuen Niederlassung in Rom zu erhalten. Rasch blühten nun in den verschiedensten Ländern und Städten die Institute der Englischen Fräulein auf. Doch wenn nun auch der äußere Sturm sich gelegt hatte, so kam für Maria Ward doch noch keineswegs Frieden. Krankheiten und Seelenleiden traten nun in verstärktem Maße auf, um sie vollends zu läutern. Sie, die zeitlebens nichts anderes gekannt hatte als den Willen Gottes, sah auch in diesen letzten Prüfungen ein Gnadengeschenk des himmlischen Vaters. „Wir haben nur ein Geschäft“, schrieb sie einmal, „nämlich den Willen Gottes in allen Werken zu vollziehen. Dies soll unser einziger Wunsch und unser einziges Verlangen sein.“

Gottverbunden wie ihr Leben war auch ihr Sterben. Obwohl sie beim Aufdämmern ihrer Todesstunde noch keineswegs ahnen konnte, welch fruchtbaren Samen sie in die Furchen der Zeit gesät hatte, wehrte sie doch dem Abschiedsschmerz der Ihrigen mit der Aufforderung: „Kommt, laßt uns vielmehr singen

und Gott fröhlich preisen ob all seiner unendlich liebeichen Güte!" Am 20. Januar 1645 ging Maria Ward nach der langen Karwoche ihres opfervollen Lebens in den Ostermorgen der Verklärung ein. Die letzten Worte, die sie an ihre Getreuen richtete, waren die Zusammenfassung ihrer Lebensgrundsätze: „Ich empfehle euch inniglich die Fortsetzung und die Übungen eures Berufes im allgemeinen wie im besonderen. Seid darin beständig, nachdrücklich und liebeich! Setzt euer Vertrauen vor allem auf Gott! Er wird euch aus allen Drangsalen retten. Müht euch, die Liebe und Einigkeit zu erhalten! Ertragt die Unbilden mit starkem Gemüt und seid niemandem feind! Wenn ich durch Gottes unendliche Barmherzigkeit an jenen Ort gelange, wo ich euch helfen kann, will ich es nach Kräften tun. Es ist nichts daran gelegen, wer eine Sache tut oder durch wen ein gottgefälliges Werk ausgeführt wird, wenn es nur mit Gott ausgeführt wird.“

Ignatius von Antiochien

1. Februar

Vom heiligen Apostel Johannes für Christus gewonnen und zum Priester geweiht, wurde Ignatius der zweite Nachfolger des hl. Petrus auf dem Bischofsthuhl von Antiochien, der Hauptstadt Syriens. Mit der Weisheit und Kraft eines Apostels leitete er seine Kirche und steuerte sie sicher durch die Gefährnisse und Schwierigkeiten der Anfangszeit. Kein Wunder, daß der Heilige in Kleinasien und in der ganzen Kirche in höchstem Ansehen stand; kein Wunder aber auch, daß er mehr als jeder andere die Zielscheibe des Hasses der Heiden und Juden wurde. Als unter Kaiser Trajan eine Verfolgung ausbrach, wurde Bischof Ignatius einer der ersten, der in Ketten gelegt wurde. Trajan, der sich damals gerade in Kleinasien aufhielt, leitete selber das Verhör. Mit eindrucksvoller Festigkeit und Würde bekannte sich Ignatius als Diener Christi und stand zu dem Ehrennamen Theophoros (Gottesträger), den das anhängliche Volk ihm gegeben hatte. Auf die Frage des Kaisers: „Trägst du denn Gott in dir?“, antwortete der Heilige: „Ja; denn es steht geschrieben: Ich werde Wohnung in ihnen nehmen.“ An dem eisenfesten Willen des ehrwürdigen Greises mußte auch die Überredungskunst des Kaisers scheitern. Ohne Zögern fällte Trajan das Urteil: „Wir befehlen, daß Ignatius, der angeblich den Gekreuzigten in sich trägt, unter Bedeckung von Soldaten gefesselt nach Rom abgeführt wird, um dort den Bestien vorgeworfen zu werden.“

Das vierzigjährige Bischofsamt des Ignatius hatte ein jähes Ende gefunden. Nach einem rührenden Abschied von seiner Gemeinde begann die beschwerliche Wanderung nach Westen, zum Tode. Trotz der vielen Geschenke, die sie von den Christen erhielt, behandelte die Begleitmannschaft den heiligen Greis so roh, daß Ignatius sie mit zehn Leoparden vergleicht und das Zusammenleben mit ihnen als einen Kampf mit wilden Tieren bezeichnet. Der mühsame Marsch durch Kleinasien hatte Ignatius so erschöpft, daß die Soldaten wohl oder übel in Smyrna eine längere Ruhepause einschieben mußten. Ignatius hatte hier Gelegenheit, in freundschaftliche Verbindung mit dem Bischof Polykarp zu treten, jenem ausgezeichneten Bischof, der ihm im Martyrium folgen sollte. Rasch hatte sich die Kunde von seinem Aufenthalt durch alle Küstenstädte Kleinasiens verbreitet, und eiligst schickten die Christen der verschiedensten Gemeinden Boten an den heiligen Bischof mit dem Bericht über ihre Schwierigkeiten und der Bitte um Rat und Trost. Mit der Eile eines Todgeweihten, der keine Stunde mehr zu verlieren hat, machte sich Ignatius daran, seine Mahnungen und Tröstungen in Briefen ergreifender Liebe und unermüdlichen Seeleneifers niederzulegen. Man merkt es den Briefen an, daß sie nicht nach sorgfältigem Überdenken und in planmäßiger Zurechtlegung des Stoffes geschrieben wurden, sondern in überstürzender Hast, aus überquellendem Herzen. Alle Sorgen, die das Herz des greisen Bischofs erfüllen, alle Ratschläge, die seinen gefährdeten Kindern von Nutzen sein könnten, will er in diesen sieben Briefen, die wie sein Testament anmuten, niederlegen. Wie eindringlich mahnt er da zur Eintracht und zum Gehorsam gegen die kirchliche Autorität! „Steht fest im Glauben! Haltet treu zu euren Bischöfen und Priestern! Wer einen Bischof verachtet, der macht den unsichtbaren Christus zum Gespött. Laßt euch nicht in den Sinn kommen, als ob Sonderzirkel ohne priesterliche Leitung etwas Lobenswertes seien, sondern wohnt dem Gemeindegottesdienst bei und bringt ein Gebet dar, ein Anliegen, in Liebe und ungeteilter Freude. Niemand täusche sich: wer nicht innerhalb der Kirche ist, geht des Gottesbrotes verlustig; denn wenn schon das Gebet des einen oder andern große Kraft hat, um wieviel mehr das des Bischofs und der gesamten Kirche? Wer sich nicht zum gemeinsamen Gottesdienst einfindet, der ist bereits vom Hochmut besessen und hat sich selbst das Urteil gesprochen.“ Tiefe Sorge ergreift den heiligen Bischof, wenn er an die Irrlehrer denkt, die die Einheit zu zerstören suchen. Beim Gedanken an diese Verführer kommen ihm harte Worte in die Feder. Er nennt sie „tolle Hunde, wilde Tiere, Giftmischer, Bestien in Menschengestalt“. Aber der Schüler des Liebesjüngers kann sich doch nicht verleugnen. Sogleich fügt er hinzu: „Betet für sie ohne Unterlaß! Ihrem aufbrausenden Wesen gegenüber seid sanftmütig, gegen ihre Großsprechereien bescheiden, gegen ihre Lästerungen habt ihr eure Gebete, gegen ihren Irrtum haltet fest am Glauben.“

Väterliche Ermahnungen eines besorgten, gütigen Seelsorgers, goldene Lebensregeln eines erfahrenen Greises, ernste Weisungen eines Heiligen, der schon ganz in der Übernatur lebt, enthalten diese Briefe aus der Gefangenschaft. Rührend klingt die Entschuldigung des Heiligen: „Ich gebe euch keine Befehle, als wenn ich etwas Besonderes wäre. Wenn ich auch Ketten trage um des Namens Jesu willen, bin ich doch keineswegs schon vollendet in Christus. Ich stehe vielmehr wie ein Anfänger vor euch, als der letzte der Gläubigen.“

Den schönsten der Briefe, der ein einzigartiges Zeugnis von der Todesbereitschaft dieses „Gottesträgers“ gibt, schrieb Ignatius auf der Weiterfahrt nach Rom an die dortige Christengemeinde. Die hohe Achtung, die der Heilige vor der römischen Kirche, der „Vorsteherin des Liebesbundes“, hatte, und die Sorge, die römischen Christen könnten beim Kaiser eine Revision seiner Verurteilung erlangen und ihn um die Marterkrone bringen, diktierte ihm diese Zeilen: „Ich hoffe, als Gefesselter in Christus Jesus euch zu begrüßen, wenn anders Gott mich würdigt, es bis ans Ende zu sein. Aber ich fürchte, eure Liebe möchte mir schaden... Nie werde ich eine bessere Gelegenheit finden, zu Gott zu gelangen, noch könnt ihr zu einem besseren Werk euren Namen geben, als wenn ihr schweigt. Gewährt mir, daß ich Gott geweiht werde, solange noch der Opferaltar bereit ist. Schön ist es, unterzugehen von der Welt zu Gott, damit ich zu ihm hinaufgehe. Ich bitte, mir kein falsch angebrachtes Wohlwollen zu erweisen. Laßt mich die Speise der wilden Tiere werden; denn ich bin Gottes Weizenkorn und soll durch die Zähne der Bestien zermahlen werden, um als reines Brot Christi befunden zu werden. Lockt lieber die Bestien, damit sie mir zum Grabe werden und nichts mehr von mir zurücklassen, damit ich niemand mehr lästig falle, wenn ich entschlafen bin... Feuer, Kreuz, Haufen wilder Tiere, Zerschneiden und Zerstückeln, Zermalmung des Körpers und Zerstreuung des Gebeins, des Teufels böse Plagen mögen über mich kommen – wenn ich nur zu Jesus Christus gelange!“

Die Sehnsucht des Heiligen ging in Erfüllung. Am gleichen Tag noch, an dem er in Rom ankam, zerrissen im Kolosseum die Löwen den Bekenner. Das Todesjahr fällt zwischen die Jahre 107 bis 117. Die römische Kirche erwies dem morgenländischen Märtyrerbischof eine ungewöhnliche Auszeichnung: sein Name erhielt Aufnahme in den ehrwürdigsten Teil der eucharistischen Opferliturgie, in den Kanon. Täglich nennt ihn da jeder Priester der lateinischen Kirche und bittet für sich und alle, die am hl. Opfer teilnehmen, um Gemeinschaft mit dem Heiligen in seiner Seligkeit bei Gott.

Von Kindheit an erhielt Jakob Libermann – Zabern im Elsaß ist seine Heimat und der 12. April ist sein Geburtstag – Abscheu und Grauen gegen das Christentum eingefloßt. Sein Vater, ein Rabbiner der alten, strenggläubigen Schule, unterließ nichts, seine Kinder mit blindem Haß gegen christliche Sitte und Kultur zu erfüllen. Bei Jakob gelang ihm dies nur zu sehr. Eines Tages begegnete der Junge dem katholischen Pfarrer, der eben von einer Beerdigung kam. Die Amtstracht des Priesters, das ihm vorangetragene Kreuz, erschreckte das an sich sehr scheue „Schäkle“ so sehr, daß es in das erstbeste Geschäft flüchtete, sich hinter dem Ladentisch verkroch und zitternd wie Espenlaub wartete, bis die Gefahr vorüber war. Ein andermal stieß er, begleitet von seinem Vater, wieder auf den katholischen Pfarrer, wie er das Allerheiligste zu einem Kranken trug. Wieder geriet er in solchen Schrecken, daß er, wie von Sinnen, eiligst über die nächste Mauer kletterte und schleunigst querfeldein lief. Welche Greuelmärchen müssen dem Kinde über die katholischen Priester erzählt worden sein!

Doch trotzdem die Libermannschen Kinder im Elternhaus Christenhaß wie tägliches Brot aufnahmen, mußte der Rabbiner die für ihn so fürchterliche Enttäuschung erleben, daß sein ältester Sohn Samson, der Medizin und Naturwissenschaft studierte, zum Christentum übertrat. Zwei seiner Brüder schlossen sich seinem Beispiel an. Der Vater war außer sich. In seiner Stellung als Rabbiner mußte ihm der Abfall seiner Kinder besonders schmerzlich und peinlich sein. Er wußte keinen andern Rat, als seinen Liebling Jakob nach Straßburg zu senden, um alles zu versuchen, den Schritt der drei Abtrünnigen rückgängig zu machen. Tage- und nächtelang wurde nun disputiert. Doch mehr und mehr verlor Jakob bei diesen Gesprächen seine Selbstsicherheit. Am Schluß war das Ergebnis der langen Auseinandersetzung dieses, daß Samsons Frau zu Jakob sagte: „Auch du wirst noch ein Christ werden – ja nicht bloß ein Christ, sondern auch ein Priester und Apostel.“

Vorläufig sah es freilich noch nicht so aus. Irre geworden an seinem ererbten Glauben verfiel der Zwanzigjährige schnell völliger Glaubenslosigkeit. Mit Unlust setzte Jakob nach dem Wunsch des Vaters die Studien fort, um das Amt eines Rabbiners übernehmen zu können. Durfte er denn Rabbiner werden, ohne von der Wahrheit der Bibel überzeugt zu sein? Gewissensbisse bedrückten ihn. In diesem Zustand las er zum erstenmal das Neue Testament. Welch eine Welt ging ihm da auf! Das Christusbild, das ihm hier entgegentrat, wie ganz anders war es doch als jenes, das sein Vater ihm gezeichnet hatte! Sein ganzes bisheriges Glaubensgebäude war zum Zusammenstürzen. Er wußte sich keinen Rat mehr und

fand keinen Weg, aus dieser Wirrnis herauszukommen. Freunde rieten ihm, nach Paris zu gehen, wo der frühere Rabbiner und Konvertit Dr. Drach durch seine Gelehrsamkeit und Herzensgüte viele Schwankende seiner Stammesgenossen anzog. Nur ungern gab der alte Libermann die Erlaubnis zu dieser Fahrt. Zuvor aber unterzog er Jakob noch einer strengen Prüfung über sein Talmudwissen. Jakob, der seit Monaten das Talmudstudium ganz vernachlässigt hatte, unterzog sich mit großem Bangen diesem Examen. Doch „Gottes Güte, die mich bekehren wollte“, so erzählt er selber, „kam mir wunderbar zu Hilfe. Es erleuchtete mich ein überströmendes Licht und zeigte mir alles, was ich zu antworten hatte. Ich selber war höchst erstaunt, als ich erkannte, mit welcher Lebhaftigkeit und Schnelligkeit mein Geist alles Verwickelte und Rätselhafte der Talmudstelle, die über meine Reise entscheiden sollte, erfaßte. Mein Vater war noch mehr verwundert als ich. Sein Herz schwelgte in Freude, seine Befürchtungen waren geschwunden.“

Dr. Drach brachte Jakob ins Stanislaus-Kolleg zu den Jesuiten, damit er dort Exerzitien halte. In der Stille dieser Klostertage kam der Geist Gottes über ihn. Libermann erzählt: „Diese Einsamkeit war äußerst peinlich für mich. Einmal das nur von einem Dachfenster erhellte Zimmer, sodann der Gedanke, fern zu sein von Heimat und Familie, alles das versenkte mich in tiefe Traurigkeit, erfüllte mein Herz mit düsterem Gram. Da erinnerte ich mich des Gottes meiner Väter. Bestürzt warf ich mich auf die Knie nieder und bat ihn, mich erkennen zu lassen, ob der Christenglaube der wahre sei, und wenn nicht, mich baldigst seinem Einfluß zu entziehen. . . Der Herr, der denen nahe ist, die ihn aus Herzensgrund anrufen, erhörte mein Gebet. Als bald kam es über mich wie eine Erleuchtung; ich sah die Wahrheit! Der Glaube durchdrang meine Seele, meinen Verstand, mein Gemüt. Ich wünschte von diesem Augenblick an nichts sehnlicher als die hl. Taufe zu empfangen.“

Am Vorabend des Weihnachtsfestes 1826 empfing er die Taufe. Jakob, der die Taufnamen Franz Maria Paul annahm, war damals 24 Jahre alt. In seine Freude fiel nur ein düsterer Schatten: das Mitleid mit dem enttäuschten Vater, der Briefe voll leidenschaftlicher Verwünschungen nach Paris schickte. Ein Jahr nach seiner Konversion trat Libermann in das Priesterseminar St. Sulpice ein. Schon hatte er die niederen Weihen empfangen und stand in der Vorbereitung auf das Subdiakonat, da trat die schwerste Prüfung seines Lebens an ihn heran. Ein epileptischer Anfall warf ihn besinnungslos zu Boden. Welch eine Heimsuchung! Ein Fallsüchtiger darf nach dem Kirchenrecht nicht zur Priesterweihe zugelassen werden. Alle Hoffnungen schienen zerbrochen zu sein. Mit einer bewundernswürdigen Geduld und einem unerschütterlichen Gottvertrauen trug Libermann sein schweres Kreuz. An seinen Bruder und seine Schwägerin schreibt er: „Ich

kann euch versichern, meine liebe Krankheit ist mir ein wahrer Gnadenschatz, den ich allen Gütern, welche die Welt ihren Liebhabern anbietet, vorziehe. . . Wüßte ich, daß noch eine Fiber in mir ist, die nicht Gott gehört, ausreißen würde ich sie und in den Staub treten. Ob Priester oder nicht, ob Millionär oder Bettler, ich bin Gottes, ihm gehört alles.“

Acht Jahre lang hielt sich Libermann in Issy auf, einem Landgut des Priesterseminars St. Sulpice, wo die jüngeren Studenten weilten. Durch seinen Seeleneifer wurde er das vielbewunderte Vorbild der jungen Theologen. Während er innerlich mit finsterner Schwermut rang, mit quälenden Beängstigungen, mit tiefem Lebensüberdruß, ja sogar mit Selbstmordgedanken, blieb er nach außen hin immer der heitere, gelassene Tröster und Helfer. Als er einmal mit einem Theologen auf dem Wege zur Stadt über die Seinebrücke ging und seinen Begleiter, der an einem schweren Seelenleiden litt, fröhlich tröstete, meinte dieser unwillig: „Sie haben gut reden! Sie sind glücklich und zufrieden. Ihnen sieht man's ja an, daß Sie nie etwas Ähnliches durchgemacht haben.“ Da entfuhr es Libermann: „Ach, mein Lieber, ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie so geprüft werden wie ich. Gebe Gott, daß Ihnen das Leben nicht so zur Last falle wie mir. Kaum kann ich über eine Brücke gehen, ohne daß mir der Gedanke kommt, mich ins Wasser zu stürzen. Nur der Hinblick auf Jesus hält mich aufrecht und macht mich geduldig.“

Zwei Jahre lang wirkte Libermann als Novizenmeister bei den Eudisten, einer Kongregation von Missionspriestern, bis die Erkenntnis klar vor ihm stand: Ich bin zum Stifter einer neuen Missionskongregation berufen! Einige Seminaristen aus Übersee hatten seine Aufmerksamkeit auf das Elend der schwarzen Rasse gelenkt. In seinem brennenden Seeleneifer griff Libermann den Gedanken sogleich auf. Er wollte eine Kongregation von Priestern gründen, die sich verpflichteten, ihr Leben im Dienste der Afrikamission aufzuopfern. Aber welch ein Urwald von Hemmnissen stellte sich diesem Plane entgegen! Libermann reiste nach Rom, um die Unterstützung der obersten kirchlichen Missionsbehörde zu gewinnen. Aber obwohl er auf Papst Gregor XVI. einen solch tiefen Eindruck machte, daß dieser sagte: „Der wird einmal ein Heiliger werden!“, machte seine Sache doch ganz wenig Fortschritte. Man bedeutete ihm: ehe er nicht Priester sei, könne es aus der Gründung der geplanten Kongregation nichts werden. Doch Libermann verlor das Vertrauen nicht. In beharrlichem, glühendem Gebet bestürmte er Gott. Im Heiligtum zu Loreto, wohin er gepilgert war, erhielt er die Gewißheit völliger Heilung von der Fallsucht. Tatsächlich blieb er auch von diesem Tage an von weiteren Anfällen verschont.

Nun war ihm das Tor zum Priestertum offen. Bischof Räß von Straßburg erbot sich, ihm die höheren Weihen zu erteilen, und am 18. September 1841 wurde er zum Priester geweiht. Da nun auch die Erlaubnis der Propaganda zur Gründung

der Kongregation eintraf, war seine Freude voll. Sofort machte er sich mit einigen Gleichgesinnten daran, das Noviziat seiner „Gesellschaft vom hl. Herzen Mariä“ einzurichten. Ganz langsam meldeten sich die Novizen. Oft schien das ganze Werk wieder zusammenzufallen. Aber wie durch ein Wunder der Vorsehung erstarkte die kleine Kongregation und wurde die Begründerin der modernen Afrikamission. Es fehlte nicht an Rückschlägen; die ersten Missionare fielen dem mörderischen Klima zum Opfer oder blieben verschollen. Doch glücklich überwand die Kongregation diese Schwierigkeiten. Während das Missionswerk aufblühte, siechte das Leben des Stifters mehr und mehr dahin. Der apostolische Eifer und die unausgesetzten Mühen hatten seine schwächliche Gesundheit gebrochen. Am Feste Mariä Lichtmeß 1852 löste sich die große Seele von der Fessel des müden Leibes und eilte zu Gott.

Ansgar, der Apostel des Nordens

3. Februar

Im alten Kloster Corvey in Flandern lernen wir St. Ansgar (Ansgar ist gleich Oskar und bedeutet: Gottesspeer) zum erstenmal kennen. Schon als Kind von fünf Jahren hatte ihn der Vater nach dem Tode der tieffrommen Mutter in die Obhut der Mönche getan. Nicht als ob der kleine Ansgar schon als fünfjähriger Bube einen goldenen Heiligenschein um sein Lockenköpfchen getragen hätte. Keineswegs! Alotria und fröhlicher Schabernack wußten den kleinen Ansgar weit mehr zu fesseln als die trockenen Schulaufgaben und das lange Stillesitzen in der Klosterschule. Da gab es oft ein ernstes Stirnrunzeln des gestrengen Herrn Magisters, was sich Jung-Ansgar freilich bedenklieh wenig zu Herzen nahm. Es lag ihm nicht allzuviel an der Zufriedenheit seiner Lehrer. Er war in der Tat nichts weniger als ein Musterschüler. Es tat wirklich not, daß eine überirdische Macht in diesen kindlich unbekümmerten Leichtsinn eingriff. In einer Nacht schien es Ansgar, er sei an einem sumpfigen, schlammigen Ort. Jenseits des Sumpfes lief ein Pfad mit bunten Blumen, auf dem eine hohe Frau, reich gekleidet und in würdevoller Haltung einherschritt. Frauen folgten ihr in weißen Kleidern. Unter ihnen auch seine Mutter. Wie er sie erkannte, wollte er ihr entgegenzueilen, konnte aber auf dem schlüpfrigen Boden nicht von der Stelle kommen. Da redete ihn die hohe Herrin — es war die Gottesmutter — an: „Kind, willst du zu deiner

Mutter kommen und mit uns gehen? Dann mußt du den Leichtsinn fliehen, dein kindisches Treiben lassen und in einem ernsten Leben auf dich achthaben.“ Von diesem Tage an war Ansgar umgewandelt. Er wurde ernster und fleißiger, studierte und betrachtete, so daß seine Kameraden verwundert die Köpfe schüttelten; sie konnten seine plötzliche Umwandlung nicht verstehen. Als später in den „Flegeljahren“ nochmal der alte Leichtsinn zum Durchbruch kommen wollte, half ihm ein anderes Ereignis zum Siege: der Tod Karls des Großen. Ansgar hatte selbst den mächtigen Kaiser im Glanze seines Hofes gesehen, er hatte soviel gehört von der Weisheit und Regierungskunst des machtvollen Herrschers. Nun lag er, ein Opfer der Verwesung, im Grabe. So vergeht alle Herrlichkeit der Welt! Auf das gemüthiefe Herz des jungen Mönches machte der Tod des Kaisers nachhaltigen Eindruck. Die Vergänglichkeit der Welt konnte ihn nicht mehr locken. Sein Herz gehörte nun ganz und für immer Gott und seinem Dienste. Kurze Zeit später wurde ihm auch seine künftige Bestimmung geoffenbart. „Geh hin! Mit der Martyrerkrone sollst du zu mir kommen“, befahl ihm Gott in der Nacht vor dem Pfingstfeste. Von da an hielt die Gnade ihn fest und die Sehnsucht nach Kreuz und Krone des Martyriums trieb ihn rastlos vorwärts. Vorerst mußte er freilich noch einige Jahre sein Verlangen zügeln und in Neu-Corvey, dieser Perle der westfälischen Kirche, die Klosterschule leiten. Daß Ansgars Schule kein gesittetes Töchterpensionat war, verrät dieser ein Vorfall: einer seiner Schüler wurde von einem Kameraden derart mit der Schultafel bearbeitet, daß er den Verletzungen erlag. Bei solchen Schülern braucht es für den Lehrer viel Erziehungswisheit und viel Gotteskraft. Kein Wunder, daß Pater Ansgar auf jedem Gange zur Schule und zurück in der am Wege liegenden Hauskapelle einen Besuch beim Heiland im Sakramente machte.

Da kam die große Wendung im Leben des hl. Mönches: die Berufung zum Apostolat. König Harald von Dänemark hatte sich taufen lassen und bat König Ludwig den Frommen um einen Missionar für sein heidnisches Volk.

Um Rat gefragt, erklärte Ansgars Abt Wala: „Er wisse in seinem Kloster einen Mönch, der von Eifer für die christliche Religion brenne und sehnlichst wünsche, für Gottes Namen viel zu leiden.“ Ansgar wurde geholt und ohne Zaudern griff er nach dem schweren Kreuz eines Heidenmissionars. Er täuschte sich nicht darüber hinweg, welch hartes Opferleben ihm bevorstand. Aber er hatte klar erkannt: „Gott ruft mich!“ Und dieses Bewußtsein gab ihm Kraft und erfüllte ihn mit festem Vertrauen auf Gottes Beistand. Trotz hingebendster Arbeit in diesem verwilderten Weinberg des Herrn war die Ernte in Dänemark beschämend gering. Was Ansgar in verzehrendem Eifer aufbaute, wurde von heidnischem Haß wieder zerschlagen. Nicht viel erfolgreicher war Ansgar mit seiner Arbeit unter den Schweden, wohin er nach dem Fehlschlagen der dänischen Mission sich wandte.

Erst als der Kaiser als Stützpunkt für die nordische Mission das Bistum Hamburg errichtet und Ansgar zum ersten Oberhirten des neuen Bistums ernannt hatte, konnte der hl. Erzbischof mit mehr Aussicht auf Erfolg sein Apostelamt ausüben. Aber oft genug brachen über die junge Saat neue Unwetter herein und drohten alles zu vernichten. Plündernd und sengend fuhren die heidnischen Wikinger wie ein wildes Heer über Ansgars Bistum her, Hamburg ging in Flammen auf, mit knapper Not nur konnte Ansgar sein Leben retten. Gleichzeitig wurde die schwedische Mission vernichtet und der dortige Bischof vertrieben. Doch St. Ansgar ließ nicht verzagt die Hände sinken. Von Bremen aus, das von Kaiser Ludwig dem Deutschen mit Hamburg zu einem Erzbistum vereinigt wurde, begann er von neuem seine Arbeit auf dem steinigen Ackerlande. Er durfte es erleben, daß Dänemark und Schweden ihre Grenzen den Glaubensboten öffneten und immer mehr Heiden sich um das neue Taufkleid bewarben.

In seiner Jugend hatte Ansgar Gottes Ruf vernommen: „Gehe hin! Mit der Märtyrerkrone sollst du zu mir kommen.“ Auf dieses Wort gestützt, hatte der Heilige immer gehofft, als Blutzeuge Christi sterben zu dürfen. Doch Gott wollte sein Blut nicht. Und doch war Ansgar ein Märtyrer. „Er war Märtyrer“, sagt sein Lebensbeschreiber, „weil nach dem Worte des Apostels auch ihm die Welt und er der Welt gekreuzigt war. Er war Märtyrer, weil er immer standhaft blieb und unbesiegt bis an sein Ende Christus bekannte, mochte der Teufel ihn versuchen, das Fleisch ihn reizen, mochten die Heiden ihn verfolgen und die Christen sich ihm widersetzen. Er war Märtyrer – Märtyrer heißt ja Zeuge –, weil er Zeuge war für das göttliche Wort und den christlichen Namen.“ Durfte er auch nicht sein Blut vergießen, so war ihm doch ein unblutiges Martyrium ständiger Sorgen und Mühen und Leiden beschieden – ein Martyrium, das er nur tragen konnte, weil er durch sein tiefinnerliches, heiliges Leben in stetem Vereintsein mit Gott lebte. In Gebet und Beschauung, in Fasten und Abtötung, in hingebendem Dienste an Kranke und Arme schöpfte Ansgar die Kraft zu seiner opfervollen Missionsarbeit. Aus solcher Gottverbundenheit erwuchs der Heilige, von dem selbst ein Protestant (Münster) sagt: „Kirchen und Klöster wurden ihm gewidmet, Feste ihm zu Ehren gehalten. Und sanken auch in der Reformation seine Altäre dahin, so darf doch nie das Andenken eines edlen Mannes untergehen, der, wie wenige, der Wohltäter so vieler Jahrhunderte geworden ist.“

Ob wir Erfolg haben bei unserer Arbeit oder nicht, das steht in Gottes Hand. Trotz unseres besten Könnens und Wollens kann unser Werk mißglücken. Aber nicht das ist das Ausschlaggebende, ob uns Erfolg oder Mißerfolg wird. Worauf es ankommt und wonach wir einst gerichtet werden, ist das ungeteilte Aufgehen in der Lebensaufgabe, die Gott als heiliges Amt auf unsere Schultern legte. Darin sei der Apostel des Nordens uns ein leuchtendes Vorbild!

In Mainz wurde Raban um 784 geboren. Im Hause seiner vornehmen, gottesfürchtigen Eltern erhielt der Knabe eine sorgfältige Erziehung. Da er außerordentliche Geistesgaben offenbarte, schickten ihn die Eltern zur Ausbildung in das Benediktinerkloster nach Fulda. Dort erregte es das Staunen der Lehrer, wie leicht der geistesscharfe Junge die schwersten Wissenszweige aufnahm und welche rasche Fortschritte er im Studium machte. In zäher Arbeit eignete sich Raban in Fulda eine solch umfassende Kenntnis der kirchlichen und weltlichen Wissenschaften an, daß dem jungen Mönch die altehrwürdige Bildungsstätte in Fulda keine Bereicherung und Erweiterung seines Wissens mehr bieten konnte. Da machte sich Raban auf den Weg, um dem hellsten Sterne am damaligen Gelehrtenhimmel entgegenzuwandern: dem weitberühmten Angelsachsen Alkuin, dem gelehrtesten Manne seines Jahrhunderts, um dessen Lehrstuhl in Tours sich Weisheitsjünger aller Länder scharten. Bald war Raban der Lieblingsschüler Alkuins; ein inniges Freundschaftsband umschloß Meister und Jünger. Zum Zeichen seiner besonderen Wertschätzung pflegte Alkuin seinen hochbegabten Schüler Maurus zu nennen. Er dachte dabei an den edlen Patriziersohn Maurus, der einst St. Benedikts Lieblingsschüler gewesen war.

In Fulda wollte man den vielversprechenden Bruder der Ordensfamilie nicht gerne lange Zeit missen. Die Klosterschule wartete darauf, in Raban einen Vorsteher zu bekommen, wie keine andere Klosterschule des Landes ihn besaß. Unter Rabans Leitung gelangte denn auch die Schule zur herrlichsten Blüte. Fulda wurde zum wissenschaftlichen Mittelpunkt, zur Hochschule der germanischen Länder. Eine Reihe wissenschaftlicher Bücher über Theologie, Astronomie und Mathematik trugen den Gelehrtenruf Rabans in alle Welt.

Als Raban nach Eigils Tode zum Abte des Klosters gewählt wurde, war dem Schaffen des unermüdlichen Mannes noch weiterer Spielraum gegeben. Trotz der vielen Amtsgeschäfte, die ihm die Leitung einer über 250 Köpfe zählenden Ordensfamilie einbrachte, entfaltete Raban auch als Abt eine reiche literarische Tätigkeit. Daneben wußte er immer auch für seelsorgliche Tätigkeit Zeit zu finden. Fern allem unfruchtbarer Gelehrtenhimmel hatte er nie die Verbindung mit dem Volke und seinen täglichen Lebensfragen verloren. Ihm war die Wissenschaft nichts anderes als eine Brücke, auf der er die Menschen ins Land Gottes führen wollte. Alle seine wissenschaftliche und schriftstellerische Arbeit sah er als Seelsorge an, als eine Handreichung auf dem Wege zu Gott. Selber tieffromm und in der Beobachtung aller religiösen und klösterlichen Vorschriften von peinlicher Gewissenhaftigkeit, wollte er auch anderen Führer zur wahren Frömmigkeit werden.

Die politischen Händel der damaligen Zeit – die Kämpfe Ludwigs des Frommen mit seinen rebellischen Söhnen – zogen auch Abt Raban gegen seinen Willen in ihren Strudel. Ihm, dem durch und durch deutschen Manne, wollte das Herz bluten beim Gedanken, daß das Reich Karls des Großen zerfallen wollte. Seinen ganzen Einfluß bot er auf, die Teilung des karolingischen Völkerverbandes in eine deutsche und französische Nation zu verhindern. Dabei scheute er nicht im geringsten etwaige unangenehme Folgen, die aus seinem entschiedenen Eintreten für Kaiser Lothar für ihn erwachsen konnten und auch tatsächlich erwachsen. Nach dem Sturze des Kaisers wurde Raban gezwungen, den Abtstab seinem Lieblings-
schüler Hatto zu übertragen. In stiller Zurückgezogenheit auf dem Petersberge bei Fulda und zu Halberstadt verbrachte der Heilige fünf Jahre, bis ihn das Vertrauen des Volkes und der Priester im Jahre 847 auf den Bischofstuhl des hl. Bonifatius nach Mainz berief. Trotz seines Alters und seiner ständigen Kränklichkeit begann der neue Erzbischof gleich nach seiner Amtsübernahme eine ganz außerordentliche Tätigkeit. Er suchte auf vielen Visitationsreisen durch sein Bistum Volk und Klerus kennen zu lernen, er eiferte für Reinheit des Glaubens und der Sitten, er sorgte vor allem für die tüchtige Heranbildung und den seelsorglichen Eifer der Geistlichkeit, er suchte zu raten, zu trösten, zu helfen, wo immer es möglich war. Im Hungerjahre 850 soll er im „Grauen Haus“ zu Winkel im Rheingau täglich dreihundert hungrige Menschen gespeist haben. Da kann es nicht wundernehmen, daß in den Ländern am Rhein aufrichtige Klage ausbrach, als der greise Erzbischof am 4. Februar 856 die müden Augen schloß. Sein heiliger Leib wurde in der St.-Albans-Kirche zu Mainz beigesetzt.

In Rabanus Maurus stand höchste Geistesbildung im reinsten Zusammenklang mit edelster Herzensbildung. Der Schriftsteller und der Seelsorger, der Gelehrte und der Heilige, der Gottesfreund und der Menschenfreund waren bei Raban in schönster Harmonie vereinigt. Nicht nur der gläubige Katholik und Protestant, sondern auch jeder echte Deutsche schaut mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu jenem Manne auf, der schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts nachdrückliche Anregung zu deutschen Wörterbüchern gab, der immer wieder von seinen vielen Schülern peinlichste Genauigkeit im Schreiben des Deutschen verlangte, der von ihnen ernsthaftes Studium der germanischen Runenschrift forderte und der so leidenschaftlich und selbstlos für die Wahrung der deutschen Einheit kämpfte. Rabanus Maurus bewies durch sein ganzes Leben, daß Katholischsein und Deutschempfinden nicht Gegensätze sind, sondern daß sie eine selbstverständliche, gottgewollte Einheit bilden.

Die heilige Adelheid von Vilich

5. Februar

In der Mitte des unruhvollen 10. Jahrhunderts wurde Adelheid im Lande des Niederrheins mit seinen grünen Wiesen und dunklen Windmühlen als Sprosse eines alten Fürstengeschlechtes geboren. Graf Megingoz und seine, einer hochadeligen Familie angehörende Frau Gerbirga schenkten dem Mädchen das hohe Glück froher Kindheit und die gesunde Luft eines frommen, Gott und der Kirche treu ergebenen Elternhauses. Dem Brauche der Zeit entsprechend wurde das Grafentöchterlein in frühen Jahren zur Ausbildung den Stiftsfräulein bei St. Ursula in Köln übergeben, wo sie dann, zur Jungfrau erblüht, als Stiftsdame blieb.

Eine Trauerbotschaft, die in St. Ursula eintraf, brachte für Adelheid nicht nur tiefes Leid, sondern auch eine bedeutungsvolle Wende des Lebens. Ihr einziger Bruder Gottfried war im Jahr 986 im Heeresbann Kaiser Otto III. gegen die Böhmen gezogen und hatte in der Feldschlacht den Tod gefunden. Die Totenkunde trug schmerzliche Trauer ins Elternhaus zu Geldern und ins Kloster von St. Ursula. Aus Liebe zum gefallenen Sohn beschlossen die frommen Eltern in Vilich bei Bonn ein Frauenkloster zu errichten, damit dort täglich für die Seelenruhe des Toten gebetet würde. Sofort wurde der Bau des Klosters begonnen und rasch vollendet. Zur Äbtissin des neuen Klosters wurde Adelheid bestimmt. Es war der Wunsch der Eltern, daß die Chorfrauen in Vilich nach der Regel des hl. Benedikt leben sollten. Adelheid jedoch setzte diesem Wunsch anfangs Widerstand entgegen. Sie hatte bei St. Ursula in Köln zu viel Gefallen an dem angenehmen Leben einer Stiftsdame gefunden. Die Stiftsdamen lebten ja nicht in der Klausur und nach einer strengen Regel wie die übrigen Nonnen. Die Türe vom Kloster hinaus in die Welt stand ihnen ohne Schwierigkeit offen; nur eine bestimmte Zeit des Jahres mußten sie im Stifte zubringen. So bangte Adelheid vor den strengen Forderungen des Klosterlebens nach der Regel des hl. Benedikt. Sie glaubte, solchen großen Pflichten nicht gewachsen zu sein. Doch die Jahre änderten ihren Sinn. Besonders übte der Tod der Mutter nachhaltigen Eindruck auf ihre empfängliche Seele aus. Immer mehr verblaßten die lockenden Bilder der Welt, immer reiner erstand das Ideal voller Hingabe an Gott vor ihrer Seele. Doch durfte sie es wagen, die Regel des hl. Benedikt einzuführen und die ganze Strenge des ursprünglichen, alten Ordensgeistes aufleben zu lassen? Mutete sie da sich und ihren Mitschwestern nicht zu Schweres zu? Da zeigte sich nun die große Klugheit und liebende Sorge der Heiligen. Sie wollte andern nichts zumuten, was sie nicht zuvor selbst getan hatte. So erprobte sie in aller Heimlichkeit an sich selbst die Regel St. Benedikts. Sie trug ein rauhes Unterkleid, enthielt sich der Fleischspeisen und legte sich ein hartes Fasten auf. Und erst, als sie in längerer

Selbstzucht alle Bitterkeiten und Süßigkeiten eines strengeregelten Ordenslebens ausgekostet hatte, trat sie an ihre Stiftsfräulein heran mit der Aufforderung, es ihr gleich zu tun. Manche konnten sich nicht zur Aufgabe der bisherigen Freiheiten entschließen und verließen das Kloster, sobald sie erkannten, wie unnachgiebig Adelheid auf ihrer Forderung bestand. Den Schwestern aber, die ausharrten, wurde sie in Wahrheit die beste Mutter. Es war ihr klar, daß sie den Schwestern in allem mit dem besten Beispiel vorangehen müsse. So steigerte sie ihre Regeltreue und Gewissenhaftigkeit bis zur äußersten Selbstüberwindung. Die Äbtissin war immer die erste beim Gebet, die erste bei der Arbeit, die erste bei den Nachtwachen und Abtötungen. Nicht als ob ihr das ein leichtes Spiel gewesen wäre. Viele, in der Verborgenheit der Seele ausgefochtene Kämpfe gingen diesen äußeren Siegen voraus. Besonders machte der Heiligen ihr rasches Temperament viel zu schaffen und es brauchte viel Aufwand an Kraft, bis sie es im demütigen Dienst an der klösterlichen Gemeinschaft gebändigt hatte. Alle die reichen Gaben ihres mütterlichen Herzens verschwendete die Äbtissin in helfender Liebe zu ihren Mitschwestern. Jede, die etwas auf dem Herzen hatte, wußte, daß sie ohne Bangen zur Mutter kommen durfte. War eine Schwester krank, so ließ es sich die Äbtissin nicht nehmen, selber die Kranke zu pflegen und an ihrem Bette Nachtwache zu halten. Ebenso erfuhren die Armen an der Klosterpforte die Mutterliebe der Heiligen, die selber ihnen Speise und Trank mit tröstenden Worten reichte. Mit vollen Händen griff Adelheid in die Kästen und Truhen und schonte weder ihre eigene Habe noch die Einkünfte des Klosters, wenn es galt, Armen und Bedürftigen zu helfen. So stark war das Vertrauen der Landleute in der Umgebung von Vilich auf die Hilfsbereitschaft der gütigen Äbtissin, daß sie sogar in einem Jahr des Mißwachses, als das Korn wegen der langen Dürre auf den Halmen verbrannte, ihre Zuflucht zur Heiligen nahmen. Und wie die Legende zu erzählen weiß, wurde dieses Vertrauen wunderbar belohnt. Von Mitleid gerührt, kniete Adelheid auf freiem Felde nieder; als sie sich wieder erhob und ihren Stab in die Erde stieß, sprudelte jener Brunnen hervor, der noch heute reichlich fließt und dem Dorf Pützchen den Namen gegeben hat.

Ein großes Opfer wurde von der Heiligen gegen Ende ihres Lebens noch verlangt: auf Drängen Kaiser Heinrich II. mußte sie die Leitung des Klosters St. Marien in Köln übernehmen, dem ihre verstorbene Schwester Bertrada bisher vorgestanden hatte. Schwer fiel es Adelheid, das stille, liebe Vilich zu verlassen und sich wieder mehr ins laute Getriebe der Welt hineinstellen zu lassen. Als Beraterin des hl. Erzbischofs Heribert, der sie wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr schätzte, trat ihr Wirken in Köln weit mehr nach außen als früher in Vilich. Die Liebe und Sehnsucht ihres Herzens gehörte aber immer noch dem stillen Kloster Vilich. Ihr letzter Wunsch war es, dort im Beisein des Erzbischofs zu sterben.

Doch am St.-Blasius-Tag des Jahres 1015 erkrankte sie plötzlich an einem Halsleiden, das sie in zwei Tagen dahinraffte. St. Heribert konnte nur noch die Tote zur Stätte ihrer schönsten Wirksamkeit geleiten, wo sie ihre letzte Ruhestätte fand.

Am 5. Februar feiern Kirche und Volk das Fest der edlen Äbtissin und beten und singen ihr zu Ehren eine Litanei, in der es heißt:

Du edle Blume aus Geldernland,
du heilige Tochter heiligmäßiger Eltern,
du Zierde unseres deutschen Vaterlandes —.

Agatha

6. Februar

(Gedenktag am 5. Februar)

Agatha, die „Gute“, ist die letzte der vier großen Märtyrerjungfrauen der römischen Kirche, deren Feste in je einen der vier Wintermonate fallen: Cäcilia (November), Luzia (Dezember), Agnes (Januar) und Agatha. Mit nur wenigen anderen Heiligen ist ihr die Ehre der Aufnahme in die kirchlichen Meßgebete zuteil geworden. Jeden Tag wird sie im Kanon nach der hl. Wandlung um ihre Fürbitte angerufen. Sie gehört auch zu den sieben heiligen Jungfrauen, deren Name in der Allerheiligen-Litanei angerufen wird. Wenn auch der Bericht über das Martyrium der hl. Agatha nicht so weit zurückreicht, daß man von einem in allen Einzelheiten beglaubigten Dokument sprechen kann, so sind die erbaulichen, religiösen Gedanken, die in dieser alten Legende sich uns enthüllen, doch so wahr und tief, daß sie auch heute jedem ernststen und tiefer veranlagten Menschen noch etwas zu sagen haben.

Agatha lebte als Tochter einer vornehmen Familie zu Catania auf Sizilien. Ihre Anmut und gesellschaftliche Stellung, nicht zuletzt das in Aussicht stehende reiche Erbe, wurden ihr zum Verhängnis. Der römische Statthalter Quintian verliebte sich in das blühende Mädchen und bedrängte es mit seinen Anträgen. Agatha blieb gegen seine Schmeicheleien taub. Mochte ihr an der Seite des hohen Staatsbeamten ein noch so angesehenes, genußreiches Leben winken — niemals konnte sie, die auf den Namen Christi getauft war, einem Heiden die Hand zum Lebensbunde geben. Die Erfolglosigkeit seiner Werbung verletzte den Statthalter zutiefst in seinem Stolz und reizte seinen Zorn. Agatha mußte sein eigen werden! Wenn nicht freiwillig, dann mit Gewalt. Die unter Kaiser Decius wieder heftig auf-

flackernde Christenverfolgung mußte ihm die Möglichkeit schaffen, seinen niederträchtigen Plan auszuführen. Er stellte Agatha als Christin unter Anklage, ließ sie verhaften und nach einem vergeblichen Überredungsversuch in das Haus einer Kupplerin bringen. Hier hoffte er am leichtesten seines wehrlosen Opfers habhaft zu werden. Die Kupplerin hatte den Befehl erhalten, alle ihre Verführungskünste aufzubieten, um das reine Mädchen kirre zu machen. Doch alle Teufelskünste scheiterten an der Unschuld der Heiligen. Die Kupplerin mußte ihrem Auftraggeber gestehen: „Tag und Nacht habe ich mich bemüht, deinen Auftrag auszuführen, nichts ließ ich unversucht. Aber leichter wäre es, Marmor zu schmelzen oder Eisen wie Blei zu biegen, als das Herz dieses Mädchens zu erweichen.“ Wütend vernahm Quintian den Bericht der Niederlage. Aus dem einstigen leidenschaftlichen Liebhaber wurde nun ein ebenso leidenschaftlicher Hassler. Die Drohung mit dem Martyrium sollte den Widerstand des Mädchens brechen. Doch Agatha antwortete: „Da du mit wilden Tieren drohst, so wisse, daß sie im Namen Christi zahm werden; wenn du Feuer anwenden willst, dann werden mir die Engel vom Himmel heilsamen Tau zuträufeln.“ Rohe Züchtigung war die Strafe für diese unerschrockene Rede. Agatha aber „ging freudestrahlend und erhobenen Hauptes in den Kerker, als ob sie zu einem Festgelage eingeladen würde; und sie empfahl ihren Todeskampf dem Herrn im Gebete“. Am anderen Tag neues Verhör, neues freimütiges Glaubensbekenntnis der Heiligen, neue Mißhandlungen. Die Quälereien der Folter sollten Agathas Todesmut bezwingen. Der unmenschliche Richter war niederträchtig genug, mit Messern und Zangen des Mädchens Brust zerreißen zu lassen. Die heldenhafte Jungfrau schleuderte dem Statthalter die beschämende Anklage ins Gesicht: „Greulicher Wüterich, schämst du dich nicht, einem Weibe das zu rauben, womit du von deiner Mutter genährt wurdest?“ Und sie betete: „Aus Liebe zur Keuschheit bin ich auf die Folter gespannt; stehe mir bei, o Herr, mein Gott, bei der Peinigung an meiner Brust.“ Blutüberströmt wurde sie ins Gefängnis zurückgebracht. Auf ausdrücklichen Befehl des blindwütigen Quintian durfte kein Arzt zugelassen werden. Und doch erschien Agatha beim nächsten Verhör geheilt, in unverletzter Schönheit! St. Petrus soll während der Nacht im Kerker erschienen sein und die Todwunde geheilt haben. Wieder stellte der Richter an sie die Aufforderung zum Götzendienste. Und wieder war ein unerschrockenes Bekenntnis zu Christus die Antwort. Sinnlos vor Zorn wußte Quintian kaum noch, was für Martern er dem Heldenmädchen zufügen lassen könnte. Er ließ scharfe, spitze Scherben und glühende Kohlen auf den Boden streuen und Agatha entkleidet darüberwälzen. In diesem Augenblick wurde die ganze Stadt von einem heftigen Erdbeben erschüttert. Zwei Mauern stürzten ein und begruben unter ihren Trümmern zwei Freunde des Statthalters. Aus Angst vor einem Aufstand des Volkes, das im Erdbeben eine Strafe des Himmels für

Agathas Mißhandlung sah, ließ Quintian die Märtyrin halbtot in den Kerker zurückbringen. Die Tortur war aber so schlimm gewesen, daß die Heilige schon nach wenigen Stunden starb (254). Ihr Sterbegebet lautete: „Herr Jesus Christus, guter Meister, ich danke dir, daß du mir Sieg verliehest über die Martern der Henker. Laß mich, Herr, nun glücklich zu deiner unverwelklichen Herrlichkeit gelangen!“

Ein Jahr nach dem Tode der Märtyrin wurde die Stadt Catania durch einen Ausbruch des Ätna heimgesucht. In ihrem Schrecken eilten Christen und Heiden zum Grabe der Heiligen. Man nahm ihren Schleier und hielt ihn dem Feuerstrom entgegen, und sofort war die Gefahr beseitigt. Bis in die Gegenwart trägt das gläubige Volk von Catania bei stärkerem Glühen des Ätna den Schleier der hl. Agatha in großer Prozession durch die Straßen vor der Stadt, um Schutz gegen den todbringenden Lavastrom zu erfliehen. Auch in Deutschland fand die Verehrung der Heiligen als Patronin gegen Feuersgefahr weite Verbreitung. Heute noch kann der Wanderer überm Türbalken manchen Bauernhauses den Namen der heiligen Agatha finden und den alten Spruch entziffern:

Sancta Agatha, Christi Braut, dies Haus soll dir sein anvertraut;
Schütz es vor Feuer und Brand, darzu das gantze Vaterland.

Romuald

7. Februar

Einem alten, begüterten Adelsgeschlecht entsprossen, konnte sich Romuald jeden Wunsch seines Herzens erfüllen. In überschäumendem Frohsinn stürzte sich der junge Graf in die Genüsse, die seine Heimatstadt Ravenna ihm bot. Bei keiner Lustbarkeit fehlte er, an allen Vergnügungen der jungen Leute nahm er teil. Es schien, als hätte Romuald für nichts Tiefes und Ernstes Sinn. In Wahrheit aber war seine tolle Jagd nach Genuß und Zerstreung nichts anderes als der vergebliche Versuch, die geheimnisvolle Stimme zum Schweigen zu bringen, die stärker und stärker in seinem Innern rief. Mitten im Strudel der Lust tauchte ganz plötzlich Gottes Antlitz vor ihm auf, sah er den Gekreuzigten, wie er liebevoll ihm winkte. Wenn er auf der Jagd nach einem stillverborgenen Waldwinkel kam, stieg unwillkürlich der Gedanke in ihm auf: „Wie schön müßte es sein, hier als Einsiedler hausen zu dürfen!“ Seine Gefährten wären wie über einen guten Scherz

des Lachens nicht müde geworden, wenn Romuald von diesen seltsamen Sehnsüchten seiner Seele zu ihnen gesprochen hätte. Ach, er kannte sich ja selber nicht mehr. Lebten nicht zwei Romualde in Ravenna? Einer, der holden Mädchen Ständchen sang und alle Freuden des Lebens in gierigen Zügen trank — und einer, der krank war an Heimweh nach Gott und an Ekel vor aller Lust der Welt. Romuald war einer von denen, auf die das Wort des mittelalterlichen Gottesfreundes paßt: „Wie ein Baum, der voller Blätter im Winde steht und nicht still sein kann, unruhig, als flöße der Rhein durch sie hindurch — so sind viele. Haben sie erst ausgestritten, so sind sie trefflicher als die immer Stillen.“

Ehe aber Romuald zur Stille und zum Frieden kam, mußte erst noch ein starker Sturm die innersten Stuben seiner Seele durchfegen. Sein Vater Sergius, ein Mann voll jähem Zornes, war mit einem Verwandten wegen einer Wiese in Streit geraten. In zügelloser Wut verlor er alle Selbstbeherrschung und wurde an seinem Gegner zum Mörder. Romuald war Zeuge der Bluttat gewesen. Das Entsetzen über das Verbrechen des Vaters ergriff den bei all seiner Weltfreude im Grunde doch so ernsten, gerechtdenkenden jungen Mann. An Stelle des Vaters nahm er die Sühne für den Mord auf sich und unterzog sich in dem bei Ravenna gelegenen Apollinariskloster der vierzigstägigen Buße, wie sie damals für Mörder festgesetzt war. Diese Wochen der Einsamkeit wurden ihm zum Heile. Als die Bußzeit vorüber war, trug er kein Verlangen mehr, zum alten Leben zurückzukehren. Er bat um das Ordenskleid, das ihm gerne gegeben wurde.

Der böse Zeitgeist, der das 10. Jahrhundert zu einem der schlimmsten der Kirchengeschichte machte, hatte es verstanden, sich auch in die Klöster einzuschleichen. Auch in dem Apollinariskloster war manches, was für Romuald zum Stein des Anstoßes wurde. Manche Mönche hatten es aufgegeben, mühsam den schmalen Steinpfad der Vollkommenheit emporzukletterten; sie zogen es vor, in aller Bequemlichkeit die breite Straße dahinzuschlendern. Bei dem heiligen Novizeneifer Romualds waren unliebe Zusammenstöße unvermeidlich. Allzu scharf gemahnte Romuald saumselige Ordensbrüder an ihre Pflicht, die nicht weniger scharf es ablehnten, sich von dem Neuling schulmeistern zu lassen. Das Zusammenleben wurde immer unleidlicher. Gern erteilte schließlich der Abt dem Störenfried (welcher Heilige wird in einer Gemeinschaft Lauer nicht zum Störenfried?) die Erlaubnis das Kloster zu verlassen und sich vom Einsiedler Marin, der bei Venedig ein erbauliches Klausnerleben führte, tiefer in die Wissenschaft der Vollkommenheit einführen zu lassen.

Es war eine harte Schule, die Romuald bei Marin durchzumachen hatte. Der Lehrer kannte wenig Nachsicht und verlangte von seinen Schülern Demut und Gehorsam, Entbehrung und Selbstverleugnung in höchstem Maße. Wie er selber das strengste Fasten übte und unermüdlich im Beten war, so verlangte er es auch

von seinen Schülern. Täglich betete Marin alle hundertfünfzig Psalmen. Wenn Romuald später zu sagen pflegte: „Besser einen Psalm andächtig und mit Zerknirschung beten als hundert mit zerstreutem Sinn“, so mag er dabei wohl an den täglichen Psalter bei Marin gedacht haben, bei dem es ihm oft so schwer wurde, die Sammlung zu bewahren. Wie sehr übrigens der einstige Heißsporn sich schon in der Gewalt hatte, beweist dieser Zug: da Romuald im Lesen des Lateinischen nicht sonderlich gewandt war, geschah es öfter, daß ihm beim Lesen der Psalmen ein Schnitzer unterlief. Jeden Fehler quittierte Marin mit einem Rutenhieb auf die linke Backe des Sünders. Schweigend ertrug Romuald diese allzu handgreifliche Unterweisung. Schließlich aber wurde es ihm doch zuviel. „Ach, lieber Meister“, sprach er bescheiden, „schlagt mich doch fürder auf die rechte Wange! Auf meinem linken Ohr bin ich schon fast taub.“ Marin staunte über eine solche Geduld und minderte in Zukunft seine übergroße Strenge.

Nachdem sich so Romuald jahrelang in der christlichen Vollkommenheit geübt hatte, hielt er sich für berechtigt und befähigt, dem Rufe Gottes zu folgen und den Ernst des christlichen Sittengesetzes bei Welt- und Ordensleuten wieder in Erinnerung zu bringen. Als Bußprediger zog er durchs Land und scheute weder die mannigfachen Mühen noch den Spott oder Schimpf der Leute. Predigend und betend, schweigend und fastend, bald als Einsiedler, bald als Abt und Vater vieler Mönche lebte so Romuald viele Jahre. Am liebsten suchte er hochgelegene Waldwinkel auf, wo nichts die Stille der Einsamkeit störte als das Rieseln der Quelle und der Sang der Vögel. Seine liebste Einsiedelei war die Zelle, die er sich in Camaldoli auf den schneebedeckten Höhen des Apennin gezimmert hatte. Diese Einsiedelei gab den Namen zu dem Einsiedlerorden, den Romuald ins Leben rief und der zu den strengsten Männerorden des Abendlandes gehört. Die Camaldulenser wohnen in abgesonderten Häuschen in strengstem Stillschweigen und immerwährendem Fasten, mit Gebet und Handarbeit beschäftigt.

Der Markgraf von Toscana, Kaiser Otto III., Kaiser Heinrich II., der Heilige, empfanden große Verehrung für Romuald und holten sich bei ihm Rat und Unterweisung. Unnachsichtig gegen sich selbst, verlangte er von anderen nichts Unbilliges und legte ihnen keine zu schweren Lasten auf. Mutlose, die am religiösen Fortschritt verzagen wollten, munterte er in milder Güte zum Durchhalten auf. Wenn die ersten Versuche eines frommen Lebens mißlingen, meinte er, darf man sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern muß auf Gottes Hilfe hoffen und bis dahin sich damit begnügen, öfter die ernste Meinung zu erwecken, Gott dienen zu wollen. Bei all seiner Weltflucht predigte er keinen Welthaß und keine schwarze Grillenfängerei. „Gott hat den Menschen nicht zu Elend und Qual geschaffen“, sagte er, „sondern zur Freude; aber zu einer Freude, die aus christlicher Weisheit und Tugend quillt.“

Als Romuald sein Ende nahen fühlte, zog er sich in die Klause Val di Castro zurück, um in Schweigen und Gebet den Tod zu erwarten. Still und allein, wie er es immer gewünscht hatte, fand ihn der Tod am 19. Juni 1027. Er war über siebzig Jahre alt geworden. Sein berühmter Schüler, der heilige Kirchenlehrer Petrus Damiani, verfaßte fünfzehn Jahre nach dem Tode Romualds seine Lebensbeschreibung. Im Kloster des hl. Blasius zu Fabriano wird der Leib des hl. Ordensstifters, des Vaters der weißen Mönche, verehrt.

Philipp Jeningen

8. Februar

Neben der häufigen Kommunion und den ignatianischen Exerzitien gibt es wohl kein Mittel der Seelsorge, das so segensreich ist und so köstliche Früchte zeitigt wie die Volksmission. Jeder, der schon einmal in seiner Pfarrgemeinde mit aufgeschlossenem, willigem Herzen an einer Volksmission teilnahm, weiß aus eigenem Erleben von ihrer tiefen Gnadenwirkung. Wie wenige aber kennen den Mann, der mit Aufbietung all seiner Kräfte für die Einführung dieses frommen, wertvollen Brauches im Süden Deutschlands arbeitete und mit Fug und Recht der Vater der Volksmission in Bayern und Württemberg genannt wurde? Es ist der Diener Gottes Philipp Jeningen aus der Gesellschaft Jesu, dessen Seligsprechung gegenwärtig angestrebt wird.

Jeningen ist ein geborener Eichstätter. Als Goldschmiedssohn erblickte er am 5. Januar 1642 das Licht der Welt. Schon auf den Knaben machten die Väter der Gesellschaft Jesu, die wenige Jahre vor Philipps Geburt nach Eichstätt berufen worden waren, tiefen Eindruck. Am liebsten ging der fromme Junge in die Jesuitenkirche zum Gottesdienst, am liebsten hörte er die Predigten und Vorträge der Jesuitenpatres. Als Sechzehnjähriger schon stand sein Entschluß fest: „Ich will Jesuit werden!“ Aber er hatte die Rechnung ohne den Vater gemacht, der von einem so frühen Ordenseintritt nichts wissen wollte. Von der Erlaubnis des gestrengen Herrn Vaters, der damals im Stadtrat saß und der in Bälde Bürgermeister werden sollte, machte aber der Provinzial der Gesellschaft Jesu die Aufnahme abhängig. Doch wenn der Vater vielleicht geglaubt hatte, es handle sich bei Philipp nur um eine rasch vorübergehende Schwärmerei, so mußte er sich bald eines Besseren überzeugen. Fünf Jahre betete und kämpfte Philipp, fünf Jahre bat und bestürmte

er den Vater, bis er endlich die Erlaubnis erhielt und frohlockenden Herzens den schwarzen Talar eines Jesuiten empfing. In Landsberg am Lech verlebte er die glücklichen Jahre des Noviziates. Zwei Tugenden waren es vor allem, um die Philipp mit Aufbietung aller Kraft rang: Demut und Gehorsam. In ihnen sah er die untrüglichen Kennzeichen eines echten Ordensmannes und wahren Jesuiten. Sicherlich kostete den Novizen das Ringen um diese beiden ebenso schönen wie schweren Tugenden manch bitterhartes Opfer. Wir tragen doch alle von unseren Stammeltern her Hochmut und Auflehungsgeist in unserem Blut.

Das Jahr 1672 brachte für Jeningen die Krönung seiner Studien: er empfing in seiner Vaterstadt die hl. Priesterweihe. Apostolischer Eifer brannte im Herzen des Neupriesters. Am liebsten wäre er gleich seinem Ordensheiligen Franz Xaver über die Meere gefahren, um den Heiden die Königsbotschaft Christi zu bringen. Welch ein Glück und welche Befriedigung müßte es sein, als Missionar auf dem Ackerfeld Gottes arbeiten zu dürfen! Aber der Novize hatte sich nicht umsonst jahrelang um Demut und Gehorsam bemüht. Wie eine Versuchung zu Stolz und Eigenwille erschien ihm dieser heiße Drang nach apostolischer Tätigkeit. Wäre es nicht vollkommener und einem Ordensmann angemessener, die Obern um Verwendung an einem unscheinbaren Posten zu bitten, an dem nicht viel Lorbeeren und keine Märtyrerkrone zu holen wären? Und so brachte er das heldenhafte Opfer: während sein Herz nach Missionstätigkeit schrie, bat er in Demut die Obern, ihm den Unterricht an den unteren Klassen des Gymnasiums in Dillingen zu übertragen. Sei es, daß sie seinen Ordensgeist noch mehr erproben wollten, sei es, daß sie über die große seelsorgliche Veranlagung Jeningens noch nicht im Klaren waren, die Obern erfüllten seine demütige selbstlose Bitte. Sieben Jahre lang hielt P. Jeningen auf diesem unscheinbaren Posten aus und setzte mit der Selbstverleugnung eines Heiligen seine ganze Kraft ein, um den Studentlein ein guter Lehrer und Erzieher zu werden.

Nach dieser Vorschule treuer Pflichterfüllung und demütiger Selbstverleugnung wurde er in den Weinberg gestellt, in dem er eine so reiche Ernte halten sollte: aus dem Dillinger Jugenderzieher wurde der Ellwanger Seelsorger. Das württembergische Städtchen Ellwangen war damals die Residenz des gleichnamigen geistlichen Fürstentums. Bis zu seinem Tode, 24 Jahre lang, wurde nun dieses freundliche Städtchen Jeningens Heimat. Die Ellwanger waren von dem neuen Pater begeistert. Es war ihm aber auch keine Arbeit zu viel und kein Opfer zu groß, wenn es galt, eine Seele zu retten. Er war ja so tief von dem unendlichen Wert der Seele durchdrungen. „Eine Seele ist mehr wert als die ganze Welt“, pflegte er zu sagen. Darum galt sein unermüdlicher Kampf der Feindin der Seele: der Sünde. „Wenn ich eine einzige Sünde verhindert habe, dann habe ich mehr getan, als wenn ich Ellwangen aus einer Feuersbrunst gerettet hätte... Kann man die Sünde genug

sam beweinen, über die Christus selbst so sehr geweint hat?" Um Jeningens Beichtstuhl drängten sich die Sünder. Mit der gütigen Klugheit und dem scharfen Blick eines Heiligen verstand P. Jeningen die Seelen zu leiten.

Nichts Finsteres und Abstoßendes war in Jeningens Wesen. Es lag solch warme, leutselige Güte über ihm, daß Kinder und Erwachsene in gleicher Weise sich zu ihm hingezogen fühlten. Seine bevorzugten Lieblinge waren die Armen und Kranken, für die ihm kein Schritt zu viel und kein Opfer zu groß war. Die Ellwanger schrieben es dem wunderkräftigen Gebet des Heiligen zu, daß von all den vielen Kranken, die er in den 24 Jahren seiner Seelsorge betreute und zum Sterben vorbereitete, nicht ein einziger in die Ewigkeit hinüberging, ohne zuvor bei vollem Bewußtsein die hl. Sterbesakramente empfangen zu haben.

Auf dem Schönenberg bei Ellwangen stand eine Wallfahrtskapelle, in der eine Nachbildung der Muttergottes von Altötting verehrt wurde. P. Jeningen, dem die Betreuung dieses Wallfahrtskirchleins anvertraut war, rückte bald mit einem kühnen Plan heraus: statt der bescheidenen Kapelle sollte sich auf der Höhe eine mächtige Kirche erheben, zu der dann die Wallfahrer aus weitem Land gezogen kämen. Mochte das Werk noch so aussichtslos scheinen, vertrauend auf Gottes Segen griff er es an. Er ruhte nicht, bis es ihm gelang, den Fürstpropst Freiherrn von Adelman für seinen Plan zu gewinnen. Der Bau wurde begonnen und zu einem glücklichen Ende geführt. An Stelle der einstigen Kapelle grüßte nun ein stattliches, prächtiges Gotteshaus von der Höhe des Schönenbergs ins Tal hinab, ein Marienmünster, das bald zum Mittelpunkt des katholischen Lebens für die ganze Umgebung wurde. Von weit her kamen die Wallfahrer betend und singend zur Mutter vom Schönenberg gezogen. Welch eine Freude für Jeningens Priestereifer! Aber auch welch eine Arbeit! An Tagen großen Andrangs, besonders an Muttergottesfesten, kam er kaum aus dem Beichtstuhl. Ungezählte verirrte Seelen fanden auf dem Schönenberg durch P. Jeningen wieder den verlorenen Frieden und kamen zur Aussöhnung mit Gott.

Aber der Heilige wartete nicht, bis die Leute zu ihm kamen. Er ging zu ihnen, um ihnen die Wahrheiten des katholischen Glaubens zu verkünden und die Gnade der hl. Sakramente zu spenden. Von Ellwangen wanderte er landauf landab und hielt Volksmissionen. Wir wissen allein aus den beiden ersten Jahren dieser Tätigkeit 90 Pfarrgemeinden, in denen der Heilige Mission hielt. Wieviel Hunderte von Pfarreien mögen es sein, die er in allen 24 Jahren seiner Ellwanger Zeit durchmissionierte! Wieviel religiöse Befruchtung und Aneiferung, wieviel Segen und Gnade verdanken das Schwaben-, Franken- und Bayernland unserm Heiligen!

Wenn es galt, Missionen zu halten, scheute P. Jeningen vor keinem Opfer zurück. Zu Fuß wanderte er von einem Ort zum andern, und nicht selten geschah

es, daß er erschöpft am Straßenrand niederbrach. Trotz dieser Anstrengung ermüder Wanderungen und trotz der Mühen, die das Predigt- und Beichtamt mit sich brachten, übte der Heilige auch noch harte Abtötung. Er hielt strenges Fasten, trug beständig einen quälenden Bußgürtel und gebrauchte die schmerzende Geißel, um Gottes Barmherzigkeit für die Sünder zu erleben. Ob nicht gerade in diesen Sühneopfern und Entsayungen neben Gebet und Predigt das Geheimnis seiner außerordentlichen Erfolge lag?

Wie hätte es anders sein können, als daß der Feind des Guten dem Heiligen diese Erfolge zu entreißen suchte? Er setzte dem Gottesmann mit üblen Versuchungen und Plagen zu, er bewarf seinen guten Namen mit Schmutz, bekrittelt und verdächtigte seine Tätigkeit, trieb böswillige Menschen wiederholt zu rohen Mißhandlungen des Heiligen. Aber P. Jeningen konnte durch all diese Teufelsränke nicht von seiner Bahn verdrängt werden. In unerschrockenem Heldenmut ging er seinen Weg und trotzte allen Gefahren und Anfeindungen. Große Bgnadigungen, wie die Gabe der Beschauung, der Vision und Weissagung waren der Lohn für seine unbesiegbare Treue.

Die 30 Jahre, die er nach einer Offenbarung der Mutter Gottes am Heil der Seelen arbeiten sollte, gingen ihrem Ende zu. In achttägigen Exerzitien bereitete sich der „Apostel des Rieses“ auf den Tod vor, der am 8. Februar 1704 eintrat.

Anna Katharina Emmerick

9. Februar

Es mag wenige Frauen geben, auf deren Schultern ein ähnlich schweres, hartes Kreuzholz drückte wie auf dieser dornengekrönten Gottesbraut der westfälischen Erde. Ihr ganzes Leben war überschattet vom Kreuz. Es war dies freilich ein Schatten, der ihr Leben nicht umdüsterte, sondern durch die Ergebung, mit der sie ihn hinnahm, zu einem erquickenden Segen wurde. „Herr, gib mir nur Geduld, dann schlag tüchtig zu!“ Dieses Lieblingswort ihrer Mutter geleitete auch Anna Katharina durchs Leben. Sie wollte nichts anderes, als was Gott mit ihr wollte. Sie war, wie einmal Klemens Brentano sagt, „Gott auf Leben und Tod hingegeben“. In ständiger Gottverbundenheit verbrachte sie ihr Leben. Den Wandel in der Gegenwart Gottes hat sie wie kaum ein anderer Mensch geübt. Darin hatte sie in ihrem Vater, einem armen Kleinbauern aus Flamske bei Coesfeld, das

schönste Beispiel. Anna Katharina erzählt: „Nahm mein Vater mich frühmorgens mit aufs Feld und ging dann die Sonne auf, dann nahm er seinen Hut ab, betete und sprach von Gott, der seine Sonne so schön über uns aufgehen lasse . . . Wenn wir so vor Tags hinaus aufs Feld gingen, sagte der Vater wohl auch zuweilen zu uns Kindern: „Seht, jetzt ist noch kein Mensch durch den Tau gegangen. Wir sind die ersten, und wenn ihr nun recht fromm betet, so segnen wir Land und Feld. Es ist so schön, wenn man durch den ersten, noch unberührten Tau gehen kann. Da ist noch der frische Segen, da ist noch keine Sünde getan im Feld draußen, ist noch kein böses Wort geredet.“ Wenn der Vater das Feld pflügte und Annthrinken (Anna Katharina) ihm dabei die Pferde führen mußte, konnte er sagen: „Wie schön ist das! Sieh, da können wir gerade nach der Coesfelder Kirche zum hl. Sakrament hinsehen und unsern Herrn und Gott anbeten. Da sieht er uns auch wieder und segnet alle unsere Arbeit.“ Wenn es zur Messe läutete, feierte er während der Arbeit das ganze hl. Meßopfer mit, indem er mit dem Mädchen über die einzelnen Teile des hl. Opfers sprach, betete und wohl auch dazu den Vers eines Kirchenliedes sang. Bei solchen Eltern – die Mutter, die dem Kinde den ersten Religionsunterricht gab, stand dem Vater an echter Frömmigkeit nicht nach – kann es nicht wundernehmen, daß das Samenkorn lebendiger Gottesliebe im Herzen des Kindes immer reicher sich entfaltete. Äußerlich unterschied sich Annthrinken in nichts von den anderen Dorfkindern, nur daß sie mit besonderer Vorliebe die biblischen Geschichten überdachte und sich so in sie hineinlebte, daß der Vater bei ihren Erzählungen kopfschüttelnd fragte: „Kind, wuher hast du dat?“

Als die Jahre kamen, da die Eltern an ihre Verheiratung dachten, sah man Anna Katharina gleich den anderen Dorfmadchen auf den Tanzböden und in den Spinnstuben. Innerlich freilich war es ihr ganz anders zumute. Nur im Gehorsam gegen die drängenden Eltern nahm sie an solchen Vergnügungen teil. In ihrem Herzen lebte schon seit früher Jugend der von Jahr zu Jahr stärker werdende Wunsch: „Ich will eine Klosterfrau werden!“ Die Eltern waren gegen ihr Vorhaben und wünschten, Anna Katharina sollte als Näherin sich durchs Leben schlagen. Die klösterlichen Kongregationen, an die er sich wandte, wiesen sie ab, da sie nicht die erforderliche Aussteuer mitbringen konnte. Nach jahrelangen Opfern erst fand die Achtundzwanzigjährige bei den Augustinerinnen vom Kloster Agnetenberg bei Dülmen Aufnahme.

Neun Jahre verbrachte Anna Katharina in Agnetenberg. Nach ihrem eigenen Geständnis war sie nie in ihrem Innern so glücklich wie während dieser Klosterjahre. Ihre arme Zelle wurde ihr zum Himmel, wo sie Jahre seligster Gotttrunkenheit verlebte. Das Verlangen nach der hl. Kommunion war so unwiderstehlich, daß sie oft nachts ihre Zelle verließ und der Priester sie am frühen Morgen kälteerstarrt vor der Kirchenmauer fand. Aber trotz dieses inneren Glücklichseins waren

diese neun Jahre des Klosterlebens nichts anderes als ein immerwährendes Am-Kreuz-hangen. Mühen, Entsagungen und Peinen, die man sich selbst zur Ehre Gottes auflegt, sind leicht zu tragen. Aber ungerechte Beschuldigungen, Schmähung und unverdiente Strafe ohne Murren und in steter Liebe hinnehmen, das ist ein Kreuz, das dem Kreuze Christi gar sehr ähnlich ist. Wie böse wurde Anna Katharina von ihren Ordensgenossinnen verkannt! Wie schnöde wurde sie von Unverstand verdächtigt! Wie herzlos von Eifersucht gekränkt! Spitze Bemerkungen und Nadelstiche über die ohne Aussteuer aufgenommene Schwester waren ihr tägliches Brot. Versteckte Bosheiten arteten schließlich in offene Feindschaft aus, als eines Tages das ängstlich gehütete Geheimnis ihres Lebens entdeckt wurde. Ein paar Jahre schon vor ihrem Klostereintritt hatte nämlich Christus in einer Vision ihr Blumenkranz und Dornenkrone angeboten, und als sie nach den Dornen griff, ihr diese aufs Haupt gedrückt, daß die Blutstropfen hervorquollen und unerträgliche Kopfschmerzen sie quälten. Das Bluten am Kopf wiederholte sich immer wieder, Augen und Schläfen waren oft stark geschwollen, die Kopfschmerzen bereiteten ihr häufig heftigste Pein. Die Visionen kamen immer häufiger; das Miterleben der Passion des Herrn erfüllte sie oft mit solchem Mitleid und Schmerz, daß sie aufstöhnte in Qual. Nun aber waren die Mitschwester hinter ihr Geheimnis gekommen. Unverstand und Eifersucht ließen sie die hohe Begnadigung und sittliche Größe ihrer leidenden Mitschwester nicht erkennen. So dürfte es Anna Katharina kaum allzu schwer getroffen haben, als 1811 durch den Reichsdeputationshauptschluß das Kloster Agnetenberg aufgehoben und die Ordensfrauen ausgewiesen wurden. In Dülmen fand die arme, kränkliche Nonne in einem schlechten Kämmerchen Unterschlupf. Bald trat ein Ereignis ein, das den Namen Anna Katharina Emmerick durch ganz Deutschland und die katholische Welt trug: im Winter 1812 auf 1813 wurde Anna Katharina mit den Wundmalen begnadigt. Zugleich begann ihre Unfähigkeit, Nahrung aufzunehmen. Jede Speise reizte sie zu schmerzhaftem Erbrechen. Es waren die gleichen Erscheinungen, durch die in unserer Zeit der Name Therese Neumann aus Konnerstreu in alle Welt getragen wurde.

Nun begann die eigentliche Leidenszeit der begnadeten Klosterfrau. Ihre Kammer wurde zum offenen Marktplatz. Müßige Neugier bahnte sich rücksichtslos den Weg zur frommen Dulderin, törichter Klatsch lief durchs Land, allerlei Schikanen, ärztliche Untersuchungen, verletzende Rücksichtslosigkeiten machten aus der Seherin die reinste Untersuchungsgefangene, die es zu „entlarven“ galt. Ein wahres Heldentum kostete es Anna Katharina, dies alles zu ertragen.

Doch nicht nur Neugier und Zweifelsucht drangen in die Leidensstube der dornengekrönten Gottesbraut. Auch liebe, verstehende Menschen standen oft in Ehrfurcht vor ihrem Bett. Die Bischöfe Sailer und Diepenbrock, Graf Stolberg,

Overberg, Luise Hensel und viele andere schauten in heiliger Ergriffenheit die Wunder göttlicher Begnadigung. Der haltlose, von Sünde und Leidenschaft zerzauste Dichter Klemens Brentano fand am Bett der gottseligen Dulderin zum Kinderglauben und Seelenfrieden zurück.

Am 9. Februar 1824 kam Christus, um seine Sühnebraut von ihrem Kreuz zu lösen. „O Herr, hilf, o Herr, o Herr, komm!“ Mit diesem Sehnsuchtsruf hauchte die viel Geprüfte und viel Begnadigte ihre Seele aus. Das katholische Volk hat seither in starkem Vertrauen die Leidensbraut von Dülmen als mächtige Fürbitterin am Throne Gottes geehrt. Unzählige schon knieten an ihrem Grab oder riefen sie in Not und Kummer an, damit durch sie Hilfe vom himmlischen Vater komme. Und viele schon haben ihre mächtige Fürbitte durch auffällige Gebetserhörungen erfahren. Daß Anna Katharina Emmerick, deren Seligsprechungsprozeß seit 1899 eingeleitet ist, bald den Seligen unserer Kirche beigezählt wird, sei unser Gebet.

Scholastika

10. Februar

Montalembert hat in sein großes Werk „Die Mönche des Abendlandes“ auch einige Briefe aufgenommen, die angelsächsische Nonnen im 7. und 8. Jahrhundert an ihre Brüder im Gefolge des hl. Bonifatius schrieben. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit vernimmt man diese klagenden Herzenstöne, diese rührenden Ausbrüche schwesterlichen Zartsinns und fraulichen Empfindens. Da schreibt eine der Nonnen: „An meinen einzigen und vielgeliebten Bruder! Wie kannst du, lieber Bruder, mich auf deine Ankunft so lange warten lassen? Warum denkst du nicht daran, daß ich allein bin auf der Welt, daß kein anderer Bruder, kein anderer Verwandter mich zu besuchen kommt? O mein Bruder, mein lieber Bruder, wie kannst du durch deine Abwesenheit meine Tage und Nächte mit Trauer und Betrübniß erfüllen? Weißt du denn nicht, daß kein lebendes Wesen mir teurer ist als du? Ich bitte dich, komm zu mir, auf daß ich dich noch einmal sehe, bevor ich sterbe . . .“

Eine Geschwisterliebe, so stark und heilig, wie sie aus diesem Briefe spricht, verband auch St. Scholastika mit ihrem Bruder, dem hl. Benedikt. Von den Tagen glücklicher Kindheit im Elternhause zu Nursia bis zum letzten Atemzug begleitete Scholastika ihres Bruders Kämpfen und Wirken mit ihrer schwesterlichen Liebe.

Wie verstand sie Benedikts Schmerz über die sittlichen Entartungen seiner Zeit! Wie nahm sie Anteil an seinen Plänen, zu sühnen, zu bessern, zu heilen! Sie war es, die in jugendlicher Begeisterung mit ihm ums Ideal rang, die sein heller Stern war im Dunkel der Verderbnis, das ihn während der Studienzeit in Rom umhüllte. Sie war wohl auch die erste und einzige, die er in sein Vorhaben einweihte, aus der Welt zu fliehen und Mönch zu werden. Als dann Benedikt ernst gemacht und das Elternhaus verlassen hatte, litt es auch sie nicht mehr daheim. Was sollte sie mit dem reichen Erbe, das Benedikt ihr hinterlassen hatte? Die Eitelkeiten der Welt hatten keinen Reiz für sie; für die Schmeicheleien der Werber war sie taub. Das Beispiel ihres Bruders lockte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Monte Cassino, wo Benedikt das Stammkloster seines Ordens gegründet hatte und von wo bereits eine segensvolle Erneuerungsbewegung ausging, zog sie wie ein starker Magnet an. Warum sollte nicht auch sie ein Leben ähnlich dem des Bruders führen können? In der Nähe des Berges wollte sie ihr Leben verbringen, klösterlich abgeschieden von der Welt. Benedikt billigte mit Freuden den Wunsch seiner frommen Schwester. Er richtete ihr am Fuß des Berges ein armseliges Klösterlein ein, das nun das Mutterhaus und die Wiege des weiblichen Zweiges des Benediktinerordens wurde. Die hl. Äbtissin war den Schwestern, die sich bald einstellten, gütige Mutter und herrliches Vorbild. Wie sie es schon in Nursia immer getan hatte, nahm sie auch jetzt sich mit besonderer Liebe der Armen und Kranken in der Umgebung an. Wo es ihr versagt war, mit einer barmherzigen Gabe die Not zu lindern, da beglückte sie wenigstens mit einem freundlichen Wort und aufmunternden Zuruf. Unermüdlich war sie im Sühne- und Bittgebet für die, die falsche Wege gingen und das Gebet nicht mehr kannten.

Ein Festtag war es jedesmal für Scholastika, wenn sie mit Benedikt zusammentraf. Freilich waren diese Festtage gar spärlich. Einmal nur in jedem Jahr trafen sich die Geschwister an einem vereinbarten Tag auf einem Klosterpachthof und verbrachten den Tag in geistlichem Gespräch. Allzu schnell flogen jedesmal diese gottgesegneten Stunden dahin.

Einmal legte sich die Stunde des Abschieds schwerer als je zuvor auf Scholastikas Seele. Es war ihr, als sollte sie ihren Bruder nicht mehr in diesem Leben wiedersehen. Immer wieder hing Scholastikas Blick mit verhaltenem Schmerz am Antlitz des geliebten Bruders. Schließlich konnte sie sich nicht mehr zurückhalten; sie bestürmte Benedikt mit der herzlichen Bitte: „Geh nicht von mir, wenn jetzt die Nacht kommt! Laß uns bis zur Morgensonne von den himmlischen Freuden plaudern!“ Befremdet über eine solch ungewohnte Bitte wehrte der Heilige ab: „Aber Schwester, wie kannst du nur solches verlangen? Denk doch an unsere Ordensregel! Es ist ganz und gar unmöglich, eine Nacht außerhalb des Klosters zuzubringen.“ Ach ja, Scholastika kennt sie nur zu gut, jene Bestimmung der

Regel, die den Ordensleuten ein nächtliches Verweilen außerhalb des Klosters untersagt. Aber sollte denn keine Ausnahme möglich sein? Sie birgt das Antlitz in die Hände und senkt das Haupt auf den Tisch. In vertrauensvollem Gebet wendet sie sich in rührender Kindlichkeit an den Vater im Himmel, was er wohl zu ihrem Herzenswunsch sagen wird. Und sieh! Der Himmel entschied anders als Benedikt, der gestrenge Ordensabt. Noch während Scholastika betete, ward ihr Erhörung. Schwere Wetterwolken standen mit einemmal unheildrohend am Firmament. Ein orkanartiger Sturm brach los und wolkenbruchartiger Regen rauschte nieder. Alle Schleusen des Himmels schienen geöffnet zu sein. Es war unmöglich, bei solchem Unwetter einen Fuß vor die Schwelle zu setzen. Wohl oder übel mußte St. Benedikt seinen Stab wieder in die Ecke stellen und bleiben. Unwille blitzte aus seinen Augen und zürnend rief er: „Schwester, was hast du getan? Gott soll's dir verzeihen!“ Doch Scholastika hatte kein bißchen Bangen vor diesen Zornesblitzen. Die Tränen, die vorher bei dem Gedanken an das zu rasche Auseinandergehen, sich aus ihren Augen gestohlen hatten, waren schon längst weggewischt und von der Sonne glücklicher Herzensfreude getrocknet. Lächelnd sprach Scholastika zum erzürnten Bruder: „Siehst du, lieber Bruder, zuerst habe ich dich gebeten, du aber hast nicht gewollt. Dann habe ich Gott angerufen, und sofort hat er mich erhört.“ Was wollte St. Benedikt tun? Er beugte sich vor der höheren Macht, die eingegriffen hatte, und blieb. So kam es, daß sich Scholastika noch eine ganze Nacht des Zusammenseins mit ihrem Bruder erfreuen und mit ihm an Gesprächen über das geistliche Leben sich erquicken durfte.

Gregor der Große, der diesen Vorfall erzählt, bemerkt dazu: „Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß Gott die Sache in dieser Weise entschied, und daß die Schwester eine größere Gewalt über das göttliche Herz hatte als ihr heiliger Bruder. Sagt doch schon Johannes: Gott ist die Liebe; und daher ist es nur billig, daß diejenige bei Gott mehr vermochte, die mehr geliebt hat.“ St. Benedikt hatte über der schroffen Regeltreue und dem starren Buchstaben des Gesetzes die Liebe vergessen. Nun zeigte ihm Gott durch das wunderbare Eingreifen, daß der tote Buchstabe zurückstehen müsse vor der lebendigen Tat der Liebe. Gesetzestreue ist gut und notwendig, aber sie darf nicht zum starren Buchstabendienst werden. Königin unseres Lebens muß die Liebe sein.

Was sich die hl. Scholastika zuerst von ihrem Bruder und dann von Gott erbeten hatte, sollte eine ihrer letzten Erdenfreuden sein. Schon nach drei Tagen erfüllten sich ihre Todesahnungen. Benedikt soll von seiner Zelle aus die Seele seiner Schwester in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel haben empor-schweben sehen. Sogleich sandte er einige Klosterbrüder aus, um den Leichnam der Entschlafenen nach Monte Cassino zu holen. Dort bestattete er sie in der Felsengruft, die er für sich selbst hatte aushauen lassen.

Apostolischer Eifer zur Rettung der Sünder ist das besondere Kennzeichen ausgewählter Seelen. Je vorbehaltloser sich eine Seele Jesus ausliefert, desto mehr fühlt sie sich angetrieben, den Kelch mit ihm zu trinken; desto mehr lechzt sie nach Leiden, um durch Sühneopfer ihm bei der Rettung der Sünder behilflich zu sein. Eine solche Opferseele war in ganz besonderem Maße die im Rufe außerordentlicher Begnadigung verstorbene Franziskaner Nonne M. Fidelis Weiß.

Eleonore — auf diesen Namen ließen die Eltern das am 12. Januar 1882 geborene Mädchen taufen — ist ein Kind des bayerischen Allgäus. Kempten ist ihre Heimatstadt. In einer ärmlichen Schneiderwerkstätte verlebte Lorch die ersten Kinderjahre, bis das Jahr 1890 dem Mädchen das erste große Leid zufügte: Meister Weiß erlag einem Lungenleiden und ließ Frau und Kinder in bitterer Armut zurück. So lernte Eleonore schon früh Hunger und Not kennen, aber sie lernte auch am Beispiel ihrer starkmütigen Mutter Gottes Willen und Gottes Liebe in allen Prüfungen erkennen und achten. Wie oft hörten die Kinder ihre Mutter bei auftauchenden Schwierigkeiten leise beten: „Mein Jesus, mach's du wieder recht!“ Wie oft erhielten sie von der Mutter die Mahnung: „Kinder, man muß alles annehmen, was der liebe Gott schickt!“ So hatte Eleonore an ihrer Mutter die beste Lehrerin in der schweren Kunst gottergebenen, opferfrohen Leidens, in der sie es später zu so großer Meisterschaft bringen sollte. Auch die Zähigkeit und Willensstärke, mit der sie später in so eiserner Ausdauer jahrelang Abtötungen und Opfer brachte, erhielten in der Schule der Mutter die erste Ausbildung. Die Frau, die so tapfer mit der täglichen Not rang, verlangte auch von ihren Kindern eifrige Arbeit und duldete kein Murren. Wenn ein Kind klagend zu ihr kam: „Mutter, das kann ich nicht“, so pflegte sie zu entgegnen: „Ein ‚Ich kann es nicht‘ gibt es nicht. Man kann alles, was man nur will. Man muß nur einen guten Willen haben.“ Daß Frau Weiß ihre Kinder zum fleißigen Kirchengehen und eifrigen Beten anhielt, versteht sich bei einer solch frommen Frau und christlichen Mutter von selbst.

Aus der Schule entlassen, galt es für Eleonore ihr Brot selbst zu verdienen und der Mutter nach besten Kräften zu helfen. Sie wurde Verkäuferin. Die Kunden liebten das bescheidene Mädchen hinterm Ladentisch, das mit frohem Herzen den verdienten Lohn zur Mutter heimtrug. Aber eine innere Stimme sagte Eleonore, daß sie nicht zur Verkäuferin berufen sei. Sie fühlte sich schon von frühen Mädchenjahren an zum Ordensstand hingezogen. Es gelang ihr, den anfänglichen Widerstand der Mutter und alle Bedenken wegen ihrer schwachen Gesundheit zu überwinden und die Erlaubnis zum Eintritt ins Kloster zu erhalten. Am 16. Oktober

1902 wurde ihr Herzenswunsch erfüllt: sie wurde im Franziskanerinnenkloster Reutberg in Oberbayern eingekleidet und erhielt den Namen Fidelis, die Getreue. Mit dem Feuereifer einer begeisterten Novizin machte sich M. Fidelis ans schwere Werk der Selbsteheiligung. Nicht als Anfängerin des geistlichen Lebens war sie ins Kloster gekommen. Sie war durch das jahrelange „Noviziat“ göttlicher Einsprechungen und tiefster Versenkung in die ewigen Wahrheiten eine im Tugendleben schon Gereifte. Das hinderte sie freilich nicht, sich als die letzte und mindeste aller Schwestern zu fühlen, als ein „Lumpelemensch“, dem es nichts ausmachte, den schlechtesten Habit zu tragen und die niedrigsten Arbeiten zu verrichten. Sie hatte eine förmliche Leidenschaft nach Verdemütigung und Selbstentäußerung. Sie nahm ungezählte freiwillige Opfer der Abtötung auf sich. Sie verzichtete bei grimmiger Kälte auf den Mantel, ertrug wochenlang heftige Durstqualen, ohne sie zu stillen, suchte bei Tisch vor allem Speisen aus, die ihr nicht schmeckten, legte kleine Steinchen in die Schuhe, kniete im Chor auf die äußerste Kante des Schemels, verbrannte die Briefe ihrer Angehörigen, nach denen sie anfangs so quälend Heimweh hatte, ohne sie zu lesen. M. Fidelis konnte es wagen, solche, den Weltmenschen übertrieben dünkende Bußwerke auf sich zu nehmen. Das Gefühl dauernder Gottnähe, die beständige Liebesvereinigung mit Gott, deren sie begnadigt war, machte ihr das Härteste leicht und nahm dem bittersten Opfer den schmerzenden Stachel.

Es wäre aber ein großer Irrtum, wollten wir glauben, die begnadete Schwester hätte in beständiger Seligkeit geschwelgt. Auserwählte Seelen müssen viel leiden. In den Jahren 1908 bis 1911 und dann während des ganzen Weltkrieges mußte M. Fidelis durch eine sternlose Nacht seelischer Vereinsamung und Verlassenheit gehen. Zu diesen inneren Leiden kamen äußere Prüfungen: die Schwester, die so ganz aus dem alltäglichen Rahmen fiel, wurde längere Zeit vom Seelenführer nicht mehr verstanden, sie wurde von den Vorgesetzten verkannt, von den Mitschwestern nichts weniger als verhätschelt und mit Liebe überschüttet. Aber diese Heimsuchungen konnten die körperlich so schwache Schwester keineswegs niederdrücken. Sie hatte ja um Leiden gebetet! Es war ja nur ihr eigener Wunsch in Erfüllung gegangen! Sollte sie nun zurückschrecken, da der Herr ihr Sühneopfer angenommen und sie zur Kreuzesbraut erwählt hatte? Furchtbare Kämpfe mußte M. Fidelis bestehen, um ein würdiges Sühneopfer für die Sünden der Welt zu werden. Es kam ihr vor, als wäre sie mit den Sünden aller Welt beladen. Bald war es ihr, als wäre sie ein Sterbender, der auf jahrzehntelangen Irrwegen den Glauben verloren hatte und nun vom bösen Feind zur Verzweiflung getrieben wurde. Dann wieder sah sie sich als Irrgläubige oder Ungläubige, überschäumend von Haß und Lästerung gegen Christus und seine Kirche. Oft steigerte sich dieses verzweifelte Ringen um die Seele eines Sterbenden oder Abgefallenen mit

dem Satan zu einer schier nicht mehr erträglichen seelischen Folter. Dann floh sie wochenlang vor sich selbst, verhetzt, zerrissen im Tiefsten, um am Schluß dieser harten Zeiten immer wieder die beglückende Erkenntnis zu erlangen, Seelen gerettet zu haben. Als am Ende des ersten Weltkrieges nach Ausbruch der sozialistischen Revolution die Freiheit der Kirche und der Bestand der christlichen Schulen in höchster Gefahr schwebten, war es Schwester M. Fidelis, die in stiller Klosterzelle rang und litt und betete, um durch schwere Gelübde und harte Bußwerke dieses Unglück vom deutschen Vaterlande abzuwenden.

Was gab der schwachen Frau die Heldenstärke, alle diese entsetzlichen Sühneleiden zu ertragen? Es war die innigste, ununterbrochene Liebesvereinigung mit Christus, aus der ihr diese wunderbare Kraft zufloß. „Wenn ich ganz arm bin“, sagte sie, „dann ist Jesus mein Reichtum, wenn ich gar nichts habe und das Herz ganz leer ist, dann ist Jesus meine Fülle; wenn ich nichts, gar nichts bin, dann ist er dafür alles. Und das ist mir genug.“ In diesen Worten liegt das Geheimnis ihres bedingungslosen Hinopfens, das bis zur mystischen Vermählung führte. Seit dem Karfreitag 1919 erlebte M. Fidelis jeden Donnerstag und Freitag die Leiden Jesu Christi in ihrer schmerzvollen Einzelheit. „Im Donnerstag- und Freitagleiden sind mir die Tiefen des Herzens meines Jesus erschlossen, und ich schaue darin die Fülle der Gottheit, die in ihm thronet. Ich schaue Leid und Schmerz, unermessliche Liebe zu den Seelen...“

Aus diesem geheimnisvollen Einssein mit Christus erblühte ein schmerzvolles Heimweh nach dem Himmel, nach der beglückenden Vereinigung im Jenseits. „Heim möcht' ich“, das waren denn auch die letzten Worte, die diese Sühnebraut Christi sprach, als eine Kehlkopftuberkulose sie am 11. Februar 1923 dahinraffte. Die Schwestern, die von Jahr zu Jahr die außerordentliche Begnadigung ihrer Mitschwester deutlicher erkannten, schmückten ihr Grab mit der Inschrift: „Soror M. Fidelis, ein Kind der Gnade, eins mit Jesus in Liebe und Leiden, ein Vorbild aller Tugenden.“

Adolf von Osnabrück

12. Februar
(Gedenktag am 11. Februar)

Wie vielen ist schon das gute Beispiel, das sie von anderen empfangen, zur Himmelsleiter geworden, an der sie zum Berg Gottes aufstiegen! Nachhaltiger als die besten Worte und schönsten Bücher schreibt das gute Beispiel, die gelebte Tugend, ihre tiefen Runen in die Menschenseele. Das gute Beispiel war es, das einst auch im Leben des heiligen Adolf die große Wende herbeiführte und den starken Anstoß zu einem Leben der Vollkommenheit gab.

Adolf, der älteste Sohn des westfälischen Grafen Simon von Tecklenburg, oblag seinen Studien im berühmten Kloster Camp am Niederrhein. Das vorzügliche Beispiel, das die Mönche gaben, machten auf den jungen Grafen tiefsten Eindruck. Am liebsten hätte er gleich den Mönchen das weiße Ordenskleid angezogen und in heiligem Wetteifer mit ihnen gebetet und gearbeitet. Der Wille des Vaters stand diesem Wunsch entgegen. Aber wenn auch die Klosterpforte ihm verschlossen bleiben sollte, so wollte er in der Welt ein Leben führen, das dem der frommen Mönche möglichst nahe kam. Er studierte Gotteswissenschaft und empfing mit ergriffener Seele die Weihe zum Priester. So sehr ihn die Sehnsucht seines Herzens zu einem Leben demütiger Verborgenheit zog, er mußte das Opfer dieses stillen Wunsches bringen. Ein anderer Weg war ihm vom Himmel vorgezeichnet. Das Licht durfte nicht unter dem Scheffel bleiben, das Talent nicht ungebraucht in der Erde ruhen. Schon bald nach der Priesterweihe erhielt Adolf eine Domherrnstelle an der Kölner Metropolitankirche. Wenige Jahre später erging an ihn der Ruf, den Bischofsthul von Osnabrück zu besteigen.

Doch wenn er nun auch statt des schlichten Mönchhabits den violetten Talar des Bischofs trug und sein Haupt statt der Kapuze die Mitra zierte, so blieb er doch der demutsvolle Priester, der nicht als Herr und Regent der Seinen, sondern als ihr Freund und Vater sich fühlte. Die mannigfachen kirchenrechtlichen Neuerungen, die Bischof Adolf während seiner Amtstätigkeit traf, traten zurück gegen die unermüdliche caritative Tätigkeit, die er entfaltete. Sein Haus stand jedem offen, der mit einer Bitte kam. Ungerecht Behandelte wußten in ihm ihren besten Anwalt, Bedrängte fanden in ihm einen allzeit bereiten Helfer, Kranken war er ein gütiger Tröster, Armen ein liebevoller Vater. Der Bischof dünkte sich nicht zu hoch, selber in die armseligen Hütten der Not und des Leids zu gehen, um dort nach dem Rechten zu sehen und Hilfe zu bringen. Die Legende weiß zu erzählen, daß Bischof Adolf jedesmal, wenn er nach Fürstenuau kam, in die Kammer eines Aussatzkranken trat und den Unglücklichen in seinem schweren Los tröstete und ermunterte. Der Begleitung des Bischofs waren diese Besuche nichts weniger als angenehm. Sie fürchteten eine Ansteckung der entsetzlichen Krankheit und hatten

es zudem satt, immer zu warten, bis der Bischof seine Besuche beendet hatte. Um der leidigen Sache ein Ende zu machen, ließen sie ohne Wissen ihres Herrn den kranken Menschen beiseite schaffen. Ein schadenfrohes, boshaftes Lachen stieg in ihnen auf, als am nächsten Tag der ahnungslose Bischof seinen gewohnten Gang zur Hütte machte. Eine Erklärung über das Verschwinden des Kranken hatten sie sich bereits zurechtgelegt. Doch wie seltsam! Der Heilige kam nicht so gleich nach seinem Eintreten enttäuscht wieder aus der Hütte. Minute um Minute verrann. Was tat der Bischof in der leeren Kammer? Neugierig gingen die Diener hinzu und spähten hinein — Welch eine Überraschung! Der Kranke lag auf seinem Strohbett und lauschte dankbar den Trostworten des Bischofs wie alle Tage. Durch ein Wunder, so will es die Legende, war der Kranke wieder in seine Hütte zurückgekommen. Gott gab dem Schwergeprüften die Gnade, in den Armen des heiligen Bischofs zu verschwinden. Tief beschämt und erschüttert von dem heiligmäßigen Tod des Kranken, gestanden die Diener reumütig ihre hinterlistige Tat.

Am 11. Februar 1224 folgte der große Bischof dem armen Aussätzigen in die Ewigkeit nach. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Osnabrück beigesetzt. Das Andenken an diesen Mann voll mildtätiger Liebe, voll Verständnis für die Nöte der Armen und Kranken, an diesen echten Diener der christlichen Nächstenliebe erhielt sich durch alle Jahrhunderte im dankbaren Volk lebendig.

Kastor

13. Februar

Seit Urbeginn sind die Menschen daran, das Rätsel dieses Lebens zu lösen. Tausende sanken ins Grab, ohne die Lösung gefunden zu haben. Auf ihren Grabstein könnte man den Vers schreiben:

Geboren, gewesen, vergessen im Nu.

Und alles und alles, wozu? wozu?

Über dieses Wozu? grübelte vor vielen Jahrhunderten in Aquitanien ein junger Mann: Kastor. Früher, als es bei Knaben üblich ist, erwachte in Kastor ein außerordentlich zarter, religiöser Sinn. Das geräuschvolle, mutwillige Treiben, das leidenschaftliche, trotziges Wesen seiner Kameraden stießen ihn ab. Freude und Vergnügungen, die anderen Jungen so begehrenswert erschienen, ließen ihn unbefriedigt. Wozu dies alles? Diese Frage wurde in der Seele des ungewöhnlich

ernsten Knaben nicht still. Wozu dieses Gieren nach Lust und Spiel? Wozu dieses Rennen nach Besitz und Würde, nach Reichtum und Ehre? Wozu? Sinnlos erschien ihm alles, was nicht Gott zum Ziel und Inhalt hatte. Gott lieben und ihm dienen! Dieser Aufgabe wollte Kastor sein Leben weihen.

Als Kind schon, ehe er noch eine religiöse Unterweisung empfangen hatte, stand sein unschuldiges Herz in Flammen der Gottesliebe. Noch hatte er kein Gebet zu sprechen gelernt, und doch war schon sein Leben ein ständiges Beten. Alles, was seine blanken Kinderaugen sahen, wurde ihm zu einem Gruß von Gott, den er mit einem Gegengruß dankbarer Liebe erwiderte. Alles war dem frommen Kind ein Zeichen von Gott und ein Wegweiser zu ihm. Überall sah Kastor Gottes Auge voll Liebe auf sich ruhen, fühlte Gottes Hände schützend über sich schweben, überall hörte er Gottes mahnenden oder warnenden Zuruf. Diese Gottverbundenheit vertiefte sich dann noch, als er Unterricht erhielt und von den großen Wahrheiten der Religion erfuhr. Wie regte sich begeisterter Nachahmungseifer in seiner Seele, wenn er vom wundervollen Leben der Heiligen hörte! Ach, wenn er doch auch solch ein Gottesfreund werden könnte!

Mit den Jahren wuchs dieser religiöse Eifer immer mehr. Die Sehnsucht nach ungeteilter Hingabe an Gott wurde größer. Es litt Kastor nicht mehr zu Haus. Er hatte vom „deutschen Rom“ gehört, dem alten Trier, wo unter der Aufsicht des heiligen Bischofs Maximin eine geistliche Schule blühte. Dorthin ging seine Sehnsucht. Die Eltern standen seinem Wunsch nicht entgegen. So hatte die Schule Maximins bald einen neuen Schüler gewonnen — einen Schüler, der durch seinen stillen Fleiß, seinen heiligen Ernst, seinen reinen Wandel gar rasch die Aufmerksamkeit und Liebe des heiligen Bischofs gewann. Unter seiner erleuchteten Führung bereitete sich Kastor auf das Priestertum vor.

Dem durch Wissen und Frömmigkeit ausgezeichneten jungen Priester stand eine glänzende Laufbahn offen. Die Herzen der Gläubigen flogen ihm zu; es fehlte nicht an schmeichelhafter Anerkennung und hohem Lob. Um nicht dem Geiste des Dünkels zu verfallen und sich von der wahren Tugend zu entfernen, die in allen Dingen nur Gott sucht und ihm nur die Ehre gibt, verzichtete er auf seine erfolgreiche Wirksamkeit unter der Sonne bischöflicher Gunst und flüchtete in die Einsamkeit. Um das Jahr 351 verließ er Trier und wanderte moselabwärts. In der Abgeschlossenheit der Welt wollte er auf die Stimme Gottes lauschen.

Über Berg und Tal, durch Wald und Grund wanderte Kastor durchs Moselland, bis er in der Gegend von Karden, unweit Koblenz, eine Stätte fand, die ihm für seinen Zweck geeignet schien. Hier zimmerte er sich eine Zelle zurecht, und nun begann er ein Leben nach Art der alten Einsiedler der ägyptischen Wüste — ein Leben des Gebetes und der Beschauung, ein Leben harter Entsagung und sühnender Buße. Wohl war er einsam, aber nicht allein. Immer pflegte er herzinnigen

Umgang mit Gott und traulichen Verkehr mit der Natur. Es lebte etwas von der kindlichen Frömmigkeit und frohen Naturfreude des Franziskus von Assisi in diesem Einsiedler des Nordens. Wie Franz war ihm alles Freund und Gefährte: die Vögel und die Tiere, die Quellen und Bäche, die Blumen und Bäume, Wind und Stürme, Sonne und Sterne. Alle waren sie ihm Geschöpfe des allweisen und allmächtigen Gottes, Boten und Künder der Liebe und Güte des himmlischen Vaters.

Mit Unbehagen sah Kastor, daß immer häufiger Wanderer den Weg zu seiner Klause fanden. Heilsbegierige Männer, die vom heiligmäßigen Leben des Einsiedlers von Karden gehört hatten, suchten Kastor auf und baten um Belehrung und Weisung. Manche stellten sich ein, die das Heimgehen vergaßen. Sie baten Kastor so lange, bis er ihnen gestattete, seine Einsiedelei mit ihm zu teilen. So wurde aus der armen Zelle mit der Zeit ein Klösterchen, aus dem Klausner ein Abt. Das demütige, entsagungsreiche Leben dieser Mönche machte auf die zum größten Teil noch heidnischen Bewohner der Umgegend so tiefen Eindruck, daß viele von ihnen die Taufe beehrten und sich allmählich eine christliche Gemeinde in Karden entwickelte.

Kastor blieb auch als Klosteroberer der demütige Gottesdiener, der er als Einsiedler gewesen war. Er tat es seinen Jüngern an freudiger Ertragung der oft so bitteren Not und dem herben Mangel an Lebensmitteln zuvor. Ihretwegen unternahm er Bettelgänge in die umliegenden Ansiedlungen und ertrug demütig die mancherlei Kränkungen und Beschimpfungen, die ihm nicht selten statt des erbetenen Brotes zugeworfen wurden.

Lange Jahre, bis ins hohe Alter, wirkte Kastor als Vater seiner Klosterbrüder und als hochverehrter Gottesmann, der durch sein Gebet und Beispiel für das ganze Land zu Heil und Segen wurde. Große Trauer kehrte ein, als der heilige Greis um das Jahr 380 starb, um vom Herrn des Weinbergs den wohlverdienten Zehner seiner Treue und Liebe zu erhalten. Nach den Wirren der Völkerwanderung ließ Bischof Weomad von Trier im 8. Jahrhundert die Gebeine des Heiligen feierlich in die Kirche des hl. Paulinus in Karden übertragen. Ein Jahrhundert später kam durch Bischof Hetti der größte Teil der Reliquien nach Koblenz und wurde dort in einer prachtvollen, dem Namen des hl. Kastor geweihten Basilika beigesetzt.

Unweit von Merseburg stand die Burg Querfurt im Hassegau, auf der 974 Brun als Sprößling einer der angesehensten, mit dem sächsischen Kaiserhaus verwandten Familie geboren wurde. An der ausgezeichneten Domschule zu Magdeburg erhielt der begabte Grafensohn seine vielseitige Ausbildung in Gotteswissenschaft und Philosophie, in Geschichte und klassischen Sprachen, in Musik und Kunst. Zum Priester geweiht wurde Brun bald Domherr am berühmten Dom des hl. Moritz in Magdeburg. Doch bald zog Kaiser Otto III. seinen geistlichen Vetter an den Kaiserhof und beglückte seinen neuen Hofkaplan mit besonderer Gunst und unbegrenztem Vertrauen. Ein Band dauernder, inniger Freundschaft umschlang bald Otto und Brun. Eine glänzende Laufbahn winkte dem jungen Hofkaplan. Doch Brun war nicht der Mann, dem die Sonne kaiserlicher Gunst den Hochflug der Seele lähmen konnte. Ihn drängte es fort vom Glanz kaiserlicher Hofhaltung, hinein in ein Leben gottgeweihter Buße und apostolischer Tat. Noch keine 25 Jahre alt verließ Brun, der sich seit der Firmung mit Vorliebe Bonifatius nannte, den Kaiserhof und erwählte das entsagungsvolle Leben eines Mönches im Bonifatiuskloster auf dem Aventin in Rom. Hier hatte Bruno großes Vorbild, der hl. Adalbert, als Mönch gelebt und sich für seinen Beruf als Heidenmissionär und Märtyrer geheiligt. Hier erwachte auch in Bruns Seele mit immer stärkerem Drange der Wunsch, ein Bote des Evangeliums für die Heiden zu werden. Bald genügte dem Eifer des mit Riesenschritten vorwärts stürmenden Mönches das fromme Leben im Benediktinerkloster auf dem Aventin nicht mehr; er schloß sich dem Stifter des Camaldulenserordens, St. Romuald, an, der auf einer sumpfigen Poinzel bei Ravenna mit einer Schar von Jüngern ein hartes Einsiedlerleben führte. Hier sah man, wie der hl. Petrus Damiani berichtet, Männer, die früher in Seide und Gold verzierten Gewändern, umdrängt von zahlreichem Gefolge, eingegangen waren, gewöhnt an alle Genüsse des Lebens. Auch ein Sohn des Polenkönigs war darunter. Jetzt aber waren sie zufrieden mit einer rauhen Kutte, eingesperrt in ihre Zellen, barfuß, vom Fasten abgezehrt. Sie verrichteten alle Handarbeit, schnitzten Löffel und flickten Fischernetze. Brun übertraf alle an Buße-eifer und rückhaltloser Hingabe an Gott.

Doch dieses Bußeleben in der Einsiedelei von Pereum war für Bruno nur die Vorbereitung für seine eigentliche Lebensaufgabe. Der hochfliegende Sinn des jungen Mönches konnte in der Einsiedelei kein wahres Genügen finden. Ihn lockte mit unwiderstehlicher Zaubergewalt das Missionskreuz eines Heidenapostels, die Palme eines Märtyrers. Mit Zustimmung des hl. Romuald pilgerte er nach Rom und erhielt dort von Papst Silvester II. die rechtmäßige Sendung als „Erzbischof

unter den Heiden“. Mit dem Segen des Hl. Vaters wanderte Brun in die deutsche Heimat zurück und wurde von Erzbischof Tagino von Magdeburg 1004 im Einverständnis mit dem auf Otto III. gefolgten Kaiser Heinrich II. dem Heiligen, zum Erzbischof geweiht. Nun war für den Gottesboten der Weg zum Apostolat frei. Bald schon finden wir den jugendlichen Erzbischof bei den Schwarz-Ungarn in Siebenbürgen und bei den wilden Petschenegen am unteren Dnjepr und am Schwarzen Meer. Stündlich vom Tode bedroht, durchzog Brun mit seinen Gefährten das unwirtliche Land, dessen Bewohner die Glaubensboten auf alle Weise bedrohten und quälten. Fünf Monate lang durchzog Brun, das Kreuz in der Hand, das Land der Petschenegen, dieses „schlechtesten und grausamsten Volkes aller Heiden, die es auf Erden gibt“, wie er in seinem als Geschichtsdenkmal berühmt gewordenen Brief an Kaiser Heinrich schreibt. Und was war der Erfolg dieser fast halbjährigen, aufopfernden Missionsarbeit? „Ungefähr dreißig Seelen nahmen das Christentum an.“ Das war wirklich kein reicher Fischfang. So mancher andere hätte entmutigt den Staub eines solchen Landes von den Schuhen geschüttelt und sich nach einem verheißungsvolleren Arbeitsfelde umgesehen. Doch Bruns' Missionseifer blieb ungebrochen. Endlich sollte seiner Arbeit größerer Erfolg beschieden sein. Es gelang ihm, zwischen den Petschenegen und dem russischen Großfürsten Wladimir I. von Kiew einen Frieden zu vermitteln. „Dieser Friede“ sagten die Leute, „wurde durch dich gemacht. Wenn er hält, werden wir alle Christen werden.“ So kam für den unermüdlischen Apostel doch noch der Tag der Ernte. Er konnte frohlocken, daß sich ein so grausames Volk dem Gesetz Christi beugen wollte. Er weihte einen seiner Gefährten zum Bischof des Landes und suchte für sich ein neues Missionsfeld. Durch Polen und Litauen zog Brun in das Gebiet der heidnischen Preußen. Mit glühender Begeisterung begann der hl. Erzbischof die Missionsarbeit unter diesem für die deutschen Geschicke später so bedeutsamen Volksstamme. Aber auch hier sollte er nach Gottes Willen nur säen, nicht ernten. Wohl begann sein Apostolat unter den Preußen mit einem beglückenden Erfolg, als Brun siegreich aus einer Feuerprobe hervorging, der er auf die Aufforderung des Häuptlings Nethimer sich unterzogen hatte. Aber als er frohen Mutes und voll Zuversicht in das Gebiet von Nethimers Bruder kam, ließ dieser ihn ergreifen und mitsamt seinen Gefährten enthaupten. 35 Jahre alt errang Brun bei Johannsburg in Ostpreußen die Siegeskrone des Martyriums.

„Verdirb nicht dein Leben!“ so hatte der russische Großfürst Wladimir den hl. Brun gebeten, als er sich entschloß, als Missionär zu den rohen Petschenegen zu gehen. Alle seine Überredungskunst hatte er aus Sorge um das Leben des Heiligen aufgeboten, um ihn von diesem Schritt abzuhalten.

„Verdirb nicht dein Leben!“ Fällt dieses Wort nicht auch heute noch gar manchmal, wenn ein hochgemuter Mensch, in dessen Seele Gott den Feuerbrand opfer-

mutiger Liebe warf, sich zu einem Leben vollkommener Hingabe ans Göttliche entschließt? Gleich Petrus, der aus falscher Liebe den Heiland zu bereden suchte, daß er vor seinem Leiden und Tode fliehe und so seinem Erlöserberuf untreu werde, gibt es immer wieder Eltern und Geschwister, Verwandte und Freunde, die alle Überredungskunst aufbieten, wenn ein junger Mensch in klarer Erkenntnis des göttlichen Willens sich dazu entschließt, dem Erlöser auf seinem Kreuzweg in engster Verbundenheit zu folgen. Und schweigen die Angehörigen und Freunde, dann fängt um so lauter die eigene weichliche Menschennatur an zu mahnen und warnen, zu bitten und drohen: „Verdirb nicht dein Leben!“

Daß Gott jedem jungen Menschen, der am Scheideweg eines großmütigen Lebensopfers steht, die Kraft gäbe, gleich dem hl. Brun in hochherziger Entschlossenheit und heiligem Heldenmut den Weg zu gehen, zu dem Gottes Liebe ihn ruft!

FRIEDE
ist allwegen in
Gott, und Gott
ist der Friede
hl. Bruder Klaus v. der Flie



Es gibt Menschen, die durch die Macht ihres Blickes, durch die Gewalt ihres Wortes, durch den Zauber ihres ganzen Wesens einen tiefgehenden Einfluß auf ihre Umwelt ausüben. Zu diesen mitreißenden, begeisternden Führernaturen gehört der hl. Jordan von Sachsen.

Kurz vor der Wende des 12. Jahrhunderts wurde Jordan als ein Sprosse des reichen Adelsgeschlechtes der Everstein in Burgberg an der oberen Ruhr geboren. Das Land Widukinds ist seine Heimat. Der Sachsenstamm legte seine kampferprobte Kraft und Zähigkeit dem Grafenkind als Angebinde in die Wiege. Seit dem Jahre 1210 finden wir den Junker als Student der Philosophie und Theologie an der Universität in Paris. Hier schloß er sich dem hl. Dominikus an. Unter dem Einfluß dieser edlen Freundschaft faßte Jordan den Entschluß, die Welt und ihre Reichtümer fahren zu lassen und im Predigerorden Gott zu dienen. Nach einer zweijährigen Probe- und Läuterungszeit erhielt Jordan am Aschermittwoch 1220 das weiße Kleid eines Predigermönches. Welches Ansehen sich der junge Mönch bei seinen Mitbrüdern erwarb, beweist die erstaunliche Tatsache, daß sie ihn schon zwei Monate nach seiner Einkleidung zum Generalkapitel des Ordens nach Bologna entsandten. Als auf dem nächsten Kapitel 1221 das Ordensgebiet in acht Provinzen eingeteilt wurde, übergab der hl. Ordensstifter Jordan zur Anerkennung seiner hervorragenden Tugenden die Leitung der lombardischen Provinz, und als im nämlichen Jahre St. Dominikus starb, wurde Jordan als General zum Nachfolger des hl. Stifters ernannt. Welch ungewöhnliche Fähigkeiten muß dieser junge Dominikaner besessen haben, daß er kaum zwei Jahre nach seiner Einkleidung bereits zur höchsten Spitze der Ordensleitung aufgestiegen war! Gewiß besaß der junge Ordensgeneral eine hinreißende Beredsamkeit und ein ungewöhnlich großes Organisationstalent, aber das hätte die Mönche sicherlich noch nicht bestimmen können, ihm das Vermächtnis ihres hl. Vaters zu übertragen, wenn sie nicht in ihm auch ein getreues Abbild ihres Meisters gesehen hätten. Bei Jordan vereinigte sich außergewöhnliche natürliche Begabung mit großer übernatürlicher Reife und Begnadigung. Ein mächtiger Feuerbrand war vom Himmel in seine Seele geschleudert worden und hatte sie zu lichterlohem Aufflammen entfacht. Wie ein brennender Dornbusch heiliger Gottesliebe stand Jordan mitten in seiner Zeit und warf die glühenden Funken in die Herzen aller, die ihm nahe kamen. Wie ein Sturm des Herrn brauste er in rastlosen Wanderfahrten durch alle Lande, durch ganz Europa bis an die Küsten Kleinasiens, um die Menschheit aufzurütteln und immer neuen Scharen das beseligende Wort Gottes zu verkünden. Dreimal hat er zu Fuß ganz Deutschland durchquert, neunmal machte er die Reise von Paris nach Bologna.

Daß unter einem solchen General der Dominikanerorden zu machtvoller Größe erblühte, kann nicht wundernehmen. Ungefähr 250 Klöster führen ihre Gründung auf Jordan von Sachsen zurück; über tausend Novizen hat er persönlich aufgenommen, darunter die Leuchte des Ordens: St. Albert den Großen. Wenn Jordans hohe kräftige Gestalt, bedeckt mit dem Staub der Landstraßen, in einem Dominikanerkonvent auftauchte, glichen die Klöster in Paris, Bologna, Padua, Oxford und an den übrigen Hochschulen einem schwärmenden Bienenstock. Oft genug meldeten sich so viele Professoren und Studenten zum Eintritt, daß die vorhandenen Habite gar nicht ausreichten. Nichts wäre aber verkehrter als zu glauben, es sei dem hl. Ordensgeneral lediglich auf eine große Zahl von Ordensmitgliedern angekommen. Sorgfältig prüfte er die Novizen und unermüdlich visitierte er alle Klöster. Es ist kaum zu verstehen, wie dem Heiligen bei den zahllosen Arbeiten, welche die Ordensleitung von ihm erforderte, noch Zeit blieb, den Geist des Gebetes und der Innerlichkeit in einem solchen Ausmaße zu pflegen wie St. Jordan es tat. Jede Gelegenheit wußte er geschickt auszunützen, um sich aus dem Trubel der Geschäfte in die Einsamkeit frommer Sammlung in Gott zurückzuziehen. Er bewies durch die hohe Heiligkeit, die er erlangte, daß es gar wohl möglich ist, mitten in einem Leben der vielseitigsten Beschäftigung ein verinnerlichter, in Gott gesammelter Mensch sein zu können. Diese eindrucksvolle Geschlossenheit, die das ganze Wesen des Heiligen ausatmete, gab ihm jene wundersame Macht über alle, mit denen er in Berührung kam. Große Schlagfertigkeit und Geistesschärfe unterstützten diesen einzigartigen Einfluß, den er ausübte. Ein Weltmann fragte einst den Heiligen: „Meister, hat ein Paternoster im Munde von uns Laien, die wir seine Kraft nicht kennen, ebensoviel Wert wie im Munde der Geistlichen, die wissen, was sie beten?“ Sankt Jordan gab zur Antwort: „Es hat genau soviel Wert — wie auch ein Edelstein in der Hand des Nichtkenners den gleichen Wert hat wie in der Hand des Kenners.“ Ein andermal fragte ein Bruder den Meister, was für ihn besser sei, sich ganz dem Gebet zu widmen oder sich mit dem Studium der Hl. Schrift zu beschäftigen. Die Antwort lautete: „Was ist besser, immer nur zu essen oder immer nur zu trinken? Wie man beim Essen und Trinken abwechseln muß, so auch beim Beten und Arbeiten.“ Eines Tages bat ein Klosterbruder, der das Amt des Schaffners verwaltete, den hl. Vater dringend, er möge ihm die Last der Verwaltung abnehmen. „Vier Dinge“, sprach Jordan, „sind gewöhnlich mit derlei Ämtern verbunden: Nachlässigkeit, Ungeduld, Mühe und Verdienst. Die beiden ersten will ich dir abnehmen; die beiden anderen lege ich dir als Buße auf zur Nachlassung deiner Sünden.“ Bei der Beratung über die Wiederaufnahme eines aus dem Kloster Ausgetretenen meinte der Heilige: „Gewiß hat sich der Arme schwerer Vergehen schuldig gemacht. Nehmen wir ihn aber nicht auf, so wird er vielleicht noch schwerere begehen.“ Da sprach ein Bruder:

„Dann ist er selber daran schuld!“ — „Um das kümmere dich nicht, Bruder“, rief ihm Meister Jordan flammend entgegen. „Hättest du für diesen Unglücklichen auch nur einen Tropfen Blut vergossen, wie Christus für ihn sein Blut dahingab, du sprächest nicht so!“

Seine Mildtätigkeit war unerschöpflich, und es kümmerte ihn dabei wenig, wenn es mitunter vorkam, daß er seine Freigebigkeit an einen Zechbruder und Unwürdigen verschwendet hatte. Eines Tages hatte er unterwegs seinen Mantel einem bettelnden Landstreicher geschenkt. Der hatte nichts Eiligeres zu tun als das Kleid in die nächste Schenke zu tragen und mit dem Erlös sich einen gehörigen Rausch anzutrinken. „Da siehst du nun, Meister“, warf ihm ein Bruder vor, „was bei deiner Freigebigkeit herauskommt!“ Jordanus sprach: „Ich handelte so, weil ich ihn für arm und krank und hilfsbedürftig hielt. Es schien mir ein gutes Werk, ihm zu helfen. Es ist besser, glaube ich, das Gewand verloren zu haben als die Liebe.“

Es war eine Gnade Gottes, daß er die Kräfte eines Mannes von solch großer Führungsgewalt und Arbeitslust nicht in langem Siechtum oder in verwelkendem Greisenalter absterben ließ. Mitten aus seiner Tätigkeit heraus wurde der heilige Ordensgeneral in die Ewigkeit hinübergerissen. Im Jahre 1237 wollte St. Jordan die Dominikanerklöster in Palästina besuchen. Doch am 15. Februar wurde das leichte Schiff vom Sturme zerschellt und alle Insassen in der Meerestiefe begraben. In der Nähe von Akkon wurde die Leiche des Heiligen ans Land gespült und in der Kapelle des dortigen Dominikanerklosters beigesetzt. So fand dieser große Deutsche sein Grab fern von der deutschen Heimat.

Siegfried

16. Februar

(Gedenktag am 15. Februar)

Wer ein großes Glück im Herzen trägt, fühlt sich gedrängt, auch anderen von diesem Glück zu geben. Gibt es ein größeres Glück als katholisch zu sein? Ein begnadetes Kind Gottes, ein Bruder Jesu Christi, eine Braut des Heiligen Geistes zu sein? Im seligen Gefühl dieser glückhaften Auserwählung verließen zu allen Zeiten begeisterte Glaubensboten die Behaglichkeit der Heimat und luden sich in fremdem Land ein hartes Kreuz größter Opfer auf die Schulter, um von ihrem Gottesglück den Armen mitzuteilen, die draußen an den Hecken und

Zäunen stehen und auf den Ruf zum Hochzeitsmahle warten. Zu der Schar dieser Glaubensboten gehört auch der hl. Siegfried.

Als erstes Land im Norden Europas hatte England frühzeitig, schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts, die christliche Lehre angenommen. Durch den Einfall der Angeln und Sachsen im 5. Jahrhundert wurde jedoch der Christenglaube auf diesem Inselland wieder so gut wie ausgerottet. Anderthalb Jahrhunderte war dem Christentum fast jeglicher Eintritt ins Land verwehrt. Erst Papst Gregor dem Großen gelang es, durch Benediktinermönche, die er als Missionare nach England sandte, das Land wieder für Christi Lehre zurückzugewinnen. Ein neues Glaubensleben blühte auf und es herrschte ein solcher Eifer und eine solche innige Dankbarkeit für das Gnadengeschenk des wahren Glaubens, daß nicht nur eine Reihe großer Heiliger Zeugnis gab von dem blühenden Glaubensfrühling, sondern daß auch zahlreiche Mönche als Missionäre in fremde Lande fuhren, um auch dort aus der Schneedecke des starren Winters die ersten Frühlingsblumen christlichen Glaubens zu locken.

In Schweden hatte schon im 9. Jahrhundert der hl. Ansgar das Evangelium gepredigt. Allein in den rauhen Stürmen der Zeit verdarb die junge sprossende Saat wieder. Das Volk fiel zum allergrößten Teil in den alten Götzendienst zurück. Da fügte es die Vorsehung, daß an die Spitze des Volkes ein König kam, der die Perle des wahren Glaubens gefunden hatte: Olaf Skötkonung. Dieser tat alles, um auch über seinem betörten Volk wieder die Sonne der christlichen Religion aufleuchten zu lassen. Er erbat sich von König Ethelred in England eifrige Missionare.

In einer Versammlung von Bischöfen und Priestern, in der die Frage der Missionierung Schwedens erörtert wurde, bot sich in glühender Begeisterung der Mönch Siegfried von Glastonburg für das gefährvolle Werk an. Die Versammlung, die den Eifer und die Begabung Siegfrieds kannte, nahm sein Angebot freudigst an und übertrug ihm die Führung des schwedischen Missionswerkes. Ausgerüstet mit einem bergeversetzenden Gottvertrauen landete Siegfried zu Beginn des 11. Jahrhunderts in dem Land, aus dem er einen fruchtereifen Weinberg Gottes schaffen wollte. In Wexiö errichtete der heilige Missionär sein Hauptquartier. Von dem Kirchlein aus, das er hier neben seiner bischöflichen „Residenz“, einer schlichten Hütte, erbaute, sollten die Gnadenbächlein nach allen Seiten das Land durchfließen und befruchten. Wertvolle Hilfe und Unterstützung fand Siegfried bei seinem mühsamen Predigtamt in einigen Verwandten, die freilich allzubald ihren Glaubenseifer mit dem Martertode bekrönen sollten.

Dies konnte aber den Apostelmut Siegfrieds nicht brechen. Wenn auch ausgezeichnete Mitarbeiter beraubt, verlor er das Vertrauen nicht und setzte unermüdetlich seine Wanderfahrten durch alle Teile Schwedens und Norwegens fort. Von

dem tiefen Eindruck, den das heidnische Volk von Siegfried und den übrigen Missionaren erhielt, zeugt der Bericht eines höheren Beamten an den König. Darin heißt es: „Die Männer sind sehr friedlich und vermeiden es, sich in einen Streit einzulassen. Ihr Führer ist ein Greis mit einem ehrwürdigen, vertrauenerweckenden Äußern. Er trägt ein weißes Linnenkleid, das bis auf die Fersen reicht. Ich sah einen mit schneeweißen Tüchern bedeckten Tisch, auf dem man ein kleines Stück weißes Brot legte und ein Gefäß stellte, in das einer der Männer ein wenig Flüssigkeit goß. Hierauf betete der Greis bald leis bald laut; er nahm das Brot, Gebete flüsternd, in die Hände und erhob es. Da war mir, als sähe ich einen kleinen, gar wunderschönen Knaben in dem Brote, der dem Greise zulächelte.“

Durch seine uneigennütige Nächstenliebe und lautere Rechtlichkeit eroberte sich Siegfried bald in zäher Missionsarbeit die Herzen des Volkes. Die Unerschrockenheit, mit der er allen Gefahren trotzte, gewann ihm die Achtung der Schweden. Ehrliche Trauer ging durchs Land, als die Kraft des unermüdeten Mannes zusammenbrach und Siegfried um das Jahr 1045 in die Ewigkeit ging, um dem Herrn der Ernte über seine Sämann- und Schnitterarbeit zu berichten.

German

17. Februar

(Gedenktag am 21. Februar)

„Wie ist doch die Welt so voll von Toren, die wie bezaubert scheinen, die von den ergötzlichen Gütern dieser Welt gleichsam ganz verschlungen sind und keine Augen mehr haben, um die himmlischen Geheimnisse zu schauen.“ Zu diesen Toren, von denen der Geistesmann spricht, gehörte nicht German von Trier. Ihm waren die Güter der Welt in reicher Fülle zugefallen. Sein Vater, einer der höchsten Beamten der Stadt, ließ seinem Sohn eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden. Eine glänzende Stellung stand ihm in Aussicht. Aber German's Auge wurde durch den Sonnenglanz irdischer Güter nicht geblendet. Es blieb offen für die himmlischen Geheimnisse. Es drängte ihn, losgelöst von allen Banden der verlockenden Welt, in ungeteilter Hingabe Gott zu dienen und sein Seelenheil zu sichern. Das reiche Erbe, das ihm durch den frühen Tod der Eltern zugefallen war, verschenkte er wie unnützen Ballast unter die Armen. Frei von lästigen Ketten machte er sich nun auf die Jagd nach Gott. Der heilige Arnulf sollte ihm Vorbild sein — mit Begeisterung hatte der jugendliche German von diesem heiligen Einsiedler erzählen

Studenten dem Tode zu entreißen, aber das Übel warf sich auf die Augen und führte zur fast völligen Erblindung. Die Ärzte versuchten alles, was in ihrer Macht stand und was die Heilkunde ihrer Zeit an Hilfsmitteln bot. Monate hindurch mußte sich Wolfgang in einem verdunkelten Zimmer, abgeschlossen von jedem Lichtstrahl, einer langwierigen Kur unterziehen. Der erhoffte Erfolg blieb aus, ja, das Leiden verschlimmerte sich. Die besorgten Eltern zogen zwei berühmte Augenärzte von Augsburg zu Rate. Auch sie standen dem seltsamen Übel ratlos gegenüber. Das Augenlicht schien nicht mehr zu retten.

Wer kann sich in die Seelenleiden des Studenten hineindenken? Der ersahnte Beruf verloren, das ganze Leben ein hilfloser Blinder! Von aller menschlichen Hilfe verlassen, wandte sich Wolfgang in festem Vertrauen an seine mütterliche Beschützerin, die seligste Jungfrau Maria. Es war am Feste Mariä Verkündigung, als er voll Zuversicht die Helferin der Christen um Hilfe bestürmte. Der Sturm innerer Auflehnung und herben Schmerzes legte sich. Es war ihm, als hörte er in seinem Innern die Versicherung: das Leid wird weichen, die Augen werden wieder gesunden. Getröstet sank Wolfgang in ruhigen Schlummer. Da träumte ihm: die Heiligen des Jesuitenordens, Ignatius, Xaverius, Aloisius und Stanislaus kamen in seine Kammer und sprachen: „Vertrau auf uns! Wir werden dir helfen!“

Es traf sich, daß ein italienischer Mitstudent, der Wolfgang öfter besuchte, dem Kranken von den großen Wundern erzählte, die in seiner Heimat auf die Fürbitte des hl. Aloisius geschahen. Er verstand es, in Wolfgang ein starkes Vertrauen gerade auf diesen Heiligen wachzurufen. Bestärkt durch dieses Zureden und den Traum vom Feste Mariä Verkündigung setzte nun Wolfgang all sein Vertrauen auf St. Aloisius. Er empfing die hl. Sakramente, um alle Hindernisse der Gnade wegzuräumen, und flehte dann mit der ganzen Kraft und Inbrunst seiner Seele zum großen Heiligen der Jugend. Die Antwort auf sein himmelstürmendes Gebet war ein schmerzlicher Rückschlag und eine auffallende Verstärkung des Leidens. Die Augen brannten unter der schmerzhaften Entzündung und sonderten stark Eiter ab. Die Pfleger glaubten alles verloren. Da erhob sich Wolfgang plötzlich von seinem Lager, und ehe es die erschrockenen Wärter verhindern konnten, schritt er aus der verdunkelten Stube ins helle Sonnenlicht. Sieben Monate hatte er in der tiefsten Finsternis zugebracht, der schwächste Lichtschimmer hatte ihm unerträgliche Schmerzen bereitet. Und jetzt sah er ins grelle Tageslicht und spürte nicht den kleinsten Schmerz. Die Augen waren geheilt. Sie waren so vollkommen wieder hergestellt, daß Wolfgang Bücher mit dem kleinsten Druck mühelos lesen konnte. St. Aloisius hatte geholfen!

Mit welchem Jubel begrüßte der Geheilte wieder das strahlende Leben! Mit welchem Eifer warf er sich nun wieder auf seine Studien! Doch Wolfgang mußte zu seiner großen Enttäuschung merken, daß er durch die Schmerzen der Augen-

krankheit das Gedächtnis verloren hatte. Wenn er lernte, war es, als sammle er Wasser in einem Siebe. Alles rann hindurch und nichts blieb haften. Sogar die altvertrauten Gebete, die er in seiner Kindheit gelernt und täglich gesprochen hatte, waren ihm entfallen. Die Gedächtnisschwäche schien jedes Studium unmöglich zu machen. Da nahm er wieder zum hl. Aloisius seine Zuflucht. Sollte der Heilige, der ihm durch seine Fürbitte das Augenlicht wieder schenkte, nicht auch Befreiung von der Geistesnot vermitteln können? Wieder betete er mit der ganzen Glut seiner kindlich gläubigen Seele. Und sieh! Als er darauf versuchte, ein paar Verse auswendig zu lernen, welch freudige Überraschung! Es ging ohne Mühe! Alles, was er nur immer lesen mochte, haftete in seinem Gedächtnis. Befreit von allen Hemmnissen brachte nun Wolfgang seine Studien zu raschem Ende. Ehe er ins Berufsleben trat, wollte er dem hl. Aloisius, der ihm zweimal so wunderbar zum Helfer geworden war, seinen Dank abstaten. Er entschloß sich, eine Wallfahrt zum Grabe des Heiligen in Rom zu machen.

Ein Wallfahrer von heute, der im bequemen Schnellzug über Berge und Täler dem Süden zufährt, kann sich nur schwer eine Vorstellung von den Beschwerden machen, die eine Pilgerfahrt zur Zeit des hl. Wolfgang mit sich brachte. Unbekannt mit den Sitten des Landes, nicht vertraut mit der Sprache des Volkes, im Ungewissen über die zuverlässigsten Wege, wanderte oder vielmehr ritt Wolfgang dahin. Heitere und ernste Abenteuer bestand der jugendliche Romfahrer. Einmal hätte es ihn beinahe das Leben gekostet. An einer entlegenen Wegstrecke stürzte sich eine Handvoll Banditen auf den Reiter. Wolfgang sah sich hilflos den Straßenräubern ausgeliefert. In seiner Herzensnot betete er: „Heiliger Aloisius, verlaß mich nicht!“ Welch frohe Überraschung! Ein fremder Priester tauchte plötzlich auf und fuhr die zerlumpten Kerle zornig an: „Siete voi Christiani — seid ihr Christen?“ Überrascht ließen die Räuber von ihrem Opfer ab und ergriffen die Flucht. Erleichtert dankte Wolfgang seinem Retter. Wie froh war er, als dieser sagte, daß auch sein Ziel die ewige Stadt sei. Nun hatte er in seinem sprach- und ortskundigen Begleiter einen willkommenen Schutz. Glücklicherweise erreichten die beiden Rom, wo Wolfgang im deutschen Kolleg Unterkunft fand. Mit herzlicher Dankbarkeit verabschiedete er sich von seinem fremden Begleiter. Als er dann während seines Aufenthaltes in Rom wiederholt nach ihm fragte, hatte ihn niemand gesehen und wußte niemand von ihm zu sagen. Das bestärkte ihn in seinem Glauben, der seltsame Begleiter sei sein heiliger Schutzengel gewesen.

Mit herzlicher Andacht verrichtete Wolfgang am Grabe des hl. Aloisius seine Gebete und besuchte voll Erbauung auch die übrigen heiligen Stätten der ewigen Stadt. Reich an Trost und seelischer Erhebung kehrte er dann in seine Heimat zurück, wo er nun die Priesterweihe empfing und bei St. Martin in Landshut als Chorherr angestellt wurde.

Im Frühling 1632 zogen die schwedischen Truppen sengend und mordend durchs Bayernland. Am 10. Mai rückte der Schwedenkönig in Landshut ein. Unter den Geiseln, die Gustav Adolf neben der großen Brandschatzung von der Stadt forderte, befand sich auch Wolfgang. Mit seinen Leidensgenossen wurde er von den Schweden nach Augsburg geschleppt, wo er eine lange Kette von unsäglichen Beschwerden zu erdulden hatte. Als er nach fast dreijähriger Gefangenschaft freigelassen wurde, befahl ihm eine schmerzliche Krankheit, die ihn bis zum Tod nicht mehr verließ. In froher Ergebung ertrug Wolfgang diese Heimsuchung, sah er doch in seiner Krankheit das Fegfeuer, durch das er sich für die Anschauung Gottes reinigen durfte.

Am 18. Februar 1641 schlug für den gottseligen Dulder die Stunde der Erlösung.

Friedrich

19. Februar

Nicht wenige haben eine sehr sonderbare Auffassung vom Ordensstande. Ihnen erscheint das Kloster als eine Art Versorgungsstätte für Menschen, die mit dem Leben nicht zurechtgekommen oder in der Welt gescheitert sind, als eine Art Sanatorium für körperlich und seelisch Verkümmerte und Verkrüppelte. „Ach, es ist schade um den Menschen!“ kann man bedauernd klagen hören, wenn ein leiblich und geistig Geradegewachsener, ein mit Vorzügen jeder Art Beglückter durch die Klosterpforte geht. Einer solch merkwürdigen Anschauung gegenüber betonte schon St. Benedikt, der Vater des abendländischen Mönchtums, daß der Ordensstand gleichsam die Schutztruppe, die Leibwache des Christkönigs sei. Welcher König wählt sich für seine Leibgarde unbrauchbare, schwächliche Krüppel aus? Wird er nicht die kräftigsten, strammsten Männer um sich scharen? Und der Christkönig sollte es nicht auch so halten? „Ach, es ist schade um den Menschen!“ Ist eine solche Rede nicht eine Schmähung des Christkönigs, in dessen besonderen Ehrendienst jeder tritt, der sich dem Ordensleben widmet? Eine Auszeichnung ist es doch, wenn an einen Menschen Christi Ruf zum Ehrendienst im Ordenskleid ergeht! So dachte auch der schwäbische Grafensohn Friedrich, als er in seiner Seele die Einladung Gottes zum Ordensleben vernahm.

Einem alten Adelsgeschlecht des Schwabenlandes entsprossen und mit großen Gaben der Natur beschenkt, stand dem jungen Ritter ein Leben in Reichtum und

Genuß in Aussicht. Ehre und Ruhm der Welt erwarteten ihn. Aber in hochherzigem Entschluß gab er alles hin, um die eine Perle zu erringen, deren unendlicher Wert und überirdische Schönheit ihm in Stunden frommen Gebetes aufgegangen war: die Perle des Ordensberufes. Ihn kümmerte kein Getuschel und Geraune: „Ist es nicht jammerschade, daß ein solch prächtiger Mensch den Harnisch mit der Kutte vertauscht! Welche Dienste hätte er der Heimat und dem Vaterlande erweisen können!“ Friedrich wußte, daß er als Mönch seinem Vaterlande nicht kleinere Dienste würde leisten können denn als Ritter. Er hatte die eine große Wahrheit erkannt: „Ich bin auf Erden, nicht um mir ein behagliches, in den Augen der Welt glanzvolles Leben zu verschaffen, sondern um Gott zu dienen und mein ewiges Heil zu wirken.“

Das Kloster Meinradzell – so wurde damals noch Einsiedeln genannt – war das Ziel seiner Sehnsucht. Gerne gewährten die Benediktinermönche dem schwäbischen Edelmann die erbetene Aufnahme. Durch die feierlichen Gelübde weihte sich Friedrich ganz dem Dienste Gottes und der seligsten Jungfrau. In ritterlicher Großmut und Treue setzte der neue Mönch die Gelübde in die tägliche Tat um. Unerbittlich streng übte er sich in den Werken klösterlicher Abtötung. Vorbildlich waren seine herzliche Demut, sein freudiger Gehorsam, seine pünktliche Befolgung der Klosterregel.

Als der Graf Adalbert von Calw beim Abt von Einsiedeln um Mönche bat, damit das zerfallene Kloster Hirsau wieder hergestellt würde, wußte der Abt keinen geeigneteren Pater zu senden als Friedrich. Im Jahre 1066 machte sich Friedrich mit einem Dutzend Ordensbrüdern auf den Weg zur neuen Heimat im Schwarzwald. Vom Bischof von Speyer zum Abt geweiht, machte er sich voll Gottvertrauen und Tatkraft an das mühevolle Werk des Wiederaufbaues von Kloster und Kirche. Eine Überfülle von Arbeit war zu leisten, eine Überlast vor Sorgen drückte seine Schultern. Aber Abt Friedrich ruhte nicht, bis aus den Ruinen wieder frisches Leben erblühte und die junge Pflanzung hoffnungsvoll aufwuchs. Bald war Hirsau eine Musterstätte klösterlichen Lebens. Doch kaum war die opfervolle Arbeit des Aufbaues geleistet, da traf Abt Friedrich der übliche Undank der Welt und seiner eigenen Mitbrüder. Unter den jungen Männern, die in der neuen Abtei Aufnahme gefunden hatten, waren Mönche, deren anfänglicher Eifer rasch erlahmte. Unwillig rüttelten sie an dem Joch der Ordenssatzung, das ihnen anfänglich süß und leicht erschienen war, nun aber unerträglich hart und schwer vorkam. Abt Friedrich war gezwungen, gegen die Pflichtvergessenen einzuschreiten und sie an die genaue Beobachtung der Ordenszucht zu gemahnen. Statt sich zu bessern, verhärteten sich die nachlässigen Mönche in Unwillen und Trotz gegen ihren wohlmeinenden Abt. Sie verklagten ihren Abt beim Grafen Adalbert, dem Schutzherrn des Klosters, daß Friedrich die Interessen des Klosters schädige und ein schlechter

Verwalter des Hauses sei; ja sie scheuten sich nicht, ihn eines unzüchtigen Lebens anzuklagen. Seine Frömmigkeit sei nur äußerliches Getue, nur Schein und Heuchelei. Bereitwillig schenkte der Graf den Verleumdungen der gewissenlosen Mönche sein Ohr. Ohne die Anklagen zu untersuchen und dem Beschuldigten Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben, sprach er das Absetzungsurteil über den Abt aus und ließ ihn gefangen setzen.

Welch eine Prüfung für den Heiligen! Verleumdet von den eigenen Mitbrüdern, gebrandmarkt als Heuchler und Schänder seiner Gelübde, verworfen als unwürdiger, ungetreuer Verwalter des Hauses! Wie mag die Ritterehre Friedrichs gegen dieses Unrecht sich aufgebaut haben! Aber bei dieser größten Heimsuchung, die einen schuldlosen, ehrenhaften Mann treffen kann, bewährte sich Friedrichs Tugend. Ohne Klage und Bitterkeit trug er sein hartes Kreuz und küßte in Demut und Ergebung die Hand Gottes, die so schwer auf ihm lag.

Den Bemühungen des Abtes Ulrich von Lorch gelang es, den Unschuldigen den Händen seiner Verfolger zu entreißen. Er holte Friedrich aus dem Kerkerloch, in das ihn Haß und Ungerechtigkeit geworfen hatten, und brachte ihn in das bayerische Kloster Ebersberg. Durch die seelischen Qualen und körperlichen Leiden, die Abt Friedrich ausgestanden hatte, war seine Gesundheit vollständig gebrochen. Er erholte sich nicht mehr. Am 8. Mai 1070 beschloß der heilige Dulder sein Leben. Bei der Waschung seines Leichnams zeigte es sich, daß Friedrich seit langen Jahren ein stacheliges Eisenband um den Leib getragen hatte. Alte Narben und frische Wunden gaben Zeugnis von dem Bußeifer des Heiligen. Sein Grab in Ebersberg wurde in früherer Zeit viel besucht.

Bruder Jordan Mai

20. Februar

Ein Gang durch das Leben dieses gottseligen Bruders ist wie ein Gang durch deutsches Land: so heimelig, so vertraut, so schlicht und anmutig ist dieses nach außen hin so alltägliche, im Verborgenen aber strahlend schöne Leben. Dieser Lebensbericht ist nicht eine Kette von auffallenden Wundertaten, sondern die Geschichte treuester Pflichterfüllung im kleinen und kleinsten Tagewerk.

Das Land der Kohlengruben und Schlote, Westfalen mit seinem arbeitsamen, treukatholischen Menschengeschlag ist Bruder Jordans Heimat. Am 1. September

1866 wurde er in Buer als zweitjüngstes von zehn Kindern einer Sattlerfamilie geboren. Tiefe Frömmigkeit herrschte in diesem Handwerkerhaus. Täglich gingen Eltern und Kinder in die hl. Messe. Wenn der Vater einmal wirklich nicht gehen konnte, ließ er die Kinder zwei heilige Messen besuchen. In der Abenddämmerung wurde täglich gemeinsam der Rosenkranz gebetet. Hand in Hand mit dem Beten ging frisches Arbeiten und Streben. Oft pflegte die Mutter den Kindern zu sagen: „Vorwärts! Gott zur Ehre, dem Teufel zum Trutze! Mit Hausschuhen und Strümpfen kommt man nicht in den Himmel, da muß etwas geschehen. Ihr habt dafür zu sorgen, daß ihr da oben alle zur Rechten steht. Wenn ich dort oben ankäme, und es fehlte eines von euch, wo sollte ich wohl hin?“ Nachdem Heinrich, das war Bruder Jordans Taufname, aus der Schule entlassen war, half er seinem Vater fleißig bei der Arbeit in der Sattlerei und Lohgerberei und auf dem Felde. Wohl erwachte schon damals der Klosterberuf in dem ersten Jungen. Aber da der Vater erkrankte und jahrelang nichts verdienen konnte, war an ein Fortgehen nicht zu denken. Erst dem Achtundzwanzigjährigen wurde es möglich, seinen Herzenswunsch zu verwirklichen und bei den Franziskanern einzutreten.

„Sich selbst und die Welt stets verachten, nur nach der Liebe des Gekreuzigten trachten“, das war das Ziel, das der demütige Franziskanerbruder nun verfolgte. Unauffällig arbeitete er an der Erreichung dieses Zieles, so daß die wenigsten seiner Ordensgenossen eine Ahnung von der außerordentlichen Schönheit seiner Seele und der mystischen Innigkeit seines Gebetslebens hatten. Nur ganz wenige konnten einen verstohlenen Blick in die heiligmäßige Seele dieses Gottesfreundes tun. Ununterbrochene seelische Verbindung mit Gott – das war das Geheimnis seines innerlichen Lebens. Dieses ständige Bei-Gott-sein fiel auch Weltleuten auf, die ins Kloster kamen und mit dem Bruder Sakristan zu tun hatten. Eine Frau sagte: „Bruder Jordan fühlt sich nur heimisch in einer Atmosphäre, wo Gottes Geist ihn umweht. Man fürchtet sich, ihn anzureden, weil man ihn sonst in der heiligsten Gesellschaft stört.“ Bruder Jordan war immer im Gebet. Er hatte soviel zu beten, vor allem für die armen Sünder und dann für die, die sich seinem Gebet empfohlen hatten. Wenn in der ersten Morgenfrühe die Brüder zur Betrachtung in die Kapelle kamen, hatte Bruder Jordan schon seinen täglichen Kreuzweg gebetet und Tabernakelwacht gehalten. Welch beseligendes Erlebnis war ihm täglich die hl. Kommunion! „O, ich war wieder im Himmel, ich war in meinem Paradies!“ antwortete er einmal, als er nach der Ursache seiner strahlenden Freude gefragt wurde.

Daß diese kindlich reine Seele eine innige Mutter-Gottes-Liebe hatte, versteht sich von selbst. Die Lobpreisungen der lauretanischen Litanei genügten seiner Liebe nicht. Er fügte aus der Inbrunst seines Herzens neue hinzu, unter denen ihm die Anrufung „du demütigste Jungfrau“ besonders teuer war. Keine liebere

Arbeit gab es für Bruder Jordan, als den Marienaltar mit Blumen zu schmücken. Da verdroß ihn keine Mühe.

Es wäre ein großer Irrtum, wenn man glauben wollte, das Leben Bruder Jordans sei lauter Gebetsseligkeit gewesen, ein einziger, wolkenloser Sommertag. Auch für ihn brachen Nebeltage und Stürme herein, auch er mußte sich in Leiden und Kämpfen bewähren. In bangen Gewissensqualen mußte er sich durch die Nacht heftiger Skrupeln hindurchdringen. Viel Mühe machte ihm seine leicht aufbrausende Empfindlichkeit, die er so sehr meistern lernte, daß seine Demut und Nächstenliebe sprichwörtlich wurden. Als man einmal nach dem Tode Bruder Jordans über dieses heiligmäßige Leben sprach, meinte ein Pater: „Ob Bruder Jordan bis zur Verzückung gebetet hat, ob er die Gebete anderer am Grabe erhört, weiß ich nicht. Ich sage nur, er hat, so lange er im Franziskanerhabit gesteckt, niemals die Liebe verletzt, niemals einen Liebesdienst, den er leisten konnte, versäumt und bis zur letzten Stunde als treuester Arbeiter seine Pflicht erfüllt, und zwar mit herzlicher Freude. Das beweist mir seine Heiligkeit.“

Auch körperliche Leiden suchten den Diener Gottes heim. Heftige Kopfschmerzen plagten ihn; ein hartnäckiges Leiden, vermutlich eine chronische Nierenentzündung, blieb 15 Jahre lang seine lästige Gefährtin. Von Schonung wollte er nichts wissen. Es war ihm unerträglich, als „Faulenzer“ behandelt zu werden. Keine Schmerzen konnten ihn abhalten, seine Pflicht bis zum letzten Tag zu erfüllen.

Einem Mann, der ein solch abgetötetes Leben der Pflichterfüllung und Gottverbundenheit führte, war der Tod keine Schreckgestalt mehr. „Solange ich das Kleid des hl. Franziskus trage“, sagte er einmal, „habe ich mich noch keinen Abend zur Ruhe gelegt, ohne mit meinem Leben voll und ganz abgeschlossen zu haben, und ich möchte wünschen, daß alle Ordensleute bei all ihrem Wissen und Können wenigstens diese eine Klugheit nicht außer acht ließen: der Tod ist gewiß, also kann ich, also werde ich heute Nacht sterben, wenn die letzte ungewisse Stunde abläuft.“ Es war ihm gleichgültig, in welcher Art der Tod zu ihm kam. „Ob ich plötzlich hingerafft werde, auf der Bahn verunglücke oder in einem Krankenzimmer wie eine verbrennende Kerze langsam verlösche, alles ist mir gleich. Nur wie Gott will! Ich sage dem lieben Gott: gewähre mir noch am letzten Morgen die hl. Kommunion, die ja immer zugleich eine Wegzehrung ist, sodann noch das Sakrament der Sterbenden, die hl. Ölung, und laß zu dir dann kommen mich, auf daß mit allen Heiligen ich dich lieb' und lobe ewiglich!“ Sein Gebet wurde am 20. Februar 1922 erhört. Er hatte den Tag über wie immer seine Arbeit getan und am Abend noch einem Lichtbildervortrag im Remter des Klosters beigewohnt, als dessen Schlußbild eine Allegorie des Todes erschien mit den Schriftworten: „Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann.“ „Dieses Bild geht

mich an“, murmelte Bruder Jordan, „für mich ist die Nacht gekommen.“ Eine Stunde nach dem Vortrag, um 11 Uhr nachts, klopfte er an der Zelle seines Beichtvaters: „Seien Sie doch so gut, Pater Canisius, und helfen Sie mir in den Himmel hinein.“ Der Pater meinte: „Aber Bruder Jordan, das geht doch nicht so schnell; so eilig stirbt man doch nicht.“ — „Doch, Pater, diesmal ist es ernst. Stehen Sie doch, bitte, auf und kommen Sie zu mir!“ Der Pater hörte noch, wie er mit ruhigen, festen Schritten sich entfernte. Als er aber in die Zelle trat, fand er schon einen Sterbenden, dem er in Eile noch die hl. Ölung und Generalabsolution spenden konnte. Still und ruhig, ohne alles Aufsehen, war Bruder Jordan aus der Welt geschieden, so wie er auch gelebt hatte.

Doch seltsam! Kaum hatte Bruder Jordan die Augen geschlossen, da begann man auf einmal in der ganzen Stadt von dem Bruder zu reden, von dem zu Lebzeiten die wenigsten gehört hatten; da verbreitete sich die Kunde von wunderbaren Heilungen am Grabe des Bruders im ganzen Lande. Die Grabstätte auf dem Ostfriedhof in Dortmund war bald das Ziel ungezählter Leidtragender und Sorgengedrückter, und blieb es bis heute. Die große Verehrung, die das gläubige Volk in starkem Vertrauen Bruder Jordan entgegenbringt, veranlaßte die Einleitung des Seligsprechungsprozesses. Möge das Westfalenland bald einen ihrer Söhne als neuen Heiligen auf seine Altäre erheben dürfen! —

Willigis

21. Februar

Manche wissen von Willigis kaum mehr als dieses alte Geschichtlein: Als er zum Oberhirten von Mainz erwählt und auf den Bischofstuhl des hl. Bonifatius erhoben wurde, ärgerten sich die adeligen Herren nicht wenig, daß gegen alles Herkommen ein Bürgerlicher, der Sohn eines Wagners, mit einer der ersten Würden im Reich betraut wurde. Um ihrem Ärger Luft zu machen und dem „Emporkömmling“ Schimpf anzutun, ließen sie eines Nachts an der Tür seiner bischöflichen Residenz den Spottvers anbringen: „Willigis, Willigis, denk, woher du kommen bis!“ Der Erzbischof aber war weder dumm noch stolz genug, um den Gekränkten zu spielen. Er brach vielmehr dem Spott die Spitze ab, indem er den Spottvers in seinem Arbeitszimmer anbringen und sein Bischofswappen mit einem Wagenrad schmücken ließ.

Die nüchterne Geschichte hat diese Legende als Dichtung erwiesen. Willigis war kein Wagnersohn, sondern stammte aus einem niedersächsischen Adelsgeschlechte. Aber wenn das Geschichtlein auch nur von der dichtenden Volksphantasieersonnen wurde, so ist darin doch der hervorstechendste Wesenszug des Heiligen, seine trotz aller Würden und Ehrenstellen stets gleichbleibende Demut mit feinem Geschick eingefangen. Der Mann, der mitten im rauschenden Getriebe der Welt stand, ja als Primas unter den deutschen Bischöfen und als Kanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation dieses Getriebe vielfach leitete, blieb immer der demütige Priester, der wohlmeinende Volksfreund, der anspruchslose Armenvater.

Als Klosterschüler schon zeichnete sich Willigis durch ungewöhnliche Klugheit und unermüdlichen Fleiß aus. Über dem wissenschaftlichen Studium vernachlässigte er nicht die Herzensbildung. Durch regelmäßige Übung in Gebet, Betrachtung und Abtötung erwarb er sich eine gediegene, in allen späteren Lebensstürmen feststehende Frömmigkeit. Mit unnachgiebiger Strenge hielt der junge Student an der einmal festgesetzten Tagesordnung und den religiösen Übungen fest. Aus dieser Härte gegen sich selbst erwuchs seine spätere sichere Gehaltensheit und unbeirrbar gerechte, die er in allen Lebenslagen bekundete. Kaum hatte er seine Studien beendet, da wurde er zum Domherrn von Hildesheim und bald darauf zum Hofkaplan und Kanzler Otto II. ernannt. Seine ruhige, bedachtsame Rede, sein sicheres und doch so bescheidenes Auftreten zwangen allen, die mit Willigis in Berührung kamen, Achtung und Ehrfurcht ab. Der Kaiser lernte in kurzer Zeit den aufrechten Mann und frommen Priester so schätzen, daß er ihm im Jahre 975 das Mainzer Erzbistum übertrug. Mit dem Bischofsthron von Mainz war damals die höchste geistliche Würde des Landes verbunden. Papst Benedikt VII. schrieb, als er Willigis das erzbischöfliche Pallium übersandte, ausdrücklich: „In ganz Deutschland und Gallien bist du nach dem Papste in allen kirchlichen Angelegenheiten der erste; du hast den König zu weihen und die Synoden einzuberufen, und so stehst du oben in allem übrigen.“

Willigis wurde seiner großen Aufgabe aufs beste gerecht. Er förderte die kirchlichen Belange auf jede Weise. Er errichtete neue Seelsorgstellen, baute zahlreiche Kirchen und gründete Klöster. Unter ihm wurde der Grundstein zum Mainzer Martinsdom gelegt. Auf dem Dombau lag freilich ein Unstern. Als nach dreißigjähriger Bauzeit im Jahre 1009 Willigis unter dem Jubel einer gewaltigen Volksmenge das neuerstandene Gotteshaus einweihte, zerstörte eine Feuersbrunst das ganze Werk wieder bis auf den Grund, ehe noch der festliche Tag zu Ende gegangen war. Doch Willigis' Tatkraft war nicht gebrochen. Sofort begann er den Dombau von neuem, dessen Vollendung er freilich nicht mehr erleben durfte. Seine Domschule, an der er gelegentlich selber Unterricht gab, brachte er zu hoher Blüte. Kunst und Wissenschaft förderte er nach besten Kräften. Die wirtschaft-

liche Hebung des Volkes war ihm ein großes Anliegen. Wo er Gelegenheit fand zum Wohltun, gab er mit vollen Händen.

Den großen Einfluß, den Willigis auf Kaiser Otto hatte, nützte er zum Besten für Religion und Heimat. Sein Verdienst ist es vor allem, daß im heidnischen deutschen Norden mehrere neue Bistümer gegründet und erledigte Bischofstühle nur mit würdigen Männern besetzt wurden. Durch Abhaltung von vielen Synoden bemühte er sich, die Kirchenzucht zu heben und eine straffere Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten zu erzielen.

Nicht hoch genug kann der Einfluß des hl. Erzbischofs als Kanzler des Reiches angeschlagen werden. Durch sein unermüdliches, tatkräftiges Wirken im Dienste des Kaisers machte er sich um Staat und Kirche Deutschlands gleichermaßen verdient und wurde zu einem der bedeutendsten Staatsmänner aller Zeiten. Sein Hauptbemühen als Kanzler galt der Wahrung der Reichseinheit und der Sicherung des Friedens. Ihm allein ist es zu verdanken, daß das Reich nach dem Tode Otto II. vor den Greueln des Bürgerkrieges bewahrt blieb. In unverbrüchlicher Treue und selbstloser Hingabe stand Willigis zum Thronerben Otto III., der damals noch ein Kind war, und rettete dadurch den Zerfall des Reiches. Er krönte den dreijährigen Otto zum Kaiser und sicherte ihm so Thron und Herrschaft. Er selber übernahm während der Minderjährigkeit des Kaisers im Verein mit dessen Mutter Theophano und seit 990 mit dessen Großmutter, der hl. Adelheid, die Regierung des Reiches. Eine dreifache verantwortungsvolle Aufgabe lastete in diesen Jahren auf Willigis: neben seinem erzbischöflichen Amt leitete er die Erziehung des jungen Kaisers und führte die Regierungsgeschäfte des Reiches. Nur ein Mann von den großen Geistes- und Herzenseigenschaften eines Willigis konnte solch gewaltigen Aufgaben gerecht werden. Wie einwandfrei und selbstlos, wie geschickt und tatkräftig Willigis seine Aufgabe löste, beweist dies, daß sich keine Verleumdung, kein Haß, kein Spott an ihn heranwagte, trotzdem nicht wenige Fürsten und Grafen die starke Hand, mit der Willigis die Zügel des Reiches führte, reichlich unangenehm empfanden. Als 1002 Otto III. allzu früh dem Tode zum Opfer fiel, machte Willigis seine ganze Macht und sein volles Ansehen dafür geltend, daß die durch das Aussterben des Kaiserhauses entstandenen Wirren rasch beigelegt und der Bayernherzog Heinrich II. zum Kaiser gewählt wurde. Mit hoher Freude krönte der heilige Erzbischof das heilige Kaiserpaar.

Fast vier Jahrzehnte lang war Willigis einer der wichtigsten Träger des staatlichen und kirchlichen Lebens in Deutschland. Er war eine Persönlichkeit, die in ihrer umfassenden Kraftentfaltung dem ganzen Zeitalter den Stempel des eigenen Wesens aufprägte. Nur ein Mann, der täglich aus dem Gnadenborn Gottes schöpfte, konnte seinem Vaterland und seiner Kirche mit solch selbstloser Pflichttreue und reiner Hingabe dienen wie Willigis.

„Zu einer Leiter für die Sünder habe ich dich gemacht, damit sie durch das Beispiel deines Lebens zu mir gelangen . . . Zu einem wärmenden Feuerherd für die Frierenden habe ich dich gemacht, auf daß sie mich lieben und in glühendem Eifer mir nachfolgen. Ich habe dich als Beispiel für die Sünder aufgestellt, auf daß sie mit aller Sicherheit an dir sehen, daß ich bereit bin, ihnen Barmherzigkeit zu schenken, wie ich gegen dich barmherzig war, wenn sie nur sich der Gnade erschließen wollen.“ Diese Worte, die Christus zu Margareta von Cortona sprach, zeigen klar die Stellung und Aufgabe, welche dieser Büßerin in der Heilsgeschichte der Kirche Gottes zukommt. Kein Sünder braucht an der Barmherzigkeit Gottes zu verzweifeln. Das ist die trostvolle Wahrheit, die durch das Leben der hl. Margareta veranschaulicht wird.

Aus Margaretas frühester Jugendzeit wissen wir nur, daß sie 1247 in dem italienischen Flecken Laviano als Bauernkind geboren wurde und schon mit sieben Jahren ihre Mutter verlor. Die Stiefmutter brachte dem Kind keine Liebe entgegen. Margareta wuchs heran und wurde ein ungewöhnlich schönes Mädchen, so schön, daß die jungen Männer Lavianos bei ihrem Anblick Kopf und Herz verloren. Eines Tages wurde ein junger Adelige auf Margareta aufmerksam. Flugs begann der vornehme Fant dem anmutigen Bauernmädchen den Hof zu machen. Verliebt und lebenslustig, der widrigen häuslichen Verhältnisse von Herzen überdrüssig, brauchte es nicht allzuviel und Margareta folgte dem jungen Grafen auf seine Burg. Das Eheversprechen, durch das der noble Herr das Mädchen an sich gelockt hatte, wurde niemals eingelöst. Margareta erschien vor aller Öffentlichkeit als die Geliebte des Barons. Damit hatte ein neunjähriges Zusammenleben begonnen, das für Margareta ein Leben beständiger Seelenkämpfe und beständiger äußerer Niederlagen war. Unablässig empörte sich das Gewissen des jungen Weibes und mahnte sie, dem unwürdigen Verhältnis, dem ein Sohn entsprossen war, ein Ende zu machen. Aber wenn dann wieder ihr Liebhaber von der Jagd oder aus einer Fehde heimkam, überließ sie sich wieder mit geschlossenen Augen ihrer Leidenschaft. So verging Jahr um Jahr. Der Baron überhäufte sie mit Schmuck und Putz und liebte es, wenn Margareta in Seide und Perlen, mit golddurchwirktem Haar, geschminkt und gepudert als die schönste Frau der weiten Umgebung erschien. Viele Zeit brachte Margareta damit hin, ihren Leib zu pflegen und sich zu schmücken. Versuchte es jemand, sie auf ernstere Gedanken zu bringen und eine wohlmeinende Freundin etwa fragte: „O du eitelste aller eitlen Margareten, was soll noch aus dir werden?“ Dann konnte sie voll Übermut antworten: „Ihr sollt sehen, ich werde zuletzt noch eine Heilige, und eines schönen

Tages kommt ihr wallfahrten mit Pilgerstab und Reisetasche an mein Grab.“ Niemand dachte wohl weniger als sie selbst daran, daß diese scherzhaften Worte sich einmal in der Tat verwirklichen sollten.

Freilich, hinter all der zur Schau getragenen Leichtfertigkeit verbarg sich eine quälende Unruhe. Das Gewissen klagte an und ließ sich nicht überhören. Durch große Wohltätigkeit gegen die Armen und Kranken suchte sie vergeblich ihre Unruhe zu verscheuchen. Am deutlichsten offenbarte sich das böse Gewissen, wenn Margareta einen Jünger des hl. Franziskus von Assisi sah. Der Anblick eines Franziskaners konnte ihr Schrecken einjagen. Sie empfand einen Unwillen gegen diese Mönche, wie sündhafte Menschen meist einen haßvollen Unwillen gegen die Priester und überhaupt gegen Leute empfinden, deren Leben einem unangenehm ist, weil es einen Vorwurf gegen die eigene Lebensführung bedeutet. Margareta machte weite Umwege, um nicht einem Franziskaner zu begegnen. Aber es half ihr nichts. Sie konnte Gott nicht entfliehen. Für jeden kommt der Tag, da Gott sagt: Jetzt ist es genug!

Für Margareta kam dieser Tag, als man ihr die Schreckensbotschaft brachte, daß man ihren Liebhaber tot im Wald gefunden habe, ermordet von Straßenräubern oder getötet von seinen Feinden. Margareta war bis ins Mark getroffen. Trotz der späten Abendstunde verließ sie, schwarz gekleidet, ihren kleinen Sohn an der Hand, das Haus ihrer Sünde. Wie versteinert irrte sie die ganze Nacht umher. Was sollte sie beginnen? „Herr, mein Gott, zeig mir den Weg!“ so stöhnte sie aus der Tiefe der Seele zum Himmel. Und der Weg wurde ihr gezeigt. Eine Stimme in ihrem Innern sagte: „Geh nach Cortona und stelle dich in Gehorsam unter die dortigen Minderbrüder.“ In leuchtender Klarheit stand es vor ihrer Seele, daß niemand anderer ihr würde helfen können als die barfüßigen Franziskaner, vor denen sie bisher immer geflohen war. In Bruder Giunta fand sie einen verständnisvollen Seelenführer.

Mit glühendem Eifer machte sich die Neubekehrte an das Werk ihrer Reinigung. Das erste Gefühl, das das neue Leben bei ihr hervorrief, war ein starker Unwille gegen die Schönheit, auf die sie früher so stolz war und die ihr zum Verhängnis geworden war. Wie töricht erschien ihr jetzt das Prunken mit dieser armseligen, vergänglichen Schönheit des Leibes! Wenn sie darüber nachdachte, konnte sie so voll Eifer gegen sich selbst werden, daß sie einen Stein ergriff und sich damit aufs Haupt schlug oder sie nahm Ruß und besudelte ihr Gesicht, als ob es Puder und Schminke wäre. Sie fastete streng, nahm jahrelang nur Wasser und Brot zu sich, sie schlief auf einem Reisigbündel, einem Brett oder auf der bloßen Erde, mit einem Stein oder einem Holzklotz als Kopfkissen. Sie hielt lange Nachtwachen und quälte ihren Leib mit einem Bußgürtel, daß er voll von Wunden und Narben wurde. In ihre Bußtracht gekleidet und mit einem Strick um den Hals zeigte sie sich den Kirch-

gängern und bat um Verzeihung für das böse Beispiel, das sie früher gegeben hatte. In Stunden der Selbstverachtung, wo beim Gedanken an die Vergangenheit das Bewußtsein in ihr aufstieg: „Ich bin ein Dunkel unter dem Himmel, ein Dunkel schwärzer als Nächte“, kam es wie eine seelische Übelkeit, wie ein erstickender Ekel über sie, dem sie Luft machen mußte, und da geschah es wohl, daß sie in der Stille der Nacht vom flachen Dach des Hauses herabrief: „Steht auf, Einwohner von Cortona, steht auf, steht auf und jagt mich mit Licht und Laternen aus der Stadt!“ Und während die Nachbarn zuhörten, fing sie an, alle ihre Sünden, eine nach der anderen, herzusagen, bis sie allmählich Ruhe bekam. In den Häusern ringsumher wurden die Leute bis zu Tränen gerührt von Mitleid und Erbauung.

Die Franziskaner, die trotz ihrer inständigen Bitten keine Eile hatten, ihr das Kleid des Dritten Ordens zu geben, konnten am Ernst ihrer Bekehrung nicht mehr zweifeln. Nach drei Jahren sorgfältiger Prüfung wurde Margareta in die Familie der Tertiären aufgenommen. Durch Krankenpflege und Übernahme schwerer körperlicher Arbeiten verdiente sie für sich und ihren Sohn das tägliche Brot. Nur mit dem Allernötigsten sich begnügend, verschenkte sie alles, was sie besaß und verdiente, an die Armen. Hatte sie keine Speisen mehr herzugeben, die sie mühsam von Türe zu Türe zusammengebettelt hatte, so verschenkte sie Messer, Töpfe, Schlüssel, Kleider, Kissen, Bettdecken, Brennholz, selbst den Kopfschleier, den sie trug, den Rosenkranz, das Weihwassergefäß oder gar die Dachsparren der Hütte, in der sie wohnte. „Wenn ich könnte“, pflegte sie zu sagen, „gäbe ich gerne mein Herz fort an die Armen.“ Kein Opfer erschien ihr zu groß, um Sühne zu tun für die Vergangenheit.

Einen solchen opferwilligen Sühneifer mußte der Herr mit reichen Begnadigungen beantworten. In geistigen Erleuchtungen und inneren Ansprachen führte der Heiland sie in die Wunderwelt seiner Gnade und Herrlichkeit hinein. In zahlreichen mystischen Zwiegesprächen mit Jesus wurde sie zu einer Heiligkeit emporgeführt, die wie ein Feuerbrand ganz Cortona ergriff und umgestaltete. Margareta, die einst als verachtete Sünderin in die Stadt gekommen war, war nun der Mittelpunkt der Verehrung und die Quelle einer religiösen und sittlichen Erneuerung. Von weither kamen Hilfsbedürftige mit ihren verschiedenen Anliegen des Leibes und der Seele zu ihr. Namentlich hatten arme Sünderseelen ein besonderes Zutrauen zu ihr. Der Andrang der Büsser war manchmal so groß, daß die Minderbrüder die Arbeit in den Beichtstühlen kaum mehr bewältigen konnten.

Das harte Bußleben hatte einen raschen Verfall der körperlichen Kräfte zur Folge. Nach siebzehntägiger Krankheit ging die Fünfzigjährige am 22. Februar 1297 in die Ewigkeit hinüber.

Es gab Zeiten in der Geschichte unserer Kirche, wo um kirchliche Ämter und Pfründen gefeilscht wurde wie um Jahrmarktswaren. Kaiser und Könige, Fürsten und Adelsparteien hatten das Recht zur Besetzung kirchlicher Ämter an sich gerissen und machten daraus ein einträgliches Geschäft. Sie boten Bischofsstühle, Domherrnpfründen, Abteien an die Meistbietenden aus. Es lag ihnen wenig daran, daß würdige, fähige Männer mit solch wichtigen Stellen betraut wurden. Wer gut bezahlte, erlangte das Amt, auch wenn er religiös und sittlich noch so ungeeignet war. Es liegt auf der Hand, daß durch solch unwürdige Zustände die Kirche Christi aufs schwerste geschädigt wurde. Ein weitgehender Verfall des Glaubenslebens und der christlichen Sitte setzte ein. Den Höhepunkt erreichten diese unseligen Mißstände im 11. Jahrhundert. Da erweckte Gott in einem Kind armer Leute einen gewaltigen Streiter gegen die Greuel im Heiligtume und einen leidenschaftlichen Verfechter unverfälschten Glaubens und reiner Sitte: den Professor, Mönch, Bischof, Kardinal und Kirchenlehrer Petrus Damiani.

Es ist, als hätte die Hölle geahnt, welch kraftvoller Gegner ihr in Petrus Damiani erwachsen würde. Darum suchte sie schon im kleinen Kind den späteren Widersacher zu vernichten. Im Jahre 1006 oder 1007 in Ravenna als letztes von vielen Kindern in einer armen Familie geboren, wäre er beinahe von der eigenen Mutter ums Leben gebracht worden. Einer von den älteren Brüdern, der über die Ankunft eines neuen Mitessers ungehalten war, setzte der Mutter solange mit Vorwürfen zu, bis sie, alle Regungen der Mutterliebe verleugnend, dem Kind die Nahrung versagte, um es verhungern zu lassen. Erst auf die eindringliche Zureden einer Nachbarin ließ sie von dem unnatürlichen Verbrechen ab und zog den Kleinen auf. Petrus war kaum aus dem Säuglingsalter heraus, als beide Eltern starben. Er kam nun in den Haushalt eines verheirateten Bruders, wo er zwar Kost und Wohnung erhielt, aber täglich mißhandelt und verprügelt wurde. Es erschien dem armen Jungen wie eine Erlösung aus Sklaverei, als sein Bruder Damianus, der inzwischen seine Studien beendet und als Priester in Ravenna eine Anstellung erhalten hatte, ihn zu sich nahm. Nun fühlte er sich wie im Himmel. Der Bruder erkannte die große Begabung des kleinen Petrus und ließ ihn auf seine Kosten studieren. Petrus vergaß nie im Leben, was Damianus ihm Gutes getan hatte. Aus Dankbarkeit nannte er sich Petrus Damiani, d. h. Petrus, der Bruder des Damianus. Petrus machte im Studium so rasche Fortschritte, daß er bald sich als Professor niederlassen und eine Schule eröffnen konnte. Der Ruf des jungen Professors verbreitete sich; von weither kamen die Schüler. Gunst, Ruhm und Geld flossen Petrus reichlich zu. Aber bei all dem blieb sein Herz leer und

unbefriedigt. Er war zu tief und ernst veranlagt, um an dem seichten Unterrichtsbetrieb, wie er damals üblich war, und an wandelbarer Weltgunst Genüge zu finden. So gab er seine gesicherte Stellung preis und zog sich in das Einsiedlerkloster von Fonte Avellano in Umbrien zurück, um Mönch zu werden. Mit flammendem Eifer gab sich Petrus allen Bußübungen der Einsiedler hin. Die religiösen und wissenschaftlichen Vorträge, die er im Auftrag des Abtes den Mönchen hielt, erregten Aufsehen und hatten zur Folge, daß Petrus Damiani bald von vielen Klöstern und geistlichen Anstalten zu Predigten und Vorträgen gerufen wurde.

Mit tiefstem Schmerz sah der Heilige die Erniedrigung der Kirche und das entsetzliche Ärgernis, das vom Priesterstand auf das gläubige Volk ausging. Immer klarer erkannte Petrus seine Aufgabe, als Rufer in der Wüste das Gesetz des Herrn zu verkünden und das Heiligtum Gottes zu säubern. Er wußte zu gut, daß Bußpredigten und Reformvorschläge nur dann auf Erfolg rechnen können, wenn sie der Ausfluß eines untadeligen, abgetöteten Lebens sind. Darum ging dem Werke seiner Reformtätigkeit das Werk der Selbsteiligung voraus. In unerbittlicher Zähigkeit kämpfte er gegen seine Fehler und mühte sich um Vollkommenheit. In einem Brief an seinen Bruder Damianus schreibt er einmal: „Einen Fehler muß ich besonders bitterlich beweinen: meinen Hang zum possenhaften Reden. Von jeher hat er mir zu schaffen gemacht. Ich habe zwar oft gegen dieses wilde Ungetüm gekämpft, hab ihm mit dem Hammer der Strenge sein böses Mundwerk zerschmettert. Für eine Zeitlang habe ich es auch wohl gebändigt, nie aber ganz besiegen können.“ Auch Zorn und Sinnlichkeit machten ihm zu schaffen. „Auch ich leide unter meinem aufbrausenden Wesen“, gesteht er einmal. „Oft nimmt mir die kleinste Beleidigung die Ruhe der Seele. Aber mag der Zorn von mir fordern was er will, mag er wüten, schäumen, zähneknirschen: meine äußere Mithilfe erhält er nicht. Ich gebe ihm nicht die Hand zum Schlage. Ich bewege meine Zunge, meine Lippen nicht, damit er nicht seine bittere Galle durch sie ergieße. Mag man mir antun, was man will, so denke ich: ich muß in mir die Geduld bewahren und kann nicht aus fremder Tugendhaftigkeit Lohn erwarten. Wo kein Angriff Kampf verlangt, da gibt's auch keine Siegeskrone . . . Manchmal entbrennt in mir auch die Glut der Sinnlichkeit und erregt mir Herz und Glieder. Mag sie tun, was sie vermag. Auch sie bekommt meine Mithilfe nicht. Wohl kann ich die Natur mit meiner Vernunft niederhalten, vernichten läßt sie sich nicht. Ich kann sie beschwichtigen, aber nicht ersticken.“ Die Kraft, um in diesen heißen Kämpfen zu siegen, fand er in strengen körperlichen Abtötungen, in der hl. Kommunion und im Gedanken an die Vergänglichkeit aller Erdengüter. Seinem jungen Neffen gibt er einmal den Rat: „Um die wütende Bestie aus dem Ackerland verjagen zu können, unterlaß doch nie, dich täglich durch den Empfang des Leibes und Blutes des Herrn zu schützen. Der geheime Feind soll deine Lippen gerötet sehen von

Christi rotem Blut. Davor schaudert er zitternd zurück und flieht sofort in seine finsternen Schlupfwinkel.“ In einer seiner Schriften erzählt er von sich: „Ich kenne einen Bruder in Christo, der ist sozusagen stets reisefertig. Überkommt ihn eine Versuchung zur Sinnlichkeit, so sagt er zu seiner Seele: Komm, wir wollen spazieren gehen! Sofort durchwandert er im Geiste alle Grabstätten und Friedhöfe. Wie er so überdenkt, daß all das Fleisch, das nun hier verwest, einst frisch und blühend war, da zweifelt er nicht, daß auch sein Leib bald sein wird, was jene schon sind. So macht kurzen Prozeß mit der Lust, wer sein Auge auf den Moder richtet. Wo sie ein Grab vorfindet, steigt die Lust nicht ab.“

Sein abgetötetes, heiligmäßiges Leben gab Petrus Damiani das Recht, auch seine Zeitgenossen zur Buße und Einkehr aufzurufen. Wenn er in seinem Eifer manchmal zu weit ging und allzu strenge, übertriebene Forderungen stellte, wer möchte es ihm verdenken? Eine Zeit, die so tief gefallen war, konnte nur durch ganz radikale Kuren geheilt werden. Mit einem Freimut sondergleichen brandmarkte Petrus Damiani die Schäden der Zeit. Nichts ersparte der Eiferer für das Haus des Herrn den Inhabern von erkaufte Priesterämtern; nichts ließ er unversucht, daß sie davongejagt würden. Papst Stephan IX. sah in ihm das Werkzeug Gottes und machte den schlichten Mönch, als er sich weigerte, unter Androhung der Exkommunikation zum Kardinal. Als nach Stephans Tod römische Adelige mit Gewalt und ohne Wahl der Kardinäle Benedikt X. als willfähiges Werkzeug ihrer Bestrebungen aufstellten, war es Petrus Damiani, der gegen den angeblichen Papst auftrat und mit den andern Kardinälen zum Segen der Kirche Nikolaus II. wählte. Einen treuen Bundesgenossen fand der Heilige bei seiner Reformarbeit in dem Mönch Hildebrand, der später als Gregor VII. mit Löwenmut das Steuer der Kirche ergriff.

Allzu gern hätte Petrus den Kardinalshut abgelegt und sich wieder in die Einsamkeit seines Klosters zurückgezogen. Oft mußte der Heilige seine Bitte wiederholen, bis ihm endlich die Bürde abgenommen wurde. Froh der entronnenen Last kehrte er in sein liebes Kloster zurück. Freilich auch jetzt noch durfte er sich nicht ungestört der Einsamkeit erfreuen. Zu oft beanspruchten die Päpste noch seine Klugheit und Tatkraft. Auf Konzilien und Gesandtschaften, zuletzt noch auf dem Fürstentag zu Frankfurt, trat der Heilige mit glücklichem Erfolg für den Frieden der Kirche und die Rechte Gottes ein. Seine letzte Segenstat war die Aussöhnung seiner gebannten Vaterstadt Ravenna mit der Kirche. Auf der Heimkehr von dieser Friedenstat brach er unterwegs zusammen und starb im Kloster zu Faenza. Es war am 22. Februar 1072. Sogleich nach seinem Tode setzte die Verehrung des großen Heiligen ein, in dem man einen zweiten Hieronymus sah. Leo XII. erhob ihn 1828 wegen seiner Verdienste um die Kirche und wegen seiner Gelehrsamkeit zum Kirchenlehrer.

Nicht wenige haben vom Wesen der Heiligkeit eine ganz falsche Vorstellung. Sie glauben, daß das hervorstechendste, sicherste Merkmal der Heiligkeit mystische Zustände seien: Visionen, Ekstasen und andere ungewöhnliche Erscheinungen des religiösen Lebens. In Wirklichkeit aber ist es einzig und allein das heldenhafte Tugendleben, das zur Heiligkeit führt und das untrüglichste Kennzeichen der Heiligkeit ist. Diese Wahrheit hat eine mystisch hochbegnadete Frau, Dominika Klara Moes, selbst einmal in aller Deutlichkeit betont: „Wenn diese besonderen (mystischen) Gnadenerweise nicht vom rechten Standpunkt aus erwogen werden und auf Gott und seine Liebe hinzielen, machen die Ekstasen weder die Seele, die sie hat, noch jene, die davon erfährt, heilig... Es ist und bleibt wahr, daß nur wahre Tugend allein heilig macht... Eine einzige Verdemütigung gilt vor Gott mehr als Ekstasen und Wunderwerke, mögen sie auch noch so zahlreich sein.“ Diese Wahrheit soll uns vor Augen leuchten, wenn wir das Leben der gottseligen Dienerin Gottes M. Dominika Klara Moes betrachten.

Die am 27. Oktober 1832 geborene Lehrerstochter aus dem luxemburgischen Winzerdorf Bous wurde schon von frühester Kindheit an mit mystischer Schauung und übernatürlichen Offenbarungen begnadigt. Schon äußere Umstände führten Anna Moes — das war ihr bürgerlicher Name — aus dem Kreis der anderen Kinder heraus; ein schweres Augenleiden umschattete ihr Leben von den ersten Jahren an und hinderte sie, nach Kinderart mit Mädchen und Buben in frohem Spiel herumzutollen. Da sie wegen ihres Leidens auch die Schule ein paar Jahre nicht besuchen durfte und den vielbeschäftigten Eltern wenig Zeit blieb, sich mit dem Kinde abzugeben, zog sich Anna mehr und mehr in sich zurück. Je größer aber die Einsamkeit wurde, die äußerlich das Kind umgab, desto lauter wurde die geheimnisvolle Stimme in ihrem Innern. Je mehr die sichtbare Welt vor ihren trübenden, kranken Augen versank, desto klarer tauchte eine neue, wunderbare Welt der Übernatur vor ihr auf. War sie aus dem Schulunterricht verbannt, so übernahm nun der Schutzengel, den sie von den frühesten Kindheitstagen an leibhaftig vor sich sah, ihre Erziehung. Er lehrte sie beten und führte sie auch in die Kunst des beschaulichen Betens ein, er hielt sie zu vielen kleinen Abtötungen an, erzog sie zur Beherrschung und Verleugnung des eigenen Willens und erwies sich als strenger Zuchtmeister, wenn Anna nicht genauestens seinen Anweisungen folgte. Einmal zeigte ihr der Engel ein dornenumflochtenes, blutendes Herz, um das die Worte geschrieben waren: „Sieh, mein liebes Kind, was das göttliche Herz Jesu noch täglich für seine heilige Kirche leidet! Willst du nicht diese Leiden mit ihm teilen?“ So erwachte in Anna Moes schon früh der Sühnegedanke.

„Nimm mich als Schlachtopfer deiner göttlichen Liebe!“, so bat sie das Herz Jesu. „Dir will ich zugehören ohne Vorbehalt. Laß mich immer deine Marterbraut sein.“ Der Heiland nahm das Angebot ihrer großmütigen Seele an.

Lange Zeit behielt Anna Moes ihre mystischen Begnadigungen, von deren Wirklichkeit sie fest überzeugt war, als Geheimnis für sich. Als sie endlich auf höhere Weisung diese Zustände und Visionen dem Redemptoristenpater Romi, ihrem Beichtvater, anvertraute, schalt dieser sie anfangs eine „verrückte Schwärmerin“, mußte sich aber schließlich von der Wirklichkeit der Erscheinungen überzeugen, zumal Anna in der Fastenzeit des Jahres 1860 nach heftigem Leiden im Miterleben der Passion Christi die Wundmale erhalten hatte. Ängstlich suchte Anna die Stigmata und ihr ganzes ungewöhnliches Seelenleben vor den Augen anderer zu verbergen. Und als wollte der Heiland selbst seine Leidensbraut neugierigen Augen entziehen, gab er ihr die Weisung, ein Kloster nach der Regel des hl. Dominikus zu gründen.

Sogleich machte sich Anna an die Ausführung dieses Befehls. Aber ein Meer von Bitterkeit mußte sie durchkosten, bis es ihr endlich gelang, aus einem gepachteten, halbzerfallenen Gutshof auf dem Limpertsberg vor den Toren der Stadt Luxemburg ein Kloster zu machen! Ohne alle Mittel — fünf Franken waren das ganze Bargeld — ging Anna Moes mit einer gleichgesinnten Freundin im Februar 1861 ans Werk. Nach sieben Jahren schlimmster Not und Entbehrung, war es den Schwestern, deren Zahl auf fünf gestiegen war, möglich geworden, durch Besorgung von Kirchenwäsche und Einrichtung einer Nähsschule die notwendigen Mittel zu erhalten.

Mit gutmütigem Spott sahen anfangs die Luxemburger auf die „Betschwester vom Limpertsberg“. Der harmlose Spott ging aber in leidenschaftliche Verfolgung über, als durch Mißverständnisse und Verleumdungen die krankhaften Äußerungen einer geistesgestörten Nonne der schuldlosen Schwester M. Dominika Klara — so nannte sich nun Anna Moes — zugeschoben wurden. Die schlimmsten Reden gegen die Schwestern und besonders gegen die Oberin Schwester Klara wurden laut. Es gelang den Feinden der Schwestern sogar die geistliche Behörde zu gewinnen. Der Bischof untersagte Schwester Klara die Aufnahme von neuen Schwestern und verbot ihr den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit ihrem Seelenführer. Kein Priester durfte es wagen, die Beichte der Schwestern zu hören, ohne im Volk verfemt zu sein. Jahre hindurch galt Schwester Klara im ganzen Luxemburger Lande als Betrügerin. Sie brachte es fertig, innerlich dieser schweren Prüfung Herr zu werden und Schmach und Verdemütigung sogar zu lieben. Sagte sie doch: „Lieber soll man sich ein Stück von der Zunge abbeißen, als sich rechtfertigen oder entschuldigen. Es geschieht uns auf Erden nie Unrecht, selbst dann nicht, wenn man alles erdenkliche Böse gegen uns sagen würde...“ Aber wieviel

Kampf mag es gekostet haben, bis Schwester Klara soweit war, alle Regungen der Eigenliebe zu überwinden und ganz vorbehaltlos die Marterbraut Christi zu sein!

Zwanzig Jahre lang dauerte das Fegfeuer der äußeren Prüfungen, bis endlich ein bischöfliches Schiedsgericht das Lügengespinst zerriß und den guten Namen der Oberin vom Limpertsberg wieder herstellte. Hand in Hand mit den äußeren Prüfungen gingen noch viel empfindlichere innere Prüfungen. Ähnlich wie der hl. Pfarrer von Ars hatte Schwester Klara entsetzliche Kämpfe mit den bösen Geistern zu bestehen, die fühlbar und sichtbar ihr zusetzten. Und um das Maß der Seelenleiden voll zu machen, befahl Schwester Klara auch noch das Gefühl gänzlicher Verlassenheit von Gott. Nur ein heldenhafter Glaubensmut und eine ganz ungewöhnliche Gottesliebe konnten alle diese Prüfungen siegreich bestehen. Ungewöhnliche Gnadenerweise waren der Lohn des Heilandes für die Großmut seiner Marterbraut. Immer zahlreicher wurden die Visionen, Ekstasen und wunderbaren Vorgänge. Bei all dem aber blieb Schwester Klara, auch als sie Priorin eines kraftvoll aufgeblühten Konvents geworden war, so demütig, daß sie es keineswegs verschmähte, wie die jüngste Laienschwester am Waschtrog zu stehen oder in der Nähstube zerrissene Wäsche zu flicken. Sie war so bescheiden und wußte ihr ungewöhnliches Seelenleben vor neugierigen Blicken oder Aushorchen so geschickt zu verbergen, daß z. B. die meisten Schwestern erst nach dem Tode, am Leib der Entschlafenen, die Wundmale entdeckten.

Mögen diese vielen mystischen Erscheinungen keineswegs unterschiedslos auf übernatürliche Weise zu erklären sein; mag die erregte Seele der leidgeprüften Frau, das zarte, religiöse Innenleben der Nonne gewiß eine große Rolle dabei spielen, so offenbart sich im Leben der gottseligen Dienerin Gottes doch eine so überragende Demut, ein solch ergreifender Gehorsam gegen die kirchlichen Obern, ein so zähes Streben nach lauterster Heiligkeit, ein so tiefes Sichversenken in die Passion Christi, daß man nur mit größter Ehrfurcht von der Dulderin auf dem Limpertsberg reden kann.

Walburg

25. Februar

Von starken Frauen ohne Zahl erzählt uns das Heiligenbuch unserer Kirche. Eine solche Frau, die es an Tatkraft und Umsicht, an Unerschrockenheit und Ausdauer den besten Männern gleicht, ist St. Walburg.

St. Walburg ist unserm Volke so lieb und vertraut geworden, daß wir kaum mehr daran denken, daß ihre Wiege nicht in einem deutschen Hause stand, sondern in einem englischen Königspalast. Um 710 wurde Walburga (auch Waldburg und Walpurgis genannt) geboren. Die Legende stellt uns das Mädchen als königliche Prinzessin vor und nennt als Eltern den hl. König Richard und die hl. Wunna. Die strenge Geschichte macht zu dieser königlichen Abstammung freilich ein Fragezeichen und läßt Walburg im Hause eines dem Namen nach nicht mehr bekannten angelsächsischen Edelmannes das Licht der Welt erblicken. Auf jeden Fall müssen es wahrhaft fromme Eltern gewesen sein, die über Walburgs Kindheit wachten. Nahe verwandt mit Bonifatius, dem Apostel Deutschlands, führten sie ihre Kinder von frühester Jugend an Gott entgegen. Wie reich gingen doch diese in die empfänglichen Kinderherzen gestreuten Samenkörner auf! Nicht bloß Walburga, auch ihre Brüder Willibald und Wunibald werden heute von der Kirche als Heilige verehrt.

Bei seinem großen Werke der Missionierung Deutschlands sah sich Bonifatius vergeblich nach geeigneten deutschen Mitarbeitern um. Da erinnerte er sich seiner beiden Neffen Willibald und Wunibald. Ein Wort von ihm genügte und die Brüder stellten sich mit dem Feuereifer und Heldenmut wahrer Heiliger ihrem Onkel zur Verfügung. Doch bald erkannten sie, wie sehr sie für das Gelingen ihres Apostelwerkes Klöster als feste Stützpunkte brauchten. Wenn die junge Saat des Christentums nicht bald wieder von Unkraut überwuchert werden und verderben sollte, mußten die jungen Pflänzlein ständig umhegt und betreut werden. Und wer wäre zu solcher Gärtnerarbeit in Gottes Weinberg tauglicher gewesen als Menschen, die sich selbstlos von der Welt getrennt hatten, um desto rückhaltloser für Gottes Reich wirken zu können? So drang zum zweiten Male ein Ruf nach England: „Kommt und helft uns!“ Wie hätte Walburg, die im Kloster Wimburn nach Gottvereinigung strebte, ihren Onkel, ihre Brüder, vergeblich rufen lassen können! Entschlossen machte sie sich auf den mühsamen Weg ins fremde Land, begleitet von Lioba, Thekla und einigen anderen opferbereiten Seelen.

Nachdem sie zuerst an der Seite ihres Bruders Wunibald in Thüringen gewirkt und unter der Leitung der hl. Lioba in Tauberbischofsheim die Größe ihrer Seele mehr und mehr zur Reife gebracht hatte, folgte sie einer Einladung ihres Bruders Willibald, der inzwischen Bischof von Eichstätt geworden war, und leitete

als Äbtissin das von ihm gegründete Kloster Heidenheim. Nun hatte St. Walburg das rechte Arbeitsfeld. Die heilige Äbtissin offenbarte ein hervorragendes Verwaltungstalent und eine bewundernswerte Gabe, andere zu führen und zu leiten. Ihren Ordensschwestern wurde sie eine verstehende, immer besorgte Mutter und erleuchtete Lehrerin der Heiligkeit, ihrer Umwelt eine vielgesuchte Beraterin und Helferin in leiblichen und geistigen Nöten. Von fernher kamen die Menschen, um Rat und Trost von ihr zu erfliehen. Wie zu einer Heiligen sah das Volk zu ihr auf und Gott bestätigte diesen Glauben wiederholt durch Wunder, die St. Walburg in seinem Namen an Kranken und Hilflosen wirkte. Im Jahre 779 durfte die heilige Äbtissin den Siegerpreis aus Gottes Hand für ihr opfervolles Leben empfangen. Ihre Reliquien wurden später nach Eichstätt übertragen, wo sie unter der Obhut der dortigen Benediktinerinnen stehen. Aus der Steinplatte, auf der die heiligen Gebeine ruhen, träufelt eine seltsame Flüssigkeit. Manche Gelehrte suchen diese Erscheinung als atmosphärischen Niederschlag zu erklären. Der Volksmund spricht von „Walburgisöl“. Sei es wie immer: auf jeden Fall sind durch fromme Anrufung der hl. Walburg und vertrauensvollen Gebrauch des „Walburgisöls“ schon zahlreiche glaubhaft bezeugte Heilungen geschehen bis herauf in die jüngsten Tage.

Wie groß der Glaube an die Wundermacht der hl. Walburg von jeher war, zeigen die mannigfachen Sagen, die im Volk seit alter Zeit umliefen. Man erzählte: Ein geiziges Weib schnitt an einem hohen Feiertag den ganzen Tag Weizen. Als sie gegen Abend die Garben sammeln wollte, blieb ihr das Stroh an den Händen kleben, so daß sie es mit keiner Gewalt wegzureißen vermochte. Jammernd wallfahrtete sie vergeblich von einer Kirche zur andern. Erst am Grabe der heiligen Walburg erhielt sie Erlösung von ihrer harten Strafe. Ähnlich erging es einem Bösewicht, der einen Mann, der zum Grabe der hl. Walburg wallfahren wollte, aus Gier nach seinem Geld erschlagen hatte. Als er den Ermordeten auf den Rücken nahm, um ihn in eine Schlucht zu werfen, daß niemand etwas von der verruchten Tat merken sollte, geschah es, daß der Leichnam auf seinem Rücken anwuchs und er vergeblich sich mühte, ihn wegzubringen. St. Walburg hatte diese schreckliche Buße über ihn verhängt, weil er einen ihrer frommen Wallfahrer getötet hatte.

Selbstverständlich sind das nur Sagen, die der Volksmund ersann. Aber könnte man den Fluch der Sünde und die unheimliche Last des bösen Gewissens packender und erschreckender darstellen als es hier geschah? Trägt nicht der Sünder seine böse Tat als quälende Last mit sich herum wie jene Frau die Weizengarbe und jener Mann den Ermordeten? Gott helfe uns, daß nicht auch wir mit einer solch unheimlichen Last eines beschwerten Gewissens einhergehen! Gott helfe uns, daß wir die Kraft gewinnen, durch herzhaftes Reue und aufrichtige Beichte eine solche Last von unserer Seele zu schütteln. St. Walburg erbitte uns diese Gnade!

Erst sieben Jahre war sie alt, als Mechtild, das kleine Freifräulein von Hackeborn, an der Hand ihrer Eltern durch die Räume und Kapellen des Zisterzienserinnenklosters Rodersdorf ging. Nicht müde wurde das Kind, seiner großen Schwester Gertrud, die im Kloster als Äbtissin waltete und später als St. Gertrud von Hackeborn einen Ehrenplatz in der Geschichte der Heiligen Gottes erhielt, mit Fragen zuzusetzen. Als der Abend kam und die Eltern sich zum Gehen rüsteten, war Mechtild um keinen Preis zu bewegen, mit heimzukehren. Gertrud dachte wohl an eine rasch vorübergehende Laune des Schwesterleins und sie bat die Eltern, die Kleine bei ihr zu lassen. Es werde wohl nicht lange dauern, bis sie des Klosterlebens überdrüssig, wieder heim verlange. Aber die Äbtissin täuschte sich. Mechtild fühlte sich im Haus des Gehorsams und Schweigens, der Arbeit und des Lernens, der Abtötung und des Gottesdienstes so glücklich und am rechten Orte, wie der zwölfjährige Jesusknabe im Hause seines Vaters. Willig beugte sich Mechtild der strengen Schule ihrer Schwester und der harten Erziehung ihrer Lehrmeisterin. Sie bewährte sich so ausgezeichnet und offenbarte einen solch gediegenen Ordensgeist, daß sie als Achtzehnjährige bei der Verlegung des Klosters nach Helfta (1258) mitziehen und die Gelübde ablegen durfte. Wegen ihrer trefflichen Anlagen übertrug ihr die Äbtissin das Amt einer Lehrerin an der Klosterschule und der Vorsängerin im Chor.

Mechtild war der Liebling der Schwestern. „Nachtigall Christi“ — so wurde sie im Kloster genannt. Nicht bloß wegen ihrer wohlklingenden Stimme und anmutigen Sangeskunst, sondern auch wegen ihrer lebenswürdigen Frohnatur. Sie konnte niemand traurig sehen. Als gerades Widerspiel ihrer strengen Schwester, der Frau Äbtissin, strömte sie eine Welle der Freude aus und verbreitete behagliche Wärme in die kalten Räume des Klosters. Was wissen die Mitschwestern davon, daß diese sangeslustige Nachtigall Christi insgeheim sich der schwersten Bußübungen unterzieht? Wer ahnt, daß die edle Jungfrau mit dem bleichen, von kaum merklicher Röte überhauchten Gesicht ein Leben härtester Abtötung führt? Nur dieses eine fällt den Mitschwestern auf: Mechtild ist soviel in Gedanken versunken, sie scheint oft mit ihrer Seele in weiter Ferne zu sein. Sie ist so „geistesabwesend“, daß sie oft nicht weiß, ob und was sie gegessen hat. Nicht selten überfällt es sie so plötzlich, daß sie alles ringsum vergißt und die gestrenge Äbtissin ihr wegen der Störung der Ordnung dann eine Buße auferlegen muß.

Erst nach und nach wurde es den Klosterfrauen offenbar, wie sehr Mechtild alle Zeit in der beseligenden Nähe Gottes lebte und wie sie immerfort seine beglückende Gegenwart fühlte. Ihre Seele schwamm in der Gottheit wie der Fisch

im Wasser „Gott fing an, ihr heimelig zu werden“, heißt es treffend in der alten Lebensgeschichte der Heiligen. Sie schwang sich zu erhabener Geistesfreiheit und mystischer Gottbegnadigung empor. Den besten Einblick in dieses ungewöhnliche Seelenleben gewährt das „Buch der besonderen Gnaden“, in dem Mechtild die vielen Gesichte, mit denen sie von Gott ausgezeichnet wurde, in ihrer frauenhaft feinen, zarten Art aufgezeichnet hat.

„Nichts freut mich so sehr wie das Menschenherz“, sprach einst der Heiland zu St. Mechtild, „aber wie selten schenkt man es mir! An allen Gütern habe ich Überfluß, nur nicht an Menschenherzen. So oftmals werde ich um sie betrogen!“ Als einst die Heilige innigst nach ihrem Herrn seufzte, neigte sich der Heiland zu ihr nieder: „Sag an, Geliebte, was wünschst du? Sieh, so oft du nach mir seufzest, ziehst du mich in dich hinein. Ich bin viel leichter zu erlangen als irgend ein Ding. Kein Faden und kein Splitter, nichts ist so klein und gering, daß man es mit einem Willensakt an sich ziehen könnte; mich aber kann der Mensch mit seinem bloßen Willen, mit einem sanften Seufzer an sich ziehen.“ Nicht müde wird der Heiland, seiner Braut das Glück der hl. Kommunion zu schildern und sie für diese innigste Liebesvereinigung zu begeistern. „Wüßte der Mensch“, erklärte er ihr einstmals, „wieviel Heil für ihn aus dem Leib Christi hervorgeht, er sänke um vor Freude . . . Will jemand, der sein ganzes Leben bisher verloren, verdorben und vergeudet hat, alles wieder gutmachen und zurückgewinnen, so soll er öfter zu diesem hochedlen und hochwürdigen Sakrament hinzutreten. Es enthält alle Güter; dort kann man alle Gnadenschätze finden . . . Je öfter der Mensch kommuniziert, desto reiner wird seine Seele, wie jener um so sauberer wird, der sich öfter mit Wasser wäscht. Und je öfter jemand fromm und würdig kommuniziert, desto mehr wirke ich in ihm und desto mehr werden seine Werke geheiligt. Und je eifriger der Mensch kommuniziert, desto tiefer versenkt er sich in mich. Je mehr er aber in den Abgrund meiner Gottheit eindringt, desto mehr weitet sich seine Seele und desto mehr wird er meiner Gottheit teilhaft, gerade so, wie das Wasser eine Grube tiefer und weiter höhlt, je öfter es auf eine Stelle stürzt.“

Wie allen gottliebenden Seelen, so fehlte es auch Mechtild nicht an schweren Prüfungen. Sie litt an unerträglichen Kopfschmerzen und zeitweise an der noch größeren Pein innerer Trostlosigkeit. Ganz frei von Leiden war sie niemals. Aber das alles nahm sie „ganz willig und gar fröhlich“ hin (aus dem Bericht ihrer Mitschwester). In allem sah sie ein Geschenk Gottes und ertrug die Schmerzen zum Dank für die vielen außerordentlichen Begnadigungen mit einer wundersamen Ruhe und Heiterkeit. Wenn den ratlosen Schwestern vor Mitleid oft die Tränen aus den Augen traten, dann fand die Leidende noch Kraft, sie zu trösten und zum Gottvertrauen zu ermuntern. Keinen irdischen Wunsch kannte die Heilige, als daß ihr Wille eins sei mit dem Willen Gottes. „So ich auch jetzt alle Gesund-

heit und Stärke, die ich je gehabt, erwerben möchte, so wollte ich doch nur, daß ich niemals möchte zwieträftig sein von deinem Willen, sondern, daß ich alles, was du willst, es sei glücklich oder widerwärtig, mit dir wolle.“

Dieses Einssein mit dem Willen Gottes hielt die Heilige fest bis zum Tode, der am 19. November 1299 zu ihr kam. „O guter Jesus! O guter Jesus!“, hörten die Schwestern die Sterbende unaufhörlich flüstern. Mit diesem Dankgebet auf den Lippen übergab sie ihre reine Seele dem König ihres Herzens.

Gabriel Possenti

27. Februar

Am 5. September 1856 fand im Jesuitenkolleg zu Spoleto die feierliche Preisverteilung statt. Bei den dichterischen Vorträgen, die mit der Preisverteilung verbunden waren, erregte ein Student durch seine hervorragende Deklamationskunst und durch die vielen Preise, die er sich auf dem Podium holen durfte, das Aufsehen der Festgäste. Auch durch sein elegantes Äußeres stach er unter seinen Mitschülern hervor. Er stand auf der Bühne wie aus der Modezeitung herausgeschnitten: das dunkle Haar sorgfältig gescheitelt, mit weißen Handschuhen, glänzenden Lackstiefeln, tadellos sitzendem Rock, einem schneeweißen Brusthemd, mit zahlreichen gebügelten Fältchen und einem glitzernden Brillantknopf, mit seidener Binde um den Hals, funkelnden Knöpfen an den fein gestärkten Manschetten – alles von erlesenem Geschmack; dazu ein gewinnendes Lächeln im hübschen Gesicht, als wolle er den Triumph der Mode zur Schau tragen. „Ein feiner Junge!“, so ging das Flüstern durch die Reihen der Anwesenden. „Der wird seinen Weg machen! Wie heißt er denn?“ Und von Mund zu Mund lief der Name: Gabriel Possenti.

Am Tage nach der Preisverteilung gab es unter den Studenten eine Sensation. Gabriel Possenti, dem sie wegen seiner Geschicklichkeit im Tanzen und Theaterspielen den Spitznamen „Ballettänzer“ gegeben hatten, ihr lustigster Mitschüler, der unerschöpflich an witzigen Einfällen und Späßen war, der flotteste Kerl von ganz Spoleto, er war ins Kloster gegangen! Das Staunen unter den Schülern wurde noch größer, als man erfuhr, daß Possenti bei den Passionisten eingetreten war, einem Orden, dessen ungewöhnliche Strenge bekannt war. Nicht wenige gab es, die über diesen Schritt des glänzend begabten Studenten lächelnd den

Kopf schüttelten und meinten: „Wartet nur! Der verzärtelte, elegante Junge wird es nicht lange im rauhen Habit der Passionisten und in der Strenge ihres Ordenslebens aushalten. Ein paar Tage oder Wochen — und wir haben den Ballettänzer wieder unter uns!“

Aber sie täuschten sich, wie auch der Vater des jungen Novizen, der nun „Gabriel von der schmerzhaften Jungfrau“ hieß, seine leise Hoffnung auf ein Wiederkommen des Sohnes begraben mußte. Wie schwer war es dem Amtsrichter Possenti geworden, sein Lieblingskind fortzugeben! War doch von allen dreizehn Kindern Gabriel es gewesen, der in das seit dem Tode der Mutter so stille Elternhaus Sonne brachte. Mit seiner quecksilbernen Munterkeit half Franz (diesen Namen hatte er bekommen, als er am 21. März 1838 im Dom des hl. Rufinus zu Assisi am gleichen Taufstein wie Franziskus und Klara getauft wurde) über viele trübe Stunden hinweg. Um so schmerzlicher traf es den Vater, als Franz ihm seine Berufswahl mitteilte. Franz wußte, welches Leid er seinem Vater damit antat. Aber er konnte nicht anders. Lange genug hatte er sich gegen den Ruf Gottes gewehrt. In schwerer Krankheit hatte er zweimal das Versprechen gemacht, in einen Orden zu treten. Doch jedesmal hatte das frohe Leben mit seiner lachenden Lust wieder die Oberhand bekommen. Nicht als ob Possenti leichtsinnig oder gar verdorben gewesen wäre. Bei all seiner Weltlust und Vorliebe für feine Kleidung, große Gesellschaften, Theater, Jagden usw. war er tief fromm und sittenrein geblieben. Regelmäßig empfing er mit großer Andacht die hl. Sakramente, mit kindlicher Liebe hing er an der Mutter Gottes, die er seine „Mama“ nannte. Ängstlich wachte er über die Reinheit des Herzens. Aber ins Kloster gehen? Dazu hätte er doch auf allzu viele liebe Gewohnheiten verzichten müssen. So geriet das Versprechen jedesmal wieder in Vergessenheit. Zweimal erneuerte er es: einmal als er auf der Jagd einen Sturz erlitt und ein Schuß aus der eigenen Flinte ihm dabei ums Haar das Leben gekostet hätte, ein anderes Mal, als seine liebste Schwester als Opfer der Cholera starb. Aber wieder ließ die Zeit die tiefen Eindrücke verblassen und das Versprechen vergessen. Da kam die Mutter Gottes selber, um ihn zu holen. Der Dom zu Spoleto besitzt ein uraltes Gnadenbild der Mutter Gottes, das alljährlich am Oktavtag von Mariä Himmelfahrt in feierlichem Umgang durch die Straßen der Stadt getragen wird. So geschah es auch im Jahre 1856. Diesmal kniete der achtzehnjährige Franz Possenti unter den Reihen des andächtigen Volkes. Als das Gnadenbild an ihm vorübergetragen wurde, da war es ihm, als richte Maria ihre Augen auf ihn und rufe ihm zu: „Franz, die Welt ist nichts für dich, du gehörst ins Kloster!“ Dieses Erlebnis gab den Ausschlag. Nun sträubte er sich nicht länger.

Am 7. September 1856 schied Franz Possenti aus dem Vaterhaus und trat im Passionistenkloster zu Morrovalle ein. Ein Brief an einen seiner Brüder gibt uns

einen Einblick in sein Ordensleben: „Am Abend gehen wir je nach der Jahreszeit früher oder später zur Ruhe. Nach fünf Stunden erheben wir uns, um im Chor die Mette zu singen. Der Chorgesang dauert ungefähr eine Stunde, darauf folgt eine halbe Stunde Betrachtung. Dann geht man wieder zur Ruhe; im Winter für drei Stunden, im Sommer für zwei und eine halbe Stunde. Am Morgen beten wir die Prim und Terz und wohnen dann zwei hl. Messen bei. Hernach gehen wir in die Zelle, um sie in Ordnung zu bringen. Nach dem Frühstück widmet sich jeder zweieinhalb Stunden seiner besonderen Beschäftigung, dem Studium, der Schriftstellerei, dem Beicht hören, oder was ihm sonst aufgetragen ist. Dann haben wir eine Viertelstunde geistliche Lesung, an die sich ein Spaziergang von einer halben Stunde anschließt. Darauf beten wir im Chor Sext und Non, dann ist Mittagstisch. Wir haben außer der Fasten- und Adventzeit wöchentlich drei Fasttage. Nach dem Mittagessen ist ungefähr eine Stunde gemeinschaftliche Erholung, dann darf man eine Stunde ausruhen. Es folgt die Vesper und eine gemeinsame geistliche Übung. Hierauf geht jeder wieder wie am Vormittag für zwei Stunden an seine besondere Arbeit. Daran schließt sich ein halbstündiger Spaziergang. Sind wir zurückgekehrt, wird die Complet gebetet und eine Stunde dem Stillgebet gewidmet. An den Abendtisch schließt sich wieder die Rekreation an. Dann wird der Rosenkranz gebetet. So verfließt der Tag rasch in Freude und Frohsinn.“

Alle Brücken zur Vergangenheit hatte Gabriel abgebrochen. Nicht einmal der Besuch lieber Angehöriger war ihm erwünscht. Er fürchtete, dadurch aus der inneren Sammlung herausgerissen zu werden. Seine Abkehr von der Welt war vollständig. Alles, was ihn früher so gefesselt hatte, hatte jeden Reiz verloren. Dem Vater, der einmal in einem Brief Befürchtungen über Gabriels Beharrlichkeit äußerte, schrieb er: „Es ist unmöglich, einen so liebenswürdigen Herrn wie Jesus Christus und eine so liebevolle Herrin wie Maria zu verlassen. . . Die Zufriedenheit und Freude, die ich in diesen heiligen Mauern verkostete, ist unbeschreiblich. Eine Viertelstunde vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau möchte ich nicht mit einem oder so vielen Jahren weltlicher Unterhaltung und Vergnügungen als du willst vertauschen.“

Wenige Jahre nur trug Gabriel das Ordenskleid, aber in diesen sechs Jahren erbaute er durch die ungeheure Willenskraft, mit der er an der Bekämpfung seiner Fehler und an der Erreichung des Ordensideals arbeitete, alle, selbst die ergrauten Mitglieder der klösterlichen Familie. Da ihm große Bußwerke wegen seiner schwächlichen Gesundheit von den Obern verboten waren, übte er sich um so eifriger in kleinen Enthaltungen. Jede Gelegenheit nützte er dazu aus: beim Knien, beim Sitzen, bei Tisch, beim Ruhen, bei der gemeinsamen Unterhaltung — immer wußte seine Liebe zum Heiland und der schmerzhaften Mutter Gelegenheiten zu einem Opfer ausfindig zu machen.

Ein Jahr nach seinem Eintritt legte Gabriel Possenti die feierlichen Gelübde ab und wurde dann zu den philosophischen und theologischen Studien nach Pievetorina und in das weltentlegene Klösterchen Isola am Fuß des Gran Sasso in den Abruzzen versetzt. Bevor er jedoch sein Studium vollenden und die Priesterweihe erhalten konnte, warf ihn die Schwindsucht aufs Sterbelager. Erst 24 Jahre alt starb er am 27. Februar 1862. Ungewöhnlich viele Wunder verherrlichten den Heiligen, den Leo XIII. den „Aloisius unserer Tage“ nannte und in dem die Jugend neben Aloisius, Stanislaus und Johannes Berchmans ein neues Vorbild zur Nacheiferung erhielt.

Baldomer

28. Februar

Baldomer wurde im 7. Jahrhundert in der französischen Provinz Franche-Comté geboren und hatte das große Glück, von gottesfürchtigen Eltern erzogen zu werden. Ihre Hauptsorge war es nicht, dem Sohn einmal ein möglichst großes Vermögen zu hinterlassen. Tausendmal wichtiger erschien es ihnen, dem Kind eine echte, handfeste Frömmigkeit mit auf den Lebensweg zu geben. „Bet' und arbeit, Gott hilft allzeit!“ – auf diese Formel läßt sich die ganze Lebensweisheit bringen, die Baldomer von seinen Eltern eingeprägt erhielt. Sie wurden nicht müde, den Knaben daran zu gewöhnen, jede, auch die geringste Arbeit in der guten Meinung zu beginnen und mit einem dankbaren Blick zum Himmel zu beendigen. Sorgfältig behüteten die Eltern ihr Kind vor schlimmen Einflüssen und begeisterten sein empfängliches Herz für die Schönheit sittlicher Reinheit.

Die Eltern ließen den kräftigen Jungen das Schlosserhandwerk erlernen. Ob nicht auch der Lehrjunge und Geselle Baldomer, als er die ersten Groschen verdiente und der sauer erworbene Lohn in der Tasche klimperte, die Stimme der Schlange hörte: „Du hast die paar Pfennige bitter genug verdienen müssen. Nun nimm sie doch und schaff dir damit Vergnügen und Lust! Was gehen dich deine Eltern an? Du hast ein Recht, an dich selbst zu denken.“ Nicht wenige junge Leute handeln nach dieser höllischen Lockung. Sie werfen ihren Eltern einige Groschen auf den Tisch, wie man fremden Hauswirten Kostgeld und Miete zahlt, und spielen im übrigen die selbständigen, erwachsenen Herren, die den Eltern über ihr Tun und Lassen weder Rechenschaft noch Aufklärung schuldig sind. Von

Baldomer wissen wir, daß er die Pflicht der dankbaren Liebe gegen seine Eltern nie vergaß. Er blieb ihr Kind, auch als schon die Barthaare auf der Lippe sproßten und der sehnige Arm den Schmiedhammer mit Manneskraft auf den Amboß schlug. An ihm hatten die alternden Eltern eine Freude und eine Stütze. Seine Dankbarkeit vergoldete den Abend ihres Lebens und warf helles Licht in ihre Sterbestunde.

Nach dem Tode der Eltern ging der brave, frische Handwerksgeselle auf die Wanderschaft, und bald finden wir ihn in Lyon, wo ein Schild die Kunden in die Werkstätte Meister Baldomers rief. Das Geschäft blühte. Der Meister konnte Lehrjungen und Gesellen einstellen. Die Leute suchten gern Baldomers Werkstätte auf. Seine tüchtige Arbeit hatte sich bald in der Stadt rundgesprochen, sein heiteres Wesen, seine natürliche Frömmigkeit erwarben ihm viele Freunde. Baldomer gehörte nicht zu den Handwerksleuten, die immer die Ausrede bereitliegen haben, sie würden ganz gerne beten, aber ihre viele Arbeit ließe ihnen dazu keine Zeit. Der Lyoneser Schlossermeister hatte Arbeit in Hülle und Fülle. Diese hinderte ihn aber nicht im Gebet. „Er betete täglich viel und war emsig in der geistlichen Lesung“, erzählt seine alte Lebensgeschichte. Bei ihm gab es kein müßiges Zeitvertrödeln; er stellte eine genaue Tagesordnung auf, die er mit seinen Gesellen und Lehrjungen aufs pünktlichste einhielt. Jeden Morgen begann er mit dem Besuch des hl. Meßopfers, wobei ihn in der Regel der eine oder andere seiner Gesellen begleitete. Der Segen dieser frommen Gewohnheit lag wie eine helle Sonne über dem ganzen Tage und legte eine gewisse Weihe über die Werkstätte. Da wurde nicht geschimpft und geflucht, da wurde kein liebloser Tratsch breitgetreten und wurden keine Zoten zum besten gegeben. Es war Baldomer zu einer lieben Gewohnheit geworden, vor jeder Arbeit sein Gebetchen zu sprechen: „Im Namen des Herrn!“ War die Arbeit getan, dann setzte ein herzhaftes „Gott sei Dank!“ den goldenen Schlußpunkt darauf. So machte Meister Baldomer aus all seiner Arbeit einen Gottesdienst. Bei ihm war es nicht so, daß die Arbeit ihn von Gott losriß und daß er nur sonntags, wenn er das Kirchengewand angezogen hatte, eine halbe Stunde für den Herrgott übrig hatte. Er stand auch mitten in der Werktagsarbeit seinem Gott zur Verfügung. Seine Gedanken kreisten um den ewigen Schöpfer und gütigen Vater, auch während der Arm den Hammer schwang oder die Feile führte oder den Blasbalg zog.

Wie ein Vater nahm sich Baldomer um seine Lehrjungen und Gesellen an, wie ein Seelsorger kümmerte er sich um sie. Der Lebensbeschreiber berichtet: „Baldomer ermahnte wie ein Seelsorger seine Hausgenossen fortwährend, Gott zu loben und ihm zu danken. Wo es nötig war, strafte er auch, nicht aus Zorn, sondern um zu bessern.“ Er sah in seinen Untergebenen nicht bloß Arbeiter, auf deren Kraft und Geschicklichkeit er ein Anrecht hatte, sondern auch Menschen

mit einer unsterblichen Seele, Gotteskinder, die seiner Obhut anvertraut waren und über die einst Rechenschaft von ihm gefordert würde.

Als bejahrter Meister fühlte sich Baldomer gedrängt, sich ganz seinem Seeleneheil und dem Dienste Gottes zu widmen. Er verkaufte sein Geschäft und zog sich in ein Kloster zurück, um Gott in noch innigerer Verbundenheit dienen zu können. Baldomer starb im Jahre 650. Sein Grab blieb fast tausend Jahre ein vielbesuchter Wallfahrtsort, bis fanatische Irrgläubige es zerstörten.

M. Kolumba Schonath

1. März

(Gedenktag am 3. März)

Eine fromme, kerndeutsche Mutter wachte über der ersten Kindheit der am 11. Dezember 1730 zu Burgellern im Scheßlitzer Juraland geborenen Müllers- tochter Maria Anna Schonath. Leider mußte Marianne ihre liebe Mutter, in der sie ihr herrlichstes Vorbild gesehen hatte, schon früh durch den Tod verlieren. Wie ein heiliges Vermächtnis aber bewahrte sie die Mahnung der sterbenden Mutter an ihre Kinder: „Habt nur Gott vor Augen, so wird euch nichts fehlen. Er verläßt keinen, der ihm zu gefallen sucht.“ Gott vor Augen haben — diese Mahnung war nun freilich bei Marianne überflüssig. Das Wandeln in Gottes Gegenwart war ihr zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Schon am Kind bemerkte man ungewöhnliche Erscheinungen, so die rätselhafte Tatsache, daß es gleichzeitig an verschiedenen Orten weilte. Man sah Marianne z. B. auf dem Felde das Vieh hüten, während sie gleichzeitig in der weitentfernten Dorfkirche kniete. Sehr früh schon wurde Marianne auf den Weg des Opfers hingewiesen. Während des Schafhütens erschien ihr einmal in einer lichten Wolke das Jesus- kind mit einem Schäferstab und sprach zu ihr: „Willst du mich lieben und mir treu bleiben bis ans Ende deines Lebens, so will ich dich zu meinen Schäflein führen, zu denen, die mir nachfolgen und weiden auf dem Wege des Kreuzes und Leidens.“ Das Kind ahnte damals noch nicht, daß das Gehen auf dem Wege des Kreuzes und Leidens ihr gottgewollter Lebensberuf sein würde. Aber von Jahr zu Jahr wuchs sie mehr in diesen Beruf hinein und sehnte sich darnach, als Opferlamm dem guten Hirten zu folgen auf die Weide des stellvertretenden, sühnenden Leidens. Aus dieser Sehnsucht heraus erstand ihr Wunsch, sich als Ordensschwester Christus ganz zu eigen zu geben. Nach vielen vergeblichen

Gängen fand sie im Dominikanerinnenkloster zum hl. Grab in Bamberg Aufnahme und legte 1754 als Laienschwester M. Kolumba die feierlichen Gelübde ab.

Bald erfuhr die junge Schwester, daß Christus ihr großzügiges Angebot als Opferlamm angenommen hatte. Wie Hagelschlossen fielen die Leiden über sie. Langdauernde, heftige Fieberstürme zerrütteten ihre Kraft, Blutbrechen und Erstickungsanfälle peinigten sie, böse Geschwüre, Entzündungen und offene Wunden stellten sich ein. Mit heldenhafter Geduld und bewundernswerter Ergebung ertrug Schwester Kolumba diese lästigen, qualvollen Leiden. Bald gingen diese körperlichen Leiden in ekstatische Zustände über, die sich jeden Freitag wiederholten und die Schmerzen bis zur Erschöpfung einer Sterbenden steigerten. Alle Peinen der Passion Christi, von dem Blutschweiß in Gethsemane bis zum Todeskampf am Kreuz erlebte die Leidensbraut mit. Sie spürte die Dornenkrone auf ihrem eigenen Haupt, an dem sich eine starke, quälende Geschwulst zeigte. Sie zuckte unter den Hieben der Geißelstricke, sie stöhnte unter den Martern der Annagelung, sie schauderte beim Trank von Galle und Essig und durchlebte so alle Schrecken des Karfreitags. Wenn sie aus ihrer ekstatischen Erstarrung erwachte, bestürmte die Leidensbraut den Himmel mit der stürmischen Bitte, sie vor äußerlich sichtbaren Leidensspuren, vor den Wundmalen, zu bewahren. Der Gedanke, Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden, war der demütigen Nonne schrecklich. Bisher war es ihr immer noch gelungen, ihre ungewöhnlichen Zustände vor den Augen Neugieriger zu verbergen. Doch als ihre Bitte unerhört blieb und sie am 9. Dezember 1763 vor den Augen der anwesenden Schwestern die Wundmale erhielt, da sprach sie auch jetzt wieder ihr ergebenes Fiat. Das Lamm ließ sich ohne Widerrede zur Schlachtbank führen. Katharina Emmerick, eine Zeitgenossin von Maria Kolumba, schaute im Gesicht die ihr ganz unbekannt fränkische Leidensgefährtin und sagte von ihr: „Ich sah die Dominikanerin Kolumba Schonath von Bamberg unbeschreiblich demütig, schlicht und einfach. Ich sah sie mit ihren Zeichen (d. i. mit den Wundmalen) alles arbeiten und tun. Ich sah sie in ihrer Zelle betend auf dem Gesichte liegen wie tot. Ich sah auch, daß ihre Hände bluteten und Blut auch von der Stirne unter dem Schleier hervorlief . . .“

Unbeschreiblich demütig, schlicht und einfach — ja, so war Schwester Kolumba. An ihr ist nichts Krankhaftes, kein Sich-wichtig-machen und in den Vordergrund- rücken. Ihr wäre es am liebsten gewesen, wenn niemand von ihr und ihren seltsamen Zuständen gesprochen hätte. Sie suchte in ihrer großen Demut auch alle die rätselhaften Geschehnisse zu verbergen, die nach der Einprägung der Wundmale immer häufiger einsetzten und bis zum heutigen Tag mit natürlichen Ursachen nicht erklärt werden konnten. Es geschah z. B., daß ihr von unsichtbaren Händen die hl. Hostie gereicht wurde, während sie bewegungslos auf dem Krankenbette lag. Ein Kruzifix in ihrer Zelle begann zu bluten. Am Ringfinger

der rechten Hand zeigte sich ein Brautring, der sich deutlich von der Hand abhob und auch von anderen Personen betastet werden konnte. Zur Zeit des nächtlichen Chorgebetes fühlte sie sich emporgehoben und in die Klosterkirche getragen, wo sie, die einfache Laienschwester, zum Erstaunen der Chorschwestern, die lateinischen Psalmen und Hymnen richtig aufschlug und mitsang. Wenn sie betete, sah sie sich oft von Armen Seelen wie von Schatten umringt. Alle diese und noch viele andere Erscheinungen vollzogen sich wiederholt im Beisein vieler Augenzeugen, vor Priestern, Ärzten, Gerichtspersonen.

M. Kolumba litt unsäglich unter der tastenden Neugierde und der Beurteilung der Mitwelt. Aber alle die oft so peinlichen, wenig taktvollen Untersuchungen durch geistliche und weltliche Behörden, alle die Mißachtung und Verkennung übelwollender Mitmenschen, die für übernatürliche Zustände keinerlei Verständnis hatten, ertrug M. Kolumba als echte Christusjüngerin. Als man auf höhere Weisung auch das blutende Kruzifix aus ihrer Zelle entfernte, meinte sie: „Dieses Kreuz kann man von mir nehmen, nicht aber ihn, den ich im Herzen trage und den ich im allerheiligsten Altarsakrament anbe.“

Froh atmete sie auf, als der Bamberger Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim ohne nähere Nachprüfung des Tatbestandes weiterhin über die Wundmale und sonstigen Ereignisse zu reden verbot. Nun wurde es wieder still um das Krankenlager der sühnenden Schwester. Die Wogen des Interesses ebten ab und bald legte sich der Schleier des Vergessens um das stille Martyrium, das sich in der engen Zelle vollzog. Am 15. März 1787 war das heroische Lebensopfer vollzogen. M. Kolumba wurde vom Kreuz ihres Sühneleidens abgenommen und in aller Eile, um jedes Aufsehen zu vermeiden, beigesetzt.

Heinrich Seuse

2. März

Man könnte Heinrich Seuse wohl nicht mit Unrecht den deutschen Franziskus nennen. Viele Züge haben die beiden Gottesmänner gemein: bei beiden verbindet sich ritterlicher Sinn, der auf Heldentaten ausgeht, mit zartester Innigkeit des Gefühls. Beide sind gottrunken und wissen kein Maß in der Zähmung des „Bruders Esel“ und im Auskosten von bittersten Bitterkeiten. Beide leiden unter dem Zwiespalt, den die Charakterschiedenheit der Eltern in ihre Kindheit und Jugend

wirft. Auf der einen Seite der geschäftstüchtige, Welt und Geld dienstbare Vater – auf der anderen die gemüthvolle, fromme, hochgesinnte Mutter. So bei Franz von Assisi, so bei Heinrich von Berg.

Die Ritter von Berg hatten beim einsetzenden Verfall des deutschen Rittertums ihre Ahnenburg verlassen, waren nach Konstanz gezogen und trieben dort einen einträglichen Großhandel mit Tuch. Heinrichs Vater hatte sich vom ritterlichen Sinn seiner Vorfahren wenig bewahrt. Sein Sinn stand auf Geld und wieder auf Geld. Weltsinn und Härte ließen keine zarteren Regungen keimen. Sein genaues Widerspiel war Heinrichs Mutter, eine aus dem alten Geschlecht der Seuser stammende Oberlingerin. Sie war eine herzensgute, überaus milde, sanfte Frau. „Sie war“, wie ihr Sohn es selbst erzählt, „all ihre Tage eine viel große Leiderin. Das kam von der widerwärtigen Ungleichheit, die sie und ihr Gemahl hatten: sie war Gottes voll und hätte gerne darnach heilig gelebt; er aber war der Welt voll und kämpfte mit strenger Härte gegen an, und daher kamen Leiden. Sie hatte die Gewohnheit, daß sie all ihre Leiden in das bittere Leiden Christi warf und damit ihre eigenen Leiden überwand.“

Heinrich glich ganz der Mutter. Er hatte ein weiches, fast überzartes Gemüt, ein empfindsames Herz, einen klaren und scharfen Verstand. Da das schwächliche Kind für einen weltlichen Beruf nicht recht tauglich schien, brachten die Eltern ihren dreizehnjährigen Jungen ins Inselkloster zu den Dominikanern, wo er nun den größten Teil seines Lebens verbringen sollte. Der junge Novize unterschied sich in nichts von den anderen. Er nahm es mit dem Streben nach Vollkommenheit nicht strenger und nicht leichter als die anderen. Er führte im allgemeinen aus, was durch die Klosterzucht vorgeschrieben war, tat sich jedoch nicht weh, wo es nicht unbedingt sein mußte. Erst mit dem achtzehnten Lebensjahr kam die große „Kehr zu Gott“. Am Feste der hl. Agnes erkannte er in einer geheimnisvollen Entrückung seiner Sinne, daß das Ungenügen, das er bisher in seiner Seele trug, nur gestillt würde durch völlige Selbstentäußerung und innigste Liebesvereinigung mit Gott. Nun gab Heinrich Seuse seinem Leben eine neue Richtung. Die letzten schwachen Bande, die ihn an die Weltanschauung des Vaters bisher noch geknüpft hatten, waren ein für allemal zerrissen. Zum äußeren Zeichen dafür nannte er sich von jetzt an nicht mehr nach dem Vater Heinrich von Berg, sondern nach der Mutter Heinrich Seuse. In diesem Namenswechsel offenbart sich auch die innige Liebe, die Heinrich Seuse zu seiner Mutter empfand, die eben in dieser Zeit ihn auf immer verließ. Während er fern der Heimat an der Hochschule zu Köln studierte, trat sein viel geprüftes Mütterlein den Gang in die ewige Heimat an. Zeitlebens sah Heinrich Seuse in der verstorbenen Mutter seinen Schutzgeist; er verehrte sie wie eine Heilige und rief sie an als seine Fürsprecherin am Throne Gottes.

Mit einem Eifer, der sich bis zum Übermaß steigerte, stürmte nun der junge Mönch den Berg der Vollkommenheit hinauf. Mit erfunderischer, entsetzlicher Bußstrenge bekämpfte er nun Jahrzehnte lang seinen „wilden Mut und den verwöhnten, widerspenstigen Leib“. Härenes Hemd und eiserne Kette, nägelbesetztes Unterkleid und Lederhandschuhe mit Messingstiften, zerfleischende Geißel und ein Holzkreuz mit Nadeln und Nägeln – mit diesen Folterwerkzeugen marterte er sich Tag und Nacht, im Liegen und Stehen. Jahrelang schlief er auf einem Brett oder sitzend in einem engen Stuhl, gegen fünfundzwanzig Jahre lang wärmte er sich nie am gemeinsamen Ofen, lange Zeit aß er nur einmal des Tages, enthielt sich nicht bloß des Fleisches, sondern auch der Fische und Eier, zwei Jahre lang sogar auch des Obstes. Er versagte sich erquickenden Trank und litt solchen Durst, daß er beim Weihwasserausteilen darnach lechzte, es möchte ein Tröpflein auf seine ausgedörrten Lippen fallen. Bis zum vierzigsten Jahre gab sich Heinrich Seuse diesem Überschwange hin, bis er körperlich vollständig geschwächt auf diese maßlosen Bußübungen verzichten mußte und Gott ihm zeigte, daß er von seinem Rittersmanne andere Dienste der Liebe und Hingabe wünsche. Die Schule, in die Gott selber nun Heinrich Seuse nahm, war freilich noch schmerzhafter als das bisherige körperliche Martyrium. Die schwersten seelischen Prüfungen kamen nun über den frommen Dominikaner: Vernichtung seiner weltlichen Ehre, Untreue von seinen Freunden, innere Trostlosigkeit und Verlassenheit. Alles Böse, was nur irgendwie ausdenkbar war, wurde ihm zugeordnet: Diebstahl heiliger Weihgeschenke aus einer Kapelle, Betrug mit einem blutenden Kruzifix, Brunnenvergiftung zur Pestzeit, Schmähung und Beschimpfung durch die eigenen Klostergenossen, übelste Nachrede durch eine teuflisch boshafte Dirne, dazu wiederholte Gefahr an Leib und Leben durch Mörder, Unfälle und schwere Krankheiten. . . . Beschmutzt an seiner priesterlichen Ehre, abgesetzt als Prior seines Klosters, mußte er fluchtartig Konstanz verlassen und nach Ulm übersiedeln, wo er bis zu seinem Tode 1366 in der Seelsorge tätig war.

Mit der wunderbaren Gelassenheit eines Heiligen nahm Heinrich Seuse diese schier übermenschlichen Prüfungen auf sich. Der Lohn blieb nicht aus. Seuse erzählt: „Darnach schließlich, als es Gott Zeit deuchte, da ward das Dulden von Gott für alle die Leiden mit einem inneren Herzensfrieden und mit stiller Ruhe und lichtreichen Gnaden belohnt.“ Er lobte Gott inniglich für das minnigliche Leiden und sprach, daß er die ganze Welt nicht dafür genommen hätte, anstatt dieses alles zu erleiden. Gott gab ihm wohl zu erkennen, daß er durch diesen Niederschlag seiner selbst entsetzt ward zu höherem Adel und in Gott übersetzt. . . . Also wird dem Menschen, der wohl leiden kann, für ein Leiden schon in der Zeit zum Teil gelohnt: denn er gewinnt Frieden und Freude in allen Dingen und nach dem Tode folgt ihm das ewige Leben. Amen.

Kunigunde

3. März

Wenn man heute soviel von zerrütteten Ehen sprechen hört, kommt diese Zerrüttung nicht sehr häufig davon her, daß das Gebäude der Ehe nicht auf dauerhaftem Grund errichtet wurde? Man sucht vielfach das Haus des Lebensglückes aufzubauen auf sinnlicher Zuneigung, auf leiblicher Schönheit, auf gesicherter Stellung, auf großem Vermögen, und bedenkt nicht, daß diese Dinge alle keine dauerhafte Grundlage bilden, sondern mit der Zeit zerbröckeln wie verwittertes Sandgestein. Nur auf dem Felsengrund heiliger, aus starker Gottverbundenheit fließender Liebe wird ein Lebensbau zum Himmel wachsen, der allen Stürmen und Wettern trotzt, und dem die stärksten Erschütterungen nicht ernstlich schaden können. Ein Musterbeispiel dafür ist die Ehe der heiligen Kunigunde mit Kaiser Heinrich.

Das gab ein hochmütiges Naserümpfen, als der junge Herzog Heinrich von Bayern um die Hand der Grafentochter Kunigunde von Luxemburg warb. Gab es denn in Deutschland nicht Fürstentöchter von höherm Adel und größerem Reichtum als dieses Mädchen aus unberühmtem, wenig begütertem Grafengeschlecht? Doch Herzog Heinrichs Wahl war mit gutem Bedacht gerade auf Kunigunde gefallen. Er suchte bei seiner Braut nicht eine lange Ahnenreihe und eine Fülle von reichen Gütern. Die tiefe Frömmigkeit der edlen Jungfrau, ihre keusche Zucht und Sittsamkeit, ihre natürliche Klugheit und umfassende Bildung hatten in Heinrich warme Zuneigung und starke Liebe reifen lassen. Erschrocken hörte Kunigunde von der Werbung des Herzogs. Ihr Herz zog sie nicht hinein in die Ehe und laute Welt. Ihr Wunsch wäre es gewesen, in bescheidener Stille ein gottgeweihtes Leben zu führen. Nur auf das Drängen ihrer Familie und da sie Herzog Heinrichs frommen, ernsten Sinn erkannte, gab sie ihr Ja-Wort. Zagend folgte sie nach Bamberg, wo Heinrich um das Jahr 1000 sich mit ihr vermählte. Zwei Heilige reichten sich vor dem Altar die Hand zum Bund fürs Leben.

Kunigunde wurde ihrem Manne, der 1014 zum deutschen Kaiser gekrönt worden war, ein guter, treuer Kamerad. Mit tiefem Verständnis verfolgte sie seine Pläne, in allen Wechselfällen des Lebens stand sie ihm in treuer Liebe zur Seite. Sie teilte sich mit ihm in die Sorge für Land und Volk und sah gleich ihm ihre vornehmste Aufgabe darin, Gott zu ehren und seine Kirche zu fördern. Auf ihre Bemühungen hin und durch die opferfreudige Hingabe ihrer Morgengabe, der Grafschaften Willach und Wolfsberg, wurde die Stiftung des Bistums Bamberg ermöglicht. Dom, Stefanskirche und das Kloster St. Michael in Bamberg sind unvergängliche Denkmäler ihrer frommen, kirchlichen Gesinnung. Für Arme und Kranke sorgte sie in mütterlicher Liebe. Glücklich war die Kaiserin, wenn sich

ihr Gelegenheit bot, Frieden zu stiften. Wie atmete sie auf, als es geglückt war, den unseligen Zwist zwischen ihrem Mann und ihren Brüdern beizulegen! Wenige Fürstinnen dürften von ihrem Einfluß auf das Herz ihres kaiserlichen Gemahls einen solch segensreichen Gebrauch gemacht haben wie Kunigunde.

Selten wohl mag es unter Trägern von Kaiserkrone eine Ehe gegeben haben, die glücklicher war als die Ehe zwischen Heinrich und Kunigunde. Aber wo blüht auf Erden Menschenglück, das nicht Neid und böser Wille zu vergiften sucht? War es, daß die bescheidene luxemburgische Grafentochter manchen Höflingen nicht adelig genug für eine deutsche Kaiserin erschien? War es, daß die Kinderlosigkeit der kaiserlichen Ehe einzelne Kreise bestimmte, auf eine Zerreißen dieser Ehe hinzuwirken? Oder war es die alltägliche, in Hofkreisen besonders üppig wuchernde Ränkesucht und Klatschsucht? Auf einmal ging es am kaiserlichen Hof an; ein Raunen und Flüstern, hämische Andeutungen wurden wie vergiftete Pfeile abgeschossen. Man munkelte von Heimlichkeiten, die Kunigunde vor dem Kaiser haben sollte, Skandalsüchtige wußten von ehelicher Untreue der Kaiserin zu erzählen. Und plötzlich sah sich die heilige Frau im Mittelpunkt des übelsten Klatsches. Die Legende erzählt von dem Wunder der Feuerprobe, der sich Kunigunde zum Erweis ihrer Unschuld unterzogen habe; barfuß sei die Kaiserin auf öffentlichem Markt unverletzt über glühende Pflugscharen geschritten und habe so das Vertrauen und die Liebe des Kaisers wieder gewonnen. Ist auch die Erzählung von diesem, durch die Kunst oft dargestellten Gottesurteil geschichtlich nicht erhärtet worden, so scheint doch tatsächlich ein durch böse Zungen geschürter Verdacht eine Zeitlang die beiden heiligen Gatten einander entfremdet zu haben. Wie sehr mag Kunigunde unter einer solchen Prüfung gelitten haben! Wie ängstlich hatte Kunigunde zeitlebens in zartestem Schamgefühl die Keuschheit bewahrt! Und nun stand sie im Mittelpunkt übelster Skandalgerüchte! Wenn auch Kaiser Heinrich das Lügengewebe, das sich um ihn und Kunigunde spann, bald durchschaute und die Verstimmung zwischen den Gatten wieder der früheren Liebe wich, so blieb doch in Kunigundens Seele eine Wunde zurück, die nie mehr ganz vernarbte. Immer mehr zog sich die Kaiserin von der Öffentlichkeit zurück und lebte in strenger Abgeschiedenheit in Bamberg. Als Kaiser Heinrich 1024 ihr im Tode voranging, hielt sie nichts mehr in der Welt zurück. Sie zog sich in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen in Hessen zurück. Auf alle Vergünstigungen ihres hohen Standes verzichtend, lebte Kunigunde wie die einfachste Nonne und gab ein leuchtendes Beispiel der Entsagung und Gottesliebe. Fünfzehn Jahre brachte sie so in Kaufungen zu, bis am 3. März 1040 eine schwere Krankheit das heilige Opferleben der deutschen Kaiserin zum Erlöschen brachte. Auf ihren Wunsch wurde sie im Dom zu Bamberg an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls beigesetzt.

Wer durch Geburt und Stellung über die Mitmenschen hinausgehoben ist und Höhenpfade der Menschheit wandelt, hat es besonders schwer untadelig vor Gott zu wandern. Darum hatte die gottselige Dionysia aus dem Orden der Heimsuchung ein besonderes Mitleid mit den Hochgestellten und wurde nicht müde, für sie zu beten. „Ach“, seufzte sie, „die Hochgeborenen und Reichen sind nicht von gewöhnlichem Elend umgeben; sie gehen ins Verderbnis ohne daran zu denken, weil ihre Treppe dorthin von Gold und Marmor ist. Sie nehmen keine Zeit, daran zu denken, daß sie bald sehr klein sein werden. Die Gewohnheit, andern zu befehlen, flößt ihnen ein solches Selbstvertrauen ein, daß sie dahinleben, als ob Gott und der ganze Himmel mit allen Engeln ebenso unter ihrer Botmäßigkeit ständen wie die Erde und die Menschen. Wie werden sie enttäuscht werden, wenn sie plötzlich entdecken, daß sie die Sklaven des Teufels gewesen und nun für immer sein sollen!“ Mit um so größerer Freude und Dankbarkeit feierte Schwester Maria Dionysia die Feste heiliger Fürsten und Könige: „Nichts sollte die Christen mehr demütigen und zugleich ermutigen als die heroische Heiligkeit der Großen, die inmitten irdischer Ehren demütig blieben und sich vor ihrer Ansteckung zu bewahren wußten.“

Zu diesen begnadigten Gotteskindern auf Königsthronen gehört der heilige Kasimir, der als Erbe der polnischen Krone unberührt von allen Lockungen und Gefahren als Heiliger durch die Welt ging. In der Kindheit schon erschloß Kasimir unter dem Einfluß seiner tieffrommen Mutter Elisabeth von Österreich und eines ausgezeichneten priesterlichen Erziehers sein empfängliches Herz den religiösen Wahrheiten. Besonders waren es zwei Blüten im Gottesgarten des religiösen Lebens, an deren Duft und Schönheit er sich vor allem erfreute: die Betrachtung des Leidens Christi und die Liebe zur himmlischen Mutter. Die Schilderung der Todesmarter des Erlösers erschütterten das zarte Gemüt des Prinzen aufs tiefste und entfachten heiße Gegenliebe zum Heiland der Welt. Wenn er doch am Leiden des Gottmenschen teilnehmen dürfte! Eine wahre Opferleidenschaft erfaßte Kasimir. Prunkgewänder wurden ihm zum Greuel; unter seinem einfachen Kleid trug er insgeheim ein rauhes Bußgewand. Das weiche Flaumbett verschmähend, schlief er auf den harten Dielen des Fußbodens. Wenn immer es ging, mied er die üppigen Mahlzeiten der Hofgesellschaft und bewahrte durch Stillschweigen die innere Sammlung. Seine Augen strahlten vor innerem Glück, wenn er Gelegenheit fand, in der Armenstube selber den Armen Speisen und Almosen auszuteilen. Hofbeamte suchten ihm dies zu verwehren. Es sei unter der Würde eines königlichen Prinzen, sich mit den armen Leuten so gemein zu machen. Da hielt Kasimir ihnen

entgegen: „Ich bin noch lange kein König wie Jesus Christus, der Sohn Gottes; er stieg vom Himmelsthron zu uns elenden Menschen herab und entäußerte sich von allem, um uns reich zu machen. Er sagte, wer den Armen diene, der diene ihm selbst; eine größere Ehre aber verlange ich nicht, als Jesus zu dienen.“

Aus seiner innigen Christusliebe erblühte eine zarte Marienminne. Zu Marias Ehren sang er täglich einen Hymnus, der angeblich von ihm selbst gedichtet war und der mit den Worten beginnt: „Omni die dic Mariae — alle Tage sing und sage Lob der Himmelskönigin!“ Das Lied war ihm so lieb geworden, daß er auf dem Sterbebett bat, man möchte ihm eine Abschrift davon mit ins Grab geben. Aus der Marienverehrung schöpfte er die Kraft, als „Lilie unter den Dornen“ zu wandeln und in fleckenloser Reinheit durch die vielerlei Gefahren des Hoflebens und der Jugend zu gehen. Nichts konnte ihn bewegen, das Gelübde der Jungfräulichkeit zu brechen, das er vor dem Altar der Muttergottes abgelegt hatte.

Kasimir hat nur ein Alter von 24 Jahren erreicht. Aber in diesen wenigen Jahren hat er dem polnischen Volk mehr gegeben als alle die Herrscher, die ein langes Leben hindurch die Krone trugen. Er gab seinem Volk das Beispiel eines echten Christen, eines frommen Christusjüngers, eines vollendeten Heiligen. Kasimir konnte nicht ahnen, welch unermesslicher Segen durch sein gutes Beispiel übers ganze Land sich ergoß. Mit einer Liebe und Treue hing das polnische Volk an ihm, wie nie zuvor an einem seiner Könige und Herrscher. Er wurde zum Liebling und Held des Landes. Mit Bewunderung erzählte man sich bis in die entlegensten Dörfer hinein von Kasimirs vorbildlicher Frömmigkeit. Man erbaute sich daran, daß der Prinz selten bei den Festen der Residenz, aber um so häufiger in den Gotteshäusern zu sehen sei. Eingeweihte wußten, daß Kasimir sich oft des Nachts erhob und sich die Hofkapelle aufschließen ließ, um in ungestörter Einsamkeit der Stimme Gottes zu lauschen.

So ist es gar wohl zu verstehen, daß tiefste Trauer das polnische Volk erfaßte, als der geliebte Prinz am 4. März 1483 in die Ewigkeit hinüberging. Bis zum heutigen Tag lebt Prinz Kasimir als verklärte Heldengestalt unter dem katholischen Volke Polens fort, als wunderkräftiger Patron eines Landes, das seines Glaubens wegen schon viel gestritten und gelitten hat.

Fridolin

5. März

(Gedenktag am 6. März)

Daß ein Mensch vor Lob und Anerkennung, vor Liebe und Bewunderung, die er bei andern findet, die Flucht ergreift — ist das nicht ein Märchen? Das Leben der meisten von uns ist doch nicht viel anderes als ein atemloses Jagen nach Ruhm und Ehre. Daß einer dieses Glück mit einer lässigen Handbewegung beiseite schiebt wie das unnütze Spielzeug eines Kindes, ist wie ein Wunder. St. Fridolin hat es getan. Er bangte vor der Verehrung, die das dankbare Volk seiner irischen Heimat ihm zollte. Von der Sehnsucht getrieben, Gott zu dienen und als Apostel für sein Reich zu wirken, hatte er, der Sprößling eines adeligen Geschlechtes, nach dem Tode der Eltern sein reiches Erbe unter die Armen verteilt und zog, zum Priester geweiht, predigend durchs Land. Üppig sproßte die Saat des Glaubens und der Liebe auf. Mit Betrübnis aber mußte der demütige Sämann wahrnehmen, daß das dankbare Volk den schönen Erfolg ihm, dem unnützen Knechte, zuschrieb, anstatt dem, von dem alles Gedeihen abhängt. Es war ihm unerträglich, sich in den Brennpunkt einer überquellenden Verehrung gestellt zu sehen. So griff er zum Wanderstabe und zog als Prediger durch Nordfrankreich. Die Irrlehre des Arius hatte viele angesteckt und hemmte Fridolins Tätigkeit aufs schwerste. In ungezählten Predigten und Disputationen mühte er sich ab, die Irrgläubigen von der katholischen Wahrheit zu überzeugen. Das wertvollste Waffenlager zum Kampf gegen die Arianer fand er in den Schriften des heiligen Kirchenlehrers Hilarius von Poitiers, dessen ganzes Leben ein ununterbrochenes Ringen gegen die verderbliche Irrlehre gewesen war. Je mehr sich Fridolin in die Schriften des Heiligen vertiefte, desto mehr lernte er Hilarius schätzen und lieben. Um so größer war seine Bestürzung, als er nach Poitiers kam und die Kirche des verehrten Heiligen in Trümmer und seine Reliquien unter dem Schutt verstreut fand. Der Sturm der Völkerwanderung hatte niedergerissen, was Hilarius (gestorben 367) aufgebaut hatte. Da wurde der Prediger Fridolin zum Baumeister und Maurer. In harter Arbeit begann er, von treuen Katholiken unterstützt, den Schutt aufzuräumen, die Steine zu schichten und aus den Ruinen neues Leben zu wecken. Er ruhte nicht, bis er die Gebeine des hl. Hilarius gefunden und ihm zu Ehren eine Kirche erbaut hatte. Das Kloster, das Hilarius einst errichtet hatte, bestand zwar noch, aber es fehlte den Mönchen an der Leitung eines gotterleuchteten Abtes. Der Bischof von Poitiers wußte für das wichtige Amt keinen geeigneteren Mann als Fridolin und weihte den sich Sträubenden zum Abte.

Doch schon hatte Gott für den Missionär ein neues Ackerland ausgewählt. Im Traum erhielt Fridolin die Weisung, nach Osten zu wandern, wo er auf einer rheinumpulsten Insel für das Himmelreich arbeiten und ein Gotteshaus erbauen

sollte. Auf der Suche nach dieser Insel kam Fridolin ins Trierer Land und gründete an der Mosel das Hilariuskloster Helera (das jetzige Pfarrdorf Eller bei Kochem). Sein Weg führte ihn moselaufwärts in die Vogesen, nach Straßburg und bis hinein nach Chur im Schweizerland. Doch die Insel war immer noch nicht gefunden. Da wandte er sich gegen Konstanz, fuhr den Rhein hinab und hier fand er endlich das Ziel seiner mühsamen Wanderung: die Insel Säckingen. In der Freude seines Herzens machte sich Fridolin sofort daran, den Platz für Kirche und Kloster abzustecken. Doch kaum hatten die Bauern des benachbarten Ufers von seinem Beginnen gehört, da rotteten sie sich zusammen und verlangten von Fridolin und seinen Genossen Einhalt der Arbeit. Die Insel hatte ihnen als günstiger Weideplatz für ihre Herden gedient und sie wollten um keinen Preis darauf verzichten. Erst als Fridolin mit einer Schenkungsurkunde des Königs Chlodwig wiederkehrte und die Bauern von den schweren Strafen hörten, die der mächtige König allen Bedrängern des Heiligen androhte, konnte Fridolin sein Aufbauwerk beginnen. Nun hub ein emsiges Schaffen an. Bald wuchsen die Mauern der Kirche und eines Männer- und Frauenklosters aus dem steinigen Grund. Wenige Jahre vergingen und die Insel Säckingen war zu einem Eiland des Gebetes, der Arbeit, der Erziehung geworden. Der anfängliche Widerstand der Anwohner war bald überwunden. Fridolins Güte und Hilfsbereitschaft gewannen ihm alle Herzen. Kloster Säckingen, die erste Klostergründung auf alemannisch-schwäbischem Boden, wurde bald eine Pflanzschule christlicher Kultur für Baden und Württemberg. Die Missionierung eines großen Teils des oberrheinischen Deutschland nahm von der Wirksamkeit Fridolins ihren Ausgang. Mit Recht gilt er als der Apostel des badischen Oberlandes.

Fridolin war ein Glaubensbote, der weniger durch tieferschütternde, aufrüttelnde Predigten die Herzen für den Christkönig eroberte, als vielmehr durch sein allzeit gültiges, frohes Wesen. Klingt nicht schon der Name Fridolin so friedevoll, freudevoll, heiter und glückverheißend? Bei Fridolin gaben Namen und Wesen einen reinen Zusammenklang. Er war wirklich ein Mensch, der durch sein friedliches Wesen und seinen heiteren Frohsinn die Herzen eroberte. Wie schwer wurde es dem Heiligen, zu zürnen und zu strafen! Einmal prangten im sorgsam gepflegten Klostergarten die schönsten Äpfel und Birnen. Einige Jungen aus der Nachbarschaft konnten der Lockung nicht widerstehen. Sie überstiegen die Mauer und kletterten verstohlen einen Baum hinauf. Doch kaum hatten sie in eine der köstlichen Früchte gebissen, da sahen sie mit Schrecken, daß der ehrwürdige Abt des Weges kam. Vergeblich suchten sie sich unter dem Laubwerk zu verstecken. Der Heilige hatte die Schlingel bereits entdeckt. Die Missetäter spürten schon in banger Vorausahnung die kommenden Hiebe. Doch göttig lächelnd sprach Fridolin zu den Buben: „Ihr seid wohl recht hungrig? Ja, ja, unser Obst ist ausgezeichnet

und sehr schmackhaft; pflanzt nur auch zu Haus in euren Gärten solche Bäume, da könnt ihr euch noch in späten Tagen daran laben und erfreuen. Jetzt aber, marsch herunter und fort, ehe der Klostervogt kommt und es Prügel absetzt!“

Am 6. März 538 ging der demütige Heilige und eifrige Glaubensbote in die Ewigkeit ein. Seine Gebeine in der Stiftskirche zu Säckingen sind heute noch das Ziel vieler Wallfahrten. Alljährlich wird der reichverzierte Schrein, in dem die Gebeine des Heiligen ruhen, in einem großen historischen Festzug von Rittern und Knappen in mittelalterlicher Tracht durch die Straßen Säckingens getragen.

Perpetua und Felizitas

6. März

Berichte über die Verhöre und Leiden der christlichen Blutzegen haben von jeher auf das gläubige Gemüt einen besonderen Zauber ausgeübt. In den ersten Jahrhunderten wurden sie bei der gottesdienstlichen Feier, die an den Jahrestagen des Todes an den Begräbnisstätten der Märtyrer abgehalten wurden, vorgelesen. Unter diesen Berichten nehmen die Akten über das Martyrium der edlen Perpetua und ihrer Sklavin Felizitas eine hervorragende Stellung ein. Wir blättern da in einer uralten, echten Glaubensurkunde, die teils Aufzeichnungen von der Hand der Märtyrer selbst enthält, teils von einem Augenzeugen ergänzt ist. Mit gefalteten Händen und ehrfürchtigem Herzen wollen wir heute in diesem Bericht lesen, den Perpetua, eine 22jährige Frau aus Karthago und Mutter eines lieben Kindes, im Kerker angesichts des Todes niederschrieb.

Perpetua beginnt mit dem Bericht über die Bemühungen, die ihr heidnischer Vater machte, um sie dem Martyrium zu entreißen. „Als mein Vater in seiner Liebe nicht nachließ, auf mich einzureden und mich zum Abfall zu bewegen, sagte ich: Siehst du jenen Krug?“ — „Ja“, antwortete er, „ich sehe ihn.“ Ich fragte weiter: „Kann man ihn wohl anders nennen, als was er ist?“ Und er sagte: „Nein.“ — „Nun wohl, so kann auch ich mich nicht anders nennen als was ich bin: eine Christin.“ Ob dieser Antwort geriet der Vater in Wut und stürzte sich auf mich, als wollte er mir die Augen ausreißen. So sehr quälte er mich, daß ich dem Herrn dankte, als ich ihn einige Tage nicht sah. In diesen Tagen wurden wir getauft (Perpetua und Felizitas hatten bisher zu den Katechumenen, den Taufbewerbern gehört) und der Geist gab mir ein, nach der Taufe um nichts anderes

zu bitten als um die Standhaftigkeit des Fleisches. Ein paar Tage später wurden wir in den Kerker geworfen. Ich war entsetzt; noch nie hatte ich ein solch dunkles Loch gesehen. Die Hitze war unerträglich, denn in ganzen Haufen wurden die Leute von den Soldaten hineingeworfen; zudem quälte mich die Sorge um mein Kind. In dieser Not erreichten die guten Diakone Tertius und Pomponius durch Geldgeschenke, daß wir uns für einige Stunden in einen besseren Platz des Gefängnisses zurückziehen und uns erfrischen durften. Ich nährte das schon halb verschmachtete Kind und erreichte, daß es bei mir im Kerker bleiben durfte. Es erholte sich, und ich fühlte mich erleichtert durch die Mühe und Sorge um sein Wohlbefinden. Das Gefängnis wurde mir auf einmal zum Palast; ich hätte nirgendwo lieber sein mögen.

Ein paar Tage später kam mein Vater wieder ins Gefängnis, um mich zum Abfall zu überreden. Er war ganz von Jammer verzehrt und bat: „Kind, erbarme dich meiner grauen Haare, erbarme dich deines Vaters, wenn du noch einen Funken kindlicher Liebe in dir hast! Laß mich nicht zum Gespött der Menge werden! Denk an deine Brüder, denk an deine Mutter und deine Tante, denk an dein Kind, das ohne dich zugrunde gehen wird.“ So redete er mir zu in väterlicher Liebe, küßte mir die Hände und warf sich vor mir nieder. Mich schmerzte das Schicksal meines Vaters, und ich tröstete ihn: „Vor Gericht wird nur geschehen, was Gott will; denk daran, daß wir nicht in unserer, sondern in Gottes Hand stehen.“ Und er ging traurig von mir weg.

Am andern Morgen kamen wir zum Verhör vor den Gerichtshof. Als die Reihe an mich kam, stand der Vater mit meinem Kind neben mir, zog mich die Stufen hinunter und sagte: „Bitte um Gnade, erbarme dich deines Kindes!“ Der Prokonsul Hilarianus redete mir zu: „Denk an die grauen Haare deines Vaters, denk an das zarte Alter deines Kindes, opfere für das Wohl des Kaisers!“ Ich sagte bloß: „Das tu ich nicht.“ Hilarianus darauf: „Bist du eine Christin?“ Und ich: „Ja, ich bin's!“ Als mein Vater mich hinabzuzerren versuchte, wurde er auf Befehl des Richters von der Tribüne gestoßen und mit Ruten gepeitscht. Das ging mir so zu Herzen, als wäre ich selbst geschlagen worden. Darauf sprach der Richter über uns alle das Urteil, daß wir den wilden Tieren vorgeworfen werden sollten. Heiter stiegen wir in den Kerker hinab.

Als der Tag der öffentlichen Spiele nahte, kam mein Vater wieder in den Kerker, vor Gram ganz verzehrt. Er fing an, seinen Bart zu raufen, sich zu Boden zu werfen, das Gesicht an die Erde zu pressen, sein Leben zu verfluchen und Worte zu stammeln, die jeden ergreifen mußten. Tief schmerzten mich sein Unglück und sein Alter... So weit bin ich mit dem Aufschreiben gekommen bis zum Tage vor den Kampfspielen. Was dort mit uns geschieht, mag ein anderer aufschreiben.“

Dieser andere, der den Bericht der Todgeweihten zu Ende führte, erzählt:

„Was aber Felizitas angeht, so wurde ihr die Gnade des Herrn auf folgende Weise zuteil: Schon acht Monate war sie in Hoffnung und der Tag der Spiele kam näher. Da wurde sie oft traurig aus Angst, daß sie wegen ihres Zustandes zurückbleiben müsse. Auch ihre Mitmartyrer waren sehr betrübt, daß sie eine so liebe Gefährtin allein zurücklassen sollten. Sie beteten deshalb drei Tage vor den Spielen einmütig zum Herrn. Und wirklich, gleich nach dem Gebet begannen die Wehen. Als sie wegen der Schmerzen der Frühgeburt laut stöhnte, sagte einer von den Wächtern: ‚Wenn du jetzt schon so jammerst, was wirst du dann erst tun, wenn du den Bestien vorgeworfen wirst?‘ Sie gab ihm zur Antwort: ‚Jetzt leide ich selbst, dort aber wird ein anderer in mir sein, der für mich leidet, weil es zu seiner Ehre geschieht.‘ Sie gebar ein Mädchen.

Nun brach der Tag des Sieges an, und die Märtyrer machten die wenigen Schritte aus dem Kerker hinüber ins Amphitheater, als ob sie in den Himmel gingen. Perpetua ging langsamen Schrittes wie eine Braut Christi; durch den hellen Blick ihrer Augen zwang sie die Blicke der Neugierigen zu Boden. Ebenso ging Felizitas, froh, daß sie glücklich geboren hatte, um mit den Tieren zu kämpfen und so zweimal hintereinander ihr Blut zu vergießen... Für die beiden Frauen hatte der Teufel eine sehr wilde Kuh bestimmt. Zuerst wurde Perpetua von der Kuh umgerissen. Sie setzte sich wieder aufrecht und zog das Kleid, das an der Seite zerrissen war, über den Oberschenkel. Dann stand sie auf und als sie Felizitas am Boden liegen sah, trat sie zu ihr hin, reichte ihr die Hand und hob sie auf. Da die Grausamkeit des Volkes einstweilen befriedigt war, wurden sie aus der Arena geführt. Perpetua erwachte wie aus tiefem Schlaf — so sehr war sie in Verzückung gewesen —, sie sah sich um und sagte zu aller Verwunderung: ‚Wann werden wir denn der Kuh vorgeworfen?‘ Als sie hörte, daß es schon geschehen war, glaubte sie es nicht eher, als bis sie die Spuren des überstandenen Leidens an ihrem Körper und ihrer Kleidung erkannte.

Das Volk verlangte nun wieder, die Märtyrer zu sehen, um sich an ihren Todesqualen zu weiden. Sie erhoben sich, küßten einander und gingen in die Arena. Regungslos, lautlos empfingen sie den Todesstreich. Perpetua wurde zwischen die Rippen getroffen, schrie auf und führte die zitternde Hand des noch ungeübten Henkers selbst an ihre Kehle. So schien es, als ob eine solche Frau nicht eher hätte sterben können, als bis sie selbst die Einwilligung gegeben.“

Ist dieser Bericht nicht eine mit Herzblut geschriebene Illustration zum Worte Jesu: ‚Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nicht nachfolgt, ist meiner nicht wert. Wer sein Leben zu gewinnen sucht, wird es verlieren; wer dagegen sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.‘

Es gibt keinen Heiligen, der kindliche Frömmigkeit mit tiefstem Wissen zu einer solch geschlossenen Einheit zu verbinden wußte wie Thomas von Aquin. Der klarste, kühlste Verstand und das liebeglühendste Herz waren bei Thomas zu einer wundervollen Harmonie verschmolzen. Ihn führte die lebenslange Beschäftigung mit der Wissenschaft nicht weg von Gott. Je tiefer er vielmehr in die Lehre von Gott eindrang, um so inniger wurde sein gläubiges Verbundensein mit Gott. An Thomas erfüllte sich das Wunder, daß der demütige Glaube eines frommen, reinen Kindes mit dem allumfassenden Geist des größten Gelehrten in ungetrübter, sich gegenseitig befruchtender Einheit verbunden war.

Thomas, der 1224 auf der Burg Roccasecca bei Aquino im Gebiet von Neapel geboren wurde, trug manchen Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern. Er war ein Großneffe Kaiser Friedrich I., ein Neffe Heinrich VI. und Vetter Friedrich II. Bei seiner Taufe stand Papst Honorius III. Pate. Mit fünf Jahren schon brachte ihn sein Vater, Graf Landolf, zu den Benediktinern nach Monte Cassino. Hier lernte er von den Benediktinern das kluge, maßvolle Verschmelzen von Gebet und Arbeit zu einer geschlossenen Persönlichkeit. Diese benediktinische Erziehung prägte dem ganzen späteren Leben des Heiligen ihren Stempel auf.

Die ehrgeizigen Eltern sahen ihren Thomas schon im Geiste als den einflußreichen Abt des berühmten Klosters. Sie waren deshalb aus allen Wolken gefallen, als Thomas den Wunsch äußerte, Dominikaner zu werden. So gern sie es gesehen hätten, wenn Thomas das Kleid des hl. Benedikt genommen hätte, so wenig wollten sie von seinem Eintritt in den Predigerorden wissen. Das galt ihnen nicht als standesgemäß. Ein Graf von Aquino, ein Vetter von Kaisern und Päpsten, sollte von Bettelbrot leben? So kam es, daß Thomas auf der Reise zum Studienseminar der Dominikaner in Paris unterwegs von seinen Brüdern abgefangen und auf die Burg San Giovanni gebracht wurde. Doch alle Versuche der Eltern und Geschwister, Thomas zur Änderung seines Entschlusses zu bewegen, scheiterten. Nachdem Thomas ein Jahr lang festgehalten worden war, erkämpfte er sich wieder die Freiheit und setzte als Dominikanernovize an den Universitäten zu Paris und Köln sein Studium fort. In der rheinischen Stadt hatte er das Glück, als Lehrer Albert den Großen zu haben. Weder Lehrer noch Mitstudenten ahnten, welch ein Genie in aller Verborgenheit unter ihnen reife. Die Mitschüler hielten nicht viel von dem immer so schweigsamen, in sich gekehrten Thomas. Sie gaben ihm den Spitznamen „der stumme Ochse“. Gelegentlich einer Disputation stieß Magister Albert eine Ahnung von der einzigartigen Begabung dieses stillen Studenten auf. Er konnte sich nicht enthalten, den Schülern zu sagen: „Ihr nennt ihn den stummen Ochsen; aber ich sage euch, dieser stumme Ochse wird einst brüllen,

daß die ganze Welt davon widerhallt.“ Um das Jahr 1248 empfing Thomas die Priesterweihe und hielt seine ersten Vorlesungen. Der junge Professor stieg in unaufhaltsamem Siegeszug von Würde zu Würde, von Amt zu Amt. Sein Name lief durch die ganze wissenschaftliche Welt. Die Schüler drängten sich zu seinen Vorlesungen. Die wissenschaftlichen Werke, die er zu veröffentlichen begann, erregten allgemeines Aufsehen. Unsterblich machten ihn sein großes Meisterwerk, die „Summa theologica“, eine Darlegung der Lehre von Gott und all dem, was die katholische Kirche in ihren Glaubensgeheimnissen festhält und was die großen Gottesgelehrten darüber gedacht und geschrieben haben. Was Thomas hier niederlegte, nahm die ganze Kirche als ihre Lehre an. Die wissenschaftlichen Werke, die Thomas im Laufe seiner Lehrtätigkeit herausgab, umfassen an die siebzehn schwere Folianten. Wir staunen, wie ein Mann, der knapp fünfzig Jahre alt wurde und dessen wissenschaftliche Forschungsarbeit durch so manche zeitraubende Tätigkeit im Auftrag des Papstes und des Ordens unterbrochen war, eine solche Zahl von Werken schreiben konnte, von Werken, in denen die Gedankenarbeit von Jahrtausenden niedergelegt ist und durch die neue Welten des Geistes geschaffen und geformt wurden.

Eine Erklärung dieser großen Fruchtbarkeit liegt in Thomas' unverwüthlichem Arbeitseifer. Er war von seiner Arbeit wie besessen. Es wird berichtet, daß er über dem Studium Essen und Trinken vergaß, so daß der Orden ihm einen Bruder begeben mußte, um auf ihn achtzugeben. Er diktierte nicht selten vier Schreibern zu gleicher Zeit, und zwar über verschiedene Gegenstände. Unaufhörlich drehten sich seine Gedanken um die höchsten Fragen. So erfaßt war er vom Gegenstand seines Studiums, daß er wie ein Traumwandler oft durch den Tag ging und nichts seine Sammlung zerreißen konnte.

Aber Fleiß und Sammlung geben noch nicht die volle Erklärung für die ungewöhnlich fruchtbare Lebensarbeit des Heiligen. Die tiefe Gotteserkenntnis, die in seinen Schriften niedergelegt ist, war die goldene Frucht seiner reinen, frommen Seele. Der ständige Begleiter und Beichtvater des Heiligen bezeugte nach Thomas Tod: „Ich habe ihn immer so rein gekannt wie ein fünfjähriges Kind. Nie hat eine fleischliche Regung ihn befleckt, nie hat er in eine Todsünde eingewilligt.“ Mit der ungetrübten Frömmigkeit eines schuldlosen Kindes gab er sich den Gebetsübungen hin. „Er war über alles Maß eifrig im Gebet“, sagte sein Lebensbeschreiber. So konnte Thomas sagen, er habe sein Wissen weniger durch seine natürlich menschlichen Anlagen, als durch inständiges Gebet und die Kraft von oben bekommen. Von seiner innigen Verehrung zum heiligsten Altarsakrament, dieser Quelle alles wahren Lebens in Gott, zeugen die herrlichen Hymnen zum Fronleichnamsfeste, die er auf Befehl des Papstes Urban IV. dichtete und die heute noch in der ganzen katholischen Kirche gesungen und aus ergriffener Seele gebetet werden: das jubelnde *Lauda Sion*, das liebeglühende *Adoro te*, das ehr-

furchtsvolle Pange lingua. Einst vernahm der Heilige von einem Kruzifix herab die Worte: „Gut hast du von mir geschrieben, Thomas; was willst du zur Belohnung?“ Thomas antwortete: „Herr, nichts anderes als dich allein.“ Das war keine leere Phrase im Munde des Heiligen. So war es in der Tat. Den Herrn allein liebte er und suchte er, ihn allein wollte er auf dem Katheder und in den Büchern verkünden. Und wenn er in seinem Studium tiefer und tiefer in die Erkenntnis Gottes eindrang, so wurde ihm jedes Fünkchen des göttlichen Lichtes, das vor seinem Geiste aufleuchtete, zu einem Himmel, zu einer Vorwegnahme der ewigen Seligkeit, der beglückenden Anschauung Gottes. Darum war ihm seine Wissenschaft mehr wert als alle Schätze der Erde, darum wehrte er sich ängstlich gegen alle kirchlichen Würden, gegen den Bischofstuhl und den Kardinalshut. Er wollte nicht vom Gottesdienst seiner wissenschaftlichen Forschung losgerissen werden. Auf Thomas passen ausgezeichnet die Worte aus dem Buche der Weisheit, die die Kirche zur Lesung an seinem Gedächtnistage benützt: „Ich bat, und es ward mir Einsicht gegeben. Ich rief, und es kam auf mich der Geist der Weisheit, und ich zog sie Königreichen vor und Thronen... Mehr als Gesundheit und Schönheit liebte ich sie und erwählte sie mir zum Lichte, denn unauslöschlich ist ihr Glanz.“

Auf dem Wege zum Konzil von Lyon, an dem Thomas trotz seiner Kränklichkeit auf Bitten des Papstes teilnehmen sollte, brach die Lebenskraft des Heiligen zusammen. Im Zisterzienserkloster Fossanuova verschied der „Doctor angelicus“, der engelhafte Lehrer, am 7. März 1274. Die Worte, die der Todkranke beim Empfang der hl. Wegzehrung sprach, werfen ein helles Licht auf seine Gottesliebe und Kirchentreue: „Ich empfang dich als Lösepreis meiner Seele, als Wegzehr meiner Pilgerschaft. Dir zuliebe habe ich studiert, gewacht, gearbeitet, gepredigt, gelernt. Mit Wissen habe ich niemals etwas gegen dich gesagt. Sollte ich aber über dieses Sakrament oder über andere Gegenstände weniger gut gelehrt oder geschrieben haben, so unterstelle ich es dem verbessernden Urteil der heiligen römischen Kirche, in deren Gehorsam ich aus diesem Leben scheide.“

Leo XIII. empfahl Thomas von Aquin feierlich als Führer in die Philosophie und Theologie und erhob ihn am 4. August 1880 zum Patron der katholischen Schulen und Studierenden.

Es war im Jahre 1529. Da wurde die Stadt Granada durch Feueralarm aufgeschreckt. Im großen städtischen Krankenhaus war ein Brand ausgebrochen. Als die Feuerwehr ankam, hatte das Feuer schon so stark um sich gegriffen, daß dem Brand kein Einhalt mehr zu gebieten war. Hilflos standen die Wehrmänner vor dem brennenden Gebäude, aus dem schauerlich die Hilferufe der Kranken herausdrangen. Während die Menge schreiend und kopflos zusah, wie das Leben all der Kranken auf dem Spiele stand, stürzte sich ein Mann, unbekümmert um Qualm und Flammen, in die Räume, riß Türen und Fenster auf, gab den Kranken kurze Anweisungen und Befehle, wie sich retten könnten, und führte und trug und schob und schleppte treppauf, treppab, auf Armen und Schultern, oft zwei auf einmal, die Siechen und Kranken ins rettende Freie. Die Volksmasse jubelte dem wackeren Manne zu. Alles wollte ihn sehen, wollte seinen Namen wissen. Doch bescheiden stahl sich der tapfere Mann davon.

Johannes Ciudad – so hieß der Retter der Kranken – war nun auf einmal der gefeierte Held der ganzen Stadt, der gleichen Stadt, in der noch gestern die Gassenbuben ihm nachjohlten und ihn als Narren mit Schmutz und Steinen bewarfen. So wenig sich Johannes zuvor aus dem Schimpf der Straßenjungen etwas gemacht hatte, so wenig kümmerte er sich jetzt um das Lobgeschrei, das nun vor ihm durch die Straßen lief. Das Licht, das auf einmal hell strahlend auf seinem Lebensweg lag, verschlang alles andere. Lang genug hatte er nach diesem Licht suchen müssen; Irrwege genug hatte er machen müssen, bis er den Weg in Gottes Vaterhaus endlich gefunden hatte.

Ein wirres Abenteurerleben hatte Johannes Ciudad hinter sich. Als achtjähriger Junge war er seinen braven Eltern im portugiesischen Dorf Montemor nuovo entlaufen. Die Sehnsucht nach ungebundenem Zigeunerleben hatte den kleinen Taugenichts in die Fremde getrieben. Hunger und Not zwangen ihn, sich bei einem Gutsherrn zu Oropesa in Spanien als Viehhüter zu verdingen. Einige Jahre tat es gut. Dann aber rührte sich wieder das Zigeunerblut in Johannes; er machte sich auf die Socken, und als er Soldaten in die Hände lief, zauderte er nicht lange. Das ungebundene, wüste Treiben der Soldateska machte ihm Spaß. Er trank und fluchte und würfelte wie nur irgendeiner.

Als er nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrte, war die Mutter aus Gram über sein plötzliches Davonlaufen ins Grab gesunken und der Vater war bei den Franziskanern in Lissabon gestorben. Jetzt dämmerte ihm auf, was er mit seinem Zigeunerwesen angerichtet und welche Schuld an den einsamen Eltern er auf sich geladen hatte. Es litt ihn nicht mehr in der Heimat, wo die Gräber der Eltern laute Anklage erhoben. Von Gewissensvorwürfen gepeinigt, faßte er

einen heldenhaften Entschluß: er wollte nach Afrika fahren, um dort in schwerster Arbeit und größtem Wagnis den von den Mohammedanern gefangenen Christensklaven zu helfen und ihr Los zu erleichtern. Es fügte sich, daß er auf der Überfahrt nach Marokko einen portugiesischen Edelmann kennen lernte, der mit seiner Familie in die Verbannung geschickt wurde. Die traurige Lage der plötzlich verarmten Menschen tat Johannes so leid, daß er ohne lange Überlegung sich dem Edelmann als Knecht anbot. Ohne Lohn nahm er an Stelle des Edelmanns die schweren Arbeiten an den Festungsbauten auf sich und opferte alle seine Ersparnisse für seine verbannten Landsleute. Aber auch dieses opfervolle Leben im Dienste der Liebe vermochte das verzehrende Feuer in seinem Innern nicht zu löschen. Die Unruhe und Friedlosigkeit des Herzens trieb ihn wieder nach Spanien zurück.

Zunächst begann er in Gibraltar und Granada einen Handel mit religiösen Bildern und Büchern – ein Devotionaliengeschäft. Da hörte er am Sebastianstag des Jahres 1539 eine Predigt des berühmtesten Kanzelredners von Andalusien, des seligen Johannes von Avila. Diese Predigt entfesselte in Johannes einen solchen Sturm der Reue, daß er vor seelischer Erschütterung in Weinkrämpfe fiel und sich wie ein Wahnsinniger benahm. Sich selbst verwünschend rannte er durch die Straßen und klagte sich der schwersten Sünden an. Er zerriß in furchtbarer Gemütsregung seine Kleider und seine Bücher. Das Volk glaubte nicht anders, als der fromme Buchhändler sei plötzlich irrsinnig geworden. Ein paar handfeste Schutzleute packten den Tobenden und schleppten ihn ins Krankenhaus, wo er in der Abteilung für Geisteskranke verwahrt wurde. Nach einer eigenartigen Heilmethode suchten die Irrenwärter den nach ihrer Meinung Verrücktgewordenen durch Fußtritte und Schläge wieder zur Vernunft zu bringen. Johannes von Avila, der von dem Vorfall gehört hatte, rettete den Fassungslosen aus dem unlieben Gewahrsam und verschaffte ihm durch eine Aussprache und Lebensbeichte Ruhe und Friede.

Nun begann die große Karitativtätigkeit des Heiligen. Er gründete 1540 ein Spital mit zweiundvierzig Betten. Den Unterhalt für die Kranken erwarb er durch die Arbeit seiner Hände und durch Almosen wohlhabender Freunde. Für die Pflege der Armen fand er bald gleichgesinnte Gehilfen. Um sie enger zusammenzuschließen und den rechten Geist lebendig zu erhalten, gab er ihnen eine Art Ordensregel und ein schwarzes Gewand. Die „Barmherzigen Brüder“, wie die dankbaren Kranken sie nannten, erfreuten sich bald der Achtung und Liebe des Volkes. Papst Pius V. bestätigte 1572 die klösterliche Gemeinschaft im Namen der Kirche.

Für Johannes Ciudad, den später die Kirche „Johannes von Gott“ nannte, waren die leiblichen Dienste an den Kranken und Armen immer nur ein Mittel, auch die Seelen zu heilen. Nie linderte er zeitliche Not, ohne nicht nach Kräften

auch der Seele des Bedürftigen durch fromme Worte und gütige Ermahnungen aufzuhelfen. Obwohl er nicht Priester war, betete er gemeinsam mit den Kranken in den Sälen, sprach mit ihnen in seiner herzlichen, schlichten Art von der Güte Gottes und wußte die verstocktesten Herzen zu erweichen und zur Buße zu bewegen.

Müde gearbeitet von dem Dienst des Tages, gönnte er sich auch nachts noch keine Ruhe. Mit zwei Suppentöpfen, die er an einem Strick um den Hals hängen hatte, ging er in die Armengassen, teilte Almosen aus und schleppte oft auf seinen Armen hilflos verlassene Kranke in sein Spital. Oft genug begegnete der Heilige auf diesen nächtlichen Gängen dem Laster in seiner widerlichsten Art. Ob nicht auch diesen ärmsten Menschen, den käuflichen Mädchen, zu helfen wäre? In seiner Sorge um den „Groschen im Schmutz“ scheute der Heilige nicht vor dem Wagnis zurück, die Bordelle aufzusuchen und mit dem Kreuz in der Hand den Kupplern und Dirnen ins Gewissen zu reden. Da gab es natürlich in diesen verurufenen Häusern ein großes Staunen über den seltsamen Gast. Ein Hohngelächter prasselte auf Johannes nieder, ja sogar verprügelt wurde der unliebe Sittenprediger. Doch immer wieder erneuerte er seine Bekehrungsversuche, bis ihm wirklich ein Erfolg winkte: viele Mädchen verließen das Haus der Schande und vertrauten dem Heiligen ihre Zukunft an. Er bezahlte ihre Schulden und entriß sie so der Gewalt ihrer Zuhälter, er brachte sie in andere Städte, wo niemand von ihrem Vorleben wußte und ebnete auf jede mögliche Weise den Rückzug in ein anständiges Leben. Vor allem aber mühte er sich, das Übel an der Wurzel zu heilen durch Errichtung von Obdachlosenheimen, die den Ärmsten unentgeltlich Wohnung und Kost boten und verhinderten, daß sie aus Not sich der Sünde ergaben.

Die schlimmen Erlebnisse in der Isolierzelle des Krankenhauses, wo er als Geistesgestörter untergebracht und mißhandelt worden war, gaben dem Heiligen Anlaß, sich auch der Sorge für die Geistesgestörten zuzuwenden. Entschieden trat er dem damals herrschenden Glauben entgegen, jeder Irrsinn sei Besessenheit. So bahnte er eine vernünftige und menschliche Behandlung jener armen Menschen an und baute als erster die Irrenfürsorge zu einem Zweig der Wohlfahrtspflege aus.

Bei einem Werke aufopfernder Nächstenliebe fand Johannes von Gott den Tod. Im Februar 1550 kam er dazu, wie ein Knabe in einen hochangeschwellenen Bergbach stürzte. Sofort stürzte er sich in die eisigen Fluten und rettete das Kind. Aber ein schweres Fieber warf ihn aufs Sterbelager. Am 8. März fand er, vor einem Kreuzbild kniend, einen friedlichen Tod. Papst Leo XIII. ernannte ihn zum Schutzpatron der Spitäler.

Das 14. Jahrhundert war eine düstere Zeit für die Kirche und besonders für die Stadt Rom. Das Papsttum war so sehr in Abhängigkeit von den französischen Königen geraten, daß die Päpste siebenzig Jahre lang fern von Rom in Avignon residierten. Die Stadt Rom war in dieser Zeit der Spielball mächtiger Adelsparteien geworden. Leidenschaftlicher Bürgerzwist loderte in der aufgewühlten Stadt und raubte jegliche Sicherheit. Als Folge eines regen Handelsverkehrs erfaßte Luxus und Üppigkeit die Römer. Unbeherrschter Lebensgenuß und unersättliche Sinnlichkeit machten sich breit und ergriffen nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen. Mitten in diese dunkle Zeit hinein stellte Gott als wegweisenden Leuchtturm, als helles Licht, das untadelige, vollkommene Leben einer edlen Frau: das Leben Franziskas, der Römerin.

Ihr Leben ist in seinem äußeren Verlauf ein Frauenschicksal, wie es Tausenden ihres Geschlechtes beschieden ist. Jungfrau — Mutter — Witwe, das sind die Stationen ihres Lebens. Aber in seinem inneren Wert fällt dieses Leben aus dem alltäglichen Rahmen und unterscheidet sich bergehoch von dem der vielen.

Von Natur und Gnade schien Franziska de Bussi für ein weltflüchtiges, ganz Gott geweihtes Leben wie geschaffen. Und doch sollte sie nach Gottes Willen fast ihr ganzes Leben in der großen Gesellschaft und im Ehestand verbringen. Sie hatte sich schon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht, in ein Kloster einzutreten, als der Vater die kaum Fünfzehnjährige mit seinem festen Entschluß überraschte, sie dem jungen Edelmann Lorenzo Ponziani zur Frau zu geben. Vergeblich lehnte sie sich gegen diesen Plan auf, der politischer Berechnung entsprungen war. Es blieb ihr nichts übrig, als sich im Interesse ihrer Familie zu fügen.

Lorenzo Ponziani hatte seine Wahl nicht zu bereuen. Er hatte in Franziska eine Frau gefunden, die ihm zarte Aufmerksamkeit und treue Liebe entgegenbrachte. Sie hatte ihr Herz so in der Gewalt, daß sie trotz ihrer geheimen Klostersehnsucht weder die gesellschaftlichen Pflichten des Hauses noch die heilige Mutterpflicht der Erziehung vernachlässigte. Sie verstand es, den vielen Festen, die Lorenzo so sehr liebte, einen schönen Rahmen zu geben und edle Geselligkeit zu pflegen. Ihre Gegenwart verhinderte zuchtlose Ausschreitungen, wie sie damals in Rom nicht selten waren. Lorenz ließ seiner Frau in allem größte Freiheit, wußte er doch, daß Hauswesen und Kinder bei ihr in den besten Händen lagen. Darum redete er auch Franziska nichts ein, als sie sich im Dachgeschoß ein Betkämmerlein einrichtete, wo sie jede freie Minute im Gebet verbrachte. Sie gehörte ja nicht zu den Frauen, die aus falsch aufgefaßter Frömmigkeit vor lauter Beten und Kirchengehen das Hauswesen vernachlässigen und verwahrlosen lassen. Ihr Grundsatz war: „Wenn der Haushalt ruft, muß eine verheiratete Frau alle Andachtsübungen

verlassen.“ Gar manche Mißstimmungen in Ehen würden vermieden, wenn die Frauen nach diesem Grundsatz der heiligen Franziska handelten.

Die Verwaltung des Haushaltes und die Erziehung ihrer sechs Kinder ließen Franziska immer noch Zeit gewinnen, ungezählte Gänge der Barmherzigkeit zu machen. Sie durchstreifte die elendesten Stadtviertel, um leibliche und geistige Not zu suchen und zu lindern, ja sie ging sogar in die Spitäler und übernahm die Pflege von Pestkranken. Der Palazzo Ponziani stand allen Armen und Notleidenden offen. Um andern helfen zu können, legte sich Franziska selbst harte Opfer auf. Sie begnügte sich mit den einfachsten Speisen; Früchte und Gemüse waren ihre gewöhnliche Kost. Zum Schlafen genügten ihr meist zwei Stunden Ruhe auf einem harten Strohlager.

In dieser Schule harter Selbstzucht und aus ihrem stillen Betkämmerlein holte sich Franziska die Kraft, die schweren Prüfungen zu bestehen, die Gott ihr zur Läuterung sandte. Lorenzo wurde im Getümmel eines Straßenkampfes schwer verwundet und mußte, kaum genesen, aus Rom flüchten. Sein Haus wurde geplündert und sein Vermögen beschlagnahmt. Franziskas ältester Sohn Giovanni wurde als Geisel nach Neapel geschleppt. Und als ob es noch nicht genug des Leids wäre, fiel Franziskas Lieblingssohn Johannes Evangelista der Pest zum Opfer und auch die übrigen Kinder verlor Franziska nacheinander. Allein blieb sie zurück, verarmt und vereinsamt. Doch sie brach nicht zusammen. Sie betete Gottes heiligen Willen an und widmete sich nun ganz den Armen und Kranken.

Ein solches Beispiel konnte nicht fruchtlos bleiben. Frauen und Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen scharten sich um Franziska, um gemeinsam sich den Werken barmherziger Liebe zu widmen. Ohne Gelübde und Klausur wollten sie als Gottgeweihte ihr bisheriges behagliches Dasein aufgeben und den Armen und Kranken dienen. Am Feste Mariä Himmelfahrt 1425 opferte Franziska sich und ihre Gefährtinnen vor dem Gnadenbilde St. Maria Nuova dem Herrn und seiner Mutter auf. Die Genossenschaft der „Oblaten Mariens“, nach ihrem Heim Tor de' Specchi (Spiegelturm), auch „Oblaten di Tor de' Specchi“ genannt, war gegründet. Franziska, die Stifterin, konnte freilich, durch die Bande der Ehe noch gehalten, noch nicht dem gemeinsamen Leben der Schwestern sich anschließen.

Nach jahrelanger Verbannung waren Lorenzo und Giovanni endlich wieder heimgekehrt. Franziska mußte ihre ganze Liebe und Geduld aufbieten, um die beiden Männer, die in der harten Verbannung tödlichen Haß gegen die Gegner in sich hineingefressen hatten, zur Aussöhnungsbereitschaft mit den Gegnern bringen. Schweigend ließ sie so manchen wilden Ausbruch tobenden Jähzorns über sich ergehen, bis es ihrem Beten und Opfern gelungen war, das Fest der Versöhnung feiern zu können. Lorenzo überlebte diesen Tag nicht mehr allzu lange. Er siechte langsam unter der Pflege seiner treuen Gattin hin. Als sie ihm die Augen zgedrückt hatte, konnte sie nichts mehr zurückhalten, barfuß und im

Büßkleid um Aufnahme bei ihren Schwestern von Tor de' Specchi zu bitten, um als Engel der Barmherzigkeit Liebe und Almosen durch die Straßen Roms zu tragen.

Ein solch selbstloses, Gott hingeebenes Leben im Dienste der Caritas blieb nicht ohne reiche, innerliche Gnaden. Zahlreiche Visionen enthüllten Franziska die Geheimnisse der Übernatur. Besonders auffallend war ihr ständiger Verkehr mit der Geisterwelt. Es war ihr eine alltägliche Erscheinung geworden, ihren Schutzengel zu schauen. Wo sie ging und stand, sah sie an ihrer Seite den Engel in der Gestalt eines schönen Knaben, ähnlich ihrem verstorbenen Liebling Johannes. Sein frohes oder trauriges Antlitz wurde ihr zum Spiegel, an dem sie jederzeit ablesen konnte, ob sie recht oder unrecht getan hatte.

Anfangs März 1440 holte man Franziska zu ihrem kranken Sohn Giovanni. Als sie bei Einbruch der Nacht ins Kloster zurückkehren wollte, fühlte sie sich so matt, daß sie bleiben mußte. Es war Gottes Wille, daß sie in dem Haus sterben sollte, das vierzig Jahre lang der Schauplatz ihres heiligen Lebens gewesen war. Eine bösartige Rippenfellentzündung brach aus, der Franziska am 9. März erlag. In der einstigen Kirche Maria Nuova, jetzt Francesca Romana, ist sie bestattet, die Franz von Sales „eine der größten Heiligen nennt, größer als man sich's denken kann“.

Dominikus Savio

10. März
(Gedenktag am 9. März)

„Glücklich der Jüngling“, so ruft einmal Stanislaus von Dunin-Borkowski aus, vor dessen Geist die hehre Gestalt des Sohnes Gottes leuchtend und strahlend aufgegangen ist! Zu diesen glücklichen Jünglingen gehört in hervorragender Weise Dominikus Savio, der, wie kein anderer, den Geist seines heiligen Erziehers Johannes Bosco so vollkommen in sich aufgenommen hatte, daß Kardinal Agliardi schreiben konnte: „Wir Alten fühlen uns gedemütigt vor einer solchen Riesentugend in einem fünfzehnjährigen Jüngling. Wer aber noch im blühenden Jugendalter steht, wird von solchem Wohlgeruch der Unschuld angetrieben, in gleicher Weise die Pfade der Frömmigkeit zu wandeln.“

Was hat dieser Italienerjunge, der schon als Fünfzehnjähriger sein kaum begonnenes Leben schloß, Großes getan, daß Kardinäle und Päpste mit Bewunderung von ihm sprachen? Seine Bedeutung kommt am besten in dem Titel zum

Ausdruck, den man ihm gelegentlich beilegt: der „eucharistische Junge“. Eine ungewöhnlich starke Liebe zum Heiland im Sakrament brannte in Domenicos empfänglicher Seele. In anbetender Ehrfurcht sank er vor Jesus Christus als seinem Gott auf die Knie und blickte voll bereitwilliger Hingabe zu ihm auf. Schon in früher Jugend, als das kleine Kerlchen (geboren 1842 in Riva bei Turin als Kind eines Schmiedemeisters) jeden Tag zweimal den Schulweg von einer Stunde zu gehen hatte, machte Domenico jeden Morgen Jesus im Tabernakel einen Besuch. Fand er die Kirche noch geschlossen, dann kniete er sich vor dem Portal nieder und schickte dem Heiland seinen Morgengruß. Wegen seiner hervorragenden Frömmigkeit und seines frühreifen Verstandes durfte er als einziges Kind seiner Schule schon mit sieben Jahren die erste hl. Kommunion empfangen. 1854 kam er als Zögling in das berühmte Oratorium des heiligen Johannes Bosco im Turiner Vorort Valdocco. Don Bosco gestand in der Lebensgeschichte, die er nach Savios frühzeitigem Tod niederschrieb, daß er diesen Knaben geliebt habe wie einen Sohn. Unter solcher Leitung machte Domenico, der sich aufs Priestertum vorbereitete, rasche Fortschritte in der Vollkommenheit.

Eines Tages fragte Don Bosco Domenico, ob er denn auch wisse, was sein Name bedeute. Freudig gab dieser zur Antwort: „Domenico heißt so viel als: der, welcher dem Herrn gehöre. Ich muß und will daher ganz dem Herrn angehören, und so lange dies noch nicht der Fall ist, bin ich nicht zufrieden.“ Das war bei Savio nicht eine rasch aufflammende und ebenso rasch wieder verwehende Begeisterung. Hinter seinen Worten stand die Tat. Alle seine Arbeiten, Mühen und Beschwerden opferte er täglich seinem Herrn auf.

Um Gott möglichst viel gute Werke schenken zu können, suchte er seine Zeit aufs beste auszunützen und bat sogar seinen heiligen Seelenführer, er möge ihn das Gelübde ablegen lassen, keine Minute Zeit zu verlieren. Welch ein Lebensernst, welch ein Pflichtbewußtsein und Dienstfeifer offenbart sich in diesem Wunsch! Eine Begleiterscheinung dieses „Auskaufens der Zeit“ und dieser Scheu vor dem Müßiggang, dem Anfang aller Laster, war die fleckenlose Reinheit, die Domenico Christus dem Herrn zum Geschenk machen konnte. Im Glanz unversehrter Taufunschuld konnte der Fünfzehnjährige in die Ewigkeit gehen. Sorgfältig mied er jede Gefahr der Unreinheit. In seiner kindlichen Art glaubte er eine Zeitlang schwere Bußübungen vornehmen zu sollen, denen seine schwache Gesundheit nicht gewachsen war. Don Bosco entdeckte sie rechtzeitig und verbot sie ihm. Jedesmal, wenn er sich in die Kirche begab, kniete er sich für einige Augenblicke vor dem Bild der allerreinsten Jungfrau nieder und bat: „Maria, ich will immer dein Kind bleiben. Gib mir die Gnade, lieber zu sterben als eine Sünde gegen die Reinheit zu begehen.“ Das kräftigste Hilfsmittel in der Verteidigung der Unschuld wurde ihm die tägliche Kommunion, die er mit solcher Andacht und Sammlung empfing, daß er oft stundenlang dem Alltagsleben entrückt war. Es geschah,

wie Don Bosco erzählt, daß Domenico nach der hl. Kommunion alles rings um sich vergaß und stundenlang ganz in Gott versenkt blieb, der ihn mit seinen Wonnen überschüttete und ihm manchmal selbst verborgene Dinge offenbarte.

Nicht selten bediente sich der Herr dieses frommen und reinen Knaben, um Sterbenden zu den hl. Sakramenten zu verhelfen. Es konnte geschehen, daß Domenico, der seit Tagen nicht mehr aus dem Haus gekommen war, plötzlich ganz aufgeregt zu Don Bosco lief und flehentlich bat: „Kommen Sie schnell! Gehen Sie mit mir! Es ist kein Augenblick zu verlieren!“ Und er führte den Heiligen durch die Straßen in eine Wohnung, wo ein unglücklicher Sünder in Todesnot lag. Zur Zeit der Cholera, wo Don Bosco mit den Knaben seines Oratoriums die Pflege der Kranken übernommen hatte, kam Savio in ein Haus und fragte, ob hier nicht ein Kranker liege, er wäre bereit, die Pflege zu übernehmen. Er erhielt den Bescheid, es sei niemand erkrankt. Er ging, aber ungerne und zögernd. Kurz darauf kehrte er zurück und bat: „Bitte, sehen Sie doch genau nach; jemand muß sich hier in dringender Not befinden.“ Der Hausherr durchging alle Wohnungen und wirklich fand er in einer Dachkammer eine alte Frau, die plötzlich von der Seuche befallen worden und zu schwach war, Hilfe herbeizurufen.

Unter seinen Mitzöglingen wirkte Domenico als begeisterter Apostel. Er übte sein Apostolat mit solcher Liebenswürdigkeit aus, daß er ihnen keineswegs als lästiger Mahner erschien und sie schon allein durch sein Beispiel zur Tugend hinarieß. In seiner Gegenwart gab es weder unsaubere Reden noch rohe Prügeleien. In seinem religiösen Eifer gründete er einen „Bund der Unbefleckten Empfängnis“, der bald alle Zöglinge der Anstalt unter die Fahne Mariens sammelte. Welch begeisterter Priester wäre dieser Junge geworden! Aber Gott hatte es anders bestimmt. Eine tückische Brustkrankheit hatte ihr Zerstörungswerk begonnen, das weder ärztliche Hilfe noch Luftveränderung aufhalten konnten. Im Elternhaus, das er zur Erholung aufgesucht hatte, schied er am 9. März 1857 von dieser Erde.

Einige Jahre nach seinem Tode erschien der Selige seinem heiligen Erzieher und teilte ihm Wunderbares mit über die Herrlichkeit, die er mit zahlreichen andern reinen Jugendseelen im Himmel besitzt.

Luise von Marillac

11. März

(Gedenktag am 15. März)

Wer kennt sie nicht, die Schwestern mit der breitflatternden, weißen Flügelhaube, die durch die Straßen der Städte und Dörfer eilen, die still und geschäftig ihre barmherzige Liebe durch die langen Flure der Spitäler und in die engen Räume armseliger Dachkammern tragen, die in aufopfernder Hingabe die Kranken warten und den Sterbenden den Weg in die Ewigkeit erleichtern, die elternlosen Kindern Mutterliebe ersetzen und im Kanonendonner der Schlachten die Verwundeten verbinden? Mit besonderer Liebe hängt das Volk an diesen „Barmherzigen Schwestern“, und auch die Ungläubigen und Freigeistigen, die den Haß und die Verfolgung der katholischen Orden auf ihr Programm geschrieben haben, beugen sich in Achtung vor diesen Engeln der Krankenzimmer und fühlen sich geborgen, wenn ihr eigenes Krankenbett eine weiße Flügelhaube umrauscht. So bekannt und volkstümlich aber die Barmherzigen Schwestern sind, so fremd ist den meisten jene große, kühne Seele, die die Nöte ihrer Zeit wie kaum je eine Frau auf Erden erkannte und mit tatkräftiger Nächstenliebe zu lindern suchte: Luise von Marillac, die Heldin der Caritas und Mutter der Barmherzigen Schwestern.

Das Füllhorn irdischer Glücksgüter wurde über der Wiege des 1591 zu Paris geborenen Kindes ausgegossen. Nach dem frühen Tode der Mutter brachte der Vater das Mädchen in das adelige Erziehungsinstitut der Abtei Poissy, wo Luise eine ausgezeichnete Ausbildung erhielt. Nicht bloß ein umfassendes Wissen, sondern auch eine lebendige Frömmigkeit war die Frucht der trefflichen Erziehung. Früh schon regte sich der Ordensberuf in ihr. Ihr heißer Wunsch wäre es gewesen, Kapuzinerin zu werden und ein Leben strenger Abgeschiedenheit zu führen. Es war eine schmerzliche Enttäuschung, als sie wegen ihrer zarten Gesundheit abgewiesen wurde. So gab sie dem Drange ihrer Familie nach und verheiratete sich 1613 mit Anton Le Gras, dem Geheimekammerer der Königin Maria von Medici. Zwölf Jahre verlebte sie an der Seite dieses nach Abstammung und Gesinnung gleich vornehmen Mannes. Le Gras war ein ausgezeichneter, charaktvoller Mann, der unter der Hofgesellschaft durch seine ernste Frömmigkeit auffiel. Gern ließ er Luise volle Freiheit, als sie sich daran machte, zum Entsetzen der Adelskreise die hohen Schranken niederzureißen, die damals die oberen Kreise von den niederen Volksschichten trennten. Sie, die in Schlössern aufgewachsen war, suchte die Armenviertel auf und ging in die verrufensten Mietskasernen, um den Bedürftigen Almosen zu bringen und den Kranken behilflich zu sein. Die große Gesellschaft hätte ihr diese allen Gesetzen des Herkommens zuwiderlaufende Tätigkeit nie verziehen, wenn nicht Luise es verstanden hätte, durch ihre lebenswürdige Anmut und Würde die Herzen für sich zu gewinnen. Luise vermied sorgfältig

alles Auffällige. Ihr ganzes Wesen und Handeln war einfach und natürlich. Niemand ahnte, daß die elegante, liebenswürdige Gesellschafterin unter der seidenen Robe ein hartes Bußkleid trug und sich mehrmals in der Woche geißelte.

Als Maria von Medici aus Paris flüchten mußte, teilte Anton Le Gras in ritterlicher Treue die Verbannung seiner königlichen Herrin. Als er nach acht Jahren zu seiner Familie zurückkehrte, war er unheilbar verbittert und gebrochen an Leib und Seele. Es war fast unmöglich, mit dem unerträglich launenhaften Kranken zurechtzukommen. Doch Luise pflegte ihren Gatten mit nie versagender Liebe, Geduld und Hingebung. In den Dezembertagen 1625 erlöste der Tod ihren Gatten von jahrelangen Qualen. Nun stand die junge Witwe mit ihrem 12jährigen Sohn allein und sehnte sich nach einer lebenausfüllenden Aufgabe im Dienste Gottes. Um sich ganz den Werken der Liebe und Frömmigkeit widmen zu können, legte Luise das Gelübde immerwährender Witwenschaft ab. In dem hl. Vinzenz von Paul gewann sie einen Seelenführer, der ihrem inneren Leben und ihrer äußeren Lebensgestaltung ebenso mild wie fest große Richtlinien gab und Luise mehr und mehr ihrer eigentlichen Lebensaufgabe zuführte.

Vinzenz hatte seit mehreren Jahren begonnen Frauenvereine zu bilden, die mittellose Kranke pflegten und eine Art Familienapostolat ausübten. Diese Vereine hatten rasche Verbreitung gefunden, aber es fehlte ihnen eine straffe Zusammenfassung und einheitliche Leitung. Vinzenz kannte niemand, der besser geeignet war, die Führung der ganzen Bewegung zu übernehmen, als Frau Le Gras. 1629 übertrug er ihr die heißersehnte Aufgabe und machte sie zu seiner Stellvertreterin bei seinen vielfachen Gründungen. Sie begann eine Visitationsreise durch Frankreich, um die einzelnen Ortsgruppen der „Frauen der christlichen Liebe“ zu besuchen, neue Gründungen vorzunehmen, schlecht geleitete Gruppen neu zu organisieren. Monatelang fuhr die verwöhnte Dame der Gesellschaft in Bauernkarren von Ort zu Ort, ertrug trotz dauernder Kränklichkeit die härtesten Strapazen und überwand mit großer Geschicklichkeit die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich ihren Anordnungen entgegenstellten.

Am 29. November 1633 eröffnete Luise, die ihr prächtiges Palais schon längst aufgegeben hatte, mit vier einfachen Bauernmädchen ein bescheidenes Haus. Die Mädchen sollten dort für ihren künftigen Beruf als Krankenpflegerinnen und soziale Fürsorgerinnen erzogen werden. Das war der Anfang der „Barmherzigen Schwestern“ oder Vinzentinerinnen. Die Tracht der Bäuerinnen aus der Bretagne erinnert heute noch daran, daß die Barmherzigen Schwestern anfangs eine freie Vereinigung von Landmädchen und frommen Frauen zur Pflege der Kranken waren. Sie waren weder durch Klausur und Gelübde, noch durch den Schleier der Ordensfrauen zusammengehalten, sondern nur durch das heldenmütige Lebensopfer und die aufopfernde Liebe einer heldenmütigen Frau: Luise von Marillac. Es war etwas Neues in der Geschichte des kirchlichen Ordenswesens, was Luise

von Marillac in Verbindung mit Vinzenz von Paul ins Leben gerufen hatte: eine Genossenschaft, deren gottgeweihte Jungfrauen nicht in streng abgeschlossenen Klöstern, sondern wo es not tat, auch zu zweit mitten unter den Weltleuten wohnen, Jungfrauen, die die Armen und Kranken nicht bloß in Spitälern und Armenhäusern pflegten, sondern das Elend in seinen Winkeln und Kammern aufsuchten.

Am 25. März 1634 legten die ersten Schwestern ihre Gelübde ab. Bald waren es so viele, daß die Vinzentinerinnen die Krankenpflege im größten Pariser Spital übernehmen konnten. Die Kräfte wuchsen, wie die Bedürfnisse sich mehrten. Und überall sprangen die Barmherzigen Schwestern als rettende Engel ein. Sie übernahmen Krankenhäuser, Waisenhäuser, Kindergärten, Krüppelheime, Stifte für Arme, Alte, Geisteskranke; sie gingen in Besserungsanstalten, Gefängnisse, Findelhäuser, Missionsanstalten; Galeerensträflinge, politische Flüchtlinge, Opfer des Krieges und der Revolution suchten bei den „Herrgottstauben“ Zuflucht. Es entstanden Volksküchen und Suppenausteilstuben, in denen täglich mehr als tausend Hungerige gespeist wurden, Schulen wurden gegründet, Militärlazarette eingerichtet, Rettungshäuser für Gefallene und Opfer des Lasters erbaut. Ein Wunder der Caritas war von Vinzenz und Luise zum Segen der ganzen Menschheit ins Leben gerufen worden. Ein Freudentag war es für die junge Genossenschaft, als von Rom die kirchliche Approbation eintraf und St. Vinzenz am 8. August 1655 den feierlichen Akt der amtlichen Errichtung vollziehen durfte. Wenige Jahre nur überlebte Luise von Marillac diesen Jubeltag. Am 15. März 1660, wenige Monate nur vor Vinzenz von Paul, brach die Heilige unter der schweren Arbeitslast zusammen.

Gregor der Große

12. März

Im 6. Jahrhundert schien es, als ob das Weltgefüge auseinander ginge. Vom Sturm der Völkerwanderung erschüttert, stürzten die alten Reiche in sich zusammen und drohten im Sturze alles zu zerstören. Wilde Völkerhorden überschwemmen die alten Kulturländer. In dieser großen Wende der Geschichte, wo die Weisheit der Staatsmänner keinen Rat mehr wußte und die Feldherrn vergebens sich mit ihren Herrssäulen dem Anprall entgegenstemmten, in diesem völligen Versagen aller weltlichen Mächte war es einzig die Kirche, die unerschüttert und aufrecht stand. Sie unterzog sich der schweren Aufgabe, die sinkende Welt mit der neuen zu versöhnen und die noch zügellosen, überschäumenden Kräfte der jungen Zeit

zu formen und zu bilden. Viele Männer der Kirche arbeiteten an diesen Werken, als einer der bedeutendsten unter ihnen der heilige Papst Gregor der Große.

Gregor, der letzte große Kirchenvater des Abendlandes, wurde 540 in Rom geboren als Sprosse einer hochangesehenen Familie von altem Römer- und echtem Christenadel. Das Studium der Rechtskunde und Staatskunst, dem sich der glänzend begabte Student widmete, erschloß ihm den Weg zu den höchsten Staatsämtern. Er war kaum 30 Jahre alt, als er schon das Amt eines Stadtpräfekten bekleidete. Durch seine unbestechliche Gerechtigkeit und seine Sorge für die soziale Wohlfahrt des Volkes erwarb er sich die Achtung aller. Aber nur mit geteiltem Herzen war er bei seinem Amte. Sein Sinn war ganz dem beschaulichen Leben zugewandt. Die fromme Erziehung seiner heiligen Mutter Silvia und die eingehenden Studien, in denen er sich früher mit den Schriften der großen Kirchenväter Augustinus, Ambrosius und Hieronymus befaßt hatte, hatten seiner Seele eine Tiefe und Weite gegeben, die durch die Geschäfte der Politik und Verwaltung nicht ausgefüllt werden konnten. Die Sehnsucht nach dem Klosterleben lag wie unstillbares Heimweh auf Gregors Seele. Und eines Tages standen die Römer kopfschüttelnd vor einem seltenen Ereignis: der Stadtpräfekt hatte sein hohes Amt niedergelegt, um Mönch zu werden! Das elterliche Vermögen, das Gregor durch den Tod seines Vaters zugefallen war, verwendete er zum Teil für die Armen der Stadt, mit dem Rest gründete er in Sizilien sechs Klöster. Auch der elterliche Palast auf dem Monte Celio wurde in ein Kloster zu Ehren des hl. Andreas umgewandelt. Den Benediktinern, die in St. Andreas einzogen, schloß sich Gregor als einfacher Mönch an.

Die Zeit, die er in der Stille des Klosters zubrachte, galt ihm später als die schönste seines Lebens. Doch die Kirche konnte auf die tatkräftige Mitarbeit eines Mannes von so gründlicher theologischer Bildung und von so großem diplomatischem Geschick nicht verzichten. Papst Benedikt I. holte Gregor aus der stillen Klosterzelle und ernannte ihn zum Kardinaldiakon. Nur ungern fügte sich Gregor dem Rufe des Papstes. Noch schlimmer wurde es mit der Störung seiner klösterlichen Ruhe, als Benedikts Nachfolger, Pelagius II., Gregor im Jahre 578 mit dem verantwortungsvollen Amte eines päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hof zu Konstantinopel betraute. Sechs Jahre wirkte er hier zum größten Nutzen des Papstes. Froh atmete er auf, als seine diplomatische Mission beendet war und er in sein geliebtes Kloster St. Andreas zurückkehren durfte. Wie gerne wäre er für immer im Dunkel der klösterlichen Mauern untergetaucht! Doch Gottes Fügung hatte ihm einen anderen Lebensweg bestimmt. Die Mönche von St. Andreas wählten ihn zum Abte, und als Papst Pelagius 590 der Pestepidemie zum Opfer fiel, erhoben ihn Klerus und Volk einstimmig zum Nachfolger des hl. Petrus. Alle Bemühungen des Heiligen, die Wahl rückgängig zu machen, waren umsonst.

Es war ein schweres Amt, das auf Gregors Schultern gelegt worden war. Die arianischen Langobarden verwüsteten Italien und bedrohten das Papsttum. In Spanien hatte der Arianismus mit den Goten Einzug gehalten. Im christlichen Nordafrika wütete die Irrlehre der Donatisten, in Frankreich krankten die kirchlichen Verhältnisse an der Pest der Simonie, im fernen Osten tauchte drohend der Mohammedanismus auf. Gregor war sich all der großen Schwierigkeiten klar. In einem Briefe schreibt er: „Ein altes, von den Wellen arg mitgenommenes Schiff habe ich übernommen. Von allen Seiten dringen die Wellen ein und von täglichem, heftigen Sturm gepeitscht ächzen schiffbrüchig die morschen Bretter.“

Aber in Gregor hatte das Schiff der Kirche den rechten Steuermann bekommen. Die erste Tat, die der neugewählte Papst vornahm, war ein Bittgang, in dem das gesamte, leidgeprüfte Volk um Hilfe von oben und besonders um Abwendung der Pest flehen sollte. Betend und singend zog die Prozession auf St. Peter zu. Da bot sich, wie eine schöne, alte Legende erzählt, nahe am Tiber den erstaunten Blicken ein wunderbares Schauspiel dar. Über dem altersgrauen Grabmal Kaiser Hadrians schwebte der Erzengel Michael hernieder und steckte mit erbarmender Gebärde sein flammendes Schwert in die Scheide. Die Pest war erloschen. Heute noch schwebt die mächtige Gestalt St. Michaels mit ausgebreiteten Flügeln über der „Engelsburg“.

Vor allem suchte Gregor die Not des Volkes, die durch den Einfall der Langobarden groß geworden war, zu lindern. Ganz Italien, von den Alpen bis nach Sizilien, bekam die Wohltätigkeit des Papstes zu fühlen. Kranke, Fremde, Flüchtlinge fanden bei ihm Pflege und Obdach. Kriegsgefangene kaufte er von den Langobarden los. Bis nach Syrien und Palästina gingen seine Almosen. Die Neuordnung des Pacht- und Zinswesens sicherte Gregor den bleibenden Ruf eines Volkswirts von schöpferischen Gedanken und trugen seinen Ruf als Bauernfreund durchs ganze Land.

Ein großer Erfolg war es, als es Gregor gelang, mit dem Langobardenkönig Agilulf einen Friedensschluß zustande zu bringen. Katholische Glaubensboten konnten nun ungehindert im Langobardenreich arbeiten, der König gab sogar seine Zustimmung zur katholischen Taufe seines Kindes. Das für die ganze germanische Welt bedeutsamste Werk Gregors war die Entsendung der Glaubensboten nach dem fernen Inselreich der Angelsachsen. Von der herrlichen Pflanzschule, die in England durch die Missionäre Gregors aufblühten, kamen ein Jahrhundert später durch Bonifatius und die anderen benediktinischen Glaubensboten Ableger auch in die deutschen Gauen. So wurde Gregor der Große auch für unser deutsches Land der Vater des christlichen Glaubens und Lebens.

Neben diesen großen staatspolitischen und apostolischen Aufgaben wandte der Papst seine besondere Fürsorge auch dem Gebetsleben der Kirche zu. Die kraft- und maßvollen Weisen des liturgischen Chorals der römischen Kirche tragen heute

noch für alle Zeiten Gregors Namen. Der liturgische Gottesdienst verdankt ihm eine gründliche Neugestaltung. Kein Priester kann die hl. Messe feiern, ohne auf Spuren von Gregors schöpferischer Tätigkeit zu stoßen.

Über 800 Briefe, zahlreiche Predigten über das Evangelium und andere schriftstellerische Arbeiten zeugen von der rastlosen Tätigkeit dieses fast immer kränklichen, schwächlichen Mannes. Viele seiner Arbeiten entstanden auf dem Krankenlager und wurden unter den Qualen heftiger Schmerzen niedergeschrieben oder diktiert. Wie sehnsüchtig mag oft der Heilige aus all der Fülle päpstlicher Arbeiten und Sorgen heraus an seine frühere Klosterzelle gedacht haben! Doch mit harter Hand hielt Gregor seine persönlichen Wünsche nieder und hielt getreu auf dem sturmumtosten Posten aus, auf den Gott ihn gestellt hatte. Wenige Menschen haben so tatkräftig in die Speichen der Weltgeschichte eingegriffen, wie dieser bleiche, kranke Papst, der so gerne als unbekannter Mönch in stiller Zelle gebetet und studiert und geopfert hätte.

Am 12. März 604 brachte der Tod für den schmerzgequälten Leib des großen Papstes Erlösung und für die sehnsuchtskranke Seele Erfüllung. Die dreizehn Jahre, die Gregor die Kirche unter den schwierigsten Umständen leitete, hatten genügt, daß die dankbare Nachwelt ihm den Ehrentitel „der Große“ zuerkannte.

Wilhelm Hart

13. März

(Gedenktag am 15. März)

Am 15. März 1583 wurde in York unter dem wütenden Geschrei einer aufgehetzten Volksmenge ein junger, bleicher Mann zum Galgen geschleppt. Welch todeswürdiges Verbrechen hatte der arme Mann begangen? Sein Verbrechen war dieses: er war ein Katholik, ein „verruchter Papist“, ja sogar ein Priester der römischen Kirche. Das war in jenen unseligen Zeiten leidenschaftlicher Glaubensverfolgung im England der Königin Elisabeth Grund genug, an den Galgen gehängt zu werden.

William Hart — das war der junge Mann, der an jenem Frühlingstag seine Glaubensstreue mit dem Blut besiegelte — hätte auf Grund seiner vorzüglichen Bildung und hohen Begabung eine glänzende Laufbahn vor sich gehabt. Aber um seines katholischen Glaubens willen verzichtete er darauf und reiste über den Kanal nach Douay in Nordfrankreich, um dort im englischen Seminar Theologie zu studieren. In Rom erhielt er die Priesterweihe. Voll heiligen Aposteleifers kehrte

der Neugeweihte verkleidet mit 46 Gefährten nach England zurück, um dem Haß der Königin und ihrer fanatischen Anhänger zum Trotz für die Sache der katholischen Kirche zu arbeiten.

Nun begann ein Leben voll größter Opfer, immer umschauert von Todesgefahren. Ähnlich den Priestern von Rußland in unserer Zeit, wanderte William Hart in ständig wechselnden Masken und Verkleidungen von Ort zu Ort, um die Katholiken zu trösten und zu stärken, um in verborgenen Schlupfwinkeln das hl. Meßopfer darzubringen und die hl. Sakramente zu spenden. Immer galt es auf der Hut vor Häschern zu sein, immer bestand die Gefahr, von Verrätern preisgegeben zu werden. Feldhütten, Waldesdickicht, Felsenhöhlen mußten ihm Unterschlupf geben; war doch die Todesstrafe ausgesetzt für jeden, der einen Priester beherbergte.

Dreizehn von den 46 Priestern, die gleichzeitig mit Hart nach England gekommen waren, mußten ihren heiligen Wagemut mit dem Leben bezahlen. William Hart war wiederholt schon in äußerster Gefahr gewesen, von den Spürhunden der Königin gestellt zu werden. Immer wieder war es ihm geglückt, die Fährte zu verwischen und zu entkommen. Zwei Jahre hatte er so in aufreibendstem Apostolat seinen katholischen Landsleuten gedient. Da traf ihn das Los, dem er jede Stunde gefaßt entgegengesehen hatte. Am Abend des Weihnachtstages 1582 wurde Hart von Häschern entdeckt und gefangen genommen. Die Anglikaner boten ihre ganze Beredsamkeit und Spitzfindigkeit auf, den Gefangenen für ihre Irrlehre zu gewinnen. Aber sie mußten das Aussichtslose ihrer Bemühungen einsehen. Die Geschworenen sprachen William Hart wegen der Ausübung der priesterlichen Tätigkeit in England des Hochverrates schuldig und stimmten für Todesstrafe. William Hart, der sein Vaterland nicht weniger liebte als seine Richter, der wie alle seine Landsleute für das Wohlergehen der Königin betete und in allem ihr gehorsam war, soweit es nicht im Widerspruch zu seiner religiösen Überzeugung stand, wurde einzig und allein wegen seines Eintretens für den katholischen Glauben zum Tode verurteilt, und zwar zum schmachlichen Tode am Galgen.

Kurz vor seiner Hinrichtung schrieb der Märtyrer einen innigen Abschiedsbrief an seine Mutter, den man nicht ohne tiefe Erschütterung lesen kann: „Ach liebe Mutter, warum weinst du? Warum nimmst du dir meinen Ehrentod so sehr zu Herzen? Bedenkst du nicht, wie unbeständig, wie elend das menschliche Leben ist? Denkst du nicht mehr an meinen Beruf, mein Priesteramt, meinen Glauben? Vergiß nicht, daß ich an einen Ort der Freude und Glückseligkeit eile. Warum also weinen? Warum trauern? Ich sterbe nicht als Verbrecher, sondern für die Wahrheit; nicht wegen Hochverrats, sondern wegen meiner Religion; nicht wegen eines schlechten Lebens, sondern einzig und allein für meinen Glauben, für mein Gewissen, für meinen Priesterberuf, für meinen gebenedeiten Heiland Jesus Christus. Wahrhaftig, hätte ich zehntausend Leben, ich müßte sie eher alle hin-

opfern, als meinen Glauben verleugnen, meine Seele verlieren, meinen Gott beleidigen.“ Welch herrlicher Märtyrergeist spricht aus diesem Brief!

Gefaßt ließ sich der Verurteilte zum Galgen führen. Die Schmähungen und Beschimpfungen, mit denen anglikanischer Straßenpöbel den Todgeweihten bewarf, beantwortete dieser mit leisem Gebet. Ehe er die Leiter emporstieg, hielt er eine letzte Ansprache an Katholiken und Anglikaner. Er wollte sein Leben bis zum letzten Augenblick ausnützen, um für seinen Glauben und seine Kirche Zeugnis zu geben. Der Henker stieß den Märtyrer von der Leiter und schnitt ihn dann los, damit er entsprechend dem Urteil durch Vierteilen vollends getötet würde. Die Katholiken durchbrachen die Absperrkette der Soldaten und eilten hin, um Reliquien des Blutzuges zu erhaschen und Tücher in sein Blut zu tauchen. Sie wußten: ein Heiliger hatte vor ihren Augen gelitten. Papst Leo XIII. sprach 1886 William Hart selig.

Mathilde

14. März

Von den ältesten Zeiten an waren es die Frauen, die mit empfänglichsten Herzen die Lehren der Kirche aufnahmen. Gerade die Frauen wurden zu den begeistertsten Wegbereiterinnen des jungen Christentums in deutschen Landen. An den Idealen der christlichen Frau und Mutter, wie die Kirche sie lehrte, wuchsen vor allem im christlichen Mittelalter Frauen von überragender Größe und stärkstem Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes heran. Namen wie Klothilde, Radegunde, Lühthildis, Kunigunde, Adelheid, Gertrud und viele andere sind unzertrennlich mit der Geschichte des deutschen Volkes verbunden. Zu den edelsten dieser mittelalterlichen Frauengestalten gehört die hl. Mathilde, bei der sich starke Liebe zur deutschen Heimat mit treuer Ergebung zur katholischen Kirche aufs glücklichste verband.

Gründliche Ausbildung in dem adeligen Frauenstift Herford gab der jungen Herzogstochter aus Sachsen das Rüstzeug für ihre späteren Aufgaben als deutsche Königin. Die klösterliche Zucht und strenge Lernordnung mag der Tochter des Herzogs Dietrich und der Herzogin Reinhilde bisweilen recht hart geworden sein. Es glühte noch ein gutes Stück von der Freiheitsliebe ihres Ahnen, des trotzigen Widukind, in ihrem Herzen. Groß und schlank wie eine Buche ihrer Heimatwälder rankte Mathilde zur Höhe, in Haltung und Wuchs eine geborene Fürstin.

Kein Wunder, daß der Ruf von der Anmut des Edelfräuleins weit über die Mauern des Stiftes ins Land drang. Und sieh, eines Tages sprengte ein Trupp waffenblitzender Reiter gegen Herford: Heinrich, der junge Herzogssohn aus Sachsen, warb um die Hand Mathildens. Gerne gab Mathilde, die bereits weit in den Dreißigern stand, dem edlen und ernsten Herzog ihr Ja-Wort. Im Jahre 909 feierten die jungen Leute ihre Hochzeit. Drei Jahre später wurde Heinrich, dem die Geschichte den Beinamen Finkler gab, Nachfolger seines Vaters als Herzog der Sachsen. Sieben Jahre darauf wurde er von allen deutschen Stämmen zum König gewählt.

Schwer war die Aufgabe, die auf König Heinrich lag. Welch ein Glück war es für ihn, daß er bei seiner klugen und frommen Gemahlin allezeit geistige Hilfe, Rat und Trost suchen konnte! In selbstloser Liebe opferte Mathilde eigene Wünsche und Neigungen, um ganz für ihn und sein großes Werk zu leben. Eine reiche, innige Seelengemeinschaft herrschte zwischen den beiden Gatten, die sich von Jahr zu Jahr vertiefte und die auch mit dem 936 erfolgten Tode des Königs nicht begraben wurde, sondern in den dreißig langen Jahren der Witwenschaft immer inniger wurde.

Wo soviel Gattentreue ist, muß da nicht auch die Mutterliebe eine köstliche Heimstätte haben? Drei Prinzen (Otto, Heinrich und Bruno) und zwei Prinzessinnen (Gerberga und Hedwig) hatte Mathilde König Heinrich geschenkt. In starker Mutterliebe wachte Mathilde über der Kindheit ihrer Lieblinge. Aber gerade aus der Mutterliebe sollten ihr die größten Leiden des Lebens erwachsen. Otto, der Erstgeborene, konnte es der Mutter nicht vergessen, daß sie nach des Vaters Tode Schritte unternommen hatte, ihrem bevorzugten Sohn Heinrich die Königskrone zu verschaffen. Die Schuld an dem unseligen Bruderkwitz, in dem Heinrich schließlich unterlag, mag schwer auf der Mutter gelegen sein. Kaum hatte Otto den Königsthron bestiegen, da erhob er gegen die Mutter den Vorwurf, sie habe das Familiengut unberechtigt veruntreut und verschleudert. Und nun kam die bitterste Prüfung für Mathilde: in diesem Kampf gegen die Mutter reichten sich die feindlichen Brüder versöhnt die Hände, ja Heinrich, der verwöhnte Liebling, überbot noch Otto an Lieblosigkeit gegen die Mutter. Ist das nicht vielfach der Lohn, den Mütter von bevorzugten Hätschelkindern erhalten? Daß die Mutter zu seinen Gunsten bei der Königswahl gewirkt, daß sie ihm das Herzogtum Bayern verschafft, daß sie ihn Zeit seines Lebens mit dem ganzen Strom ihrer Liebe überschüttet hatte – alles war vergessen. Die Brüder gingen so weit, daß sie die Mutter zur Herausgabe ihres Brautschatzes und Witwenteiles zwangen. An ihrem Sohn Bruno, dem späteren heiligen Erzbischof von Köln und Kanzler des Deutschen Reiches, mag die Schmerzensmutter noch den einzigen Erdentrost gefunden haben. Diese harte Prüfung diente Mathilde zur Läuterung ihrer großen Seele. Ohne Groll zog sie sich auf den alten Besitz ihrer Familie Enger zurück,

opfern, als meinen Glauben verleugnen, meine Seele verlieren, meinen Gott beleidigen.“ Welch herrlicher Märtyrergeist spricht aus diesem Brief!

Gefaßt ließ sich der Verurteilte zum Galgen führen. Die Schmähungen und Beschimpfungen, mit denen anglikanischer Straßenpöbel den Todgeweihten bewarf, beantwortete dieser mit leisem Gebet. Ehe er die Leiter emporstieg, hielt er eine letzte Ansprache an Katholiken und Anglikaner. Er wollte sein Leben bis zum letzten Augenblick ausnützen, um für seinen Glauben und seine Kirche Zeugnis zu geben. Der Henker stieß den Märtyrer von der Leiter und schnitt ihn dann los, damit er entsprechend dem Urteil durch Vierteilen vollends getötet würde. Die Katholiken durchbrachen die Absperkette der Soldaten und eilten hin, um Reliquien des Blutzengen zu erhaschen und Tücher in sein Blut zu tauchen. Sie wußten: ein Heiliger hatte vor ihren Augen gelitten. Papst Leo XIII. sprach 1886 William Hart selig.

Mathilde

14. März

Von den ältesten Zeiten an waren es die Frauen, die mit empfänglichsten Herzen die Lehren der Kirche aufnahmen. Gerade die Frauen wurden zu den begeistertsten Wegbereiterinnen des jungen Christentums in deutschen Landen. An den Idealen der christlichen Frau und Mutter, wie die Kirche sie lehrte, wuchsen vor allem im christlichen Mittelalter Frauen von überragender Größe und stärkstem Einfluß auf die Geschehnisse des deutschen Volkes heran. Namen wie Klothilde, Radegunde, Lühthildis, Kunigunde, Adelheid, Gertrud und viele andere sind unzertrennlich mit der Geschichte des deutschen Volkes verbunden. Zu den edelsten dieser mittelalterlichen Frauengestalten gehört die hl. Mathilde, bei der sich starke Liebe zur deutschen Heimat mit treuer Ergebung zur katholischen Kirche aufs glücklichste verband.

Gründliche Ausbildung in dem adeligen Frauenstift Herford gab der jungen Herzogstochter aus Sachsen das Rüstzeug für ihre späteren Aufgaben als deutsche Königin. Die klösterliche Zucht und strenge Lernordnung mag der Tochter des Herzogs Dietrich und der Herzogin Reinhilde bisweilen recht hart geworden sein. Es glühte noch ein gutes Stück von der Freiheitsliebe ihres Ahnen, des trotzigsten Widukind, in ihrem Herzen. Groß und schlank wie eine Buche ihrer Heimatwälder rankte Mathilde zur Höhe, in Haltung und Wuchs eine geborene Fürstin.

Kein Wunder, daß der Ruf von der Anmut des Edelfräuleins weit über die Mauern des Stiftes ins Land drang. Und sieh, eines Tages sprengte ein Trupp waffenblitzender Reiter gegen Herford: Heinrich, der junge Herzogssohn aus Sachsen, warb um die Hand Mathildens. Gerne gab Mathilde, die bereits weit in den Dreißigern stand, dem edlen und ernsten Herzog ihr Ja-Wort. Im Jahre 909 feierten die jungen Leute ihre Hochzeit. Drei Jahre später wurde Heinrich, dem die Geschichte den Beinamen Finkler gab, Nachfolger seines Vaters als Herzog der Sachsen. Sieben Jahre darauf wurde er von allen deutschen Stämmen zum König gewählt.

Schwer war die Aufgabe, die auf König Heinrich lag. Welch ein Glück war es für ihn, daß er bei seiner klugen und frommen Gemahlin allezeit geistige Hilfe, Rat und Trost suchen konnte! In selbstloser Liebe opferte Mathilde eigene Wünsche und Neigungen, um ganz für ihn und sein großes Werk zu leben. Eine reiche, innige Seelengemeinschaft herrschte zwischen den beiden Gatten, die sich von Jahr zu Jahr vertiefte und die auch mit dem 936 erfolgten Tode des Königs nicht begraben wurde, sondern in den dreißig langen Jahren der Witwenschaft immer inniger wurde.

Wo soviel Gattentreue ist, muß da nicht auch die Mutterliebe eine köstliche Heimstätte haben? Drei Prinzen (Otto, Heinrich und Bruno) und zwei Prinzessinnen (Gerberga und Hedwig) hatte Mathilde König Heinrich geschenkt. In starker Mutterliebe wachte Mathilde über der Kindheit ihrer Lieblinge. Aber gerade aus der Mutterliebe sollten ihr die größten Leiden des Lebens erwachsen. Otto, der Erstgeborene, konnte es der Mutter nicht vergessen, daß sie nach des Vaters Tode Schritte unternommen hatte, ihrem bevorzugten Sohn Heinrich die Königskrone zu verschaffen. Die Schuld an dem unseligen Bruderzwist, in dem Heinrich schließlich unterlag, mag schwer auf der Mutter gelegen sein. Kaum hatte Otto den Königsthron bestiegen, da erhob er gegen die Mutter den Vorwurf, sie habe das Familiengut unberechtigt veruntreut und verschleudert. Und nun kam die bitterste Prüfung für Mathilde: in diesem Kampf gegen die Mutter reichten sich die feindlichen Brüder versöhnt die Hände, ja Heinrich, der verwöhnte Liebling, überbot noch Otto an Lieblosigkeit gegen die Mutter. Ist das nicht vielfach der Lohn, den Mütter von bevorzugten Hätschelkindern erhalten? Daß die Mutter zu seinen Gunsten bei der Königswahl gewirkt, daß sie ihm das Herzogtum Bayern verschafft, daß sie ihn Zeit seines Lebens mit dem ganzen Strom ihrer Liebe überschüttet hatte – alles war vergessen. Die Brüder gingen so weit, daß sie die Mutter zur Herausgabe ihres Brautschatzes und Witwenteiles zwangen. An ihrem Sohn Bruno, dem späteren heiligen Erzbischof von Köln und Kanzler des Deutschen Reiches, mag die Schmerzensmutter noch den einzigen Erdentrost gefunden haben. Diese harte Prüfung diente Mathilde zur Läuterung ihrer großen Seele. Ohne Groll zog sie sich auf den alten Besitz ihrer Familie Enger zurück,

bis Otto und Heinrich, gebeugt durch mancherlei Unheil und besiegt durch die segensreiche Vermittlung Ediths, Ottos edler Gemahlin, die tiefgekränkte Mutter um Verzeihung baten und sie wieder in die alten Rechte einsetzten. Noch ein paar Jahre konnte sich Mathilde der neugewonnenen Liebe ihrer Kinder erfreuen, dann legte sie sich 968 zu Quedlinburg zum Sterben nieder, nachdem sie zuvor noch den Tod ihres Sohnes Heinrich und die Kaiserkrönung Ottos erlebt hatte.

Martha und Maria hatten sich in dieser deutschen Königin zu vollkommenstem Bunde die Hand gereicht. Mathilde war keine Frau, die ihre Tage in müßigem Getändel oder in einseitiger Frömmigkeitspflege zubrachte. Sie war die königliche Martha des deutschen Mittelalters. Ihre helle Freude hatte sie am geschäftigen Treiben des Hofes und Hauses. Als echte deutsche Hausfrau waltete St. Mathilde unter ihren Hausgenossen. Da wurde genäht und gesponnen, gekocht und gebacken, geputzt und gewaschen, dazwischen gesungen und musiziert — und bei allem war die Herrin dabei und legte mit Hand an. Aber diese Regsamkeit einer tüchtigen Hausmutter hinderte die Heilige nicht, als Maria zu den Füßen Jesu wahre Weisheit zu lernen und dem Heil ihrer Seele zu dienen. Von großen Wundern weiß die Lebensgeschichte dieser deutschen Königin nicht viel zu sagen. Ihre Heiligkeit war unauffällig, schlicht und maßvoll, wie es deutschem Wesen entspricht. Im Gebet fand Mathilde eine Licht- und Kraftquelle übernatürlichen Lebens. In stillen Nachtstunden gab sie sich mit besonderer Liebe dem Gebet oder der Lesung der Hl. Schrift hin, die ihr in hohem Maße vertraut war. Mit kindlicher Liebe hing sie an der Gottesmutter, deren mächtigen Schutz sie mehrmals im Leben auffällig an sich erfahren durfte. Mit unerschütterlicher Treue war die Königin der Kirche ergeben. Mochten gerade in ihren Tagen noch so schlimme Prüfungen über die Kirche kommen, sie wurde nicht irre an der Gottesgründung. Ihr Vertrauen auf die Unzerstörbarkeit des Felsens Petri und den beständigen Schutz Christi konnte durch nichts gebrochen werden. Dieser kirchliche Sinn hinderte sie aber keineswegs, eine gute Deutsche zu sein. Sie war durch und durch deutsch gesinnt, und eine ihrer größten Sorgen war es, daß ihr Sohn, der große Otto, ihr nicht deutsch genug zu sein schien. Sorge für die Einheit der deutschen Stämme leitete sie bei all ihren politischen Maßnahmen. Mathilde war eine kerndeutsche Königin.

Treu deutsch sein und treu katholisch — das sind keine Gegensätze. Wer solche Gegensätze künstlich herauszugestalten sucht, muß das Bild der hl. Königin Mathilde aus der Ahnengalerie deutscher Herrscherinnen streichen.

Klemens Maria Hofbauer

15. März

Der siebenjährige Krieg lastete auf den österreichischen Ländern. Da stand in dem mährischen Dorf Taßwitz eine schmerzgebeugte Mutter mit sieben kleinen Kindern am Sterbebette des Vaters und Ernährers. Viel zu früh mußte der Metzger Paul Hofbauer von seinen Lieben gehen und sie zurücklassen in harter Not. Unvergeßlich blieb es dem sechsjährigen Johannes, wie die weinende Mutter ihn vor das Kreuz in der Stube führte und mit bebender Stimme sprach: „Schau Kind, von jetzt an ist der dein Vater! Gib acht, daß du ihn mit keiner Sünde betrübst!“ Die Kriegsnot und die drückende Armut, unter der die vaterlose, kinderreiche Familie litt, zwangen den Knaben, den früherwachten Wunsch, zu studieren und Priester zu werden, zu begraben und sich nach einem Broterwerb umzusehen. Er kam zu einem Bäcker in die Lehre. Der Meister war mit seinem Lehrlingen, der fleißig und munter seine Arbeit verrichtete, gar sehr zufrieden, und es tat ihm aufrichtig leid, als Johannes in die Klosterbäckerei des Prämonstratenserstiftes übersiedelte. Hier erwachte immer stärker sein Verlangen nach dem Priestertume. Aber jede Aussicht, das ersehnte Ziel zu erreichen, schien versperrt. Da kam er auf den Gedanken, Einsiedler zu werden. Rasch entschlossen wurde der Plan ausgeführt. Mit einem gleichgesinnten Kameraden machte er sich auf den Weg nach Italien. In Tivoli, nicht weit von Rom, ließ er sich vom Bischof unter dem Namen Klemens zum Einsiedler weihen. Aber bald wurde Johannes, den seine ganze Veranlagung zu regster apostolischer Tätigkeit trieb, des Einsiedlerlebens überdrüssig. Er war nicht zum beschaulichen Einsiedler geschaffen. So tauchte Johannes, oder wie er sich fortan nannte, Klemens, plötzlich wieder in Klosterbruck auf. Stürmischer als je war jetzt sein Verlangen nach dem Priestertum. Mit Feuereifer warf sich der Einundzwanzigjährige auf das Studium. Demütig setzte er sich mit den zehnjährigen Knaben auf die Bank und quälte sich mit den lateinischen Vokabeln. Aber nach vier Jahren harten Lernens bricht Klemens sein Studium plötzlich ab und taucht in einer Wiener Bäckerei als Geselle auf. Die große Hoffnung seines Lebens schien endgültig begraben zu sein.

Da griff die göttliche Vorsehung ein. Als eines Sonntags nach dem Gottesdienste die Tore der Ursulinenkirche sich öffneten, hielt ein unerwarteter Platzregen die Leute in der Kirche zurück. Wie aus tausend Eimern plätscherte das Wasser vom Himmel herunter auf das Straßenpflaster. Drei adelige Damen standen unter dem Torbogen der Kirche und warteten auf das Ende des Regens. Höflich trat Klemens zu ihnen und bot sich an, einen Wagen herbeizuholen. Diese Dienstwilligkeit wurde für den Bäckergehilfen von entscheidender Bedeutung fürs ganze Leben. Die Damen, die sich schon öfter an Klemens, der beim Gottesdienst zu ministrieren pflegte, erbaut hatten, zogen ihn in ein Gespräch und hatten ihm bald seinen großen

Herzenswunsch entlockt. „Von Kindheit an habe ich große Sehnsucht nach dem Priestertum, aber ich bin zu arm zum Studieren.“ Da klang es einstimmig in den prasselnden Regen hinein: „Wenn es sonst kein Hindernis hat, für die nötigen Mittel werden wir sorgen.“ Wer war nun glücklicher als Klemens? An der Wiener Universität gab es wohl keinen fleißigeren Studenten als den ehemaligen Bäcker-
gesellen.

Die Verhältnisse an der Wiener Universität waren zu Hofbauers Zeit sehr ungünstig. Die Professoren waren zum großen Teil unkirchliche und ungläubige Männer. Welch eine Qual war es für ihn, die Vorlesungen dieser Professoren anhören zu müssen! Nein, in Wien konnte der Hunger seiner glaubensbegeisterten Seele nicht gestillt werden. So sagte Klemens Wien Lebewohl und wanderte mit seinem Freund Thaddäus Hübl in die Heimat des Katholizismus: nach Rom. In der Nähe der Kirche Maria Maggiore übernachteten die beiden Freunde in einer bescheidenen Herberge. Frühmorgens lockte sie das Glöcklein des nahen Redemptoristenklosters zur hl. Messe. Dieser Gang wurde entscheidend. Klemens, der schon in Wien mit Vorliebe die Schriften des hl. Alphons von Liguori studiert hatte, entschloß sich, ein Jünger dieses Heiligen zu werden. Er und Hübl nahmen das Redemptoristenkleid und wurden nach strengem Noviziat 1785 zu Priestern geweiht. Im gleichen Jahr noch zogen die beiden Patres über die Alpen nach Wien, um den Segen des Redemptoristenordens auch in die deutschen Lande zu tragen.

Unter dem ordensfeindlichen Staatsregiment war jedoch in Österreich an eine Niederlassung vorerst nicht zu denken. Dafür erschloß sich den beiden ein weites Arbeitsfeld in Warschau, wo ihnen vom Nuntius die deutsche Nationalkirche St. Benno anvertraut wurde. Ohne alle Hilfsmittel begannen sie ihre Arbeit. Nur ein Mann mit einem solch unverwüthlichen Gottvertrauen wie Klemens Hofbauer brachte es fertig, den Mut trotz der trostlosen Zustände nicht zu verlieren. Eine unglaublich religiöse Unwissenheit fanden die beiden Patres in Warschau an. Hand in Hand ging damit eine entsetzliche sittliche Verwahrlosung und Verkommenheit. Aber mutig machte sich Hofbauer ans Werk. Auf dem Wege über die Kinder und die Jugend, die er in Schulen sammelte, suchte er die Erwachsenen zu gewinnen.

Durch möglichst feierliche Ausgestaltung des Gottesdienstes zog er die Leute an. Bald ging es aufwärts mit dem religiösen Leben in Warschau. Zählte man bei der Ankunft der Redemptoristen in St. Benno nur zweitausend jährliche Kommunionen, so stieg nun die Zahl auf über hunderttausend. Gewaltig wurde der Andrang zu den Beichtstühlen. Es gab Leute, die aus Verehrung die Fußspuren der Patres küßten. Zahlreicher waren allerdings jene, die die unliebsamen Störenfriede mit Kot bewarfen und mit dem Galgen bedrohten.

Unablässig bemühte sich Pater Hofbauer um die Ausbreitung seines Ordens und Erziehung eines guten Nachwuchses. Jedoch alle seine Bemühungen um Grün-

dungen schlugen fehl. Nach kurzer Zeit gingen die Ordenshäuser in Jestetten, Triburg, Weinried-Babenhausen durch die Maßnahmen übelwollender Regierungen wieder verloren. Ja, nicht genug damit: auf Befehl Napoleons mußte 1808 auch St. Benno aufgelöst werden, Hofbauer mußte in der Festung Küstrin eine mehrwöchige, schmachliche Haft erleiden.

Welch eine Enttäuschung! Alle Opfer und Mühen zweier Jahrzehnte scheinbar umsonst! Aber auch diese Prüfung konnte Hofbauers Gottvertrauen nicht erschüttern. Unverzagt machte er sich aufs neue an sein apostolisches Werk. Diesmal in Wien. Als Aushilfspriester an der italienischen Kirche und später als Spiritual bei den Ursulinen baute er sich ein neues Arbeitsfeld auf. Bald war Pater Hofbauer der Mittelpunkt eines Kreises hochgebildeter Männer und Frauen, der Beichtvater und Berater von Künstlern, Adelligen und Studenten. Viele kehrten unter seiner Führung zur Kirche zurück. Hofbauer wurde zum ersten Großstadtseelsorger, zum wahren Apostel Wiens. Nicht durch hohe Gelehrsamkeit, nicht durch glänzende Beredsamkeit, einzig durch die Gewalt seiner Überzeugung schuf Klemens Hofbauer das katholische Wien. Der Zauber seiner durch und durch ehrlichen, kindlich frohen, kirchentreuen Persönlichkeit wirkte Wunder.

Als er im Jahre 1820 nach langem Leiden die Augen schloß, stand ein katholisch gewordenes Wien an der Bahre des armen Ordensmannes. Sein Grab in der Redemptoristenkirche Maria Stiegen ist mit Recht ein Wallfahrtsort für alle, die Apostolatsgeist in sich fühlen und an der Ausbreitung des Königreiches Christi schaffen.

Heribert von Köln

16. März

St. Paulus entwirft im Brief an Titus ein Idealbild vom christlichen Bischof: „Ein Bischof muß als Haushalter Gottes unbescholten dastehen, er darf nicht anmaßend sein, nicht zornig, trunksüchtig, gewalttätig oder gewinnsüchtig, sondern er muß gastfreundlich sein, edelgesinnt, besonnen, gerecht, fromm und enthalten. Er soll sich an das zuverlässige Wort der Lehre halten, damit er imstande sei, in der gesunden Lehre zu unterrichten und die Gegner zu widerlegen.“ Ein Oberhirte, in dem sich dieses Bild in schöner Ausprägung verwirklichte, war Erzbischof Heribert von Köln. Kirchenfürst und Reichskanzler, frommer Priester und umsichtiger Verwalter vereinigten sich bei ihm in reiner Harmonie.

Heribert war um das Jahr 970 als Sohn eines hochadeligen Kämmerergerges schlechtes in Worms geboren und hatte in der berühmten Domschule seiner Vaterstadt eine gründliche Ausbildung erhalten. Zum Abschluß seiner philosophischen und theologischen Studien besuchte Heribert die Abtei Gorze bei Metz. Das benediktinische Mönchsideal, wie es ihm hier vorgelebt wurde, nahm den begeisterungsfähigen Studenten so sehr in Bann, daß der Wunsch sich in ihm regte, um Aufnahme in die Mönchsfamilie zu bitten. Der wiederholte Befehl des Vaters, der ihn nach Worms zurückrief, vereitelte jedoch diesen Plan. Der Wormser Oberhirte, Bischof Hildebald, lernte den jungen Mann wegen seiner wissenschaftlichen und sittlichen Tüchtigkeit bald so schätzen, daß er ihn kurz nach der Erteilung der Priesterweihe zum Propst des Domkapitels ernannte. Da er im stillen in Heribert den geeignetsten Mann sah, der nach seinem Tod den Wormser Bischofsstuhl einnehmen könnte, führte er den jungen Propst mehr und mehr in die Verwaltungsgeschäfte des Bistums und vor allem auch in die Geschäfte der königlichen Kanzlei ein, in der die Fäden der ganzen Reichsverwaltung zusammenliefen. Das war eine diplomatische Schulung, die für Heriberts späteres Wirken von größter Bedeutung werden sollte. Nicht bloß, daß er mit dem Gang der Reichsgeschäfte vertraut wurde, er kam durch seine Tätigkeit in der Reichskanzlei auch mit dem jungen König Otto III. in Berührung. Otto schenkte dem jugendlichen Dompropst sein ganzes Vertrauen. Er ernannte Heribert zum „Staatssekretär“ für die italienischen Angelegenheiten und machte ihn zu seinem vertrauten Berater.

Mit selbstloser Treue diente Heribert seinem kaiserlichen Herrn. Durch seine Charakterstärke und lautere Gesinnung, durch seine Gewandtheit in diplomatischen Verhandlungen und seinen Scharfblick in politischen Fragen gewann er nicht bloß das unbegrenzte Vertrauen des Kaisers, sondern auch der Besten und Edelsten in seiner Umgebung. Wie not tat dem politisch unerfahrenen, phantastischen, schwärmerischen Kaiser ein solch wohlgesinnter, unbestechlicher Freund und Rater! Heribert begleitete Otto auf seinen beiden ersten Römerzügen und war Zeuge der Kaiserkrönung. An mehreren römischen Konzilien nahm er teil und übte maßgebenden Einfluß aus auf die Wahl des ersten deutschen Papstes Gregor V., eines Vetters Ottos III., und des ersten französischen Papstes Silvester II. (Gerbert). Heriberts Einfluß stieg noch, als der Kaiser ihm nach Hildebalds Tod die Leitung der gesamten Reichskanzlei übertrug.

Im Juni 999 war der erzbischöfliche Stuhl von Köln verwaist. Die Wahl zum Nachfolger des toten Bischofs Evergerus fiel auf Heribert und löste bei Volk und Geistlichkeit jubelnde Begeisterung aus. Gern gab der Kaiser seine Zustimmung zur Wahl und benachrichtigte den neuen Erzbischof, der gerade in kaiserlichen Geschäften in Ravenna weilte, von der Erhebung zum Kölner Oberhirten mit den Worten: „Otto, Kaiser von Gottes Gnaden, entbietet dem Erzkanzler Heribert Gnade, Köln und eine Elle Tuch zum Pallium.“ Am Weihnachtsabend 999 hielt

Heribert trotz der winterlichen Kälte barfuß und in linnenem Gewande seinen Einzug in Köln. Schon sein Regierungsantritt sollte in aller Deutlichkeit zeigen, daß er nicht in fürstlichem Prunk, sondern in christlicher Schlichtheit und Armut leben wolle.

Seine ganze Sorge und Arbeitskraft galt nun seinem Erzbistum. Wohl mußte er noch zwei Jahre das Kanzleramt beibehalten. Dann aber, als er diese Last abgeschüttelt und 1002 seinen jungen Kaiser in der Kaisergruft zu Aachen zur letzten Ruhe bestattet hatte, widmete er sich mit ungeteilter Kraft seinem geistlichen Amt. In zahlreichen Visitationsreisen durchzog er seinen Sprengel, um ein klares Bild über die religiösen Zustände zu bekommen und mit eigenen Augen zu sehen, wo Not und Bedürfnis sei. Unerbittlich rückte er allen Mißständen zuleibe, die ihm begegneten. Dabei gab er selbst in allem das beste Beispiel. Der einstige Hofmann und Reichskanzler offenbarte sich als vorbildlicher Priester und Seelsorger. Besonders am Herzen lag dem Erzbischof ein untadeliges Leben der Geistlichen, die er unermüdlich ermahnte und aufmunterte. In den Klöstern sah er wichtige Brennpunkte des religiösen Lebens. Durch reiche Schenkungen und häufige Besuche zeigte er, welche Bedeutung er den Klöstern beilegte.

Über seinen Schenkungen für Klöster und Kirchen kamen aber die Armen keineswegs zu kurz. Die Freigebigkeit des Kölner Erzbischofs war weithin sprichwörtlich geworden, so daß während der großen Hungersnot, die um 1002 Deutschland heimsuchte, ganze Scharen von Hungernden nach Köln kamen, um vom Erzbischof Nahrung und Obdach zu erlangen. Heribert entfaltete eine soziale Fürsorgetätigkeit, die ganz modern anmutet: er rief Armen- und Krankenhäuser ins Leben, richtete öffentliche Speisungen und Brockensammlungen ein, sah durch häufige Besuche in den Spitälern selbst jederzeit nach dem Rechten, bekämpfte auf dem Lande die Not durch eigens dafür bestellte Geistliche, die in seinem Auftrag mit reichen Geldmitteln die Diözese bereisten und helfend eingriffen.

Auf einer Firmungsreise im Februar 1021 erlitt der eben von einer Krankheit aufgestandene Erzbischof einen schweren Rückfall. Todkrank kehrte er nach Köln zurück. Seine letzte Sorge galt den Armen: „Wie steht es um meine Brüder? Leiden sie Mangel?“ Ihnen und der Kirche hatte er, was er noch besaß, vermacht. Am 16. März ging er in die Ewigkeit. Auf dem kunstvollen Reliquienschrein in der Heribertskirche von Deutz ist die Gestalt des Heiligen sinnvoll von den beiden Figuren der Caritas und Humilitas umrahmt. „Gütig und demütig“ ist dieser große Fürst der Kirche und des Reichs durchs Leben gegangen.

Mit besonderer Vorliebe hängt das deutsche Volk seit alter Zeit an dieser Heiligen und hat ihren Festtag mit einem reichen Kranz sinnigen Brauchtums umflochten, so daß es mitunter schwer wird, die Heilige der Geschichte herauszulösen aus dem Rosengeflecht dichtender Legende und schöpferischen Volksglaubens. Nur in groben Umrissen tritt das Bild dieser Heiligen aus dem Halbdunkel germanischer Frühzeit hervor. Sie entstammt dem Geschlecht der Vorfahren Karls des Großen. Ihr Vater, Pipin von Landen, war der tatkräftige Hausmeier im fränkischen Reich, der an Stelle der entarteten Merowingerkönige die Macht an sich riß und die uneinigen Stämme zu einem einheitlichen Staatengebilde zusammenschließen suchte. Die Tatkraft des Vaters und die Frömmigkeit der heiligen Mutter Itta waren als wertvolles Erbe auf Gertrud übergegangen. Früh schon zu einem Leben gottgeweihter Jungfräulichkeit entschlossen, widerstand sie unbeugsam allen Versuchen, sie mit einem der Mächtigen des fränkischen Reiches zu verbinden.

Als nach dem Tode des Vaters Itta in der Stadt Nivelles bei Brüssel ein Kloster gründete, ließ sich Gertrud nicht länger halten. Sie gesellte sich unter die ersten Schwestern der neuen Gründung. Sie nahm es mit der Übung der klösterlichen Tugenden so ernst, daß ihre Genossinnen nicht zögerten, die noch nicht dreißig Jahre alte 652 zu ihrer Äbtissin zu wählen. Gertrud sorgte, daß die Schwestern sich eifrig in den Handarbeiten übten und saß selbst den Winter über lange Stunden am Spinnrad und Webstuhl und fertigte Altartücher, Meßkleider und was sonst für das Gotteshaus benötigt wurde. Unter großen Kosten suchte Gertrud eine Klosterbibliothek einzurichten. Die Heilige Schrift las sie so eifrig und aufmerksam, daß sie sich eine staunenswerte Bibelkenntnis erwarb. Unter ihrer Führung wurde Nivelles zu einer Heimstätte keuscher und frommer Zucht, zu einer Schule echten, innerlichen Christentums. Bei ihrem Kloster errichtete Gertrud eine große Herberge zur Aufnahme für die Wanderer und Pilger. Diese Herberge war eines der ersten Gasthäuser auf niederländischem Boden. Gern nahmen die fahrenden Leute, die in dieser Klosterherberge zusprachen, zur gereichten Speise und zum gewährten Nachtlager auch die gutgemeinten Lehren und Ratsschläge in Kauf, mit denen die heilige Äbtissin in Sorge um ihre oft so verwilderten Seelen sie bedachte.

Gertrud scheint zu ungestüm in ihrem Aufstieg zum Berge Gottes gewesen zu sein. Den harten Bußübungen, die sie vornahm, und dem strengen Fasten, das sie beobachtete, war ihr schwacher Körper nicht gewachsen. Erst 35 Jahre alt brach Gertrud am 17. März 659 zusammen, um in der himmlischen Seligkeit Ruhe zu finden.

Das Bild der Heiligen vermischte sich bei unsern Vorfahren mit mancherlei heidnischen Vorstellungen. St. Gertrud bekam Züge der spinnenden Frigga, der sie den Spinnrocken aus der Hand nahm und nach deren Vorbild sie den Beginn der Garten- und Feldarbeit im Frühjahr segnet. Darum steht St. Gertrud bei den Bauern und Gärtnern in hoher Gunst und ist der Gertrudentag von vielen Bauern- und Gärtnerregeln umrankt. Wie unsere heidnischen Vorfahren die Erdmütter als Schützerinnen der Garten- und Feldgewächse anriefen, setzten die Christen Gertrud, die erste heilige Gärtnerin, an deren Stelle. Wenn Mäuseplagen unter den Feldfrüchten Schaden anrichteten, suchte man vor allem bei St. Gertrud Hilfe. Sie galt in manchen Gegenden den Bauern schlechthin als „ihre“ Heilige. Der Name Gertrud – die den Ger, den Wurfspieß tragende Trude – brachte die Heilige in Zusammenhang mit der speerbewehrten Tochter des Donnergottes Thor und mit den Druiden, die nach der nordischen Göttersage zu den Schlachtenjungfrauen, den Walküren zählten, die als Dienerinnen Wodans mit Helm und Schild auf Wolkenrossen über die Schlachtfelder ritten, um die gefallenen Helden in die Walhalla zu geleiten und ihnen beim Mahl den Ehrentrank zu reichen. Das Bild der hl. Gertrud am Spinnrocken gab den alten Deutschen Anlaß, die Heilige auch mit den Schicksalsgöttinnen, den Nornen, in Verbindung zu bringen, die den Schicksalsfaden spinnen. Den Reisenden und Wanderern galt St. Gertrud, die heilige Herbergsmutter, von altersher als Patronin.

Die meisten Legenden, die das frühe Mittelalter um St. Gertruds Leben wob, sind stark mit altgermanischen Anschauungen durchsetzt. Je lebendiger aber das Christentum im Herzen des deutschen Volkes Wurzel schlug, desto reiner erstrahlte das Tugendbild der heiligen Gertrud.

Leo Dupont

18. März

Wie viele Menschen gibt es, die mit ihrer Seele umgehen, als wäre sie unnützer Tand, reif für die Rumpelkammer! Wie viele Menschen leben dahin, als ob sie keine Seele hätten, für die der Herrgott einst Rechenschaft von ihnen verlangen wird. Tausende und Tausende von unsterblichen Seelen gehen Jahr um Jahr zugrunde. Sollte uns das Bewußtsein vom Wert einer Menschenseele nicht veranlassen, in unserm Wirkungskreis den gefährdeten Seelen zu Hilfe zu kommen und mit Aufbietung aller Kräfte zu versuchen, sie vor dem ewigen Unter-

gang zu retten? Sollte die Liebe Christi uns nicht drängen, den überaus kostbaren Seelen hilfsbereit beizustehen, wenn es sich um ihr Schicksal für eine Ewigkeit handelt?

Solche Gedanken waren es, die einst den edlen Leo Dupont bewogen, sein Leben dem Dienst an unsterblichen Seelen zu widmen und ein Held des Laienapostolats zu werden.

1797 auf der Antilleninsel Martinique als Sohn eines aus treukatholischer Familie stammenden Franzosen geboren, kam Leo zur Ausbildung ins Mutterland Frankreich. Er studierte an der Pariser Universität Rechtswissenschaft. Der Reichtum des Elternhauses machte es ihm möglich, ein flottes Leben im Kreise froher Kameraden zu führen und eine Rolle in der Pariser Gesellschaft zu spielen. Er tanzte, ritt, jagte, blieb aber trotz seiner Vergnügungsfreude von den Ausschweifungen und der Glaubenslosigkeit so vieler seiner Kommilitonen frei und vernachlässigte keineswegs seine Studien. Durch seinen Diener lernte er eine Arbeitsgemeinschaft junger Katholiken kennen. Zum erstenmal stieß er hier auf die apostolische Tätigkeit von Laien. Was er in diesem Zirkel sah und hörte, begeisterte ihn. Er wurde Feuer und Flamme. Apostolat üben, Seelen retten — das war der Gedanke, der ihn nun sein ganzes Leben nicht mehr losließ, der ihn mit ungestümmter Macht ergriff und ihn zum „heiligen Mann von Tours“ gestaltete, zu einem Laienapostel, von dem ein französischer Bischof sagte: „Wenn dieser Mann kein Heiliger war, dann gibt es überhaupt keine Heiligen mehr.“

Es war kein Strohfeuer, das Leo Dupont ergriffen hatte. Sogleich machte er sich ans Werk. Mit gleichgesinnten Freunden ging er am Freitag in vielbesuchte Gaststätten und bestellte in betonter Weise zum wirksamen Beispiel Fastenspeisen. Jeden Sonntag empfing er die heiligen Sakramente. Als er einmal dazukam, wie einer armen Frau ihr letztes Hab und Gut versteigert werden sollte, gab er ohne Bedenken seinen Wagen mitsamt dem Pferde hin, um der Frau zu helfen. Dabei hatte die innere Wandlung aus Leo keineswegs einen Mucker und trübseligen Kopfhänger gemacht. Er besuchte nach wie vor die Veranstaltungen der vornehmen Gesellschaft und setzte gerade hier seinen Stolz darein, sich als ganzer Katholik zu bekennen und sich in seiner religiösen Überzeugung nichts zu vergeben.

Nach gut bestandenem Examen nahm Dupont in seiner Heimat Martinique eine Stelle am Gerichtshof an und verheiratete sich. Nach fünfjähriger Ehe verlor er seine Gattin. Um nicht auch sein einziges Kind in dem gefährlichen Tropenklima zu verlieren, reiste Dupont nach Frankreich zurück, wo er in Tours eine Anstellung als Gerichtsrat erhielt. Aber zehn Jahre später verlor er auch dieses ängstlich behütete, zärtlich geliebte Kind. Nur ein Vater kann den namenlosen Schmerz mitfühlen, der Leo Dupont am Sterbebett seiner einzigen Tochter das Herz zerriß. Doch der gebeugte Vater raffte sich auf und brachte die Heldentat fertig: er kniete sich am Totenbett seines Kindes nieder und betete ein Magnificat. Die

Nachbarn und Bekannten, die gekommen waren, den vereinsamten Vater zu trösten, konnten solchen Starkmut und Glaubensgeist nicht verstehen. Sie konnten aus dem Mann auch sonst nicht klug werden. Mit Kopfschütteln hatten die Bürger von Tours bemerkt, daß der Gerichtsrat schon gleich in der ersten Zeit seiner Niederlassung in der Stadt täglich in die hl. Messe ging und jeden Sonntag kommunizierte! Das Staunen wurde noch größer, als Dupont am Fronleichnamsfest mit der ruhigsten Selbstverständlichkeit sich an der Prozession beteiligte, eine große Kerze trug und mit kräftiger Stimme die Sakramentslieder sang. Spott wurde laut, Unwille regte sich in den Kreisen der freigeistigen Akademiker. Dupont kümmerte sich nicht einen Atemzug lang um dieses Getuschel und Geraune. Sein Glaube war zu tief verankert, als daß er durch ein solches Gesäusel hätte losgerissen werden können. Nahmen seine freigeistigen Standesgenossen für sich das Recht in Anspruch, nach ihrer Überzeugung zu leben, warum sollte ihm nicht das gleiche Recht zustehen?

Man konnte ihm übrigens nicht gram sein. Auch die verbissensten Katholikenfeinde mußten ihn schätzen lernen. Er war nicht bloß ein unbestechlicher, gewissenhafter Beamter, sondern auch ein glänzender Gesellschafter. Dieser „Betbruder“ besaß ein ausgesprochenes geselliges Talent. Es war gar nicht nötig, mit ihm über den Rosenkranz zu sprechen und Litaneien zu beten. Dupont konnte angeregt plaudern wie nur irgend einer, er wußte fesselnd zu erzählen, er verstand sich auf Musik, er war auf allen Gebieten beschlagen und besaß ein ungewöhnlich tiefes Wissen. Eines freilich war in Duponts Gesellschaft verpönt: das Witzeln und Spotten über Glaubenswahrheiten. Aber nach einigen unangenehmen Erfahrungen wagte es niemand mehr, vor Dupont die Religion anzugreifen und herunterzureißen. Der Gerichtsrat verteidigte seinen Glauben so begeistert, daß den Spöttern die zerschlagenen Waffen entsanken und sie den charaktervollen Katholiken achten lernten.

Es war aber Leo Dupont nicht genug, nur in seinen Gesellschaftskreisen als Apostel zu wirken. Es drängte ihn, auch den anderen Volksschichten Helfer zu werden und sie zu einem überzeugten, lebendigen Katholizismus zu führen. So veranstaltete er Abendkurse für Arbeiter und Soldaten, wo er mit den willigen, aber oft so unwissenden Leuten religiöse und soziale Fragen durchging. Er richtete Büchereien für die armen Volkskreise ein und scheute nicht davor zurück, selber in die Kellerwohnungen und Dachkammern der Not und Schande zu gehen, um das Reich Gottes auch diesen Ärmsten zu bringen.

In Wort und Schrift eiferte Dupont für die häufige Kommunion. „Der Christ ohne die hl. Kommunion ist wie der Fisch ohne Wasser“, pflegte er zu sagen. Um den Kommunionempfang zu fördern, schritt er zur Gründung einer marianischen Kongregation. In Scharen folgten die Einwohner von Tours seiner Einladung. Was dieser eine Mann in Tours fertig gebracht hatte, war wie ein Wunder. Es bräuchte

gar keiner der vielen Wundertaten, die man von Leo Dupont erzählt; dieses Aufblühen des religiösen Lebens in Tours, dieser religiöse Umschwung, der einzig und allein Duponts Apostolat zu danken war, würde allein genügen, die Bezeichnung „Wundertäter von Tours“ zu rechtfertigen. Um der leiblichen Not zu steuern, gründete Dupont eine Niederlassung der „Armenschwestern“. Um die Mittel zu seinen großen karitativen Werken aufzubringen, lebte Dupont für sich äußerst sparsam und einfach. Auf alle entbehrlichen Genüsse des Lebens verzichtete er aus Liebe zu Gott und den Armen. Immer wieder spricht er in seinen Briefen von der Abtötung des Fleisches, diesem altbewährten Mittel christlicher Geistesübung.

Am 18. März 1876 kam für den rastlosen Arbeiter im Weinberg des Herrn der reich verdiente Feierabend. Der Erzbischof von Tours ließ die Wohnung des treuen Gottesdieners zu einer öffentlichen Kapelle ausbauen. Der starke Besuch dieses Heiligtums zeigt, wie lebendig das Andenken an diesen selbstlosen Apostel und Helden der katholischen Aktion immer noch in seinem Heimatlande ist.

Josef

19. März

Still und bescheiden ging St. Josef durchs Leben. Er tat seine Pflicht und machte nicht viele Worte. Er ist so recht der schweigsame Heilige. Wenig ist es, was die Evangelisten von ihm berichten. Sein Vater habe Jakob geheißen, seine heilige Braut habe Maria geheißen; drei- oder viermal sei ihm ein Engel erschienen; und von den Hirten wird erzählt, sie haben im Stalle zu Bethlehem das göttliche Kind gefunden mit Maria und Josef. Später, wenn die hartherzigen Juden den Heiland verspotten wollten, dann riefen sie ihm höhnisch nach: „Du bist ja nur der Sohn Josefs, des Zimmermanns!“ Ja, Josef war ein unbekannter, schlichter Mann. Wir wissen fast nichts von seiner Geschichte, fast nichts von seinen Eltern und Geschwistern, nichts von seinen Verwandten, nur seine Herkunft von David. In Jerusalem wollte ihn niemand kennen, in Bethlehem wollte ihn niemand auch nur über Nacht beherbergen; vor dem Zorne des Herodes wollte ihn niemand schützen und ihm Sicherheit gewähren.

Still und schweigsam ging Sankt Josef auch durch die ersten Jahrhunderte des Christentums. Nicht als ob der Pflegevater Christi in den ersten Zeiten der Kirche nicht verehrt worden wäre! Auf den ältesten Bildern findet man häufig Josef neben Maria und dem Gotteskind. Aber in den Jahrhunderten der Verfolgungen



Bruder Klaus von Flüe



St. Josef, der Schutzherr der Kirche

und der Glaubensausbreitung drängte das Gedächtnis der Märtyrer und der großen Glaubensboten das Andenken des schweigenden Zimmermanns von Nazareth mehr zurück. Erst viel später, als die Stürme der blutigen Verfolgungen verrauscht waren und das Reich Gottes fest begründet dastand, besann sich die Christenheit in den Jahren der Ruhe und des Friedens mehr und mehr auf den stillen, bescheidenen Sankt Josef. Und so taucht seit dem 9. Jahrhundert sein Name allmählich in Kalendern des Morgen- und Abendlandes auf. Und jetzt ging es rasch. Im Sturmflug gewann sich Sankt Josef von da an die Herzen der Christen. Schon längst, bevor Gregor XV. im Jahre 1621 den Josefstag zum gebotenen Feiertag erhob, hielt das katholische Volk verschiedener Orte ganz von selbst den Tag des heiligen Nährvaters Jesu in Ehren. Immer allgemeiner wurde seine Verehrung unter der Christenheit. Ganze Länder erhoben ihn zu ihrem Schutzherrn. Bruderschaften und Ordensfamilien entstanden unter seinem Namen. Den Höhepunkt erreichte die Verehrung des Heiligen, als Pius IX. im Jahre 1870 ihn zum Schutzherrn der ganzen Kirche erhob. Er, der dem göttlichen Kinde ein so treuer, opferwilliger Beschützer war, sollte auch dem Reiche des göttlichen Kindes, der katholischen Kirche, schirmend zur Seite stehen. Die Kirche begnügte sich nicht damit, nur den 19. März dem Gedächtnis des großen Heiligen zu weihen. Jeder Mittwoch ist Sankt Josef gewidmet, ja, ein ganzer Monat, der schöne Frühlingsmonat März, ist zu seiner besonderen Verehrung bestimmt.

Verdient denn der heilige Josef diese große Auszeichnung, diese allgemeine Verehrung? Ja, er verdient sie, und vor allem durch seinen schweigenden Gehorsam. Schaut, in stillem Frieden lebten Maria und Josef zu Nazareth. Da kam die Botschaft der weltlichen, heidnischen Obrigkeit: Kaiser Augustus in Rom habe befohlen, daß alle Völker seines Weltreiches aufgeschrieben und gezählt werden sollen. Um diesem Befehle zu gehorchen, mußte Josef eine beschwerliche Reise machen, die mit Kosten und Opfern verbunden war. Aber er gehorcht, sofort, ohne auch nur ein Wort der Ungeduld vorzubringen. Wäre er nicht ein Heiliger, sondern einer von uns gewesen, dann hätte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen und hätte gesagt: „Was, ich soll nach Bethlehem? Wenn der Kaiser etwas von mir will, so kann er nach Nazareth kommen. Ich habe jetzt keine Zeit, eine Reise zu machen. Und was nützt diese Volkszählung? Gar nichts. Die Römer wollen nur alles wissen und aufschreiben, um uns hinterher mit Steuern und Abgaben um so mehr schinden zu können. Kurz und gut – ich gehe nicht!“ Hat Sankt Josef so aufbegehrt? Nein, er schwieg und gehorchte.

Ein anderes Mal, mitten in der Nacht, wird er aus dem Schlaf geweckt. Ein Engel steht vor ihm und sagt: „Josef, steh auf! Nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten – rasch, rasch! Denn Herodes kommt und will das Kind töten.“ Was hättet ihr in diesem Fall getan und gesagt? „Was, ich soll mit dem Kinde fliehen? Wenn das Kind Gott ist, dann wird es wohl mächtig und stark

genug sein, sich selber zu schützen und den Herodes Mores zu lehren!" Hat Josef so etwas gesagt? Was hat er überhaupt gesagt? Nichts, nicht ein Wort. Schweigend stand er auf, verließ alles und gehorchte. Und als er dann in Ägypten sich eingelebt und allmählich an die fremden Menschen und Verhältnisse gewöhnt hatte, da kam jener Engel schon wieder und sagte: „Josef, ziehe wieder zurück in das Land Israel. Sie sind alle gestorben, die dem Kinde nach dem Leben gestrebt haben.“ Und Josef steht sofort auf, tut, was ihm befohlen wurde, unternimmt die weite Reise, ohne nur mit einem einzigen Wort sich zu beklagen, in schweigendem Gehorsam.

So war es im ganzen Leben des Heiligen. Er wußte nichts anderes als gehorchen. Dieser schweigende Gehorsam hat Sankt Josef so hoch erhoben im Himmel. Er hat ihn Gott so lieb gemacht und darum ist auch seine Fürbitte so mächtig. Dieser schweigende Gehorsam ist es, was wir an ihm am allermeisten nachahmen können. Wenn wir sonst im Leben von Heiligen lesen und die Wunder hören, die Gott an ihnen wirkte, die Heldentaten, die sie in überfließender Gottesliebe vollbrachten, dann mögen wir leicht denken: „Das Heiligwerden ist doch etwas furchtbar Schweres, das ist nur für eine kleine Schar Auserwählter, da komme ich armer Tropf nicht mit.“ Wie gut ist es da, daß neben den vielen Heiligen, deren Nachahmung den meisten aus uns unmöglich ist, auch ein heiliger Josef steht! Er sagt uns laut und deutlich: „Tu deine Pflicht alle Tage, so gut und gewissenhaft du kannst, halte dich an Gott in treuem Gehorsam, und der Himmel ist dir sicher.“ Glaube wir doch nicht, daß wir Gott mit glänzenden Taten aufwarten müßten! Keine Spur davon! Wie die liebe Gottesmutter und Sankt Josef im Tempel das Opfer der Armen darbrachten, so ist Gott auch mit uns zufrieden, wenn wir ihm die unscheinbaren Opfer des täglichen, bescheidenen Tagewerkes voll Bereitwilligkeit und Gehorsam darbringen.

St. Josef, der Heilige des Gehorsams und der gewissenhaften Pflichterfüllung, sei uns ein strahlendes Vorbild! Auf ihn schauen wir, zu ihm flehen wir, auf ihn setzen wir unser Vertrauen wie es St. Theresia von Avila tat, die die schönen Worte niederschrieb: „... Zu meinem Fürsprecher und Herrn erwählte ich den hl. Josef und empfahl mich ihm recht inständig. Ich erinnere mich nicht, ihn bis jetzt um etwas gebeten zu haben, was er mir nicht gewährt hätte. Ja, es ist zum Erstaunen, welche große Gnaden mir Gott durch die Vermittlung dieses Heiligen verliehen und aus wie vielen Gefahren des Leibes und der Seele er mich durch ihn befreit hat. Andern Heiligen scheint der Herr die Gnade gegeben zu haben, nur in einem bestimmten Anliegen helfen zu können. Diesen glorreichen Heiligen aber habe ich in allen Stücken als Nothelfer kennen gelernt... Ich möchte jedermann zureden, diesen Heiligen zu verehren, weil ich aus vieler Erfahrung weiß, wieviel Gnade er bei Gott erlangt.“

Emilie Schneider

20. März

(Gedenktag am 21. März)

„Gott allein und einzig allein in allem! Mir ist alles, alles außer meinem geliebten Heiland, so leer, öde und nichtig. Nur zu den Füßen meines Heilands, wenn ich mich ihm ganz hingeben kann, ist meine Seele zufrieden, indem sie dann im Gegenstand ihrer Liebe ruht.“ Diese vorbehaltlose Hingabe an Gott war der Lebensinhalt der hochbegnadeten Ordensschwester von Düsseldorf, bei deren Todesnachricht durch die ganze Stadt die Kunde lief: „Eine Heilige ist gestorben!“

Julie — das war ihr Taufname — war das Kind einer religiösen Mischehe. Ihr Vater, ein preußischer Steuerbeamter, hatte nur nach schweren Kämpfen den Tränen seiner katholischen Frau nachgegeben und sich mit der katholischen Erziehung seiner Kinder einverstanden erklärt. Setzte er doch dabei auch seine Stellung aufs Spiel, da er durch dieses Zugeständnis einer Kabinettsorder seines protestantischen Königs zuwider handelte. Der Mutter war es in diesem Kampfe um die katholische Erziehung der Kinder, nicht um einen äußeren Sieg zu tun; ihr war der katholische Glaube innerstes Erlebnis und kostbarstes Lebensgut. Sie verwandte deshalb auch alle Sorgfalt darauf, ihre Kinder zu tieffrommen, treukatholischen Menschen heranzubilden. Die Versetzung ihres Mannes nach Köln erleichterte ihr diese Aufgabe. Hier atmete die 1820 geborene Julie katholische Luft, hier hinterließ die Grundsteinlegung zur Fertigstellung des Domes, die mit einer gewaltigen Kundgebung unverbrüchlicher Glaubenstreue verbunden war, einen nachhaltigen Eindruck und erfüllte das Mädchen mit tiefem Stolz auf ihre Religion.

Nach einer gediegenen Ausbildung kam Julie als Erzieherin in eine streng katholische Adelsfamilie nach Lüttich. Obwohl sie hier ein zweites Elternhaus fand und glänzende Erfolge in ihrer Tätigkeit hatte, fühlte sie sich unbefriedigt. Ihre Christusliebe drängte sie, als Ordensschwester sich dem Heiland hinzugeben. Der protestantische Vater konnte dem Wunsche der Tochter kein Verständnis entgegenbringen und wurde von Schmerz und Unwillen erfaßt. Aber auch die tieffromme Mutter erschauerte beim Gedanken, im Alter sich nicht der beglückenden Gegenwart und Pflege ihres Kindes erfreuen zu dürfen. Jahrzehntlang hatten die Eltern gearbeitet und gespart, um Julie eine bessere Bildung mit auf den Weg geben zu können, sie hatten kein Opfer gescheut, um sie im Berufskampfe auf eigene Füße zu stellen. Und nun sollte sie sich hinter Klostersgittern verschließen?

Julie litt unsäglich unter diesem Widerstand der Eltern. Ihre ganze Beredsamkeit bot sie auf, um die Eltern umzustimmen und ihre Vorurteile gegen das Ordensleben zu zerstören. Monate quälender Herzensunruhe durchlebte das Mädchen. Christusliebe und Elternliebe lagen in wehem Streit. Aber ihr Beruf lag ihr so klar und gewiß vor Augen, daß sie es schließlich als ihre Gewissenspflicht hielt nach dem Worte zu handeln: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

genug sein, sich selber zu schützen und den Herodes Mores zu lehren!" Hat Josef so etwas gesagt? Was hat er überhaupt gesagt? Nichts, nicht ein Wort. Schweigend stand er auf, verließ alles und gehorchte. Und als er dann in Ägypten sich eingelebt und allmählich an die fremden Menschen und Verhältnisse gewöhnt hatte, da kam jener Engel schon wieder und sagte: „Josef, ziehe wieder zurück in das Land Israel. Sie sind alle gestorben, die dem Kinde nach dem Leben gestrebt haben.“ Und Josef steht sofort auf, tut, was ihm befohlen wurde, unternimmt die weite Reise, ohne nur mit einem einzigen Wort sich zu beklagen, in schweigendem Gehorsam.

So war es im ganzen Leben des Heiligen. Er wußte nichts anderes als gehorchen. Dieser schweigende Gehorsam hat Sankt Josef so hoch erhoben im Himmel. Er hat ihn Gott so lieb gemacht und darum ist auch seine Fürbitte so mächtig. Dieser schweigende Gehorsam ist es, was wir an ihm am allermeisten nachahmen können. Wenn wir sonst im Leben von Heiligen lesen und die Wunder hören, die Gott an ihnen wirkte, die Heldentaten, die sie in überfließender Gottesliebe vollbrachten, dann mögen wir leicht denken: „Das Heiligwerden ist doch etwas furchtbar Schweres, das ist nur für eine kleine Schar Auserwählter, da komme ich armer Tropf nicht mit.“ Wie gut ist es da, daß neben den vielen Heiligen, deren Nachahmung den meisten aus uns unmöglich ist, auch ein heiliger Josef steht! Er sagt uns laut und deutlich: „Tu deine Pflicht alle Tage, so gut und gewissenhaft du kannst, halte dich an Gott in treuem Gehorsam, und der Himmel ist dir sicher.“ Glauben wir doch nicht, daß wir Gott mit glänzenden Taten aufwarten müßten! Keine Spur davon! Wie die liebe Gottesmutter und Sankt Josef im Tempel das Opfer der Armen darbrachten, so ist Gott auch mit uns zufrieden, wenn wir ihm die unscheinbaren Opfer des täglichen, bescheidenen Tagewerkes voll Bereitwilligkeit und Gehorsam darbringen.

St. Josef, der Heilige des Gehorsams und der gewissenhaften Pflichterfüllung, sei uns ein strahlendes Vorbild! Auf ihn schauen wir, zu ihm flehen wir, auf ihn setzen wir unser Vertrauen wie es St. Theresia von Avila tat, die die schönen Worte niederschrieb: „... Zu meinem Fürsprecher und Herrn erwählte ich den hl. Josef und empfahl mich ihm recht inständig. Ich erinnere mich nicht, ihn bis jetzt um etwas gebeten zu haben, was er mir nicht gewährt hätte. Ja, es ist zum Erstaunen, welche große Gnaden mir Gott durch die Vermittlung dieses Heiligen verliehen und aus wie vielen Gefahren des Leibes und der Seele er mich durch ihn befreit hat. Andern Heiligen scheint der Herr die Gnade gegeben zu haben, nur in einem bestimmten Anliegen helfen zu können. Diesen glorreichen Heiligen aber habe ich in allen Stücken als Nothelfer kennen gelernt... Ich möchte jedermann zureden, diesen Heiligen zu verehren, weil ich aus vieler Erfahrung weiß, wieviel Gnade er bei Gott erlangt.“

Emilie Schneider

20. März

(Gedenktag am 21. März)

„Gott allein und einzig allein in allem! Mir ist alles, alles außer meinem geliebten Heiland, so leer, öde und nichtig. Nur zu den Füßen meines Heilands, wenn ich mich ihm ganz hingeben kann, ist meine Seele zufrieden, indem sie dann im Gegenstand ihrer Liebe ruht.“ Diese vorbehaltlose Hingabe an Gott war der Lebensinhalt der hochbegnadeten Ordensschwester von Düsseldorf, bei deren Todesnachricht durch die ganze Stadt die Kunde lief: „Eine Heilige ist gestorben!“

Julie – das war ihr Taufname – war das Kind einer religiösen Mischehe. Ihr Vater, ein preußischer Steuerbeamter, hatte nur nach schweren Kämpfen den Tränen seiner katholischen Frau nachgegeben und sich mit der katholischen Erziehung seiner Kinder einverstanden erklärt. Setzte er doch dabei auch seine Stellung aufs Spiel, da er durch dieses Zugeständnis einer Kabinettsorder seines protestantischen Königs zuwider handelte. Der Mutter war es in diesem Kampfe um die katholische Erziehung der Kinder, nicht um einen äußeren Sieg zu tun; ihr war der katholische Glaube innerstes Erlebnis und kostbarstes Lebensgut. Sie verwandte deshalb auch alle Sorgfalt darauf, ihre Kinder zu tieffrommen, treukatholischen Menschen heranzubilden. Die Versetzung ihres Mannes nach Köln erleichterte ihr diese Aufgabe. Hier atmete die 1820 geborene Julie katholische Luft, hier hinterließ die Grundsteinlegung zur Fertigstellung des Domes, die mit einer gewaltigen Kundgebung unverbrüchlicher Glaubenstreue verbunden war, einen nachhaltigen Eindruck und erfüllte das Mädchen mit tiefem Stolz auf ihre Religion.

Nach einer gediegenen Ausbildung kam Julie als Erzieherin in eine streng katholische Adelsfamilie nach Lüttich. Obwohl sie hier ein zweites Elternhaus fand und glänzende Erfolge in ihrer Tätigkeit hatte, fühlte sie sich unbefriedigt. Ihre Christusliebe drängte sie, als Ordensschwester sich dem Heiland hinzugeben. Der protestantische Vater konnte dem Wunsche der Tochter kein Verständnis entgegenbringen und wurde von Schmerz und Unwillen erfaßt. Aber auch die tieffromme Mutter erschauerte beim Gedanken, im Alter sich nicht der beglückenden Gegenwart und Pflege ihres Kindes erfreuen zu dürfen. Jahrzehntlang hatten die Eltern gearbeitet und gespart, um Julie eine bessere Bildung mit auf den Weg geben zu können, sie hatten kein Opfer gescheut, um sie im Berufskampfe auf eigene Füße zu stellen. Und nun sollte sie sich hinter Klostersgittern verschließen?

Julie litt unsäglich unter diesem Widerstand der Eltern. Ihre ganze Beredsamkeit bot sie auf, um die Eltern umzustimmen und ihre Vorurteile gegen das Ordensleben zu zerstören. Monate quälender Herzensunruhe durchlebte das Mädchen. Christusliebe und Elternliebe lagen in wehem Streit. Aber ihr Beruf lag ihr so klar und gewiß vor Augen, daß sie es schließlich als ihre Gewissenspflicht hielt nach dem Worte zu handeln: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Sie trat in Lüttich in die vor wenigen Jahren gegründete Genossenschaft der Töchter vom heiligen Kreuz ein. Am 15. Dezember 1845 erhielt Julie als Schwester Emilie das harterkämpfte Ordenskleid. „Ich lebe im Hause meines Gottes“, schreibt sie ein halbes Jahr später an die Mutter, „inmitten seiner Auserwählten und unter der Leitung einer Oberin, welche die Sorge und Liebe der zärtlichsten Mutter gegen mich hegt. Ich habe nur einen Wunsch: hier die Letzte, Verachtetste zu sein. Als die Klosterpforte sich mir öffnete, wünschte ich nur ein Plätzchen im dunkelsten Winkel des Hauses zu erhalten und ich würde mich für das glücklichste Geschöpf im Hause gehalten haben, hätte ich es gefunden...“

Kaum hatte Schwester Emilie das Noviziat verlassen und ein paar Jahre sich als gewissenhafte Ordensfrau bewährt, da wurde sie als Novizenmeisterin in die Neugründung Aspel am Niederrhein gesandt. Hier war sie am rechten Platz. Selbst erst harten Seelenkämpfen entwachsen, empfand sie jede Regung im Herzen ihrer Schutzbefohlenen und konnte ihnen helfen, den rechten Weg zu finden.

Aber schon das nächste Jahr brachte für die Novizenmeisterin ein neues Wirkungsfeld. Der Wille der Generaloberin rief sie zur Leitung des Düsseldorfer Hospitals, das bisher unter der Obhut völlig verweltlichter Krankenschwestern gestanden war. Ungewöhnliche Anforderungen wurden an die junge Oberin gestellt. Die bisherigen Schwestern traten ihr feindselig entgegen und leisteten offenen oder versteckten Widerstand. Mitten in einen Kampf voll Tücke und Hinterlist sah sich Schwester Emilie hineingestellt. Unsägliche Bitterkeiten mußte sie erleiden, bis endlich ihre taktvolle Klugheit und ihre tatkräftige Festigkeit gesiegt hatten. Trotz dieser anfänglichen Hemmungen gelang es Schwester Emilie in rascher Zeit das Krankenhaus zu solcher Blüte zu bringen, daß eine amtliche Prüfungskommission es als das beste weit und breit rühmte. Freilich, die ungeheure Arbeitslast drückte die Oberin fast zu Boden. Überall soll sie mit Hand anlegen, überall wird nach ihr gerufen. Sie kommt Tag und Nacht kaum zur Ruhe, und dabei ist Schwester Emilie ja keine tätige Natur. Viel lieber würde sie vor dem Tabernakel knien, als die Verwaltung des Hauses, die Pflege der Kranken und alle die übrigen, oft so lästigen Arbeiten besorgen. Doch sie wußte sich zu helfen; sie entwickelte in sich die seltene Fähigkeit, daß sie bei aller Aufmerksamkeit auf die äußeren Geschäfte der Krankenhausleitung, im innersten Heiligtum ihrer Seele immer bei Gott weilte. Sie fühlte die Nähe des Heilandes und pflegte trautes Zwiegespräch mit ihm, ohne Worte zu gebrauchen oder nach außen irgendwie ihrer Umgebung aufzufallen. Wenn auch die Mitschwestern, hingerissen vom Zauber ihrer Persönlichkeit, von ihrer Oberin sagten: „Sie ist eine Heilige“, so blieb doch auch ihnen das Außerordentliche ihres Innenlebens, ihre mystische Begnadigung, verborgen. Dieses „Geheimnis des Königs“ wäre auch für alle Zeit verborgen geblieben, wenn nicht der Seelenführer der begnadigten Schwester im Gehorsam schriftlichen Aufschluß über alle ihre Seelenvorgänge gefordert hätte.

Als bei einer Vision der leidende Heiland ihr sagt: „Bin ich dein Anteil, so sind auch meine Leiden dein Anteil“, da erwiderte sie: „O gib mir alle deine Leiden, denn das größte Leiden ist mir, dich leiden zu sehen.“ Ihr Wunsch ging im Übermaß in Erfüllung. Sie wurde in ein Meer von Seelenleiden und Körperschmerzen getaucht. Heftige Versuchungen gegen den Glauben traten auf, starker Widerwille gegen die Übungen der Religion traten ein, innere Trostlosigkeit senkte sich über sie, ständige Kopfschmerzen steigerten sich zur Unerträglichkeit. In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag nahm der Herr sie jedesmal mit hinein in die Ölbergsleiden und ließ sie alle seine Schmerzen der Seele und des Leibes mitempfinden. Solche Erlebnisse qualvollsten Mitleidens wechselten dann wieder mit dem Vorgefühl der ewigen Seligkeit, mit Augenblicken höchsten Glückes, wo sie Christus als erhabenen Himmelsfürsten voll strahlender Liebe und Güte schauen durfte.

Erst vierunddreißig Jahre alt, ging Emilie Schneider zu ihrem göttlichen Bräutigam heim. An ihrer Totenbahre vereinte sich ganz Düsseldorf, ohne Rücksicht der Konfessionen und Stände. Alles trauerte um die edle Frau, die sich im Dienste der andern und im Gebet für andere verzehrt hatte und deren ganzer Lebensinhalt in den zwei Wörtlein lag: für Jesus arbeiten — für Jesus leiden.

Benedikt von Nursia

21. März

Alles was wir über St. Benedikt wissen, ist in zwei kleinen Büchlein enthalten: in dem Buch der „Zwiesgespräche“, das Papst Gregor der Große fünfzig Jahre nach dem Tode des Heiligen verfaßte, und in jenem andern Büchlein, das Benedikt selber geschrieben und den Seinigen als ihre „Regel“ hinterlassen hat. Aber diese beiden Quellen genügen, um aus ihnen ein abgerundetes Lebens- und Charakterbild des großen Heiligen zu gewinnen.

Benedikt wurde um 480 geboren und entstammt der römischen Bergstadt Nursia im Lande der Sabiner. Das Sabinerland, fern der Weltstadt, in einem Hochtal der Apenninen, war bekannt durch den Ernst und die Zuverlässigkeit der Menschen, die dort wohnten. Sie waren streng und hart wie die Felsen ihrer Heimat. Hier wuchs Benedikt auf. Seine Schwester Scholastika teilte mit ihm die Freuden und Leiden der Kindheit. Als Junge von siebzehn Jahren kam er nach Rom, um dort seine Studien in der Rechtswissenschaft zu beginnen. Mit welchen Erwartungen

betrat Benedikt den Boden Roms! Er hatte davon geträumt, im Rom des Papstes und der Katakomben für sein religiöses und sittliches Leben besondere Förderung und Anregung zu gewinnen. Nun fand er zu seiner schmerzlichen Enttäuschung die schlimmsten Ärgernisse und größten Gefahren. Der Betrieb in den Schulen, wo Benedikt Staatswissenschaft und Beredsamkeit lernen sollte, war leeres Phrasentum und totes Formelwesen. Die Geselligkeit seiner Mitstudenten stieß ihn durch ihre leichtsinnige Ausschweifung ab. Selten war ein junger, begeisterungsfähiger Mensch in seinen Idealen so enttäuscht worden, wie Benedikt in Rom.

Angeekelt vom Treiben der Weltstadt ließ er alle Pläne seiner juristischen Laufbahn fallen und floh in seine heimatlichen Berge zurück. Noch unklar über den Lebensweg, den er einschlagen sollte, kam er nach dem Ort Enfide, an dessen Pfarrkirche eine Anzahl würdiger Männer zusammen lebte. Er schloß sich diesem Kreis an, verließ ihn aber bald wieder und suchte eine Stätte, wo er sich ungestört seiner tiefen Gottesehnsucht hingeben konnte. In den Felsenklüften von Subiaco stieß er auf den Mönch Romanus, der ihm oberhalb eines Stausees eine Höhle zeigte und ihn mit dem Gewand eines Mönchs bekleidete. Drei Jahre lebte nun der junge Benedikt mutterseelenallein in seiner Höhle. Romanus ließ ihm die notwendigste Nahrung zukommen, indem er an einer Schnur von Zeit zu Zeit ein Stück Brot an den Felsenwänden in die Tiefe gleiten ließ. Einsam und heldenhaft rang Benedikt in diesen drei Jahren mit Gott und sich. Es war ein ununterbrochener Kampf mit den Lockungen der Welt, mit den Sirenenstimmen aus der eigenen Seele, ein Kampf bis zum letzten, entschiedenen Ernst. Einmal überfiel den jungen Einsiedler eine furchtbare Versuchung der Sinnlichkeit. Schon wußte er, der jeden Berater und Beichtvater entbehrte, nicht mehr, womit er den auflodernden Feuerbrand der Sinnlichkeit ersticken könnte, da sah er in höchster Not in der Nähe der Höhle ein Dorngebüsch. Kurz entschlossen riß er die Kleider vom Leib und warf sich in die Dornranken, bis das Blut tropfte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kunde von dem Einsiedler in der Felsenhöhle bei Subiaco allmählich durch die ganze Gegend lief. Und so geschah es, daß Hirten, Jäger, Bauern immer häufiger den Weg zur Höhle suchten, um sich an Benedikts Bußleben zu erbauen und bei ihm Rat in Fragen des Seelenheils zu holen. Eines Tages kam auch eine Abordnung der Mönche von Vicovaro. Ihr Abt war gestorben und nun wollten sie den frommen Einsiedler holen, damit er der Vater des verwaisten Hauses würde. Trotz großer Bedenken gab Benedikt nach. Er sollte es bald bereuen. Die Mönche hatten zu lange einer heilsamen Zucht entbehrt. Ihrem verwilderten Sinn wurde die kraftvolle Leitung des neuen Abtes bald unerträglich. Sie kamen überein, sich durch Gift des lästigen Abtes zu erledigen. Doch als der Heilige den Becher, ehe er ihn an den Mund setzte, nach klösterlichem Brauch segnete, zersprang er klirrend in Scherben. Benedikt ahnte erschauernd, in welche Mörderhöhle er geraten war. Mit einem sanftmütigen:

„Brüder, Gott der Allmächtige habe Erbarmen mit euch!“ verließ er die Unseligen und kehrte in seine liebe Einsamkeit zurück.

Das schlimme Erlebnis von Vicovaro ließ Benedikt erkennen, wie notwendig eine Neugestaltung des entarteten Mönchtums sei und wie es gelte, eine neue Form des mönchischen Lebens zu finden, die den Verhältnissen des Abendlandes entsprach. Die unhaltbaren Zustände in Vicovaro, denen das Leben vieler anderer Klöster glich, die eigene Erfahrung in seinem Einsiedlerleben, das durch seine volle Abgeschiedenheit vom Leben der kirchlichen Gemeinschaft großen Nachteil mit sich brachte, das ärgerniserregende Leben vieler vagabundierender Mönche, unter deren Kleid sich oft genug nichts als Abenteuerlust, Arbeitsscheu, Sonderlichkeit, Eigensinn und Ehrgeiz verbarg, ließen Benedikt klar sehen, wie unentbehrlich für den wahren Mönch die durch eine strenge Regel zusammengehaltene Gemeinschaft ist. So entstand eines der berühmtesten Schriftwerke der Welt: die Regel des hl. Benedikt, das Gesetzbuch des abendländischen Mönchtums. Diese Regel, die in maßvoller Weisheit alle ungesunden Härten vermeidet, wurde das Gesetzbuch, das im Abendland nach und nach alle andern Mönchsregeln ersetzte und vom 9. bis 13. Jahrhundert in den Klöstern fast ausschließlich in Geltung war. Diese Regel machte Benedikt zu einem Organisator des Klosterlebens von weltgeschichtlicher Bedeutung, zum Patriarchen und Ahnherrn aller abendländischen Klöster.

Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens verbrachte der Heilige ausschließlich in dem von ihm gegründeten Kloster auf dem Monte Cassino, das zum Stammkloster der benediktinischen Gemeinde wurde. Vom äußeren Lebensgang des Heiligen wissen wir aus dieser Zeit nicht viel. In einer Fülle von Wunderberichten aber zeigt Gregor der Große, wie der Gesetzgeber des Mönchtums zum getreuesten Befolger seiner Regel und dadurch zum herrlichen Vorbild für seine Mönche wurde. Trotz des feierlichen Ernstes, der St. Benedikt eigen war, war er ein Gegner ungesunder Härten und übertriebener Bußwerke. Dem Einsiedler Martinus, der sich auf dem Berge Marsico mit eisernen Ketten an einem Felsen hatte anschmiegen lassen, ließ er durch einen seiner Mönche sagen: „Wenn du ein Diener Gottes bist, so fessele dich nicht an eine Kette von Eisen, sondern an die Kette der Liebe zu Christus.“ In der Liebe zu Christus sah Benedikt Mittelpunkt und Ziel, Trost und Kraft und Freude und Schönheit des Lebens.

Als Benedikt am 21. März 543 starb, ahnte er nicht, von welcher einzigartigen Bedeutung sein Orden einst in der Kirchen- und Kulturgeschichte des Abendlandes werden sollte. Er wußte nicht, daß er durch die schwarzen Mönche seines Ordens, die als Glaubensboten Christi Kreuz zu den Völkern trugen, der „Vater vieler Nationen“, auch der Vater der deutschen Nation werden sollte. Die Verdienste, die sich die Benediktinermönche um das Christentum und die Kultur in den deutschen Ländern erwarben, kann nur ein vom Haß Geblendeter nicht sehen.

Schillers Schauspiel „Die Verschwörung des Fiesco“ machte den Namen des berühmten Seefahrgeschlechtes auch denen geläufig, die in der Geschichte Genuas weniger Bescheid wissen. Aber wie wenige denken daran, daß diesem altadeligen Geschlechte als edelste Blüte auch eine Heilige entsproßte, Katharina von Genua? Als Katharina 1447 geboren wurde, standen die Fieschi auf der Höhe ihrer Macht. Ihr Vater bekleidete das Amt eines Vizekönigs von Neapel. Still und verschwiegen wie die königlich stolzen Paläste Genuas, die streng und finster nach außen, ihre ganze majestätische Schönheit im Innern entfalten, spielte sich Katharinas Kindheit ab. Wenig Sonne scheint über Katharinas Kindheit gelegen zu sein. Es wird erzählt, daß schon die achtjährige Kleine einen großen Bußernst zeigte. Tiefsten Eindruck machte auf das empfindliche Kind ein Vesperbild, das ihr Schlafzimmer schmückte. Der Anblick der Schmerzensmutter mit dem toten Heiland auf dem Schoß entlockte ihr immer wieder aufs neue Tränen und ließ den Entschluß zu lebendigem, sühnendem Mitleiden mit dem Heiland in ihrem edelmütigen Herzen aufflammen. Die Sehnsucht nach völliger Hingabe an Jesus wurde mit den Jahren so stark, daß Katharina ein heißes Verlangen darnach trug, in der Stille eines strengen Klausurordens dem Herrn zu dienen.

Doch wegen ihrer zarten Gesundheit und großen Jugend wurde Katharina die Aufnahme ins Augustinerinnenkloster, wo bereits eine ältere Schwester als Nonne weilte, verweigert. Nicht der Nonnenschleier wartete auf das Edelfräulein, sondern der Brautschleier. Katharina war noch nicht sechzehn Jahre alt, da wurde sie aus politischen Gründen einem liederlichen Edelmann verheiratet. Giuliano d'Adorno war ein genußsüchtiger, verschwenderischer Lebemann, der in maßlosem Spiel sein Vermögen vergeudete, ein selbstsüchtiger, fauler, ungebildeter Rohling, der seine junge Frau gewissenlos betrog, wie Laune und Leidenschaft es ihm eingaben. Ein Martyrium war das Eheleben, in das sie von ihren Angehörigen aus liebloser Berechnung hineingestoßen worden war. Mit dem Stolz und Heldenmut einer echten Tochter der willensstarken Fieschi ging Katharina klaglos durch diese Hölle. Schweigend ertrug sie alle die Roheiten ihres brutalen Mannes, selbstlos suchte sie sich seinen Wünschen anzupassen, ohne Aufhebens verzichtete sie auf so manche liebe Gewohnheit ihres früheren Lebens, wie etwa auf die Besuche vor dem Tabernakel.

Fünf Jahre hatte Katharina d'Adorno das entsetzliche Marterleben ertragen. Da konnten die Verwandten ihr Elend nicht länger mit ansehen. Sie fürchteten beinahe für ihren Verstand. Planmäßig suchten sie durch List und Überredungskunst Katharina aus dem Gefängnis ihres trostlosen Ehelebens herauszulocken und zerstreuen den Gesellschaften zuzuführen. Es gelang. Mit einem wahren Heißhunger

stürzte sich Katharina, die so lange auf alle frohen Annehmlichkeiten des Lebens hatte verzichten müssen, in den Strudel des Gesellschaftslebens. Sie blühte wieder auf, bekam neuen Lebensmut und fand nun in begreiflicher Gegenwirkung solche Freude an Tanz und Jagd, an Ballspiel und Flirt, daß das religiöse Hochziel ihrer frommen Mädchenjahre mehr und mehr verblaßte. Innerlich frei und glücklich wurde Katharina in diesem betäubenden Taumel von Vergnügungen freilich nicht. Das Gewissen quälte sie, und eines Tages wurden die Vorwürfe über die vergeudeten Jahre so stark, daß sie in die Kirche eilte, um reuevoll im Beichtstuhl niederzuknien. Auf diese Reue hatte der barmherzige Gott gewartet. Noch ehe Katharina im Beichtstuhl ihren Mund zum Bekenntnis auftrat, umfluteten sie mit einemmal die Flammen der Gottesliebe in solch heißer, überwältigender Lohe, daß sie, ohne zu beichten, vor das Kruzifix eilte, um sich auszuweinen. Das Glück, das sie in diesem Augenblick der Gnade erlebt hatte, war so groß, daß sie nur stammeln konnte: „O Lieber, ist es möglich, daß du mich mit so viel Liebe gerufen und mir in einem Augenblick geoffenbart hast, was keine Zunge erklären kann!“ Wenige Tage darauf hatte sie eine Erscheinung des kreuztragenden Heilandes, die den unbeugsamen Entschluß in ihr weckte: „Keine Sünde mehr! Keine Sünde mehr!“

Von diesem Tage an war ihre Bekehrung eine vollständige und unabänderliche. Durch ein Leben heroischer Buße und Sühne verband sie sich immer inniger mit dem Heiland. Mit der zähen Ausdauer und Willenskraft ihres Geschlechtes führte sie die härtesten Abtötungen durch. Sie schreckte nicht davor zurück, die verrufensten Gassen und Winkel der Hafenstadt aufzusuchen, um Armen von ihrem Reichtum mitzuteilen. Sie ging in die Höhlen des schmutzigsten Lasters und mühte sich, neben den kranken Körpern die noch kränkeren Seelen zu heilen. Sie drang in die Spitäler ein, überwand heldenhaft Ekel und Widerwillen, die beim Anblick all des schmutzigen Elends aufsteigen wollten.

Katharina erhielt bei ihrer Liebestätigkeit in den Armenvierteln und Spitälern eine unerwartete Hilfe. Giuliano, der allmählich sein ganzes Vermögen verlüdert hatte, wurde durch den völligen Zusammenbruch des Hauses Adorno zutiefst in seinem Stolz verwundet. Er kehrte sich von seinem wüsten Leben ab und wurde ein neuer Mensch. Der einstige Verschwender und Spieler wetteiferte nun mit seiner Gattin an frommer Gesinnung und werktätiger Nächstenliebe. Willig und demütig ging er Katharina zur Hand, um nach einigen Jahren harter Sühne ausgesöhnt mit Gott, in Katharinas Armen zu sterben.

Dreiundzwanzig Jahre lang nahm Katharina d'Adorno in der Fastenzeit und den Adventwochen keinerlei Nahrung zu sich, ohne dadurch im geringsten an Spannkraft und Ausdauer einzubüßen. Viele Stunden lang verharrte sie täglich im betrachtenden und beschauenden Gebet. Oft fand man sie in Ekstase am Boden hingestreckt, wobei ein himmlischer Glanz ihr Antlitz verklärte. Täglich

empfang sie die heilige Kommunion. Durch die hl. Eucharistie erhielt sie die Kraft und die Erleuchtung zu einem Leben innerlicher Sammlung und Reinheit, daß sie fünfundzwanzig Jahre lang ohne bewußte Sünde immer tiefer in das Leben mit Gott eindrang. Sie war so mit Gott verbunden, daß nichts sie von ihm reißen konnte. Als einmal ein Franziskanerpater behauptete, daß man im Ordensleben Gott mit größerer Liebe dienen könne als in der Ehe, geriet Katharina in größte Erregung. Leidenschaftlich setzte sie sich zur Wehr und stritt mit heftigen Gebärden für die Heiligkeit der Ehe. „Wüßte ich, daß euer Kleid meine Liebe nur um ein Fünkchen mehrte, ich riß es euch, wenn ich es anders nicht bekommen könnte, in Fetzen vom Leibe. Daß euch Weltentsagung und der Ordensstand die Verdienste stetig mehren und ihr deshalb größeren Lohn von Gott erwarten dürft als ich, gebe ich gerne zu. Daß ich aber Gott nicht ebenso wie ihr sollte lieben können, davon werdet ihr mich niemals überzeugen. Wahre Liebe kann in ihrem Wachstum nie gehemmt werden. Und wird sie gehemmt, so ist sie keine wahre, lautere Liebe.“ Zitternd vor Erregung warf sie sich zu Haus vor dem Kruzifix nieder und rief: „Herr, was soll mich hindern, dich zu lieben? Und wenn ich nicht bloß in der Ehe, sondern sogar noch in einem Soldatenlager lebte, würde mich nichts von dir entfernen.“

Die letzten Jahre ihres Lebens litt Katharina an geheimnisvollen Fieberbränden, die ihren Körper durchwühlten und verzehrten. Ende August 1510 war die den Ärzten rätselhafte Krankheit so schlimm geworden, daß Katharina zu sterben glaubte. Sie ließ die Fenster öffnen, daß sie den Sternenhimmel sähe, und als es Nacht geworden war, ließ sie viele Lichter anzünden. Dann hub sie an und sang so laut sie konnte, den Pfingsthymnus: „Veni Creator Spiritus, komm Schöpfer Geist!“ Aus einer Verzückerung erwachend rief sie, noch ganz erfüllt von dem, was sie geschaut hatte, ein über das andere mal: „Laßt uns gehen! Laßt uns gehen! Fort von der Erde! Fort von ihr!“ Doch erst am 15. September ging ihr Wunsch der Heimkehr ins Vaterhaus Gottes in Erfüllung.

Josef Oriol

23. März

Den Gläubigen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Kirche Santa Maria al Mar in Barcelona besuchten, fiel ein kleiner Meßdiener auf, der mit erbauender Andacht seinen Dienst versah. Mit einem für einen quecksilbrigen Südländer ganz ungewohnten Ernst versah der Junge sein Ehrenamt. Auch die Priester der Kirche wurden auf die leuchtende Frömmigkeit des kleinen Josef aufmerksam. Eines Tages fragten sie ihn: „Möchtest du nicht Priester werden?“ Ob er wollte! Das war ja der große, schöne Traum seiner Jugend. Aber bei der Armut seiner Mutter war an eine Verwirklichung gar nicht zu denken. Ein Jahr war er alt, als sein Vater an der Pest starb und die Mutter mit acht kleinen Kindern zurückließ. Zwar zog nach zwei Jahren ein neuer Vater ins Häuschen ein, der Schuhmacher Domingo Pujolar; aber auch er legte sich zum Sterben, als Josef knapp zwölf Jahre alt war. Was blieb dem Jungen da anderes übrig, als sich auf Vaters Schusterstuhl zu setzen und mit Ahle und Pechdraht zu werken? Wie hätte er der Mutter mit dem Wunsche kommen dürfen, studieren und Priester werden zu dürfen? Doch die Priester wußten Rat. Sie taten sich zusammen und beschlossen, mit vereinten Mitteln Josef dem ersehnten Beruf zuzuführen. Sie brauchten ihre Freigebigkeit nicht zu bereuen. Mit größtem Eifer widmete sich Josef Oriol dem Studium. Durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit erwarb er sich noch während der Studienjahre die Würde eines Doktors der Theologie. Am 30. Mai 1676 wurde er zum Priester geweiht.

Josef Oriol verleugnete seine Herkunft nicht. Sein Herz gehörte vor allem den kleinen Handwerkern in den armen Gäßchen, aus deren Mitte er stammte. Sein Doktorgrad hätte ihm den Weg zu einer angesehenen wissenschaftlichen Laufbahn erschlossen, aber er verzichtete darauf und wollte lieber ein schlichter, unbekannter Seelsorgspriester werden, um seine ganze Liebe und Arbeit den Armen und Kleinen, den Handwerkern und Arbeitern schenken zu können. Von einer Pilgerfahrt von Rom nach Barcelona zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Benefiziaten an der Kirche Santa Maria del Pino. Fünfzehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, behielt der Doktor der Theologie diese bescheidene Stellung eines Hilfsgeistlichen bei. Was lag ihm an Würden und Pfründen! Was ihm seine Stellung an freier Zeit ließ, widmete er bis zur letzten Stunde der Seelsorge an den Armen und Kranken und Kindern. Da er sein kleines Gehalt vollständig verschenkte, behielten seine Mitbrüder von vornherein gleich einen Teil zurück, damit ihm wenigstens das Nötigste zum Lebensunterhalt blieb. Es war ihm buchstäblich eine seelische Qual, ein Geldstück in der Tasche zu haben. Mitten im Chorgebet lief er davon, wenn er merkte, daß ein „kleines Teufelchen“ in der Tasche klimperte; er eilte auf die Straße und gab es dem nächsten besten Bettler.

Am liebsten waren dem Heiligen die Kinder. Wie leid tat ihm diese oft so wahrlose, frühreife Großstadtjugend, um die sich meist niemand sonderlich kümmerte! Stundenlang konnte er sich zu diesen leiblich und seelisch oft so vernachlässigten Kindern stellen und mit ihnen ernste religiöse Gespräche führen. Die Kinder faßten rasch Zutrauen zu dem gütigen Priester, der nicht immer zankte und drohte und vor dem sie nicht scheu in die Hofwinkel sich verkriechen mußten. Freudig liefen sie ihm zu, wenn er in ihre Gasse kam und aus frischen Kehlen erscholl der Gruß, den er sie gelehrt hatte: „Ave Maria purissima — sei begrüßt Maria, du Reinste!“ Segnend legte er den sonnverbrannten Buben und Mädeln die Hand auf: „Gott mache dich gut! Gott mache dich heilig!“

Arm und unbekannt hatte Josef Oriol bleiben wollen. Und doch dauerte es nicht lange, so lief sein Name durchs ganze Land, und er war der volkstümlichste Mann Kataloniens. Man erzählte sich von wunderbaren Krankenheilungen, die dieser schlichte Hilfspriester durch Handauflegung und Gebet gewirkt hatte. Aus dem ganzen Lande brachte man Kranke und Bresthafte zu dem „Wundertäter“. Jeder Tag brachte neue Heilungen. In seiner Demut verstand Josef Oriol gar nicht, weshalb das Volk so großes Aufhebens von diesen Heilungen machte und weshalb alles ihn als Wundermann bestaute. Er konnte in den Heilungen nichts Außergewöhnliches sehen. Nach seiner Überzeugung besaß jeder Priester diese Segenskraft. So sagte er einmal zu einem geistlichen Mitbruder: „Wir alle können heilen, wenn wir nur herzlich glauben. Wir sind doch Jünger des Heilands, denen das Wort gilt: Kranken werden sie die Hände auflegen und sie werden gesund werden.“

Mochte das Volk noch so bewundernd zu ihm aufblicken, Josef Oriol blieb immer gleich demütig und bescheiden. Mit dem Gehorsam und der Demut eines echten Heiligen fügte er sich allen Anordnungen seines Beichtvaters oder seiner Vorgesetzten. An einen Kranken, der seine Hilfe suchte, schrieb er das Briefchen: „Geehrter Herr! Mein Seelenführer und der Arzt haben mir verboten, Kranke zu besuchen und über sie das Kreuzzeichen zu machen, sei es in der Kirche oder sonstwo. Es ist mir daher unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich würde sonst gegen den Gehorsam verstoßen. Ich will Sie aber Gott empfehlen. Ihr Diener Dr. Josef Oriol.“ Welch schönes Zeugnis der unverfälschten Demut des Heiligen!

In den ersten Märztagen des Jahres 1702 ergriff ihn, der so vielen Kranken zum Helfer geworden war, selbst eine todbringende Krankheit. Als am 23. März der Tod bereits die Schwelle überschritt und ans Bett des Fiebernden getreten war, bat der Sterbende seinen Freund, den Kapellmeister Thomas Milans, er möge ihm das Stabat Mater vorsingen. Rasch wurden ein paar Sängerknaben herbeigeholt, und unter dem Preisgesang auf die schmerzhaftige Mutter gab Josef Oriol seinen Geist auf. Pius X. sprach diesen schlichten Priester, den Freund der Armen, Kranken und Kinder im Jahre 1909 heilig.

Nikolaus von Flüe

24. März

(Gedenktag am 21. März)

Im Bundesgebäude von Bern fällt dem Besucher ein Standbild auf, das sich an diesem Orte recht seltsam ausnimmt: es stellt eine hagere Gestalt im rauen, schlichten Einsiedlergewand dar. Wie kam das Bild dieses Klausners in den Bundespalast, der doch sonst gerade keine Heiligengalerie ist? Man möchte es dem schlichten Waldbruder nicht ansehen, daß er zu den größten Söhnen seiner Heimat und zu den unsterblichen Rettern seines Vaterlandes gehört. Es ist der heilige Nikolaus von Flüe, der sich nicht bloß einen Platz im Bundesgebäude erobert hat, sondern auch im Herzen des ganzen Schweizervolkes. Jeder Schweizer, ob Katholik oder Protestant, verehrt Bruder Klaus als den großen Patrioten, der sich um das Heimatland hochverdient gemacht hat. Dem katholischen Schweizer aber gilt Bruder Klaus noch mehr als ein Held des Vaterlandes, ihm ist er auch ein Heiliger, ein begnadeter Gottesmann, ein strahlender Stern der Heiligkeit, der seit fünf-hundert Jahren am Heimathimmel steht, zum Ruhm der Kirche und des Schweizervolkes.

Liebe zur Heimat und Liebe zu Gott — das waren die beiden Leidenschaften, die das ganze Leben dieses eigenartigen Mannes ausfüllten. Wie nur irgendein Schweizer war er von Jugend auf unzertrennlich verwachsen mit seiner Obwaldner Heimat. Mit Herzenslust werkte der jugendliche Klaus Löwenbrugger, nach seinem Heimathof am Flüeli gewöhnlich Klaus von Flüe genannt, mit den Knechten und Mägden auf steinigten Bergfeldern oder mit den Holzfällern in den abschüssigen, dunklen Wäldern oder als Senne auf der Hochalm. Jahrelang gab es in Sachseln, der Pfarrgemeinde des Heiligen, keinen Pfarrer, der Klaus hätte das Beten lehren können. Sein Lebtage fand er keinen Lehrer, der ihm die Kunst des Schreibens und Lesens beigebracht hätte. Das hinderte ihn freilich nicht, einer der größten und edelsten Männer seines Jahrhunderts zu werden.

Es war eine große, ereignisreiche Zeit, in der Nikolaus von Flüe (geboren am 21. März 1417) hineingestellt wurde. Es war die Zeit, da heilige Glaubenskraft noch einmal hell aufleuchtete wie das letzte Abendrot vor der trüben Nacht der Glaubensspaltung. Das Geburtsjahr des Heiligen brachte der Kirche nach unheiligem Schisma den langersehten Frieden auf dem Konzil von Konstanz. Während Klaus zum Jungen heranwuchs, war die Welt voll des Staunens über die Wundertaten des Mädchens von Orleans, der hl. Johanna d'Arc. Große Erfindungen (Schießpulver, Kompaß, Buchdruckerkunst) hielten die Menschen in Atem, wichtige Entdeckungen (Seeweg nach Ostindien und Kolumbus' Fahrt nach Amerika) schmückten das Zeitalter des Heiligen. Es war eine große Zeit, reich an Ruhm und Ehren, besonders auch für das Schweizervolk, das in harten Kämpfen blutigen Lorbeer erwarb.

Nikolaus von Flüe hat in diesen Kämpfen redlich seinen Mann gestellt. Kaum zwanzig Jahre alt, läßt er Melkkübel und Sense und zieht als freier Obwaldner aus zum schlimmen Bruderkrieg gegen Zürich. Viele Greuel und Roheiten muß Nikolaus in diesem mit verbissener Wut geführten Bürgerkrieg miterleben, sinnloses Sengen und Plündern muß er mit ansehen, ohne es hindern zu können. Seinem lauterem, gerechten Sinn mag solch ein Greuelkrieg bis in die Seele zuwider gewesen sein. Reich an wertvollen Erfahrungen kehrte er wieder in sein stilles Alpental heim. Hier findet er in der frommen, anmutigen Dorothea Wyßlin einen treuen Lebenskameraden. Fünf Knaben und fünf Mädchen entsprossen im Laufe von zwanzig Jahren dem Bund der Treue. Tüchtige Menschen für Vaterland und Kirche erwachsen aus diesen Kindern.

Nochmal mußte der Bergbauer zu den Waffen greifen, als 1460 Obwalden das benachbarte Österreich überfiel. Niklaus tat sich im Kampfe so hervor, daß er zum Kompanieführer befördert wurde und als Offizier zu den Seinen zurückkehrte. Man fing an, in Obwalden von diesem tüchtigen Manne zu sprechen. Man schätzte ihn als klugen Kopf, als glühenden Patrioten. So wahrte es nicht lange, und der noch junge Bauer wurde in öffentliche Ämter gewählt. Aus Pflichtbewußtsein nahm er die Last öffentlicher Ämter auf sich. Er wollte eine verdorbene Welt nicht fliehen, sondern sie verbessern helfen. Ungewöhnlich ernst nahm er sein Amt als Landrat und Richter. Er konnte später sagen: „Ich kann mich nicht erinnern, daß ich als Richter etwas wider mein Gewissen gehandelt habe; ich habe auf keine Person gesehen und bin niemals von der Gerechtigkeit abgewichen.“ Es gab damals nicht viele Richter in Obwalden, die sich so rühmen konnten.

So ruhig Klaus nach außen schien, im Innern stritt er einen entsetzlichen Kampf aus. Seine alte Sehnsucht nach dem Leben eines Einsiedlers wurde übermächtig in ihm lebendig. Er findet keine Ruhe mehr zu Haus. Es treibt ihn fort — weg von der Heimat, weg von Frau und Kindern, weg von den Menschen. Er will sich „von den lüten tuon“. Aber ist er nicht durch einen heiligen Eid vor dem Altar an seine Ehefrau gebunden? Ob Dorothea jemals freiwillig ihn würde ziehen lassen? Zwei Jahre kämpfte Niklaus mit Gott, mit Dorothea, mit all den Verwandten, mit sich. Schließlich begreift Dorothea, daß sie mit einem Höheren um die Liebe ihres Mannes ringt. Sie bringt das schwerste Opfer ihres Lebens und läßt ihn ziehen, der über zwanzig Jahre ihre Stütze und ihre Freude war.

Am 16. Oktober 1467 verläßt Niklaus seinen Hof, um im Ranft in der Melcha-Schlucht als Klausner zu leben. Das spöttische Kopfschütteln über den Sonderling ging bald in Staunen über. Man erzählte sich von einem großen Wunder, das ständig im Ranft geschehe: Bruder Klaus nehme nicht die geringste Nahrung zu sich. Eine amtliche Untersuchung unter strengster polizeilicher Kontrolle mußte die Tatsache der Nahrungslosigkeit bestätigen. Aus allen Gegenden kam man zu

ihm wie zu einem Heiligen gewallfahrtet. Holzfäller und Berghirten, Prälaten und Fürsten holten sich Rat bei ihm. Der Stadtrat von Nürnberg zog Erkundigungen über den seltsamen Gottesmann ein. Aus Frankreich und Österreich sandte man Boten an ihn. Das Land Obwalden ließ Bruder Klaus eine Kapelle und Klausen in der Melcha-Schlucht bauen. Später erhielt er sogar einen eigenen Priester, der ihm täglich die hl. Messe las und die hl. Kommunion reichte, die, wie unzweifelhaft nachgewiesen ist, zwanzig Jahre hindurch seine einzige Speise war. Für jeden wußte Bruder Klaus einen guten Rat, für alle hatte er einen lieben Segenswunsch: „Der Name Jesus syge ywer Grueß, und ich wünsche ych viel Guets und möchte ych gärn viel Guets vorbringen.“

Was die Seele für den Leib,
das ist Gott für den Staat,
⊕ Wenn die Seele aus dem
Körper weicht, dann zerfällt er.
⊕ Wenn Gott
aus dem Staat vertrieben wird,
ist er dem Untergang geweiht.

HL·BRUDER KLAUS VON DER FLÜE

Zwei mächtige Feinde drohten das kleine Bergvolk anzugreifen: Österreich und Burgund. Schon berieten sie über den gemeinsamen Angriffsplan, da lernte Erzherzog Sigismund von Österreich Bruder Klaus kennen und war so ergriffen von der sittlichen Größe dieses Mannes, daß er der Schweiz Friede und Freundschaft anbot. Ein Alpdruck fiel vom Lande. Durch alle Gauen trugen die frohlockenden Glocken den Namen: Niklaus von Flüe! Bruder Klaus! Der Retter des Vaterlandes! Doch kaum war diese Gefahr vorüber, erhob sich ein neues Unwetter: die Eidgenossen selber standen sich in verbissener Zwietracht gegenüber. Ein leidenschaftlicher Bürgerkrieg stand bevor. Die letzten Verhandlungen zu Stans drohten zu scheitern. Da eilte der Pfarrer von Stans trotz Dezemberkälte und Schnee in der Nacht hinauf zu Bruder Klaus. Betend fand dieser eine Lösung aus den Wirrnissen. Die Eidgenossen nahmen die Lösung an, fielen sich weinend vor Freude in die Arme, alle Glocken läuteten die Freudenbotschaft ins Land hinein: Der Bruderkrieg ist beseitigt! Niklaus hatte die Schweiz vor dem Untergang gerettet.

So hatte Bruder Klaus seine Familie verlassen müssen, um zum Retter der Heimat werden zu können. Wäre er schlichter Bauer von Flüe geblieben, so hätten seine Worte niemals jenen mächtigen Widerhall gefunden, der den Worten des Gottesmannes vom Ranft solch wunderbare Wirkung sicherte.

Nun war Bruder Klausens Sendung erfüllt. An dem Tag, da er siebzig Jahre alt wurde, schloß er die Augen. Bei seinem Tode war in der ganzen Schweiz eine Trauer, „als wäre jedermann sein Vater gestorben.“

Mit seinem täglichen Gebet wollen wir von Bruder Klaus Abschied nehmen: O du mein Herr und Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir! O du mein Herr und Gott, nimm alles von mir, das mich hindert zu dir! O du mein Herr und Gott, gib all das mir, das mich fördert zu dir!

Johann Fleischmann

25. März
(Gedenktag am 17. März)

Wie die Böhmen den heiligen Domherrn Johannes Nepomuk als Märtyrer des Beichtgeheimnisses verehren, so zeichneten die Mähren mit Recht ihren Landsmann Johann Fleischmann mit dem Ehrentitel eines Blutzeugen des Beichtsiegels aus. Das Leben dieses Glaubenshelden fiel in eine der trübsten Zeiten der deutschen Geschichte: in die unseligen Religionskämpfe des Dreißigjährigen Krieges. Nirgends tobten die schmachlichen Bruderkämpfe leidenschaftlicher als in Böhmen.

Die „Böhmischen Brüder“, die aus der hussitischen Glaubensbewegung herausgewachsen waren, kämpften mit einem erbitterten Fanatismus für ihre Anschauungen und verfolgten ihre Gegner mit unversöhnlicher Gehässigkeit. Ihrer Verblendung fiel Johann Fleischmann zum Opfer.

Johann Fleischmann (geboren 1576) hatte in Prag den Titel eines Magisters der Philosophie und in Graz den theologischen Doktorgrad erworben. Trotz seiner wissenschaftlichen Ausbildung war er nichts weniger als ein Stubengelehrter. Seine ganze Veranlagung drängte ihn mitten hinein ins tätige Leben, hinein in den Kampf für die vielerorts stark gefährdete Kirche Christi. Nicht von gesicherter Gelehrtenstube aus wollte er in diesen Geisterkampf eingreifen, sondern auf dem Vorposten eines Seelsorgers wollte er sich schützend vor die bedrohte Herde Christi stellen. Er stellte sich dem Oberhirten seiner Heimatdiözese Olmütz zur Verfügung und übernahm 1616 die Pfarrei Holleschau.

Vom ersten Tag seiner Tätigkeit an sah sich Pfarrer Fleischmann in den Kampf hineingestellt. Holleschau war früher eine Hochburg des hussitischen Sektenswesens und der Böhmischen Brüder gewesen. Die Katholiken waren aus Schule und Kirche und jedem öffentlichen Einfluß vollständig verdrängt worden. Als aber der streng katholische Gutsherr Popel von Lobkowitz die Herrschaft Holleschau erworben hatte, geriet die Vormacht der Irrgläubigen nicht bloß zum Stillstand, sondern wurde vollständig gebrochen. Die Pfarrkirche wurde den Böhmischen Brüdern abgenommen und den ursprünglichen Eigentümern wieder zur Verfügung gestellt. Das Brüderhaus wurde in ein Jesuitenkolleg umgewandelt. Es ist leicht, sich auszumalen, mit welchem Ingrimm die Böhmischen Brüder diese Entwicklung verfolgten und mit welcher Verbitterung der neue Pfarrer von einem großen Teil seiner im Glauben zerrissenen Gemeinde begrüßt wurde.

Unbekümmert um den Haß der Andersgläubigen, furchtlos gegen Drohungen und Gefahren, machte sich Fleischmann an das schwere Werk, die verirrtten Schafe seiner Pfarrherde wieder zur Gemeinschaft des Glaubens zurückzuführen. Das schien ein aussichtsloses Beginnen zu sein. Die Böhmischen Brüder verwarfen nicht nur die Verehrung der Heiligen und das Fürbittgebet für die Verstorbenen, sie leugneten teilweise sogar die Gegenwart Christi im Altarsakrament und forderten, soweit sie daran glaubten, das Abendmahl unter zwei Gestalten. Sie lehnten Eid, Todesstrafe, Kriegsdienst ab und verboten ihren Mitgliedern das Ansammeln von Reichtum und die Annahme von Ehrenstellen. Welch ein unbesiegbares Gottvertrauen gehörte dazu, den Kampf gegen solche Irrtümer aufzunehmen! Welche Klugheit und Umsicht, welcher erleuchteter Geist und Heldenmut, welches selbstlose, unversiegbare Gute-Hirten-Liebe brauchte ein Mann, der unbekümmert um alle diese Schwierigkeiten sich daranmachte, die Irrgeleiteten zum Licht und zur Wahrheit zurückzuführen! Fast wie ein Wunder mutet es an, wenn man liest, daß es dem unermüden Pfarrer gelang, 250 Irrgläubige der Kirche

zurückzugewinnen und aus ihnen die eifrigsten Verfechter der katholischen Lehre in Mähren zu machen. Mit jedem Fuß Boden, den er den Böhmisches Brüdern abgewann, wuchs ihr Haß gegen den eifrigen Pfarrer. Besonders war es der benachbarte Gutsherr Bitowski von Bystoitz, der dem erfolgreichen Seelsorger Rache schwor.

Bald zeigte sich auch Gelegenheit, dem gefährlichen Pfarrer das Handwerk zu legen und die ersehnte Abrechnung mit ihm zu halten. Im Jahre 1618 kam es durch den berühmten „Fenstersturz zu Prag“ zum bewaffneten Aufstand der böhmischen Protestanten. Der Aufstand spielte auch in Mähren den Irrgläubigen wieder die Macht in die Hände. Vom ohnmächtigen Kaiser ungehindert, verübten die Irrgläubigen an den Katholiken Gewalttat über Gewalttat. Auch Bitowski holte aus, um dem Pfarrer von Holleschau einen blutigen Denkkettel zu geben. Auf das Zureden seiner Freunde wich Fleischmann der drohenden Gefahr aus und suchte in dem berühmten Wallfahrtsort Czenstochau Schutz.

Doch, obwohl die Gefahr noch keineswegs behoben war, wanderte er noch im gleichen Jahr nach Holleschau zurück. Im Februar 1620 fielen polnische Truppen in Mähren ein und durchzogen brandschatzend das Land. Begreiflicherweise hatten die Protestanten unter der Plünderungswut der katholischen Soldateska besonders zu leiden. Holleschau blieb von ihnen verschont, da Pfarrer Fleischmann den anrückenden Truppen am Eingang des Dorfes mit dem heiligsten Sakrament in der Hand entgegentrat. Doch gerade dies sollte ihm das Leben kosten. Seine Gegner streuten aus, er stünde mit den Polen unter einer Decke, ja, er habe bei seinem Aufenthalt in Czenstochau und Krakau die katholischen Polen gegen Mähren aufgehetzt und den Einmarsch der Truppen veranlaßt. Er wurde beschuldigt, Landesverrat verübt zu haben und schuldig zu sein am Blute der Gefallenen. Ein Haftbefehl und die Einlieferung des verhaßten Pfarrers ins Gefängnis waren die Folge der wohlberechneten Verleumdung.

Nun begannen die wiederholten Verhöre vor einer Kommission, die fast nur aus Irrgläubigen bestand und die das Urteil schon im vorhinein festgelegt hatte. Die Untersuchung, die im Februar 1620 geführt wurde, ergab nicht den Schatten eines Beweises. Heute ist die Unschuld Fleischmanns an dem Poleneinfall durch die Geschichtsforschung einwandfrei nachgewiesen. Da die Richter trotz aller Mühe nicht zum erwünschten Ziele kamen, versuchte man, dem Gefangenen durch die Folter ein Geständnis abzuwingen. Nicht nur über seine Beziehungen zu Polen sollte Pfarrer Fleischmann aussagen, sondern er sollte auch gestehen, was Fürst Lobkowitz, in dem man nicht mit Unrecht die Seele der katholischen Bewegung sah, ihm in der Beichte anvertraut hatte. Stundenlang wurde der Unschuldige auf die herzloseste Weise gequält. Man versengte ihn mit Fackeln, man renkte ihm die Glieder aus den Gelenken, aber der Gepeinigete blieb stumm.

Er hatte nichts zu bekennen. An dem Einmarsch der polnischen Truppen war er unbeteiligt und als Beichtvater Lobkowitz' war ihm der Mund auf immer versiegelt. Als keine Folterpein die Unerschütterlichkeit des Märtyrers brechen konnte, griff man zur grausamen Prozedur des Teerens und Federns. Der Gefangene wurde entkleidet und am ganzen Leib mit teergetränkten Federn bestreut, die dann angezündet wurden. Das Feuer fraß das Fleisch bis auf die Knochen weg. In den meisten Fällen endete diese Tortur mit dem Tode des Gequälten. Fleischmann mußte noch einen ganzen Monat die entsetzlichen Schmerzen der Brandwunden ertragen, bis er erlöst wurde. Aus dem Breviergebet schöpfte der Todgeweihte in seiner Gefängniszelle Trost und Kraft. Mit der Zunge wandte er die Blätter um, da die Hände zu einer formlosen Masse verbrannt waren. Dreiundvierzig Jahre erst zählte der unerschrockene Glaubensheld, als er am 17. März 1620 den Palmzweig des Sieges in die Hände seines göttlichen Meisters legte. Der Dom zu Olmütz birgt die Gebeine des Blutzeugen, der von Pius IX. seliggesprochen wurde.

Ludger

26. März

Wenn das Münsterland heute noch sich durch überzeugten Glauben und unerschütterliche Treue zur Kirche auszeichnet, so ist das zu einem guten Teil dem hl. Ludger zu verdanken, der vor mehr als tausend Jahren in dieser Gegend den Samen des Evangeliums Christi ausgestreut hat. Ludger trägt mit Recht den Namen eines Apostels Westfalens.

Er selber war kein Sohn der Roten Erde. Er stammt aus dem benachbarten Friesenland, wo seine Ahnen hoch angesehen waren unter den Edlen des Landes. Ludger hatte das Glück, im Schoß einer christlichen Familie geboren zu werden. Seine Geburtszeit fällt um das Jahr 744.

Aus Ludgers Kindheit verdient ein Ereignis Erwähnung, das von größter Bedeutung für sein späteres Leben wurde: als Fünfjähriger sah er den großen Bonifatius. Die ehrwürdige Gestalt des Märtyrers übte auf den Knaben einen Eindruck aus, der sein ganzes Leben lang nicht mehr schwand. „Es war mir vergönnt“, erzählte er später, „ihn mit eigenen Augen zu schauen. Die grauen Haare bedeckten seinen Scheitel und das hohe Alter lastete auf seinen Schultern.“ Da

er einen trefflichen Geist verriet, schickten die Eltern den Dreizehnjährigen in die berühmte Klosterschule nach Utrecht. Hier bereitete sich Ludger in ernstem Streben nach Wissenschaft zum Priestertum vor und legte den Grundstein zum herrlichen Tugendbau, wegen dessen er mit dem Heiligenschein geschmückt wurde.

Zum Priester geweiht, wurde Ludger als Missionar in sein friesisches Heimatland geschickt. Von Dokkum aus begann er sein Christianisierungswerk. Es war die gleiche Gegend, in der vor einem Vierteljahrhundert Bonifatius unter den Dolchen der Meuchelmörder verblutet war. Das Andenken an seinen Märtyrertod war noch lebendig. Mit der Zähigkeit seiner Rasse machte sich der junge Ludger daran, das Werk des großen Bonifatius fortzusetzen. So mancher Opferaltar stürzte um durch sein Bemühen, so manches Götterbild verschwand, so manche Friesennacken beugten sich der Taufe. Freilich, Ludger täuschte sich nicht darüber hinweg: mit der Annahme der Taufe war das Werk noch keineswegs vollendet. Es brauchte noch viel unverdrossene Arbeit und viel starkes Gebet, bis aus den trotzigsten Heiden wahre Jünger Christi geworden waren. Sieben Jahre mühte sich so Ludger im Dienste seiner Heimat und seiner Kirche. Da machte 784 der Aufstand des Sachsenherzogs Widukind seine ganze Aussaat mit einem Schläge zunichte. Mit den Sachsen wurden auch die Friesen in den Kampf gegen die christlichen Franken hineingerissen. Die Kirchen gingen in Flammen auf, die Christen fielen unter dem Kampfmesser der Heiden. Ludger konnte nicht länger in seinem Vaterlande bleiben. Jede Missionsarbeit war unmöglich.

Die aufgezwungene Mußezeit benützte der Heilige, um zu den Gräbern der Apostelfürsten zu wallfahrten und sich vom Stellvertreter Christi den Segen für seine apostolische Tätigkeit zu erbitten. Da im Sachsenland die Kämpfe mit ungeschwächter Heftigkeit weiter dauerten und kein Ende abzusehen war, verlängerte Ludger seinen Aufenthalt in Italien und suchte die Abtei der Benediktiner in Monte Cassino auf. Über zwei Jahre lebte er an dieser Stätte des Friedens, bis die Niederwerfung der Sachsen und die Taufe Widukinds die Aufnahme der Missionstätigkeit aufs neue ermöglichten. Kaiser Karl der Große gab ihm den Auftrag, fünf friesische Gaue in den Wahrheiten des Glaubens zu unterrichten. Was St. Bonifatius und St. Willibrord vergeblich versucht hatten, gelang Ludger. Was ihm, der gleichen Stammes und gleicher Sprache war wie sie, wollten die Friesen das Christentum annehmen. Nur eine felsige Insel im nebeligen Meer ragte noch als Feste des Heidentums auf. Auf ihr hatte der Gott Fosete sein Heiligtum. Auch auf dieses meerumrauschte Eiland wagte sich Ludger, predigte, taufte mit dem Wasser aus den gottgeweihten Quellen und wandelte die Insel Fosetesland um in ein Helgoland, d. h. heiliges Land.

Nach seinem Erfolg bei den Friesen wagte sich Ludger an die Missionierung des westlichen Sachsenlandes. Mimigardeford wählte er zu seinem Hauptquartier.

Hier lebte er mit seinen Geistlichen und Schülern in klösterlicher Gemeinschaft, im Monasterium, wovon dann die spätere Stadt den Namen Münster erhielt. Nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers erklärte sich Ludger bereit, die Würde des ersten Bischofs von Münster zu übernehmen. Das änderte freilich an seiner Lebensweise nichts. Auch als Bischof lebte er nach seinem Ideal der Einfachheit und Armut. Er ging darin so weit, daß er sich sogar auf eine Beschwerde des Adels hin persönlich vor dem Kaiser wegen seiner Mißachtung alles äußerlichen Prunkes verantworten mußte. Rastlos zog er im Lande umher, dem Volk zu predigen, zu taufen, Kirchen zu bauen, Almosen zu geben mit vollen Händen. Ludger war kein stürmischer Draufgänger, kein maßloser Fanatiker. St. Altfried, sein ältester Biograph, sagt von ihm: „Mit großem Verständnis und maßvoller Klugheit bot Ludger dem Sachsenvolk die Heilslehren in überreicher Fülle, um dieses Volk mit der Gnade des Herrn zum vollkommenen Glauben zu führen.“ Wie klug der Heilige Sachsenart und Christenglauben zu verbinden wußte, zu welcher inniger Verschmelzung schon zu seinen Zeiten Christentum und Volkstum kamen, zeigt am schönsten die große sächsische, niederdeutsche Christusbildung „Heliand“, die zu Ludgers Lebzeiten, vielleicht sogar mit seiner Anregung und Unterstützung entstand.

Um die Unterweisung des Volkes sicherzustellen und eine gründliche Heranbildung der Missionäre zu ermöglichen, gründete Ludger als Stützpunkt der Missionierung und als priesterliche Pflanzschule das Kloster Werden. Dieses Kloster wurde für Ludger, was Fulda für Bonifatius. Hier wollte er auch begraben sein. Als er erschöpft von apostolischen Arbeiten am 26. März 809 in Billerbeck starb, war die friedliche Eroberung des Westfalenlandes für das Christentum vollendet.

Rupert

27. März

In das Gebiet des heutigen Bayern war schon früh durch römische Soldaten und Kaufleute das Christentum eingedrungen. Aus Augsburg wissen wir von der Missionstätigkeit des Wanderbischofs Narzissus; aus Regensburg sind schon seit Ende des 2. Jahrhunderts Anhänger des Christentums bekannt; aus Passau haben wir von den Bischöfen Maximilian und Valentin Kunde. Unter Severin errang das Christentum in den Ländern südlich der Donau eine Vormachtstellung und wurde

bis ins kleinste organisiert. Als jedoch die römische Herrschaft zusammenbrach, geriet auch dieses, mit den Römern so eng verknüpfte religiöse Leben in Unordnung. Das Christentum wurde mehr und mehr zurückgedrängt; wo es sich erhielt, vermischte es sich oft genug mit heidnischen Vorstellungen und unchristlichem Aberglauben. So galt es im 6. und 7. Jahrhundert, das Zerstückelte wieder neu aufzubauen und die Missionierung von vorne zu beginnen. Zu den Bahnbrechern dieser Apostelarbeit gehört St. Rupert, der Bischof und Patron von Salzburg.

Aus dem königlichen Geschlecht der Merowinger stammend, hatte Rupert den Bischofsstuhl von Worms inne. Sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf Einladung des Bayernherzogs Theodo, verließ Rupert Worms und zog den Neckar hinauf, um in Norikum, dem Lande zwischen Donau und Alpen, das erstorbene Christentum zu neuem Leben zu erwecken. Von Regensburg aus, wo er dem Herzog Theodo die Taufe spendete und unter seinem Schutz ungehindert mit der Aussaat des Evangeliums beginnen konnte, zog er ostwärts nach Lorch, ging auf den Spuren des vor 200 Jahren verstorbenen Severin und wandte sich dann dem Gebirge zu nach Salzburg. Die günstige Lage des Ortes veranlaßte Rupert, Salzburg zum ständigen Aufenthalt zu nehmen und es zum Mittelpunkt seiner Missionsarbeit zu wählen. Wo heute die prächtige Stadt in die Ebene hinausgrüßt, fand Rupert die Ruinen der alten Römerfestung Juvavia. Da dem Missionar die Lage des Ortes sehr günstig erschien, bat er Herzog Theodo um die Erlaubnis, hier seinen Bischofsstuhl aufschlagen zu dürfen. Gern schenkte ihm der Herzog die verwitterten Türme und Mauern, die wüsten Trümmer und geborstenen Hallen. Auch das Jagd- und Fischereirecht erhielt der Heilige, einige Bauernhöfe des Tales und einen Anteil an den Salinen von Reichenhall.

Nun begann ein neues, reges Leben in Salzburg. Der Schutt wurde weggeräumt, Quadern und Marmorblöcke gebrochen, Mauern umgelegt, Häuser und Kirchen erbaut. Am Fuß einer hohen Felswand erstand eine stattliche Kirche und ein großes Kloster zu Ehren des hl. Petrus. Das Kloster St. Peter wurde zu einer bedeutenden Bildungsstätte für die Priester Bayerns. Auf einem Vorsprung des Berges, auf dem einst das Römerkastell gestanden hatte, dem heutigen Nonnberg, errichtete Rupert ein Frauenkloster zur Erziehung der weiblichen Jugend. Den Äbtissinnenstab legte er in die Hände seiner Nichte Ehrentrud.

Wie aus den Trümmern der alten Römerstadt neues Leben erblühte, so erwuchs auch aus den kärglichen Überresten des Christentums im Salzburgerland wieder ein frischer, lebendiger Gottesglaube. Von einigen Mönchen unterstützt scheute Rupert keine Mühe, das Evangelium zu verkünden. Unermüdet wanderte er durch die Täler und über die Pässe und auf die Almen, um in den oft so harten Herzen der verschlossenen Bergbewohner das Licht des wahren Glaubens anzuzünden.

Nicht bloß für das geistige Wohl der Leute war Bischof Rupert besorgt. Er suchte auch in leiblicher Not zu helfen, soviel er konnte. Er handelte nach seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: „Alles raubt uns der Tod; nur was wir den Armen geben, bleibt uns für den Himmel hinterlegt.“ Um das irdische Auskommen des Volkes besser zu stellen, mühte er sich, die reichen Salzlager in der Umgebung Salzburgs zu erschließen. Auf bildlichen Darstellungen trägt deshalb der Heilige vielfach neben seinen bischöflichen Abzeichen ein Salzfaß.

Ein paar Jahrzehnte angestrengtester Arbeit brauchte es, bis die Geister des Heidentums gebannt waren und der christliche Glaube im Salzburgerland wieder feste, unausrottbare Wurzeln geschlagen hatte. Als Rupert, vermutlich am 27. März 718, die Augen schloß, nahm er die glückliche Überzeugung mit in die Ewigkeit, nicht fruchtlos gearbeitet zu haben. Frisch und kräftig sproßte die Saat auf, die er mit seinen Gefährten in hinopfernder Arbeit ausgestreut hatte.

Johann von Kapistran

28. März

In der Festung der italienischen Stadt Brufa schmachtete ein junger Mann. Als Gouverneur der Stadt Perugia war er in den Kämpfen, die diese Stadt mit Rimini führte, in die Hände der Feinde geraten und in den Kerker geworfen worden. Das Schlimmste stand ihm bevor. Die drohende Gefahr steigerte seinen Mut zur Tollkühnheit und ließ ihn einen verwegenen Fluchtversuch wagen. Doch er stürzte ab und brach den Fuß und geriet aufs neue in die Macht der Feinde. Die Haft wurde verschärft: stehend wurde er an die Mauer des Turmverlieses angekettet. Das Todesurteil schien nun gewiß zu sein. Tage endlos während Einsamkeit und drückender Unruhe schlichen dahin. Sein bisheriges Tun und Wollen, seine Erfolge und Mißerfolge, sein ganzes Leben zog in dieser Zeit schwerer Kerkerhaft an dem Unglücklichen vorüber. Er sah sich als Junge in dem Abruzzendörflein Capistrano, wo sein Vater, ein deutscher Kriegsmann im Heere Ludwigs von Anjou, zurückgeblieben und sesshaft geworden war. Er durchlebte noch einmal die arbeitsreiche und doch so schöne Studienzeit in Perugia, wo er sich den Dokortitel der Rechtswissenschaft geholt hatte. Vor seinen Augen rollten noch einmal die glücklichen Jahre ab, die er als Gouverneur und oberster Gerichtsherr in Perugia verbrachte. Aussichtsreich war die Zukunft vor ihm gelegen — und nun alles dahin!

Diese Tage der Todeserwartung im Kerker zu Brufa wurden für Herrn Johannes von Capistrano zur Wende des Lebens. Tiefenste Gedanken über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit irdischen Glückes wurden in ihm wach. Es überwältigte ihn die Erkenntnis: alles ist eitel, außer Gott dienen und ihn lieben. Gegen alles Erwarten wurde das drohende Todesurteil nicht gefällt, ja es wurde Johannes sogar ermöglicht, gegen eine hohe Geldsumme sich die Freiheit zu erkaufen.

Als neuer Mensch kehrte er nach Perugia zurück. Die reiche Braut, die sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt hatte, fand einen Giovanni, den sie nicht mehr kannte. Nach einer ernsten Aussprache gaben sich beide die Ringe zurück. Johannes löste seinen Haushalt auf, verschenkte sein Hab und Gut und klopfte an der Pforte des Klosters der Minderen Brüder. Der Guardian zauderte, den ehemaligen Gouverneur aufzunehmen. Er fürchtete wohl, es möchte sich um ein rasch verflackerndes Strohfeuer handeln, und er bangte, ob der Mann, der bisher gewohnt war zu befehlen, auch gehorchen und sich verdemütigen könne. Um Johannes zu prüfen, stellte er ihm eine, uns heutigen Menschen reichlich absonderlich anmutende Aufgabe: Johannes sollte am hellichten Tage in Perugia den Narren spielen und in Lumpen gekleidet, auf dem Kopf eine Papiermütze, rücklings auf einem Esel durch die belebten Straßen der Stadt reiten, deren Geschicke er bis vor kurzem gelenkt hatte. Ohne Widerrede unterzog sich Johannes dieser harten Probe und machte sich zum Gespött der Menge. Solcher Demut konnte der Guardian nicht länger widerstehen: die Pforte öffnete sich und am Franziskustage 1416 erhielt der Dreißigjährige das Ordenskleid des Heiligen von Assisi.

In der Schule des hl. Bernhardin von Siena reifte Johannes zum echten Franziskaner heran. Nachdem er 1420 die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er als Begleiter Bernhardins, dieses gewaltigen Volksmannes und Predigers, selber zum wortgewaltigen, weitberühmten Apostel und Missionar, dessen Worte die Massen zu Tränen der Reue erschütterten. Die größten Dome wurden zu eng, wenn Johannes von Kapistran predigte. Deshalb sprach er fast immer im Freien. Italien, Deutschland, Ungarn wurden nacheinander das Feld seiner Tätigkeit. Der Eindruck, den sein bloßes Erscheinen auf die Massen hervorrief, die Bekehrungen, die Umwandlungen im Leben aller Stände, die seine Predigten bewirkten, waren wunderbar. Obwohl er lateinisch sprach und ein Dolmetscher seine Worte erst in die Landessprache übertragen mußte, harrten die Leute lange Stunden begeistert und hungerissen aus. Was das Wort nicht sagen konnte, das bewirkte der Eindruck seiner demütigen Büssergestalt und seine unablässige Sorge für die Kranken und Armen. Zweimal jeden Tag besuchte er an den Orten, wo er predigte, die Siechenhäuser, segnete die Kranken und heilte viele. In Nürnberg, wo der Heilige im Juli 1452 weilte, ereigneten sich mehr als 60 auffallende Krankenheilungen, die durch Notare und viele glaubwürdige Zeugen bestätigt wurden. Auf dem

Marktplatz vor der Frauenkirche drängten sich die Menschen, um den berühmten Prediger zu hören. „Weret gemeinlich die meß und predig latein und teutsch bei vier stunden“, heißt es in einer Nürnberger Aufzeichnung. Wie sein Meister St. Bernhardin eiferte auch Johannes gern in seinen Predigten besonders gegen die Spielwut und den Kleiderluxus. Ein Nürnberger Chronist erzählt: „In seiner Strafpredigt befahl er auch die Schlitten (spitze Schuhe), große Wulsthauben, Brettspiele, Würfel und Spielkarten zu verbrennen. Hierauf wurden am Tage St. Laurentii 76 Schlitten, 3640 Brettspiele, 40 000 Würfel und viele Karten auf dem öffentlichen Markt verbrannt.“

Oberall, wo der berühmte Missionär eintraf, wurde er mit königlichen Ehren im feierlichen Zug vor der Geistlichkeit und den Behörden empfangen. Selbst Kaiser Friedrich III. ritt ihm zur Begrüßung entgegen. Der Andrang des Volkes war so groß, daß der Heilige meist durch eine eigene Eskorte gegen das Gedränge geschützt werden mußte. Der Eindruck seiner Erscheinung und die Macht seines Wortes waren so gewaltig, daß z. B. in Leipzig gegen 60 Professoren und Studenten um Aufnahme in den Orden nachsuchten. Des außerordentlichen Ansehens und der gotterleuchteten Weisheit dieses Bettelmönches bedienten sich auch die Päpste im Kampfe gegen das herrschende Sektenwesen und in der Erledigung wichtiger Geschäfte an verschiedenen Fürstenhöfen.

Noch eine neue, gewaltige Aufgabe wartete auf Johannes von Kapistran, eine Aufgabe, deren glückliche Lösung seinen Namen in den Blättern der Weltgeschichte unsterblich machte. Im Jahre 1453 war Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen und der siegreiche Sultan rüstete sich, in das Herz des Abendlandes vorzudringen. Das christliche Abendland zitterte vor dem Einbruch asiatischer Barbaren und fanatischer Sarazenen. Klar wie kein anderer erkannte Johannes die ungeheure Gefahr. Seinen ganzen Einfluß bot er auf, den Kaiser und die Fürsten zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen aufzurufen. Wiederholt sprach er auf Reichstagen. Und als die Stände zögerten, rief er das Volk zu den Waffen. Landauf, landab zog der ausgemergelte, greise Bettelmönch wie ein Gottessturm und hielt seine hinreißenden Kreuzzugspredigten. Mit 40 000 Kreuzfahrern, die er geworben hatte, zog er 1456 in Belgrad ein. In zweitägigem Ringen errangen die Kreuzfahrer gegen eine vielfache Übermacht den Sieg. Mit dem Ruf „Jesus! Sieg!“ hatte der Heilige die Soldaten, die vom tapferen Johann Hunyady geführt wurden, angefeuert. Europa war gerettet. Die Kraft des greisen Mönches aber war gebrochen. Zu Tode erschöpft gelangte er noch bis an die bosnische Grenze, wo er am 23. Oktober 1456 in den ewigen Feierabend einging.

Angela von Foligno

29. März
(Gedenktag am 30. März)

Angela war zuerst ein echtes Weltkind, gefallsüchtig, putzliebend, weltfreudig wie nur irgendein Mädchen in Foligno. Die Sonne Umbriens trug sie in ihrer aufgeschlossenen Seele und ihr Lachen klang durch die bogenumspannten Gassen ihres Heimatstädtchens. Kein Wunder, daß das schöne, frohe Mädchen früh von Werbem umflattert wurde. Ein reicher Bürger führte sie heim. Sie wurde ihm eine gute Hausfrau und schenkte ihm ein Häuflein lieber Kinder. Eine Weile schien sie die glücklichste Frau in Foligno zu sein. Aber mehr und mehr stieg ein seltsames Unbefriedigtsein in ihr auf. Das gesellschaftliche Treiben dünkte ihr fad und langweilig. An schönen Kleidern und kostbarem Schmuck empfand sie immer weniger Freude. Trotzdem ihr Tag mit emsiger Hausfrauenarbeit ausgefüllt war, kam ihr das Leben doch so seltsam leer und inhaltlos vor. Immer häufiger schweiften ihre Gedanken hinüber ins benachbarte Assisi und blieben am Grabe des hl. Franziskus und der hl. Klara stehen. Wie klein und nichts sagend war doch ihr Leben gegenüber dem dieser großen Liebhaber der Armut! Wieviel kostbare Zeit hatte sie vertrödeln und mit eitlen Nichtigkeiten vertan! In ihrer Lebensgeschichte heißt es: „Unzufrieden mit mir fing ich an, über meinen Lebenswandel nachzudenken. Gott schenkte mir klare Erkenntnis meiner Sünden und ich zitterte in großer Angst vor der ewigen Verdammnis.“ Wir wissen nicht, welches diese Sünden gewesen sind, die sie nun so bitterlich beweinte, aber sie waren von einer solchen Art, daß sie sich schämte, sie genau in der Beichte zu bekennen, die sie jetzt ablegte. So kam es, daß sie die Sünde beging, von welcher der Apostel sagt, daß man sich selber das Gericht ißt und trinkt, indem sie mit einem belasteten Gewissen zum Tisch des Herrn ging. Diesen unwürdigen Sakramentempfang wiederholte sie mehr als einmal. Aber die Gnade Gottes ließ sie nicht fallen. In wachsendem Maß bemächtigten sich Unruhe und Unfrieden ihres Gewissens. In einer glücklichen Morgenstunde fand sie den Mut zu einem offenen Bekenntnis.

Eine große Liebe zum gekreuzigten Heiland erfaßte Angela. „Am Kreuz stehend, entschloß ich mich, allen Dingen zu entsagen und mich ganz zu opfern. Ja, obschon mir das Schauder einflößte, versprach ich ihm doch, in Zukunft in Enthaltsamkeit zu leben und ihn mit keinem meiner Glieder zu kränken. Und ich bat ihn, daß er selbst mir die Kraft verleihen möge, dieses Versprechen zu halten, daß ich keusch leben und über meine Sinne wachen möchte.“ Bald sollte sie Gelegenheit haben, ihren Opferwillen zu zeigen. „Es geschah in jener Zeit, daß nach Gottes Entschluß meine Mutter starb. Sie war mir ein großes Hindernis im Dienste Gottes gewesen. Und ebenso starb mein Mann und in kurzer Zeit starben alle

meine Kinder. Ich trauerte darüber, aber da ich Gott gebeten hatte, er möge mich von allen Hindernissen befreien, so war mir ihr Tod ein Trost, und ich dachte, da Gott mir diese Gnade geschenkt, so sollte mein Herz immerdar in Gottes Herzen ruhen und in Gottes Willen, und Gottes Wille und Gottes Herz in meinem Herzen.“ Angela löste ihren reichen Besitz auf und beschenkte damit Arme. Im Verein mit einer gleichgesinnten Freundin schloß sie sich nun dem Dritten Orden des hl. Franziskus an und führte ein Leben großer Erbauung und harter Buße. Es fehlte nicht an Freunden und Freundinnen, die ihr wohlmeinend von ihrer Lebensänderung abrieten und ihr all die Schwierigkeiten vor Augen stellten, die ein Leben der Armut gerade für eine Frau mit sich bringt. Aber Angela blieb fest. „Wenn auch all das Böse, wovon ihr sprecht, über mich kommen sollte, wenn ich auch zugrunde gehen sollte in Kälte, Hunger und Not, ohne Dach über meinem Haupte, ohne Kleider auf meinem Leibe, ich will es doch tun, wenn es Gott wohlgefällig ist; denn für ihn will ich gern sterben, wenn es sein muß!“

Bald konnte Angela darauf verzichten, selbst nach Bußwerken zu suchen, so viele Heimsuchungen schickte Gott seiner Kreuzesbraut. Eine ganze Reihe von Krankheiten und körperlichen Schwachheiten kamen über sie und brachten ihr viel Last und Pein.

Schlimmer als die leiblichen Leiden waren die seelischen, die sie ständig begleiteten. Besonders war es das Gefühl, von Gott verlassen zu sein, das sie peinigte. Dazu kam ein plötzliches Wiedererwachen all der bösen Triebe, die sie längst erstorben und erloschen geglaubt hatte. Sie lebten nun alle wieder auf und brachten sogar neue, schlimme Neigungen mit sich, welche die Seele früher nicht gekannt hatte. Verzweifelt rief sie in solchen Qualen aus: „Herr, wenn ich in die Hölle soll, so mach es schneller! Laß mich sogleich zugrunde gehen, du hast mich ja doch verworfen!“

Im Feuerofen dieser Leiden wurde Angela so sehr geläutert, daß sie ein würdiges Gefäß der großen Erleuchtungen und Visionen wurde, die der Hl. Geist ihr zugeordnet hatte. Sie versenkte sich so sehr in Gott und vereinigte sich so vollständig mit ihm, daß sie gleichsam ein Wesen wurde mit Gott und nichts mehr wollen konnte, als was Gott wollte. Sie lebte in der Anschauung Gottes. „Ich sah Gott; aber fragst du, was ich sah, so sage ich, ich sah ihn, und etwas anderes kann ich nicht sagen. Ich sah eine Fülle, eine Klarheit, die mich so erfüllte, daß ich nicht imstande bin, es zu sagen oder es mit einem Gleichnis auszudrücken. Es war nicht etwas Körperliches, sondern es war, wie es im Himmel ist, nämlich eine so große Schönheit, daß ich nichts anderes darüber zu sagen weiß, als daß ich die höchste Schönheit sah, die alles Gute in sich schließt. Und alle Heiligen standen vor dem Angesichte jener majestätischen Schönheit und sangen ihr Lob. Aber ich kümmerte mich nicht darum, auf die Engel und Heiligen zu schauen,

denn ich sah, daß die Freude all der Engel und Heiligen von Gott kam und in Gott war. Und er war selber alles Gute und das höchste Gut und alle Schönheit. Und ich freute mich so überaus darüber, daß mir nicht daran lag, irgend ein Geschöpf zu sehen.“

Ihr Leben ist ein ständiges Verbundensein mit Gott, ein fortgesetztes Gebet. „Willst du zu den höchsten Zinnen der Vollkommenheit gelangen, so bete! Willst du im Guten beginnen und hast du Licht nötig von Gott, so bete! Hast du begonnen und willst du fortfahren, so bete! Hast du Glauben nötig, so bete! Hoffnung, so bete! Liebe, so bete! Um die Armut lieb zu gewinnen, bete! Um gehorsam zu werden, um keusch zu werden, um jede andere Tugend zu erlangen — bete, bete und bete immer wieder! Denn der Hl. Geist steigt nur über die herab, die beten.“ Im Gebet kamen ihr die tiefsten Erleuchtungen. „Einmal, da ich betete, sprach ich zu Gott: Herr, lehre mich, was ich nach deinem Willen tun soll, und unterweise mich in dem, was dir wohlgefällig ist, denn ich bin bereit zu gehorchen. Da sah ich und hörte ich — aber was ich sah und verstand, das kann ich gar nicht sagen. Es war eine unaussprechliche Tiefe. Und er sagte mir: „Wahrlich, es gibt nur einen Weg, der der rechte ist, und das ist der, der bezeichnet ist durch meine Fußspuren, denn auf diesem Wege kann niemand in die Irre gehen.“

Angela ging wie wenige den Weg, der mit den Fußspuren Jesu Christi gezeichnet ist: den Weg der selbstlosen Opferliebe. Dieser Weg führte sie zwar über Gethsemane und Golgotha, aber er endete auf dem Tabor der Verklärung und Himmelfahrt. Am 4. Januar 1309, dem Oktavtag des Festes der Unschuldigen Kinder, entschlief sie ruhig, und ihre Seele ging in jenen Abgrund des Lichtes und der Wahrheit und Gottheit ein, den sie so oft in ihren Gesichtern geschaut hatte.

Eine uns heute seltsam anmutende Art des Strebens nach Heiligkeit ist der in alter Zeit herrschende Brauch des Inklusentums. Um der Welt im höchsten Grad zu entsagen, ließen sich Männer und Frauen auf Lebenszeit in eine enge Zelle einschließen oder einmauern. Man nannte solche Klausner und Klausnerinnen, die zuerst im 3. Jahrhundert in Ägypten auftraten und dann im 6.—7. Jahrhundert immer zahlreicher wurden, Inklusen oder Reklusen (Eingeschlossene). Auch in Deutschland fand der Brauch der Einmauerung Eingang und erreichte im 10. bis 12. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Nach vorausgegangener Probezeit und mehreren Prüfungen wurden die Reklusen mit dem feierlichen Segen des Bischofs in die Zelle geführt und dann die Türe hinter ihnen versiegelt oder vermauert. Nur bei Erkrankung wurde die Türe wieder geöffnet. Die Beschäftigung dieser Eingeschlossenen war fleißiges Lesen der Heiligen Schrift, Psalmengebet und Handarbeit. Die Zellen waren meist an Kirchen angebaut, so daß die Inklusen durch ein Fensterchen in der Mauer den Gottesdienst verfolgen konnten. Zu den bekanntesten Reklusen unseres Heimatlandes gehört die selige Diemut von Wessobrunn (um 1100).

Es ist nicht viel, was uns von dieser Seligen bekannt ist. Wir wissen weder den genauen Tag ihrer Geburt noch den ihres Todes. Demütig, wie es schon ihr Name sagt, ging Diemut durchs Leben. Daß man noch nach 900 Jahren von ihr sprechen ja, daß ihr Name in das goldene Buch der Seligen aufgenommen würde, ein solcher Gedanke wäre der bescheidenen Klausnerin wohl mehr als vermessen erschienen. Schon in frühen Mädchenjahren muß Diemut nach Wessobrunn gekommen sein, um dort als Oblatin des Benediktinerordens zu leben. Es kam damals nicht allzu selten vor, daß fromme Frauen sich in der Nähe von Klöstern niederließen, die Regel der Ordensleute befolgten, und zum Dank für den geistlichen Trost, den das Kloster ihnen spendete, den Mönchen mancherlei Arbeiten abnahmen, wie das Anfertigen von kirchlichen Gewändern, das Ziehen von Wachskerzen, das Backen der Hostien. Diemut fand in einem solchen Leben keine volle Befriedigung, es drängte sie, auch die letzten Bande zu zerreißen, die sie noch an die Welt anknüpften, um ganz losgeschält von allem Irdischen, ungeteilt Gott zu dienen. So ließ sie sich neben der Klosterkirche eine winzige Zelle bauen, die durch ein Fensterlein den Ausblick auf den Hochaltar gestattete. In dieser engen Zelle verblieb Diemut jahrzehntelang bis zu ihrem Ende und verharrte in völliger Trennung von der Welt. Es wird uns, die wir so unlösbar mit der Welt verkettet sind und ohne gesellschaftlichen Verkehr nicht glauben leben zu können, sehr schwer, das Leben einer solchen Klausnerin zu verstehen oder es gar als ein nachahmens-

wertes Ideal anzusehen. Doch wenn die selige Diemut noch reden könnte, würde sie wohl zu uns sagen: „Bleibt nur in der Welt und tragt als begeisterte Apostel eure Gottesliebe und euren Glauben in sie hinein! Niemand verlangt, daß ihr mein Beispiel nachahmen sollt – obwohl es ganz gewiß nichts schaden könnte, daß ihr wenigstens dann und wann euch in die Abgeschlossenheit einer Zelle zurückziehen würdet, um auf die Stimme Gottes in euch zu lauschen. Aber tut auch mein Klausnerleben nicht mit einer leichten Handbewegung ab! Habt Achtung vor der Heldenkraft, die es braucht, um ein ganzes Leben lang dem ersten Entschluß treu zu bleiben! Habt Achtung vor der Gottesliebe, die ein solches Opfer ersann und ertrug.“

Die Schreibfeder war das Werkzeug, mit dem sich Diemut ihr irdisches Brot und den ewigen Lohn des Himmels verdiente. Sie füllte ihre Zeit aus mit dem Abschreiben von frommen und gelehrten Büchern. Das war eine Arbeit, die vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zu den verdienstvollsten Beschäftigungen zählte. Wir, die wir alle Schränke voller Bücher haben, vermögen uns kaum in die Zeit hineinzudenken, wo noch keine Buchdruckmaschinen ratterten, denen Tausende und Millionen von Büchern in wenigen Tagen entfallen. Welche Umstände, welche Anstrengung, alle Bücher mühsam mit der Hand schreiben zu müssen! Wir Menschen von heute können uns nur schwer ein Bild von der großen körperlichen Anstrengung der Buchschreiber von einst machen. Mit Recht klagt ein Mönch des 11. Jahrhunderts: „Das glaubt und achtet niemand, was für eine Pein das Schreiben ist. Es schreiben zwar nur drei Finger, aber am Ende des Tages ist der ganze Leib abgearbeitet.“ Mancher Stoßseufzer am Rande oder am Ende alter Handschriften zeugt davon, wie beschwerlich das Schreiben war. „Ach got, wie fro ich was (war), do des Buches ein ende was!“ Jeder einzelne Buchstabe mußte mühsam hingemalt werden. Die Anfangsbuchstaben der Kapitel wurden vielfach kunstvoll in verschiedenen Farben gemalt und zu ganzen Bilddarstellungen ausgestattet. Es kann nicht wundernehmen, daß man die Arbeit des Bücherabschreibens für besonders wichtig und von Gott gesegnet ansah. In frommen Legenden kommt dieser Glaube wiederholt schön zum Ausdruck. So wird von dem Schottenmönch Marian, einem überaus geschickten Schönschreiber erzählt, daß ihm eines Abends der Bruder die Kerze zu bringen versäumt hatte. Da leuchteten drei Finger der linken Hand gleich ebensovielen Kerzen, so daß der Mönch ohne Unterbrechung seine Arbeit fortsetzen konnte. Von der Schwester Gertrud von Rheinfeldern wird berichtet, daß ihre Hand beim Schreiben von einem wunderbaren Licht umflossen war. Als das Grab des Prämonstratenser-Mönches Richard in Wedinghausen 20 Jahre nach seinem Tode geöffnet wurde, stellte es sich heraus, daß die rechte Hand noch so unversehrt war, als ob sie von einem lebenden Körper losgelöst worden wäre. Mögen das

vielleicht auch nur sinnige Dichtungen sein, so spricht doch aus ihnen die hohe Achtung, die das Mittelalter vor dem Abschreiben der kirchlichen und gelehrten Bücher hatte. Die selige Diemut verbrachte ihr ganzes Leben im Dienste der Schreibkunst. Die Münchner Stadtbibliothek bewahrt 15 große Handschriften, die unzweifelhaft aus ihrer Feder stammen. Im ganzen dürften 45 Bücher unter der fleißigen Hand der frommen Klausnerin entstanden sein – eine Leistung, die ungeheuren Fleiß voraussetzt und um so mehr in Staunen versetzt, als Diemut zeitweilig schwächlich und kränklich war. Ihre Schrift weist eine zierliche, doch bei aller Feinheit kraftvolle Linienführung auf. Die letzte Seite verrät die gleiche peinliche Sorgfalt wie die erste. Man hat den Eindruck: hier war ein Mensch am Werk, der in seiner Arbeit einen heiligen Gottesdienst sah. In treuester Erfüllung ihrer Aufgabe bis ins Kleinste hinein erkannte Diemut den Willen Gottes, und durch die lebenslange, selbstlose Hingabe an diesen Willen errang sie sich die Seligkeit und ward ihr der Lohn zu eigen, den ein mittelalterlicher Mönch am Schlusse seines mühsam geschriebenen Buches sich wünschte: „Möge dem Schreiber für die Feder das himmlische Reich beschert sein!“

Nicht durch Wunderwerke und Großtaten erwirbt man sich den Strahlenkranz der Heiligen, sondern durch nimmer ermüdende Verrichtung der alltäglichen, gottgewollten Berufspflicht. Diemut, die deutsche Klausnerin, mag uns darin Vorbild und Leuchte sein.

Bruder Bertin Schuster

31. März

(Gedenktag am 29. März)

In schlichter Gottverbundenheit und in treuer Pflichterfüllung ist Bruder Bertin durchs Leben gegangen, ganz wie sein großes Vorbild St. Josef. Er hatte in der Taufe den Namen dieses Heiligen bekommen und hing von früher Jugend an mit größter Verehrung an dem hochbenedikten Pflegevater Jesu. Nazarethgeist herrschte überhaupt in dem ärmlichen Häuschen der Gütlerseheleute Schuster im niederbayerischen Dorf Altessing bei Kelheim. Der Grundsatz des christlichen Lebens: Bete und arbeite! wurde unter dem Beispiel der braven, rührigen Eltern für den heranwachsenden Josef zur gelebten Wirklichkeit. Als es galt, sich für einen Beruf zu entscheiden, wählte der kräftige Junge aus besonderer Zuneigung zu seinem Namenspatron das Zimmermannshandwerk. Aber nicht nur auf dem

Arbeitsplatz und in der Werkstätte ging Josef Schuster in den Fußspuren seines großen Vorbildes. In seinem ganzen Tugendleben richtete er sich nach ihm und mühte sich, ihm ähnlich zu werden. In sorgsam behüteter Reinheit ging er durch die Jugendjahre. Seine bescheidene Dienstbereitschaft machte ihn bei allen Dorfgenossen beliebt, durch seine Frömmigkeit wurde er zum Vorbild für seine Altersgefährten. Wenn es galt, einem Nachbarn eine Gefälligkeit zu erweisen oder einem Armen einen Dienst zu tun, zauderte Josef keinen Augenblick. In selbstloser Liebe sah er dabei nicht auf Lohn und Verdienst. Wie manche Arbeit besorgte er armen Leuten nur um ein „Trinkgeld“ oder um Gotteslohn.

Die Militärzeit und der Krieg von 1866 rissen den Zimmermann aus seiner friedlichen Arbeit. An einer Reihe von Gefechten und Kämpfen nahm er teil. Seine fromme Gesinnung zeigte sich im Gedanken, der oft im dichtesten Kugelschloß getötet werden, im Stande der Gnade wären!“ Er wurde nicht müde, St. Josef, den Patron der Sterbenden, um Hilfe und Vermittlung anzurufen, wie er überhaupt während des ganzen Feldzuges sich in besonderer Weise der Obhut seines Namenspatrons anvertraute. Noch während des Feldzuges wurde sich Josef Schuster über seinen eigentlichen Lebensberuf klar. Beim Anblick so vieler hilfsbedürftiger Verwundeter auf den Schlachtfeldern, beim Besuch von Lazaretten und Krankenhäusern war wie ein Gottesfunke die Erkenntnis in sein Herz gefallen: ich bin zum Krankenpfeleger bestimmt! So klar und sicher stand diese Berufung vor seiner Seele, daß er keine Stunde länger als nötig zögerte. Kaum hatte er nach Friedensschluß den Soldatenrock ausgezogen, da meldete er sich bei dem Gründer der oberbayerischen Provinz der Barmherzigen Brüder, dem heiligem mäßigen Pater Magnobonus Markmiller, und bat um Aufnahme in den Orden. Am 16. Mai 1869 erhielt Josef Schuster das Ordenskleid des heiligen Johannes von Gott und den Klosternamen Bertinus.

Nun war Bruder Bertin am rechten Ort. Seine Mitnovizen erbauten sich an seinem demütigen Gehorsam, seiner unermüdbaren Geduld, seiner aufopfernden Liebe zu den Kranken. Immer suchte er es so einzurichten, daß die unangenehmsten Verrichtungen ihm zufielen. Die Liebe Christi drängte ihn, sich mit besonderem Eifer der armseligsten und unreinlichsten Pfleglinge anzunehmen; mit rührender Hingabe betreute er in den verschiedenen Anstalten der Provinz die hilflosen Blöden und Geisteskranken. Wie froh sind wir, wenn wir bei einem flüchtigen Gang durch eine Heil- und Pflegeanstalt das Tor wieder hinter uns geschlossen haben und all das namenlose Elend, das sich in den Sälen der Kretinen und Geisteskranken häuft, wieder vergessen dürfen! Welch eine Opfergesinnung gehört dazu, sein ganzes Leben in der Pflege solch armer Hilfloser zu verbringen! Welch ein stilles Heldentum ist es, für sich selbst auf alle Annehmlichkeiten des

Lebens zu verzichten, um in die Leidensnacht schwergeprüfter Mitmenschen Sonne und Liebe zu bringen! Mit inniger Herzensfreude nahm Bruder Bertin dieses Heldentum auf sich. Keiner seiner Mitbrüder sah ihn je mürrisch oder ungehalten. Er gönnte sich keine Ruhe, auch als er schon hochbetagt war. Auf einen Stock gestützt humpelte er unverdrossen durch die Gänge und Säle und versorgte die ihm anvertraute Krankenabteilung aufs beste. Seine Vorgesetzten waren voll des Lobes über seine Arbeit und der protestantische Hausarzt erklärte: „Bruder Bertin ist ein Heiliger.“

Diese Überzeugung gewannen alle, die mit dem Bruder zu tun hatten. Aus ständiger Gottverbundenheit und kindlich frommem Gebet schöpfte Bruder Bertin die Heldenkraft zu seinem Opfervorteil an den armen Kranken. Mit besonderer Vorliebe versenkte er sich in das Leiden und Sterben des Herrn. Hand in Hand mit dem Heiland trank er aus dem Ölbergbecher, Schulter an Schulter mit ihm schleppte er das Kreuz seines Berufes auf Golgotha. Wenn einmal eine Anwendung des Kleinmuts kommen wollte, so brauchte Bruder Bertin nur den schmerzhaften Rosenkranz betrachtend zu beten oder die Kreuzwegstationen zu gehen, und heiterer Friede strahlte wieder in seiner Seele.

Kann es anders sein, als daß ein so treu ergebener Freund des Heilands und des hl. Josef auch ein kindlich frommer Verehrer der lieben Gottesmutter war? In seiner Zelle hatte Bruder Bertin ein unscheinbares Bild der allerseligsten Jungfrau, an dem er mit besonderer Liebe hing und das er gern das „wunderbare Bild“ nannte. Dieses Bild wurde nämlich bei dem großen Anstaltsbrand in Reichenbach im Jahre 1897 in einem brennenden Schutthaufen gefunden. Der Holzrahmen des Bildes war zum Teil verkohlt, das auf Papier gedruckte Herz-Mariä-Bild aber auffallenderweise vollständig unversehrt geblieben. Seitdem hielt Bruder Bertin, der vierzehn Tage vor dem Brand nach Reichenbach versetzt worden war, dieses Bild besonders in Ehren.

Der Ruf von dem heiligmäßigen Barmherzigen Bruder in Reichenbach lief durch die weite Umgebung. Zahlreiche Gebeterhörungen, die man seiner Fürbitte zuschrieb, und seltsame Vorgänge in seinem Leben hatten zur Folge, daß bei seinem Tode am 29. März 1907 bei vielen die Überzeugung laut wurde: „Mit Bruder Bertin hat der Orden der Barmherzigen Brüder, hat das Bayernland, einen neuen Heiligen gewonnen!“

An einem Karfreitag holte der Heiland den Bruder, der mit ihm so großmütig den Kreuzweg gegangen war, zur ewigen Seligkeit heim.

Johannes Tauler, der gemühtiefe Mystiker des Mittelalters, sagt einmal: „Das sieht man leider erstaunlich viel in der ganzen Welt, unter Geistlichen und Weltlichen, diese wunderliche Geschäftigkeit und ständige Ruhelosigkeit, die die Welt treibt. Man könnte den Kopf davon verlieren, so viel ist wonders an Kleidern, an Speisen, an Zimmern, soviel, daß man nicht die Hälfte bedarf. Und doch sollte hier nur ein Durchgang zur Ewigkeit sein und sollte nur soviel sein, daß Leib und Seele beieinander bleiben könnten. Seht euch vor; Gott hat euch von der falschen Welt gerufen, ihm zu dienen. Wir sollen uns mit aller Kraft von aller üppigen Geschäftigkeit und Mannigfaltigkeit und was nicht wahre Notdurft ist, abkehren und uns zu uns selbst kehren und unserer Berufung harren: wie, wohin und in welcher Weise uns der Herr gerufen hat.“

Da lebte einst in Frankreich ein Grafensohn, dem gingen die gleichen Gedanken durch den Kopf, die Tauler hier ausspricht. Seit früher Jugend lebte in ihm ein stiller Wunsch, in Abgeschiedenheit, ungestört von weltlichen Händeln und Geschäften, Gott zu dienen. Aber es schien, als sollte Hugo der Erfüllung dieses Wunsches sich nie freuen dürfen. Sein Vater, der mächtige Graf von Semur, wollte aus seinem Sohn einen angesehenen, turniergewandten Ritter machen. So mußte der besinnliche Hugo sich unlieben Herzens den Künsten des Waffenhandwerkes widmen. Doch bald scheint der Vater das Vergebliche dieser Erziehung eingesehen zu haben. So gab er dem fortgesetzten Bitten des Jungen nach und ließ ihn in Auxerre die höhere Schule besuchen. Eifrig gab sich Hugo dem Studium hin und tat nach den Worten Taulers: „Wir sollen uns zu uns selbst kehren und unserer Berufung harren: wie, wohin und in welcher Weise uns der Herr gerufen hat.“ Deutlich glaubte Hugo den Ruf Gottes zu vernehmen: Gott rief ihn nach Cluny. Und so stand eines Tages der junge Student im Kapitelsaal des berühmten Klosters und bat demütig um Aufnahme in den Orden.

Nun war Hugo am rechten Platz. Sein ernster Ordensgeist, sein umfassendes Wissen, seine Kunst, mit Menschen und Verhältnissen fertig zu werden, ließen ihn in erstaunlich jungen Jahren von Amt zu Amt steigen. Kaum hatte der Zwanzigjährige die Priesterweihe erhalten, da bekommt er schon das verantwortungsvolle Amt des Priors und versteht es, mit solcher Klugheit und feinem Takt vorzugehen, daß auch die viel älteren Mönche sich willig von ihm führen lassen. Nichts stellt der Amtsführung des jungen Priors ein besseres Zeugnis aus als dies: als Abt Odilo starb, fanden die Mönche keinen, der ihnen würdiger erschienen wäre, den Geist des Toten in der Ordensfamilie weiterzutragen als den Prior Hugo.

Die Wahl Hugos zum Abt war ein Werk des Heiligen Geistes. Die 60 Jahre seiner Regierung (1049–1109) bildeten nicht nur den Höhepunkt in der Entwicklung des Klosters Cluny, sondern waren auch für die gesamte Kirche von größter Bedeutung. Neun Päpsten hat Abt Hugo in Treuen gedient und auf Kircherversammlungen und an fürstlichen Höfen für sie gesprochen und gewirkt. Mit Begeisterung begrüßte er die Erneuerungsbestrebungen des Papstes Gregor VII. und unterstützte sie mit dem Einsatz all seiner Kräfte. Auch Gregors leidenschaftlicher Gegner, Kaiser Heinrich IV., hatte vor Abt Hugo höchste Achtung und schätzte ihn trotz seiner papstreuen Gesinnung wie einen väterlichen Freund. Wer weiß, wieviel Unheil durch die segensvolle Vermittlungstätigkeit und den großen Einfluß des heiligen Hugo von Kirche und Vaterland abgewandt wurde!

Neben diesem großen kirchen- und staatspolitischen Wirken vernachlässigte Hugo keineswegs seine Aufgabe als Abt. Er führte die Abtei zu einer ungeahnten Blüte. Durch eine Neuorganisation des Ordens wurde er zum eigentlichen Schöpfer der großen Familie der Kluniazenser. Gegen 2000 Klöster unterstanden der Oberleitung Hugos als Generalabt des Ordens.

Mit dem äußeren Aufschwung des Ordens ging die Vertiefung des innerlichen Lebens Hand in Hand. Die berühmten „Gewohnheiten von Cluny“, die Hugo niederschreiben ließ, geben einen prächtigen Einblick in das Leben und den Geist der machtvollen Abtei. Cluny war unter Abt Hugo eine Musterstätte echten klösterlichen Geistes und straffer Ordenszucht. Der heilige Kardinal Petrus Damiani, der bei seinen Visitationen in den einzelnen Klöstern aufs strengste durchgriff, wenn er irgendwelche Schäden fand, stellte der Abtei Cluny das herrlichste Zeugnis aus. Nach einem längeren Besuche schrieb er zwei Briefe an Hugo, den „Erzengel der Mönche“, in denen er voll des Lobes ist über den „Paradiesgarten“, den „fruchtschweren Acker des Herrn“, den er in Cluny gefunden hatte.

Es würde noch ein wesentlicher Zug im Bilde des heiligen Hugo fehlen, würden wir seine umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Caritas verschweigen. Viele Geschenke und Gaben aus aller Welt liefen in Cluny zusammen. Niemand freute sich mehr darüber als Abt Hugo — nicht seinetwegen, sondern um der Armen und Notleidenden willen. Was an Schätzen beim großen Portal des Klosters hereinkam, das trugen die Armen zu Tausenden am Pfortentürlein wieder heraus. Der große Abt dünkte sich nicht zu hoch, mit eigener Hand Almosen zu spenden oder mit Nadel und Schere zu hantieren, um alte Kleider wieder brauchbar zu machen.

So war Hugos Leben ein Leben des Gebetes, der Arbeit, der Liebe. Seine Zeit verlor einen ihrer größten Männer, als er am 28. April 1109 sich für immer schlafen legte.

Den Beinamen „von Paula“ erhielt Franz Martorella von dem süditalienischen Städtchen Paola, in dem er 1416 als Kind armer Eltern geboren wurde. Um ein Gelübde zu erfüllen, brachten die Eltern den dreizehnjährigen Jungen in das Franziskanerkloster des Städtchens, wo er als Küchenjunge und Hausbursche sein Brot verdiente. Doch wenn die Minderbrüder gehofft hatten, in ihm ein neues wertvolles Glied ihrer Klosterfamilie zu erhalten, so sahen sie sich in dieser Erwartung getäuscht. Bei all seiner Vorliebe für ein Leben nach der Art des Armen von Assisi konnte sich Franz doch nicht zum Eintritt entschließen. Er wollte sich ganz in die Einsamkeit zurückziehen und der im Banne des Diesseits liegenden Menschheit das Beispiel einer übernatürlichen Lebensschau vor Augen führen.

Im Einverständnis mit seinen Eltern und mit Gutheißung der Kirche suchte er in den Bergen Kalabriens eine versteckte Felsenhöhle auf, um ein Leben härtester Buße und engster Gottverbundenheit zu führen. Das Beispiel des frommen Eremiten zog bald gleichgesinnte Männer an; es entstand eine Einsiedlerkolonie mit einem Kirchlein als Mittelpunkt. Franz schloß seine Anhänger zu einer Ordensgemeinschaft zusammen, die er Minimi, die Allergeringsten, nannte. In der Regel, die er seinem neuen Orden gab, ist auch der letzte heitere Sonnenstrahl, wie er über der Armutsregel des heiligen Franz von Assisi lachte, ausgelöscht. Franz von Paula geht mit unerbittlicher Strenge bis zur äußersten Entsagung, bis zum letzten Verzicht. Er kannte nur Arbeit, Nachtwachen, Stillschweigen, Gebet, Fasten. Das lebenslängliche Fasten fügte er geradezu als viertes Gelübde den üblichen Ordensgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams hinzu.

Doch diese unbeugsame Strenge, die aus der Ordensregel des hl. Franz von Paula spricht und die über seinem ganzen Wesen lag, hatte für seine Zeitgenossen nichts Abstoßendes an sich. Wer mit dem Heiligen in Berührung kam, wurde von seinem Büsserleben nicht abgeschreckt, sondern vielmehr angezogen. Die Gefährten, die um Aufnahme in den neuen Orden baten, mehrten sich so, daß bald eine Reihe von Paulanerklöstern entstanden. Das Landvolk der Umgebung kam vertrauensvoll zum Heiligen, um Rat und Hilfe zu erlangen. Besonders in Krankheiten wußte Franz immer ein passendes, wunderkräftiges Heilkräutlein. Er wußte in den Bergklüften die seltensten Heilkräuter und auch sein Klostergarten blühte von einer Fülle guter Arzneipflanzen. In Liebe teilte der Kräutermann von seinen Schätzen aus. In Liebe — das war ja das Lieblingswort seines Lebens. „In Liebe“, das war das Wort, das Franz von Paula unzählige Male im Munde führte und das die Quelle seiner Kraft und Wirksamkeit war. Mochte es sich um was immer handelt: um eine Arbeit, einen Gang, eine Dienstleistung — immer sprach er: „Laßt es

uns in Liebe tun!“ Die Legende weiß eine ganze Fülle von Geschichten, die zeigen, daß Gott nicht selten an dieses Wort der Liebe seine Wunderkraft anschloß. Als einmal die Brüder beim Holzfällen sich vergeblich mühten, mit den Ochsen zwei mächtige Baumstämme ins Tal zu schaffen, sprach Franz zu einem seiner Gefährten: „Komm, wir wollen die Stämme in Liebe ins Tal ziehen!“ Lachend erwiderte der andere: „Aber Vater, wie sollen wir zwei das fertigbringen, was nicht einmal den Ochsen gelang?“ Da meinte Franz mit heiliger Selbstverständlichkeit: „O, in Liebe!“ Und in der Tat hob er ohne alle Kraftanstrengung den einen der beiden Baumstämme seinem Gefährten auf die Schulter, während er den andern sich selbst auflud. So trugen sie die beiden schweren Bäume talabwärts. Ob nun dieses Geschichtchen und alle die vielen übrigen sich so oder so abspielten, das ist sicher: es liegt eine geheime Wunderkraft in dem Wörtchen: in Liebe! Wir würden diese Kraft spüren, wenn auch wir es uns zur Lebensregel machten, in Liebe zu denken, in Liebe zu reden, in Liebe zu handeln.

Die zahlreichen Wunder, die Franz von Paula mit der Kraft Gottes wirkte, vermochten seine Demut nicht zu verwunden. Es war ihm lästig, wenn er fühlte, wie das Volk mit Bewunderung zu ihm aufsaß und schon zu Lebzeiten ihn wie einen Heiligen verehrte.

Er blieb der demütige Eremit, auch als Fürsten, Könige und Kardinäle, selbst der Papst ihn mit höchsten Ehren auszeichneten. Papst Sixtus IV. holte sich in den wichtigsten Staatsangelegenheiten bei dem schlichten Einsiedler, der weder ein Priester noch ein Mann der Gelehrsamkeit war, Rat. Der sterbenskranke König Ludwig XI. von Frankreich glaubte, als alle ärztliche Kunst versagte, allein noch von Franz von Paula Hilfe erhalten zu können. Die reichen Geschenke, mit denen der König den Heiligen gefügig machen wollte, lehnte dieser aufs entschiedenste ab. Kurz und bündig, in heiliger Rücksichtslosigkeit, machte er dem König klar, daß es Zeit sei, an die vielen Verfehlungen seines Lebens zu denken und sich fürs Gericht Gottes zu rüsten. Es kostete einen harten Kampf, bis der König sich entschließen konnte, einem Priester die Beichte seines an Vergehen so reichen Lebens abzulegen. Mit Gott versöhnt starb der König in den Armen des Waldbruders einen friedlichen Tod.

Über zwanzig Jahre noch überlebte Franz den König und war mit seinen Minderbrüdern oder Paulanern durch das Leben strengster Abtötung einer in üppigem Wohlleben schwelgenden Zeit laute Anklage und ein mächtiger Ruf zur Besinnung. Trotz — oder wahrscheinlich wegen seines lebenslangen, ununterbrochenen Fastens erreichte Franz von Paula ein Alter von 90 Jahren. Der 2. April 1507 wurde der Todestag dieses einzigartigen Rufers in der Wüste.

Juliane von Lüttich

3. April
(Gedenktag am 5. April)

Gott hat es in seiner Vorsehung so gefügt, daß zu Ehren des hochwürdigsten Gutes ein eigenes Fest angesetzt wurde und hochfeierlich begangen wird: das heilige Fronleichnamsfest. Das Werkzeug, dessen er sich dabei bediente, war die Augustinerchorfrau Juliane von Lüttich.

1193 zu Retienne bei Lüttich geboren, verlor sie schon nach fünf Jahren beide Eltern. Im Kloster der Augustinerchorfrauen am Kornelienberge in Lüttich fand die Waise Unterkunft. Im Kloster selbst wußte man mit dem Kinde nichts Rechtes anzufangen. So räumte man Juliane auf dem klösterlichen Wirtschaftsgute einen Platz ein und übergab sie der Obhut der gutherzigen Schwester Sapientia. Zwischen Hühnerfüttern und Kühmelken, zwischen Unkrautjäten und Gartenlandgraben suchte Sapientia ihren Schützling in das Geheimnis der lateinischen Sprache einzuführen. Von einem geregelten Unterricht konnte natürlich keine Rede sein. In freien Stunden schlich sich Juliane in die Klosterbibliothek und saß herzklopfend über den großen Folianten der Kirchenväter. Bei der Beweglichkeit ihres Geistes und ihrem unermüdlichen Fleiß dauerte es nicht allzu lange, und Juliane fand sich in den alten, abgegriffenen Pergamentbänden zurecht wie nur irgendeine Schwester des Klosters. Welch eine Wunderwelt ging vor dem Mädchen auf, wenn sie über den an Weisheit tiefen Schriften des hl. Augustinus saß oder die innigen Bücher des hl. Bernhard las! Sie lebte ganz in dieser Welt der alten Kirchenschriftsteller und Mystiker. Die Schwestern sahen mit Staunen auf das seltsame Mädchen. In der ganzen Stadt sprach man von Juliane. Die Schwester Sapientia hatte bald Mühe, alle die Neugierigen abzufertigen, die kamen, um das Mädchen zu sehen. Juliane lachte nur über solche Besuche. Versuchte man sie in ein religiöses Gespräch zu verwickeln, dann konnte sie scherzhaft abwehren: „Was wollt ihr denn von mir hören? Ich bin ja nur eine Stallmagd und ein Dienstmädchen. Freilich kann ich mancherlei: ich kann Kühe melken, ich kann Hühner füttern, ich kann die Steinfliesen putzen – wollt ihr noch mehr von mir?“

Es läßt sich denken, daß die Schwestern kein Bedenken trugen, das fromme und begabte Mädchen in ihre Klosterfamilie aufzunehmen. Die Hofmagd erhielt Schleier und Ordenskleid und wurde eine treffliche Ordensfrau. So gern und fest Juliane bei allen Arbeiten zugriff, die liebste Stunde war ihr doch immer die Stunde, die sie vor dem sakramentalen Gott in der Kapelle zubringen durfte. Die ganze Welt versank um sie, wenn sie in stiller Anbetung vor dem Tabernakel kniete. Ihre Ehrfurcht vor dem Brot der Engel war so groß, daß sie mit Erlaubnis ihrer Oberin täglich bis zum Abendessen nüchtern blieb. Am liebsten hätte sie auf jede Speise verzichtet und nur von der kleinen, heiligen Hostie gelebt. Doch dies wurde ihr

nicht gestattet. Durch ihre ungewöhnliche Versenkung in das Geheimnis des Altares hatte sie einen förmlichen eucharistischen Spürsinn bekommen. Sie fühlte es sofort, ob in einer Kirche das Allerheiligste aufbewahrt wurde oder nicht.

Eines Tages, als sie wieder betrachtend vor dem Tabernakel kniete, hatte Juliane ein Gesicht, das ihr die große Aufgabe ihres Lebens wies: am nächtlichen Himmel stand der volle Mond. In silbernem Glanz erstrahlte seine Scheibe. Nur an einer Stelle war ein dunkler Fleck, wie wenn ein Stücklein ausgebrochen wäre oder fehlte. Was das wohl bedeutete? Immer wieder kam die seltsame Erscheinung. Zwei Jahre lang wiederholte sie sich. Da kam endlich Licht und Lösung in die bange Frage. Christus selber gab die Erklärung: der Vollmond sei ein Bild des Kirchenjahres. Durch den dunklen Fleck der Scheibe werde angedeutet, daß im Kranz der Jahresfeste noch ein besonderes Fest der Eucharistie, ein Dank- und Sühnefest fehle. Juliane sei berufen, die Einführung dieses Festes in der Kirche anzuregen und zu veranlassen.

Kein Wunder, daß die demütige Ordensschwester über einen solchen Auftrag erschrak. Wie sollte sie ihre Sendung beglaubigen? Würden die amtlichen Stellen ihre Anregung nicht kurzerhand als Phantasterei einer schwärmerischen Nonne abtun? Zwanzig volle Jahre hielt Juliane den göttlichen Auftrag geheim. Erst als sie 1230 zur Priorin des Klosters gewählt worden war, trat sie mit dem Auftrag, den sie von Gott erhalten hatte, in die Öffentlichkeit. Damit begann nun ihr jahrzehntelanger Kreuzweg. Wie Hagelschauer prasselten Spott, Verunglimpfungen und Bosheiten auf die arme Schwester. Die kirchlichen Behörden verhielten sich ablehnend, das Volk sah in Juliane eine überspannte Betschwester. Grundlose Schwätzereien und böswillige Anschuldigungen suchten das gottgewollte Werk zu hintertreiben. Selbst in den Frieden des Klosters wurde der Streit und die Unruhe getragen. Die meisten Nonnen wurden an ihrer Priorin irre und bereiteten Juliane Schwierigkeit über Schwierigkeit. Tapfer hielt die Heilige im Bewußtsein ihrer Unschuld und göttlichen Sendung lange dem Sturm des Hauses stand. Als sie aber immer deutlicher merkte, daß ein segensreiches Wirken als Priorin nicht mehr möglich war, verließ sie das Kloster am Kornelienberg mit einigen treugebliebenen Schwestern und begann ihr unstetes Wanderleben. Alle Versuche, eine bleibende Heimstätte zu finden, scheiterten lange Jahre. Wie eine Ausgestoßene und Unwürdige mußte sie heimatlos umherirren und war schließlich von Herzen froh, als ihr endlich eine leerstehende Klausen an der Kirche von Fosses zur Verfügung gestellt wurde. Wohl durfte sie noch den ersten Sieg ihres großen Ganges erleben, als im Jahre 1247 das Fronleichnamsfest in Lüttich feierlich begangen wurde. Aber ihre leibliche und seelische Kraft war durch den langen Kreuzweg, den sie hatte gehen müssen, gebrochen. Mit welch innigem Mitleid hatte sie zeitlebens das Leiden des Herrn betrachtet! „Drei Dinge“, bezeugte eine

Mitschwester, „erschöpften von Jugend auf ihre Körperkräfte: die große Arbeitslast, das beständige Andenken an das Leiden des Herrn und die heftige Sehnsucht und Liebe nach der Vereinigung mit ihrem Schöpfer.“ Nun war sie selbst tief in das Leiden hineingeführt und dem kreuztragenden Gottmenschen ähnlich geworden. Heftige Schmerzen durchschnitten ihren zerrütteten Körper und warfen sie auf ein qualvolles Krankenlager.

Als sie zum Sterben kam und ihre Krankheit es unmöglich machte, noch ein letztesmal den Leib des Herrn zu empfangen, wollte man der großen Liebhaberin des heiligsten Altarsakramentes noch einen letzten Trost spenden und den heiligen Fronleichnam holen lassen, damit sie ihren Herrn und Heiland in der Hostie noch einmal sehen und seiner Gnade sich anempfehlen könnte. Doch in ihrer Demut weigerte sich Juliane dessen. Es wäre ihr als eine unerhörte Vermessenheit erschienen, den Herrn des Himmels und der Erde zu ihr, der armen Nonne, zu holen. Erst als die Schatten des Todes sie schon umrauschten, gab sie dem neuartigen Drängen nach. Rasch holte ein Priester das Ciborium, und so verschied die Heroldin des Fronleichnamfestes im Angesicht des Sakramentes. Es war am 5. April 1258. Sechs Jahre später ordnete Urban IV. die Feier des Fronleichnamfestes für die ganze Kirche an.

Maurus Xaverius Herbst

Kriegsunruhen waren im Lande, als dem fürstbischöflich-eichstättischen Zollbeamten Herbst in Pleinfeld am 14. September 1701 ein Knabe geboren wurde, der auf den Namen Johann Friedrich getauft wurde. Da der Junge mit den Jahren einen hellen Kopf und ein frommes Herz offenbarte, brachte ihn der Vater an das Gymnasium der Jesuiten nach Neuburg. Hier machte eine Volksmission un-
auslöschlichen Eindruck auf den empfänglichen Knaben. Auch er wollte Volksmissionar, Prediger, Priester werden! So finden wir Herbst nach Abschluß seiner Studien im herzoglichen Georgianum in Ingolstadt, diesem Seminar für Theologie studierende, das später nach München verlegt wurde. Mit größtem Eifer drang Friedrich Herbst in die Gotteswissenschaft ein und bereitete sich mit heiligem Ernst auf das Priestertum vor. In stillem Gebet und in nachdenklichen Exerzientagen war in Friedrich ein Entschluß gereift, den er unverzüglich zur Ausführung

brachte: er wollte Mönch, und zwar Benediktiner werden. Im Herbst 1719 hielt er in der Abtei Plankstetten um Aufnahme an und bat um das schwarze Ordenskleid. Ein Jahr später legte er als Frater Maurus die feierliche Profeß ab und am 6. April 1726 empfing er in Eichstätt die Priesterweihe.

Wenn Friedrich Herbst beim Gedanken ans Klosterleben vielleicht von einem besinnlichen Arbeiten und Beten in stiller Zelle geträumt hatte, so war er durch das Amt, das er übertragen erhielt, bitter enttäuscht. Er wurde zum Kaplan der Pfarrei Plankstetten ernannt. Mit dem Leben hinter hohen Klostermauern war es nichts. In der weitausgedehnten Pfarrei gab es viel Arbeit. Fünfzehn Jahre lang versah P. Maurus seinen anstrengenden Kaplansdienst. Durch seine Frömmigkeit und Herzensgüte, durch seinen Eifer auf der Kanzel und im Beichtstuhl gewann er sich die Liebe der Pfarrkinder.

Schon mochte P. Maurus glauben, für immer mit der Plankstettener Seelsorge-stelle verbunden zu bleiben, da kam eine unerwartete Wendung. Als 1742 Abt Dominikus starb, ging aus der Neuwahl als sein Nachfolger P. Maurus hervor. Niemand war von dieser Wahl überraschter als der Gewählte selber. Er war wie vernichtet, als ihm das Ergebnis mitgeteilt wurde. Es wird berichtet, daß er nach der Mitteilung des Wahlergebnisses sich auf die Erde niederwarf und weinend flehte, ihm, dem Unwürdigen und Unfähigen, diese Bürde nicht aufzuerlegen. Erst der Gehorsamsbefehl des Eichstätter Generalvikars, der als bischöflicher Kommissär die Wahl leitete, brach seinen Widerstand. Mit Gottvertrauen nahm er nun das hohe Amt an und handelte nach der Ansicht, die er in einem Briefe aussprach: Wenn der Obere einmal rechtmäßig gewählt und bestätigt ist, darf er an seinem wahren Beruf zum Vorsteheramt nicht mehr zweifeln. Von welchen Grundsätzen er sich als Abt leiten ließ, offenbart ein Brief, den er an die Oberin des Klosters Marienburg schrieb: „Es muß mehr die Liebe als die Furcht regieren, ohne daß jedoch die gute Zucht gelockert werden darf. — Autoritative Demut muß das Zepter führen in Worten und Werken. Mit der nämlichen Demut müssen gute Herzen aufgemuntert, schwache getröstet, harte in aller Liebe auf einige Zeit strenger behandelt werden. Auch solchen, die öffentliche Fehler begehen, darf die Liebe niemals versagt werden. In seinen Reden muß sich der Obere vor Hitze und Geringschätzung hüten.“

Abt Maurus handelte immer nach diesen Grundsätzen. Gern fügten sich alle Mönche seiner Leitung, weil sie wußten, daß ein gütiges Herz hinter allen seinen Anordnungen schlug und weil er in allem mit seinem eigenen Beispiel voranging. Um die Mönche immerzu an den Sinn des Ordensstandes, die Selbsthingabe an Gott, zu erinnern, ließ Abt Maurus in den Klostergängen mehrere Kreuze anbringen mit der Aufschrift: „Ama — morere, lieb' und stirb!“ Niemand im Kloster zu Plankstetten übte sich in dieser ständigen Hingabe und Selbstvernichtung

eifriger als der Abt. „Ich darf“, schreibt er in einem Brief, „keine Erholung mehr suchen als Kreuz und Trübsal bis in den Tod. Doch der Himmel ist alles wert. Ich darf kein verzärteltes Glied des gekreuzigten Heilandes sein. Wieviel Heiliges kann man nicht lernen am Kreuz!“

Nur ein Mann, der so tief in Gott verwurzelt war wie Abt Maurus, konnte sich zu solcher Kreuzesliebe erheben. Es ist bezeichnend, daß er keinen liebener Betrachtungsstoff kannte als das Leiden Christi und der schmerzhaften Mutter. Ein Bild der schmerzreichen Gottesmutter war in seiner Zelle ständig vor seinen Augen. Der Königin der Märtyrer zu Ehren erbaute er in der Klosterkirche eine eigene Kapelle. Mit warmem Eifer förderte er die Rosenkranzbruderschaft. In einem Brief an den Dominikanergeneral schreibt er: „Es blühe in unsern Ländern, ja überall auf Erden die Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes! Für sie will ich unter Todesnöten streiten bis zum letzten Augenblick, ich elendes Würmlein, der Erbarmung Mariens so bedürftig und so unwürdig!“ Neben dem Rosenkranz war seine Lieblingsandacht der Kreuzweg. Wie gern munterte er in seinen Predigten das Volk zur Errichtung von Kreuzwegstationen auf!

In seiner Innerlichkeit liegt das Geheimnis des weitgehenden Einflusses, den Abt Maurus besonders als Seelsorger im Beichtstuhl und auf der Kanzel ausübte. Seinen schlichten, glaubenswarmen Predigten lauschte das Volk mit größter Aufmerksamkeit. Sein Beichtstuhl war bis in die späten Nachtstunden hinein umlagert. Viele Auswärtige wählten sich ihn zum Seelenführer und erbaten sich von ihm Weisung und Rat. Was sie alle zu Abt Maurus führte, war die Überzeugung: er ist ein Heiliger! Man wußte, daß er wie kein anderer die Gabe besaß, die Herzen zu erweichen und zu bekehren. Er vermochte ins Innere der Herzen zu schauen und verborgene Sünden zu erkennen. Man sprach davon, daß er Künftiges voraussagen und Kranke durch das Kreuzzeichen heilen könne.

Ein untrüglicheres Zeugnis seiner Heiligkeit als solche Wunderzeichen war die rührende Demut des Abtes. „Maurus, der ganz unwürdige Sünder“ war der Lieblingstitel, den er sich beilegte, nicht etwa, um durch solche Selbstverachtung Eindruck machen zu wollen, sondern aus wirklicher Überzeugung heraus. Wie natürlich klingt z. B. der Satz: „In der Schule Christi sind wir Plankstetter die allermindesten, ich aber der Liederlichste. Gott trage Geduld mit mir, bis ich meinen verdienten Lohn erhalte; ich lebe so dahin, weiß nicht wie und warum.“ Gern unterzeichnete er sich als „mindeste Abt“. In vertraulichen Briefen gibt er sich, mit einem Anflug von Humor, die ehrenrührigsten Namen. Da schreibt er z. B.: „Ich plumper Ochs bin auf einen guten Einfall gekommen“; oder: „Wer bin ich armer Tropf, daß euer Hochwürden mich zum Predigen einladen, obwohl ich doch davon nichts verstehe!“ Demut war bei Abt Maurus wie bei jedem echten Heiligen der Grundzug seines Wesens. Diese Demut, die keine weiche

Schwächlichkeit war, hinderte aber den Abt nicht, mit mannhafter Entschiedenheit für die Rechte seines Klosters einzutreten, wenn sie irgendwo angefochten wurden.

Bei einem seelsorgerlichen Liebeswerk mündete das gnadenreiche Leben des Abtes in die Ewigkeit ein. Auf Anweisung des Generalvikars von Eichstätt ging er am 3. März 1757 nach Marienburg, um dort zwei gemütskranken Nonnen beizustehen. Schon krank machte er sich im Gehorsam auf den Weg, um in Marienburg nach kurzer, heftiger Krankheit am 4. April zu sterben. Seine Leiche wurde nach Plankstetten überführt und am Eingang der Marienkapelle beigesetzt. 1921 wurden die ehrwürdigen Überreste des Seligen vom Bischof von Eichstätt feierlich erhoben und in einem Metallsarg beigesetzt.

Kreszentia von Kaufbeuren

5. April

Kreszentia von Kaufbeuren (geboren am 20. Oktober 1682, gestorben am 5. April 1744) hatte jene geheimnisvollen Prüfungen durchzumachen, die der heilige Johannes vom Kreuz als „Nacht der Seele“ bezeichnet. Gott ließ den Geschöpfer, den Menschen sowohl wie den bösen Geistern, freie Hand, um sein auserwähltes Gefäß im Schmelzofen der Trübsal zu läutern, bis der letzte Rest von Unvollkommenheit ausgebrannt war. Liest man die Lebensgeschichte der Seligen, so steht man erschüttert vor all dem Schwere, das sie zu tragen hatte, und voll Staunen fragt man sich: Wie kann ein Mensch, noch dazu eine so schwächliche Frau wie Kreszentia, so viel und so lange leiden! Nur ungewöhnlich starker Wille und überreiche Gnade vermögen ein solches Heldentum zu vollbringen.

Als Kreszentia im Alter von 21 Jahren bei den Franziskanerinnen in Kaufbeuren den Schleier nahm, stand an der Spitze der klösterlichen Gemeinschaft eine Oberin, die von der wahren Christusliebe weit entfernt war. Von Anfang an brachte sie der neuen Novizin Abneigung entgegen. Mehrmals hatte sie das Aufnahmegesuch der armen Weberstochter wegen ihrer Mittellosigkeit abgeschlagen, was bei der großen Verarmung des Klosters in der damaligen Zeit nicht ganz unverständlich war. Als aber der protestantische Bürgermeister, dem das Kloster zu Dank verpflichtet war, sich für Anna Höß (das war der Mädchenname der Seligen) verwendete, mußte die Oberin wohl oder übel in die Aufnahme willigen. Die arme Novizin mußte es aber bitter entgelten, daß sie dem Kloster gleichsam auf-

gedrängt worden war. Bei jeder Gelegenheit bekam es Kreszentia zu hören und zu fühlen, daß sie nur aus Gnade und Barmherzigkeit Aufnahme gefunden hatte. Die Oberin arbeitete geradezu darauf hin, der jungen Schwester durch alle möglichen Quälereien das Leben zu verbittern und sie zum Austritt zu zwingen. Kreszentia mochte tun was sie wollte; immer fand die mißgünstige Oberin etwas an ihr auszusetzen und zu nörgeln. Boshafte Nadelstiche, herzlose Bloßstellungen, harte Beschimpfungen, schwere Strafen waren das tägliche Brot der Gottesbraut. Jene unselige Oberin war das Muster einer jener herrschsüchtigen, kleinlichen Vorgesetzten, die so erfindungsreich an Schikanen sind, wenn es gilt, eine unbeliebte Untergebene auf die tägliche Folter zu spannen. Daß einige Schwestern aus Liebedienerei und Gunsthaschen die Oberin in ihrem so ganz unfranziskanischen und undristlichen Verhalten gegen Kreszentia unterstützten, kann nicht Wunder nehmen.

Das Klosterleben wurde für Kreszentia zu einem dauernden Martyrium. Sie wußte nicht, wie sie es anstellen sollte, um nicht anzustoßen. War sie freundlich und gefällig, so wurde es ihr als Heuchelei und Augendienerei ausgelegt; schwieg sie bei ungerechten Vorwürfen und unverdienten Beschuldigungen, dann schalt man sie eigensinnig, gefühllos, trotzig. Die unangenehmsten und schwersten Arbeiten wurden der armen „Weberstochter“ zugeschoben, ohne daß man auf ihre schwächliche Gesundheit Rücksicht genommen hätte. Als Lohn dafür bekam sie nicht selten bei Tisch nur die übriggebliebenen Reste. Kein Wunder, daß sich Kreszentia vor Schwäche und Hunger manchmal kaum aufrechterhalten konnte. Mit Absicht gab man ihr die schlechtesten, schon ganz abgetragenen Kleider. Zwei Jahre lang mußte die Selige Abend für Abend bei ihren Mitschwestern betteln gehen, um in einem Winkel ihrer Zellen ein Plätzchen für die Nachtruhe zu erhalten. Denn ob schon sie bereits Profeßschwester war, hatte sie auf Befehl der Oberin ihre eigene Zelle an eine neueingetretene überzählige Novizin mit besserer Mitgift abtreten müssen.

Welch eine selbstlose Opfergesinnung, welch heiliger Heldengeist gehörte dazu, ein solches Marterleben nicht bloß zu ertragen, sondern in froher Gottergebenheit darin ein willkommenes Mittel der Selbstheiligung zu sehen. In ihrem schönen Kreuzlied, das sie dichtete und oft zu ihrem Troste sang, sagt sie:

Ich muß ja gestehen, Gott hobelt mich sehr;
Er schneidet und sticht; doch es fällt mir nicht schwer.
Und weißt Du warum denn? Ich halte dafür
Gott schnitzelte gern einen Engel aus mir.

Das war das Geheimnis ihrer wundervollen Geduld im Leiden und ihres fast unbegreiflichen Gehorsams: Sie benützte alle Prüfungen als Stufen zum Himmel. Je mehr das Kreuz auf sie drückte, desto tiefer wuchs ihre Seele in Gott hinein.

Auch die unglaublichen körperlichen Tätlichkeiten und Plackereien, die mit göttlicher Zulassung Satan gegen Kreszentia sich erlauben durfte, konnten sie nicht aus ihrer Gottverbundenheit reißen und von ihrem zielsicheren Schreiten zum Berg Gottes ablenken. Kreszentia ertrug es in heiliger Gelassenheit, daß sie wegen dieser geheimnisvollen, schreckenerregenden Zustände als Hexe verschrieen wurde. Sie erlitt dabei Schmerzen, die oft so heftig auftraten, daß Gesicht und Kopf stark anschwellen. Wenn das Ungewitter der Prüfungen wie Hagelschlag auf sie niederprasselte, sang sie:

Laßt schlagen, laßt plagen, so muß es ja sein,
Wer käme denn sonst in den Himmel hinein?
Was nützten die Garben zu Haufen im Haus,
Schlög' niemals ein Drescher den Weizen heraus?

Kreszentia müßte kein schwacher Mensch gewesen sein, wenn nicht auch über sie Zustände gekommen wären, wo sie versucht war, das Joch des Gehorsams gegen die ungerechte Oberin abzuschütteln, wo nicht auch ihr Herz gegen die immerwährenden Heimsuchungen sich gestäubt hätte. Aber sie überwand solche Stunden durch die Gesinnung, die z. B. ihr Wort atmet: „Es gibt eigentlich kein Kreuz, als wenn man ohne Kreuz lebt.“

Das Beispiel einer solchen Heldin der Geduld und des Gehorsams konnte nicht ohne Segen für die Klostersgemeinde sein. Der Ordensgeist, der infolge der Verarmung des Klosters stark gesunken war, hob sich zusehends. Die unwürdige Oberin wurde zum Rücktritt gezwungen, die alte Regeltreue und Ordensstrenge kehrte wieder. Die einst verlästerte Schwester Kreszentia erhielt das verantwortungsvolle Amt der Novizenmeisterin und später auch der Oberin. Der Ruf der heiligmäßigen Ordensfrau im Kloster zu Kaufbeuren verbreitete sich im ganzen Land.

Kardinäle und Fürstbischöfe, Männer der Wissenschaft und des Adels holten sich mündlich und brieflich bei der ehemaligen armen Weberstochter Rat und Anleitung zum geistlichen Leben. Einige der frommen Meinungen, in denen Kreszentia den Tag zu verbringen pflegte, mögen auch uns wertvolle Hilfe leisten:

„Beim Erwachen in der Frühe begrüße deinen Heiland, biete dich an zu seinem treuen Dienste und bitte ihn um seinen heiligen Segen. Beim Ankleiden denke daran, wie dem Heiland bei Herodes ein Spottkleid angetan wurde. Betest du, so vereinige dich mit dem betenden Heiland am Ölberg und am Kreuze. Nähst du, so betrachte die Stiche der Dornenkrone. Trägst du Holz, so trage mit dem Heiland das Kreuz. Beim Auskehren mache die Meinung, du wollest dadurch die Krippe oder das Häuschen der Mutter Gottes oder den Saal, in dem der Herr das allerheiligste Altarsakrament einsetzte, säubern. Machst du Feuer oder Licht, so bitte, der liebe Gott möge in allen Menschen das Feuer der göttlichen Liebe anzünden.“

Wenn du wäschest, so erinnere dich der demütigen Fußwaschung Jesu und bitte ihn, er möge dich von allen Sünden reinigen. Reichst du Armen ein Almosen, so denke, du gäbest es dem Herrn selbst. Gehst du zu Tische, so nimm teil an dem letzten Abendmahl, das der Herr Jesus mit seinen Jüngern hielt am letzten Abend seines Lebens. Gehst du die Stiegen hinauf, so begleite deinen Heiland auf dem letzten Gang seines Lebens hinauf auf Kalvaria. Legst du deine Kleider ab, so betrachte, wie man dem Herrn die Kleider ausgezogen hat. Beim Schlafengehen lege dich mit dem Heiland ins Grab.“

M. Karoline Schönauer

6. April

Das Kammerfräulein Renate Schönauer am kurfürstlichen Hof in München fiel aus dem Rahmen ihrer Umgebung etwas heraus. Sie war nicht wie die andern. Nicht als ob sie sich im Kreise der vornehmen Gesellschaft nicht zu benehmen gewußt hätte. Die bei den Ursulinerinnen in Straubing feingebildete Oberstleutnantstochter stand, was Bildung und gesellschaftlichen Schliff anlangte, hinter niemand zurück. Auch nicht, als ob sie ihren Dienst als Kammerfräulein irgendwie vernachlässigt und nicht zur Zufriedenheit der hohen Herrschaften versehen hätte. O, da gab es nicht den geringsten Tadel. Und doch wurde sie am Hof wie ein Fremdling empfunden.

Und sie gehörte ja auch wirklich nicht dorthin. Keinen Tag hatte sich Renate im Hofleben heimisch gefühlt. Ihre tiefe Sehnsucht ging nach einem ganz anderen Leben. Seit sie in Straubing das fromme Leben der Ordensschwester kennen gelernt hatte, war der große Wunsch ihres Herzens, auch einmal Schwester zu werden. Doch der Oberstleutnant Lorenz Albert Schönauer hatte mit seiner begabten Tochter andere Pläne. Und so sah sich nun Renate anstatt in der stillen Zelle mitten im großen Leben der Residenz. Ein Rosenstrauch war in fremdes Erdreich versetzt worden und wollte nicht Wurzel fassen.

Ihr ständiges Gebet war dies: „Herr, rette mich aus diesen Fährlichkeiten! Laß mich dir als deine verlobte Braut in Treuen dienen!“ Durch eine unerwartete Führung erfuhr die Kurfürstin von dem geheimen Verlangen Renatens. Sie nahm sich des Mädchens an, legte ein fürbittendes Wort bei den Eltern für sie ein und sorgte, daß sie im Kloster der Servitinnen Aufnahme fand. Nun war Renate in

der heißersehnten Heimat. Am 26. September 1734 wurde sie unter dem Namen M. Karolina eingekleidet.

Wie leicht und rasch gewöhnte sich das frühere Hoffräulein an das strenge Klosterleben! Es war ihr Ehrgeiz, das Alltägliche und Gewöhnliche auf die beste und vollkommenste Weise zu tun. Die tausenderlei Gelegenheiten zu Selbstverleugnung und Entsagung, zu Opfer und Gehorsam, zu Geduld und Liebe, die ein Leben in enger klösterlicher Gemeinschaft mit sich bringt, benützte sie als willkommene Sprossen auf der Leiter zum Himmel. Mochte sie verkannt und mißachtet, zurückgesetzt und verdemütigt werden, nie kam ein Wort der Klage aus ihrem Munde. Der Gedanke an den gekreuzigten Heiland stählte und stärkte sie, wenn sie unter dem Druck mancher Heimsuchungen zusammenbrechen wollte. Mit dem Gekreuzigten stand Schwester M. Karolina immer in innigster Verbindung. So sehr nahm sie am Leiden des Erlösers Anteil, daß ihr der Heiland die ungewöhnliche Gnade verlieh, die Schmerzen der Dornenkrone und der Seitenwunde mitzufühlen. Ohne daß die Wundmale äußerlich sichtbar wurden, litt die Dulderin besonders an den Freitagen namenlose Schmerzen in Verbindung mit dem dorngekrönten, herzdurchstochenen Gottessohn. Wie ein geduldiges Opferlamm überließ sich die Begnadete diesem für sie so qualvollen Liebeserweis des Herrn.

Zum Lohn für ihr getreues Mitleiden wurde Schwester Karoline mit beglückenden Schauungen begnadigt. Einst sah sie die sieben heiligen Stifter ihres Ordens in Verklärung um die Himmelskönigin versammelt und mit ihr um die Befreiung ihrer geistlichen Söhne und Töchter aus dem Fegfeuer bittend. Auf die Frage, wie sie dies sähe, sagte sie: „Ich sehe dies nicht mit leiblichen Augen, auch nicht durch die Einbildungskraft, sondern durch den Verstand. In Gott erkenne ich seine Schönheit, seine Heiligkeit und Vollkommenheit und alle seine weisesten Anordnungen. Auch die armen Seelen in ihren Leiden sehe ich in Gott. Da werde ich immer zum innigsten Mitleid bewegt und empfinde in mir ein großes Verlangen, ihnen zu helfen.“

Den armen Seelen im Reinigungsorte gehörte überhaupt ihre ganz besondere Liebe. Wieviel Gebete schenkte sie ihnen jeden Tag! Wieviel Bußwerk opferte sie für ihre Erlösung auf! Wie oft gab sie, aus einer Verzückung erwachend und gefragt, wo sie gewesen sei, in aller Einfachheit zur Antwort: „Im Fegfeuer.“ Mit einer unersättlichen Liebe kam sie ihren leidenden Schützlingen im Läuterungsort zu Hilfe. Wieviele von ihnen, die durch Schwester Karolinas Opfer und Gebet den Peinen des Fegfeuers entrissen wurden, mögen ihrer Retterin mit jubelndem Dank entgegengeeilt sein, als sie am 6. April 1748 an der Himmelstür anklopfte. Am 5. April, dem schmerzhaften Freitag, der von den Servitinnen als ihr Ordensfest begangen wird, hatte sie noch bei Tisch gedient. Am Tag darnach fand man sie

entschlummert in ihrer Zelle. Auf ihrem Antlitz lag der Widerschein himmlischer Morgenröte. Mit Staunen sahen es die Schwestern und das in Scharen herbeieilende Volk: das sonst so bleiche, abgemagerte Gesicht der Toten wurde voll und blühend, die Lippen röteten sich, so daß man gar nicht an die Wirklichkeit des eingetretenen Todes glauben mochte und den Leichnam acht Tage lang im offenen Sarg in der Gruft stehen ließ. Die Leute, die von dem ungewöhnlichen Vorgang ergriffen waren, schätzten sich glücklich, wenn sie von den Totenkränzen Zweiglein als Andenken erhaschen konnten. Sie fühlten es: Schwester M. Karolina war eine Heilige.

Hermann Josef von Steinfeld

7. April

Es war um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Wer um diese Zeit die uralte Kirche St. Maria im Kapitol zu Köln besuchte, dem konnte ein kleiner Junge auffallen, der täglich in den dämmerigen Hallen des Gotteshauses erschien und mit kindlicher Andacht vor dem Bilde der Gottesmutter betete. Und wenn der Besucher Glück hatte, so konnte er eines Tages Zeuge eines gar lieblichen Geschehnisses sein. Wieder kam das Kind mit dem Schulranzen auf dem Rücken ins Gotteshaus getrippelt, um die himmlische Mutter zu grüßen. Innig betete es vor dem Bilde der Himmelskönigin und gar herzlich und lieb sah er zum Jesuskind hinauf. Da quoll sein Herz über vor Gebefreudigkeit. Ach, wenn er doch dem Gotteskind etwas schenken könnte! Aber woher sollte er ein Geldstück haben, um es in den Opferstock zu werfen? Da kam ihm ein Gedanke, wie nur Kindereinfalt ihn finden kann. Er hatte doch in der Tasche einen saftigen Apfel, den die Mutter für die Frühstückspause während der Schulzeit mitgegeben hatte! Hurtig kramte er ihn aus und in treuherziger Gläubigkeit reichte er ihm dem Jesuskind hin. Und sieh! Da streckte das Jesuskind sein Händchen aus und nahm den Apfel.

Wer kennt nicht diese innige Legende aus dem Leben des seligen Hermann Josef? Aber damit ist zumeist alles Wissen um das Leben dieses Gottesfreundes erschöpft. Höchstens, daß noch die Erzählung des gläubigen Volkes weiterlebt, wie Maria an einem frostkalten Wintertag dem barfüßigen Hermann unter einem Stein versteckt Geld zeigte, mit dem er Schuhe kaufen konnte, und wie diese geheimnisvolle Geldquelle jederzeit floß, wenn der arme Knabe in Not war.

Diese Legenden aus Hermanns Kindheit verraten die innige Marienliebe, die den Seligen durchs ganze Leben begleitete und ihm zu einem Born reichster Begnadigungen wurde. Aber es wäre falsch, zu glauben, daß Hermann in seinem Leben nur liebliche Wunder geschaut und beglückende Gnaden erlebt habe. Auch bei ihm war wie bei jedem echten Gottesmann und Christusjünger der Becher heiliger Freude gemischt mit bitteren Leiden und Drangsalen.

Schon mit zwölf Jahren trat er bei den Prämonstratensern im Eifelkloster Steinfeld ein und erhielt dort eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung. Steinfeld wurde nun fürs ganze Leben Hermanns Heimat. Eine große Enttäuschung stand am Anfang seines Klosterlebens. Er hatte das Kleid des hl. Norbert genommen in der Hoffnung, nun als Mönch nur noch beten, Psalmen singen und fromme Bücher lesen zu dürfen. Seine Obern aber übertrugen ihm ein Amt, das seinem Hang zu frommer Zurückgezogenheit und stillem Gebet sehr wenig entsprach. Er wurde zum Speisenmeister ernannt und mußte sich den größten Teil des Tages um den Einkauf der Lebensmittel für die große Klosterfamilie kümmern. Vor all dem Sorgen und Denken und Ordnen und Laufen den ganzen Tag über kam er manchmal sogar mit seinen pflichtgemäßen Gebeten in Bedrängnis, ganz zu schweigen von außergewöhnlichen Übungen der Frömmigkeit. Er konnte sich nicht enthalten, bei seiner himmlischen Mutter sich eines Tages darüber zu beklagen. Sie aber gab ihm zur Antwort: „Wisse, mein Kind, daß du mir nichts Angenehmeres tun kannst als deinen Brüdern in aller Liebe zu dienen.“ Wer erfüllte nun gewissenhafter und freudiger seinen Dienst an den Brüdern als Hermann Josef? „So oft er seinen Brüdern einen Dienst erweisen konnte“, erzählt uns sein Lebensbeschreiber, „war er von jetzt an die Emsigkeit und Freudigkeit selber; er schien nicht mehr zu gehen, sondern zu fliegen.“

Zum Lohn für so selbstloses Arbeiten im Dienste der Klostergemeinschaft übertrugen ihm die Obern ein Amt, das besser seiner Neigung entsprach: er wurde Sakristan. Jetzt bot sich ihm willkommene Gelegenheit, seiner Sehnsucht nach Gebet zu genügen, da nunmehr alle seine Gedanken, Sorgen und Arbeiten einzig und allein auf das Haus und den Dienst Gottes gerichtet waren. Wie in der Jugend, so pflegte er auch jetzt wieder trauten Verkehr mit der Gottesmutter, der zu Ehren er eigene Lieder dichtete, die ihm in allen Nöten Trost und Hilfe erteilte und ihm den Beinamen Josef gab.

Sorgfältig suchte Hermann Josef alle die wunderbaren Erscheinungen, mit denen er begnadet wurde, vor den Mitbrüdern zu verbergen. Er übertraf alle andern Mönche an Demut und nannte sich mit Vorliebe einen „faulen Holzapfel“. Durchdrungen vom Gefühl seiner Nichtswürdigkeit suchte er die strengen Vorschriften der Ordensregel noch durch selbstgewählte Bußwerke zu überbieten. Er entzog sich den Schlaf und verbrachte die nächtlichen Stunden in Anbetung und Be-

schauung. Sein Bett bestand aus rauhen Holzdielen und einem Stein als Kopfpolster. Hier gönnte er sich am frühen Morgen vom ersten bis zum zweiten Glockenzeichen kurze Ruhe. Es ist klar, daß ein solches Leben auf die Dauer die Gesundheit untergraben mußte. Von Magenschwäche und unerträglichen Kopfschmerzen gepeinigt, sah er ein, daß er zu weit gegangen war. Unfähig zu jeder Arbeit empfand er es als schmerzende Qual, ein unnützes Glied der klösterlichen Gemeinschaft zu sein. „Haben wir es dir nicht vorher gesagt? Haben wir dich nicht gewarnt?“ Solche Äußerungen der Mitbrüder vermischten sich mit den eigenen Selbstvorwürfen über seinen unklugen Übereifer. „Gar manchmal“, erzählt sein Lebensbeschreiber, „sprach er später vor uns über seine frühere unkluge Handlungsweise harten Tadel aus und mahnte uns alle, in unsern Arbeiten und Bußwerken Maß zu halten, indem er auf sich selber als warnendes Beispiel hinwies.“

Mehr und mehr wurde er seiner Umgebung entrückt und wuchs immer mehr in die Ewigkeit hinein. Seine natürliche Schlichtheit war in der Schule des Lebens und Leidens zu herzegewinnender Demut gereift. „Zerrieben zwischen den beiden Mühlsteinen der Leiden und Tröstungen war er ein reines und köstliches Brot für den Tisch des himmlischen Hausvaters geworden“ — so konnte sein Biograph sagen, als Hermann Josef am 7. April 1226, fast 80 Jahre alt, die Augen schloß. Auf einem seiner vielen Seelsorgsgänge hatte ihn der Tod ereilt, als er bei den Zisterzienserinnen von Hoven bei Zülpich den Karwochengottesdienst hielt. In der Abteikirche Steinfeld fand Hermann Josef seine Ruhestätte.

Julie Billiard

„Seelen, Seelen will ich haben!“ Das war der große Wunsch ihres Lebens. Im Werke der Seelenrettung verbrauchte Julie Billiard ihre Kräfte. Seelen, vor allem Kinderseelen zu schützen und hegen, zu betreuen und Gott zuzuführen, das war ihr Lebensberuf und ihr Lebensglück.

Zu Cuvilly in der Pikardie erblickte Julie am 2. Juli 1751 unter dem Strohdach eines niedrigen Bauernhauses das Licht der Welt. Ihre Eltern waren einfache fromme Bauersleute, die neben der Landwirtschaft noch einen Kramladen betrieben. Da Julie den übrigen Dorfkindern an geistiger Regsamkeit und an Ver-

ständnis für die Glaubenswahrheiten weit voraus war, durfte sie entgegen dem damaligen Brauch schon mit neun Jahren die hl. Kommunion empfangen, ja bald gestattete ihr der Pfarrer zur Verwunderung der Dorfleute den täglichen Empfang der Eucharistie. Es war auffallend, welche rasche Fortschritte Julie unter der Einwirkung des heiligsten Sakramentes machte. Sie erfaßte die Wahrheiten der Religion mit einer für ihr Alter ganz ungewöhnlichen Tiefe. Und dabei trug das Mädchen schon von den ersten Schuljahren an ein heißes Verlangen in sich, auch den andern Kindern den Sinn für die Lehre Christi zu erschließen und in ihren Herzen Liebe zu Gott zu wecken. Julie wurde die beste Gehilfin des Pfarrers. In ihrer herzlichen, kindlichen Art wußte sie den Buben und Mädeln des Dorfes den Katechismus mühelos beizubringen und die manchmal so schweren Fragen leichtverständlich zu machen. Mit Staunen beobachtete der Pfarrer das seltsame Geschick seiner kleinen Katechetin.

Ein unverschuldeter Bankrott des kleinen Geschäftes stürzte die Familie in bittere Armut. Verständig fand sich das Mädchen in die veränderten Lebensbedingungen. Nach Kräften suchte sie ihren Eltern zu helfen und verdingte sich als Tagelöhnerin. Aber auch jetzt fand sie nach der anstrengenden Tagesarbeit immer noch Zeit, um die Kleinen zum Unterricht um sich zu scharen und die Kranken des Dorfes zu besuchen. Im Winter 1774 — die Familie war gerade um den Abendtisch versammelt — krachte plötzlich ein Schuß, das Fenster klirrte, eine Kugel schlug in die Wand. Sie hatte dem Vater gegolten. Wohl schlug die Kugel fehl und war der verbrecherische Anschlag vereitelt, aber Julie erlitt durch den Schrecken einen schweren Nervenzusammenbruch, eine Neurose, die sich in Fieber, Lähmung und Zuckungen äußerte. Wenn auch die erste Gefahr, die für ihr Leben fürchten ließ, vorüberging, so blieb Julie doch ans Bett gefesselt. Jetzt zeigte es sich, wie tief das schlichte Bauernmädchen schon in das Geheimnis der Heiligkeit eingedrungen war. Kein Wort der Ungeduld, keine Klage, kein Vorwurf kam von ihren Lippen. „O wie gut ist der liebe Gott!“ Das war ihr ständiger Gebetsseufzer.

Die Schreckenstage der Revolution brachten neue Aufregungen für die Kranke. Als eifrige Christin war sie den Revolutionsmännern schon längst ein Dorn im Auge. Ihre religiösen Unterweisungen an die Kinder erregten den Zorn der Gottlosen. Sie hatten Julie im Verdacht, verfolgten treuen Priestern Unterschlupf zu geben und Hilfe zu leihen. Schon errichtete man auf dem Dorfplatz einen Holzstoß, auf dem die „Hexe von Cuvilly“ verbrannt werden sollte, da entkam die Gelähmte im letzten Augenblick ihren Verfolgern, indem treue Freunde sie unter Stroh versteckt auf einem Bauernkarren nach Compiègne fuhren. Welche Angst vor den blutgierigen Häschern, welche körperlichen Schmerzen mag das leidende Mädchen auf dieser nächtlichen Fahrt über holprige Feldwege ausgestanden haben!

8. April

Drei Jahre lang mußte nun Julie wie ein gehetztes Wild immer wieder vor den Spürhunden der Revolution flüchten und heimatlos von Ort zu Ort wandern. Die Aufregungen und Mühen der Verfolgungszeit erschütterten ihre Gesundheit noch mehr und hatten eine solch krampfhaft zusammenziehende Wirkung der Gesichtsmuskeln zur Folge, daß sie nur mit der größten Mühe einen unartikulierten Laut hervorbringen konnte. Es gab Zeiten, wo sie sich nur durch Zeichen verständlich machen konnte. Und wieder betete die Dulderin: „Ach, wie gut ist doch der liebe Gott!“

Als in dieser Zeit der Verfolgung der Vater starb, war es ihr verwehrt, an sein Sterbebett zu eilen und an seinem Grabe sich auszuweinen. Die 16 Karmeliterinnen, die sie in Compiègne als Freundinnen gewonnen hatte, starben unter dem Fallbeil der Guillotine. Doch endlich fiel ein Sonnenstrahl in diese dunkle Leidensnacht: bei der ihr wohlgesinnten Gräfin Baudoin in Amiens fand Julie nach dem heimatlosen Umherirren einen willkommenen Unterschlupf. Hier lernte sie das adelige Fräulein Franziska Blin de Bourdon kennen. Zwei verwandte Seelen hatte Gott zu gemeinsamer Arbeit zusammengeführt. Das kranke Bauernmädchen und das edle Freifräulein schlossen einen Freundschaftsbund, der bis zur letzten Stunde sich bewährte. Jetzt hatte die gelähmte Julie eine Hilfe, mit deren Unterstützung sie an die Durchführung ihres Lebenswerkes gehen konnte. Mitten unter den Schreckensschauern der Revolution bildete sich nun eine klösterliche Gemeinschaft heraus, die nach einer gemeinsamen Regel lebte und neben den Werken der Caritas vor allem an Stelle der vertriebenen Priester den Religionsunterricht zu ersetzen trachtete. Doch erst, als die Unsicherheit der Jakobinerherrschaft gewichen und die Freiheit der Religionsübung hergestellt war, erst als sich in dem einstigen Offizier P. Varin ein begeisterter Förderer gefunden hatte und Julie wunderbar von ihrer Lähmung befreit war, konnte die „Genossenschaft der Schwestern unserer Lieben Frau zur christlichen Erziehung der Jugend“ endgültig gegründet werden.

Wie notwendig war nach den Verheerungen der Revolutionsjahre eine solche Genossenschaft! Ungezählte Priester waren hingemordet. Welch ein Segen, daß nun die Schwestern unserer Lieben Frau in die Bresche sprangen! Unermüdlich reiste Mutter Julie als Katechetin durchs Land, erteilte Kindern Unterricht, sprach in Abendkonferenzen zu den Erwachsenen. Unablässig mühte sie sich, ihre Schwestern mit apostolischem Eifer zu beleben.

Die Genossenschaft fand starken Zulauf und in kirchlichen Kreisen freudige Aufnahme. Eine Reihe von Töchterhäusern konnte gegründet werden. Waren die Anfänge auch arm und mühselig, Mutter Julie vertraute auf Gott. „Es ist ja dein Werk“, sagte sie und wußte, daß Gott sie nicht im Stiche lassen würde. Sie selber schaffte wie eine Küchen- und Hausmagd, überall legte sie Hand an. Daß neben mußte sie in den einzelnen Häusern nach dem Rechten sehen.

Wie jede Neugründung einer Genossenschaft wurden auch die Schwestern von unserer Lieben Frau anfangs viel befehdet. Die Stifterin mußte durch einen Feuerofen von Verleumdungen und Leiden gehen. Selbst der Bischof konnte gegen Mutter Julie eingenommen werden und untersagte ihr alle Tätigkeit in seiner Diözese, so daß die Selige mit ihren Töchtern heimatlos nach Belgien in die Verbannung wanderte. „Mein Gott, wie gut bist du!“, so betete die große Seele, als sie erstarrend in Winterkälte im Januar 1809 in Belgien eintraf, wo sie in Namur das Mutterhaus der Genossenschaft gründete. Von ihrer opferfreudigen Gottesliebe zeugt einer der Grundsätze, den sie ihren geistlichen Töchtern ans Herz legte: „Man muß den lieben Gott frei ins volle Zeug hineinschneiden lassen und ihm sagen: Hier, mein Gott, schneide, nimm weg, schonen meiner nicht! Wenn eine Seele ihm derart die Zügel in die Hand gibt, dann veredelt und vergöttlicht der liebe Gott sie gleichsam.“

Sie durfte noch erleben, wie ihr Werk in Belgien rasche Verbreitung fand und wie auch das französische Mutterland wieder die Grenzen öffnete. Die Sendung Mutter Julies war vollbracht. Nach Jahren größter seelischer und körperlicher Leiden hauchte die heldenhafte Frau unter dem Jubel des Magnifikats ihre große Seele am 8. April 1816 aus. Wie recht hat Bischof Delebecque, wenn er sagte: „Mutter Julie war eine wunderbare Frau, die das liebevoll glühende Gemüt der heiligen Theresia mit dem tatendurstigen Herzen des heiligen Franz Xaver vereinte.“ Pius X. sprach die Ordensstifterin am 13. Mai 1906 selig.

Notker der Stammler

9. April

(Gedenktag am 8. April)

Kinder können grausam sein. Wie herzlos verfolgen sie oft Mitschüler, die mit einem körperlichen Gebrechen behaftet sind, mit ihrem Spott und machen sich keine Gedanken darüber, welche Seelenqualen sie diesen Armen dadurch bereiten. Auch der kleine Grafensohn Notker, den seine Eltern um die Mitte des 9. Jahrhunderts in die Klosterschule von St. Gallen brachten, mag bitter genug unter dieser Spottlust der Jugend gelitten haben. Er stieß mit der Zunge an, und es läßt sich denken, wie sein stammelndes Sprechen alle die andern übermütigen Adelsöhne, die den Benediktinern zur Erziehung anvertraut waren, zum Lachen reizen mußte. Im Nu hatte Notker den Spitznamen „der Stammler“.

Sicherlich trug seine Behinderung im Sprechen und die Furcht vor dem Ausgelachtwerden viel dazu bei, daß der Knabe sich mehr und mehr in sich selbst zurückzog und für sich allein blieb. Er suchte an den Lesetischen der großen Klosterbibliothek Zerstreuung und Befriedigung, während seine Kameraden sich in frohem Spiel tummelten. Bei solch ungewöhnlichem Lerneifer war es nur ganz natürlich, daß der glänzend begabte Junge bald der beste Schüler von St. Gallen wurde und die Mönche, aus deren Schule schon so viele berühmte Kirchen- und Staatsmänner hervorgegangen waren, mit Stolz auf Notker sahen, der den Ruhm der St. Gallener Klosterschule noch um ein bedeutendes zu mehren versprach. Wie begrüßten sie es, als Notker den Wunsch äußerte, unter die Söhne des hl. Benedikt aufgenommen zu werden! Bei ihm waren außergewöhnliche wissenschaftliche Begabung und tiefe, lautere Frömmigkeit in schönster Harmonie. So wurde Notker nicht bloß zum größten Gelehrten des Klosters in den Zeiten der Karolinger, sondern auch zu einem vorbildlich gewissenhaften, heiligen Mönch. So sehr er in der stillen Welt der alten Folianten lebte, er ging darin nicht auf. Er liebte es, in den freien Erholungsstunden sich still aus dem Kreise der sich fröhlich unterhaltenden Mönche zu schleichen und die Rolle des Krankenbruders zu übernehmen. Er ging durch die Krankenstuben, bettete die Leidenden um, reichte ihnen Arznei, tröstete sie und gab ihnen beim Abschied ein kräftiges Schriftwort für die schlaflose Nacht. Durch strenge Bußwerke und harte Kasteiungen suchte Notker seine Seele zu läutern und Gott wohlgefällig zu machen. Wie ernst Notker seinen Beruf als Mönch und Priester auffaßte, zeigt sein Gedicht:

Du bist zum Priester des Herrn geweiht;
Was kümmern dich Tand und Eitelkeit,
Daß du, der Weltlust zugewandt,
Unreines rührest mit reiner Hand?
Nicht darfst du wenden hell und klar
Nach schandbaren Dingen der Augen Paar;
Zu des Himmels Höhen schlage sie auf
Und betrachte der Sterne ewigen Lauf.
Dir heißt es Sünde, in Liebeslust
Zu küssen und kosen Brust an Brust;
Kein lüsternes Wort entfliehe dem Mund,
Dem Gottes Ruhm und Ehre kund.
Gar vieles befiehlt der Herr dein Gott;
Dein Ohr, es achte auf sein Gebot.
Die Nüster trinke des Himmels Luft,
Bis Gott im Himmel dich zu sich ruft.

(Übersetzt von Paul von Winterfeld)

Dieses Gedicht zeigt uns den Gelehrten und Heiligen von einer neuen Seite: Notker war auch ein hochbegabter Dichter. Seine Gedichte sind voll zarten, innigen Lebens und lassen die Tiefe seines Gemüts, sein Erfülltsein von inniger Gottesminne spüren. Der „Stammler“ hat in seinen Gedichten, die er vielfach selber vertonte, wortgewaltig zu seinen Zeitgenossen gesprochen und nicht wenige im Innersten gepackt und zu Gott zurückgeführt. Die meisten seiner Lieder hat der Sturm der Zeit verweht. Eines aber erbaut auch heute noch durch seinen tiefen Ernst jedes fromme Gemüt, das: „Media vita – mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.“ Wenn dieses Lied auch ohne geschichtlichen Nachweis Notker zugeschrieben wird, so entspricht es doch ganz und gar seiner ersten Lebensauffassung, seinem ständigen Gerüstetsein auf den Boten Gottes.

Unsterbliche Verdienste erwarb sich Notker um das Kirchenlied und den Choralgesang im ganzen Abendlande. Die Ausbreitung des gregorianischen Gesangs in den deutschen Klöstern und Domkirchen ist fast ausschließlich das Verdienst des „Stammlers“ von St. Gallen, dessen Mund nicht müde wurde, immer neue Harmonien zum Lob Gottes anzustimmen. Jahrhundertlang wurden seine frommen Lieder und Sequenzen beim Gottesdienst gesungen.

An dem großen Weltgeschehen nahm der Dichter- und Sängermönch, der ernste, verschlossene Gelehrte wenig Anteil. Und doch brachte Kaiser Karl der Dicke gerade ihm besonderes Vertrauen entgegen und erholte sich wiederholt bei Notker Rat in Regierungsfragen.

Die letzten Jahre seines Greisenalters verbrachte der Diener Gottes fast ganz in der Vorbereitung auf den Heimgang in die Ewigkeit. Der plötzliche Tod eines Neffen, der in blühendem Jugendalter aus der Mitte der Klosterbrüder gerissen wurde, wurde ihm zur ersten Mahnung. Stunden ja ganze Tage lang kam er nun nicht mehr aus der Klosterkirche. Mit dem Gebet für den toten Neffen verband er das Gebet um einen seligen Heimgang für sich selbst. Der Gedanke an den Tod, der ihm zeitlebens vertraut war, hatte für ihn nichts Erschreckendes. So ging Notker sanft und still wie er gelebt hatte, umringt von seinen weinenden Klosterbrüdern, am 8. April 912 in die Ewigkeit hinüber.

Die Worte auf ihrem Grabstein: „Sie wurde mehr durch die Glut der Gottesliebe als durch ihre Krankheit dahingerafft“, drücken mit tiefem Sinn und heiliger Wahrheit das Einzigartige im Leben dieses Italienermädchens aus. Gemma Galgani war ein glühender Dornbusch, der von lohender Gottesliebe entbrannt war. Die Flammen dieser himmlischen Liebe umschlugen sie von früher Jugend an und verzehrten sie, bis der frühe Tod sie zu jubelnder Vereinigung mit dem höchsten Gute führte.

Gott bediente sich zur Entfaltung dieser flammenden Gottesliebe vor allem einer tieffrommen Mutter. Gemma dankte zeitlebens dem Herrn, daß er ihr eine solch heiligmäßige Mutter gegeben: „Es war meine Mutter, die von Kindheit an mir das Verlangen nach dem Himmel einflößte.“ Da die Mutter wußte, daß eine unheilbare Krankheit ihrem Leben ein baldiges Ende setzen werde, suchte sie ihrem Liebling als bestes Erbgut eine feste Frömmigkeit und innige Liebe zu Gott zu hinterlassen. Immer wieder wies sie das aufmerksame Kind auf das Bild des gekreuzigten Erlösers hin und führte es ein in die Geheimnisse der Liebe Christi. Unter der Anleitung der Mutter lernte Gemma ihr heißes, rasch aufbrausendes Wesen zügeln und in beharrlichem Kampf um Selbstbeherrschung ringen. Großen Antrieb erhielt ihr Tugendstreben und ihre Gottesliebe als sie am Herz-Jesu-Sonntag 1887 als Neunjährige die erste heilige Kommunion empfangen durfte. Ihr Herz zitterte und brannte unter den Schauern der Gottesnähe und Gottesvereinigung.

Schon früh stellte der himmlische König seine Leidensbraut auf den Kreuzweg. Schlag um Schlag traf sie Leid und Unglück. Wenige Jahre nachdem sie ihr erst 39 Jahre altes Mütterlein verloren hatte, raubte ihr der Tod den Lieblingsbruder Gino, der sich gerade auf den Empfang der höheren Weihen vorbereitete. „Ich liebte ihn mehr als alle anderen Geschwister“, versicherte Gemma, „an freien Tagen waren wir immer beisammen und hatten unsere Freude daran, Altärchen zu bauen und sie festlich zu schmücken.“ Kaum war der Bruder begraben, da brach auch Gemma zusammen. Sie fiel in eine schwere Krankheit, die sie dem Tode nahebrachte und drei Monate ans Bett fesselte. Doch Jesus holte seine Braut noch nicht. Sie mußte den Kreuzweg zu Ende gehen.

Kaum genesen, verließ sie das klösterliche Institut, das sie bisher besucht hatte, und übernahm als Siebzehnjährige die Sorgen und Pflichten des Hauswesens. Nach einem Jahr stellte sich ein Fußleiden ein, das in Knochenfraß überging und eine schmerzhaft Operation notwendig machte. Auch von diesem Leiden genes sie, um ein größeres dafür einzutauschen. Der Vater, der in Lucca eine Apotheke

besaß, verlor durch Mißgeschick Vermögen und Einkommen. Er nahm sich den Vorfall so zu Herzen, daß er vor Gram starb. Gemma selbst wurde von Rückenschwindsucht befallen und lag monatelang gelähmt zu Bett. Bei der Armut der Familie fehlte es an der notwendigsten Kost und Pflege. Das Leiden verschlimmerte sich, der Arzt gab die Kranke auf. „Am 2. Februar 1899“, erzählt Gemma, „empfing ich die hl. Kommunion als Wegzehrung und wartete auf den Augenblick, um zu Jesus zu gehen. Die Ärzte, die glaubten, ich höre nicht mehr, sprachen zueinander, ich würde Mitternacht nicht mehr erleben.“ Doch eine Novene zum hl. Gabriel Possenti brachte eine unerwartete Wendung: Gemma erhielt plötzlich vollkommene Heilung. Sie erholte sich wieder so, daß sie in der Familie Giannini als Hausmädchen tätig sein konnte.

Während sie schlicht und bescheiden wirkte und schaffte, erhielt sie vom Heiland die ersten mystischen Gnadenerweise. Am Vorabend des Herz-Jesu-Festes 1899 erschien ihr Jesus mit flammenden Wundmalen. Aus der Ekstase erwacht, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen die brennenden Wundmale an ihrem Leibe. Nun war sie auch äußerlich als Kreuzesbraut gekennzeichnet. Vier Jahre lang traten die Wundmale an jedem Donnerstag auf und verursachten bittere Leiden; am Freitagabend schlossen sie sich wieder, so daß Gemma den häuslichen Beschäftigungen nachgehen konnte.

Jesus ließ Gemma immer mehr an seiner Passion teilnehmen. Sie erlitt den Blutschweiß, die mystische Geißelung, die Dornenkrönung, die Schulterwunde und empfand auch die Verlassenheit Jesu am Kreuze. Immer ähnlicher wurde sie dem geliebten Bräutigam ihrer Seele. Die Umwandlung wurde schließlich eine vollständige. Die Liebe, die im Herzen Gemmas brannte, nahm allmählich einen Grad an, der in der Theologie „mystischer Liebesbrand“ heißt. Ein geheimnisvolles Liebesfeuer breitete sich in ihrem Herzen aus und steigerte dessen Tätigkeit so, daß sie glaubte, es müsse zerspringen. „Ihr Herz brannte“, erzählt ihr Lebensbeschreiber, „wie ein Feuerofen.“

So kam es, daß durch einen unerklärlichen Vorgang sich drei Rippen über dem Herzen fast in einem rechten Winkel krümmten, um dem Herzen mehr Raum für seine ungestüme Tätigkeit zu geben, wie es bei Philipp Neri und Paul vom Kreuz der Fall war. Diese Krümmung der Rippen wurde am 4. September 1923 bei der Erhebung der Gebeine durch Ärzte und Zeugen einwandfrei festgestellt.

Die Liebe zu Jesus trieb die Heilige an, sich ihm als Opfer zur stellvertretenden Sühne anzubieten. Ihr Opfer wurde angenommen. Zu schweren körperlichen Leiden gesellte sich eine furchtbare Geistesdürre und Verlassenheit. Aller Herzenstrost wurde ihr entzogen. Schreckliche Kämpfe mit dem bösen Feind stellten sich ein, das Ringen um die Seele eines armen Sünders wurde manchmal so heftig, daß ihr die Angst den Blutschweiß auspreßte. Erschütternd sind die

Szenen, in denen sie während der Ekstase um die Bekehrung einzelner Sünder mit der göttlichen Gerechtigkeit ringt. Immer hatte sie, wie sie sagte, einen „Sünder auf den Schultern“, opferte monatelang, jahrelang alles Leiden, alle Entsagungen für ihn auf, bestürmte die Himmelskönigin um Mithilfe und kämpfte, bis sie den Heiland besiegt und den Sünder für Reue und Bekehrung gewonnen hatte.

Die Zeiten der Trostlosigkeit und des Kämpfens wurden immer wieder unterbrochen durch außerordentliche Begnadigungen und Erscheinungen. So wurde ihr z. B. der Schutzengel sichtbarer Begleiter; sie sprach mit ihm wie mit einem vertrauten Freund und er führte sie ein in die höchsten Geheimnisse des Glaubens. Gott gab ihr einen wunderbaren Einblick in fremde Herzen, in Vergangenes und Zukünftiges. Jesus erschien ihr unzählige Male, die Mutter Gottes wiederholt mit dem göttlichen Kind, eine Anzahl von Heiligen und die Engel des Himmels zeigten sich ihr. Bei all diesen Begnadigungen blieb Gemma das demütige, bescheidene Mädchen, das bis zum Tode einfach und fröhlich war wie ein argloses Kind. Ihr Beichtvater schrieb von ihr: „In Wort und Tat erschien sie stets demütig. Ich bemerkte an ihr nie den geringsten Schein von Eitelkeit und Überhebung.“ Um alle Blicke von sich abzulenken, wäre sie am liebsten in ein Kloster gegangen. Aber ihr wiederholtes Gesuch um Aufnahme scheiterte an ihrem gesundheitlichen Zustand.

Mit 25 Jahren war Gemma reif für den Himmel. Mannhaft nahm sie am Karfreitag drei Stunden lang am Todeskampf des Erlösers teil, bis dann am Kar Samstag, den 11. April 1903, das schuldlose Opfer seine Seele aushauchte. „Jetzt ist es wirklich wahr, daß ich nicht mehr kann. Jesus, dir empfehle ich meine arme Seele!“ Das waren ihre letzten Worte.

Leo der Große

11. April

Ungezählte Reiche sind im Laufe der Zeit zusammengebrochen, König- und Kaiserthrone sind gestürzt, ganze Völker und Nationen sind vergangen wie Tropfen im Meer, aber der Fels, auf den Christus seine Kirche baute, steht unerschüttert. Das Papsttum hat alle Stürme der Zeit überdauert. Der Nachfolger des Fischers von Galiläa erwies sich als der Hirte aller Völker und aller Zeiten, als Hüter der ewigen Wahrheit und der Offenbarung Gottes. „Was Petrus von

Christus glaubte, das ist ewig, und was Christus in Petrus einsetzte, ebenso.“ In diesen Worten Leos des Großen liegen Sendung und Berufung des römischen Bischofs.

Mit Leo dem Großen war eine wahrhaft große Gestalt Träger des Papsttums. In ihm, den Kardinal Newman den „majestätischen Leo“ nennt, tritt das Papsttum in seiner ganzen Machtfülle in Erscheinung. Nicht als ob er den Vorrang des römischen Bischofs in der Kirche erst begründet hätte — dieser Primat war schon durch Christus dem ersten Papst Petrus verliehen; aber er hat diese Vorrangstellung zur völligen Entfaltung gebracht. Mit der Tugend eines Heiligen und der Weisheit eines Gelehrten hat Leo die Gesamtkirche gelenkt und die anvertraute Herde den Weg des Heiles geführt. Darum trägt er mit Recht den Ehrennamen „der Große“.

Schon als Priester war Leo von den Päpsten wiederholt zu wichtigen Aufgaben verwendet worden und hatte als Archidiakon der römischen Kirche in der Bekämpfung von Irrlehren und Schlichtung von Streitfragen große Dienste geleistet. So war es ein Segen für die Kirche, daß dieser ausgezeichnete Mann voll reicher Welterfahrung und tiefer Menschenkenntnis im Jahre 440 zum Papst gewählt wurde. Im Vertrauen auf Gottes Beistand ergriff Leo in schwierigster Zeit die Schlüssel Petri. „Herr, ich habe deinen Ruf gehört und zittere“, sagte er bei der Besteigung des apostolischen Stuhles; „ich kenne die Bürde, die du mir auferlegt hast, und Angst durchbebt mein Gebein. Denn welch ein Abstand liegt zwischen dieser Erhöhung und meiner Nichtigkeit! Was gibt es Furchtbarereres als eine so hohe Würde ohne Verdienst, als die Verwaltung des heiligsten Amtes, wenn man ein Sünder ist? O barmherziger Gott! Du hast mir diese Last auferlegt, hilf sie mir nun auch tragen.“ Tobende Stürme und schwere Fluten umbrausten das Schiffelein Petri, als Leo mit fester Hand das Steuerruder ergriff. Das Unheil der Völkerwanderung hatte vielfach die kirchliche Ordnung zerstört, das Glaubensleben geschwächt, die Sittlichkeit gelockert, die Nationen verwildert. Allenthalben wucherte das Giftkraut der Irrlehre und Zwietracht auf. Unheilvolle Spaltungen drohten die Kirche zu zerreißen.

Da sah es Leo als seine vordringlichste Pflicht an, als Wächter über die Wahrheit und Reinheit der Lehre den Kampf gegen diese zerstörenden Irrlehren aufzunehmen. Sein Hauptangriff galt der verderblichen Lehre des Eutyches, eines unklaren, unbelehrbaren Abtes von Konstantinopel, der in Jesus nur die wahre Gottheit gelten ließ, aber die wahre Menschheit leugnete. Jesus sei Gottessohn gewesen, aber nicht Mensch wie wir; seine Gottheit sei nur mit einem menschlichen Scheinleib umkleidet gewesen. Eutyches fand viele Anhänger, so auch den Patriarchen von Alexandrien und den Kaiser Theodosius II. Die Lage der Kirche war aufs äußerste gefährdet. Das ganze mühsam aufgerichtete Lehrgebäude der

christlichen Wahrheiten schien in seinen Grundlagen bedroht. Denn war der Erlöser neben seiner göttlichen Natur nicht auch wahrer Mensch, dann zerrann die ganze Erlösung in Schein. Leidenschaftlich wurde im ganzen Morgenland die Streitfrage erörtert. Es kam zu einer heftigen Verfolgung der rechtgläubigen Bischöfe. Auf einer Kirchenversammlung, die der Kaiser auf Betreiben des Eutyches in Ephesus unter dem Vorsitz eines irrgläubigen Bischofs abhalten ließ, wurden die rechtgläubigen Bischöfe sogar körperlich schwer mißhandelt.

Papst Leo legte gegen die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung, die er „Räubersynode“ nannte, feierliche Verwahrung ein. In mannhaften Briefen, aus denen so recht seine große Erregtheit zittert, und seine umfassende Gelehrsamkeit leuchtet, sprach er den Rechtgläubigen zu und suchte die Irreführten zurückzugewinnen. Es gelang dem Papst, Bresche um Bresche in die Front der Gegner zu schlagen. Als schließlich Eutyches durch den raschen Tod des Kaisers seinen machtvollen Beschützer verlor, büßte seine Lehre ihren ganzen Rückhalt ein. Die Reihen der Anhänger lichteten sich immer mehr. In ungezählten Abschriften wanderten die Briefe des Papstes von Hand zu Hand, von Land zu Land, von Kleinasien bis nach Spanien. Die Irrlehre war schon gebrochen, noch ehe sie auf dem Konzil zu Chalzedon endgültig verurteilt wurde. Mit unerhörter Begeisterung vernahmen die versammelten Bischöfe die Botschaft Leos. Das Konzil wurde zu einem Triumph des katholischen Glaubens und des erhabenen Lehrers auf Petri Stuhl. „Petrus hat durch Leo gesprochen“, jubelten die Konzilsväter. Daß Leo diese Irrlehre gebrochen hat, die nach seinen eigenen Worten „keinen bloßen Teil der christlichen Religion, sondern diese selbst in ihren Grundlagen zu erschüttern drohte“, dies allein schon verdiente ihm den Ehrennamen „der Große“.

Leo war nicht nur der Hort des katholischen Glaubens und des Papsttums, sondern auch der ganzen menschlichen Kultur. Unter seiner Regierung brach der Hunnenkönig Attila, die „Gottesgeißel“, 452 in Italien ein. Niemand stellte sich den plündernden Scharen entgegen. Da war es Leo, der an der Spitze einer kleinen Abordnung mutig dem Gefürchteten entgegenzog, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Das Unerwartete geschah: Attila zog sich mit seinen Scharen zurück. Italien war gerettet.

Drei Jahre später wurde Leo aufs neue zum Retter Roms. Der Vandalenführer Geiserich erschien mit seinen Kriegsscharen vor den Mauern der ewigen Stadt. Wieder war es Leo, der sich dem Eroberer entgegenstellte. Wenn es ihm auch nicht gelang, Geiserich zum Abzug zu bewegen, so erhielt er doch das Versprechen, daß das Leben der Bürger geschont werden und die Stadt nicht mit Feuer heimgesucht werden sollte.

Bis zum Jahre 461 hat Leo die Kirche sicher durch alle Fährnisse hindurchgeleitet – ein Papst von größtem Ausmaß, ein Priester von makelloser Heiligkeit,

ein Prediger von eindringlicher Kraft und tiefer Gelehrsamkeit, ein Apostel der Nächstenliebe und Herold der Eintracht. Als er am 11. April 461 starb, hatte das Papsttum eine geistige Höhe und Macht erreicht wie nie zuvor. Papst Sergius I. setzte Leo im 7. Jahrhundert in St. Peter die Grabschrift: „Aus dem Grab klingen ohne Unterlaß seine Rufe an die Kirche: Übt Wachsamkeit, damit nicht der Wolf die Herde zerreiße! Als wahrer Löwe (Leo) hat er einst so gewaltig seine Stimme erhoben, daß alles wilde Getier scheu die Flucht ergriff, während sich die Schafe eng um den Hirten scharten.“

Lidwina

12. April

(Gedenktag am 14. April)

Zur Zeit, als die Wittelsbacher über Holland herrschten und ihr Herzogtum zum deutschen Reich gehörte, wurde in Schiedam bei Rotterdam am Palmsonntag 1380 armen Nachwächtersleuten ein Mädchen geboren. Es wurde auf den Namen Lydia getauft, wurde aber bald allgemein Lydwich oder Lidwina genannt. Daß das Kindlein zur Welt kam, als gerade in der Kirche die Leidensgeschichte des Herrn gesungen wurde, war symbolhaft für sein ganzes Leben. Lidwina sollte wie wenige Menschen Anteil nehmen an der Passion des Herrn.

Am Lichtmeßtag 1395 vergnügte sich die Fünfzehnjährige mit Freundinnen beim Schlittschuhlaufen. Froh tummelte sich die Jugend auf der glatten Eisfläche. Da kam in sausendem Lauf eine Kameradin auf Lidwina zugefahren, stieß in heftigem Anprall mit ihr zusammen und warf sie so unglücklich aufs Eis, daß sie sich eine Rippe brach. Der rasch herbeigeholte Wundarzt versuchte vergeblich seine Kunst. Die Wunde eiterte, es bildeten sich bösartige Geschwüre, eine unheilbare Krankheit nahm ihren Anfang, die achtunddreißig Jahre lang bis zu Lidwinas Tod am 14. April 1433 dauern sollte. Sieben Jahre lang konnte die Kranke nur den Kopf und den linken Arm bewegen. Der rechte Arm hing wie gelähmt am kranken Körper. Das rechte Auge wurde bald ganz blind und das linke so empfindlich, daß die Dulderin über zwei Jahrzehnte lang kein Sonnenlicht ertragen konnte. Kopf- und Zahnschmerzen raubten jeden Schlaf, der Magen verweigerte jede feste Nahrung.

Vom 19. Jahre ihres Siechtums an enthielt sie sich gänzlich der Nahrung und des Trankes und lebte nur noch vom Hostienteilchen, das sie bei der hl. Kommunion

zu schlucken vermochte. Alle Schönheit war zerstört. Klaffende Wunden entstellten das einst so blühende Mädchen.

Wenn Lidwina in ihrer, der kranken Augen wegen ständig verdunkelten Kammer lag und es drang von der Straße das Lachen und Scherzen ihrer einstigen Jugendgespielen zu ihr herein, dann stürzten ihr herbe Tränen aus den entzündeten Augen und sie fühlte sich in ihrer Verlassenheit und Trübsal bitter unglücklich. Reichlich mußte Lidwina jene furchtbare Zeit geistiger Bedrängnis und Verlassenheit, innerer Angst und Not, peiniger Qual und Versuchung aller Art durchkosten, die man in der Sprache der Mystik die dunklen Nächte der Seele nennt. Erst allmählich, in langem Ringen kämpfte sich Lidwina zur demütigen Annahme der schweren Heimsuchung und zur völligen Zustimmung zu Gottes Willen durch. Je seltener die Freundinnen und Bekannten sich im Krankenzimmer sehen ließen, je schmerzvoller ihre feinfühligere Seele unter dieser Verlassenheit litt, desto mehr besann sie sich auf den einzigen Trost: den gütigen Gott. Auf den Rat ihres Beichtvaters begann sie das Leiden Christi eifrig zu betrachten. Dies wurde ihr zur Quelle einer bewundernswerten Geduld und Ergebung. Sie lebte sich so sehr in die Passion des Herrn und in das Geheimnis des Leidens ein, daß sie erklärte: „Wenn ich nur durch ein einziges Ave Maria die Gesundheit erlangen würde, wollte ich sie nicht.“ Welch ein Wort heldenmütiger Gottesliebe, wenn man die Jugend Lidwinas und ihre entsetzlichen Krankheiten bedenkt! Die vielen Fremden, die allmählich die Krankenstube in Schiedam wie ein Heiligtum zu besuchen begannen, waren erstaunt, mit welchem Frohsinn Lidwina ihre Schmerzen ertrug, mit welcher Sanftmut sie alle die täglichen Leiden auf sich nahm, jene Hauskreuze, die oft am allermeisten auf die Nerven gehen. Nach dem Tode ihrer Eltern war Lidwina einer gemütsrohen Schwägerin auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wo und wie sie nur konnte, ließ es die gehässige Frau die Kranke fühlen, wie übrig sie war und wie willkommen ihr Tod wäre. Mit der Geduld einer Heiligen ertrug Lidwina jede Mißhandlung. Auf die Frage, wie sie dies fertig bringe, meinte sie einmal: „Man muß die Armseligkeiten und Unvollkommenheiten solcher Menschen gleichmütig hinnehmen, damit sie entweder durch das Beispiel der Geduld gebessert oder für andere, die dessen bedürfen, Anlaß zur Tugendübung werden.“

Zum Lohn für ihre Opferliebe erhielt Lidwina immer reichere Tröstungen von Gott und wurde mit außergewöhnlichen mystischen Gnaden beschenkt. In wiederholten Verzückungen schaute sie Himmel und Fegfeuer und Hölle; im Anschluß an das Kirchenjahr führte sie der Herr im Geiste an die Stätten seines irdischen Lebenswandels in Palästina, er zeigte ihr Rom und viele Wallfahrtsorte, so daß sie, die nie von ihrem Strohlager herunterkam, mehr von der Welt und ihren Schönheiten wußte als viele Weitgereiste. Mit dem Schutzengel war sie eines bes-

sonders freundschaftlichen Umganges gewürdigt. Die Legenden wissen davon zu erzählen, daß ihr die Mutter Gottes eine Krone brachte, mit der das Gnadenbild in der Kirche von Schiedam geschmückt wurde. Öfter sei sie ins Paradies geführt worden und habe auf gedeckten Tischen in kostbaren Gefäßen die Speisen gesehen, die sie den Armen hatte geben lassen. Auch die für sie bereitgelegte Himmlskrone habe sie schauen dürfen.

Je mehr von solch wunderbaren Vorgängen gegen den Willen der Dulderin in die Öffentlichkeit drang, desto zahlreicher wurden die Menschen, die mit ihren Anliegen die Kranke von Schiedam aufsuchten und von ihr einen Rat erbaten und um ihr Gebet flehten. Ihre eigenen Schmerzen vergessend, hörte Lidwina all die Anliegen und Bitten an und brachte sie in ihren Gebeten und ihrem sühnenden Leiden dem himmlischen Vater dar.

Als sich Lidwinas Prüfungszeit dem Ende nahte, setzte nochmal ein neuer Sturm von Leiden ein. Heftiges Erbrechen erschöpfte sie, Gallensteinschmerzen peinigten sie bis aufs äußerste, Wassersucht trat auf, Schlaganfälle stellten sich ein. Wenn man den alten Berichten Glauben schenken darf, gab es kaum eine Krankheit, von der sie verschont blieb. Wie froh mag sie aufgeatmet haben, als am Osterdienstag 1433 der auferstandene Heiland kam, um auch ihre Karwoche zu beenden und sie zur Auferstehung, zur triumphierenden Auffahrt in den Himmel zu holen!

Anastasius Hartmann

13. April

(Gedenktag am 24. April)

Die Schweiz mit ihren lachenden Tälern und düsteren Schluchten, mit ihren grünen Matten und himmelweisenden Schneegipfeln, war Hartmanns Heimatland und gab seinem Charakter das frohe Gottvertrauen, die zähe Ausdauer, die innige Gottverbundenheit. In Altwies im Kanton Luzern wurde er am 24. Februar 1803 geboren. Die Eltern schickten den frischen Jungen ins Gymnasium nach Solothurn, wo der Dorfbub seine städtischen Mitschüler von Klasse zu Klasse immer weiter hinter sich ließ und mit Auszeichnung die Abgangsprüfung machte. Die Professoren sprachen dem hochbegabten Absolventen von einer glänzenden Laufbahn und rieten ihm zu diesem und jenem Studium. Hartmann hörte geduldig die gutgemeinten Ratschläge an und ging – zu den Kapuzinern. Das Armutsideal

des hl. Franziskus hatte seine hochgemute Seele bezaubert und ließ ihm keine Ruhe, bis er den hölzernen Glockengriff an der Pforte des Kapuzinerklosters zog und seine Bitte um Aufnahme vorbrachte. Im Hochschwung frommer Begeisterung und in ernster Hingabe ans Studium verliefen die Jahre der wissenschaftlichen Vorbereitung und des Noviziats. 1825 wurde Pater Hartmann zum Priester geweiht. Die Ämter, die Pater Anastasius bekleidete, zeigen am deutlichsten, wie hoch seine wissenschaftliche und aszetische Bildung von der Ordensleitung anerkannt wurde. In jungen Jahren schon lag auf seinen Schultern das verantwortungsvolle Amt des Novizenmeisters; dann wurde er Lektor und hatte den Ordenskandidaten Vorlesungen über Philosophie und Theologie zu halten; daneben war Pater Anastasius ein gern gehörter Prediger und vielgesuchter Beichtvater. Ausgezeichnete religiöse Unterweisungsbücher und ein lateinisches Lehrbuch der Philosophie und Pastoraltheologie zeugen von Pater Hartmanns Fleiß und Gelehrsamkeit.

Doch Gott hatte mit Pater Anastasius andere Absichten. Einem heiligen Franz Xaver gleich sollte er die Wege Indiens durchwandern und dem Christkönig neue Anhänger gewinnen. Immer klarer wurde Pater Hartmann seine Berufung zum Heidenmissionar. Schweren Herzens ließ ihn seine heimatliche Ordensprovinz ziehen, daß er in Rom sich auf seinen neuen Beruf vorbereite. Und dann kam der Tag, wo er mit bewegter Seele das Schiff bestieg, das ihn seiner neuen Heimat Indien zutragen sollte.

Der Kapuzinermissionar fand in Indien ganz verfahrenere religiöse Zustände vor, die jede Missionsarbeit aufs äußerste erschwerten und einen Erfolg fast unmöglich machten. Durch einen Konflikt des päpstlichen Stuhles mit der portugiesischen Regierung, zu deren Machtbereich das Gebiet von Goa gehörte, war unter den Christen eine verderbliche Spaltung entstanden, das sogenannte goanese Schisma. Welch verheerenden Eindruck mußte diese Zwietracht auf die Heiden machen, und wie ungeheuer schwierig wurde in solchen Verhältnissen die Arbeit der Missionare! Doch Pater Hartmann war der rechte Mann. Hart und mannhaft trat er für die Rechte des Papstes ein und rang den Schismatikern Gemeinde um Gemeinde ab. Durch unermüdelichen Religionsunterricht fachte er das eingeschlummerte Glaubensleben wieder an, gewann Heiden und Mohammedaner für Christus, gründete Schulen und Wohltätigkeitsanstalten. Sein Arbeiten war so fruchtbar, daß ihn schon nach zwei Jahren Gregor XVI. zum Titularbischof von Derbe und zum ersten apostolischen Vikar von Patna am Ganges erhob. Das war für Pater Anastasius nur Ansporn zu weiterer, unermüdelicher Arbeit. Es gelang ihm, neue Missionare, Schulbrüder und Ordensschwester zu bekommen, und bald stand sein Missionsgebiet in staunenswerter Blüte. Als sich Pius IX. für das ganz besonders dornenvolle Arbeitsfeld von Bombay nach einem passenden Mann umsah, fand er

keinen geeigneteren als Bischof Hartmann. Unsagbar schwer war die Aufgabe, die Bischof Hartmann hier zu lösen hatte. Hier galt es nicht bloß, mit der Unwissenheit der Heiden zu kämpfen, sondern vor allem mit der Böswilligkeit und Gehässigkeit der christlichen Glaubensbrüder. „Noch nie ist ein Bischof so sehr verleumdet worden wie ich“, schrieb Pater Hartmann in dieser Zeit nach Rom. Aber er tröstete sich: „Ich weiß, daß mich Gott hierher berufen hat, und daß ein Bischof ein großes Kreuz haben muß. Ohne Kreuz kann die christliche Religion nicht gedeihen, noch sich bewähren.“ Die Macht des Kreuzes und die Opferliebe bewährten sich auch hier. Bald konnte Bischof Hartmann eine reiche Ernte halten. Mehrere Tausende goanese Schismatiker gewann er zur Einheit zurück. Auch die Kathedrale von Bombay rettete er vor dem Übergang in die Hände der Schismatiker. Haßverblendete Gegner strebten dem gefürchteten Bischof wiederholt nach dem Leben. Aber keine Mühe und keine Gefahr konnte diesen zweiten Franz Xaver schrecken. Um seinem Worte und seiner Arbeit größere Wirkung zu geben, gründete dieser neuzeitliche Apostel zwei Zeitungen, von denen er eine in der härtesten Kampfzeit selber leitete. Wie ein neuer Petrus Canisius gab er neue Katechismen in der hindustanischen Sprache und eine Grammatik für die Missionare und Katechisten heraus.

Einer solch rastlosen Anspannung der Kräfte mußte auch eine eiserne Gesundheit erliegen. Im Jahre 1856 sah sich Bischof Anastasius gezwungen, wegen eines schweren Leidens auf längere Zeit nach Europa zurückzukehren. Aber auch diese Erholungszeit nützte er aus im Dienste der Mission. Kaum war er zur Not hergestellt, da trieb ihn die Sehnsucht wieder in sein Missionsland, wo während seiner Abwesenheit ein Aufstand große Verwüstungen angerichtet hatte. Seiner unverwüsthlichen Tatkraft gelang es, das Zerstörte wieder aufzubauen und neue Eroberungen zu machen. Dem gewaltigen Eindruck seiner Predigten konnten sich nur wenige Zuhörer entziehen. Denn jeder, der Bischof Hartmann kannte, wußte: bei ihm standen Leben und Predigt in vollendetster Harmonie. Er war ein Mann von solcher Innerlichkeit, daß der Ordensgeneral der Redemptoristen, der ihn einmal in Rom traf, sagte: „Eine einstündige Unterredung mit Bischof Hartmann bringt mir mehr geistigen Gewinn als achttägige Exerziten.“ Tiefsten Eindruck machte auf Christen und Heiden seine Armutsliebe. Als echter Jünger des hl. Franziskus begnügte er sich mit dem Allernotwendigsten. Seine bischöfliche Residenz in Patna wandelte er in ein Waisenhaus um und behielt für sich nur ein Zimmer. Sein Bischofsstab bestand aus Holz und war mit Goldpapier überklebt. In allem, auch in Speise und Trank, lebte er äußerst bedürfnislos und verschlechterte sich seine kärglichen Mahlzeiten noch dadurch, daß er die bitteren Blätter des Nimbaumes in die Speisen mischte. Ungezählte Nachtstunden entzog er sich den Schlaf und arbeitete an seinem großen Lebenswerk: der Übersetzung des neuen

Testamentes ins Hindostanische. Zwei Jahre, nachdem das Neue Testament im Druck erschienen war, wurde Bischof Hartmann am 24. April 1866 durch einen Choleraanfall mitten aus seiner erfolgreichen Aposteltätigkeit herausgerissen. Auffallende Gebetserhörungen, Krankenheilungen und Bekehrungen veranlaßten die Einleitung des Seligsprechungsprozesses jenes Mannes, von dem Erzbischof Dalhoff von Bombay mit Recht sagte: „Er ist wohl der gelehrteste und heiligste Bischof, der Indien je betreten hat.“

M. Theodora Augusta

14. April

Es kommt nicht oft vor, daß eine Herzogin die Residenz mit einem Kloster, die Prunkgemächer mit einer armen Zelle, die Seidenkleider mit einem rauhen Habit tauscht. M. Theodora hat es getan und hat im armen Kleid einer Karmeliterin größeres Glück gefunden, als sie es je in der Prachtrobe der Herzogin empfunden hatte.

Im oberpfälzischen Städtchen Sulzbach wurde Ernestine als Tochter des Herzogs Theodor Eustach am 15. März 1697 geboren. Im herzoglichen Haus herrschte echte Frömmigkeit und treukatholischer Glaube. So wuchs Ernestine sorgsam behütet heran und entfaltete zur Freude der Eltern reiche Gaben des Geistes und Herzens. Ein ausgezeichnetes Mittel, das das Mädchen von früher Jugend an gebrauchte, um tugendhaft und fromm zu werden, war der Gedanke an Gottes Gegenwart. Wieviel mag dieser bewußte Wandel in Gottes Gegenwart dazu beigetragen haben, das Mädchen sittsam und kindlich fromm zu erhalten! Im fürstlichen Stift zu Essen, in das die Vierzehnjährige zur Ausbildung kam, erhielt ihr frommer Sinn neue Nahrung. Das klösterliche Leben der Schwestern zog das ernste Mädchen so an, daß sie am liebsten für immer in Essen geblieben und eine der Chorfrauen geworden wäre. Aber die Eltern hatten andere Pläne mit ihr. Sie wünschten, daß sie dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Rheinfels die Hand reichte. In kindlichem Gehorsam brachte die Prinzessin die Stimmen zum Schweigen, die sie zum Ordensleben riefen, und schritt mit dem Landgrafen 1719 zum Traualtar. Mit fester Hand griff sie ihr neues Leben mit seinen vielgestaltigen Aufgaben an. Landgraf Wilhelm fand in ihr eine hingebungsvolle Gefährtin und eine umsichtige Hausfrau. Der zahlreichen Dienerschaft war sie eine gütige Herrin, die

nur dann unerbittlich streng werden konnte, wenn sie sündhaftem Treiben auf die Spur kam. Selber unantastbar bis in die kleinste Handlung des Alltags hinein verlangte sie auch von ihrer Umgebung Ordnung und Zucht. Das Beispiel ihrer heiligen Verwandten, der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, nachahmend, liebte es auch Landgräfin Ernestine, die Kranken in den Spitälern aufzusuchen, sie zu trösten und ihnen nach Kräften Linderung zu verschaffen.

Zwölf Jahre hatte so Ernestine als Landgräfin an der Seite ihres Mannes gelebt. Da wurde 1731 die kinderlos gebliebene Ehe durch den Tod des Landgrafen gelöst. Es war nur ganz natürlich, daß jetzt die frühere Hinneigung zu einem Leben klösterlicher Abgeschiedenheit und gänzlicher Hingabe an Gott aufs neue in der Landgräfin erwachte. Ihre Wahl fiel auf den Karmel in dem bayerischen Herzogsstädtchen Neuburg a. D. Doch die Ordensfrauen trugen größte Bedenken, die Herzogin aufzunehmen. War es nicht gewagt, einer Frau von so hohem Stande und vorgeschrittenem Alter (Ernestine war bereits 50 Jahre alt) das Ordenskleid zu geben? Würde sie, auch wenn sie vom besten Willen erfüllt sein mochte, die Kraft aufbringen, ein Leben harter Abtötung zu führen, wie es der Orden der Karmeliterinnen verlangt? Würde die vornehme Dame, die von Jugend auf ans Befehlen gewöhnt war, sich in das bedingungslose Gehorchen, wie es die Ordensregel zur Pflicht macht, finden können?

Doch die Landgräfin wußte die Bedenken zu zerstreuen, die Aufnahme wurde ihr schließlich gewährt. Aus der Landgräfin Ernestine wurde Schwester Theodora Augusta. Bald mußten sich die Klosterfrauen davon überzeugen, daß ihre Befürchtungen grundlos gewesen waren. Sie hatten den Opfergeist und das Vollkommenheitsstreben ihrer neuen Mitschwester weit unterschätzt. Schwester Theodora Augusta übte die Haupttugenden einer Ordensschwester: Demut, Gehorsam und Armut in einer Weise, daß selbst alte und erprobte Schwestern sich daran erbauen konnten. Ängstlich wachte sie darüber, daß ihr als der einstigen Fürstin, ja keinerlei Bevorzugung zuteil wurde. Die abgetragenen Kleider waren ihr gut genug. Wollte man sie zur Annahme von Besserem bewegen, etwa in Krankheitstagen zu kräftigerer Kost, dann wies sie es zurück: „Das ist zu gut. Ich hab es nicht verdient; ich kann es nicht annehmen.“ Wie wenig sie es bereute, den Schleier genommen zu haben, geht aus einem Brief an Kurfürst Karl Theodor, ihren Neffen hervor, in dem sie in den lichtesten Farben das Glück ihres Klosterlebens schildert und immer wieder ihre Dankbarkeit dafür ausspricht, daß er seine Einwilligung zum Eintritt in den Karmel gegeben hatte. Oft konnte man von ihr die Äußerung hören: „Ich habe mitten in den Freuden der Welt gelebt, aber nie ein solches Vergnügen gefunden, wie ich es jetzt besitze.“

Ihr vorbildliches Ordensleben brachte es mit sich, daß sie zur Priorin gewählt wurde. Als die Schwestern, die sich unter ihrer mütterlich gütigen, erleuchteten

Führung so wohlgeborgen fühlten, sie für lebenslänglich zur Priorin wählen wollten, wehrte Schwester Theodora Augusta demütig ab: „Wenn Sie mich lieben, verschonen Sie mich damit und berauben Sie mich nicht des Trostes und der Freude, die ich im Gehorsam finde.“

Ein paar Wochen vor dem Osterfeste 1775 erkrankte die Priorin und sprach zu den Schwestern, trotzdem der Arzt keine ernstliche Gefahr sah: „Ostern erlebe ich nicht mehr.“ Und in der Tat ging sie in der Nacht des Karfreitags sanft einschlummernd in die Ewigkeit hinüber. Das Volk, das in der toten Priorin Theodora Augusta eine Heilige sah, drängte sich zu ihrer Leiche und hielt ihre Grabstätte in Ehren. Als das Unwetter der Säkularisation auch den Neuburger Karmel traf, wurde 1807 der noch gut erhaltene Leib der Dienerin Gottes in die Fürstengruft der Neuburger Hofkirche übertragen.

Damian de Veuster

15. April

Wenn auch die Kirche noch keinen Anlaß genommen hat, durch feierliche Heiligspredung die Heldenhaftigkeit der Tugenden dieses Märtyrers der Liebe auszusprechen, so bürgt schon das Wort des heiligen Johannes: „So große Liebe hat niemand als der, der sein Leben für seine Freunde hingibt“, dafür, daß der gottselige Aussätzigen-Missionar, Pater Damian de Veuster, zu den größten Helden unseres Glaubens und der Menschheit zu zählen ist.

Flandern ist die Heimat Pater Damians und hier wurde am 3. Januar 1840 Josef de Veuster ins Taufbuch eingetragen. Das im flämischen Volk seit alters tief verankerte katholische Glaubensleben ließ im jungen Josef wahre Frömmigkeit und Gottesliebe erblühen. Eine Volksmission wurde entscheidend für seine Berufswahl. Er trat zu Löwen in die Genossenschaft von den heiligsten Herzen Jesu und Mariä (Picpus-Kongregation), der bereits sein Bruder Pater Pamphilus angehörte. 1860 legte Josef de Veuster als Frater Damian die feierlichen Ordensgelübde ab. Als sein Bruder, Pater Pamphilus, der von den Oberen zur Ausreise in die Mission auf den fernen Sandwich-Inseln vorgesehen war, kurz vor der Abfahrt an Typhus erkrankte, wandte sich Damian kurz entschlossen an den Generaloberen in Paris mit der Bitte, an die Stelle seines Bruders treten zu dürfen, damit das bereits bezahlte Fahrgeld nicht vergeudet sei. Die Erlaubnis wurde ge-

geben und nach fünfmonatiger beschwerlicher Fahrt landete Frater Damian in Honolulu, der Hauptstadt des Inselreiches. Das war nun rechte Steinbrucharbeit, die Pater de Veuster zu leisten hatte. Die wenigen Katholiken des drei Tagereisen umfassenden Missionsbezirktes wohnten weit zerstreut und waren von der Irrlehre Kalvins stark angesteckt. Es gab weder Schule noch Kirche. Doch Pater de Veusters Jugendeifer und Gottesliebe überwand alle Hindernisse. Als er nach einigen Jahren den schwierigen Bezirk Kohala übernahm, konnte er seinem Nachfolger Puna als blühende Christusgemeinde übergeben. Auch in Kohala, der weit ins Meer sich ausdehnenden Nordwestspitze von Hawaii, traf Pater Damian recht entmutigende Zustände: Zerfallene Kapellen, laue Christen, feindselig gesinnte Irrgläubige, nicht selten auch Götzendiener.

Wie schmerzlich empfand der Missionär den großen Unterschied zwischen den ernstesten, charakterfesten Menschen seiner flämischen Heimat und den oberflächlichen, leichtsinnig in den Tag hineinlebenden Naturkindern der Südseeinseln! Acht opfervolle Jahre arbeitete Pater Damian mit großem Erfolg in Kohala, bis die göttliche Vorsehung ihn auf ein anderes, ganz außergewöhnliches Arbeitsfeld rief: den Ärmsten der Armen, den Aussätzigen, sollte er Priester und Helfer werden.

Von Asien her war die entsetzliche Geißel des Aussatzes auf den Sandwich-Inseln eingeschleppt und durch die Unvorsichtigkeit der sehr geselligen Bevölkerung stark verbreitet worden. Um dem furchtbaren Übel zu steuern, erließ die Regierung ein Gesetz, das die Verbannung aller Aussätzigen auf die kleine Insel Molokai befahl. Herausgerissen aus ihren Familien, fristeten die Verbannten auf Molokai ein jammervolles Dasein und mußten hilflos mit faulenden Gliedern langsam dahinsterven. Die einzige Verbindung mit der Welt war das Regierungsschiff, das von Zeit zu Zeit Nahrungsmittel auf die Schreckensinsel brachte. Die Matrosen des Schiffes wußten ekeleregende Schilderungen von dem Aussehen dieser am lebendigen Leibe verwesenden Menschen zu geben. Wochenlang noch trugen die Matrosen den Gestank der schwärenden Wunden in ihren Kleidern, obwohl sie ängstlich genug sich vor einer Berührung mit den Kranken gehütet hatten. Die Aussichtslosigkeit jeder Heilung trieb die Aussätzigen vielfach zur Verzweiflung und warf sie der wildesten Ausschweifung in die Arme. Um ihr unglückliches Geschick zu vergessen und ihren Gram zu betäuben, ergaben sich die Geächteten dem Trunk und der Unzucht. Molokai wurde zu einer Stätte wüster Laster. Der Einfluß der Missionare, die ab und zu auf die Insel kamen, war viel zu klein, um hier eine durchgreifende Besserung zu schaffen. Dies war nur möglich, wenn eine ständige Seelsorgsstelle auf Molokai eingerichtet werden konnte. Aber wer hätte diesen Posten übernehmen sollen? Pater Damian tat es. Freiwillig bot er sich seinem Bischof als Missionar unter den Aussätzigen an:

„Hochwürdigster Herr! Am Tage meiner Gelübdeablegung bin ich mit dem Leichentuch bedeckt worden zum Zeichen, daß der freiwillige Tod der Anfang eines neuen Lebens ist. Ich bin bereit, mich bei diesen Unglücklichen lebendig zu begraben.“ Als dreiunddreißigjähriger starker Mann betrat Pater Damian am 10. Mai 1875 die Insel, die ihm für sechzehn lange Jahre zur Heimat werden und auf der er als Neunundvierzigjähriger vom Aussatz gebrochen sein Grab finden sollte.

Wir können uns von der Größe des Opfers, das Pater Damian brachte, kaum eine Vorstellung machen. Wie schwer wurde es ihm anfangs beim Anblick der zerfressenen Unglücklichen, beim widerlichen Geruch, der den schmutzigen Schilfhütten entströmte, den Ekel zu überwinden! „Es fiel mir sehr schwer“, schreibt er einmal an seinen Bruder, „mich an die Atmosphäre zu gewöhnen. Eines Tages, während ich das Hochamt feierte, meinte ich ersticken zu müssen und konnte mich fast nicht halten, hinauszuspähen, um etwas frische Luft einzuatmen. Jetzt ist mein Geruchsorgan bereits etwas abgestumpft und es fällt mir nicht so schwer, in die verpesteten Wohnräume der Kranken einzutreten.“

Täglich hielt Pater Damian im Anschluß an das heilige Meßopfer eine kurze Unterweisung. Hunderte begehrten die Taufnade. In unnachgiebiger Strenge rückte der Pater den Ausschweifungen zu Leibe. Durch Arbeit und Zerstreuung – er gründete z. B. eine Musikkapelle und einen Sängerkhor – suchte er die Kranken dem verzweifelten Hinbrüten zu entreißen. Selber lange Zeit ohne Wohnung und gezwungen, unter einem Baum zu nächtigen, sorgte er dafür, daß die ungesunden Schilfhütten sauberen Bretterhütten wichen. Mit eigener Hand baute er mehrere hundert Hütten. Er sorgte für eine Trinkwasserleitung, für die Errichtung eines Spitals für die Schwerkranken und für den Bau eines Waisenhauses. Alle diese Arbeiten verrichtete er selber mit den Aussätzigen. Daneben machte er den Sargtischler und Totengräber. Über tausend Särge hat Pater Damian gezimmert und ungezählte Gräber geschaufelt. Durch möglichst schöne Ausgestaltung des Gottesdienstes und durch feierliche Prozessionen suchte er Sonnenschein ins dunkle Leben der aus der Menschheit Ausgestoßenen zu bringen. Kein Wunder, daß die Leute von Molokai an ihrem Missionär wie an einem Vater hingen.

Wer jahrelang in solch inniger täglicher Berührung mit Aussätzigen lebt, kann sich über sein Los nicht im unklaren sein.

Im Jahre 1884 merkte Pater Damian zum ersten Male die Spuren des Aussatzes an seinem Leibe. „Ich habe keinen Zweifel über die wahre Natur meiner Krankheit“, so meldete er seinen Oberen, „doch ich bin ruhig, ergeben und glücklich inmitten meines Volkes. Mit bereitwilligem Herzen sage ich täglich: Herr, dein Wille geschehe!“ Trotz des raschen Fortschreitens der Krankheit arbeitete der Pater unermüdlich weiter. Da seltsamerweise die bei der Priesterweihe mit

dem heiligen Öl gesalbten inneren Handflächen vom Aussatz nicht angegriffen wurden, konnte er fast bis zu seinem Lebensende das heilige Meßopfer darbringen. Erst die letzten paar Wochen legte er sich nieder, um das Kommen des Herrn zu erwarten. Am 15. April 1889 erhielt der Apostel der Aussätzigen den Lohn seiner Liebe.

Die Todeskunde durchlief rasch alle Lande. Die Welt hielt einen Augenblick in heiliger Bewunderung vor solchem Heldenmut den Atem an. In englischen Städten drängten sich die Menschen in solchen Scharen zu den Kaufläden, wo Bilder des Verstorbenen zu erhalten waren, daß die Polizei den Verkehr regeln mußte. Standbilder des Verewigten wurden errichtet. Die Zeitungen brachten überschwengliche Lobeshymnen. Bald aber nahm wieder eine neue Sensation die Welt gefangen und Pater de Veuster war vergessen.

Pater Damian ist tot, aber es lebt der Glaube, der solche Männer hervorbringt. Es lebt die Kirche, die solche Helden der Liebe formt.

Vater im Himmel, wie dank ich dir, ein Kind dieser Kirche zu sein!

Benedikt Josef Labre

16. April

Ein Heiliger von ganz besonderer Eigenart tritt uns in Benedikt Josef Labre gegenüber (geboren am 26. März 1748 zu Amettes in Frankreich). Schon in seiner Jugend fiel er aus dem gewöhnlichen Rahmen heraus. Eltern und Erzieher wurden nicht klug aus dem Jungen und wußten nichts mit ihm anzufangen. Nach dem Wunsch der Eltern sollte Benedikt studieren und Priester werden. Aber so eifrig Benedikt in den Übungen der Frömmigkeit war und so ungestüm er sich schon als Knabe allen Arten der Selbstverleugnung und Abtötung hingab, so wenig wollte er vom Studium wissen. Es schien unmöglich, Benedikt so weit zu unterrichten, daß er Priester werden könnte. Was sollte aus dem Jungen werden? Die Angehörigen glaubten, in ihm eine Neigung zum Klosterberuf zu sehen und rieten ihm deshalb zum Eintritt bei den Kartäusern. Freudig folgte Benedikt der Anregung, aber bald zeigte es sich, daß auch dieser Weg nicht der rechte war. Das eine Kloster wies ihn ab, weil er zu jung war, im andern war die Zahl der Novizen schon voll, im dritten riet ihm der Obere nach einigen Monaten des Noviziats wieder zum Austritt, aus dem vierten entfloh er nach monatelangen Kämp-

fen. Bei den Trappisten war er eingekleidet und als Frater Urban in die Klostergemeinschaft aufgenommen. Aber wieder stellten sich unerklärliche seelische Ängste und Versuchungen ein, die ihn zur Erkenntnis brachten: „Gott ruft mich auf einen andern Weg.“ Aber was sollte er nun beginnen? Sollte er den Eltern zur Last fallen? Da entdeckte Benedikt seinen eigenartigen, gottgewollten Beruf: als lebendige Predigt wollte er straßauf, straßab ziehen und einer genußsüchtigen, in Leichtsinne verstrickten Welt das Beispiel vollkommener Selbstentäußerung und frommer Bußgesinnung geben. So begann sein zwölfjähriges Wander- und Wallfahrtsleben als Bettler und Pilger durch die verschiedensten Länder Europas. Alle berühmten Heiligtümer und Wallfahrtsorte von Europa besuchte er Jahr für Jahr der Reihe nach. Am liebsten weilte er in Rom, das er schließlich zu seinem ständigen Aufenthaltsort und zum Ausgangspunkt seiner alljährlichen Wallfahrten machte. „In dieser Großstadt“, meinte er einmal, „kann man Gutes tun, ohne gesehen zu werden. Und wegen der großen Anzahl von Kirchen kann man unbeachtet von einer zur andern gehen. Auch hat man in Rom Gelegenheit, jeden Tag in irgendeiner Kirche dem vierzigstündigen Gebet beizuwohnen.“

Sein Aufzug war freilich nicht dazu angetan, unbeobachtet zu bleiben. Sein Gewand war so, daß es den meisten Bettlern zu schlecht gewesen wäre: zerfranst und dutzendmal zerrissen und geflickt. Auf dem Rücken hatte er einen Bettelsack, der seine ganze Habe, das Büchlein von der Nachfolge Christi, das Neue Testament und ein abgegriffenes Brevier enthielt. Um den Hals baumelte ein grobkörniger Rosenkranz, auf der Brust trug er ein hölzernes Kruzifix, an der Seite einen mit Draht zusammengeflochtenen Eßnapf. Das bißchen, das er an Nahrung benötigte, bettelte er zusammen oder er suchte sich auf der Straße einige Abfälle: grüne Erbsenhülsen, Kohlblätter, weggeworfenes Grünzeug, Zitronen- und Apfelsinenschalen. Bald wurde der wallfahrende Bettler eine bekannte Gestalt der Landstraßen und Ortschaften.

Ständig in betrachtendes Schweigen versunken, ging der heilige Bettler seines Weges. Er sprach eigentlich nur, wenn er angedredet wurde, oder wenn es die Liebe und das Seelenheil des Nächsten erforderten. Als ihn einmal jemand fragte, wie man am sichersten zu einer großen, starken Liebe Gottes gelangen könne, gab er die schöne Antwort: „Dazu muß man drei Herzen in eins zusammenschmelzen: das erste muß ganz Liebe und Zärtlichkeit für Gott sein; das zweite voll Güte und Eifer für den Nächsten; das dritte in Bußgesinnung und Haß gegen sich selber.“ Eine fromme Frau fragte Benedikt um Rat, was sie für ihren religiös gleichgültigen Neffen tun könne. Der Heilige empfahl: „Beten Sie jedesmal das Credo für den jungen Menschen, so oft er von zu Hause fortgeht!“ Ist das nicht ein Rat, den alle befolgen könnten, die eines ihrer Lieben in großer religiöser Gefahr wissen?

Gar manchmal versuchte man, den Heiligen von seinem unstillen Wander- und Bettelleben abzubringen, ihm statt der Ruinen des Kolosseums, wo er bei seinem Aufenthalt in Rom meist zu nächtigen pflegte, eine anständige Kammer zu bieten, ihn mit ordentlicher Kleidung und gesunder Nahrung zu versehen. Aber er lehnte es immer entschieden ab. „Gott will mich auf diesem Wege haben.“ Er sah seinen gottgewollten Beruf in seinem armseligen Pilgerleben. Und diesem Beruf blieb er treu, bis er vor Erschöpfung am 16. April 1783 in der Kirche Santa Maria de' Monti ohnmächtig zusammenbrach und in ein benachbartes Haus getragen wurde, wo er, kaum 35 Jahre alt, seine letzte Wallfahrt antrat, die Wallfahrt in die Ewigkeit.

Sinn und Zweck dieses eigenartigen Heiligenlebens war das: eine anschauliche Predigt sollte es sein gegen die Erblaster einer Zeit, die am Vorabend der großen Revolution stand. Ehe sie in den Blutströmen dieser Schreckensjahre für Unglauben und gottlose Aufklärung, für Luxus und Reichtum, für Vergnügungssucht und Völlerei entsetzliche Strafe zahlen sollte, trat als letzte Mahnung dieses ergreifende Bild des selbstlosen, armen Bettlers vor sie. Hätte sie nur die Predigt dieses Propheten, der das drohende Verhängnis über die Völker Europas hereinbrechen sah und den entsetzlichen Zusammenbruch vorausahnte, besser zu Herzen genommen und befolgt!

Emma von Niedersachsen

17. April

(Gedenktag am 19. April)

Zur Zeit der sächsischen Kaiser wetteiferten in Deutschland die reichsten und mächtigsten Familien in der Heiligkeit des Lebens. Ihnen reiht sich als Kämpferin um die Siegespalme heldenhafter Tugend auch Emma an, in deren Adern das Blut des Sachsenherzogs Widukind floß. Die heilige Kaiserin Mathilde war ihre Tante, der heilige Meinwerk, Paderborns tatkräftiger Bischof, ihr Bruder. Diesen erbauenden Beispielen ernsten Ringens um Gottes Wohlgefallen stand der verderbliche Einfluß der Mutter Adela gegenüber. Die alten Bücher wissen wenig Ruhmliches von dieser unbeherrschten Frau zu berichten, die von unersättlichen Leidenschaften brannte und vor keiner Gewalttat zurückschreckte. Ein besonderer Schutz Gottes war nötig, daß Meinwerk und Emma dem Einfluß dieser Mutter nicht erlagen. Es mag Emma wohl eine erwünschte Erlösung gewesen sein, als der säch-

sische Graf Luidger um sie freite und sie dem unfrohen Elternhaus entführte. Wie glücklich war Emma, als sie ihrem Gemahl einen Sohn und Erben schenken durfte! Doch der Graf sollte sich nicht mehr lange seines Vaterglückes erfreuen. Sein früher Tod machte Emma in jungen Jahren zur Witwe und Imad zur Waise.

Von jetzt an waren es noch drei Aufgaben, denen sie alle Sorge und Liebe widmete: Die Erziehung ihres Lieblings Imad, der später gleich seinem Onkel Meinwerk den Paderborner Bischofsstuhl zieren sollte, das Streben nach eigener Vollendung und das Ausüben von Werken der Barmherzigkeit. Es ist wohl anzunehmen, daß mancher stattliche Graf zu Emmas Burg geritten kam und um die Hand der jungen, reich begüterten Witwe warb, aber sie zogen wieder unerfüllter Wünsche ab. Große Güter waren ihr eigen, viel Vermögen besaß sie, aber die Reichtümer der Welt vermochten sie nicht zu locken. Freigebig verwendete sie ihre Einkünfte zu Werken der Barmherzigkeit. Kein Bedürftiger kam zu ihr, ohne freigebig beschenkt zu werden. Kirchen und Klöstern vermachte sie reiche Stiftungen. Bei all diesen Schenkungen und Stiftungen mag neben der Gottesfurcht und Liebe zu den Armen noch ein anderer Gedanke Emma geleitet haben: sie wollte wohl dadurch Sühne leisten für die mannigfachen Ungerechtigkeiten ihrer toten Mutter und so wieder gutmachen, was Adela einst gefehlt hatte. Sicherlich sind alle diese Werke der Barmherzigkeit und Gottesfurcht ihr selber zu starkem Trost und zu machtvoller Hilfe geworden, als sie nach ihrer langen Witwenzeit am 19. April 1040 zur Abrechnung vor den göttlichen Richter gerufen wurde. Als man nach vielen Jahren das Grab der Heiligen in Bremen öffnete, fand man ihren Leib in Staub zerfallen, nur die rechte Hand war unversehrt geblieben. Die Hand, die soviel Wohltaten gespendet hatte, sollte nicht in Moder zerfallen. Sie sollte nach Gottes Willen erhalten bleiben als ein deutlicher, ergreifender Hinweis auf die große Freigebigkeit der heiligen Witwe. Salomon hatte einst das Loblied der tugendhaften, fleißigen Hausfrau geschildert und in ihren unermüdlich schaffenden Händen das Geheimnis ihres Erfolges gesehen. Er sagt von der Hausfrau: „Sie sorgt für Wolle und Flachs und arbeitet mit kunstfertigen Händen... Von dem Gewinn ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. Rüstig regt sie ihre Arme. Sie legt ihre Hände an große Dinge und ihre Finger erfassen die Spindel. Sie öffnet ihre Hände dem Armen und streckt ihre Hände dem Dürftigen entgegen... Gebt ihr von dem Ertrag ihrer Hände und ihr Lob erschalle weit und breit!“ Der allmächtige Gott aber hat deutlicher und eindringlicher als es Salomon vermochte und alle irdischen Worte es vermögen, das Verdienst der freigebigen, schaffenden Frauenhände der Welt durch die wunderbare Erhaltung von St. Emmas Hand Kunde getan. Lange wurde diese Hand als teure Reliquie im Kloster Werden aufbewahrt, bis unter Bränden und Kriegsstürmen späterer Jahrhunderte auch dieses letzte Erinnerungszeichen an die Erdenfahrt dieser heiligen Frau verloren ging.

Ludwig Maria Grignion

18. April

(Gedenktag am 28. April)

Lange Zeit war der heilige Grignion bei uns in Deutschland ein Fremder. Erst in den letzten Jahren wurde sein Name durch die Verbreitung der „Grignionischen Andacht“ mehr und mehr genannt, und Grignion erwarb sich bei uns den Ehrenplatz, der ihm als einem der großen Männer unserer Kirche zukommt.

Ein frommes Elternhaus senkte Keime tiefer Gottesliebe in das Herz des am 31. Januar 1673 zu Montfort in der Bretagne geborenen Ludwig. Eine innige Liebe zur Mutter Gottes und ein warmes Herz für fremde Not offenbarten sich schon in dem Knaben. Als Schüler legte er sich häufig Entsagungen auf, um das Ersparte Armen geben oder damit Kranken in den Spitälern eine Freude machen zu können. Als er am Pariser Priesterseminar St. Sulpice studierte, übernahm er oft in Privathäusern nachts die Wache bei Verstorbenen, um sein Studiengeld zu verdienen. Diese nächtlichen Stunden, die er in einsamem Gebet im Angesichte von Toten zubrachte, trugen gewiß viel dazu bei, ihn vor jugendlichem Leichtsinne zu bewahren und ernste Ewigkeitsgedanken in seiner Seele zu wecken.

Im Jahre 1700 Priester geworden, übernahm er zunächst eine Stelle als Hausgeistlicher in einem Spital zu Poitiers, bis er seinen wahren Beruf erkannte und zum gottbegeisterten Volksmissionär wurde. Die glühende Frömmigkeit, in die seine Worte auf der Kanzel getaucht waren, die heldenhafte Selbstentäußerung, die er zeitlebens führte, und nicht zuletzt die leidenschaftlichen Verfolgungen, denen seine Wirksamkeit ausgesetzt war, verlieh seinen Predigten ungewöhnliche Kraft und tiefste Wirkung. Je größer die Erfolge des Missionärs wurden, desto erbitterter verfolgte ihn der unversöhnliche Haß der Gegner des katholischen Glaubens, der Calvinisten und Jansenisten. Mit Ingrimmsahen sie, wie Grignion von Eroberung zu Eroberung eilte und wie unter seiner Wirksamkeit überall neues, reges Glaubensleben aufblühte. Schmähungen und Verleumdungen wurden unter Volk geworfen, die staatlichen und geistlichen Behörden suchte man in Bewegung zu setzen, um dem „Störenfried und Unruhstifter“ das Handwerk zu legen. Als alle Quertreibereien nichts fruchteten und Grignion ohne ein Wort der Verteidigung zu verlieren, seine segensreiche Missionstätigkeit fortsetzte, scheuten die Gegner auch nicht vor Verbrechen zurück. Nach einer besonders erfolgreichen Mission in La Rochelle, wo der Heilige vier Missionen hintereinander gehalten hatte, suchten die verblendeten Feinde Grignion mit Gift zu beseitigen. In einer Tasse Fleischbrühe reichten sie ihm Gift. Zwar gelang es, durch sofortige Gegenmittel das unschuldige Opfer teuflischer Rachsucht noch zu retten, aber Grignions Gesundheit hatte eine Erschütterung erhalten, von der er sich nie wieder ganz erholte.

Je leidenschaftlicher die Hölle gegen den Sämann des göttlichen Wortes kämpfte, desto reicher begnadete ihn der Himmel mit außerordentlichen Gaben. Wunder jeder Art: Krankenheilungen, Gebetserhörungen, die Gabe der Weissagung und Herzenskenntnis, auffallende Gottesgerichte und Erscheinungen verliehen der Tätigkeit Grignions ganz außerordentliche Erfolge, so daß seine Missionen massenweise Bekehrungen nach sich zogen. Die einzigartigen Erfolge, die Ludwig Maria Grignion verliehen waren, waren nicht zum geringsten Teil eine Frucht seiner ungewöhnlich tiefen Verehrung der Mutter Gottes. Der Rosenkranz, den er schon als kleiner Junge täglich zu beten pflegte, wurde die mächtigste Waffe in seiner Missionsarbeit. Durch ihn erreichte er die Bekehrung der verworfensten Sünder. Durch Maria zu Jesus! Das war der Wahlspruch, nach dem er handelte und der die Seele all seiner Arbeit war. Gern nannte er sich „Sklave Jesu in Maria“ oder kurzweg „Sklave Mariens“. Als er am 28. April 1716 zu St. Lorenz an der Sevre starb, hinterließ er uns eine wahrhaft goldene Schrift mit dem Titel: „Die wahre Andacht zur allerseligsten Jungfrau“. Diese Schrift ist es vor allem, die Grignions Name vor der Vergessenheit schützte und die ihn unsterblich machen wird. Gerade in unserer Zeit findet diese segensreiche Andacht immer mehr Verbreitung. Der Feind alles Guten, der die ungeheure Segensmacht dieser Andacht gar wohl erkannte, wußte es zu erreichen, daß die Handschrift, in der der heilige Grignion sie niedergelegt hatte, anderthalb Jahrhunderte vollständig verborgen blieb. Sie war mit andern Handschriften in einen Koffer eingeschlossen und wurde erst durch einen „Zufall“ im Jahre 1842 wieder entdeckt. Grignion sah dieses Schicksal seiner Andacht voraus. Er schrieb in jener Handschrift: „Ich sehe rasende Tiere, die in ihrer Wut daherkommen, um mit ihren teuflischen Zähnen diese kleine Schrift zu zerreißen oder wenigstens im Stillschweigen eines Koffers zu begraben, damit sie nicht zum Vorschein komme. Sie werden selbst diejenigen angreifen, die sie lesen und in die Tat umsetzen werden.“ Seit dem Auffinden der Handschrift hat die Grignionische Andacht einen wahren Triumphzug gehalten.“

Worin besteht nun diese „wahre Andacht zur allerseligsten Jungfrau“? Sie besteht darin, daß man sich der seligsten Jungfrau ganz und gar, mit allem, was man ist und was man hat, zum völligen Eigentum übergibt, um durch sie gänzlich Jesus Christus anzugehören, und zwar so, daß man alles für Maria, alles mit Maria und alles durch Maria tut, in der Absicht, dadurch alles besser und vollkommener für Jesus, mit Jesus und durch Jesus vollbringen zu können. Grignion schrieb: „Das letzte Ziel und Ende aller unserer Andachtsübungen muß Jesus Christus, unser Herr und Heiland sein. Würde die Andacht zu Maria uns Christus entfremden, so müßte man sie als eine Täuschung des bösen Feindes verwerfen. Die wahre Andacht zu Maria soll uns nun aber gerade ein leichtes und sicheres Mittel in die Hand geben, Jesus Christus zu finden . . .“

Ludwig Grignion war der Überzeugung, daß in den Endzeiten vor dem Kommen des göttlichen Richters die Verehrung und Andacht zur Mutter Gottes einen besonders hohen Aufschwung erfahren werde. „In den letzten Zeiten wird Maria mehr als je in Barmherzigkeit und Stärke leuchten und erkannt werden. Maria ist der Weg, auf dem Christus das erstmal zu uns gekommen ist, sie wird auch der Weg sein, auf dem er das zweitemal kommen wird, wengleich nicht auf dieselbe Weise.“

Ob die starke Verbreitung, welche Grignions Andacht zur seligsten Jungfrau in den letzten Jahren fand, ob die mancherlei Erscheinungen der Mutter Gottes, wie sie in Fatima und anderwärts beobachtet wurden, ob die ungewöhnlich zahlreichen Wallfahrten zu Marienheiligtümern und begeisterten Glaubenskundgebungen an Marienorten etwa ein Anzeichen sind, daß die Menschheit bereits in die Endzeit eingetreten ist und der göttliche Richter schon Vorkehrungen trifft zum großen Ernte- und Gerichtstag?

Leo IX.

19. April

Unter den Päpsten, die gegen den Unfug der Simonie (Schacher mit geistlichen Ämtern) entschieden ankämpften und die Priester mehr und mehr von irdischen Gütern und Reichsämtern loszumachen suchten, glänzt in erster Reihe der deutsche Papst Leo IX. Er hat von den acht Päpsten, die das deutsche Volk der katholischen Kirche schenkte, am längsten regiert und ist auch als einziger der Ehre der Altäre teilhaftig geworden.

Leo stammt aus Egisheim im Elsaß, wo er am 21. Juni 1002 als Sohn des deutschen Grafen Hugo von Dagsburg geboren und auf den Namen Bruno getauft wurde. Früh schon übergaben die Eltern den Knaben dem Bischof von Toul zur Erziehung, der ein Seminar für junge Edelleute eingerichtet hatte. Bruno lebte sich rasch in die neue Welt und in das Seminarleben ein. Die Lehrer schätzten seinen beweglichen Geist, der sich rasch entwickelte und auf Bruno große Hoffnungen setzen ließ. Mit Eifer gab er sich dem Studium der Gotteswissenschaft hin und erbaute seine Umgebung durch tiefe Frömmigkeit. Die Wahl seines Vetters Konrad II. zum deutschen Kaiser riß ihn aus seinem Studium. Dem Wunsch der Eltern und der Einladung des königlichen Vetters folgend, zog er an Konrads Hof, wo er

mit unumschränktem Vertrauen überschüttet und in die Führung der Staatsgeschäfte eingeweiht wurde. Wie leicht wäre es ihm gewesen, die Gunst des Königs auszunützen und sich hohe kirchliche Würden zu verschaffen! Aber Bruno, der auch mitten im Hofleben das gesammelte stille Leben eines Mönches und Gelehrten führte, wartete in Demut auf den Ruf Gottes. Dieser erging an ihn, als er 1026 von Klerus und Volk einstimmig zum Bischof von Toul gewählt wurde. Unverzüglich machte sich der neue Bischof daran, die religiösen Zustände seines Sprengels zu verbessern. Er suchte die Wunden zu heilen, die seine zwischen Frankreich, Deutschland und Burgund liegende Diözese durch die verschiedenen Einfälle und Kriege der letzten Jahrzehnte erlitten hatte. Er mühte sich, den Gottesdienst feierlicher zu gestalten, das sittliche Leben und die wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichen zu heben.

Zweiundzwanzig Jahre führte Bruno zielbewußt den Bischofstab von Toul. Da brachte der am 29. August 1048 erfolgte Tod des Papstes Damasus II. die große Wendung seines Lebens. Auf einem Reichstag zu Worms, der sich mit dem Nachfolger des Papstes zu befassen hatte, richteten sich alle Blicke und Wünsche auf den anwesenden Bruno. Wie gern hätte er sich dem Wunsch des Reichstags entzogen! Doch Bruno mußte schließlich seine Zustimmung geben unter der Bedingung, daß er in Rom nach den Vorschriften der Kirche rechtmäßig gewählt würde. Begleitet von Prior Hildebrand von Cluny, dem späteren Gregor VII. machte er sich denn schweren Herzens auf den Weg in die Hauptstadt des Christentums. Jubelnd vom Volk empfangen, erklärte er: „Vom Kaiser und von den Fürsten des Reiches bin ich ausersehen, euer Bischof und das Haupt der Kirche zu werden; nun bin ich da, um euren Willen zu hören. Wenn ihr die Wahl nicht billigt, so bin ich bereit, in mein Vaterland zurückzukehren.“ Klerus und Volk riefen begeistert: „Dich allein wollen wir, dich wählen wir zum Papst!“ Als Leo IX. wurde er nun am 12. Februar 1049 im Lateran gekrönt.

Es dauerte nicht lange, und der neue Geist in der Führung der Kirche machte sich bemerkbar. „Die ganze Kirche fühlte den nordischen Hauch einer neuen Zeit strenger Reform.“ Mit unerbittlicher, unnachgiebiger Strenge rückte Leo den beiden Grundübeln zuleibe, die am Lebensmark der Kirche zehrten: der Simonie und der Priesterehe. Um überall nach dem Rechten zu sehen, hielt es der Papst für notwendig, persönlich einen großen Teil der Kirche zu bereisen. Er unternahm lange beschwerliche Reisen durch Italien, nach Deutschland und Frankreich. Überall berief er Synoden ein, auf denen er mit heiliger Entschiedenheit gegen Mißstände auftrat, kirchliche Streitigkeiten schlichtete, Widerspenstige strafte, Gutwillige aufmunterte, allem zuchtlosen Treiben Schranken setzte. Den unablässigen Bemühungen des Papstes gelang es, in kürzester Zeit die Kirche aus dem drangvollsten Zustand herauszureißen und sie aus tiefer Gesunkenheit auf eine Höhe von Macht

und Ansehen emporzuheben, die noch vor wenigen Monaten auch der begeistertste Anhänger göttlicher Verheißungen nicht zu ahnen gewagt hätte.

Hatte Leo auf seinen apostolischen Reisen reine Zucht und Sitte wieder hergestellt und das Unkraut der Simonie mit Erfolg auszureißen versucht, so galt es nun wieder auftauchenden Irrlehren entgegenzutreten, für die kirchliche Einheit, die der anmaßende Patriarch Caerularius von Konstantinopel bedrohte, zu kämpfen, den deutschen Kaiser mit dem ungarischen König zu versöhnen, Feindseligkeiten in Apulien zwischen den Eingeborenen und den Normannen beizulegen... Riesengroß war die vielgestaltige Aufgabe, die der Papst zu bewältigen hatte. Sein unbegrenztes Gottvertrauen ließ ihn auch in den schwierigsten Lagen den Mut nicht verlieren, seine persönliche Lauterkeit und Heiligkeit entwarfnete seine Gegner. Daß seinem Eifer für das Haus Gottes kein weittragender Erfolg beschieden war, lag in den Umständen seiner Zeit. Er war dazu ausersehen, das Fundament der Reformarbeit zu legen, auf dem dann spätere Päpste weiterbauen konnten.

Die ununterbrochenen Mühen der vielen Reisen, die aufreibenden Kämpfe mit den habgierigen Fürsten und widerspenstigen Priestern hatten die Kräfte des Papstes allzufrüh aufgezehrt. Am 19. April 1054 entschlief Leo IX. im 52. Jahr seines Lebens.

Anselm von Canterbury

20. April
(Gedenktag am 21. April)

St. Anselm vergleicht in einer seiner Schriften das Menschenleben mit einer Mühle an einem reißenden Fluß. Der Besitzer ist der Herrgott, der Pächter der Mensch, der Fluß die unaufhaltsam weitereilende Zeit. Der Mensch kann und soll sich diese Wasserkraft dienstbar machen durch gute Meinung und gute Werke und fleißige, treue Arbeit im Dienste Gottes. Ist er träg und sorglos, dann schüttet er gleichsam die kostbaren Körner daneben und läßt sie so verloren gehen. Ja, er läuft Gefahr, daß die wilden Wasserwogen eines Tages das ganze Mühlwerk mit sich fortreißen. Weh einem solchen Menschen, wenn es Feierabend wird und der göttliche Grundherr ihn zur Rechenschaft ruft! Ist der Mensch aber wachsam und gewissenhaft im Dienste Gottes und schüttet er mit guter Meinung fleißig das Getreidekorn der guten Werke zwischen die mahlenden Steine der Zeit, dann wird er reinstes Weizenmehl für den Tag der Ewigkeit in reichster Fülle gewinnen.

Zu diesen Glücklichen, die am Mühlwerk des Lebens in gottgefälliger Arbeit die Zeit ausnützten und mit reichem Ertrag in die Ewigkeit hinübergingen, gehört der heilige Anselm selbst.

Seine Wiege stand in einem stillen Tal Oberitaliens, am Fuß des schneebedeckten Montblanc. Hier wurde er in Aosta um das Jahr 1033 geboren. Während die Mutter tieffromm war und alles daransetzte, die Keime der Tugend und Frömmigkeit in die Seele des Kindes zu senken, war der Vater ein leichtlebiger, unförmiger Verschwender. Nach dem frühen Tod der Mutter geriet Anselm mehr und mehr in die unheilvollen Fußstapfen des Vaters. Er vernachlässigte das Studium, lief Vergnügungen nach und trieb sich müßig herum. Allmählich stellte sich zwischen Vater und Sohn eine Spannung ein, die von Tag zu Tag unerträglicher wurde und schließlich zur völligen Entfremdung führte. Die ständigen Streitigkeiten mit dem Vater vergällten Anselm die Heimat. Er suchte das Glück, das er zu Haus nicht fand, in der Fremde, wanderte nach Frankreich und durchstreifte drei Jahre lang Frankreich und Burgund kreuz und quer. Auf seinen abenteuerlichen Streiffahrten kam er in die Normandie und stand eines Tages vor der Pforte des berühmten Benediktinerklosters Bec. In dem gelehrten Prior des Klosters Lanfrank fand Anselm einen Landsmann und einen seelenkundigen Priester, der die reichen Anlagen des ziemlich verwilderten Vaganten erkannte und Anselm mit kluger, strenger Hand in Zucht nahm. In Lanfrank hatte Anselm seinen Meister gefunden, der wie mit einem Zauberwort plötzlich all die herrlichen Eigenschaften in seiner Seele zum Sprossen und Blühen brachte. Mit leidenschaftlichem Ungestüm stürzte sich Anselm nun aufs Studium und erwarb sich bald ein ungewöhnlich tiefes Wissen und Können. Das große Vermögen, das nach dem Tode des Vaters ihm zugefallen war, konnte ihn nicht mehr locken. Er blieb in Bec und bat als Siebenundzwanzigjähriger um das Ordenskleid. Anselm hatte sich so gründlich gewandelt und führte ein Leben solch vorbildlicher Tugend und offenbarte ein solch umfassendes Wissen, daß die Mönche ihn zum Prior und später auch zu ihrem Abte wählten.

Unter seiner Amtsführung wurde die Abtei Bec zum Sammelpunkt theologischer Gelehrsamkeit. Eine staunenswerte Fülle tiefgründigster Werke unvergänglicher Wissenschaft trug den Namen des Abtes von Bec, des „Vaters der Scholastik“, in alle christlichen Länder. Von Päpsten und Königen, von Bischöfen und Fürsten, von Priestern und Weltleuten wurde Anselm mit Fragen und Bitten um Belehrung und Aufklärung, um Rat und Trost bestürmt. Mit besonderer Liebe nahm sich Anselm der Klosterschule an. Er vertrat die Anschauung, daß in der Erziehung Liebe und Milde die Führung haben müßten; Zwang und Strenge dürften nur im äußersten Notfall angewendet werden. Bezeichnend für seine Anschauung ist ein Gespräch, das er einmal mit einem fremden Abt führte. Der Abt

hatte die Klosterschule besucht, hatte die frischen, frohen Knabengesichter gesehen und mit einem Seufzer an das ganz andere Aussehen seiner eigenen Klosterschule gedacht. „Was soll man denn mit solch unverbesserlichen Rangen tun?“ fragte er Anselm. „Wohl lasse ich sie in einemfort prügeln. Aber sie werden zusehends schlimmer.“ Erstaunt warf Anselm ein: „Wie, Ihr laßt sie in einemfort prügeln? Und wenn sie älter geworden sind, was dann?“ — „Dann sind sie stumpfsinnig wie Tiere“, erwiderte der Abt. „Ein trauriger Erfolg Eurer Erziehungskunst“, versetzte Anselm, „wenn Ihr aus Menschen Tiere macht!“ Der Abt meinte entschuldigend: „Was können wir dafür? Wir zwingen sie mit allen Mitteln zu Fortschritten; sie machen aber keine.“ — „Ihr zwingt sie?“ fragte Anselm. „Ich bitte Euch, sagt mir: wenn Ihr ein junges Bäumlein in Eurem Garten pflanztet, daß es seine Zweige nirgends ausbreiten konnte, was gäbe das nach einigen Jahren für einen nutzlosen, verkrüppelten Baum! Wer wäre aber schuld daran, denn nicht Ihr, die Ihr allzusehr sein Wachstum eingeschränkt habt? Ist es nicht ebenso bei Euren Knaben? Sie sind in den Garten der Kirche gepflanzt und Euch übergeben worden, daß sie wachsen und für Gott Früchte bringen. Ihr aber zwänget sie durch Schrecken, Drohungen und Schläge von allen Seiten so ein, daß sie sich gar keiner Freiheit erfreuen. So von Euch ohne Einsicht niedergedrückt, schießen böse Gedanken, Gesinnungen und Laster in den jungen Menschengewächsen auf und erstarken, und verholzen immer mehr. Warum seid Ihr denn um Gottes willen so hart gegen diese jungen Leute? Sind sie denn nicht auch Menschen so gut wie Ihr?“

Die Visitationsreisen, die Anselm als Abt unternehmen mußte, führten ihn wiederholt auch nach England, wo sein verehrter Lehrer Lanfrank inzwischen Erzbischof von Canterbury geworden war. Die Engländer lernten die großen Verdienste Anselms so schätzen, daß sie nach Lanfranks Tod 1089 den König bestürmten, Anselm auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zu erheben. Vier Jahre lang sträubte sich Anselm gegen die ihm zugedachte Würde. Der damalige König Wilhelm II. war ein leidenschaftlicher, herrschsüchtiger Mann, der nach Lanfranks Tod die Kirche aller Güter beraubt, die Bistümer und Abteien bedrückt und Bischofstühle eigenmächtig an Günstlinge vergeben oder an Meistbietende verkauft hatte. Anselm sah voraus, daß er mit diesem Herrscher in ernstem Konflikt geraten mußte. Erst als der König eine Änderung seiner bisherigen Handlungen versprach, ließ sich Anselm 1093 zum Erzbischof weihen.

Den König reuten bald die gemachten Zusagen, er begann wieder die schmachlichsten Bedrückungen der Kirche und der katholischen Untertanen. In apostolischem Freimut widerstand Anselm dem ungerechten Herrscher. Es entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen König und Erzbischof. Da die Priester und Bischöfe, die zumeist durch Simonie in ihre Ämter gekommen waren, sich zum

König hielten, stand Anselm auf verlorenem Posten. Zweimal verließ er England und reiste nach Rom, um in Beratung mit dem Papst und im Gebet an den Gräbern der Apostelfürsten neue Kraft zum Ausharren zu schöpfen. Erst im Jahre 1106 fand der unselige Streit zwischen Erzbischof und König eine befriedigende Beilegung. Anselms zähe Tapferkeit und unbestechliche Lauterkeit hatten über rohes Faustrecht und höfische Ränkesucht gesiegt. Aber seine Kraft war durch den jahrelangen Kampf gebrochen. Für die Freiheit der Kirche Gottes hatte er gelebt, gelitten und gestritten. Mit seinem Leben hatte er sie erkaufte. Am 21. April 1109 endete das große Leben dieses tapferen Gottesstreiters und weltberühmten Gelehrten, der 1720 mit dem Ehrentitel eines Kirchenlehrers ausgezeichnet wurde.

Konrad von Parzham

21. April

„... Mir geht es immer gut, ich bin immer glücklich und zufrieden in Gott. Ich nehme alles mit Dank vom lieben Himmelsvater an, seien es Leiden oder Freuden, er weiß wohl, was besser ist für uns, und so bin ich immer glücklich in Gott. Ich bemühe mich, Gott recht zu lieben. Ach, das ist so oft mein einziger Schmerz, daß ich ihn so wenig liebe. Ja, ich wünschte so recht ein Liebesseraph zu sein, ich wollte alle Geschöpfe einladen, mit mir meinen Gott lieben zu helfen; ich muß schließen, ich komme sonst zu weit. Die Liebe hat keine Grenzen, ich würde noch viel zu schreiben haben, ich habe keine Zeit mehr. Das Glöcklein ruft mich bald aufs neue zum Lobpreis Gottes. Bete für mich!

Bruder Konrad.“

Schlicht und einfach wie dieser Brief, den Bruder Konrad an seine Schwester schrieb, ohne glanzvolle Worte und bestechende Werke, war das ganze Leben des Heiligen. Es war die demütige Hingabe an Gott, das unauffällige Aufgehen in seinem Dienst, das kindliche Kleinseinwollen, was sein Haupt mit der Strahlenskrone der Heiligkeit schmückte und was dem Pfarrer von Weng im niederbayerischen Rottal die ungewöhnliche Freude verschaffte, dem Taufbucheintrag: „Johann Birndorfer, geboren am 22. Dezember 1818 zu Parzham, Pfarrei Weng, als Sohn der Bauerseheleute Birndorfer auf dem Venushof“, mit roter Tinte die Bemerkung beizufügen: wurde am Pfingstfest 1934 heiliggesprochen.

Die Leute auf dem Venushof in Parzham galten als Musterleute. „Eine solche Familie, so fromm und zurückgezogen und friedlich gab es keine mehr im ganzen

Bezirk“, bezeugte ein ehemaliger Knecht des Venushofes. Das Haus der Birndorferleute war eine Hochburg wahrer Frömmigkeit und Arbeitsamkeit, ein Heiligtum christlichen Familiensinns. So hatte der kleine Hansl, das neunte von zehn Kindern, an seinen Eltern das herrlichste Vorbild. Er sagte später einmal zu einem Klosterbruder: „Darfst glauben, ich weiß aus Erfahrung, was das gute und böse Beispiel vermag. Hätte ich in meiner Jugend kein gutes Beispiel gehabt, so wäre ich nicht auf den Weg gekommen, auf dem ich jetzt bin.“ Den weiten Schulweg nützte der kleine Hansl, um den Rosenkranz zu beten. Nach und nach gelang es ihm, auch seine Mitschüler zu gewinnen, und so zog dann frühmorgens eine kleine Prozession laut betender Kinder durch die Felder. Wo es Streit und Lieblosigkeit gab, da ruhte der Hansl nicht, bis es ihm gelungen war, Frieden zu stiften. Hörte er fluchen und lästern, da war's, als hätte es ihn selbst getroffen; in wunden Schmerz warf er sich auf die Knie und rief weinend Gottes Verzeihung für den Frevler herab. Niemand wagte, in seiner Gegenwart unziemliche Gespräche zu führen.

Mit 16 Jahren stand Johann schon als Waise in der Welt. Aber die guten Grundlagen, die die Eltern gelegt hatten, reichten fürs ganze Leben. Den Rosenkranz in der Hand, wanderte er frühmorgens zur Pfarrkirche. Ein herzliches „Gedankt sei Jesus Christus!“ war der Gruß, den er Vorübergehenden entbot. Durch den Beitritt zu verschiedenen Bruderschaften, zur Marianischen Kongregation in Altötting, zum Dritten Orden des hl. Franziskus suchte er sein religiöses Leben zu fördern. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht der Spott leichtfertiger Altersgenossen sich über den „Betbruder“, den man nie im Wirtshaus sah und nie vor dem Fenster einer Liebsten antraf, hergemacht hätte. Aber die Spötter mußten einsehen, daß sich der Birndorfer Hans nicht von seiner geraden Richtung abbringen ließ. Seine Charakterfestigkeit nötigte mit der Zeit allen Bewunderung ab. Die Achtung vor seinem Tugendleben, das aus Arbeiten, Beten, Büßen und Almosengeben bestand, ließ schließlich unter dem Volke das Wort wach werden: „Wenn der Birndorfer Hansl kein Heiliger wird, wird's keiner mehr.“

Nach der Verheiratung einiger Geschwister trat an Johann die Entscheidung heran, den schönen Bauernhof zu übernehmen. Doch er hatte längst seinen wahren Beruf erkannt. Sein Seelenführer verschaffte ihm die Aufnahme bei den Kapuzinern in Altötting.

Am 4. Oktober 1853 legte der Vierunddreißigjährige als Bruder Konrad die ewigen Gelübde ab. Ihm, der schon draußen in der Welt ein Leben strenger Selbstzucht geführt hatte, konnte es nicht zu schwer werden, sich in die Strenge des Ordenslebens hineinzufinden. Freilich war es kein leichtes Stück Arbeit, den eigenen Willen zu verleugnen und in allem fremdem Befehl sich unterzuordnen. Hatte er doch bisher immer nach eigener Einsicht und eigenem Entschluß handeln

dürfen. Aber nach einigen Schwierigkeiten, wie sie jeder Ordensneuling und besonders einer, der, wie Bruder Konrad in vorgerückten Jahren durch die Klosterpforte tritt, zu bestehen hat, siegte auch hierin seine kindliche Demut und opferbereite Gottesliebe. Bald konnte seine Demut die schärfsten Prüfungen durch die Obern bestehen. Nach der Gelübdeablegung wurde dem jungen Bruder das Pfortneramt im St. Annakloster übertragen, ein Amt, das er bis zu seinem Tode betreute und das ihm aus dem Munde des Papstes die Bezeichnung „der ewige Pfortner“ eintrug. Für den schüchternen Bauernburschen von einst, der am liebsten für sich allein war und dem stillen Gebete oblag, brachte das Pfortneramt viel Selbstüberwindungen. Mit wieviel Menschen mußte er doch täglich am Pfortnerfenster verkehren! Wieviel Fragen galt es zu beantworten, wieviel Bitten zu erfüllen, wieviel Bestellungen anzunehmen und weiterzugeben! Wieviel Wallfahrer zogen die Klostersglocke, wieviel Bettler baten um Speise! Ununterbrochen, an manchen Tagen bis zu 200mal, rief die Glocke den Bruder an die Pforte. Da galt es bald Meßstipendien zu buchen, Rechnungen zu begleichen, Andachtsgegenstände zum Weihen zu bewahren. Da wollten Besucher ihre Verwandten oder Bekannten im Kloster besuchen, fremde Geistliche fragten nach Herberge oder baten um einen Beichtvater, hungrige Wandergesellen, Arbeitsuchende und auch richtige Landstreicher suchten bei Bruder Konrad ein Tischlein-deck-dich, Schulkinder holten sich ihr Zehn-Uhr- und Vier-Uhr-Brot. Unaufhörlich war Bruder Konrad auf den Beinen, unaufhörlich klapperten seine Sandalen durch die Klostersgänge treppauf und treppab. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn dann und wann dem guten Bruder die Nerven durchgegangen und Worte des Unwillens entfahren wären? Doch alle, die Bruder Konrad kannten, bezeugten seinen unerschütterlichen Gleichmut und seine durch nichts zu erschütternde Güte. Da mochte ein Bettler den dargereichten Teller Suppe dem Bruder vor die Füße werfen — Bruder Konrad hatte nur ein gütiges: „Gelt, du magst sie nöt; ich hol dir halt eine andere.“ Da mochten Schlingel von Schulbuben sich verabreden, einer nach dem andern in kurzen Abständen am Schellenzug zu zerrn, um den Bruder Pfortner herbeizurufen — Bruder Konrad meinte bloß: „Seid's halt Buben! Ihr seid's schon rechte Kalfakter! Gelt, ihr wollt's mich heut wieder trätzen, ihr Schlankln! Aber es macht nix, Buben: Ich geh in Gottes Namen noch zwanzigmal raus, solange mich d' Fuß tragn.“ Diese große Ruhe und unerschütterliche Sanftmut war es, die auf die Weltleute so außerordentlichen Eindruck machte. Wie oft sagten die Leute: „Aber euer Pfortner muß ein Heiliger sein, weil er so geduldig ist und nie zornig wird.“ Der Heilige verrät selbst, in welcher Schule er diese wunderbare Sanftmut lernte: „Das Kreuz ist mein Buch. Ein Blick darauf lehrt mich bei jeder Gelegenheit, wie ich mich zu verhalten habe. Da lerne ich Geduld und Demut, da lerne ich jedes Kreuz mit Geduld tragen, ja, es wird mir süß und leicht.“ Neben der

Betrachtung des Leidens Jesu bildete die Verehrung des hl. Altarsakramentes und die Liebe zur allerseligsten Jungfrau Maria die Quelle seiner Kraft.

Unermüdetlich versah Bruder Konrad einundvierzig Jahre lang sein Pfortneramt. Mochte ihm die Arbeit, der Besuch des nächtlichen Chorgebetes, das Dienen bei der hl. Messe durch die Übermüdung des Alters und ein schmerzliches Magenleiden manchmal unsagbar schwer werden — mit einem bauerntrotzigen „Es geht schon!“ trieb er sich immer wieder voran, bis eines Tages der Fünfundsiebzigjährige dem Obern gestehen mußte: „Ich glaub, jetzt geht's nimmer!“ Wenige Tage, nachdem er sich, von Schwäche überwältigt, hatte niederlegen müssen, brach am 24. April 1894 für den „ewigen Pfortner“ der Feierabend unvergänglicher Glückseligkeit an.

Wolfhelm von Brauweiler

22. April

Nach der Schlacht von Wittenberg, in der Herzog Alba neun Stunden lang den Degen geschwungen hatte, fragte ihn der König, ob es denn wahr sei, daß die Sonne während des Kampfes eine Weile stillgestanden habe. Da gab der Feldherr zur Antwort: „Majestät, an diesem Tage habe ich hier auf dem Erdboden soviel zu tun gehabt, daß ich nicht Zeit hatte, nach dem Himmel zu sehen.“ Viele von uns sind wie dieser Herzog. Ihre Berufsgeschäfte und täglichen Arbeiten, ihre Sorgen oder Vergnügungen nehmen sie so gefangen, daß sie sich keine Zeit nehmen, einen Blick nach oben zu tun. Vor lauter Geschäftigkeit denken sie gar nicht mehr daran, daß es außer den Dingen, denen sie mit allen Kräften ihres Seins verhaftet sind, auch noch etwas anderes gibt, etwas, was nicht vergeht, was Ewigkeitsdauer und Ewigkeitswert hat.

Wie anders waren die Heiligen! Sie befaßten sich zwar mit dem Diesseits, aber nicht so, daß für das Jenseitige keine Zeit mehr blieb. Sie ließen sich den freien Ausblick zum Himmel durch nichts verwehren. Der Gedanke an den Himmel machte sie nicht untauglich zum Leben, sondern gab ihrem Schaffen freudige Schwungkraft, ihrem Streben ein festes Ziel, ihrer Hoffnung eine unzerbrechliche Stütze.

Wolfhelm von Brauweiler, unser heiliger Landsmann, war ganz besonders stark von dem Ewigkeitsgedanken erfaßt. Ihm war die Erde nichts anderes als eine

Brücke, über die man rasch hinübergeht, um ans andere Ufer zu kommen. Mit göttlichen Dingen sich beschäftigen, in Gebet und Betrachten sich ganz dem Höchsten hingeben, den Geheimnissen des Glaubens nachsinnen, das war seine größte Freude. Und schmerzlich empfand er es, wenn die Welt mit ihren Forderungen nach ihm griff und ihn seinem wahren Element, der Vereinigung mit Gott, entriß.

Wolfhelm hat in seinem Leben nicht durch große, laute Taten von sich reden gemacht. Er war der stille Beter, der große Schweiger, der tiefinnerliche Mensch, der weniger durch seine Handlungen als durch die zwingende Macht seiner geschlossenen Persönlichkeit die Augen der Welt auf sich zog. Er wurde 1020 aus einem adeligen Geschlecht des Niederrheins geboren und erhielt von seinen Eltern als wertvollstes Wiegengeschenk tiefe Religiosität und innige Frömmigkeit. Der Kölner Domschule zur Erziehung übergeben, zeigte schon der Knabe einen ungewöhnlichen Hang zum beschaulichen Leben. Die erstaunlichen Fortschritte, die er im Studium machte, besonders seine ungewöhnliche Begabung für die biblischen Wissenschaften, sein sittlicher Ernst und seine frühzeitige Reife rückten Wolfhelm ganz von selbst an die Spitze seiner Mitschüler und räumten ihm eine gewisse Vorrangstellung ein. In den Kreisen der Kölner Geistlichkeit wurde man allmählich auf diesen hochbegabten Schüler aufmerksam; man versprach sich viel von seiner späteren Entwicklung. Da machte Wolfhelm einen festen Strich durch alle Zukunftshoffnungen. Um sich mit ungeteilter Seele Gott hingeben zu können, ging er nach Trier, wo er in der alten Abtei St. Maximin um Aufnahme bat. Abt Bernard nahm den tüchtigen Novizen mit Freuden auf und erlebte an Wolfhelm, der bald die Priesterweihe empfing, keine Enttäuschung. In der fortwährend auf das Jenseits eingestellten Umgebung drang Wolfhelm immer tiefer in die Geheimnisse des Glaubens ein.

In Köln war man über den Weggang Wolfhelms sehr bestürzt und ungehalten. Es wurden Versuche unternommen, den Ausreißer wieder zurückzugewinnen. Doch erst als die Kölner mit den stärksten Geschützen auffuhren und Erzbischof Hermann selber den Abt von St. Maximin aufforderte, Wolfhelm nach Köln zurückzusenden, fügte sich Wolfhelm und schied wehen Herzens aus der Beschaulichkeit des stillen Klosters. Aber nicht lang war er Mönch des Kölner Klosters St. Pantaleon. Der Abt übertrug Wolfhelm die Leitung und Heranbildung der jungaufstrebenden Klostergemeinde Gladbach.

In Köln hatte inzwischen der heilige Anno den erzbischöflichen Stuhl bestiegen. Der neue Kirchenfürst war ein begeisterter Anhänger der Erneuerungsbestrebungen des Mönchtums, wie sie vom berühmten Kloster Cluny oder von der Abtei Hirsau ausgingen. Nach dem Muster dieser Klöster wollte er auch die Abteien seiner Diözese umgestalten. Als er sich nach geeigneten Männern umsah,

bei denen er in seiner Reformtätigkeit Stütze finden könnte, fiel sein Auge vor allem auf den Abt von Gladbach. Keiner erschien ihm geeigneter, seiner Lieblingsstiftung Siegburg vorzustehen als Wolfhelm. So mußte dieser aufs neue zum Wanderstab greifen und gehorsam dem Wunsch des Oberhirten die Leitung Siegburgs übernehmen. Mit vollster Kraft ging Wolfhelm an sein neues Werk. Aber sein beschauliches Gemüt sträubte sich gegen die vielgestaltigen Arbeiten, die die Einrichtung und Instandsetzung eines neuen Klosters mit sich brachten. So viele kostbare Stunden mußte er dem Beten und Betrachten vor dem Tabernakel entziehen und mit Handwerkern und Geschäftsleuten beraten, Rechnungen prüfen, Einkäufe besorgen, um die Klosterjugend sich kümmern. Wie atmete er erlöst auf, als man ihm die Abtwürde des stillen Klösterleins Brauweiler bei Köln anbot! Die Abgeschiedenheit des Klosters war wie geschaffen für das nach innen gekehrte Gemüt Wolfhelms. Der echt klösterliche Geist, der über dem Hause lag, ließ ihn vom ersten Augenblick in Brauweiler die Heimat sehen, die er aus der Unruhe zu Gott heraus ständig gesucht hatte. In seligem Überschwang konnte er jetzt in den religiösen Übungen schwelgen, ohne fürchten zu müssen, jeden Augenblick durch irgendein unliebes Weltgeschäft gestört zu werden. Mit besonderer Inbrunst pflegte der Abt von Brauweiler die Verehrung des heiligsten Altarsakramentes. In den stillen Stunden versunkener Andacht vor dem Tabernakel entstand seine Streitschrift gegen Berengar von Tours, der die Gegenwart Christi in der Eucharistie geleugnet hatte. Hier entzündeten sich die lichtvollen Gedanken über das Altarsakrament, die er in einem herrlichen Schreiben an seinen Neffen, den Abt Meginhard vom Vituskloster in Gladbach, niederlegte. Aus dem Geheimnis der Eucharistie schöpfte er die erbauende Glut seiner Frömmigkeit, hier gewann er auch die Kraft zu den Wundern, die Gott durch ihn wirkte.

Im Jahre 1091 kündete dem Heiligen eine Vision den nahen Tod an. Einen Mann, der zeitlebens in Gott gelebt und nach Vereinigung mit Gott gestrebt hatte, konnte der Tod nicht schrecken. Er brachte ihm ja die erwartete Erfüllung seiner heiligsten Herzenssehnsucht. Ein stilles Glück lag wie verklärendes Abendrot über diesen letzten Tagen des Abtes. Friedlich entschlummernd sank er am 22. April 1091 in die Arme Gottes.

Am 2. Januar 982 rang der erste Bischof von Prag, der Sachse Ditmar, mit dem Tode. Qualvolle Gewissensnöte peinigten den sterbenden Bischof und ließen ihn vor der Gerechtigkeit Gottes bangen. Allzusehr hatte er seine Hirtenpflichten vernachlässigt und nach dem Wohlgefallen von Fürsten und Volk seines Amtes gewaltet. Nachgiebig hatte er zu den Ungerechtigkeiten der Großen geschwiegen und vor den Lastern der anvertrauten Herde die Augen geschlossen. In bitterer Selbsterkenntnis mußte er klagen: „Weh mir, war ich doch weit entfernt von dem, was ich jetzt sein möchte! Ich Armer, ich bin verloren!“ Mit tiefer Erschütterung verfolgten die umstehenden Geistlichen die schwere Todesnot des Bischofs, der mit dem Grauen vor der Rechenschaftsablegung in die Ewigkeit hinüberging. Keinen von allen aber rüttelte dies Erlebnis so in innerster Seele auf wie den jungen Adalbert, der seit kurzem am Bischofshof weilte. Auch er hatte bisher wie die meisten andern leicht und oberflächlich in den Tag hineingelebt. Nun aber riß ihn der gewaltige Eindruck dieser Sterbeszene aus aller weltlichen Leichtfertigkeit heraus und wandelte ihn zu einem ernsten, frommen Priester um, der es verdiente, nach wenigen Wochen von Böhmens Herzog und Volk zum Nachfolger des so traurig Verschiedenen gewählt zu werden.

Adalbert entstammte der angesehenen und reichen Familie Slavnik. Der künftige Heilige war in seiner ersten Jugend durchaus kein Musterknabe. Da der Vater selbst nicht allzuviel auf Frömmigkeit gab, wuchs auch der kleine Adalbert leichtsinnig heran und führte ein ziemlich unbändiges Leben. Eine schwere Krankheit, die den Jungen dem Tode nahebrachte, wurde für die Eltern und ihn heilsam. Die geängstigten Eltern trugen ihren kranken Liebling in die Kirche und gelobten, ihn dem Priestertum zu weihen, wenn er gesunde. So kam es, daß der Fünfzehnjährige nach Magdeburg zog, um an der dortigen Domschule sich aufs Priestertum vorzubereiten. Es fiel dem an Freiheit gewohnten tschechischen Edelknaben nicht leicht, stundenlang auf der Schulbank zu sitzen und statt ein feuriges Pferd zu tummeln, trockene Bücher auswendig zu lernen.

Nach den harten Jahren des Studiums wurde Adalbert in Prag von Bischof Ditmar zum Priester geweiht. Von einem Heiligen war er noch weit entfernt. Allzuviel ritterliche Lebensart und ritterlicher Weltgeist steckten noch in ihm. Erst der erschütternde Tod des Bischofs schuf die völlige Wandlung. Noch in der Nacht nach dem Tod des Bischofs zog er ein Bußgewand an, streute Asche aufs Haupt und gab seinen Reichtum den Armen. Als wenige Wochen nach Ditmars Tod die Wahl des neuen Bischofs stattfand, fiel sie auf Adalbert. Durchdrungen von seiner heiligen Verantwortung begann Adalbert seine Amtstätigkeit. „Es ist eine leichte

Sache“, sagte er einmal, „eine Bischofsmütze und ein Kreuz zu tragen, aber vor dem Richter der Lebendigen und der Toten über ein Bistum Rechenschaft abzulegen, ist eine fürchterliche Sache.“ Wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, mit denen der neue Bischof zu kämpfen hatte, kann man es glauben, daß man seit dem Tag der Bischofswahl kein Lachen mehr auf dem Gesicht Adalberts gesehen habe. Seine Amtsführung sollte eine ununterbrochene Kette von Leiden und Drangsalen werden. Zum großen Umfang seiner Diözese, die nicht bloß Böhmen, sondern auch Schlesien, das südliche Polen und die ganze heutige Slowakei umfaßte, kam der trostlose innere Zustand. Die tschechischen Großen hatten zwar das Christentum angenommen, aber im Herzen waren sie samt und sonders halbe oder ganze Heiden geblieben. Trunksucht, Zügellosigkeit, Roheit, Mord und Totschlag, eine schreckliche Verwilderung der Ehe, waren die Laster, die im Lande herrschten. Auch unter der Geistlichkeit sah es traurig aus.

Mit besten Absichten und heiligem Eifer stürzte sich Adalbert auf das vollgerüttelte Maß von Arbeit und Schwierigkeiten. Aber der Erfolg war gering. Die Tschechen ließen sich zwar gern die Guttaten des Bischofs gefallen, der sein ganzes reiches Vermögen für wohltätige und kirchliche Zwecke verwendete; wenn aber der Bischof ihren Lastern zuleibe rückte, zogen sie sich trotzig zurück. Adalbert konnte noch so herrliche Eigenschaften haben, er mochte es noch so gut meinen und ein vorbildliches Leben führen, sobald sie sich in ihren heidnischen Gewohnheiten und Verirrungen gestört sahen, wurde der Widerstand gegen den Bischof rege. Fünf Jahre lang mühte sich Adalbert in heiligem Idealismus auf diesem steinigen Acker. Als er sehen mußte, wie all sein Arbeiten erfolglos blieb, verlor seine Seele die Spannkraft. Ob nicht ein anderer Bischof für dieses Volk starren Nackens geeigneter wäre? So verließ er Prag und reiste nach Rom, um in die Hände des Papstes sein Amt niederzulegen. Der Papst nahm zwar die Abdankung nicht an, aber er gewährte Adalbert den Herzenswunsch, für einige Zeit von Prag fernzubleiben und ausschließlich der eigenen Heiligung zu leben. Im Benediktinerkloster auf dem Aventin fand der enttäuschte, kampfmüde Mann eine gar liebe Heimat. Ein paar Jahre lebte hier Adalbert wie ein gewöhnlicher, einfacher Mönch.

Inzwischen waren die Böhmen mehr und mehr zur Einsicht gekommen, wie unrecht sie ihrem Bischof getan hatten. Sie schickten an Adalbert eine Botschaft und baten ihn, unter weitgehenden Versprechungen zurückzukehren. Zögernd folgte der Bischof dem Rufe. Gaben sich die Leute anfangs auch etwas Mühe, dem Bischof willfährig zu sein, so waren die guten Vorsätze doch bald wieder vergessen und in kurzer Zeit ging wieder alles drunter und drüber. Eine rohe Gewalttat führte die Entscheidung herbei: zum zweitenmal schüttelte Adalbert den Staub von den Füßen und machte sich auf den Weg nach Rom. Auf das

Drängen des Erzbischofs Willigis, der mit Kaiser Otto III. in Rom weilte, brach Adalbert schweren Herzens im Gehorsam aufs neue auf, um einen letzten Versuch zu machen. Zuvor hatte er sich vom Papst die Vollmacht geben lassen, im Fall neuer Widerstände zu den Heiden der benachbarten Länder gehen zu dürfen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Schon auf dem Weg nach Prag ereilte ihn die Nachricht, daß die Tschechen nicht gewillt seien, den unbequemen Gottesmann unter sich zu dulden. Ja, es waren sogar vier seiner Brüder mit ihren Frauen und Kindern auf der väterlichen Burg ermordet worden. Da fühlte sich Adalbert im Recht, von der Erlaubnis des Papstes Gebrauch zu machen. Aus dem Bischof von Prag wurde nun der Missionsbischof und Wanderprediger. Mit seinem Bruder Caudentius und einem Benediktiner machte sich der Bischof auf, die heidnischen Preußen unter das Joch Christi zu beugen.

Er landete an der Küste des Frischen Haffs und wanderte mutig mit seinen Gefährten landeinwärts. Der erste Empfang, den die Einwohner des Landes den drei Fremdlingen bereiteten, war wenig glückverheißend. Adalbert wurde gleich bei der ersten Predigt zu Boden geschlagen. Bei der zweiten Predigt ging es nicht viel besser. Wieder mußte er mit seinen Gefährten der rohen Gewalt weichen. Ob er nicht vielleicht doch ohne genügende Vorbereitung ans Werk gegangen sein mochte? Er überlegte, ob er nicht versuchen sollte, die landesübliche Tracht anzulegen, als einer der Ihrigen unter den Einwohnern zu leben und durch der Hände Arbeit sich den Lebensunterhalt zu erwerben, wie einst die Apostel taten. Doch er kam nicht mehr zur Ausführung seines Vorhabens. Am 23. April 997 wurde er, als er erschöpft auf einer Waldwiese zu Tenkitten etwas ausruhte, von sieben Preußen überfallen und niedergemetzelt. In der Marienkirche zu Gnesen fanden die ehrwürdigen Überreste des heiligen Bischofs ihre Ruhestätte. Otto III. kam im Jahre 1000 nach Gnesen geritten, stieg vor der Stadt vom Pferd und ging demütig barfuß zum Grab des Heiligen, den Segen des Märtyrers der Preußen über das Reich der Deutschen herabrufend. „So ehrte ein deutscher Kaiser den ersten Märtyrer der Preußen.“

Fidelis von Sigmaringen

24. April

Ist es nicht notwendig, einer Zeit, durch die der erkaltende Wind religiöser Gleichgültigkeit weht, einer Zeit, die für ein einfaches herzliches Frömmigkeitsleben, für tiefe Glaubensinnigkeit, für felsenfeste Glaubenstreue, oft so wenig Verständnis mehr zu haben scheint, das Bild hochherziger Menschen vorzuhalten, die ihrer Umgebung ein wahrhaft von Gottesglauben und Gottesliebe durchpulstes Leben vorleben, Menschen, die in bewundernswerter Gewissenhaftigkeit ihrem Glauben die Treue hielten bis zum Tod! Ein solcher Held gewissenhafter Treue ist der heilige Fidelis von Sigmaringen. Zarte Gewissenhaftigkeit und Treue gegen Gott sind die hervorstechendsten Tugenden im Charakterbild des Heiligen. Als er 1577 in dem hohenzollerischen Städtchen Sigmaringen geboren wurde, hätte er seiner Mutter beinahe das Leben gekostet. Schon wollte der Arzt, um die Mutter zu retten, gewaltsam eingreifen, da bat die gottesfürchtige Frau: „Denkt nicht an mich, rettet nur das Kind!“ Der Allmächtige hielt schützend seine Hand über Kind und Mutter. Ob der kleine Markus seine später so ganz auffallende Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue nicht als Erbstück von dieser opferstarken Tat seiner Mutter ins Leben mitbekam? Daß die Mutter an diesem Kind der Schmerzen mit besonderer Liebe hing, ist verständlich. Seinen Vater, den Adlerwirt und Bürgermeister Johann Roy, verlor Markus schon in frühen Kinderjahren. Da er unter den fünf Geschwistern der Begabteste war, entschloß sich die Mutter, ihren Liebling studieren zu lassen. Als Student der Rechtswissenschaft an der Universität Freiburg im Schwarzwald überflügelte er alle seine Mitstudenten an wissenschaftlichen Erfolgen. Wegen seiner raschen Auffassungsgabe und seines zähen Fleißes erwarb er sich in kurzer Zeit den Titel eines Magisters als erster unter allen Mitbewerbern. Trotz seines eifrigen Studiums fand er immer Zeit, seinen Leib auf den grünen Matten vor der Stadt in gymnastischen Übungen zu stählen oder auf dem Fechtboden seinen Mann zu stellen. Für Liebschaften und Trinkgelage freilich, die im Leben seiner Mitstudenten eine nicht geringe Rolle spielten, vergeudete er Arbeitskraft und Zeit nicht. Schon früh hatte er, durch den widerlichen Anblick eines Betrunknen veranlaßt, lebenslängliche Enthaltensamkeit von alkoholischen Getränken gelobt. Als ein paar junge Edelleute eine längere Reise unternahmen, wußten sie keinen zuverlässigeren Begleiter zu gewinnen als Markus Roy. Ihm kam das Angebot äußerst willkommen. Mit offenen Augen sah Markus die Schönheit der deutschen Heimat, die landschaftlichen Reize Italiens, Frankreichs, Spaniens. Als Markus nach sechs Jahren wieder nach Freiburg zurückkehrte, sprach er nicht nur geläufig italienisch und französisch, sondern war ein innerlich gereifter Mann, dem die Ungebundenheit des

Reisens nicht zu einer Gefahr geworden war, sondern zu religiöser und sittlicher Festigung gedient hatte. Ein Edelmann aus der Reisegesellschaft wußte später ergreifende Züge von der Gewissenhaftigkeit des jungen Rechtsgelehrten zu erzählen, und er erklärte: „Von mir, und soweit es mir bekannt ist, von allen, die mit ihm Umgang hatten, wurde er für einen Heiligen gehalten.“

Bald nach der Rückkehr von der großen Auslandsreise schloß Markus seine Universitätsstudien ab und krönte sie dadurch, daß er 1611 den Doktorgrad beider Rechte erwarb. Nun stand dem jungen Gelehrten die Welt offen. In Ensisheim im Elsaß begann er sein Amt als Rechtsanwalt. Bald war Dr. Markus Roy der beliebteste Rechtsanwalt. Die schwierigsten Prozesse wurden ihm anvertraut, Geld und Ehre flossen überreich in seine Kanzlei. Da lief auf einmal die sensationelle Kunde durch Ensisheim und durch das ganze Land: Dr. Roy hat seine Kanzlei geschlossen und will Kapuziner werden! Was man zuerst nur für ein haltloses Gerücht nehmen wollte, sollte in der Tat zur Wahrheit werden. Mit steigendem Unwillen sah der Heilige das gewissenlose Gebaren so mancher seiner Amtsgenossen, die sich bei ihrer Tätigkeit nicht von Gerechtigkeit leiten ließen, sondern von der mehr oder weniger vollen Geldtruhe ihrer Klienten. Die zahlreichen Fehlurteile, deren Zeuge er sein mußte, raubten ihm alle Lust an seinem Beruf. Kurz entschlossen machte er es wie später St. Alphons von Liguori. Er hängte den schwarzen Talar eines Rechtsanwaltes an den Nagel und zog dafür die braune Kutte eines Kapuziners an. Am Franziskustag 1612 trat er bei den Kapuzinern in Freiburg ins Noviziat und legte ein Jahr später als Pater Fidelis von Sigmaringen die Ordensgelübde ab. „Sei getreu (Fidelis) bis zum Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ Dieses Wort der Geheimen Offensbarung, das ihm bei der Profeß der Ordensobere als Geleitspruch gab, blieb für Pater Fidelis die Losung fürs ganze Leben.

Das Arbeitsfeld, das seine Oberen ihm zugewiesen, war die Volksseelsorge in der schweizerisch-schwäbischen Kirchenprovinz, das ist in Schwaben, Vorarlberg, Schweiz und Elsaß. Es war die Zeit, wo der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges die Gemüter aufs höchste aufgepeitscht hatte und wo Katholiken und Protestanten leidenschaftlich um jeden Fußbreit Boden rangen. Es brauchte viel Klugheit und Mut, in solch erregten Zeiten als Ordensmann das Predigtamt nach Recht und Gewissen zu verwalten.

Pater Fidelis kümmerte sich weder um die Gunst der Menschen noch um die eigene Sicherheit. Er verkündete das Wort Gottes ohne Abstrich und ohne schwächliche Umgehung der religiösen Streitfragen und ohne Vertuschung der herrschenden Volkslaster. Als ein Altdorfer Bürger höhnisch meinte: „Herr Pater, wenn Sie bei uns fette Suppen essen wollen, so rate ich Ihnen, im Predigen etwas schonender zu sein“, da meinte Pater Fidelis: „Mir liegt sehr wenig daran, ob ich

magere oder fette Suppen bekomme. Ihnen aber muß alles daran liegen, daß ich mich nicht um meine Suppe, sondern um das Heil Ihrer Seele kümmere.“ Er tat seine Pflicht, so wie er sich Gott gegenüber verantwortlich fühlte. Er hatte aber auch ein Recht, sittliche Forderungen ans Volk zu stellen. Unterstrich er doch seine Predigten durch das Beispiel seines eigenen Lebens. Er kannte keine Schonung für sich. Bis zum äußersten trieb er die freiwillige Armut. Ungezählte Nächte verbrachte er im Gebet vor dem Allerheiligsten. In selbstlosester Hingabe widmete er sich den Kranken, verteidigte die Rechte der Armen, kämpfte gegen Unrecht, von wem immer es kam. Wie zu einem Heiligen sah das Volk zu Pater Fidelis auf. Die rohesten Landsknechte salutierten vor ihm, weil er zur Zeit des „ungarischen Fiebers“ in Spitälern furchtlos sie besucht und auf Händen und Füßen durch faulendes Gesträuch und Unkraut kriechend ihre Beicht gehört hatte. Mit der Verehrung des katholischen Volkes wuchs die Erbitterung der Andersgläubigen. Besonders waren es die Calviner in Graubünden, die mit glühendem Haß das erfolgreiche Wirken des Kapuziners verfolgten. Pater Fidelis war auch über die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, nicht im unklaren. Als er im Gehorsam gegen seine Ordensobern Feldkirch verließ, um im Prätigau als Volksmissionar zu wirken, stand es ihm fest, daß er nicht mehr zurückkehren würde. In dieser Zeit unterschrieb er seine Briefe mit „Bruder Fidelis, in kurzem eine Speise der Würmer“. Ihm bangte nicht vor dem drohenden Martertod. Erflehte er doch seit Jahren im täglichen Gebet von Gott zwei Dinge: 1. daß er sein Leben lang keine Todsünde begehe, und 2. daß er die Gnade bekäme, für Gott sein Blut und Leben opfern zu dürfen. Sein Gebet wurde aufgenommen. Die kalvinischen Prediger verstanden es, den Haß des Graubündener Volkes gegen den heiligen Prediger zu entfachen, daß er am 24. April 1622 zu gräßlicher Mordtat ausartete. Während einer Predigt, die Pater Fidelis in Seewis hielt, brach der offene Aufruhr los. Zwar glückte es dem Heiligen aus der Kirche sich zu retten, aber bald war er von den Blutgesellen eingeholt, die mit Schwertern, Morgensternen und Heugabeln über den wehrlosen Pater herfielen. Mit dem Rufe: „Jesus! Maria! Komm mir zu Hilfe, mein Gott!“ sank der Heilige blutüberströmt nieder. Die Treue, die er einst gelobt hatte, hatte Pater Fidelis gehalten bis zum Tod. Nun erfüllte sich am heiligen Blutzeugen die Verheißung: „... und ich will dir die Krone des Lebens geben.“

25. April
(Gedenktag am 24. April)

Es kann für eine gläubige Seele keine wichtigere, aber auch lohnendere Aufgabe geben, als emporzuklimmen zu der reinen Höhe einer von jedem Eigenwunsch losgelösten Hingabe an den Willen der unendlichen Weisheit und Liebe. In vollendeter Weise tat dies Mutter Maria Euphrasia Pelletier. „Ich drücke den Willen Gottes in mein Herz.“ In diesem Ausspruch liegt das Programm und Geheimnis ihres gottgeweihten Lebens und Wirkens.

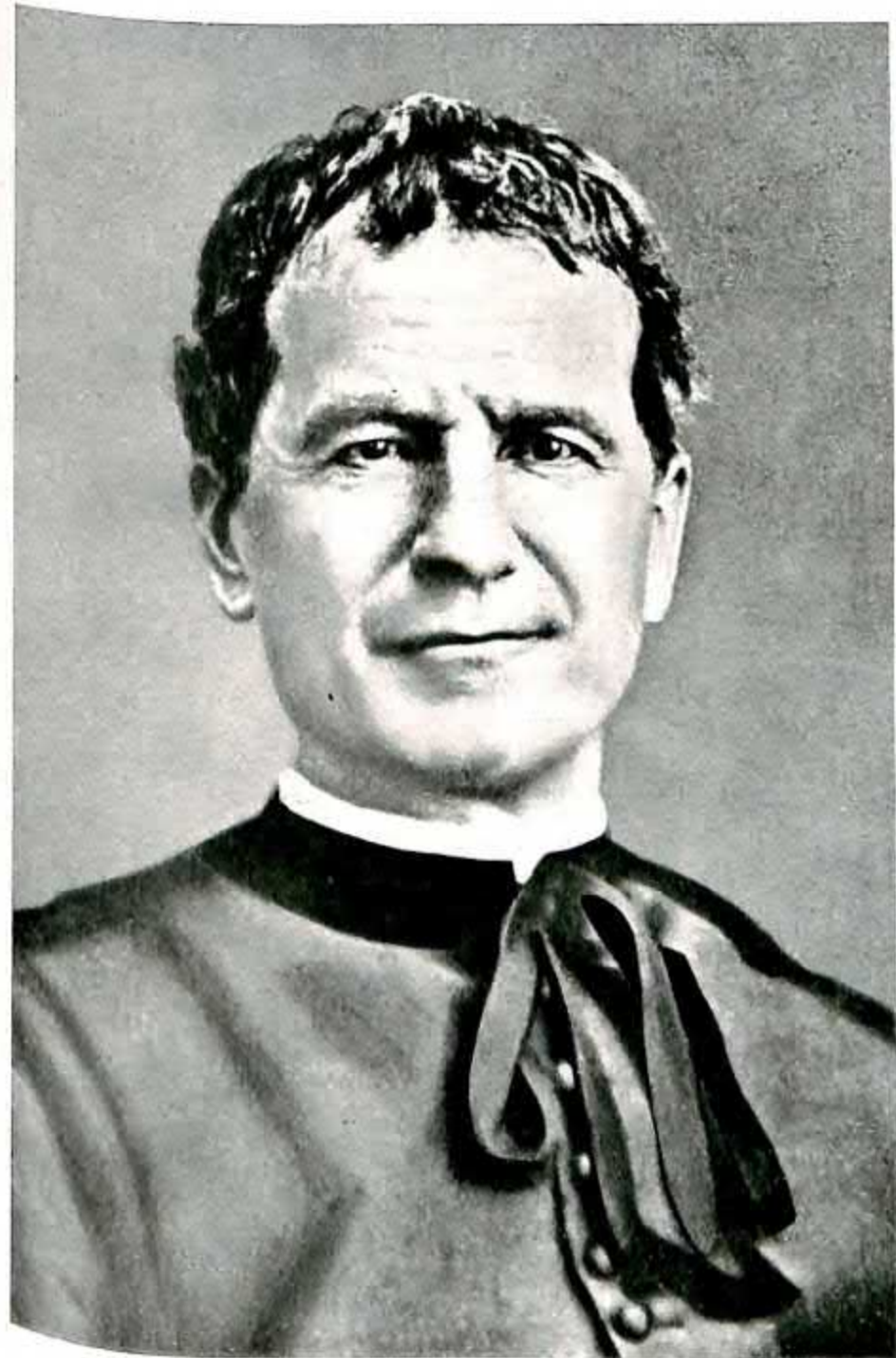
Rosa Virginie Pelletier ist ein Kind der Vendee. Ihr Geburtstag (31. August 1796) fällt in die Schreckenszeit der großen Revolution. Ihre Eltern, glaubens- und königstreue Flüchtlinge, mußten jahrelang ohne Priester und Ewiges Licht leben. Das blutige Fallbeil schwebte immer drohend über der „reaktionären“ Arztfamilie von Noirmoutier. In ihren heldenhaften, tieffrommen Eltern hatte Rosa Virginie die besten Religionslehrer, die dem Kind eine heiße Gottesliebe und starke Kreuzesliebe ins Herz senkten. Früh verwaist reifte schon im Pensionat in dem hervorragend begabten Mädchen der Entschluß, sich ganz dem Herrn zu weihen. Klosterfrau wollte sie werden, aber nicht um in stiller Zelle zu beten und betrachten, sondern um in apostolischer Liebe und Arbeit Seelen zu retten. Herrliche Eigenschaften schlummerten in dem Mädchen und drängten zur Entfaltung: ein ungewöhnlicher Tatendrang, ein frohgemutes Draufgängertum, ein scharfer Geist, eine ungestüme, feurige Natur, eine unbeugsame Willenskraft, ein unverwüstlicher Humor. „Du wirst entweder ein Engel oder ein Dämon“, rief ihr einmal eine Lehrerin zu. Zu beidem hatte sie die Anlage. Sobald sie sich aber für Gott entschieden hatte, gab es für sie kein Zögern mehr. Eine so hochfliegende Seele konnte sich mit alltäglichen, kleinen Aufgaben nicht zufrieden geben. Es drängte Rosa Virginie, ihre herrlichen Geistes- und Herzensgaben auf einem besonders bedrohten Kampfgebiet Gott zur Verfügung zu stellen. Es war ihr, als hörte sie den Ruf des Herrn: „Hilf, die gefallenen Mädchen retten! Werde Gute Hirtin!“ Anfangs erschrak sie, als sie diese Stimme im Innern vernahm. Gute Hirtin – forderte das nicht eine fast übermenschliche Selbstentäußerung und Liebe? Empfind ihre reine, jungfräuliche Seele nicht einen unwillkürlichen, natürlichen Ekel vor diesen unglücklichen Schänderinnen keuschen Frauentums? Aber lebte nicht von früher Jugend auf in ihr der Wunsch Seelen zu retten? Wo aber fand sie eine herrlichere Gelegenheit, bedrohte Seelen zu retten, als im Dienste dieser Opfer der Leidenschaft? Mit unbeugsamer Entschiedenheit beseitigte sie alle Hindernisse, die sich ihrem Eintritt ins Kloster der „Zuflucht“ entgegenstellten. Am 8. September 1815 erhielt sie in Tours als Schwester Maria Euphrasia das Ordenskleid in der Kongregation Unserer Lieben Frau, gewöhnlich „Zuflucht“ genannt.

In strenger aszetischer Durchbildung und in umfassendem Studium suchte sich die junge Novizin für ihren Dienst als Gute Hirtin tauglich zu machen. Wenn sie später die große Seelenführerin wurde, so verdankte sie dies zu einem beträchtlichen Teil dem eindringlichen Studium der Heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, der Schriften der hl. Theresia, des hl. Franz von Sales und ihres Ordensstifters Johannes Eudes. Schwere innere Kämpfe, die sich schon gleich in den Tagen des Noviziats einstellten, vermochten sie an ihrem Beruf nicht irre zu machen. Sie verstand den Sinn dieser Leiden zu gut; erklärte sie doch später ihren geistlichen Töchtern: „Der beständige Kampf, in dem ich mich selbst mehrere Jahre befand, läßt sich leicht erklären. Er hat seinen Grund in der Natur unseres Berufes. Wenn ihr euch bemüht, dem bösen Feind Opfer zu entreißen, so dürft ihr euch nicht verwundern, daß er wütend gegen euch auftritt und seinen ganzen Grimm an euch ausläßt.“

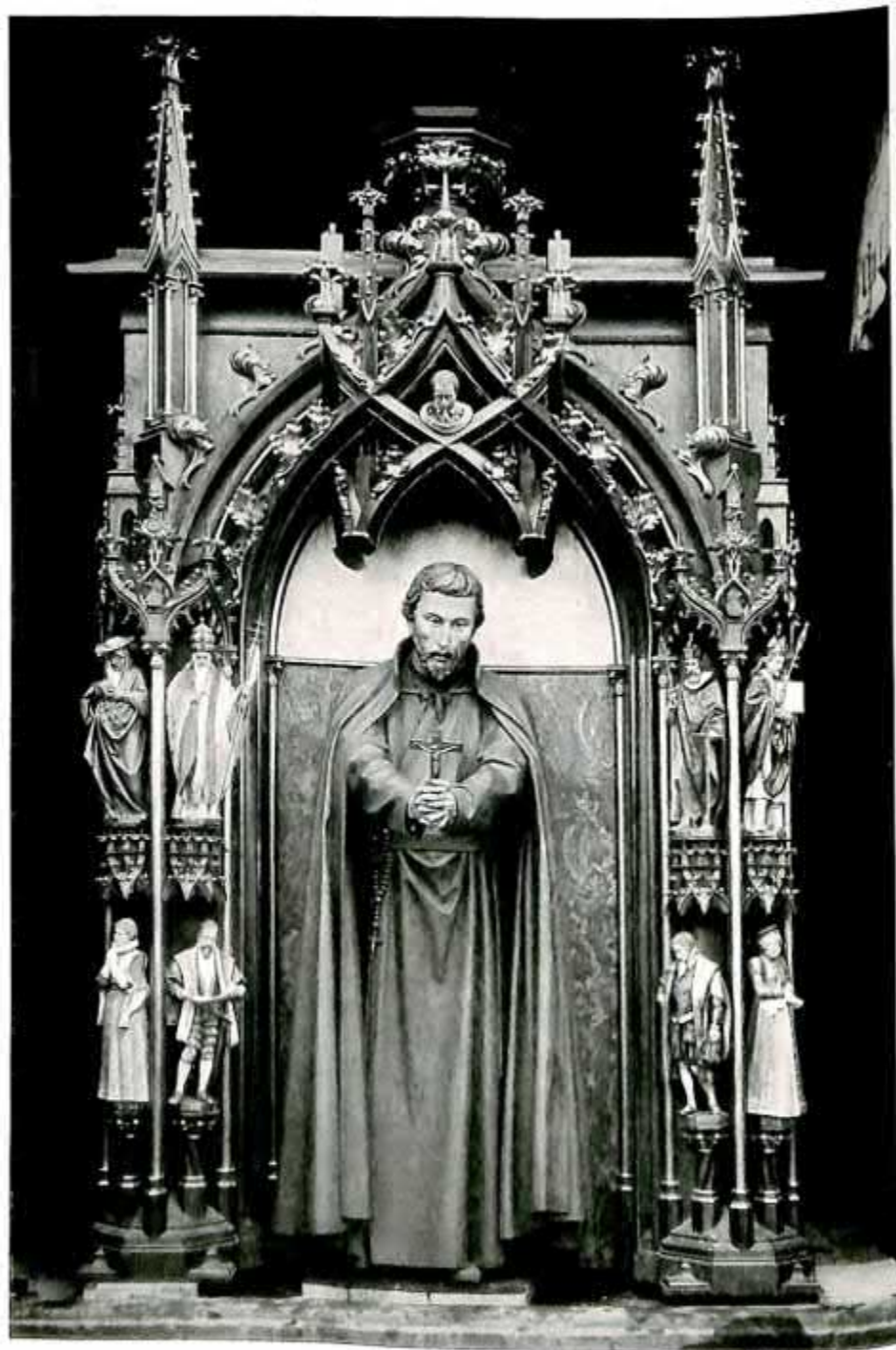
Die junge Schwester bewährte sich in der Erziehung und Beeinflussung der Büsserinnen so ausgezeichnet, daß sie schon mit neunundzwanzig Jahren zur Oberin des Hauses in Tours gewählt wurde. Das erste, was sie als Oberin tat, war die Durchführung eines schon längst gehegten Planes. Sie wußte: unter den Mädchen, die als Entgleiste ins Haus der Zuflucht kamen, waren immer auch solche, die nicht bloß zur Buße geführt und für die Tugend wieder gewonnen wurden, sondern in denen aus dem Geist der Buße heraus ein starkes Verlangen nach einem gottverbundenen Leben der Vollkommenheit erblühte. Sollte es keine Möglichkeit geben, solchen Büsserinnen einen Weg zur Durchführung ihres Strebens nach Vollkommenheit zu erschließen? Allem Widerspruch trotzend gründete Maria Euphrasia für die Büsserinnen eine eigene Genossenschaft der „Magdalenen“, die dem Kloster der Zuflucht als streng getrennte Ordensgemeinde mit eigenen Satzungen angegliedert wurde.

Ihr Seeleneifer drängte die Oberin zu Neugründungen. Am bedeutungsvollsten wurde die Gründung eines neuen Zufluchtklosters in Angers. Dieses Kloster sollte der geistige Mittelpunkt, das Mutterkloster des von Mutter Pelletier umgestalteten Ordens werden. Die Heilige hatte klar erkannt, daß ein Haupthindernis für die segensreiche Entfaltung des Ordens darin bestand, daß jedes Kloster nur in ganz losem Zusammenhang mit den übrigen Ordenshäusern stand. Sollte der Einfluß des Ordens von einzelnen Städten sich aufs ganze Land ausdehnen, sollten die Hunderttausende armer Geschöpfe in den verschiedenen Ländern der menschlichen Gesellschaft und Kirche wieder zurückgewonnen werden, dann mußten die einzelnen Häuser unter einer gemeinsamen Leitung straff zusammengefaßt werden. Es wäre zu seltsam gewesen, wenn dieser wahrhaft apostolische Plan Mutter Euphrasias nicht verkannt worden wäre und Gegner gefunden hätte. Sie mußte erleben, daß sie als „herrsüchtige, verirrte Nonne“ verleumdet

wurde und daß einflußreiche geistliche Würdenträger es für nötig hielten, in Rom gegen ihren Plan zu arbeiten. Der Beichtvater der Heiligen schrieb von jener Zeit: „Ein Herz von Erz hätte bei diesem langen Martyrium zerbrechen müssen. Das Herz dieser Ordensfrau und Mutter betete, litt und liebte immer.“ Als Gregor XVI. in den entscheidenden Stunden einen Kardinal fragte: „Wieviel Bischöfe haben gegen Mutter Euphrasia geschrieben?“, antwortete dieser: „Dreizehn, Heiliger Vater.“ – „Was sagt sie gegen ihre Ankläger?“ – „Nichts, sie entschuldigt sie, da sie glauben, so handeln zu müssen.“ Da entschied der Papst: „Dann ist die Wahrheit auf ihrer Seite.“ Der Sieg war gewonnen. Nun nannte Mutter Pelletier ihre einheitlich zusammengefaßte Genossenschaft: „Kongregation Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten.“ Von dem Mutterhaus in Angers aus sandte sie nun ihre Schwestern in alle Länder. Wie die Frühlingsblumen nach dem kalten Winter erblühten nun neue Niederlassungen in überraschender Zahl in den verschiedensten Ländern. Besondere Freude bereitete der Generaloberin M. Euphrasia die Gründung des Guten-Hirten-Klosters in München, für das sich König Ludwig I. selber mit warmer Anteilnahme einsetzte. Das Opfervolle und Erhabene, das die Mission einer Guten Hirtin mit sich bringt, übte auf gottliebende Seelen aller Stände größte Anziehungskraft aus. Die Klöster der Guten Hirtinnen füllten sich mit selbstlosen Schwestern. Töchter aus den edelsten Geschlechtern stellten sich in den Dienst schwierigster Seelenrettung. Hundertundsechzehn Klöster hatte Mutter Pelletier meist unter großen Schwierigkeiten gegründet, ein gerütteltes Maß von Sorgen und Arbeit lag hinter ihr, als sie als Zweiundsiebzigjährige sich am 24. April 1868 zur ewigen Ruhe legte. Demütig hatte die Heilige die erstaunlich rasche Ausbreitung ihrer Genossenschaft verfolgt. In Demut meinte sie: „Die Dinge geschehen ohne mein Zutun. Der Finger Gottes ist da. Die Mutter Gottes ist am Werk.“ Die Demütigungen und Kämpfe, die die Heilige zeitlebens zu bestehen hatte, waren ihrem Werke zugute gekommen. Sie hatte es erkannt und als Erfahrung ihres langen Lebens den geistlichen Töchtern ausgesprochen: „Kein bedeutendes gutes Werk wird ins Leben gerufen ohne Selbsterniedrigung und Leiden.“



Johannes Bosco



Petrus Canisius, der zweite Apostel Deutschlands

Johannes Bosco

26. April

(Gedenktag am 31. Januar)

Das Leben dieses Gottesmannes war sichtbar von der Gnade besonnt und geführt. Am 16. August 1815 im Weiler Becchi, fünf Stunden von Turin entfernt, geboren, hegte Giovanni schon früh das Verlangen, studieren und Priester werden zu dürfen. Das schien freilich ein unerfüllbarer Traum bleiben zu müssen. Wie sollte die arme Mutter nach dem zu baldigen Tod des Vaters die Mittel zu den Studienkosten aufbringen! Aber der kleine Hans zeigte schon damals den eisernen Bauernkopf, der ihm zeitlebens zu seinen Erfolgen verhalf. Da er von daheim wenig Unterstützung zu erwarten hatte, stürzte er sich mit Ungestüm auf jede Verdienstmöglichkeit, die sich ihm bot. Er arbeitete an den heißen Sommertagen bei benachbarten Bauern als Ackerknecht, um sich Schulbücher kaufen und an den langen Winterabenden Latein lernen zu können. Er flickte Strohstühle, strickte Strümpfe, pflückte Obst, gab Nachhilfestunden. Giovanni Bosco war überall und immer da, wenn es etwas zu verdienen gab. Was kümmerte ihn der Spott der Mitschüler! Bewahrte er doch als sein Geheimnis ein seltsames Traumgesicht, das ihn immer wieder aufriß, wenn er in seinem Eifer ermüden wollte. In seinem neunten Jahre war es gewesen, da hatte er in einem Traumgesicht viele Knaben gesehen, wie sie auf einem weiten Platz sich herumbalgten und Gotteslästerungen ausstießen. Er trat unter sie und verwies ihnen unter verschiedenen Handbewegungen ihr rohes Gebaren. Da stand auf einmal neben ihm ein Herr mit einem gütigen Antlitz und sprach: „Johannes, nicht mit Gewalt, durch Darstellung der Häßlichkeit des Lasters und der Schönheit der Tugend wirst du die Jugend gewinnen.“ Gleich darauf legte ihm eine Frau von unaussprechlicher Schönheit die Hand aufs Haupt mit den Worten: „Sei gut und fleißig, und du wirst zu gegebener Zeit alles verstehen.“ Als Bosco nach dem Erwachen den Traum der Mutter erzählte, sagte die kluge Frau: „Hans, du wirst Priester werden.“ Seitdem stand ihm sein Ziel klar vor Augen, und im Gedanken an dieses Traumgesicht wurde er mit allen Widerständen fertig. Seine frisch zupackende Art und seine frohe Veranlagung verschafften ihm unter der Dorfjugend eine unbestrittene Führerstellung. Was den Dorfjungen besonders mächtig an Giovanni imponierte, waren allerdings weniger sein Fleiß und seine Frömmigkeit, als vielmehr die prächtigen Kunststücke, die er gleich einem Jahrmarkt-gaukler und Zauberer vollbringen konnte. Er konnte Seiltanzen, in schwindelnder Höhe auf einer Stange den Kopfstand machen, auf galoppierendem Pferde stehen, Feuer schlucken, Zahnziehen, Musizieren; er war so stark, daß er ein Hufeisen mit den bloßen Händen umbiegen, Nüsse spielend mit den Fingern aufknacken und vier Mitschüler auf seinen Schultern spazieren tragen konnte. Aber wer ihn

für einen bloßen Possenreißer gehalten hätte, wäre auf falschem Weg gelaufen. Bei all seinen Taschenspielerereien trieb ihn eine geheime Absicht: er wollte die oft so verwahrloste Jugend an sich locken, um sie vom Bösen abzuhalten und zu ordentlichen Menschen zu machen. Deshalb hielt er bei seinen Vorführungen oft flammende Ansprachen und schloß jede Vorführung mit einem gemeinsamen Besuch in der Kirche und dem Rosenkranzgebet. Schon im kleinen Johannes war die Gesinnung wach, die er später in sein Lieblingswort kleidete: „Herr, gib mir Seelen, alles andere nimm!“

Als Giovanni nach glücklich beendeten Gymnasialstudien ins Priesterseminar eintreten durfte, gab ihm die Mutter das Abschiedswort mit: „Wenn du Priester wirst und das Unglück hättest, reich zu werden, so würde ich den Fuß nicht mehr über die Schwelle setzen. Ich will lieber einen armen Bauern zum Sohn haben als einen pflichtvergessenen Priester.“ Ihre Sorge war grundlos. Bosco blieb bis zu seinem Tode bitter arm. Jeder Pfennig, den er verdiente oder geschenkt bekam, gehörte seinem „Werk“ – der Erziehung und Betreuung der Jugend. Schon gleich in den ersten Priesterjahren hatte Don Bosco mit Schmerz die Gassenbuben gesehen, die sich wie herrenlose Hunde obdachlos und verwahrlost in den Armenvierteln Turins herumtrieben, stahlen, fluchten, zoteten, raufeten. Niemand nahm sich um diese Jugend an. Jeder wich ihnen aus wie einer Herde Aussätziger – nur Don Bosco nicht. Klar stand vor ihm die Aufgabe seines Lebens: dieser Jugend wollte er Vater sein.

Auf die verschiedenste Weise suchte er diese verwilderten Jungen an sich zu ziehen. In Anlagen, auf Wiesen, in Scheunen, auf Bauplätzen sammelte er sie um sich, gab seine Gauklerkünste zum besten, sang und musizierte, spielte Theater mit ihnen, richtete Werkschulen ein, betete mit ihnen, erklärte ihnen den Katechismus. In seinem „Oratorium“ verschaffte er ihnen ein Heim, das aus einem anfänglichen armseligen Wagenschuppen sich mit der Zeit zu einer Reihe von Anstaltsgebäuden, Werkstätten und Hospizen erweiterte. Aber unter welcher riesengroßen Schwierigkeiten kam dieses gewaltige, einzigartige Werk zustande! Die Polizei verwehrte auf Beschwerde der Nachbarn Boscos lärmender Jugendschar Zusammenkünfte innerhalb der Stadt; die Regierung sah dem Ringen des sozialen Priesters verständnislos und mißtrauisch zu, die kirchlichen Behörden verfolgten seine Tätigkeit lange mit ablehnender Zurückhaltung. Amtsbrüder hielten ihn, da er ohne Geld die größten Unternehmen begann, für geisteskrank und suchten ihn mit List in eine Heilanstalt zu bringen; wiederholt wurde ein Mordanschlag auf den Heiligen versucht, und nur seine Geistesgegenwart und Körperkraft, verbunden mit dem sichtbaren Schutz Gottes, retteten ihn. An seinen Jungen erlebte er manche Enttäuschungen, es gab Rückfälle und sogar Meutereien. Eine unbeschreibliche Not herrschte anfangs im Oratorium. Es fehlte an

alles, an Nahrung und Kleidung, an Bettzeug und Einrichtung. Bosco opferte, von seiner Mutter unterstützt, den letzten Pfennig für sein Werk. Mahnte man ihn, sich Erholung zu gönnen, so sagte er: „Der Teufel rastet nie, den Seelen zu schaden, darum darf auch ich nie rasten in der Arbeit für das Heil der Seelen. Ich werde ausruhen, wenn ich einmal einige Kilometer über dem Monde sein werde.“

Die Arbeit lohnte sich. Das Werk gedieh. Die Jungen hingen mit beispielloser Dankbarkeit und grenzenloser Liebe an Don Bosco. Einen solchen Einfluß gewann der kleine Priester auf die verwilderte Jugend, die einst der Schrecken der Bürger war, daß die Jungen in der großen Cholera-Epidemie des Jahres 1854 mit furchtlosem Opfermut den Behörden sich zur Krankenpflege zur Verfügung stellten und ein öffentliches Lob für ihre tapferen Helferdienste ernteten. Don Bosco hatte die schlimmsten Jungen so in der Gewalt, daß er wagen konnte, ohne einen einzigen Wachsoldaten mit dreihundert Sträflingen einen Ausflug zu machen, ohne daß auch nur einer zu fliehen versuchte.

Die Begabtesten von ihnen bildete er zu Lehrern und Hilfskatechisten aus und ließ sie das Gymnasium besuchen. 1857 erlebte er die Freude, daß sein erster Zögling zum Priester geweiht wurde. Zur Fortführung seines Werkes gründete er eine eigene Kongregation, die er nach seinem Lieblingsheiligen Franz von Sales „Salesianer“ nannte. Die Genossenschaft blühte rasch auf. Der Heilige errichtete neben den bisherigen Werkstätten für die einzelnen Handwerke niedere und höhere Schulen und Priesterseminarien. Als er starb, besaß die Genossenschaft insgesamt zweihundert Häuser, in denen über zweihunderttausend Zöglinge das Glück einer religiösen und beruflichen Lebensschulung erfahren hatten. Dies alles war das Werk eines einzigen Mannes, eines Heiligen von unverwüthlichem Optimismus und einem nieversagenden Gottvertrauen. Mit vierzig Pfennigen in der Tasche hatte er den Bau der großen Marienkirche in Turin begonnen, der auf eine Million Lire zu stehen kam. Es grenzt ans Wunderbare, wie Don Bosco immer, oft noch im letzten Augenblick höchster Not, die erforderliche Geldsumme zur Verfügung gestellt erhielt.

Doch der fortgesetzten Anspannung hielt auch Boscos unverwüthlich scheinende Gesundheit nicht stand. Eine schleichende Krankheit stellte sich ein, die am 31. Januar 1888 den Tod herbeiführte. Auf seinem Werk ruhte Gottes sichtbarer Segen. Es erfüllte sich des Heiligen Wort: „Wer von der Arbeit getötet stirbt, zieht auf seinen Posten Hunderte, die ihn ersetzen.“

27. April

Das sechzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Glaubensspaltung, war eine Zeit der Auflösung und Zerstörung der kirchlichen, sozialen und politischen Bande. Die Einheit des Glaubens, die Einheit der Kirche, die Einheit des Reiches war zerschlagen. In dieser Zeit, da alle Gewalten gegen die Kirche anzustürmen schienen, wurde dieser in äußerster Bedrängnis wundersame Hilfe. Der Kirche, die von allen Seiten unsäglich geschmäht und gelästert wurde, erstanden Verteidiger und Helfer, Bekenner und Märtyrer von überragender Größe und Tatkraft. Der am meisten bedrängten deutschen Kirche schenkte die göttliche Vorsehung einen Missionar von nie versiegender Begeisterung und Tatkraft, einen Heiligen von ebenso großer Tugend wie Gelehrsamkeit: Petrus Canisius, den zweiten Apostel Deutschlands.

1521, in dem Jahr, da Luther durch den Reichstag zu Worms geächtet wurde und im fernen Spanien der Ritter Ignatius von Loyola den Kriegsdienst seines Königs verließ, um fortan dem Dienste eines größeren Herrn sich zu widmen, wurde Peter Canis am 8. Mai in Nymwegen, der Hauptstadt Gelderns, geboren. Petrus hatte das Glück, in einem Elternhaus aufzuwachsen, in das die neue Lehre keinen Eingang gefunden hatte. Sein Vater, der neunmal das Amt des Bürgermeisters verwaltete und oft die wichtigsten Staatsgeschäfte zu besorgen hatte, leistete allen Versuchen, ihn für die neue Glaubenslehre zu gewinnen, entschiedenen Widerstand. So erhielt Peter schon im Vaterhaus bleibende Eindrücke tiefer Frömmigkeit, und schwer fiel in seine Seele der oft ausgesprochene Herzenswunsch seiner Eltern, „um jeden Preis festzuhalten am katholischen Glauben.“ Diese Mahnung nahm er mit, als er mit fünfzehn Jahren zur weiteren Ausbildung sich an der Kölner Hochschule einschreiben ließ. Der reiche Bürgermeistersohn – sein Vater war vom Herzog von Lothringen in den Adelsstand erhoben worden – spielte anfangs nicht ungern den vornehmen Herrn; er nützte die Freiheit eines Universitätsstudenten gehörig aus. Er klagte später bitter über vergeudete Stunden. Da griff die Gnade ein und schenkte ihm in dem vortrefflichen Nikolaus Esch einen ausgezeichneten Lehrer und väterlichen Freund. Ihn wählte er sich zum Beichtvater und bei ihm sprach er sich auch außerhalb der Beichte täglich über seine Fehler und Torheiten aus. Ihm hatte es Peter Canis zu verdanken, daß er inmitten einer leichtfertigen, durch die Wirren der Reformationszeit sehr gefährdeten Jugend ohne ernste Sünde blieb.

Mit Eifer widmete sich nun Peter den Studien. Mit zwanzig Jahren wurde er Doktor der Philosophie und Lizentiat der freien Künste. Der Vater wiegte sich schon in schönen Hoffnungen von einer glänzenden Laufbahn seines Sohnes und

redete ihm zu, Rechtswissenschaft zu studieren, ja er sah sich bereits nach einer passenden Braut für Peter um. Aber dieser kümmerte sich weder um eine Braut, noch hatte er Lust zur juristischen Laufbahn. Das Ideal des Ordenslebens stand leuchtend vor seiner Seele. Nur war er sich über die Wahl des Ordens noch nicht klar. Da hörte er, daß einer der ersten Gefährten des hl. Ignatius, Peter Faber, sich zur Zeit in Mainz aufhielt. Sogleich fuhr er rheinaufwärts, um dem Mann entgegenzufahren, der sein Schicksal werden sollte. Peter Faber nahm den jungen Gelehrten gütig auf und sprach ihm zu, zur Gewinnung der Klarheit über seinen Beruf die „geistlichen Übungen“ des Ordensstifters zu machen. Noch war Peter Canis mit den großen Exerzitien nicht zu Ende, da lag sein Lebensweg klar vor ihm. Am 8. Mai 1543, seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag, ließ er sich von Peter Faber in die Gesellschaft Jesu aufnehmen. Der erste Deutsche hatte sich der „Kompanie Jesu“, der Kämpferschar des heiligen Ignatius, eingereiht.

Du allein weißt,
o HERR,
wie sehr mir
Deutschland
am Herzen liegt.

PETRUS CANISIUS

f

Von Faber wieder nach Köln zurückgeschickt, gründete Canisius mit Einsatz seines Vermögens und Erbteils dort das erste deutsche Jesuitenkolleg. Als der weltlich gesinnte Kölner Erzbischof, Kurfürst Hermann von Wied, den Plan verfolgte, zum Protestantismus überzugehen und das Erzbistum in ein weltliches Fürstentum umzuwandeln, war es Petrus Canisius, der ein entschiedenes Einschreiten des Kaisers erreichte und das „heilige Köln“ rettete. Im Jahre 1546 empfing der schon hochangesehene Jesuit die Priesterweihe. Und nun begann sein großes Apostolat. Sein Leben wurde jetzt zu einem fortwährenden Wandern, Predigen, Missionieren und Organisieren. Wir finden ihn als Vertreter des Kardinals Truchseß, des Augsburger Bischofs, auf dem Konzil von Trient, wo der gelehrte Jesuit bald die Aufmerksamkeit der Konzilsväter auf sich lenkte. Dann sehen wir ihn in Rom, wo er im Verkehr mit dem heiligen Ordensstifter die glücklichste Zeit seines Lebens verlebte. Wir begegnen ihm in Messina, wo er im Auftrag des Ordensgenerals ein sizilianisches Kolleg gründete. Dann aber kam der Ruf zu der großen Aufgabe, die seine Lebensaufgabe werden sollte: das bedrohte katholische Deutschland rief nach seinem Retter. Mit den Weisungen des hl. Ignatius ausgestattet und am Grabe der Apostelfürsten durch eine Erscheinung des heiligsten Herzens Jesu wundersam gestärkt, machte sich Petrus Canisius an seine fünfjährige dornenvolle Arbeit im steinigen deutschen Weinberg.

1549 begann er an der Universität in Ingolstadt seine Tätigkeit. Bald war er sich darüber klar, woran es am meisten nottat: es fehlte an guten Schulen, den Pflanzstätten katholischen Glaubens und Denkens. So überzog Canisius Deutschland mit einem Kranz von Seminarien und Lateinschulen. Die katholischen Universitäten Ingolstadt, Wien, Prag, München, Innsbruck, Halle, Dillingen kamen unter ihm zu neuer Blüte und gewannen ihre verlorene Vormachtstellung wieder zurück. Die fähigsten Studenten sandte er nach Rom ins Collegium Germanicum, von wo aus sie als seine besten Mitarbeiter in die Heimat zurückkehrten. Um das religiöse Leben zu wecken und zu fördern, vereinigte er Gymnasiasten und Hochschüler, Männer und Frauen in den Marianischen Kongregationen. Es ist nicht zu begreifen, wie ein einzelner Mann so vielgestaltige Aufgaben lösen und so Großes schaffen konnte. Er reiste von Hof zu Hof, um die Fürsten für die katholische Sache und für die Unterstützung seiner Arbeiten zu gewinnen; er stand am Katheder der Universitäten und hielt den in Massen herbeidrängenden Studenten tiefgründige Vorlesungen. Er stieg auf die Kanzel und verkündete in packender Sprache das Wort Gottes, und dabei verschlug es ihm nichts, ob er als Domprediger auf der Kanzel des Augsburger und Straßburger Doms stand, oder in einem entlegenen Dorfkirchlein das Evangelium verkündete. Er erklärte den Kleinen den Katechismus und verfaßte eine Reihe weitverbreiteter Werke, so besonders seinen Katechismus, der Jahrhunderte hindurch in Gebrauch war und so volkstümlich

wurde, daß statt Katechismus die Bezeichnung „Canisi“ gang und gäbe wurde. Er schrieb Hunderte von Briefen in Glaubens- und Seelenangelegenheiten, hatte als Provinzial die ganze Einrichtung und Leitung der oberdeutschen Ordensprovinz zu besorgen. Er überwachte im Auftrag des Papstes die Durchführung der Trienter Konzilsbeschlüsse und wurde mit der Erledigung der wichtigsten Staatsgeschäfte betraut. Wenige Menschen verstanden es, eine solche Fülle verschiedenartiger Tätigkeiten in sich zu vereinen, wie dieser unermüdliche, ruhelose, übermenschlich arbeitende Jesuit. Der Kaiser wollte ihn zum Bischof von Wien machen, der Papst wollte ihn mit dem Purpur des Kardinals schmücken. Canisius aber wehrte sich mit Leidenschaft dagegen, er wollte der einfache Jesuit bleiben.

Die letzten sieben Lebensjahre verbrachte Canisius in Freiburg in der Schweiz als Prediger, Beichtvater und Schriftsteller. Was er schrieb und sprach, war immer vom Geiste christlicher Liebe eingegeben. In einer Zeit, die leidenschaftlich erregt war und in der es geradezu Brauch wurde, den Gegner in Wort und Schrift zu schmähen und verächtlich zu machen, blieb Canisius immer vornehm und verständlich. Nie wurde er hart, nie geriet er ins Poltern und Schimpfen, mochten seine Gegner noch so derb mit ihm umgehen. „Lieben wir die, die uns verfolgen“, schrieb er einmal, „freuen wir uns und frohlocken wir, daß wir würdig sind, aus dem Munde solcher Feinde der Kirche die Worte zu hören: Jesuwider, Seelenmörder, höllischer Hund (Kaniß!), Erzwolf, Erzketzer, Fürst der Heuchler. Das sind einige Stilblüten, mit denen man uns schmückt.“

Immer wieder mahnte er seine Ordensbrüder, sich soviel wie möglich dem deutschen Wesen anzupassen und mit Bescheidenheit und Höflichkeit, mit herzlichem Wohlwollen und ungeheuchelter Liebe den Leuten entgegenzukommen. Auch den Andersgläubigen gegenüber mußten sie alle Bitterkeit und Gehässigkeit vermeiden. Dem Ordensgeneral schrieb er: „In Deutschland gibt es unendlich viele, die im Glauben irren; aber sie irren viel mehr aus Unwissenheit, denn aus Bosheit. Es ist kein Eigensinn, keine Verbissenheit und Verstocktheit dabei.“ Er, der im reichsten Maß alle Verleumdungen und allen Schimpf seiner Gegner zu kosten bekam, wünschte am Abend seines Lebens: „Wie gerne möchte ich diesen Leuten das ewige Heil verschaffen! Ich würde mich freuen, für sie mein Blut zu vergießen; so könnte ich beweisen, daß ich sie dem Gebote des Herrn gemäß von Herzen liebe.“

Der blutige Martertod blieb dem Heiligen versagt. Er fiel weder den Anschlägen seiner Gegner zum Opfer, noch forderte die selbstlose Pflege Pestkranker sein Leben. Er starb im sechsundsiebzigsten Lebensjahr 1597. Die Kirche des hl. Michael in Freiburg birgt als kostbaren Schatz den Leib des Heiligen. Hier ruht er, der einer der erfolgreichsten und unermüdlichsten Kämpfer der Kirche war, der zweite Apostel Deutschlands.

Josef Benedikt Cottolengo

28. April
(Gedenktag am 30. April)

„Die Liebe Christi drängt uns.“ Dieses Pauluswort hatte Cottolengo über die Türe seines „Hauses der göttlichen Vorsehung“ schreiben lassen. Man kann es aber auch als Motto über sein ganzes Leben setzen. Denn all das Große, das dieser Held christlicher Barmherzigkeit und soziale Apostel vollbrachte, war ein Ausfluß seiner lauterer Christusliebe.

Josef Cottolengo, der am 3. Mai 1786 zu Brà im Piemontesischen geboren wurde, zählt zu den verdientesten Männern des neunzehnten Jahrhunderts. Neben Don Bosco, dessen väterlicher Freund er war, verdient dieser demütige Kanonikus von Turin einen der ersten Ehrenplätze in der Ruhmeshalle großer Menschenfreunde.

Schon als Kind zeigte er ein warmes Herz für fremde Not. Als Frau Cottolengo einmal den fünfjährigen Josef (er war das älteste von zwölf Kindern) mit in ein Krankenhaus genommen hatte, nahm der Kleine zu Haus einen Strick, der ungefähr die Breite eines Bettes hatte, ging damit von Zimmer zu Zimmer und maß die Wände ab. Auf die Frage, was das zu bedeuten hätte, sagte er: „Schau, Mutter, ich möchte wissen, wieviel Betten in unserm Haus Platz haben. Denn wenn ich groß bin, will ich da lauter arme Kranke aufnehmen.“ 1811 zum Priester geweiht, besuchte er zur Vertiefung seines theologischen Wissens noch ein paar Jahre die Turiner Universität und erwarb sich den Doktorgrad in der Gottesgelehrsamkeit. 1818 wurde Dr. Cottolengo zum Kanonikus in der Corpus-Domini-Kirche zu Turin ernannt. Jede freie Stunde, die ihm seine Seelsorgstätigkeit auf der Kanzel, im Beichtstuhl und im Religionsunterricht freiließe, wanderte er durch die dunklen Gassen der Armenviertel und kramte aus seiner großen Ledertasche Lebensmittel aller Art, Schuhe und Kleider. Unbekümmert um sich selbst verschenkte er alles, was er hatte: seine Einkünfte als Kanonikus, sein väterliches Erbe, seine Zimmereinrichtung, seine Wäsche.

Da er einsah, daß mit den öffentlichen Einrichtungen der Caritas noch lange nicht aller Not abgeholfen sei, erstand nach langem Überlegen und Beten vor ihm der Plan, als „Handlanger der göttlichen Vorsehung“ ein Haus zu errichten, das sich gerade um die Verlassensten und Ärmsten annehmen sollte. Sofort wurde ein kleines Haus gemietet, ein paar gutherzige Menschen fanden sich, die Möbel, Betten und Leinwand schenkten, Arzt und Apotheker stellten sich kostenlos zur Verfügung: das neue Spital war gegründet. Am 17. Januar 1828 konnten die ersten Kranken in die „Piccola Casa – das kleine Haus der göttlichen Vorsehung“ aufgenommen werden. Cottolengo war Direktor, Verwalter, Lieferant, Hausgeistlicher, Krankenwärter in einer Person. Den größten Teil des Tages ver-

brachte er damit, an den Betten seiner Pfleglinge zu sitzen, ihnen erbauliche oder lustige Geschichten zu erzählen, sie mit erbetteltem Obst und Backwerk zu erquickern und ihnen Wärterdienste zu leisten. Die Zahl der Armen und Kranken wuchs jeden Tag. Es wuchsen aber auch die Schwierigkeiten und Anfeindungen, die jedes gute Werk zu vernichten suchen. Cottolengo, der sein ganzes Unternehmen ohne Pfennig Geld begonnen hatte und einzig auf die Vorsehung Gottes vertraute, wurde als tollkühner Phantast bezeichnet, dem die Behörden auf die Finger sehen mußten. Als 1831 die Cholera ausbrach, fürchteten die Nachbarn des „Kleinen Hauses“, durch die Kranken angesteckt zu werden und erreichten es, daß das Haus von der Polizei geschlossen wurde. Gelassen nahm der Hausvater diesen Schicksalsschlag hin und meinte humorvoll: „Nun wohl, in meiner Heimat sagt man, der Kohl gedeihe am besten, wenn er einmal verpflanzt wird. Darum will ich nun auch mein Spital anderswohin verpflanzen.“ Wenige Monate vergingen, und im abgelegenen Stadtviertel Valdocco erstand ein neues „Haus von der göttlichen Vorsehung“. Der Zudrang von Pflegebedürftigen war so groß, daß Cottolengo gezwungen war, in der Nachbarschaft ein Haus nach dem andern dazuzukaufen und sie seinem „Kleinen Haus“ anzugliedern. Die göttliche Vorsehung schickte ihm tüchtige, opferwillige Gehilfen und Gehilfinnen. Er organisierte sie nach einer klugen Regel und nannte sie „Vinzenzbrüder“ und „Vinzenzschwestern“. Für die verschiedenen Bedürfnisse der immer größer werdenden Anstalt gründete er eine ganze Reihe religiöser Kongregationen. Eine „Genossenschaft der Guten Hirtinnen“ erzog die Waisenkinder und betreute die Geistesgestörten; die „Schwestern vom Herzen Mariä“ widmeten sich den Taubstummen; die „Töchter der Pietà“, die „Schwestern der Fürbitte“, die „Eremiten des hl. Rosenkranzes“ sollten durch Gebet und Opfer das Gedeihen der riesenhaft anwachsenden Anstalten unterstützen und die Hilfe der göttlichen Vorsehung erleben.

Wie notwendig brauchte Cottolengo die Hilfe der göttlichen Vorsehung! Welch gewaltige Summen gehörten dazu, für ungefähr 3000 Personen den täglichen Lebensunterhalt und die nötige Kleidung zu beschaffen! Obwohl Don Giuseppe nicht einen Pfennig festen Einkommens hatte, da er seine Stellung als Kanonikus bei der Gründung des Hauses niedergelegt hatte, so fehlte es doch wunderbarerweise der zahlreichen Schar niemals am Nötigsten. Oft wurde Cottolengo von den zahlreichen Gläubigern der Anstalt aufs schärfste bedrängt. Aber immer stellten sich zur rechten Zeit unbekannte Wohltäter ein, die die Schuld bezahlten. Das Vertrauen des Heiligen auf die Vorsehung Gottes war unbegrenzt. Er verbot, in der Anstalt eine Buchführung zu halten oder auch nur die Armen und Pfleglinge zu zählen. „Diese unnötige Plage“, meinte er, „ist zugleich eine Versuchung. Laßt im Haus kein Eckchen unbelegt. Was kostet es der Vorsehung, zehn oder tausend Menschen zu ernähren? Schreibt nicht auf, was die Vorsehung sendet. Sie weiß

besser als wir, doppelt Buch zu führen. Man würde ihr eine Beleidigung zufügen, wollten wir selbst unsere Kranken zählen. Mischt euch nicht in ihre Führung!" Meldete ihm eine Schwester: „Wir haben nichts mehr, keine Wäsche, keinen Wein, kein Holz mehr, was tun?" Dann antwortete er: „Gut, seht doch, wie gut es geht! Gebt nur geschwind auch das, was noch vorhanden ist, weg, damit die Vorsehung, wenn sie sich zu kommen würdigt, das Haus ganz leer findet. Denn wo sollen wir denn das hintun, was sie uns geben will?" Eine Fülle von wunderbaren Vorkommnissen zeigt, wie Gott in der Tat jedesmal eingriff, wenn die Not am höchsten war und Cottolengo den drängenden Gläubigern gegenüber in allergrößter Verlegenheit war.

Ein ungewöhnlich großes Organisationstalent erleichterte Cottolengo seine schwere Aufgabe. An alles dachte er, überall griff er selbst tatkräftig ein und legte mit Hand an. Er war sich nicht zu gut, beim Bau der Häuser Steine, Sand und Kalk herbeizuschaffen, er scheute sich auch nicht, in den verschiedenen Werkstätten zu schaffen, mit Säge und Hammer zu arbeiten, Pech und Schusterdraht in die Hand zu nehmen, mit Schere und Nadel zu hantieren, am Backofen, in der Küche, in Stall und Garten mitzuhelfen. Auszeichnungen und Orden, die er vom König erhielt, Ministerbesuche, die er bekam, Ehrungen, die ihm von der Stadt zuteil wurden, Krankenheilungen, die durch seine Handauflegung geschahen, änderten nichts an seiner schlichten Demut. Als der junge Don Bosco eines Tages das „Kleine Haus" besuchte, faßte ihn Cottolengo beim Abschied am Ärmel und sagte mit einem prophetischen Blick in die Zukunft: „Das Tuch Ihres Talars ist zu schwach und zu dünn. Sie müssen sich einen Talar von stärkerem und dauerhafterem Tuch anschaffen, damit sich die Knaben daran halten können, ohne ihn zu zerreißen. Es wird eine Zeit kommen, wo sich viele Leute daranhängen werden."

Als Cottolengo fühlte, daß seine Kräfte, die er schonungslos im Dienste der Nächstenliebe verbrauchte, aufgezehrt waren, nahm er Abschied von seinen Schützlingen, um in der Einsamkeit der Exerzitien zu sterben. Am 30. April 1842 betete ihm sein geistlicher Bruder die Sterbegebete vor. Mit dem jubelnden Psalmvers: „Ich freue mich, da man mir sagt: ins Haus des Herrn wollen wir gehen!", warf er sich lächelnden Antlitzes in die Arme der göttlichen Vorsehung.

Wunderbar hat sich sein Abschiedswort an die Kranken in Valdocco erfüllt: „Wenn ich im Himmel bin, will ich ganz nahe zur Gottesmutter hingehen und sie am Mantel halten. Dann werdet ihr sehen, wie alles gut gehen und euch nichts mangeln wird."

Pauline von Mallinckrodt

29. April

(Gedenktag am 30. April)

Pauline von Mallinckrodt verdient einen Ehrenplatz unter den großen deutschen Frauen. Mit krafterhobener Hand trug sie die Fahne der Liebe, der opfergemuten Caritas, durch zwei Weltteile.

Dornen fehlten am Lebensweg Pauline von Mallinckrodts nicht. Pauline war das Kind einer religiös gemischten Ehe. Zwar hatte ihr Vater, der Oberregierungsrat und spätere Regierungspräsident Christian von Mallinckrodt, bei Eingehung der Ehe mit der fürstbischöflichen Hofratstochter Bernhardine von Hartmann in die katholische Erziehung seiner Kinder gewilligt, aber bei aller Liebe zu seiner Gattin war es ihm doch nicht möglich, so manche Vorurteile gegen Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche aufzugeben. Und die Mutter hielt sich für verpflichtet, auf diese Anschauungen des Gatten möglichst Rücksicht zu nehmen. Dankbar für sein Entgegenkommen in bezug auf die Kindererziehung, fand sie es geraten, den konfessionellen Einfluß auf die Erziehung in möglichst wenig hervortretender Weise geltend zu machen, besonders auch mit Rücksicht auf den geselligen Verkehr mit fast ausschließlich protestantischen Beamtenfamilien.

Zu einem wahren Segen wurde für Pauline die Versetzung ihres Vaters von Minden nach Aachen. In der vortrefflichen Töcherschule von St. Leonhard wurden in dem empfänglichen Mädchen mit treuer Sorgfalt alle die herrlichen Seelenkräfte geweckt und gepflegt, welche später Pauline so sehr auszeichnen sollten. Besonders innig gestaltete sich das Verhältnis Paulinens zu ihrer Lehrerin Luise Hensel, der ebenso berühmten als liebenswürdigen und geistvollen Konvertitin. „Sie hat die Keime alles Glückes in meine Seele gesenkt", gestand Pauline später.

Die festen religiösen Grundsätze, die Pauline in St. Leonhard empfing, bewährten sich, als ihr nach der Rückkehr aus dem Pensionat im elterlichen Haus manche Schwierigkeiten entgegentraten. Der Vater wünschte, daß seine Tochter an dem geselligen Leben teilnehme, das seine Stellung mit sich brachte. Dem ernstesten Mädchen waren alle derartigen Vergnügungen zuwider. Aber auf den Rat ihres Seelenleiters übte sie doch die Teilnahme an ihnen als eine Pflicht kindlichen Gehorsams gegen den Vater. „Ich tat es", schreibt sie in ihren Erinnerungen, „mit Freundschaft und Heiterkeit, und bestrebte mich, während ich unter den Menschen war, des lieben Gottes zu denken und mit ihm im Herzen zu reden."

Im Jahr 1834 mußte Pauline ihre Mutter sterben sehen. Die Sterbende wies sie bis ins einzelne an, wie sie nach ihrem Tod das Hauswesen führen sollte, empfahl ihr die sorgsame Pflege des Vaters und vor allem die religiöse Erziehung der drei jüngeren Geschwister. Pauline vertrat trotz der Jugend die Stelle der Mutter so gut, daß sie die volle Zufriedenheit des Vaters errang.

Von fröhlicher Jugendzeit blieb für das kleine Hausmütterchen bei so schweren Aufgaben allerdings nicht mehr viel übrig. Straffe Selbstverleugnung wurde jetzt schon ihr tägliches Brot. Und was das Anziehendste an Pauline ist: sie brachte ihre Opfer nicht mit trübem Regengesicht, sondern mit sonnenhellem Auge. „Da der Vater“, schreibt sie einmal, „wünschte, daß ich ihn in Gesellschaften, bei Spaziergängen und Fahrten, oft auch auf seinen Reisen begleitete, so hatte ich es mir zum Gesetz gemacht, es mochte mir bequem oder unbequem sein, es immer freundlich zu tun, damit dem lieben Gott das Werk gefalle. Diese vielfältige, kleine Willensverleugnung ist mir sehr heilsam gewesen und war mir so zur anderen Natur geworden, daß es mir fast ein wahres Bedürfnis war, die Wünsche anderer zu erfüllen.“ So wurde die Jugendzeit zu einer trefflichen Willensschule für die künftige Ordensstifterin.

Es ist bewundernswert, wie die Jungfrau bei der großen Arbeit, die auf ihr lag, noch soviel Zeit für Werke der Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe finden konnte. Ihre Freundin, A. von Lommessen, erzählt: „Jeder Augenblick, den Pauline sich aus ihrer Familie losreißen konnte, war dem Gebete oder den Liebeswerken gewidmet. Mit der freundlichsten Leutseligkeit und Güte sprach sie mit jedermann, half den Armen so gut wie sie konnte, und stand als tröstender Engel am Bett der Kranken.“ Der tägliche Empfang der hl. Kommunion war ihr beständiges Streben und Leben. Sie besuchte meist die Münsterkirche, wo die hl. Messen bereits um fünf Uhr begannen... Bei all dem war Pauline nichts weniger als eine Kopfhängerin. Da sie einfach und lebenswürdig gegen jedermann war, wagte jeder Leidende sie anzusprechen, bald Rat, bald Trost, bald Hilfe suchend. Kleinliches Wesen, Menschenfurcht, irgendwelche Rücksicht auf das Geschwätz und Urteil der Menschen waren ihr fremd. Ihr gerader und offener Charakter kannte nur einen Beweggrund, nur eine Richtschnur: Gottes heiligen Willen und sein Wohlgefallen.

Um die Zeit ihres achtzehnten Lebensjahres bestand ihre Kraft, zu entsagen, eine schwere Probe. Sie verzichtete auf die Verbindung mit einem Protestanten, zu dem sie tiefe Hinneigung gefaßt hatte. Sie schreibt darüber an Luise Hensel: „Furchtbar wogt es in meinem Innern; ich konnte und wollte mich nicht entschließen, dem Freund Lebewohl zu sagen. Da wurde ich gefirmt, und Gott gab mir die Kraft, etwa acht Tage nachher, das Lebewohl zu sagen... Indem ich ihm nun entsagte, hatte ich zugleich das Band zerrissen, das mich an die übrige Welt gekettet hielt.“ Der große Gedanke ihres Lebens stand mit Macht schon vor ihrer Seele: „Es wurde in mir ein unendliches Verlangen rege, barmherzige Schwester zu werden!“

Mit ihrem Streben nach dem Ordensleben stieß Pauline aber auf entschiedenen Widerspruch beim Vater. Um 1841 nahm dieser seinen Abschied aus dem Staats-

dienst und siedelte nach seinem Gut Böddeken in der Nähe von Paderborn über. Hier begann Pauline ihre reiche Liebestätigkeit zu entfalten. Dank den Erfahrungen, die sie zu Aachen in einem Kurs für Krankenpflege und Arzneikunde und bei den häufigen Besuchen in den Krankenhäusern sich erworben hatte, konnte sie mit Hilfe ihrer Hausapotheke den Kranken des Dorfes mit Rat und Tat beistehen. Der Tod des Vaters brachte ihr tiefes Leid, aber auch die Freiheit ihres Handelns. Nun stand ihrem Entschluß, barmherzige Schwester zu werden, nichts mehr im Wege. Eine Reise, die sie durch Deutschland und Österreich, nach der Schweiz und Oberitalien geführt und die sie benützt hatte, eine Menge wohlthätiger Anstalten zu studieren, hatte ihren Entschluß, barmherzige Schwester zu werden, neu gestärkt. Aber es war anders bestimmt. Nach eingehender Beratung mit dem Kölner Weihbischof Classen gründete sie eine eigene Kongregation. Im Jahre 1849 wurde das große Werk zum glücklichen Ende geführt. Pauline wurde als erste Schwester der neuen „Kongregation der Schwestern der christlichen Liebe“ mit drei Lehrerinnen eingekleidet und übernahm die Stelle der Oberin.

Auf dem Werke der frommen Ordensstifterin ruhte sichtlich Gottes Segen. Zu Ende des Jahres 1870 zählte die junge Genossenschaft bereits zwanzig Häuser mit etwa dreihundert Schwestern.

Da kam der große Rückschlag. Der unselige Kulturkampf begann. Trotz wiederholter Rücksprachen Paulinens mit Ministern und hohen Regierungsbeamten, trotz eines Appells an das Herz Kaiser Wilhelm I., der 1853 mit größtem Interesse das Mutterhaus besucht hatte, wurde den Schwestern die Erlaubnis verweigert, im geistlichen Kleid fernerhin ihren Anstalten vorzustehen. Der Bau, den Pauline von Mallinckrodt in langen Jahren mit größten finanziellen Opfern und unter Einsetzung aller ihrer Kräfte mühsam errichtet hatte, drohte durch die Kurzsichtigkeit engherziger Menschen zu stürzen. Doch das herrliche Gottvertrauen, das Mutter Pauline allzeit auszeichnete, sollte auch diesmal nicht zuschanden werden. Hatte das eigene Vaterland die Tätigkeit der Schwestern unterbunden, so fanden sie in fernen Landen willkommenste Aufnahme. Wenige Monate vergingen, und Mutter Pauline hatte in Amerika eine Niederlassung ins Leben gerufen, die sie der Oberleitung einer ihrer bewährtesten Schwestern anvertraute. Zweimal nahm sie die Beschwerden einer Reise nach Amerika auf sich. Ein großer Teil der in Deutschland heimatlos gewordenen Schwestern fand in der neuen Welt ein segensreiches Wirkungsfeld. Für den Rest suchte die umsichtige Generaloberin eine neue Heimat in Belgien, wo sie in Mont St. Guibert in der Nähe von Brüssel ein Mutterhaus gründete.

Bei all ihrer Güte und uferlosen Liebe konnte die Generaloberin, wenn sie es für nötig erachtete, auch mit nachdrücklichstem Ernst auftreten. Sie pflegte zu sagen: „Eine Oberin muß schelten können, sonst taugt sie nichts.“ Öffentliche

Fehler pflegte sie auch öffentlich zu rügen — ohne Rücksicht auf Empfindlichkeit. Nichts in der Welt war ihr so zuwider, als wenn eine Getadelte gekränkt und empfindlich tat. „Alles was nach Stolz riecht“, sagte sie einmal, „kann ich nicht ausstehen.“

Das Jahr 1877 brachte Pauline von Mallinckrodt noch eine schwere Prüfung. Die Regierung verfügte, daß das Mutterhaus der Schwestern der christlichen Liebe zu Paderborn gänzlich aufgelöst und von seinen Bewohnern verlassen werden müsse. Der Eindruck, den dieser erschütternde Schlag auf Pauline machte, läßt sich nachempfinden. Mit blutendem Herzen riß sie sich von der teuren Heimstätte los, wo sie siebenundzwanzig Jahre so segensreich gewirkt hatte, und floh mit frischem Schaffensgeist und ungebrochenem Gottvertrauen in die Fremde, nach Mont St. Guibert, wo ihre weitblickende Umsicht und unermüdete Tatkraft für die Kongregation eine neue Blütezeit schuf.

Doch nun sollte für die rastlose Arbeiterin Ruhetag werden. Am 30. April 1881 entschlief Mutter Pauline, dieser weibliche Apostel der christlichen Liebe, in ein friedvolles Jenseits hinüber. Paulusarbeit hatte sie geleistet und Paulusopfer gebracht. Mit Paulus konnte sie sagen: „Ich habe auf meiner Wanderfahrt viel an Gefahren und Ungemach erlitten, ich habe vieles erduldet an Arbeit und Mühsal, an Fasten und Nachtwachen, an Hunger und Durst, und besonders an unablässiger Besorgnis für die mir anvertrauten Gemeinden.“ Möge ihr nun auch Pauluslohn geworden sein!

Katharina von Siena

30. April

„Die größte Frau des Christentums“ — so nennen die Italiener Katharina von Siena. Und in der Tat ist diese Färberstochter eine der wunderbarsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Was dieses ungelehrte Mädchen, das weder lesen noch schreiben konnte, für ihr Land, für das Papsttum, für ihr ganzes Jahrhundert geleistet hat, bleibt für jeden unverständlich, der nicht in ihrem Leben und Wirken die Hand des Allmächtigen sieht. Ein Gelehrter sagte mit Recht: „Diese Frau und ihr Leben ist eines der größten Wunder der Geschichte, auch für den, der an Wunder nicht glaubt.“ Daß eine arme, schwache und kranke Frau, fast noch ein Mädchen, zur allgemein anerkannten Friedensstifterin werden konnte, zur

Überwinderin von Banditenhäuptlingen und gewalttätigen Stadtfürsten, zur Richter über Könige und Kardinäle, zur Beraterin und Mahnerin von Päpsten, daß Katharina von Siena die geistige Großmacht des vierzehnten Jahrhunderts wurde — wem erscheint dies nicht als ein Wunder, und zwar eines der größten?

Es war eine schlimme Zeit, in die Katharina im Jahre 1347 als vierundzwanzigstes Kind des Färbers Benincasa zu Siena hineingeboren wurde. Seit Beginn des Jahrhunderts hatten die Päpste ihre Residenz von Rom nach Avignon verlegt und waren dadurch in schlimmste Abhängigkeit von den französischen Königen geraten. Italien war zerrissen durch leidenschaftliche Zwistigkeiten. Eine Zeit ohne Friede, ohne Gott, ohne Sittengesetze, ein Jahrhundert des Faustrechts und schrankenloser Sinnenlust war hereingebrochen. Mit Schmerz sahen die Guten diesen Niedergang. Müde streckten sie die Waffen in dem scheinbar aussichtslosen Kampf gegen den übermächtigen Zeitgeist. Eine nur stemmte sich der trüben, tosenden Flut der Zeitverhältnisse entgegen und nahm in frohgemutem Gottvertrauen den Kampf auf: Katharina, das tapferste und christlichste Mädchen ihres Jahrhunderts.

Ihre ersten Kinderjahre hatten nichts Auffälliges. Sie war so fröhlich und übermütig, daß man sie statt Katharina mitunter Euphrosyne nannte: die Immerfrohe. Sie war noch nicht sechs Jahre alt, da tollte sie eines Tages mit ihrem Bruder durch die engen, steilen Gassen Sienas, als sie plötzlich stehenblieb und mit unverwandten Augen zum Himmel sah: sie schaute Christus, der im Kreis der Apostel ihr erschien und sagte: „Katharina, du warst nun lange genug das Sonnenkind im Hause Benincasa, von nun an sollst du meine Botin sein!“ Hätte ihr Bruder sie nicht gestoßen und angerufen: „Euphrosyne, was hast du? Bist du denn verrückt?“, sie hätte das Erlebnis wohl später für einen Traum gehalten. So aber blieb es in ihrem Gedächtnis haften. „Christus ruft mich!“; dieser Gedanke verließ sie nicht mehr. Mit sieben Jahren versprach sie Christus, für immer jungfräulich zu bleiben. Früh schon setzten die Kämpfe gegen dieses Gelübde der Jungfräulichkeit ein. Sie war knapp zwölf Jahre alt, da schmiedete ihr Vater schon Heiratspläne. Katharina sollte einem der stolzesten Bürgersöhne der Stadt die Hand zum Ehebund reichen. Der hartnäckige Widerstand des Mädchens gegen eine Heirat weckte in den Eltern großen Verdruß und Zorn. Halb aus Trotz, halb aus Verzweiflung machte Katharina in der ersten Zeit dieses häuslichen Krieges die tollsten, widerspruchsvollsten Dinge: das einmal färbte sie sich ihr schönes Haar goldblond (das galt damals bei den Stutzern von Siena als höchste Mode), dann wieder schnitt sie sich plötzlich die Haare kurzweg ab, damit kein junger Mann mehr an ihr Wohlgefallen fände und sie zu heiraten begehrte (denn damals hatte der Bubikopf noch nichts Anziehendes für die Männerwelt). Doch bald rang sich Katharina durch diese „Kinderunarten“ hindurch. Die Gnade Gottes

kam ihr zu Hilfe. Widerspruchslos tat sie nun all die Arbeiten, die ihr von den Eltern aufgeladen wurden und lebte drei Jahre im Elternhaus ein Leben stiller Absonderung von der Welt. Mehr und mehr schloß sie ihre Sinne von all den äußeren Eindrücken ab und erbaute sich im Herzen eine Kammer, eine Klosterzelle, aus der keine Gewalt sie vertreiben konnte. Sie verstand es meisterhaft, in diese „innere Zelle“ des Geistes sich jederzeit zurückzuziehen, und so mitten in der Welt ein Leben vollständiger innerer Sammlung zu führen. Als die Eltern endlich ihren Widerstand aufgaben, ihre Heiratspläne begruben und sich mit dem selbstgewählten Beruf Katharinas aussöhnten, zauderte sie nicht länger und schloß sich dem Dritten Orden der Dominikanerinnen an, der sich den Werken der Barmherzigkeit widmete. Die Ordensschwwestern trugen über ihrem gewöhnlichen Straßenkleid einen schwarzen Überwurf und wurden deshalb Mantelfrauen genannt.

Mit einem Eifer, der durch keine noch so schlimme Enttäuschung gebrochen werden konnte, gab sich nun Katharina den Werken der Barmherzigkeit hin. Sie suchte das Los der Armen zu erleichtern, ging in die Gefängnisse, bemühte sich um gefallene Mädchen, bereitete Sterbende zum Tode vor, pflegte die widerwärtigsten Kranken. Sie empfing den Lohn aller, die in selbstloser Liebe dem Nächsten dienen: sie wurde verkannt, beschimpft, verleumdet. Nicht einmal ihr opfernder Krankendienst im Pestjahr 1374 konnte die Vorurteile gegen das heldenhafte Mädchen brechen. Es kam zu Steinwürfen, ja einmal wurde Katharina an den Haaren aus einer Kirche gezerrt. Aber das alles vermochte ihre Opferliebe nicht zu überwinden. Im Blute des göttlichen Erlösers fand sie Kraft, die Höhenpfade der Liebe weiterzugehen. Katharina lebte ganz aus der Kraft des göttlichen Blutes. Fast in jedem ihrer Briefe kommt die Wendung vor: „Um des Blutes Christi willen...“ und ihre letzten Worte auf dem Sterbebett waren: „Blut, Blut!“ Aus diesem göttlichen Blut floß ihr die Kraft zu ihrem selbstlosen Heldentum und ihren Wunderwerken der Liebe zu. Sie wußte: „Gott kümmert es wenig, ob du ihn liebst, wenn du deinen Nächsten nicht liebst.“ Ohne Bedenken riß sie das silberne Kreuz vom Rosenkranz und gab es einem Hungernden; sie nahm ihren Ordensmantel ab und gab ihn einem Bettler, obwohl im vierzehnten Jahrhundert keine ehrbare Frau ohne Mantel gehen durfte. Als sie deswegen heftig getadelt wurde, sagte sie: „Ich will lieber ohne Mantel als ohne Liebe mich finden lassen.“ Sie zwang den natürlichen Schauer, den die Jugend und vor allem die Frau vor gewaltsamem Tod empfindet, heldenhafte nieder und stand Unglücklichen, die zur Hinrichtung geführt wurden, in ihrer letzten Stunde bei. Zweiundzwanzig Jahre alt, gelang es ihr, einen jungen Ritter aus Perugia, der wegen politischer Umtriebe zum Tod verurteilt wurde und nun mit aller Kraft der Jugend sich gegen das Sterben wehrte, so zu beruhigen, daß er die hl. Sakramente empfing und von ihr geführt, festen Schrittes zum Richtplatz ging.



St. Katharina verlobt sich mit dem Jesukind
[L. Cranach d. J.]



Bonifatius, der Apostel Deutschlands

Im Jahre 1374 hatte Katharina ein mystisches Erlebnis. Christus zeichnete sie mit den Wundmalen und befahl ihr: „Von nun an wirst du deine Zelle verlassen, deine Stadt, dein Land. Ich werde bei dir sein und dich führen. Du sollst meine Botschaft aller Welt, Geistlichen und Laien verkünden. Darum werde ich dir Weisheit und Sprachgewalt geben, daß niemand dir zu widerstehen vermag.“ Nun begann die große, weltgeschichtliche Tätigkeit Katharinas. Dem bedrängten Volk Friede und der gefährdeten Kirche Rettung zu bringen – das waren die großen Aufgaben, die das schwache Mädchen in göttlicher Sendung zu vollbringen hatte. Eine rastlose Tätigkeit setzte ein. Sie diktierte Briefe über Briefe, die alle mit den Worten schließen: *Gesu dolce, Gesu amore* (Jesus ist süß, Jesus ist die Liebe). Sie reiste von Stadt zu Stadt und predigte den entzweiten Parteien ihre Botschaft: „Frieden, Frieden um des Blutes Christi willen!“ Sie trat in Avignon vor den Papst und bettelte, grollte, drohte, bis dem ungebildeten Mädchen gelang, was kein Kardinal und Fürst erreicht hatte: Gregor XI. verließ Avignon und zog 1377 in Rom ein. Als dann unter Urban VI. das verderbliche Schisma entstand und die begonnene Reformarbeit durch die allzu harte Strenge des unbeugsamen Papstes gefährdet war, war es wieder Katharina, die Briefe voll erschütternder Mahnungen an den Papst schrieb. Mit unerhörtem Freimut hielt sie den abgefallenen Kardinälen die Folgen ihrer unverantwortlichen Handlungsweise vor. Sie litt unsagbar unter der Spaltung der Kirche. Ihr Leben war ein ständiges Martyrium für die Erneuerung der Kirche. Noch auf dem Sterbelager betete sie: „Ewiger Gott, nimm das Opfer meines Lebens hin für den mystischen Leib der heiligen Kirche. Ich kann nichts anderes geben, als was du mir gegeben hast. Nimm also mein Herz und presse dein Blut aus über das Angesicht deiner heiligen Kirche.“ Und todkrank sprach sie: „Seid überzeugt, daß die einzige Ursache meines Todes die Glut für die Kirche ist, die mich verzehrt.“

Kaum dreiunddreißig Jahre alt, brach Katharina von Siena zusammen. Ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen – sie lebte ja zumeist nur von Wasser und Kräutern – siechte sie auf einem achtwöchigen Leidenslager dahin, bis am 29. April 1380 dieses von Liebe zu Christus und seiner Kirche kranke Herz stillstand. In der Dominikanerkirche Santa Maria sopra Minerva zu Rom wurde der Leib dieser einzigartigen Frau unter dem Hochaltar beigesetzt.

Die beiden Heiligen, die am Tore des Maimonats stehen, gehören zu den zwölf Glücklichen, die die unschätzbare Gnade erfuhren, mit Christus, an der Seite Christi leben zu dürfen, ihm ins Gesicht zu schauen, seine Hand zu drücken, seine Worte aus seinem eigenen Mund zu hören, von ihm selbst in die Geheimnisse des Gottesreiches eingeführt zu werden – zu diesen glücklichen Zwölfen, die von ungezählten Seelen im Laufe der Jahrhunderte beneidet wurden. Wie Petrus und Paulus, wie Simon und Judas, so werden auch Philipp und Jakob meist zusammen genannt, obwohl sie in ihrem Wesen die größten Gegensätze bilden: Philipp, der sorglos heitere, frisch zupackende Mann mit den hellen, guten Kinderaugen – Jakob, der gesetzestreng, schweigsame, ernste Asket.

Philipps Heimat ist das Fischerdörfchen Bethsaida am See Genesareth. Eines Tages ging Jesus am Ufer entlang und sah Philipp, der an seinen Netzen hantierte. Das allwissende Gottesauge erkannte den Goldkern, der in diesem biederen Arbeiter verborgen lag. Jesus näherte sich ihm, begann ein Gespräch und lud den überraschten Fischer ein: „Komm mit! Schließ dich mir an!“ Berufung zu höchster Auszeichnung lag in dieser Aufforderung, aber auch zu Opfern ohne Zahl. Jesus folgen – was bedeutete dies anderes als Trennung von Vater und Mutter, Abschied von der Heimat, vom liebgewohnten Fischfang, rastlose Wanderschaft und eine ungewisse Zukunft? Doch Philipp gehörte nicht zu denen, die den Ruf Gottes, der an jeden Menschen einmal ergeht, unter tausenderlei Bedenken zum Schweigen bringen und die große Stunde der Berufung verscherzen. Ein tiefer Blick in Jesu Auge, und der Fischer schlägt herzlich in die dargereichte Hand und bindet sein Geschick für immer an das des Meisters.

So ganz ergriffen war er von dem Zauber, der von Jesus ausging, daß er das Glück der Berufung nicht für sich behalten konnte; es drängte ihn, mit der Glut, die in seiner Seele brannte, auch andere Herzen zu entzünden. So eilte er nach Kana und bestürmte seinen Freund Nathanael: „Wir haben den Mann gefunden, von dem der Prophet geschrieben hat, Jesus, den Sohn Josefs von Nazareth!“ Und als der etwas zurückhaltende Freund ein bißchen spöttisch meinte: „Wie kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen?“, da ließ sich Philipp nicht in ein langes Hin und Her ein; ungeduldig packte er den Freund am Arm und zog ihn mit sich: „Komm und sieh!“

Wie sehr Jesus den glaubensstarken Philipp schätzte, zeigte er wiederholt dadurch, daß er ihn aus der Schar der übrigen hervorhob, so bei der wunderbaren Speisung der Fünftausend in der Wüste, wo er Philipp fragte: „Woher denkst du, sollen wir Brot bekommen, um all diese Menschen sättigen zu kön-

nen?“; so beim letzten Abendmahl, wo er an Philipp den allen Aposteln geltenden Vorwurf richtete: „So lange bin ich schon bei euch, und du erkennst mich noch immer nicht, Philipp? Wer mich sieht, der sieht auch den Vater; denn ich bin im Vater und der Vater ist in mir.“ Dieses Wort des Meisters bewahrte Philipp wie ein heiliges Vermächtnis. Im Dunkel der Kartage strahlte es in seiner Seele wie ein leuchtender Stern. Es stärkte seinen Bekennermut und spornte ihn an, als der Meister zum Vater heimgegangen war und die Apostel in alle Welt sich zerstreut hatten.

Wo und wann und wie Philipp gestorben ist, darüber fehlt zuverlässige Kunde. Als sicher gilt, daß er in Phrygien in Kleinasien das Evangelium verkündete. In Hierapolis soll er den Martertod gefunden haben.

Aus ganz anderem Holz als Philipp ist der zweite Heilige des heutigen Tages geschnitzt: Jakob, mit dem Beinamen „der Jüngere“. Wie eine Prophetengestalt des Alten Bundes mutet dieser für das Gesetz eifernde, in seinem sittlichen Urteil unbestechliche Apostel an. Daß er durch die Juden den Prophetentod der Steinigung erlitt, war kein Zufall. Obwohl Jakob, der Sohn des Alphaeus und Bruder des Apostels Judas Thaddäus, durch seine Mutter mit Jesus verwandt war, tritt er nie in den Vordergrund. Still und ernst lauscht er den Worten Jesu und bewahrte sie in seinem Herzen. Erst nach dem Pfingstfest kam seine Stunde. Da wurde dieser Mann unerschütterlicher Festigkeit zum starken Halt für die Christengemeinden Palästinas. Eine „Säule der Kirche“ nennt ihn Paulus in seinem Brief an die Galater. Mit Vertrauen sahen die geängstigten Christen in den Tagen der Verfolgung zu Jakob auf, der nach dem Fortgang der Apostel als Bischof in Jerusalem zurückgeblieben war. Wegen seiner ernsten Frömmigkeit und seiner Gerechtigkeit erhielt er von Christen und Juden den Beinamen „der Gerechte“. Welch hohe Achtung auch die Juden dem gesetzestrengen, machtvollen Bischof entgegenbrachten, beweist dies, daß es ihm gestattet war, das den Priestern vorbehaltene Heiligtum des Tempels zu betreten. Obwohl er selber auch als Christ unbeirrbar an den alten mosaischen Bräuchen seines Volkes festhielt, trat er doch auf dem Apostelkonzil des Jahres 50 entschieden auf die Seite des freiheitlichen Paulus und legte sein maßgebendes Wort dafür ein, daß denen, die vom Heidentum sich zu Gott bekehren, keine weitere Last aufgebürdet werde und sie vom jüdischen Gesetz frei sein sollten. Jakob, der ein Leben strengster Enthaltensamkeit und größter Härte gegen sein eigenes Ich führte, war ein Mann praktischer Frömmigkeit und christlicher Tat. Davon zeugt sein herrlicher Brief an die Judenchristen Palästinas. Mit einer bei diesem schweigsamen Mann beinahe ungewohnten Beredsamkeit weist er in seinem Brief immer wieder auf die Wichtigkeit der katholischen Tat hin. „Was nützt es, meine Brüder, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber keine Werke aufzuweisen hat? Kann denn der Glaube ihn er-

retten? Fehlt's einem Bruder oder einer Schwester an der Kleidung oder ermangeln sie der Tagesnahrung und sagt aus euch zu ihnen einer: „Geht hin in Frieden, wärmet euch und sättigt euch!“, ihr gebt ihnen aber nicht, was für das Leben nötig ist, was nützt es dann? Also verhält es sich auch mit dem Glauben; sofern er keine Werke aufzuweisen hat, so ist er in sich selber tot.“

Jakob krönte sein heiliges Leben mit einem heiligen Tod. Die immer größer werdende Zahl der Juden, die Jakob für das Christentum gewann, brachte die jüdischen Priester und Führer in Aufregung. Es mußte etwas geschehen, um die Massenabwanderung vom Gesetz des Moses zur Lehre Jesu zu verhindern. So benützten sie die Osterzeit des Jahres 62 oder 63, um zu einem vernichtenden Schlag auszuholen. Der Bischof von Jerusalem wurde verhaftet und in einer ungesetzlichen Gerichtssitzung des Hohen Rates zum Steinigungstode verurteilt. Da der Apostel unter dem Steinregen nicht gleich tot zusammenbrach, eilte ein jüdischer Tuchwalker hin und gab dem Märtyrer mit einem schweren Knüppel den tödlichen Schlag.

Wiborada

2. Mai

Als Kind freier, edler Leute war Wiborada (Wibrat) in der schwäbischen Gegend des Bodensees aufgewachsen und zeigte schon von Jugend auf eine Neigung zu stillem Sinnen, zu ernster Zurückgezogenheit, zu frommer Gottverbundenheit. Mit herzlicher Liebe hing sie an ihrem Bruder Hitto, der im Kloster St. Gallen studierte. Welch eine Freude war es für sie jedesmal, wenn sie mit Vater oder Mutter den Studenten besuchen durfte! Damals schon erwachte in ihr die starke Zuneigung zu dem berühmten Kloster, in dessen Nachbarschaft sie später ihre Heimat finden sollte. Als Hitto zum Priester geweiht war und als Leutpriester im Schwabenland wirkte, fand er in Wibrat eine treue Besorgerin seines Haushaltes und eine eifrige Helferin in den Werken der Barmherzigkeit. Sie trug Lebensmittel und Wäsche in die Hütten der Armen, pflegte die Kranken, reichte ihnen heilkräftige Tränke und lindernde Salben. An den Abenden saß sie als Schülerin neben dem Bruder und lernte von ihm die Psalmen und ließ sich von ihm in das geistliche Leben einführen. Eine Fahrt nach Rom, welche die Geschwister gemeinsam machten, wurde für Bruder und Schwester von entscheidender

der Bedeutung. Die Eindrücke, die sie an den Gräbern der Apostel und Märtyrer empfangen hatten, waren so tief und nachhaltig, daß sich beide entschlossen, ein von der Welt abgeschiedenes, gottgeweihtes Leben zu führen. Hitto wurde Mönch in St. Gallen, Wibrat ließ sich am Pfingsttag 915 in der Nähe von St. Gallen als Reklusin in eine Zelle einmauern, um sie nie wieder zu verlassen.

In großherzigem, opfervollem Entschluß hatte sie sich aus der Welt ausgeschieden, aber nun kam die Welt zu ihr. Der Ruf von der frommen Klausnerin bei St. Gallen wurde von Mund zu Mund durchs ganze Land getragen. Und bald begann ein ständiges Wallfahren zum Guckloch der armseligen Zelle. Von weiter kamen die Trostbedürftigen, um sich von der weisen, heiligen Frau aufrichten und stärken zu lassen. Die Klosterschüler zogen am Strang des Glöckleins, das die Klausnerin an ihrer Zelle angebracht hatte und fragten um Rat in Berufszweifeln und seelischen Schwierigkeiten. Unter diesen Studenten war auch Ulrich, der spätere heilige Bischof von Augsburg. Öfter ließ er sich in seinen Berufszweifeln von der gotterleuchteten Frau beraten. Sie war es, die Ulrich vom Klostereintritt abriet und ihm den Bischofsstab weissagte. Bischof Ulrich ehrte Wibrat allezeit als seine geistliche Mutter. Auch die gelehrten Professoren der Klosterschule dünkten sich nicht zu weise, um in der Schule der Klausnerin eine Weisheit zu lernen, die Gott nur den „Einfältigen“ offenbart. Mit Recht sah das Kloster in Wibrat seinen guten Schutzgeist. Eine Schutzengeltat für die hochberühmte Pflanzstätte der Tugend und Wissenschaft war auch die letzte Tat ihres Lebens. In einer Vision war der Seherin schon 925 geoffenbart worden, daß im folgenden Jahre die Ungarn sengend und mordend heranziehen und St. Gallen überfallen würden. Durch die frühzeitige Warnung wurde es dem Kloster möglich, in gut geschütztem Versteck eine feste Wallburg zu errichten. Als im Frühjahr 926 vom Bayernlande her böse Kunde von den Greuelthaten der ungarischen Horden kam und als im Flachland jenseits des Bodensees aus brennenden Dörfern die Feuersäulen zum Himmel stiegen, flüchteten die Mönche in die sichere Burg, in die sie zuvor die kostbaren Schätze und Bücher gebracht hatten. Der Abt suchte Wibrat zu bewegen, ebenfalls in der Burg Zuflucht zu suchen. Aber obwohl die Klausnerin ihren gewaltsamen Tod vorausgesehen hatte, war sie nicht zu bewegen, ihre Zelle zu verlassen.

Wie eine Sturmflut brachen die Ungarn herein und überschwemnten das Land. Was den wilden Horden in die Hände fiel, wurde niedergemacht, das Kloster ausgeplündert, die Kirche verwüstet. Als sich die Räuberscharen wieder verlaufen hatten und die Mönche zurückkehrten, fanden sie Wibrat mit zerschmettertem Schädel in der Klausen. So starb Wiborada, die etwa fünfundsechzig Jahre zählte, den Heldentod einer christlichen Frau, die durch ihre Selbstaufopferung ein herrliches Beispiel echter Frauentugend ist.

Gotthard

3. Mai
(Gedenktag am 4. Mai)

Wenn du vielleicht auch noch nie über jenen wichtigsten Alpenpaß zwischen Deutschland und Italien gewandert bist oder im behaglichen Schnellzug den Tunnel, der in seinen gewaltigen Leib gebohrt wurde, durchfahren hast, so ist dir der Name St. Gotthard doch von deinen frühesten Schuljahren her vertraut. Du hast so oft vom St. Gotthard-Paß gelesen, ohne an den Mann zu denken, welcher der Kapelle auf der Paßhöhe und mit ihr dem ganzen Berg den Namen gab: St. Gotthard von Hildesheim.

In Reichersdorf im Bayerischen Wald, nahe der Donau, wurde Gotthard als Kind armer Bauersleute um das Jahr 960 geboren. Da der Vater als Pächter die Grundstücke des nahegelegenen Stiftes Niederalteich bewirtschaftete und zwischen Elternhaus und Kloster infolgedessen ein reger Verkehr war, konnte es nicht ausbleiben, daß die Klosterherren auf den begabten Knaben aufmerksam wurden. Sie hatten es nicht zu bedauern, daß sie ihn in die Klosterschule aufnahmen. Gotthard stach durch seinen ungestümen Eifer und seine trefflichen Herzensanlagen bald so wohltuend von all den anderen Schülern ab, daß er der Stolz seiner Lehrer wurde und sie ihren Lehensherrn, den Erzbischof Friedrich von Salzburg auf den vielversprechenden Jungen aufmerksam machten. Dieser fand Gefallen an dem unverdorbenen Studenten und nahm ihn an seinen Hof, wo Gotthard aufs beste in Wissenschaft und Gottesfurcht unterwiesen wurde. Aber das Leben am Hofe des Kirchenfürsten konnte Gotthard nicht befriedigen. Ihn zog es in die Stille der Klosterzelle. Und als Niederalteich durch Herzog Heinrich den Heiligen aus einem Chorherrnstift in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde, zauderte Gotthard nicht länger. Er trat als Mönch in das Kloster, in dem er die ersten Jahre seiner Schulzeit verlebt hatte. Es dauerte nur zwei Jahre und Gotthard (vom heiligen Bischof Wolfgang von Regensburg inzwischen zum Priester geweiht) war Prior und Leiter der Klosterschule. Und wieder ein paar kurze Jahre und Gotthard mußte Ring und Stab des Abtes entgegennehmen. Nun stand der rechte Mann am rechten Platz. Der Ruf von Niederalteich drang durch ganz Deutschland.

Mit reger Aufmerksamkeit verfolgte Kaiser Heinrich das Werk des heiligen Abtes. Und als er die herrlichen Früchte dieser gottbegeisterten, zielbewußten Arbeit sah, gab er Abt Gotthard den Auftrag, auch die Abteien Hersfeld, Tegernsee und Kremsmünster wieder zur alten Ordenszucht und Pflege der Gelehrsamkeit zu erwecken. Lange Jahre widerwärtiger Kämpfe und unsäglicher Schwierigkeiten brachte dem Heiligen diese Reform der Klöster, die ihn zu seinem Leidwesen so oft zum Fernsein von seinem lieben Niederalteich zwangen.

Aber es war Gottes Wille, daß das zeitweilige Scheiden vom Mutterkloster zu einem dauernden werden sollte. Auf Vorschlag des Kaisers wurde Gotthard zum Bischof von Hildesheim gewählt. Wir können es ahnen, wie bitter dem sechzigjährigen Abte der Abschied von seiner bayerischen Heimat und seinem geliebten Niederalteich wurde. Um so staunenswerter ist es, mit welcher jugendlicher Beweglichkeit sich der neue Bischof in die ganz anders gearteten Verhältnisse der sächsischen Diözese eingewöhnte. Mit dem nämlichen Weitblick, mit dem Gotthard früher als Abt seine Mönchsgemeinde geleitet hatte, nahm er nun die Regierung eines ganzen Bistums in die noch so unternehmungsfrohen Hände. Seine besondere Sorge galt der tüchtigen Ausbildung der Priester. Durch Heranziehung der besten Lehrkräfte machte er die Hildesheimer Domschule zu einer ausgezeichneten Pflanzstätte der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht. Die Seelsorge suchte Bischof Gotthard erfolgreicher zu gestalten durch den Bau einer Reihe von Gotteshäusern und durch die Wiederherstellung alter baufälliger Kirchen. Mit nachdrücklicher Strenge sah der Heilige auf die Reinhaltung und den Schmuck der Gotteshäuser. Sehr ungemütlich konnte Bischof Gotthard werden, wenn er auf Visitationen Altäre verwahrlost, gottesdienstliche Gewänder in Unordnung, kirchliche Geräte unsauber fand. Wenn die Legende von dem jugendlichen Gotthard erzählt, daß er einst, um sein Amt als Meßdiener versehen zu können, trockenen Fußes von seinem Elternhaus über die Wasser der ausgetretenen Donau zum Kloster ging und ein anderes Mal im Chorhemd glühende Kohlen zum Weihrauchfaß herbeitrug, ohne daß das Hemd verbrannte, so fand in dieser lieblichen Dichtung der tiefe Eindruck Gestalt, den der Feuereifer für das Haus des Herrn, der im Herzen des Bischofs glühte, auf das Volk machte.

Sechzehn Jahre lang trug St. Gotthard den Bischofsstab von Hildesheim. In welchem hohem Grad sich der heilige Bischof die Liebe des Volkes errungen hatte trotz seiner unbeugsamen Strenge, wo Gottes Ehre und Gesetz es forderten, offenbarte sich bei seinem Hinscheiden am 5. Mai 1038. Die Diözesanen klagten um den Verstorbenen wie um einen fortgegangenen Vater. Von dem großen Ansehen, dessen sich der Heilige erfreute, zeugte die Verehrung, die ihm bald weit über die Grenzen Bayerns und Sachsens hinaus erwiesen wurde. Die Schweizer gaben ihrem bedeutendsten Gebirgspaß seinen Namen. Die Mailänder preisen an seinem Namensfest seine Tugenden in einer eigenen Präfation. Im Dom zu Genua ist die Kapelle und Bruderschaft St. Gotthard die älteste der Stadt; auch Ungarn, Holland, Polen haben Denkmäler und Statuen zu Ehren des heiligen Gotthard errichtet.

Fast zwanzig Jahre hatte das Christentum unter Kaiser Diokletian friedliche Tage. Der Kaiser schätzte die Christen als treue Untertanen und vertraute manchen von ihnen wichtige Ämter im Heer und in der Verwaltung an. Aber das rasche Aufblühen des Christentums reizte seine Gegner zum Kampf. Es gelang der altheidnischen Partei, besonders dem Mitkaiser Galerius, Diokletian gegen das Christentum einzunehmen. Es kam zur neuen, grausamen Verfolgung. Die Wut der Heiden forderte zahlreiche Blutopfer. Zu diesen Opfern der diokletianischen Verfolgung gehört auch der hl. Florian. Rankt sich auch um das alte Bild dieses Märtyrers ein Kranz lieblicher Legenden, deren geschichtlicher Kern sich nicht mehr genau feststellen läßt, so bietet doch das Wenige, das wir über St. Florian wissen, ein erhebendes Bild eines Glaubenshelden, der seinem Christkönig die Treue hielt bis zum Tode.

Das Signal zur Christenverfolgung drang von Rom aus auch nach Oberösterreich, das damals die römische Provinz Norikum bildete. Der Statthalter Aquilinus machte sich mit Eifer an die Ausführung des kaiserlichen Befehles. In seiner Amtstadt Lorch ließ er vierzig Soldaten wegen ihrer Zugehörigkeit zum Christentum verhaften und in den Kerker werfen, um sie durch Hunger und Durst und Mißhandlungen aller Art zur Verehrung der Götter zu nötigen. Als Florian, ein ehemaliger Offizier des römischen Heeres, von der Einkerkelung der Soldaten hörte, litt es ihn nicht mehr zu Hause. Es drängte ihn, den verhafteten Glaubensgenossen mit Rat und Tat beizustehen. Auf dem Wege nach Lorch stieß er auf einen Trupp Soldaten, die den Befehl hatten, Christen aufzuspüren. „Erspart euch weitere Schritte“, sprach Florian, „hier habt ihr einen Christen vor euch; bringt mich zum Statthalter.“ Aquilinus wollte mit Florian, der als tüchtiger Offizier bekannt und sehr angesehen war, nichts zu schaffen haben. Er suchte ihm Brücken in die Freiheit zu schlagen und wollte es ihm möglichst leicht machen, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die er sich selber durch sein Bekenntnis als Christ umgeworfen hatte. Ein paar Weihrauchkörner, vor dem Götterbild als Opfer in die Glutpfanne geworfen, und Florian hätte als freier Mann seines Weges ziehen dürfen. Doch der gerade Soldat und echte Christ wollte nichts von Winkelzügen wissen. Er stand aufrecht und treu zu seinem König Christus. Todbereit betete er: „Mein Gott und Herr, ich habe von Jugend an auf dich gehofft und kann dich nicht verleugnen. Ich streite für dich; möge deine Hand mich schützen in dieser Stunde. Gib mir Kraft zum Leiden und nimm mich in die Zahl deiner auserwählten Kämpfer!“ Dieses Bekenntnis weckte den Zorn des Statthalters. Er gab den Befehl, Florian mit Stöcken blutig zu schlagen. Als auch dies die Standhaftigkeit des

Glaubenshelden nicht erschüttern konnte, folgten noch schlimmere Mißhandlungen. Doch auch die entsetzlichsten Qualen konnten Florians Glaubenstreue nicht brechen. Das Todesurteil war die Antwort des ergrimmtten Statthalters. In den Fluten der Enns sollte der Widerspenstige ertränkt werden. Von neugierigem Pöbel umdrängt, führten Soldaten den Todgeweihten hinaus zur Brücke. Ein schwerer Stein, der Florian um den Hals gebunden wurde, sollte das rasche Untersinken herbeiführen. Als die Soldaten eine Weile zögernd standen und jeder davor zurückschreckte, den verdienten Kriegsveteran in die Tiefe zu stoßen, drängte ein roher, junger Mensch heran und gab dem Gefesselten von rückwärts einen derben Stoß. Doch vergeblich beugte er sich übers Geländer, um am Todeskampf des Märtyrers sich zu weiden — er sah nichts mehr, er war plötzlich erblindet.

Die Leiche des Heiligen wurde ans Land gespült und von einer christlichen Matrone bestattet. Eine fromme Legende weiß zu erzählen, wie die Rinder, die den Wagen mit Florians Leiche zogen, un gelenkt die Richtung nach dem heutigen Markt St. Florian nahmen. Dreimal blieben die Tiere ermattet und durstig stehen, und jedesmal sprudelte plötzlich eine Quelle mit erquickendem Wasser aus dem Boden. Über der stärksten dieser Quellen wurde später ein Kirchlein gebaut, in dem heute noch der „Floriansbrunnen“ Pilgern und Wanderern kräftiges Wasser spendet. Über dem Grabe des Märtyrers erstand eine prächtige Kirche, mit der später ein Kloster vereinigt wurde, das sich im Laufe der Zeit zu einem der bedeutendsten Stifte Österreichs entwickelte: Stift St. Florian. Das Andenken des hl. Florian blieb in deutschen Landen bis zur Gegenwart lebendig. Das gläubige Volk verehrt ihn besonders als Patron in Feuersgefahr und Wassernot. Die vielen Florianstatuen und -bilder, die man in katholischen Gegenden an Häusern antrifft, erzählen vom großen Vertrauen, das das Volk auf den Heiligen setzt. Möge St. Florian nicht bloß unsere Häuser vor der Vernichtung durch Feuersbrunst beschützen, sondern auch die weit schlimmeren Flammen lohender Zwietracht und Gehässigkeit in christlichen Häusern und Herzen löschen!

Als am 1. Mai 1572 Papst Pius V. seine Seele aushauchte, herrschte allgemein die Empfindung, daß ein Heiliger die Welt verlassen hatte. Mit ihm hatte die Kirche einen wahrhaft frommen und heiligen Hirten verloren, einen glühenden Verteidiger der Religion, einen überaus wachsamem und unermüdetlich tätigen Priester, dessen ganzes Streben auf die Ehre Gottes und die Erhöhung des hl. Glaubens gerichtet gewesen war. Mit Recht hatte Petrus Canisius schon bald nach der Wahl des Papstes geschrieben: „Dieser Mann hat allezeit ein ungewöhnlich tugendreiches Leben geführt. Seit vielen Jahren steht er mit unvergleichlichem Eifer für den Glauben ein. Er glüht von Verlangen, das Angesicht der Kirche zu erneuern. Von ihm ist das Beste zu hoffen; Gott hat ihn unserer Kirche zu Hilfe gesandt.“ Ja, Gott wollte im Jahrhundert der großen Glaubenspaltung und der beständig steigenden Türkengefahr der Kirche ein würdiges und tüchtiges Oberhaupt geben, das imstande war, das Schifflein Petri mit fester Hand durch die hochgehenden Wogen sicher zu leiten, und so lenkte er es, daß am 7. Januar 1566 Kardinal Ghislieri als Pius V. aus der Wahl hervorging.

Der Papst war am Antoniustag (17. Januar) 1504 zu Bosco bei Alessandria in Oberitalien geboren. Der heiße Wunsch des kleinen Antonio, Priester werden zu dürfen, schien sich nicht erfüllen zu lassen, da die Eltern in großer Armut lebten. Ein Freund der Familie wurde jedoch auf den geweckten Hüterjungen aufmerksam und gab ihm die Mittel zum Besuch der Schule in Bosco. Mit vierzehn Jahren trat Antonio bei den Dominikanern in Voghera ein und erhielt den Ordensnamen Fra Michèle di Alessandria. Durch strengste Beobachtung der Ordensregel, durch makellose Sittenreinheit und unermüdetliche Tätigkeit gab Bruder Michael seinen Ordensbrüdern ein leuchtendes Beispiel. Mit der Armut nahm er es sehr gewissenhaft; dabei hielt er jedoch auf größte Sauberkeit. „Die Armut“, pflegte er zu sagen, „habe ich stets geliebt, nicht den Schmutz.“ Durch seine ungewöhnliche Tüchtigkeit und seinen vorbildlichen Ordensgeist stieg Fra Michèle bald vom einfachen Mönch zum Lektor der Philosophie und Theologie und zum Prior auf. Einem Mann von solch lauterer Sittenstrenge und unbestechlicher Gerechtigkeit konnte man ohne Bedenken das schwierige Amt eines Inquisitors (Wächter für die Einheit des Glaubens) für die Diözese Como anvertrauen. Mit unbeugsamer Strenge trat er für die Reinheit des Glaubens ein. Da er sein Amt mustergültig versah, berief ihn der Papst als Generalkommissär der Inquisition nach Rom und ernannte den demütigen Mönch 1556 zum Bischof von Sutri. Bereits ein Jahr später gab der Papst der Hochschätzung gegen den frommen Dominikaner dadurch Ausdruck, daß er ihn zum Kardinal und ein Jahr darauf zum

Großinquisitor der römischen Kirche ernannte. Wenige Jahre noch, und Kardinal Ghislieri sollte die Stelle einnehmen, für die Gott ihn bestimmt hatte: als Pius V. bestieg der schlichte Mönch den Stuhl Petri.

Der hagere Mann mit schneeweißem Bart und scharfblickenden Augen führte auch auf Petri Thron ein Leben klösterlicher Einfachheit und Strenge. Er begnügte sich mit einem unglaublich geringen Maß von Speise und Trank. Mittags eine Brotsuppe mit zwei Eiern und ein halbes Glas Wein, abends bei der Hauptmahlzeit Gemüsesuppe, Salat, einige Schalentiere und gekochtes Obst; Fleisch kam nur zweimal in der Woche auf seinen Tisch. Nur selten gönnte sich der kränkliche, von einem Steinleiden gequälte Papst Erholung. Sobald die Amtsgeschäfte erledigt waren, gab er sich den geistlichen Übungen hin. Seine besondere Verehrung galt dem gekreuzigten Heiland und der Verehrung des heiligsten Altarsakramentes. Er lebte so fromm und vorbildlich, daß sogar zurückhaltende Diplomaten erklärten, der Wandel des Papstes sei untadelhaft; seit dreihundert Jahren habe die Kirche kein besseres Oberhaupt gehabt.

Mit unerbittlicher Strenge ging Pius V. daran, Mißstände zu beseitigen. Er säuberte mit eisernem Besen den päpstlichen Palast, die Wohnungen der Kardinäle und Priester, die ganze Stadt Rom von den eingerissenen Mißbräuchen. Mit unnachsichtiger Härte ging der Papst der in Rom herrschenden Sittenlosigkeit zu Leibe. Schwelgerei, Luxus, Wucher, Bestechlichkeit, Aberglaube wurden mit den schärfsten Strafen geahndet; die rohen Stierkämpfe wurden verboten, gegen Ausschwüchse der Karnevalsbelustigungen strenge Verordnungen erlassen; dem Bettlerunwesen wurde gesteuert, gegen das Banditen- und Räubertum im Kirchenstaat mit durchgreifenden Maßnahmen vorgegangen, die Steuern und Abgaben wurden eingeschränkt, die gesundheitlichen Zustände in Rom verbessert, Sümpfe in der Campagna und im Kirchenstaat trocken gelegt und so die Herde bössartiger Krankheiten beseitigt.

Es ist verständlich, daß ein so durch und durch priesterlich gesinnter Papst seine besondere Sorgfalt der Erziehung und Ausbildung der Geistlichen zuwandte. Er forderte von allen Priestern eine zeitgerechte Ausbildung und eine unermüdetliche wissenschaftliche Weiterbildung. Die Reformvorschriften des Konzils von Trient mußten überall durchgeführt werden. Die Neugestaltung des Breviers und des Meßbuchs sind das Werk dieses heiligen Papstes, der seinen Priestern in allem das leuchtendste Beispiel gab und unter dessen Regierung der Vatikan mehr einem Exerzitenhaus als einem Palast glich.

Nur sechs Jahre dauerte die Regierungszeit Pius V. Aber diese wenigen Jahre waren für die Kirche von größtem Segen. Mit Pius V. setzte die große Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern mit aller Entschiedenheit ein und bahnte sich ein Aufschwung des religiösen Lebens an, der seit Jahrhunderten von allen

kirchentreuen Männern heiß ersehnt worden war. Ein halbes Jahr vor seinem Tode durfte der Papst noch einen Erfolg erleben, um den er jahrelang mit Aufbietung aller Kräfte sich bemüht hatte: am 7. Oktober 1571 brachte die durch Pius V. zusammengeschweißte Liga in der Seeschlacht von Lepanto den Türken eine vernichtende Niederlage bei und rettete dadurch das Abendland vor dem Einfall der Mohammedaner. Daß die Kultur Europas nicht durch die Zwietracht der christlichen Religion zugrunde ging, ist ein Verdienst, das mit Recht Pius V. zugeschrieben wird.

Monika

6. Mai
(Gedenktag am 4. Mai)

Zu allen Zeiten gab und gibt es Mütter, die um ihre Kinder bangen und sorgen müssen und nicht wissen, wohin mit dem beladenen Mutterherzen, mit dem Herzen voll Enttäuschungen und Bitterkeiten; darum ist es immer angebracht, das Bild der heiligen Mutter Monika in den hellen Vordergrund zu rücken.

In Tagaste an der nordafrikanischen Küste verlebte Monika ihre Jugend. Augustinus erzählt eine bezeichnende Episode aus der Kindheit seiner Mutter: Monika wurde öfter in den Keller geschickt, um den Tischwein zu holen. Aus bloßem Übermut fing sie an, von dem Wein zu nippen. Immer öfter ging sie über die Weinkrüge, und mit der Zeit fand sie immer größeren Geschmack am Wein und es kam so weit, daß sie ganze Gläser gierig austrank. Es war ein Glück, daß eine Magd hinter das heimliche Treiben Monikas kam und ihr eines Tages im Streit das häßliche Wort „Du Weinsäuferin“ an den Kopf warf. „Von diesem Stachel getroffen, ging sie in sich, verabscheute ihre häßliche Gewohnheit und legte sie alsbald ab.“ Sie schämte sich tief ihrer Unbeherrschtheit und lernte von da an ihren Wünschen und Gelüsten straffe Zügel anlegen. Wie notwendig brauchte sie diese schwere Kunst, als sie mit achtzehn Jahren einem doppelt so alten Mann vermählt wurde. Patricius war nicht nur ein oberflächlicher, jähzorniger Mensch, sondern auch noch Heide. Monika mußte sich daran gewöhnen, sich mit der offenen Untreue ihres Mannes abzufinden und seine, ihr keusches Frauentum oft so verletzenden, derben Bemerkungen zu ertragen. Wenn er auch im Grunde gutmütig war, so riß ihn der wilde Jähzorn doch manchmal so weit hin, daß er seine stille, demütige Gattin schlug. „Sie aber wußte“, sagt Augusti-

nus, „daß man einem Zürnenden nicht entgetreten darf, nicht nur nicht mit Handlungen, sondern auch nicht mit Worten. Hatte er aber ausgetobt und war er ruhig geworden, so ergriff sie die Gelegenheit zu rechtfertigen, was sie getan hatte. Es gab viele Frauen, die sanftmütigere Männer hatten und doch die Spuren von Schlägen, selbst Entstellungen ihres Gesichtes aufwiesen. Wenn diese dann im Gespräch mit Freundinnen ihre Männer beschuldigten, beschwichtigte meine Mutter ihre Zungen.“ Mit der Liebe einer echten Mutter widmete sich Monika den drei Kindern, die aus ihrer Ehe erblühten: den zwei Knaben Navigius und Aurelius Augustinus und einem Mädchen.

Monika war in den ersten Jahren ihrer Ehe zwar eine gute Christin, aber noch keine Heilige. Sie mußte sich erst in langen Jahren des Leidens zum Heldentum einer Heiligen emporarbeiten. Für manche Halbheiten und Schwächen mußte sie bitter büßen. In unbegreiflicher Lauheit mühte sie sich zwar, ihren Kindern eine christliche Erziehung zu geben, aber sie schob die Spendung des Taufsakramentes immer wieder hinaus. Wenn auch vieles aus dem Zeitgeist und dem Einfluß des heidnischen Gatten zu verstehen ist, so lag in diesem Vorgehen Monikas doch eine Nachgiebigkeit, die befremden muß. Erst im Glutofen brennender Muttersorgen mußte Monika zur Vollendung einer Heiligen gelangen.

Mit mütterlichem Stolz sah Monika auf Augustinus, in dem sich ganz ungewöhnliche Geistesgaben zeigten und der eine vielversprechende Laufbahn erhoffen ließ. Freilich wurde dieser Stolz durch große Sorgen getrübt: mit Bangen sah die Mutter, wie sich in dem Jungen das heiße Blut des Vaters regte und wie die Sinnlichkeit in ihm aufloderte. Schon als er noch die Schule in Tagaste besuchte, hatte sie beobachtet, wie er sie hinterging und wie er, statt zu lernen, lose Jungensstreiche verübte. Als er dann am Gymnasium in Madaura und schließlich an der Universität in Karthago studierte, mußte die Mutter in den Ferien zu ihrem Schrecken sehen, wie weit Augustinus ihr schon entglitten und wie eng er von den Fesseln der Leidenschaft umstrickt war. Unsaubere Bücher, verdorbene Kameradschaft, anstößige Theater, der Einfluß der vergnügungssüchtigen, unsittlichen Hauptstadt, das alles hatte mitgeholfen, Augustinus in den Schlamm sittlicher Verirrungen herunterzureißen. Die Mutter bat und mahnte, sie weinte und betete. Alles war umsonst. Als „Weibergeschwätz“ tat Augustinus alle Beschwörungen der Mutter ab. Ja, er fügte zu dem Schmerz über sein sittenloses Leben noch das größte Leid: er fiel vom Glauben ab und schloß sich der verderblichen Irrlehre der Manichäer an. Augustinus erzählt: „Was bot die betrübte Mutter alles auf, ihren Sohn auf bessere Wege zu bringen! Selbst zu dem, was einer Mutter das Schwerste ist, griff sie, zur Strenge, und befahl dem Sohn, ihr Haus zu verlassen und es nicht mehr zu betreten.“ Welch ein Opfer mag es die Mutter gekostet haben, dem Sohn das Haus zu verbieten! Eine kleine Entschädigung für

diesen tiefen Schmerz über den Glaubensabfall des Sohnes war es, daß es Monika in dieser Zeit gelang, Patricius kurz vor seinem Tode zum Christentum zu bekehren. Aber so groß auch die Freude über diese langersehnte Bekehrung war, die Wunde, die Augustinus dem Mutterherzen geschlagen hatte, war zu tief. Ein Bischof, dem sie ihr Weh um den verlorenen Sohn klagte, tröstete sie: „Es ist unmöglich, daß ein Sohn, der so viele Tränen kostet, für immer verloren sei.“

Um den vorwurfsvollen Mahnungen der Mutter zu entgehen, beschloß Augustinus, nach Rom überzusiedeln. Unter einem erlogenen Vorwand verstand er es, die Mutter herzlos zu täuschen und reiste nach Rom ab, während die betrogene Mutter vergeblich in einer Kapelle am Strand auf sein Wiederkommen wartete.

Aber Augustinus hatte nicht mit dem Heldentum einer liebenden, sorgenden Mutter gerechnet. Ohne Zaudern unterzog sich die schwache Frau der beschwerlichen Meerfahrt und fuhr dem Flüchtling nach, bis sie ihn in Mailand fand, wo er eine Professur erhalten hatte. Hier nun sollte ihrem jahrelangen Beten wundervolle Erhörung werden. Nach neunjährigem Beharren in der Irrlehre fand Augustinus zur Wahrheit zurück, und mit dem Glauben wurde ihm auch die Kraft, die unwürdigen Fesseln der Sinnlichkeit zu zerreißen. Wer kann das Glück der Mutter ausdenken, als sie den Sohn ihrer Hoffnung und ihrer Sorge zum Taufbecken begleitete! Mit einem Schlage war alles vergessen und ausgelöscht, was sie um den Sohn gelitten hatte.

Jetzt duldet es Augustinus nicht mehr in fremdem Land. In der afrikanischen Heimat wollte er ganz seinem Gott und seiner Mutter leben. Schon hatten Sohn und Mutter den Hafen von Ostia erreicht, um ein Schiff zu besteigen, das sie zur Heimat tragen sollte, da holte Gott Monika heim. „Nichts mehr lockt mich in diesem Leben“, sagte sie zu Augustinus; „ich weiß nicht, was ich hier noch beginnen soll. Was mich wünschen ließ, am Leben zu bleiben, war einzig und allein die Hoffnung, dich vor meinem Tod als katholischen Christen zu sehen. Reichlicher als ich es zu hoffen wagte, hat Gott meinen Wunsch erfüllt.“ Ihre letzte Bitte an den ergriffenen Sohn und seine Begleiter war: „Nur um eines bitte ich euch: wo ihr auch sein mögt, gedenket meiner am Altare des Herrn.“

Im November 387 begrub Augustinus seine Mutter, die eine der innigsten Frauengestalten unter den Heiligen ist und der er ein unvergängliches Denkmal kindlicher Dankbarkeit und Liebe in seinen „Bekennnissen“ setzte.

Nunzio Sulprizio

7. Mai

(Gedenktag am 5. Mai)

Lehrjahre sind nie Herrenjahre. Wer ein tüchtiger Meister werden soll, muß durch eine strenge Schule gehen und darf nicht klagen, wenn er mitunter mit harten Fäusten angepackt wird. Aber was der Schmiedelehrling Nunzio Sulprizio in dem Abruzzendorf Pesco Sansonesco durchzumachen hatte, war keine Lehre, sondern ein Martyrium. Der Schmied Domenico Luziani, ein dorfbekannter Rohling, mißhandelte den schwächlichen Jungen auf die herzloseste Art. Und dazu war doch Nunzio sein Neffe, der Sohn seiner frühverstorbenen Schwester! Und nicht, als ob Nunzio ein störrischer, unbotmäßiger Junge gewesen wäre, bei dem man den Gebrauch straffer Zügel verstanden hätte. Kein Junge kniete so gesammelt beim Gottesdienst in seiner Kirchenbank wie Nunzio. Keiner war in der Schule so eifrig und aufmerksam, auf der Gasse so gesittet und höflich, gegen groß und klein so dienstgefällig wie er. Die Leute hatten zu dem „kleinen Heiligen“ ein solches Vertrauen, daß sie ihn geradezu als „Wetterpropheten“ benutzten. Bei unsicherer Witterung kamen sie zu Nunzio und fragten um Rat, ob sie diese oder jene Feldarbeit machen sollten. Mit einer verwunderlichen Sicherheit gab der Knabe jedesmal Bescheid: „Ihr könnt ruhig aufs Feld gehen, das Wetter wird gut“, oder: „Bleibt zu Haus, es wird schlecht Wetter werden.“ Und seine Vorhersagen trafen jedesmal genau ein.

Alles im Dorf hatte den braven Jungen gern; nur dem Onkel Schmied war er ein Dorn im Auge. Es war ihm zuwider, daß er den Knaben ins Haus nehmen mußte, der schon in den frühen Kinderjahren Vater und Mutter verloren hatte. Der unerwünschte Eindringling sollte nicht umsonst die Füße unter den Stubentisch strecken und mit dem Löffel in die Polentaschüssel langen! Der Schmied sah in seinem Neffen nichts als eine billige Arbeitskraft, die er bis zum äußersten auszunützen suchte. Ohne Rücksicht auf die Kräfte des schwächlichen Jungen bürdete er ihm von früh bis in die Nacht die schwersten Arbeiten auf, und wehe, wenn Nunzio etwas nicht genau nach der Anweisung machte oder trotz guten Fleißes nicht ganz mit der Arbeit zurechtkam! Da konnte der jähzornige Mann außer Rand und Band geraten. Das nächstbeste Eisenstück oder Werkzeug, das ihm in die Hände fiel, packte er in seiner sinnlosen Wut und schlug blindlings auf den bedauernswerten Lehrling ein. Derbe Püffe, rohe Fußtritte, wüste Schimpfworte waren das tägliche Brot Nunzios. Schwerer noch als unter diesen Roheiten litt der unverdorben Junge unter den schamlosen Zoten und gemeinen Flüchen, die er von Meister und Gesellen ständig anzuhören gezwungen war.

Bei solch herzloser Behandlung mußte die ohnehin zarte Gesundheit des Jungen bald aufs stärkste erschüttert werden. Bekam er doch trotz der anstrengenden

Arbeit nicht einmal genug zu essen und mußte, von Hunger gequält, bei gut-herzigen Nachbarn um Nahrung betteln. Er magerte zusehends ab; am linken Bein bildete sich ein großes Geschwür, so daß das Gehen und Stehen sehr beschwerlich wurde. Aber rücksichtslos zwang der Schmied Nunzio den ganzen Tag am Blaswerk zu stehen, mochte er vor Schwäche auch ohnmächtig zusammensinken. Schließlich mußte aber doch auch er einsehen, daß es so nicht weitergehen konnte. Vielleicht hatten sich auch mitleidige Dorfleute ins Mittel gelegt. So kam der kranke Nunzio endlich in das Armenspital der nahen Stadt Aquila. Doch die Krankheit hatte bereits zu weit um sich gegriffen. Eine Heilung war unmöglich. Da man im Spital keine Unheilbaren aufnahm, mußte Nunzio nach einigen Wochen wieder in das alte Marterleben zurück. Die Mißhandlungen begannen aufs neue und wurden um so schlimmer, je weniger Nunzio sich nützlich machen konnte. Sechs lange Jahre dauerte dieser Kreuzweg. Mit einer bewundernswerten Geduld und einem für sein junges Alter ungewöhnlichen Heldenmut ertrug Nunzio alle die schmerzenden Quälereien. Sein Entschluß stand fest und von ihm ließ er nicht: „Ich will ein Heiliger werden, ein großer Heiliger, und zwar in kurzer Zeit.“ Er ahnte ja wohl, daß ihm zum Heiligwerden nicht mehr lange Zeit gelassen sei und der Tod schon in wenigen Jahren zu ihm kommen würde. Das konnte auch die glückliche Wendung nicht mehr ändern, die nun im Leben des jugendlichen Kreuzträgers eintrat.

Ein Bruder von Nunzios Vater, der in Neapel als Korporal diente, erfuhr von der schlechten Behandlung seines Neffen und entschloß sich, Nunzio zu sich zu nehmen. Der Schmied war froh, den „unnützen Esser“ loszubringen. In Neapel nun fand Nunzio Sulprizio in dem Oberst seines Onkels einen väterlichen Freund. Felix Wochinger — so hieß dieser edle Mann — hatte von seinem Korporal die Leidensgeschichte des armen Jungen gehört und entschloß sich, als väterlicher Beschützer für ihn zu sorgen. Er brachte den Kranken ins Spital und ließ ihn aufs beste pflegen und von den tüchtigsten Ärzten behandeln. Freilich, ärztliche Kunst vermochte hier nicht mehr zu helfen. Aus der vernachlässigten Fußwunde war unheilbarer Knochenfraß entstanden. Doch je mehr die leiblichen Kräfte Nunzios zerfielen, desto schöner entfaltete sich seine Seele. Der jugendliche Kranke gab seinen Leidensgenossen im Spital das erbauende Beispiel heiterer Gottergebenheit und opferstarker Geduld. Seine eigenen Schmerzen vergessend, humpelte er von Bett zu Bett und suchte die Kranken durch heitere Gespräche zu zerstreuen und durch unaufdringliche religiöse Ermahnungen zu trösten und erbauen. Bald war Nunzio der Liebling des ganzen Krankenhauses und es war eine schmerzliche Überraschung, als Oberst Wochinger seinen „Pflugesohn“ aus dem Spital holte, um ihn die Badekuren von Ischia gebrauchen zu lassen. Damit er ihn ständig bei sich habe und ihm alle erdenkliche Pflege zukommen lassen könne, nahm er Nun-

zio in seine eigene Wohnung im „neuen Schloß“. Fast schien es, als sollte sich der Kranke unter der liebevollen Pflege wieder erholen. Er fühlte sich kräftiger und gesünder, schon erwachte neue Lebenshoffnung in ihm und schmiedete er frohe Pläne. Priester wollte er werden und als Ordensmann dem Gekreuzigten dienen. Sein edler Pflegevater ging sofort auf den Wunsch Nunzios ein und ließ ihm durch Hauslehrer Unterricht im Latein geben. Doch Gott hatte es anders bestimmt.

Zum Knochenfraß war noch quälende Wassersucht gekommen. Heldenhaft brachte Nunzio das Opfer seines jungen Lebens. Am 5. Mai 1836 schied er von dieser Welt, die für ihn ein so schmerzvoller Kreuzweg gewesen war. Sein letzter Blick fiel auf ein Muttergottesbild an der Wand des Krankenzimmers: „Schaut doch, wie schön sie ist!“ So ging Nunzio Sulprizio als Neunzehnjähriger in die Ewigkeit ein.

Mutter Klara Fey

8. Mai

Klara Fey, ein Aachener Kind (geboren am 11. April 1815), hatte das Glück, in einem wohlbehüteten Elternhaus aufzuwachsen. Luise Hensel, die gemüthliche Dichterin und Konvertitin, brachte als Lehrerin das Samenkorn tatkräftiger Gottesliebe in Klaras Seele zu reicher Entfaltung. Enge Freundschaft verband sie mit ihren Schulkameradinnen Pauline von Mallinckrodt und Franziska Schervier. Welch ein seltenes Dreiblatt! Drei Jugendfreundinnen, die als Ordens-Stifterinnen in die Geschichte der Kirche ihren Namen eingruben und voraussichtlich der Ehre der Altäre gewürdigt werden.

Eine Reihe von aufrüttelnden Erlebnissen trug dazu bei, Klara schon frühzeitig sehr ernst zu machen. Religiöse Lektüre förderte die innere Weiterentwicklung. Abhold den Vergnügungen der Mädchen ihrer Kreise half sie ihrer Mutter bei der Hausarbeit und nutzte ihre freien Stunden mit Handarbeiten aus. Lebhaften Anteil nahm sie an den Gesprächen, wenn abends öfters befreundete Geistliche im Hause Fey zusammenkamen (ein Bruder von Klara war Kaplan bei St. Paul in Aachen), wenn sie ihre Seelsorgeerfahrungen austauschten und von der Not der verwahrlosten Jugend sprachen. Wie tief empfand Klara die Not der leiblich und seelisch gefährdeten Jugend! Gleichgesinnte Mädchen, vor allem Franziska Schervier, Pauline von Mallinckrodt und die spätere Ordensfrau Anna von Lom-

messen, scharten sich um Klara und bildeten den Kreis der „heiligen Frauen“, wie die Aachener sie nannten, aus denen sich nach und nach die Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesu entwickelte. Am 1. Februar 1844 verließ Klara Fey das Elternhaus und begann als Oberin mit einer kleinen Schwesternschar das gemeinsame Leben. Unbeirrt durch anfängliche Schwierigkeiten griff Klara Fey die Arbeit an, die sie sich und ihren Schwestern gestellt hatte: die Betreuung und Rettung der armen, verlassen, verwahten Kinder. Armenschulen wurden gegründet. Erziehungsanstalten für Waisenkinder wurden eingerichtet, Kindergärten und Kinderhorte wurden aufgemacht. Allmählich drängten die Verhältnisse auch zur Übernahme der höheren Mädchenbildung. Die Schwestern unterrichteten die Mädchen an Lyzeen und Frauenschulen, Handelskurse und Handarbeitslehrgänge wurden abgehalten, Heime für kaufmännische Gehilfinnen und Beamtinnen wurden gegründet, die Weiterbildung schulentlassener Mädchen der arbeitenden Stände zu tüchtigen Dienstmädchen und Hausfrauen wurde übernommen. Immer mehr erweiterte sich das Arbeitsfeld der jungen Genossenschaft, immer zahlreicher wurden die Schwestern, die sich aus allen Gauen Deutschlands um die Stifterin scharten. Im Jahre 1862 besaß die Kongregation schon 19 Häuser mit 300 Schwestern. Mitten im raschen Aufstieg erhob sich der Sturm des sogenannten Kulturkampfes und drohte den Bestand des soviel Segen verbreitenden Werkes zu vernichten. Trotzdem die Schwestern vom armen Kinde Jesu während des Krieges 1870/71 in aufopfernder Lazarettspflege dem Vaterlande ihre Dienste gewidmet hatten, machte der Haß der Kultur-Kämpfer auch vor ihnen nicht halt. 1875 erhielt Mutter Klara Fey den Ausweisungsbefehl. Nahe an der deutschen Grenze, in Simpelviold, errichtete die Stifterin auf holländischem Boden das neue Mutterhaus. Während Deutschland seine Landeskinder verjagte, öffneten die anderen Länder für die armen Schwestern weit die Grenzen. In Mähren, Tirol, Luxemburg, Belgien, Holland, Frankreich, England, überall wurden die Schwestern freudig aufgenommen und der Segen ihrer Neugründung dankbar begrüßt. Eine Riesentlast von verantwortungsvollen Erwägungen und schwierigen Arbeiten brachten diese Neugründungen für die Generaloberin mit sich. Noch durfte sie die Freude erleben, daß die Satzungen der Genossenschaft die endgültige päpstliche Bestätigung erhielten und die staatliche Erlaubnis zur Rückkehr nach Deutschland gegeben wurde, da entschlief die müdgearbeitete edle Frau am 8. Mai 1894 im Mutterhaus von Simpelviold. Der Diözesanbischof bezeugte von ihr: „Sie war ein lebendiges Beispiel eines starken Glaubens, einer seltenen Frömmigkeit, eines echt christlichen Sinnes, kurz aller christlichen und klösterlichen Tugenden.“

Wenn wir in das Werden und Wachsen dieser heiligen Frau einen Einblick gewinnen wollen, brauchen wir nur das Büchlein zu lesen, das nach ihrem Tode unter dem Titel „Die Übung der Mutter Klara Fey“ erschienen ist. Hier offenbart sich

uns das Geheimnis dieses großen, gnadenvollen Lebens. Was ist nun diese Übung der Gottseligen? Es ist nichts anderes als die ständige Sammlung in Gott, der ununterbrochene Wandel in der Gegenwart des Allerhöchsten. Mutter Klara rang ein ganzes Menschenleben lang, bis ihr diese Übung zu einem kostbaren Besitz geworden war. Zu einer wahren Meisterschaft brachte es die Gottselige in dieser Übung. Sie konnte ihrem Beichtvater gestehen: „Ich stecke tief in den Geschäften, allein das hindert den Verkehr, ja selbst die innigste Vereinigung mit dem Herrn nicht.“ Das ist ja die Kunst aller Heiligen und das war die zu höchster Vollendung gelangte Kunst der Mutter Klara Fey: Trotz aller Sorgen und Pläne und Arbeiten immer noch einen Gedanken an Gott zu hegen, immer noch einen frohen Aufblick zu Gott zu tun, immer noch einen kurzen freundlichen Gruß dem göttlichen Gast in unserer Seele zu weihen. Mehr und mehr brachte Mutter Klara Fey die Übung des Wandels in Gottes Gegenwart in die engste Beziehung zum Herrn im Tabernakel. Der Heiland in der Eucharistie, der jeden Morgen sie heimsuchte, wurde der Gedanke ihrer Tage und Nächte. Unter den Augen des in ihrem Herzen wohnenden Heilandes wollte sie leben und wirken.

Unter den Augen des Heilandes! Würden nicht auch wir auf dem Wege zur Vollkommenheit in ganz anderer Weise vorankommen, wenn wir unter den Augen des Heilandes den Tag verlebten? Würde da nicht auch in uns jene zarte Gewissenhaftigkeit und jener heiße Feuereifer aufbrechen, die Mutter Klara Fey in heiliger Entschlossenheit sprechen ließen: „Alles, alles, nur keine Sünde!“

Wir wollen vollkommen werden? Die Übung der Mutter Klara Fey ist der sicherste Weg dazu.

Karoline Gerhardinger

9. Mai

Meister Eckhardt sagt einmal, im religiösen Leben sollen wir es machen wie einer, der einen Kreis zieht: ist der Zirkel gut angesetzt, so werden die Kreislinien gut. So sollte auch unser religiöses Leben von einer großen, zentralen Wahrheit ausgehen. Eine große Wahrheit, die durch ihr Licht und ihre innere Wärme uns reift und für den Kampf des Lebens froh und stark macht, lebendig aufgefaßt – und es ergibt sich alles wie von selbst. Das Christentum erscheint nicht mehr als eine Anhäufung von den verschiedenartigsten Lebensregeln und

Vorschriften, es erscheint als das, was es ist: eine beglückende Frohbotschaft, eine wahrhaft göttliche Offenbarung. So stand das Leben der gottseligen Karolina Gerhardinger unter einer überragenden Wahrheit, die ihre ganze Wirksamkeit befruchtete. Es war die Wahrheit: „Ich bin eine Magd des Herrn.“ Magddienste wollte sie tun, das war das Ideal, das sie von Jugend an begeisterte und ihr zum sicheren Führer auf dem Weg zur Vollkommenheit wurde.

Als Kind schon zeigte Karolina (geboren am 2. Juni 1797 in Stadtamhof) außergewöhnlichen Ernst und große Aufgeschlossenheit des Geistes. Die Eltern, wohlhabende Schiffsmeisterseheleute, wußten sich vor den ungezählten Fragen des lernbegierigen Kindes kaum zu retten. Mit ungeteilter Aufmerksamkeit folgte Karolina dem Schulunterricht; ein festliches Erlebnis war es jedesmal für sie, wenn abends der Vater und die Schiffs-knechte von ihren Fahrten auf der Donau erzählten und die Pracht der Kaiserstadt schilderten. Mit forschenden, unerschrockenen Augen sah Karolina in die Welt. Was andere Mädchen mit Angst und Furcht erfüllte, berührte sie kaum oder schien ihr nur interessant. In jener Schreckensnacht vom 23. auf den 24. April 1809, als Napoleon die Stadt Regensburg mit Brandkugeln beschießen ließ und die Einwohner mit Todesangst das Aufleuchten jeder Brandkugel verfolgten, ging Karolina unaufgefordert mit dem Vater auf den Speicher und ruhte nicht, bis er sie auf die Schultern hob, damit sie „den Tumult besser sehen könne“. Mit der Ruhe und der Aufmerksamkeit eines ersten Beobachters verfolgte sie die Vorgänge in der Stadt.

Die Vorsehung Gottes fügte es, daß Michael Wittmann, der spätere, im Ruf der Heiligkeit verstorbene Bischof von Regensburg, auf das fromme und tatkräftige Mädchen aufmerksam wurde. Er ahnte, welche Fülle apostolischer, segensreicher Kräfte bei unsichtiger Leitung in diesem Mädchen zur Entfaltung gebracht werden könnten. Wer wäre besser geeignet gewesen, die Ausbildung Karolinens in die Hände zu nehmen als er, der fromme und gelehrte Meister der Erziehungsweisheit? In keiner seiner Schülerinnen schlug sein immer wiederholtes Wort vom „Magdsein im Lehramte“ so tiefe Wurzeln wie in Karolina. Ein Feuerfunke war es, den Wittmann mit dem Wort vom „Magdsein im Lehramte“ in das begeisterungsfähige Herz Karolinens geworfen hatte. Ja, das wollte sie! Als arme Magd des Herrn wollte sie im Lehrberuf unsterblichen Kinderseelen dienen. Durch Wittmanns Bemühung wurde in Stadtamhof eine Schule für arme Kinder gegründet, an der Karolina mit zwei gleichgesinnten Gefährtinnen den Unterricht übernahm. Jetzt hatte sie Gelegenheit, das Magdsein im Lehramt praktisch zu üben. Durch ein Gelübde, das sie vor dem Tabernakel der St. Mangkirche ablegte, verpflichtete sie sich in besonderer Weise auf dieses Magdsein. Ob sie ahnte, daß diesem privaten Gelübde nach einem Jahrzehnt das feierliche Gelübde der „Armen Schulschwestern“ in der bischöflichen Hauskapelle zu Regensburg folgen würde?

Die drei Lehrerinnen lebten in klösterlicher Zurückgezogenheit, nach fest eingeteilter Tagesordnung. Besonders gut verstand es Karolina, die Zuneigung der heranwachsenden Jugend zu erwerben und Einfluß auf sie zu gewinnen. Ihre Schule galt bald als Musteranstalt und zog die Aufmerksamkeit der breiten Umgebung auf sich. Wer konnte sich mehr darüber freuen als Bischof Wittmann, der mit väterlicher Fürsorge die Tätigkeit seiner Schützlinge verfolgte? Was für ein Segen müßte es doch für das Land sein — so dachte der weitblickende Erzieher —, wenn es gelänge, einen Orden zu gründen, der Karolinas Geist und Arbeitsmethode den breiteren Schichten nutzbar machen würde! Doch es war ihm versagt, die Vollendung seines Planes zu erleben. Als Todkranker legte er 1833 die Durchführung seines Lieblingswunsches seinem Freund Sebastian Job ans Herz. Das war der rechte Mann. Zielbewußt ging er an die Ausführung des Erbes, das sein bischöflicher Freund ihm anvertraut hatte. Aus eigenen Mitteln stellte er in Neunburg der Vereinigung ein Haus für eine neue Schule zur Verfügung. Die Regel, die er für das „Institut der Armen Schulschwestern“ ausarbeitete, erlangte die Anerkennung der höchsten geistlichen und weltlichen Behörden. Am 22. März 1834 erhielt Karolina Gerhardinger aus der Hand König Ludwigs I. die Urkunde über die landesherrliche Bewilligung zur Gründung der Kongregation der Armen Schulschwestern. Das Mutterhaus wurde zehn Jahre später nach München verlegt, wo es Mutter Theresia von Jesus — so hieß Karolina seit ihrer Gelübdeablegung — gelungen war, das ehemalige Klarissenkloster am Anger zu erwerben.

Unter Gottes Segen und Mutter Theresias unermüdlicher Arbeit nahm der neue Orden raschen Aufschwung. 1847 konnte die Generaloberin die ersten Schulschwestern nach Amerika begleiten. Mit einer bei Frauen ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit und eisernen Festigkeit überwand sie in zähem Kampfe die mit dem Aufblühen der Genossenschaft ständig wachsenden Schwierigkeiten. Ihr unbeugsamer Gottesglaube riß sie immer wieder hoch, wenn sie einmal niedersinken wollte. Wer von den Außenstehenden hat auch nur eine Ahnung davon, welche eine Unsumme von anstrengenden Arbeiten, von Gängen zu Behörden, von wirtschaftlichen Sorgen, von gesundheitlichen Opfern aufgebracht werden muß, bis das Leben einer im Entstehen begriffenen Genossenschaft in Gang gebracht ist. Sieben Jahre leidvollen Harrens mußten verstreichen, bis die Generaloberin endlich am 21. Juli 1865 die päpstliche Anerkennung ihres Ordens in Händen hatte. Nun mochte Simeons Gesang ihre Seele durchfluten: „Jetzt entlaß, Herr, deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil gesehen.“ Volle einunddreißig Jahre hatte sie unter Mühen und Sorgen, Beten und Büßen an ihrem Lebenswerk gearbeitet. Nun war es vollendet. Jetzt konnte sie getrost ihre Augen schließen. Am 9. Mai 1879 umstanden die Schwestern in tiefem Schmerz das Sterbelager ihrer großen, innig geliebten Mutter und legten in ihre erkalt-

Hofes gewöhnt waren, daran Anstoß nahmen. Diesen Nörglern sagte er in einer Predigt: „Das wußte ich nicht, daß es zu meiner Pflicht gehöre, mit den ersten Staatsbeamten und Generalen, die nicht wissen, wie sie ihr Geld verschleudern sollen, zu wetteifern, und daß ich meinen Leib abquälen müßte, um die Güter der Armen zu verschwelgen. Ich wußte nicht, daß ich eigentlich von prächtigen Pferden gezogen in vornehmem Wagen einherfahren und von einer Schar von Schmeichlern umgeben sein müßte, so daß alle schon von weitem meine Ankunft bemerken und zurückweichen müßten wie vor einem wilden Tier. Wenn das unrecht von mir ist, so wählt einen andern Vorsteher, der dem großen Haufen gefällt, mir aber laßt meine Einsamkeit, mein bäuerisches Wesen, meinen Gott, dem allein ich auch mit meiner Einfachheit gefallen will.“

Als der Katholik Theodosius Kaiser wurde, wandte sich die Lage der katholischen Gemeinde in Konstantinopel zum Bessern. Die Verfolgungen hörten auf, Gregor bekam die Hagia Sophia anvertraut und wurde vom Kaiser als Bischof eingesetzt. Als aus Neid und Parteilichkeit einige Bischöfe diese Wahl anfochten, bewies Gregor seine ganze Seelengröße. Sofort stellte er sein Amt zur Verfügung und verabschiedete sich von seiner Gemeinde in einer ergreifenden Predigt. Er verließ Konstantinopel und verbrachte seine letzten Lebenstage auf dem väterlichen Landgut bei Nazianz. In Gebet, Abtötung und schriftstellerischen Arbeiten sah er dem Tode entgegen, der um das Jahr 390 seinem opfervollen Leben den Schlußpunkt setzte.

Angela Merici

11. Mai
(Gedenktag am 31. Mai)

Unwissenheit ist und war immer die größte Schrittmacherin religiöser Gleichgültigkeit, die erfolgreichste Wegbereiterin des Irrglaubens und Unglaubens. Zu keiner Zeit zeigten sich die schlimmen Folgen religiöser Unwissenheit in so verderblichem Ausmaß, wie beim Ausbruch der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Da wurde die Unwissenheit eine der Hauptursachen der raschen Ausbreitung der Irrlehren. Wer weiß, wie weit die Glaubenserneuerung um sich gegriffen hätte, wenn Gott nicht erleuchtete Männer und Frauen erweckt hätte, die es klar erkannten, wie wichtig es sei, durch gründliche Unterweisung des Volkes in den religiösen Wahrheiten dem Vordringen des Protestantismus Einhalt zu tun. Eine

solche durchgreifende Unterweisung des Volkes konnte nicht von einzelnen ausgehen, sondern dazu mußten neue Orden gegründet werden. 1534 rief Ignatius von Loyola auf dem Montmartre zu Paris seine „Compagnia di Jesu“, die Gesellschaft Jesu, ins Leben. Ein Jahr später gründete aus den gleichen Beweggründen in Brescia Angela Merici die „Compagnia di santa Orsola“, die Gesellschaft der Ursulinen. Die Heilige stand bei der Gründung ihrer Genossenschaft bereits im einundsechzigsten Lebensjahr und konnte so der neuen Gründung die wertvollen Erfahrungen ihres wechselvollen Lebens mit auf den Weg geben.

Am Ufer des lieblichen Gardasees hatte Angela ihre Kindheit verlebt. Hier war sie am 21. März 1474 zu Desenzano geboren. Früh schon offenbarte Angela eine ungewöhnlich starke Frömmigkeit. Sie war kaum sieben Jahre alt, da entdeckten die Eltern, daß sie nachts zum Gebet aufstand und auf dem kalten Steinboden kniete. Mit Begeisterung hörte das heranwachsende Mädchen von den Heiligen der Kirche. Sie wollte Gott dienen, wollte in seinem Dienste arbeiten, wie die Heiligen es getan. Je mehr sie Christi Lehre zur Richtschnur ihres Lebens machte, je mehr sie Opfer brachte, kleine und große, desto glücklicher fühlte sie Gottes Nähe und Liebe. Früh schon wurde es Angela klar, daß Gott sie nicht für die Welt bestimmt hatte.

Der frühe Tod der Eltern warf schweres Leid in Angelas Jugendjahre. Das etwa fünfzehnjährige Mädchen mußte das liebe Fischerhäuschen der Heimat verlassen und kam mit einer jüngeren Schwester nach Salo in das Haus des Oheims Biancosi. So liebevoll auch die Aufnahme war, die die beiden Mädchen im Hause des Oheims fanden, sie litten doch bitter unter dem Verlust der Eltern und der Heimat und gewöhnten sich nur schwer in die so ganz andern Verhältnisse im Hause des Onkels. Um so enger schlossen sich die Geschwister zusammen. In der Glut der religiösen Begeisterung, die durch das Lesen von Heiligenleben noch mehr entfacht wurde, verfielen die Schwestern eines Tages auf einen abenteuerlichen Plan: sie stahlen sich aus dem Haus des Onkels davon und suchten eine Felsenhöhle auf, in der sie nach Art der alten Einsiedler leben wollten. Der Onkel spürte jedoch die beiden Ausreißerinnen bald in ihrer Einsiedelei auf und holte sie zurück. Er schalt und spottete nicht, sprach aber ernst von den Gefahren, die junge Mädchen bedrohen, wenn sie allein in einer Höhle an der Landstraße wohnen. Der Onkel sorgte, daß die Schwestern in seinem Hause ungestört ihr religiöses Leben führen konnten.

Unsagbar hart traf es Angela, als sie ihre Schwester durch den Tod verlor. Bald darauf starb auch der Oheim. Mutterseelenallein wanderte nun Angela wieder nach Desenzano zurück. Zwanzig Jahre lang lebte sie dort in härtester Weltentsagung, verrichtete die niedrigsten Magddienste und wartete auf den Ruf Gottes. Sie fühlte, daß sie nicht in die Welt gehörte, aber sie fühlte ebenso, daß ihr Platz

auch nicht in einem Kloster sei. Aber was dann? Nächtelang kniete sie im Gebet: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“

Eines Tages hatte sie eine Vision, die für sie das entscheidende Erlebnis wurde. Sie sah ein himmlisches Licht, klar, unirdisch, gleich leuchtenden Tönen, die sie umfluteten, die sie von der Erde hoben auf Wellen von Flammen und Klängen. Dann sah sie eine Leiter zwischen Himmel und Erde, und auf und nieder stiegen singend weiße Jungfrauen, geschmückt mit strahlenden Kronen. Aus der Schar trennte sich eine und sprach: „Du sollst wissen, Angela, daß Gott dir diese Schau sendet, um dir zu sagen, daß du vor deinem Tode eine Gesellschaft (eine „Kompagnie“) gründen wirst, die dieser gleicht.“

Noch war es in Angelas Seele nicht klar, aber allmählich dämmerte in ihr die Erkenntnis ihrer Berufung. Sie begann zu ahnen, warum sie Nonne war ohne Kloster, ohne Heim im Schutz einer geistlichen Mutter, ohne Gemeinschaft mit gleichstrebenden Schwestern. Die neue Zeit brauchte neue Formen für das Ordensleben. Wie sich diese gestalten würden, wußte sie nicht, aber nach dieser Vision war sie in tiefster Seele ruhig. Gott würde sprechen zu seiner Zeit. Sie änderte ihr Leben vorläufig nicht. Mit gleichgesinnten Frauen, die sich immer zahlreicher ihr anschlossen, übte sie unermüdlich Werke barmherziger Liebe aus. Der Kinder, vor allem der kleinen Mädchen, nahm sie sich mit besonderer Liebe an. Nicht nur, daß sie die Kinder kleidete, pflegte, speiste; sie lehrte sie und erklärt ihnen auch die heilige Geschichte, Gebete, die hl. Messe. Sie sorgte, daß die Mädchen alle nötigen Arbeiten lernten: waschen, putzen, nähen, kochen und Kranke pflegen.

Auf Betreiben der reichen und wohltätigen Familie Patengola aus Brescia verließ Angela die Heimat am Gardasee und siedelte nach Brescia über, wo sie in einer armen Kammer ihr abgetötetes Leben weiterführte. Wie in Desenzano scharte sich auch hier ein Kreis gleichgesinnter Jungfrauen aus den verschiedensten Ständen um sie. Menschen aus allen Klassen, in allen Stellungen, alte und junge, frohe und traurige Menschen, Fürsten und Priester, Gelehrte und Dichter, leichtfertige Studenten und ernste Grübler, unglückliche Dirnen und ruhelose Sünder kamen zu Angela und baten sie um Rat und Trost. Oft genug auch stieg Angela in den Sattel und ritt nach Cremona, nach Mailand, nach Castiglione, wo immer man sie brauchte. Eine Pilgerfahrt führte sie 1524 ins heilige Land. Das Jubeljahr 1525 benützte sie zu einer Wallfahrt nach Rom, wo sie Klemens VII. ihren Plan darlegte, eine Gesellschaft von Jungfrauen zu gründen, die sich der Erziehung der weiblichen Jugend widmen und die bedrohte Religiosität der Familien schützen sollten. Es mußte aber noch manches Jahr verstreichen, bis aus der losen Vereinigung, in der Angela mit ihren Gefährtinnen lebte, eine feste Gemeinschaft wurde. 1535 fand endlich die „Compagnia di Santa Orsola“ ihr festes Gefüge. Angela hatte ihre Genossenschaft unter das Zeichen St. Ursulas gestellt,

der mutigen britischen Königstochter. Die Satzungen, die sie für die neue Genossenschaft entworfen hatte, fanden die kirchliche Genehmigung, obwohl der Versuch einer religiösen Kongregation ohne Kloster und ohne Gelübde damals ganz ungewöhnlich war. Die Schwestern, die anfangs noch in ihren Familien, später in gemeinsamen Häusern lebten, waren nicht an die strenge Klausur gebunden und konnten ungehemmt ihrem Apostolat in den Familien und Schulen nachgehen. Alle späteren Kongregationen, die Schwestern in den Spitälern, in den Familien, die Schulschwestern und Missionsschwestern sind in gewissem Sinne Nachfolgerinnen der Genossenschaft der hl. Angela.

Trotz ihrer Gegenvorstellungen wurde Angela auf dem ersten Kapitel von den Mitgliedern der Gesellschaft zur Generaloberin gewählt. Doch sollte sie die Gründung der Kongregation nicht lange überleben. Schon im Winter 1539 warf ein Fieber sie aufs Krankenlager; am 27. Januar 1540 verschied die Heilige mit den Worten: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Sie hatte noch die verheißungsvollen Anfänge ihrer Genossenschaft erleben dürfen. Aber die herrliche Zukunft ihrer Schöpfung, ihr großartiges Wirken in vielen Ländern, ihre gesegneten Erfolge konnte sie nicht ahnen.

Isidor

12. Mai

(Gedenktag am 15. Mai)

„Der Bauer ist unseres Herrgotts Nachbar“, sagt das Sprichwort. Kein anderer Stand ist mit seinem Tun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen, wie der Bauer. Niemand erlebt so wie der Bauer, daß die eigene, noch so mühselige, noch so kluge Arbeit ohne die Hilfe Gottes Stückwerk ist und erfolglos bleibt.

Ein Bauer, der ein guter Nachbar des Herrgotts und mit allen Fasern seines Wesens im Ewigen verwurzelt war, ist St. Isidor. Obwohl er uns Deutschen räumlich und zeitlich fernsteht — er ist Spanier und gehört dem zwölften Jahrhundert an —, verehrten ihn doch die deutschen Bauern seit alter Zeit mit Vorliebe als ihren Patron. Zu diesem Mann, dessen ganze Wirksamkeit sich im engen Rahmen eines Bauernhofes abspielte, fern vom Treiben der Stadt, der großen Welt, und der auf diesem kleinen Arbeitsfeld zur höchsten Würde aufstieg, welche die Kirche Gottes zu vergeben hat, sahen sie von alters her mit stolzer Freude auf.

Kaum war Isidor so stark, daß er den Pflug meistern und die schwere Bauernarbeit anpacken konnte, da verließ er seine Heimat Madrid und die Armenwohnung der Eltern und verdingte sich auf dem herabgewirtschafteten Landgut des Barons Johann von Vergas als Knecht. Da hieß es nun tüchtig zupacken, wenn der Lotterwirtschaft, die Vieh und Felder hatte verkommen lassen, ein Ende gemacht werden sollte. In der Gluthitze des spanischen Sommers, im Kalkstaub der steinigen, schattenlosen Hochebene bei Madrid mühte sich Isidor bis zur Erschöpfung im Dienste seines Herrn ab. Der Erfolg blieb nicht aus. Das Gut kam wieder in die Höhe. Der Herr verstand die Tüchtigkeit seines Knechtes zu schätzen und machte Isidor bald zum Oberknecht. Es hätte seltsam zugehen müssen, wenn diese Bevorzugung Isidors nicht die Eifersucht der übrigen Knechte wachgerufen hätte. Ihnen war der „Betbruder“ ohnehin lästig genug. So begannen sie den heimlichen, unehrlichen Kampf gegen Isidor. Scheinbar harmlos warfen sie im Gespräch mit dem Herrn Bemerkungen hin wie diese: „Sicher, Isidor ist ein tüchtiger Kerl. Freilich versäumt er viel Zeit mit seinem ständigen Kirchenaufsuchen, aber das wird er wohl wieder hereinbringen.“ Immer öfter wiederholten sich diese Sticheleien über die viele Zeit, die durch Isidors täglichen Meßbesuch verlorengelassen, bis das boshafte Gift im Herzen des Herrn zu wirken begann. Er beobachtete Isidor. In der Tat, Morgen für Morgen machte der Knecht seinen Gang in die Kirche, mochte die Arbeit auf den Feldern oder im Stall noch so sehr drängen. Schon war der Gutsherr entschlossen, seinem Knecht ordentlich die Meinung zu sagen, da sah er eines Morgens, daß zwei fremde, schöne Jünglinge mit den Ochsen den Pflug durch den Acker zogen, während Isidor im Gebete weilte. Die alte Legende, die dieses Wunder erzählt, will damit gewiß nicht sagen, daß es gut und fromm ist, die Arbeit durch das Gebet zu ersetzen; sie will vielmehr der Wahrheit Ausdruck geben, daß Gott an denen seine Wunder tut, die in der rechten Weise Gebet mit Arbeit zu vereinen wissen und daß Gott dort seinen Segen reichlicher spendet, wo er kindliches Vertrauen auf seine göttliche Hilfe findet. Isidor hat über seinem Gottesdienst den Herrendienst nicht vernachlässigt. Er lebte in solch inniger Verbindung mit Gott, daß auch seine anstrengende Bauernarbeit ihn nicht aus der Vereinigung mit dem Ewigen reißen konnte. Dieses Einssein mit Gott ließ ihm alle Last seines Berufes zum leichten Joch und zur süßen Bürde werden. Es legte über sein ganzes Wesen den Sonnenschein herrlicher Güte und immerbereiten Helferwillens. Für Wanderburschen und Bettler stand allezeit ein frischer Trunk und eine kräftige Labung auf dem Tisch der Hütte, die Isidor mit seiner braven Frau, einer früheren Magd, teilte. Eine Quelle bei Madrid kündigt heute noch von der Hilfsbereitschaft des Heiligen. Die Legende will wissen, daß Isidor einst diese Quelle durch den Schlag des Dreschflegels aus dem ausgebrannten Boden hervorgehört habe, um einen Verdurstenden zu er-

quicken. Die Güte des Heiligen erstreckte sich auch auf die Tiere. Die Südländer haben vielfach gegen ihre Haustiere ein hartes Herz und machen sich wenig Gewissen daraus, ihre Esel oder Pferde zu mißhandeln und bis zum äußersten auszunützen. Für Isidor brauchte es nicht die Forderung der Heiligen Schrift: „Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehs.“ Aus seiner natürlichen Güte heraus behandelte er die Haustiere rücksichtsvoll. Auch um seine Tierliebe rankte die Legende ein sinniges Wunder: einmal im Winter trug Isidor einen Sack Korn zur Mühle. Traurig saß eine Schar hungriger Vögel auf den Bäumen der Straße. Die Schneedecke verhüllte den Sängern Gottes alle Nahrung. Mitleidig machte Isidor eine Stelle des Weges vom Schnee frei und schüttelte für die froh herbeiflatternden Vögel ein gut Teil Körner aus seinem Sack auf die Erde. Als Isidor in die Mühle kam, war der Sack wieder voll und das Korn ergab doppelt soviel Mehl.

So schmückte die Legende das einfache Arbeitsleben dieses schlichten, heiligen Bauern mit gar manchen lieben Wundergeschichtlein aus. Sie zeigen, welch tiefen Eindruck das pflichttreue Leben dieses ungelehrten Mannes, der nie eine Schule besucht hatte, auf seine Zeitgenossen machte. Schon bald nach dem Tode des im Alter von sechzig Jahren um 1170 verstorbenen Heiligen setzte die Verehrung des Volkes ein. Als man vierzig Jahre nach Isidors Hinscheiden auf Grund einer Erscheinung sein Grab öffnete, fand man trotz der großen Bodenfeuchtigkeit Leib und Kleidung des Heiligen noch ganz unversehrt und übertrug den Leichnam in feierlicher Prozession in die Andreaskirche von Madrid. Am 12. März 1622 wurde Isidor gemeinsam mit Ignatius von Loyola, Franz Xaver, Theresia von Avila und Philipp Neri durch Gregor XV. heiliggesprochen.

Ellengar

13. Mai

In reinster Meinung und mit Aufbietung aller Kräfte arbeiten, und statt der erhofften Frucht Mißerfolg und Verkennung ernten, gehört zum Bittersten, was einem Menschen widerfahren kann. In solcher Prüfung standhalten, ohne sich in Verbitterung zurückzuziehen und an Gott und den Menschen zu verzweifeln, ist die Probe echter Tugend. Der gottselige Ellengar bestand sie. Fast alles, was er angriff, ist ihm unter den Händen zerbrochen. Seinem redlichsten Beginnen war kein Erfolg beschieden.

Ellengar (Ellinger) scheint in Salzburg um die Jahrtausendwende zum Priester geweiht und bald darauf zum Abt des angesehenen Klosters Tegernsee ernannt worden zu sein. Der Salzburger Erzbischof wußte gar wohl, weshalb er dem jungen Priester den Abtstab von Tegernsee in die Hand gab. War doch das berühmte Kloster, dessen Ruf einst durch die Lande ging, von der früheren Höhe gesunken. Das ernste Streben nach Vollkommenheit war gefährlicher Lauheit gewichen. Es war nötig, daß einer kam, der den Gleichgültigen das hohe Ideal vor Augen hielt. Ellinger war zu dieser Auffrischung des wahren Ordensgeistes bestimmt. Aber welcher Laie freute sich des eifernden Sittenpredigers? Mit Mißtrauen verfolgten die Mönche die Tätigkeit ihres neuen Abtes, der ein Mann der Zucht und Ordnung, des Gebetes und des unermüdlichen Schaffens war. Wohin der Abt sah, stieß er auf frostige Mienen und eisige Zurückhaltung. Je näher Ellinger den Mönchen auf den Leib rückte, desto störrischer und gereizter wurden sie. Der Abt sah sich einem geschlossenen Abwehrhaufen gegenüber. Es ist nichts Kleines, in einer Gemeinschaft leben und wirken zu müssen, in der einem von allen Seiten der kalte Hauch der Abneigung und Feindseligkeit entgegenweht. Es gehört viel Demut und Opferkraft dazu, auf einem solchen Posten auzuhalten und im Eifer nicht zu erlahmen.

Wenn die Mönche gehofft hatten, sie könnten durch ihren Widerstand ein Nachgeben des Abtes errotzen, so sahen sie sich getäuscht. Es fiel Ellinger gar nicht ein, die Zügel zu lockern. Je ablehnender die Mönche seinen Erneuerungsversuchen gegenüberstanden, um so unverdrossener setzte er seine Bemühungen fort. Er wußte, daß der böse Feind das bequemste Arbeitsfeld hat, wenn er müßige Weile vorfindet; deshalb suchte er den Sinn der Mönche mehr und mehr dem Studium zuzuwenden. Er gründete mit freigebiger Unterstützung des ihm sehr wohlgesinnten Kaisers Heinrich des Heiligen eine neue Klosterschule, die rasch aufblühte und den Namen Tegernsee in weite Lande trug. Die Blütezeit der Abtei Tegernsee auf dem Gebiet der Wissenschaft und Künste ist mit dem Namen Ellinger verknüpft. Aber die Hoffnung des Abtes, mit dem Studium auch neuen Ordensgeist und warme Frömmigkeit zu wecken, schlug fehl. Die Mönche hatten zu lange unter gelockter Ordenszucht gelebt, als daß sie für ein strenges Klosterleben noch hätten gewonnen werden können. Da offener Widerstand an der eisernen Entschlossenheit des Abtes scheiterte, versuchten die Mönche, auf Schlechtwegen ihr Ziel zu erreichen. Sie begannen einen häßlichen Kampf aus dem Hinterhalt gegen den heiligmäßigen Abt. Sie verdächtigten ihn bei den geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, setzten seine Leistungen herunter, unterschoben ihm unlautere Beweggründe und hetzten so lange, bis das Ziel erreicht war: Abt Ellinger wurde seines Amtes enthoben. Die Gegner hatten den Triumph, den ungeliebten Mahner zur Strecke gebracht zu haben. Das mag ein bitterer Tag für

Ellinger gewesen sein, an dem die Botschaft eintraf: Lege das Abtkreuz ab und gib den Abtstab aus der Hand! Sein Gewissen war rein; er hatte das Beste gewollt und getan — und nun diese Verdemütigung! In dieser Prüfungszeit offenbarte sich die ganze Seelengröße des Abtes. Fünf lange Jahre blieb er als einfacher Mönch im gleichen Kloster, in dem er zuvor als Abt regiert hatte. Wie reich an Bitterkeiten und Verdemütigungen mögen diese Jahre gewesen sein! Still tat Ellinger seine Arbeit und machte sich nach besten Kräften nützlich, besonders durch Abschreiben von Büchern. Er hätte kein Mann sein müssen, wenn der Groll über die unverdiente Zurücksetzung nicht dann und wann versucht hätte, wie ein giftiger Wurm sich in sein Herz zu fressen. Aber ein Blick aufs Kreuz, ein Gedanke an den Herrn und Meister, dem er auf dem königlichen Weg der Selbstverleugnung nachfolgen wollte — und die Versuchung war zurückgeschlagen; die gütige, demütige Liebe blieb auf ihrem Thron.

Diese fünf Jahre, die der abgesetzte Abt in vorbildlicher Regeltreue und Frömmigkeit wie der letzte der Klosterbrüder betete und arbeitete, öffneten manchen der verblendeten Mönche die Augen. Die Vorgesetzten erkannten die Haltlosigkeit der Vorwürfe, die einst gegen Ellinger vorgebracht worden waren, und so kam auf die lange Karwoche der sonnenhelle Ostermorgen: Ellinger wurde wieder in sein Amt als Abt eingesetzt. Mit doppeltem Eifer, als gälte es die fünf Jahre einzuholen, nahm er die Erneuerung der klösterlichen Zucht in die Hände. Aber er war nicht einseitig nur auf die Vertiefung des asketischen Lebens bedacht, sondern kümmerte sich auch angelegentlich um die zeitliche Wohlfahrt der anvertrauten Herde. Er war ein sehr umsichtiger Förderer der Klosterwirtschaft. Schon zeigten sich die Früchte seiner klugen Amtsführung, da traf ihn ein vernichtender Schlag: 1035 zerstörte eine Feuersbrunst das Kloster. Wieviele wären unter einem solchen Schicksalsschlag zusammengebrochen! Doch Ellengar verlor keine Zeit mit Klagen und Trauern. Unverzüglich machte er sich an den Wiederaufbau des Klosters. Bald wuchsen aus den rauchgeschwärzten Steinen Kirche und Kloster wieder auf und erblühte neues Leben.

Der Neubau hatte dem Abt eine Riesenlast von Sorgen und Arbeiten aufgebürdet, und zum Dank für das glücklich zu Ende geführte Werk begannen seine alten Widersacher nun wieder ihre früheren Quertreibereien und Hetzereien. Sie scheuten sich nicht, dem Abt die Schuld an dem Brandunglück in die Schuhe zu schieben und beim Erzbischof von Salzburg und bei Kaiser Heinrich III. Klage gegen ihren „Vater“ zu erheben. Die Anschuldigungen waren mit solch gerissener Bosheit ausgeklügelt, daß Bischof und Kaiser ins Garn gingen und über den unschuldigen Abt den harten Urteilsspruch fällten: Ellengar wurde zum zweitenmal seines Amtes entsetzt und ins Kloster Niederaltaich verbannt. Er mußte aus dem Kloster, in dem er groß geworden war und das er unter unsäglichen Mühen aus

den Ruinen wieder hatte erstehen lassen, unter Schimpf und Schande als Gestrafter und Gebannter gehen.

Noch fünfzehn Jahre lebte Ellinger in stiller Zurückgezogenheit. Gebet, geistliche Übungen und Anfertigung von Handschriften waren sein Tagwerk. Sein Todesjahr war noch vom glühenden Abendrot eines späten Glückes vergoldet: die Mönche in Tegernsee hatten die große Unbill eingesehen, die sie dem heiligen Dulder zugefügt hatten, und sie ruhten nicht, bis er ihren Bitten folgte und in die alte Klosterheimat zurückkehrte. Umweht von der Liebe der Mönche, die im Wettstreit ihr einstiges Unrecht gutzumachen suchten, schlief der vielgeprüfte Kreuzträger am 18. Juni 1056 in die friedliche Ewigkeit hinüber.

Rita von Cascia

14. Mai
(Gedenktag am 22. Mai)

Zu Rocca Porena im franziskanischen Umbrien 1381 geboren, neigte Rita von früher Kindheit an zu stiller Abgeschlossenheit. An buntem Flitter und blitzendem Schmuck, an dem die Kinder so große Freude haben, fand sie keinen Gefallen. Von den Spielen und dem Herumtollen der Dorfjugend hielt sie sich fern. Ein ungewöhnlicher Ernst lag über dem Mädchen. Am liebsten stahl sie sich in das Dorfkirchlein, um vor dem Leidensbild des Heilands zu sinnieren und zu beten. Das empfindsame Herzlein erschauerte, wenn es die Pein des Gottmenschen überdachte, und eine große Liebe zum Erlöser wurde in Rita wach, ein brennendes Verlangen, an den Schmerzen Jesu wenigstens ein bißchen Anteil nehmen zu dürfen. Heimlich flocht sie aus Roßhaaren, Borsten und Dornen Bußgürtel und Geißel, nächtelang wehrte sie dem Schlaf und hielt sich wach zu Ehren der Todesangst Christi. Glücklicherweise war sie, als die Mutter ihren Wunsch erfüllte und ihr ein stilles Kämmerlein einräumte, wo sie nun wie in einer Klosterzelle ungestört ihren Leidensbetrachtungen und Bußübungen nachgehen konnte. Ist es verwunderlich, daß Rita eines Tages vor die Eltern trat mit der Bitte: „Laßt mich zu den Augustinerinnen nach Cascia gehen!“ Wenn die Eltern auch fromm waren, so erschien ihnen der Gedanke doch ganz unerträglich, ihr einziges Kind, die Stütze und Hoffnung ihres Alters, verlieren zu sollen. Heftig sträubten sie sich. Wie schwer wurde es Rita, täglich die verweinten Augen der Mutter sehen und die Vorwürfe des zürnenden Vaters hören zu müssen! In kindlicher Liebe brachte

sie das harte Opfer und versprach, ihr Vorhaben zu verschieben. Nun setzten die Eltern alle Hebel in Bewegung, Rita für immer ans Leben in der Welt zu fesseln. Sie suchten nach einem Bräutigam und lagen dem verwirrten Mädchen so lange mit ihrem Zureden in den Ohren, bis sie den großen Wunsch ihres Herzens begrub und die Einwilligung gab: die Hochzeit konnte gerüstet werden. Glücklicherweise über einen heißerrungenen Sieg begleiteten die Eltern das Brautpaar zur Kirche, um schon nach wenigen Tagen aus den Himmeln der Freude zu fallen und sich in bittersten Vorwürfen zu verzehren. Ritas Gatte Paul Ferdinand war ein unbeherrschter Mensch, ein jähzorniger Narr, der schon acht Tage nach der Hochzeit seine junge Frau mißhandelte. Aber Rita hatte nicht vergeblich schon als Kind sich in die Leidensnachfolge Christi eingelebt. In bewundernswerter Stärke und Geduld trug sie das Kreuz des Ehestandes, das ihr aufgedrängt worden war. Der Zornwut des Gatten setzte sie eine unbesiegbare Sanftmut entgegen. Achtzehn lange Jahre hindurch lebte Rita in der Hölle dieser leidvollen Ehe. Sie wußte sich vor Gott auf ewig mit ihrem Gatten verbunden und hielt in Treue bei ihm aus — ein beschämendes Beispiel für alle die schwachen Frauen unserer unchristlichen Zeit, die schon bei viel geringeren Mißverständnissen und unbefriedigten Erwartungen durch eine Scheidung das gottgeknüpfte Eheband zerreißen.

Ein achtzehn Jahre langes Beten und Dulden konnte nicht fruchtlos bleiben. Schließlich errang das reine, fromme Frauentum doch den Sieg über die gewalttätige Natur des Mannes. Er begann sein Unrecht einzusehen. Die engelgleiche Sanftmut Ritas hatte ihn gebändigt. Wohl konnte er es auch künftig noch nicht ganz verhindern, daß dann und wann Anfälle des Jähzorns wie ein Sturmwind ihn befielen, aber reumütig bat er nach solchen Ausbrüchen seine Frau um Verzeihung und beherrschte sich fürder mit neuer Kraft. Da kam ein entsetzlicher Schlag: Paul Ferdinand wurde ermordet. Schreck und Leid rissen die vielgeprüfte Frau nieder, daß sie ohnmächtig über die Leiche ihres Mannes sank. Doch nur kurze Augenblicke währte diese Schwäche. Gefaßt erhob sie sich und hatte sogar die Heldenkraft, dem Mörder, der fliehend ihr zu Füßen fiel und nach dem Rechte alter Zeit bei ihr Schutz vor dem Zugriff des weltlichen Gerichtes suchte, zu verzeihen und das Asylrecht ihres Hauses zu gewähren. Ja, ihr Heldenmut erstieg noch höhere Gipfel. War es ihr auch gelungen, den Verbrecher vor den Händen der Polizei zu schützen, so sah sie doch keine Hilfe vor der Wut ihrer beiden Söhne, die vom Vater das heißblütige, wilde Wesen geerbt und dem Mörder Blutrache geschworen hatten. Welche Herzensangst durchlitt die Mutter! Sollten die Hände ihrer Söhne mit dem Blut eines reuigen, sühnenden Menschen besudelt werden? Ein Grauen überlief Ritas Seele, wenn sie an das Verbrechen dachte, auf dessen Ausführung die leidenschaftlichen Söhne sann. Als all ihr Zureden und Beschwören vergeblich war, brachte Rita in ihrer quälenden Herzensangst das

größte Opfer, das eine Mutter bringen kann: sie betete zu Gott, er möge ihre Söhne lieber von der Erde hinwegnehmen, als ihre Seele mit einem Mord beflecken lassen. Gott nahm das Opfer der Mutter an. Jakob und Paul starben rasch hintereinander, ehe sie zur Ausführung ihres dunklen Racheplanes Zeit und Möglichkeit gefunden hatten.

Nun war Rita allein – ohne Gatte, ohne Kinder, ohne Eltern. Da stieg der alte Wunsch ihres Herzens wieder mächtig auf; unwiderstehlich drängte es sie zum Ordensleben. Sie klopfte bei den Augustinerinnen in Cascia an. Rita tat es allen Schwestern an Regeltreue und Vollkommenheitsstreben zuvor. Mit einer heiligen Leidenschaft gab sie sich der Befolgung der Ordensgelübde hin. Die Armut hielt sie so streng, daß sie sich bis zum Tode mit einem einzigen, immer wieder geflickten Habit begnügte. Sie fastete streng, geißelte sich täglich dreimal zum Seelenheil für die Abgestorbenen, zur Fürbitte für die Wohltäter des Klosters und zur Sühne für die Sünden der Welt. Heftige Versuchungen gegen das Gelübde der Keuschheit quälten sie lange Zeit. Die Anfechtungen wurden manchmal so stark, daß sie sich nicht anders zu retten wußte, als daß sie ihre Hände über das offene Feuer hielt und sich sagte: „Rita, wenn du dies Feuer nicht erdulden kannst, wie wirst du dann in den höllischen Flammen aushalten können, die allen denen bereit sind, die im Leben vom Feuer der Unlauterkeit entzündet sind?“

Die Kraft zu ihrem heroischen Tugendleben schöpfte Rita aus der Betrachtung des Leidens Christi. Ihr ganzes geistliches Leben war von der Verehrung des Gekreuzigten beherrscht. Im Jahre 1443 hörte sie eine erschütternde Predigt über die Passion des Herrn; tief ergriffen ging sie in ihre Zelle und bat den Gekreuzigten, ihr wenigstens einen Dorn aus seiner Schmerzenskrone zu geben, damit sie an seinem Leiden Anteil nehmen könnte. In der Tat erhielt sie in einer Vision eine blutende Stirnwunde, die bis zum Tode blieb. So war Rita ein getreues Abbild des dorngekrönten, mit Schmach gesättigten, von den Menschen ausgestoßenen Erlösers geworden.

Ein wundersames Begebnis liegt wie verklärendes Abendrot über den letzten Tagen der Heiligen. Verwandte waren herbeigeeilt, um die Schwerkranke zu besuchen. Sie fragten wohl auch, ob Rita nicht einen besonderen Wunsch hätte. Sinnend lag die Heilige. „O ja, ich hätte einen Wunsch. Bitte, bitte bringt mir doch eine Rose aus dem elterlichen Gärtlein in Rocca Porena!“ Die Verwandten sahen sich an; eine blühende Rose im Januar? Doch, wie ein eigenwilliges Kind bestand die Kranke auf ihrem Wunsch. Um den guten Willen zu zeigen, lief einer von den Verwandten hinaus ins nahe Dorf, und als er zurückkam – Welch ein Staunen!, da trug er eine prachtvolle Rose in der Hand, die an dem vor Winterkälte starrenden Rosenbäumchen eben erblüht war. In der Weihe der Ritarosen lebt dieses Geschehnis bis zum heutigen Tag fort.

Am 22. Mai 1457 verwelkte die „Rose von Cascia“. 76 Jahre war Rita alt geworden. Die zahlreichen Wunder, die auf die Anrufung der 1900 heiliggesprochenen Augustinerin erfolgten, trugen Rita den Namen „der Heiligen des Unmöglichen“ ein, der „Helferin in verzweifelten Fällen“. In den „Rita-Schwestern“, einer Genossenschaft von Krankenschwestern, lebt der Geist der Heiligen, die lange Jahre ihres Ordenslebens die Pflege der kranken Mitschwestern besorgte, auch in Deutschland fort.

Johann Baptiste de la Salle

15. Mai

Es war die Zeit des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Rauschende Hoffestlichkeiten, verschwenderische Prunkschlösser, lärmende Jagden verschlangen unvorstellbare Summen von Geld. Aber neben diesem schimmernden Blendwerk des Sonnenkönigtums lagen dunkelste Schatten. Dem Luxus und den Vorrechten des Adels entsprach die drückende Steuernot und ärmliche Lebenshaltung des Bürgertums und die Bettlerarmut des heranwachsenden Proletariats. Der Prunk der Hofkreise konnte den Schmutz der Armenviertel, die soziale und geistige Not der verwaorsten Arbeiterklassen nicht verhüllen. Ohne lebendiges Christentum kümmerten sich die Vornehmen und Reichen in keiner Weise um das Los der Armen. Was scherte es sie, daß in den unteren Schichten eine durch und durch verwaorste, heidnische Jugend heranwuchs? Daß Tausende von armen Kindern in Unwissenheit und Elend verkamen? Niemand von ihnen rührte einen Finger, um diese arme, mißachtete Jugend zu einem reineren, besseren Leben, zu den Grundlagen des Wissens und den Höhen des Glaubens zu führen. Da mußten Männer der Kirche kommen, Diener Jesu Christi, die in heroischer Liebe sich im Dienste des armen Volkes aufopferten; es mußte die christliche Caritas sich erheben, jene heilige, selbstlose Liebe, ohne die die Armen jener Zeit wahrhaft ausgestoßen geblieben wären. Diese Liebe war es, die aus Johann B. de la Salle in hellen Flammen schlug und sein Leben verzehrte.

Er hätte sich ein angenehmes, behagliches Leben in Würde und Reichtum schaffen können. Als ältester Sohn eines Oberlandesgerichtsrates am 30. April 1651 in der alten Krönungsstadt Reims geboren, stand ihm ein rascher Aufstieg zu den höchsten Ämtern des Staates offen. Und auch als er auf die staatliche Laufbahn ver-

zichtete und schon mit elf Jahren den Priesterberuf wählte, hätte er nur die Hand auszustrecken brauchen und die reichsten Pfründen und ehrenvollsten Stellen wären ihm zugeflogen. War er doch schon als Sechzehnjähriger Domherr an der Kathedrale seiner Vaterstadt, und sahen ihn doch schon seine familienstolzen Verwandten mit der Bischofsmitra geschmückt. Doch so wenig ihn die mit goldenen Tressen besetzte Uniform des hohen Staatsbeamten gelockt hatte, so wenig begehrte er nach Bischofsstab und Inful. Der junge Baron hatte anderes im Sinn. Sein Herz litt unter der religiösen Not der heranwachsenden armen Jugend. Gott fügte es, daß der am Karsamstag 1678 zum Priester geweihte de la Salle in dem Domherrn Roland nicht nur einen frommen Beichtvater fand, der gleich ihm von warmem Mitleid mit den schmutzigen Gassenjungen, den ungepflegten Arbeiterkindern, den von der Gesellschaft Ausgestoßenen und von der Sünde Irreführten erfüllt war. Als Roland sterbend seinem jungen Freund die von ihm gestiftete Lehrerinnengenossenschaft der „Schwestern des heiligen Jesuskindes“ anvertraute, die an Freischulen armen Mädchen unentgeltlich Unterricht erteilten, und gleichzeitig eine adelige Dame die Einrichtung von ähnlichen Freischulen auch für Knaben anregte, fühlte de la Salle seine Zeit gekommen. 1679 eröffnete er die erste Armenschule für Knaben. Die Lehrer, die sich seinem Werke zur Verfügung stellten, nahm er in sein Haus auf und lebte mit ihnen gemeinsam. Um ihnen ein gutes Beispiel zu geben, verzichtete er auf seine Domherrnpfründe und teilte sein väterliches Erbe an die Armen aus.

Aus dem Zusammenleben mit den Lehrern gestaltete sich wie von selbst eine kleine Genossenschaft. „Brüder der christlichen Schule“ nannte sie sich. 1684 legte Johann B. de la Salle mit zwölf Lehrern die Gelübde der klösterlichen Gemeinschaft ab. Die junge Genossenschaft der Schulbrüder fand rasch Ausbreitung. Auch in andern Städten Frankreichs konnten Freischulen errichtet werden, ja selbst vom Ausland rief man nach den Schulbrüdern. Ihre ausgezeichnete Erziehungs- und Unterrichtsmethode gewann ihnen große Erfolge, freilich noch größere Anfeindungen und Verfolgungen. Der Polizeipräsident von Paris machte den Schulbrüdern zur Pflicht, in den Freischulen nichts anderes zu lehren als das, was der Stellung der Eltern angemessen wäre: das Lesen des Psalmenbüchleins und etwas Rechnen. Ein höherer Beamter veröffentlichte sogar eine Denkschrift, in der er folgende Grundsätze vertrat: „Jede Stunde, welche die Kinder der Armen über ihren Büchern verbringen, ist für die Gesellschaft verloren. Die Fortschritte dieser Brüder erschrecken durch ihre Schnelligkeit. Wenn man den Brüdern freie Hand läßt, wird es bald keinen Handwerker mehr geben, der nicht lesen und schreiben kann... Darum verlangt das Staatsinteresse, sie zu vernichten.“ Wir schüttelein heute den Kopf über solch merkwürdige Staatsinteressen. Wir können es kaum mehr glauben, daß es eine Zeit gab, wo die vornehmen Herren glaubten, das

Volk möglichst dumm erhalten zu müssen, damit es schön willig sich von ihnen ausbeuten lasse.

De la Salle erfüllte seine Lehrer mit einer hohen Auffassung ihres Berufes und stellte ihnen unermüdlich vor Augen, daß sie „Mitarbeiter Christi“ seien und das Amt der Schutzengel ausübten. Wie hoch er die Würde des armen Menschen achtete, zeigt sein Wort an einen seiner Lehrer: „Betrachte die dir anvertrauten Kinder als wahre Kinder Gottes! Hab viel mehr Sorge für ihre Erziehung und ihren Unterricht, als du haben würdest, wenn sie die Kinder eines Königs wären!“ Damit die Genossenschaft ja nie in Versuchung käme, den Volksschulunterricht mit andern Aufgaben zu vertauschen, bestimmte er in den Ordensregeln, daß kein Schulbruder Priester sein dürfe und daß in ihren Schulen kein Latein gelehrt würde.

De la Salle gehört zu den größten Reformern des Schulwesens. Es besteht zu Recht, was ein freidenkerischer Professor der Pariser Universität schrieb: „Der Name J. B. de la Salle wird stets an erster Stelle zu nennen sein, wenn es sich um die Heroen des Volksunterrichtes in Frankreich, ja in Europa überhaupt handelt.“ Er war ein Bahnbrecher des sozialen Schulwesens von überragender Größe. Mit einem bewundernswerten Scharfblick und organisatorischen Talent rief er Schularten und Erziehungsanstalten ins Leben, die bis zu seiner Zeit vollständig unbekannt waren. Er ist der Schöpfer des ersten Lehrerseminars und der Übungsschulen, er eröffnete die erste Gewerbeschule für Handwerker, baute als erster den Lehrplan der Realschule auf, rief die erste Fürsorgeanstalt für verwahrloste Knaben und Jünglinge und die erste Besserungsanstalt für junge Sträflinge ins Leben. In der Unterrichtsmethode schuf er eine grundlegende Neugestaltung, indem er als erster statt des bisherigen Einzelunterrichtes den Klassenunterricht einführte und so zum Begründer der eigentlichen Volksschule wurde.

Und dies alles schuf de la Salle unter den größten Schwierigkeiten und ständigen Verfolgungen. Polizeibehörden und staatliche Ämter hemmten durch kleinliche Verordnungen seine Tätigkeit, Mitarbeiter betrogen ihn, Amtsbrüder erzwangen von den kirchlichen Behörden durch Verleumdungen seine Absetzung, seine blühendsten Niederlassungen wurden durch Bosheit zerschlagen, dazu die tägliche aufreibende Arbeit, das entbehrungsreiche Leben vollkommener Armut, körperliche Beschwerden wie Asthma – sein Ölbergskelch war wirklich bis zum Rande mit Bitterkeiten gefüllt. Nur ein Mann, der in heiliger Demut sich als ein stummes Werkzeug in Gottes Hand betrachtet und voll und ganz in seiner großen Sendung aufgeht, vermag einen solchen Kelch ohne Wimperzucken bis zur Neige zu trinken. Nichts konnte den Heiligen aus seiner gelassenen Gottverbundenheit reißen. Nachdem er 1717 der aufblühenden Genossenschaft einen neuen Generalobern gegeben hatte, widmete er sich ganz der Vorbereitung auf

den Tod. Am Karfreitag 1719, drei Tage, nachdem er vom zuständigen Bischof auf falsche Anklagen hin seines geistlichen Amtes enthoben worden war, starb Joh. B. de la Salle in einer großen Anstalt zu Rouen. Er hatte sein Leben für die Kinder der Armen geopfert. Einer seiner heftigsten Gegner ehrte sein Andenken durch die Grabschrift: „Adelig war er von Geburt, höher noch stand der Adel der Tugenden.“ Jedem, der das Leben dieses einzigartigen Helden christlicher Liebe betrachtet, geht es wohl wie seinem ersten Lebensbeschreiber: „Wenn man sich in seiner Gegenwart befand, so war man beschämt, weil man sich als lau oder als untreu fühlte.“

Johann Nepomuk

16. Mai

Wer kennt nicht den Heiligen, dessen Bild in katholischen Ländern dem Wanderer allenthalben, besonders auf Brücken, begegnet? Den Finger mahnend am geschlossenen Mund, den Sternenkranz ums birettgeschmückte Haupt, in der Hand ein Kreuzbild oder einen Palmzweig — so steht Johannes Nepomuk auf ungezählten Flußbrücken, ein unvergängliches Mahnzeichen und eine ernste Predigt des Grundsatzes: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Trotzdem die Heimat des Heiligen jenseits der deutschen Grenzen liegt, gehört doch Johannes zu den beliebtesten und meist verehrten Heiligen des deutschen Volkes.

Johannes wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Pomuk bei Pilsen geboren. Im Zisterzienserkloster seiner Heimat erhielt Johannes eine gründliche Ausbildung, die er dann auf den Universitäten in Prag und Padua vertiefte. Mit akademischen Auszeichnungen versehen, kehrte der Doktor der Gottesgelehrtheit und des Rechtes in die Heimat zurück. Dank seiner außergewöhnlichen Gelehrsamkeit und erprobten Tugend stieg der junge Priester rasch von Würde zu Würde. Er wurde Pfarrer an der Galluskirche in der Prager Altstadt, Archidiakon von Saaz, Notar der bischöflichen Kanzlei, Geheimsekretär des Erzbischofs Johann von Jenzenstein und schließlich Generalvikar der Erzdiözese Prag. Damit hatte Johannes ein Amt erhalten, in dem er seine reichen Kenntnisse voll zur Entfaltung bringen konnte, das aber wegen der vielfachen Übergriffe des Königs äußerst schwierig zu verwalten war. Wenzel IV., anfangs ein gerechter und gutgesinnter Herrscher, hatte sich völlig gewandelt. Er gab sich hemmungsloser Trunksucht hin,

wurde ein Spielball sinnlicher Leidenschaften, ein Sklave wildaufblühender Jähzorns. Die Mißstände wurden schließlich so groß, daß Wenzel im Jahre 1400 wegen seiner Unfähigkeit, Streit- und Trunksucht durch die rheinischen Kurfürsten als deutscher Kaiser abgesetzt wurde.

Der Erzbischof und sein Generalvikar hatten unter den launenhaften, gesetzwidrigen Übergriffen des Königs und seiner Beamten bitter zu leiden. Als der König es nicht einmal der Mühe wert hielt, auf die zahlreichen Beschwerden Antwort zu geben, sah sich der Erzbischof gezwungen, gegen einige Kreaturen des Königs die Strafe des Kirchenbannes auszusprechen. Dies genügte, den König außer Rand und Band zu bringen. Vor seiner maßlosen Wut und seinen leidenschaftlichen Drohungen flüchtete der Generalvikar Johannes mit den übrigen Domherren in das Kloster Raudnitz, wo sich Erzbischof von Jenzenstein damals aufhielt. Der König forderte die unverzügliche Rückkehr nach Prag. Obwohl die Haltung des Königs Schlimmes befürchten ließ, entschlossen sich die Domherren, in die Höhle des gereizten Löwen zurückzukehren.

Wenzel ließ einige der Domherren, unter ihnen den Generalvikar Johannes, auf der Stelle verhaften. Die Gefangenen wurden gefoltert und entlassen, nachdem man ihnen den Eid ewigen Stillschweigens erpreßt hatte. Nur Johannes wurde zurückbehalten. Ihm, als dem Generalvikar des Erzbischofs, galt der besondere Haß des Königs. In ihm glaubte er den Urheber all dieser Maßnahmen sehen zu müssen, die seinen Grimm erregt hatten. Ihm gegenüber ließ nun Wenzel seinem Rachedurst zügellosen Lauf. Er ließ den ehrwürdigen Priester, dessen unbestechliche Redlichkeit in der ganzen Diözese gerühmt wurde und dessen mönchisch armes Leben im Volk tiefen Eindruck gemacht hatte, von Folterknechten grausam mißhandeln. Ja, der König vergaß seine Majestät so sehr, daß er sich selbst zum Henker erniedrigte. Mit eigener Hand stieß er dem wehrlosen Gefangenen brennende Pechfackeln in die Seite, bis das Fleisch sich von den Knochen löste. In dem Bericht, den der Erzbischof an den Papst sandte, heißt es: „Nachdem man ihm die Seiten so schwer verbrannt hatte, daß er auch ohne den gewaltsamen Tod hätte sterben müssen, wurde der ehrwürdige Doktor Johannes, mein Generalvikar, in aller Öffentlichkeit durch die Straßen und Gassen der Stadt zur Moldau geschleppt und dort, die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße mit dem Kopf wie ein Rad verknüpft und den Mund mit einem Holzsparren auseinandergespreizt, von der Brücke hinabgestürzt und ertränkt.“ Das Verbrechen geschah in der Nacht des 20. März 1393.

Vergeblich bemühte sich die Geschichtswissenschaft, all die Ursachen aufzudecken, die diese schimpfliche Tat veranlaßt hatten. Sicherlich sah Wenzel in dem Generalvikar eine Art Sündenbock für den rechtzeitig auf seine feste Burg Geiersberg entkommenen Erzbischof. In Johannes sah er, wenn auch nicht vielleicht den

Urheber, so doch den verantwortlichen Vollstrecker der ihm mißliebigen Anordnungen des Erzbischofs. Ohne Zweifel hatten auch die Beamten und adeligen Herren, die sich durch die unerbittliche Gerechtigkeit des Generalvikars in ihren Erpressungen und Gewalttaten dem Volke gegenüber gestört sahen, beim König gegen Johannes gehetzt. Doch dürfte dies alles die grausame Tat des Königs noch nicht völlig verständlich machen. Es hat wohl die vielhundertjährige Überlieferung nicht unrecht, wenn sie Johannes Nepomuk als ein Opfer des Beichtgeheimnisses sterben läßt. Es steht fest, daß Johannes Beichtvater der Königin war. Da es Wenzel mit der ehelichen Treue keineswegs genau nahm, erscheint es sehr glaubhaft, daß er zur Rechtfertigung seines schlimmen Lebenswandels von Johannes heimliche Vergehen der Königin zu erfahren suchte. Als alle Versuche an der Amtstreue des Heiligen scheiterten und auch die grausamste Tortur den verschlossenen Mund nicht zum Reden bringen konnte, kam der rasende König zu dem grauenvollen Entschluß, Johannes ermorden zu lassen.

Eine rote Marmorplatte an der Prager Karlsbrücke zeigt noch heute die Stelle an, wo ein Unschuldiger in den Tod ging, weil er Gott mehr gehorchen mußte als einem Menschen. Der Leib des Heiligen, der infolge außergewöhnlicher Lichterscheinungen gefunden wurde, erhielt im St. Veitsdom zu Prag eine ehrenvolle Grabstätte. Als im Frühjahr 1719 das Grab in Gegenwart von mehr als hundert Zeugen geöffnet wurde, fand man die Zunge, die das Geheimnis bewahrt hatte, noch unversehrt. Sie wurde in einem kostbaren, monstranzähnlichen Gefäß eingeschlossen und in der St.-Wenzel-Kapelle aufbewahrt. Die ganze Christenheit verehrt Johann Nepomuk als Patron des gutes Rufes und als Schützer gegen Verleumdungen.

Rasso von Andechs

Rasso (auch Ratho) tat es an Waffenruhm mit allen Rittern seiner Zeit gleich. Wenige Helden errangen sich bei kühnen Turnieren soviel Waffenehre wie der Burggraf von Andechs. Seine Tapferkeit leistete dem Kaiser und Reich unschätzbare Dienste. Als unerschrockener Grenzwächter der Ostmark saß er auf seiner festen Burg und schickte mehr als einmal die Ungarn, die mordend und sengend in Rasso's Schutzgebiet einfielen, mit blutigen Köpfen wieder heim.

17. Mai

Diese kampferprobte Tapferkeit war aber für Rasso keineswegs ein Hemmnis, auch ein echter Ritter Christi zu sein. Auch im Dienste des Heilands stellte er seinen Mann. Wie er als Ritter sonder Furcht und Feh! mit der blanken Waffe in der starken Faust die Heimat schützte, so stellte er sich auch mit all seinen Kräften in den Dienst des himmlischen Herrn. In dem kraftstrotzenden Riesen glühte das heilige Feuer einer starken, tatenheischenden Frömmigkeit. Nicht besser konnte in den damaligen Zeiten ein mächtiger Graf seine Treue zu Christus und seine Liebe zur Kirche zeigen als durch die Stiftung eines Gotteshauses und Klosters. Unter dem Schutz der hl. Apostel Philipp und Jakob erbaute Rasso an der Amper eine Kirche, die vom hl. Bischof Ulrich von Augsburg die feierliche Weihe erhielt. Neben der Kirche erstand ein Kloster für die Söhne des hl. Benedikt, das er mit Gütern reich beschenkte. Der Ort, der ursprünglich Wörth hieß, bekam später nach der Seligsprechung des Grafen Ratho den Namen Grafrath.

Rasso wollte, daß seine Stiftung dem ganzen Volke in weitem Umkreis zu einer Stätte des Segens und einem großen Heiligtume würde. Er wußte: das neue Gotteshaus würde dem Volke um so rascher lieb und teuer werden, je kostbarere Reliquien es umschloße. So zog er das Pilgerkleid an und machte sich auf die mühsame und gefährliche Wallfahrt nach Rom und Jerusalem, um dort wertvolle Reliquien zu erwerben. Mit Empfehlungsschreiben des Kaisers versehen, gelang es dem adeligen Pilger in Konstantinopel, Jerusalem und Rom seltene Reliquien zu erlangen. Reich beladen mit heiligen Schätzen kam er nach großen Beschwerden wieder in die Heimat zurück.

Auf der langen Wallfahrt und beim Gebet an den heiligen Stätten scheint in Rasso der Entschluß aufgestiegen zu sein, den er bald nach seiner Heimkehr in die Tat umsetzte: er wurde Mönch. Vieles hatte er schon zur Ehre Gottes dahingegeben, aber noch nicht alles: noch nicht sich selbst. Zeitlebens war ihm alles Halbe in der Seele zuwider gewesen. So ging er auch jetzt aufs Ganze. Er vertauschte den Ritterharnisch mit dem Mönchskleid und die Andechs' Burg seiner Ahnen mit dem Wörther Kloster der Benediktiner.

Mit ehrfürchtigem Staunen sah das Volk, wie der ungeschlachte Riese kindlich fromm im Chorgestühl kniete oder den Priestern am Altare diente, wie der edle Ritter als schlichter Laienbruder Knechtsdienste tat in Wald und Feld, in Küche und Stall. Waren manche vielleicht versucht, über die seltsame Wandlung, die mit Rasso vorgegangen war, zu spotten, so zwang doch bald die schlichte Demut und zähe Ausdauer des ritterlichen Mönches allen ehrliche Bewunderung ab. Mit der gleichen treuen Hingabe, mit der er früher dem Kaiser und seinem Volke gedient hatte, widmete er nun alle seine Kräfte dem Dienste Gottes und seiner Seele. Es mag dem kampfgeübten, rauhen Krieger nicht leicht gefallen sein, in das Leben stillen Gebetes und friedlicher Arbeit sich hineinzufinden. Bisher als Herr der

Burg und eines stattlichen Kriegshaufens gewohnt zu befehlen, galt es nun in Gehorsam fremdem Gebot sich zu beugen. Doch Bruder Rasso errang auch diesen Sieg über sich selbst. Wollte die alte Kampfeslust sich dann und wann unter der schwarzen Kutte regen, so führte sie Rasso auf einen Turnierplatz, wo sie sich herrlicher erproben und reicheren Lohn erwerben konnte als auf den Kampf-
feldern vergangener Jahre: auf den Waffenplatz heiliger Selbstüberwindung, auf die Walstatt hartnäckigen Kampfes gegen Eigenwille und Eigenliebe. Wie einst im Kampfe gegen die tückischen Ungarn gewann die zähe Ausdauer und ungestüme Tapferkeit des Helden auch in diesem Kampfe gegen sich selbst den Sieg und errang so den höchsten Ruhm.

Von der lauten Welt schon beinahe vergessen, legte sich Graf Rasso 953 zur ewigen Ruhe. Er wurde in der Kirche, die er gestiftet hatte, begraben. Schon im nächsten Jahre wurde die Kirche von den aufs neue ins Bayernland vordringenden Ungarn in Brand gesteckt. Die Andechser Grafen erbauten über dem Grabe ihres edlen Verwandten ein neues Gotteshaus, das bald zum Ziel großer Pilgerzüge wurde. Die Bitten des bayerischen Volkes und die zahlreichen Gebetserhörungen, die am Grabe Rassos geschahen, bewogen Papst Innozenz II., den Grafen von Andechs den Scharen der seligen Gottesstreiter einzureihen.

Felix von Cantalicio

18. Mai

Selber von Natur aus heiter und fröhlich, mahnte Franz von Assisi auch seine Ordensbrüder immer wieder, Freudenbringer zu sein. Von wenigen seiner Jünger wurde Franziskus in diesem Punkte so verstanden, wie vom ersten Heiligen des Kapuzinerordens: Bruder Felix von Cantalicio, der als echter Spielmann Gottes durchs Leben ging.

In der Hütte eines armen Bergbauern wurde Felix um das Jahr 1515 geboren. Das umbrische Dörfchen Cantalicio sollte durch dieses Kind berühmt werden. Als Felix von Cantalicio lebt ja der Heilige im Gedächtnis der Nachwelt fort. Seine Jugend war wie die aller Jungen eines italienischen Bergdorfes. Von der Schule bekam er nicht allzuviel zu sehen; die meiste Zeit des Jahres trieb er sich mit den Ziegen- und Schafherden seines Vaters auf den Berghalden umher. Doch während die andern Jungen während des Hütens tausend lose Streiche trieben, kniete

der kleine Felix vor einer Eiche nieder, in die er ein Kreuz eingeschnitten hatte, und betete in versunkener Andacht. Um am Leiden des gekreuzigten Heilands ein wenig Anteil zu nehmen, schlug er sich zuweilen mit einem rauhen Strick die Schultern wund und wand einen Rosenkranz wie eine Dornenkrone um den Kopf. Er ließ sich in diesen Übungen nicht irremachen, auch als er mit zwölf Jahren an einen Gutsbesitzer verdingt wurde. Mitten unter der losen Schar der Dienstboten blieb er der fromme, unschuldige Junge, in dessen Gegenwart alle Unziemlichkeiten sich scheu verkrochen. Doch war Felix zu fröhlichem Kurzweil und heiterem Spiel immer bereit. Immer gefällig und gut gelaunt, bei keiner Arbeit verdrossen und unmutig, war Felix von allen auf dem Gutshof gern gesehen. In den Abendstunden, wo die andern Knechte müde von der anstrengenden Arbeit vor dem Hoftor saßen und ihre Pfeife rauchten und plauderten, stahl sich Felix, wenn irgend es ging, fort und eilte in die Kirche, um den Herrgott im Sakrament anzubeten.

Eines Tages war große Aufregung auf dem Hof. Zwei junge Stiere waren kämpfend aneinander geraten. Felix sprang hinzu, um die wütend gegeneinander anrennenden Tiere zu trennen. Da vergaßen die Kampfhähne ihren Wettstreit und stürzten sich vereint gegen den neuen Feind. Es gelang Felix nicht mehr zu entkommen. Die zornigen Tiere rannten ihn zu Boden; schon glaubte alles, der Arme würde unter ihren Hörnern und Hufen jammervoll zermalmt werden, da ließen die Stiere plötzlich von ihrem Opfer, Felix erhob sich unverletzt. „Un miracolo, ein Wunder, ein Wunder!“ riefen die Leute, die vor Schreck wie gelähmt gewesen waren. Der Gerettete aber kniete nieder und gelobte zum Dank für diese Rettung, sein Leben Gott im Ordensstand zu weihen. Sofort machte er mit dem Vorhaben ernst. Ein Mann, mit dem er von seinem Plan sprach, riet ihm zu den Kapuzinern nach Città-Ducale zu gehen. Unverzüglich machte sich Felix auf den Weg. Der Guardian unterzog den jungen Mann einer ersten Prüfung. Er stellte ihm die ganze Härte des Ordenslebens vor, führte ihn vor ein Kreuz mit dem zerrissenen, blutbespritzten Leib des Erlösers und sagte: „Diesem muß ein Kapuziner sich gleichförmig machen.“ Doch das konnte Felix nicht erschrecken. „Ich nehme Gott zum Zeugen“, sprach er, „daß ich nichts anderes suche, als ein gekreuzigtes Leben zu führen.“

Als Dreißigjähriger legte Bruder Felix die Ordensgelübde ab und wurde noch im gleichen Jahr von den Obern nach Rom versetzt, um dort als Almosensammler dem Kloster zu dienen. Zweiundvierzig Jahre lang wanderte er nun durch die belebten Straßen Roms, um für seine Mitbrüder die tägliche Nahrung zu erbetteln. Von Haus zu Haus, über Straßen und Gassen sah man täglich, mochte die glühende Sommerhitze Italiens wie Blei über den Häusern liegen oder winterlicher Regen in Strömen niedergießen, den Bruder mit dem Bettelsack unver-

drossen seines Weges ziehen. Oft wurden statt der erflehten Almosen in den Bettelsack zornige Verwünschungen und Schimpfworte ihm ins Gesicht geworfen. Aber nichts konnte die gelassene Heiterkeit des Bruders töten. Mit einem schlichten, gütigen „Deo gratias“ nahm er alles entgegen: freundliche Gaben wie zornige Scheltworte. Sein immer wiederkehrendes „Deo gratias“ wurde allmählich zu seinem Beinamen und Ehrentitel. Sobald der Kapuzinerbruder mit dem Bettelsack auftauchte, lief die Straßenjugend auf ihn zu und jubelte: „Deo gratias! Bruder Deo gratias!“ Lächelnd stimmte Bruder Felix in den Ruf mit ein. Es kam wohl auch vor, daß er von seinem Gefühl überwältigt mitten auf der Straße stehen blieb und das „Deo gratias“ sang, wie man es in der Kirche beim Hochamt singt, oder er stimmte laut und hell eines jener kleinen Liedchen an, deren Worte und Weisen er selbst erfunden hatte.

Er lebte ständig in solcher Gottversunkenheit, daß er das laute Getriebe rings um sich her kaum bemerkte. Alles was ihm entgegentrat, war ihm ein Gruß von Gott und ein Wegweiser zu ihm. „Alle Geschöpfe der Welt sind geeignet, uns zu Gott zu erheben, wenn wir sie mit den rechten Augen betrachten“, so sagte er zu einem Bruder auf die Frage, wie er denn unter so mannigfaltigen Erlebnissen immer so gesammelt bleiben könne. Er hielt sich bei seinen Bettelgängen durch die Stadt an das Rezept: „Den Rosenkranz in der Hand, die Augen zur Erde, das Gemüt zum Himmel.“ Wenn er so mit niedergeschlagenen Augen des Weges ging, waren seine Gedanken beim leidenden Heiland oder bei der lieben Mutter Maria. „Sechs Buchstaben studiere ich“, erklärte er, „fünf rote und einen weißen. Die roten sind die Wunden des Heilands und der weiße ist Maria.“

Der Bruder Deo gratias war bald eine stadtbekannte Erscheinung in Rom. Kardinäle und Fürsten schenkten ihm ihr Wohlwollen, der Papst wurde auf den armen Klosterbruder aufmerksam. Es lebten damals in Rom nicht wenige Männer von anerkannter Heiligkeit: Papst Pius V., Ignatius von Loyola, Franz Borgia, Karl Borromäus, Robert Bellarmin, Stanislaus Kostka, Aloisius von Gonzaga, Camillo Lellis, Philipp Neri! Sie alle schätzten den armen Kapuzinerbruder und waren glücklich, wenn sie ihn sahen. Philipp Neri ging nie an ihm vorbei, ohne ihn zu umarmen. Aber das nahm dem Heiligen nichts von seiner kindlichen Unbefangenheit und rührenden Demut. „Platz, Platz, liebe Leute! Ein wenig Platz für den Esel aus dem Kapuzinerkloster!“, so bahnte er sich einen Weg durchs Gedränge. „Ich wohne bei den Kapuzinern; ich bin der Kapuzineresel“, pflegte er zu antworten, wenn ihn jemand nach seinem Kloster fragte.

Viel Leid und Kummer lernte Bruder Felix auf seinen Bettelgängen kennen; viel Sünde und Bosheit trat ihm in den Weg. Wie die Gaben in seinem Bettelsack, so sammelte er all die Anliegen, die ihm von den einzelnen Wohltätern des Klosters empfohlen wurden, und all das Böse, von dem er erfuhr, in seinem Herzen und

brachte es nachts in langen Gebetsstunden vor den Heiland im Tabernakel der Klosterkirche. Wie berecht konnte der schlichte Bruder werden, wenn ihm auf seinen Bettelgängen die Sünde entgegentrat! Wie konnte er da mahnen und bitten und beschwören! Selten, daß ein Sünder den innigen, gütigen Worten des Bruders zu widerstehen vermochte. „Brüder, erbarmt euch doch eurer Seelen“, so rief er eines Tages jungen Burschen zu, die auf dem Wege in ein Haus der Sünde waren. Es lag eine Güte und Sorge in seinen Mahnungen, daß sich kein Sünder ihnen entziehen konnte. Es lag etwas Unirdisches, so ganz Unberührtes, Himmlisches über dem Wesen des Bettelbruders, das einen wundersamen Zauber ausübte.

Voll Friede und Freude wie das ganze Leben des Bruders Deo gratias, war auch sein Scheiden von der Welt. Seitdem die Mutter Gottes ihm einmal in einer beglückenden Vision das Jesuskind in die Arme gelegt hatte, war es sein sehnlicher Wunsch gewesen, die Mutter mit dem Kinde möge ihn zum letzten Gange abholen. Sein Wunsch erfüllte sich. In seiner Scheidestunde am 18. Mai 1587 kam die himmlische Mutter, um ihren treuen, kindlich frommen Verehrer in die Ewigkeit hinüber zu geleiten. „Seht ihr denn nicht meine liebste Mutter, die seligste Jungfrau, mit einem Chor heiliger Engel?“ Das waren seine letzten Worte.

Coelestin

19. Mai

Mit größerem Bangen wird noch selten ein Mensch einem neuen Beruf entgegengegangen sein als der alte Eremit Petrus, den sie aus seiner Bergeinsamkeit holten, damit er als Papst die Kirche regiere. Wohl nie wird ein Mensch so erschrocken sein wie der weltfremde Einsiedler von Morrone, als eines Tages plötzlich durch das Gestrüpp seiner Wildnis drei Bischöfe brachen und meldeten: die Kardinäle hätten einstimmig ihn zum Herrn der ganzen Christenheit erwählt! Ein Mensch, dem man das Todesurteil bringt, kann wohl keinen größeren Schreck erleiden als der aus allen Himmeln seines glücklichen Einsiedlerlebens gefallene Petrus von Morrone. War er nicht der Bube eines armen Bauern, der zeitlebens aus Amt und Würde sich weniger gemacht hatte als aus einer reifen Kastanie? Wieviel seelische Kämpfe hatte es einst gekostet, bis er sich, zitternd im Gefühl seiner Unwürdigkeit, dazu verstehen konnte, sich zum Priester weihen zu lassen!

Welch glückliche Zeit hatte er in seiner armseligen Holzhütte zu Morrone in den Abruzzen verlebt! Und nun fiel wie ein jäher Blitzstrahl die Botschaft der Bischöfe in seine Klause. Papst Nikolaus IV. war im Frühling 1292 gestorben. Zwei volle Jahre berieten die uneinigen Kardinäle um einen neuen Papst. Die Verwirrung wurde immer größer. Da gelang es endlich dem Kardinal Latino Malabranca, die Kardinäle auf einen Mann zu einigen, den die meisten nur dem Namen nach kannten: auf den vom Volk als Heiligen verehrten Einsiedler Peter von Morrone. Und nun standen die Abgesandten des Kardinalkollegiums in der Klause und drängten den 80jährigen Greis, ihnen zu folgen, um mit der dreifachen Papstkrone sich zu schmücken. Peter war von Entsetzen gelähmt. Er fiel zu Boden, weinte, wehrte ab, rutschte fliehend wie ein Kind von einem Gesandten zum andern, wies auf sein kahles Haupt, seinen verwilderten Bart, seine braunen und knorrigten Hände. Als alle seine Vorstellungen vergeblich waren und die Bischöfe an sein Gewissen appellierten, griff er in seiner fassungslosen Herzensangst zu einer List. Er ging vor die Hütte, wie um den Gesandten einen Imbiß zu bereiten und kam nicht wieder. Der Greis flüchtete sich in den dichtesten Wald. Es half ihm freilich nicht viel. Das Volk hatte den Flüchtling bald aufgestöbert und umstellte ihn wie die Meute das gehetzte Wild. Verzweifelt mußte der Eremit sich fügen. Wie eine Fahrt zum eigenen Begräbnis erschien es ihm, als er in feierlichem Zug nach Aquila geleitet wurde. Hier wurde er zum Bischof geweiht und zum Papst gekrönt. Aus Peter von Morrone war Coelestin V. geworden.

Wie ein Gefangener kam er sich in all dem Prunk vor, wie ein Fremder dünkte er sich in seinen seidnen Gewändern. Sehnsüchtig sah er durch die hohen Fenster seines Palastes hinauf zu den Bergen, wo seine Wildnis lag. Es währte nicht lange, so wurde es immer deutlicher offenbar, daß der neue Papst den schwierigen kirchenpolitischen Aufgaben in keiner Weise gewachsen war. Er war wohlwollend, gütig, fromm, lebte wie ein Büsser und Heiliger, aber er war aller diplomatischen Formen vollständig unkundig und sah in die ränkevolle Welt mit der Einfalt eines harmlosen Kindes. Die Beamten seines Hofes hintergingen ihn und schalteten mit der Vergebung geistlicher Ämter und Vorrechte nach ihrem Belieben. Sie fälschten und mißbrauchten sogar die Unterschrift des Papstes. In seiner Gutmütigkeit, die niemand eine Bitte abschlagen konnte, geriet Coelestin immer mehr in die Abhängigkeit einiger einflußreicher Kardinäle und wurde vor allem ein williges Werkzeug in den Händen des Königs Karl von Anjou. Dieser führte den schwachen Greis von Aquila nach Sulmona, von Sulmona nach Neapel, wo er ihn in seiner Residenz einquartierte und mit Kardinälen umgab, die den Papst in allem nach des Königs Willen beeinflußten.

Mit tiefem Kummer sahen die gutgesinnten Kardinäle, in welcher unziemlichen Dienstbarkeit der Heilige Stuhl gefallen war. Kardinal Latino Malabranca, der

zu Coelestins Wahl geraten hatte, nahm sich die schmerzliche Enttäuschung so zu Herzen, daß er starb. Der Tod dieses treuesten Anhängers wirkte wie ein Donnerschlag auf den Papst. Er erkannte immer deutlicher das Unangemessene seiner Lage und die Unmöglichkeit, die Verhältnisse zu ändern. „Hat mich denn Gott erhöht, um mich desto tiefer zu stürzen?“ klagte er. „Was verstehe ich von dem Händeln der Welt? Wäre ich doch in meiner Klause! Hätte ich doch meine Wildnis wieder!“ Der Gedanke, sein Amt niederzulegen, tauchte im Papst auf. Doch kann denn, darf denn ein Papst abdanken? Noch nie hatte sich solch ein Fall ereignet. Gelehrte und Kardinäle prüften die Frage und kamen zum Urteil: „Ja, ein Papst kann abdanken aus sehr wichtigen Gründen.“

Kaum hatte Coelestin dieses Gutachten in der Hand, da ließ er sich weder durch den entschiedenen Einspruch des Königs, noch durch die Bitten seiner Mönche und des Volkes, das in ihm immer noch den hochverehrten Heiligen sah, bewegen, sein Amt weiterzuführen. Am 13. Dezember 1294 dankte er vor den versammelten Kardinälen feierlich ab. Am liebsten wäre er noch am gleichen Tag in seine Wildnis zurückgeflohen. Doch der neue Papst Bonifaz VIII. schnitt dem freiheitsdurstigen Vöglein die Flügel und steckte es in einen Käfig, der zwar aus Gold, aber eben doch ein Gefängnis war. Bonifazius fürchtete, der schwache Greis könnte von König Karl gezwungen werden, die Abdankung zu widerrufen und sich, ob er wolle oder nicht, als Gegenpapst ausspielen zu lassen. So behielt Bonifazius Peter Morrone als Geisel zur Sicherheit der Kirche bei sich. Mochte der Greis noch so herzbeweglich flehen und von grenzenlosem Heimweh nach den Bergen gequält werden, es gelang ihm nicht, seinem Käfig zu entinnen. Was lag ihm daran, daß der Papst ihn mit aller Ehrerbietigkeit als obersten unter den Kardinälen behandeln ließ! Er litt unsäglich unter der Gefangenschaft und der Sehnsucht nach seiner Wildnis. In seiner Verzweiflung machte der Greis einen hoffnungslosen Fluchtversuch. Es gelang ihm, in die Berge zu kommen, aber das Heer von Kriegersleuten, das aufgeboten wurde, hatte den Flüchtling, der nichts als ein friedliches Sterbestündchen suchte, bald aufgestöbert. Er wurde in das feste Kastell Fumone gebracht, wo er in Gesellschaft von zwei Ordensbrüdern in Gebet und Buße seine letzten Lebenstage verbrachte, bis er am 19. Mai 1296 aus der Zeitlichkeit schied und seine bergehungrige Seele wie eine makellose Taube zu den ewigen Hügeln flog.

Wie Adolf Kolping kam auch Bartholomäus Holzhauser von der Schusterahle zum Opferkelch, vom Schuhmacherhandwerk zum Priestertum. Ein armes Schusterhaus im schwäbischen Dorf Laugna umschloß die Kindheit des 1613 geborenen Bartholomäus. Der helle Verstand des geweckten Jungen bewog den Vater trotz seiner Armut, Barthel in die Schule des benachbarten Städtchens Wertingen zu schicken. Eines Tages kam der elfjährige Junge besonders munter vom weiten Schulweg nach Haus. In treuherziger Selbstverständlichkeit erzählte er Eltern und Geschwistern von einem seltsamen Erlebnis, das er hatte; der liebe Heiland mit der Gottesmutter war ihm erschienen, während am Himmel majestätisch ein strahlendes Kreuz erglänzte. Mag es sich mit dieser Erscheinung verhalten wie immer: auf jeden Fall machte sie auf den frommen, keineswegs schwärmerischen oder fantastischen Jungen nachhaltigsten Eindruck und gab seinem Leben ein sicheres Ziel. Eltern und Lehrer fiel es auf, wie verständig und gewandt Barthel nun plötzlich über religiöse Dinge zu reden wußte, während er doch bisher unbeholfen und schwerfällig im Reden gewesen war. Ein Wunsch brannte nun wie ein heiliges, nie verlöschendes „Ewiges Licht“ in seinem Herzen: „Ich möchte studieren und Priester werden.“ Aber wie sollte der arme Schuhmacher, der kaum das Allernötigste zum Unterhalt der Familie aufbrachte, die Studienkosten bestreiten können! Doch Barthel ließ den Mut nicht sinken. „Es geht schon!“ Mit diesem Zauberwort wußte er schließlich alle Bedenken der Eltern zu besiegen. Und es ging wirklich. Da sich gütige Menschen fanden, die sich zur Unterstützung des kleinen Studenten bereit erklärten, trug Vater Holzhauser keine Bedenken mehr, Barthel nach Augsburg zu bringen. Wie glücklich war der lernbegierige Junge! Doch das Glück fand ein jähes Ende. Eine seltsame Krankheit ergriff den Jungen, die seine Kräfte so rasch verzehrte, daß an menschliche Hilfe nicht mehr zu denken war. Aber wieder zeigte sich Barthels großes Gottvertrauen und zäher Wille. „Es muß gehen!“, und tod matt schleppte er sich von der Krankstube zur nahen Heiligkreuzkirche. Vor der verschlossenen Türe kniete er nieder und betete mit der ganzen Inbrunst seiner unschuldigen Kinderseele. Und siehe: er fühlte sich auf einmal von einer wundersamen Kraft wie von einem elektrischen Schlag erschüttert. Die Krankheit war verflogen. Es war eine pestartige Seuche gewesen, die nun rasch in Augsburg sich ausbreitete. Die besorgten Eltern mochten ihr Kind nicht länger in der bedrohten Stadt lassen und holten es nach Laugna zurück. Der erste Anlauf zum Studium war mißglückt. Gehorsam setzte sich Barthel neben den Vater auf die Schusterbank und flickte den Dorfleuten die zerrissenen Sohlen. Aber seine Seele fand keine Ruhe. Er erbettelte sich von den

Eltern die Erlaubnis, einen erneuten Versuch zum Studium zu machen. Mit zwölf Kreuzern und dem Rosenkranz in der Tasche machte er sich, von Gottes Vorsehung geführt, auf den Weg. In Eichstätt wird er abgewiesen. „Versuchen wir es anderswo!“ In Neuburg an der Donau war eine Stiftung für arme Studenten. Doch wurden nur Knaben aufgenommen, die sangeskundig waren. Barthel war kein Sänger. Aber im Vertrauen auf Gott unterzog er sich einem Probesingen und wurde aufgenommen. Als Barthel mit zwanzig Jahren die Universität in Ingolstadt bezog, ging der harte Kampf mit der täglichen Not von neuem an. Er mußte bei wohlhabenden Bürgern Wohnung und Kost erbetteln. Daß er selber von früher Kindheit an mit Armut und Entbehrung zu kämpfen hatte, war gewiß schuld daran, daß er zeitlebens ein so weiches Herz für fremde Not hatte und trotz eigener Bedürftigkeit half, wo immer er konnte.

Nach glänzendem Abschluß seiner Universitätsstudien und Erwerbung des Doktorgrades wurde Bartholomäus in Eichstätt zum Priester geweiht und wirkte aufs segensreichste als Seelsorger in Eichstätt und Ingolstadt. Mit Schmerz sah der junge Priester, wie so manche Seelsorger auf ihrem einsamen Posten, ganz sich selbst überlassen, ohne das Beispiel und die Anregung von Standesgenossen, leicht in Gefahr kamen, ihre hohen Ideale zu verlieren und an Priestereifer und Priesterwürde Schaden zu leiden. Welch ein Segen müßte es sein, wenn es sich ermöglichen ließe, die Weltpriester zu einem gemeinsamen Leben mit fester Tagesordnung zu vereinen! Mit Begeisterung arbeitete Bartholomäus Holzhauser an der Verwirklichung dieses Planes. Sein „Institut der Priester vom gemeinsamen Leben“ fand bald unter den Priestern Anhänger und unter den Bischöfen warme Förderer. Der Bischof von Salzburg übertrug dem seeleneifrigen Priester ein Kanonikat in Tittmoning und unterstützte die Errichtung und Ausbreitung des Institutes nach besten Kräften. Wie sehr der Bischof Bartholomäus Holzhauser schätzte, ergibt sich daraus, daß er ihn veranlaßte, in Salzburg ein Seminar für Studierende zu gründen, wo die späteren Priester ganz nach seinem Geiste herangebildet werden sollten. Das „Institut“ Holzhausers fand in den deutschen Diözesen immer mehr Eingang, um so mehr als das Oberhaupt der Kirche ihm seine ausdrückliche Gutheißung gab. Der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der zugleich Bischof von Würzburg war, war von dem heiligmäßigen Priester und seinem segensreichen Werke so begeistert, daß er unverzüglich das Weltpriesterinstitut in Würzburg einführen ließ und Bartholomäus Holzhauser die Pfarrei Bingen am Rhein übertrug. Mit dem Eifer eines Heiligen arbeitete Holzhauser in der Seelsorge und an der Ausbreitung seines Lebenswerkes. Wie vieles wollte er noch schaffen, wie hoch flogen seine Pläne! Da riß der Tod am 20. Mai 1658 den 45jährigen Mann mitten aus seinem Wirken. Die Pfarrkirche zu Bingen birgt den Leichnam des ehrwürdigen Diener Gottes.

Ist das Institut für Weltpriester, das Holzhauser ins Leben rief, nach kurzen Aufblühen auch wieder untergegangen, so bleibt doch der Name des Gründers in der katholischen Kirche ewig unvergessen. Nicht die zahlreichen Visionen und Weissagungen, die bis zum heutigen Tag viele Geister bewegen, machen Bartholomäus Holzhauser unsterblich und berechtigen zu der Hoffnung, daß die Kirche ihm eines Tages die Erhebung auf die Altäre zuteil werden läßt; es ist vielmehr seine kindlich unschuldige Seele, sein priesterlicher Eifer, sein felsenstarkes Vertrauen auf Gottes Vorsehung, seine unbeugsame Tatkraft, die uns Bartholomäus Holzhauser so ehrwürdig machen. Er war ein Mann, der aus dem Apostelworte Kraft und Freude holte: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Paschalis Baylon

21. Mai
(Gedenktag am 17. Mai)

Der heilige Paschalis Baylon aus dem Orden des hl. Franziskus ist der Heilige der Eucharistie. Enger Anschluß und beständiger Hinblick auf Jesus im hl. Sakrament des Altars war das ihm besonders eigentümliche Mittel, um zur vollkommenen Hingabe an Gott zu gelangen.

Die Heimat des hl. Paschalis ist Spanien, das Land, das gerade im 16. Jahrhundert so große Heilige hervorbrachte. Am 16. Mai 1540 wurde Pascal in einer armen Hütte zu Torrehermosa in Aragonien geboren. Die Not im Elternhaus duldeten keinen Esser länger am Tisch, als es unbedingt nötig war. So kam Pascal schon in frühen Knabenjahren in fremden Dienst. Als Hirtenjunge fand er bei einem benachbarten Gutsherrn Brot und Dach. Während des Hütens nützte er jede freie Stunde aus, um mit unermüdlichem Fleiß sich selbst die Kunst des Schreibens und Lesens beizubringen. Immer trug er sein Büchlein bei sich und buchstabierte und lernte, bis er den Katechismus und die Geschichte des Lebens und Leidens Jesu entziffern konnte. Das Hirtenleben entsprach so ganz Pascals Veranlagung. Während die Schafe auf den dürren Steppen ihr Futter suchten, konnte er ungestört seinem Hang zur Innerlichkeit nachgehen. Überall sah er Spuren des Schöpfers. Alles lenkte die Gedanken des frommen Jungen auf den großen Schöpfer und Erhalter der Welt und weckte in seiner Seele eine ungestüme Gottesliebe. Die andern Burschen, die sich mit ihm in das Hüten der großen Herden teilten, sahen mit Staunen auf Pascal, der an seiner Schippe ein

Marienbild und ein kleines Kreuz angebracht hatte und gern davor niederkniete, um seine Andacht zu verrichten. Was kümmerte ihn der Spott der Kameraden! Weit unangenehmer war ihm ihr Fluchen und Lästern, und viel Kummer bereitete ihm ihre Gewissenslosigkeit, mit der sie unbekümmert fremdes Eigentum verletzten. Was lag ihnen daran, wenn die Schafe auf fremde Fluren gerieten! Was kümmerte es sie, ob die dunklen Trauben, die so süß von den Rebstöcken lockten, ihrem Herrn oder einem andern gehörten! Das Treiben der Hirtenbuben und Knechte verleidete Pascal seinen Schäferdienst mehr und mehr und ließ die Sehnsucht nach einem klösterlichen Leben immer heißer werden. Schmerzlichst empfand es Pascal, daß er so selten die Kirche besuchen und der hl. Messe beiwohnen konnte. Zog ihn doch schon seit den frühesten Kinderjahren ein geheimnisvoller Drang zum Heiland im Altarsakrament.

Im Frühjahr 1564 erhielt Pascal bei den Franziskanern in Monforte die ersehnte Aufnahme. Es wäre ihm die Möglichkeit geboten worden, zu studieren und Priester zu werden. Aber in seiner Demut hielt er sich dieser Auszeichnung für unwürdig; schlichter Laienbruder wollte er sein. „Er war ein demütiger, lenksamer Novize“ heißt es von ihm. „Der Segen des Himmels ruhte sichtbar über unserer Familie von dem Augenblick an, da Pascal bei uns eintrat.“ Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtete er alle Punkte der Ordensregel. Vor allem war er ein großer Liebhaber der Armut; nie wollte er über einen Pfennig eigenen Besitzes verfügen. Den Gehorsam erfüllte er bis ins kleinste. Mit kindlicher Einfachheit gehorchte er jedem Winke der Obern, die es ihm zeitlebens nichts weniger als leicht machten und seine Demut auf die schwerste Probe stellten. Doch mochte er noch so ungerecht getadelt und vor der ganzen Klosterfamilie zurechtgewiesen werden, sein Herzensfriede konnte dadurch nicht gestört werden. Alles Harte und Opfervolle des Klosterlebens wurde für Pascal himmelhoch aufgewogen durch das Glück, mit Jesus unter einem Dach verweilen zu können und ihn immer wieder vor dem Tabernakel besuchen zu dürfen. In diesen ungezählten Stunden der Anbetung und Betrachtung vor dem Allerheiligsten empfand er das höchste Glück. Hier lauschte er den Schlägen des Erlöserherzens, hier lernte er alle seine heldenhaften Ordenstugenden. Keinen Augenblick, den ihm seine vielen Beschäftigungen freigaben, ließ er vorübergehen, ohne zum Tabernakel zu eilen. Ließ ihm der Tag zu wenig Zeit, so mußte die Nacht ihre stillen Stunden hergeben. Meist ließ es Bruder Pascal mit drei Stunden Schlaf genügen und kniete von Mitternacht an, auch im kältesten Winter, in der dunklen Kirche und hielt Zwiesprache mit seinem eucharistischen Freund und Lehrer. Der Tabernakel mit dem verborgenen Gott war der Magnet, der ihn unwiderstehlich anzog. Sein ganzes Leben verzehrte sich wie ein Brandopfer in der Liebe zum Altarsakrament. Von dieser Liebe entflammt, konnte er in sein Notizbuch schreiben: „Schmähung aller Art,

Unbilden, Verleumdungen, so schwer sie auch sein mögen, mußst du hinein trinken wie köstlichen Wein.“

Bald bekam Bruder Pascal Gelegenheit, zu zeigen, wie ernst es ihm mit diesen Worten war. Er erhielt von seinen Obern den Auftrag, einen wichtigen Brief dem Provinzialobern in der Bretagne zu überbringen. Der Weg führte ihn durch die Gauen Südfrankreichs, in denen blutige Glaubenskämpfe zwischen Katholiken und Calvinisten tobten. Pascal war gewarnt worden, im Ordenskleid diese Landschaften zu durchwandern. Aber er konnte sich nicht entschließen, das liebe Kleid abzulegen und ging mutig den drohenden Gefahren entgegen. In jeder Stadt drohte ihm das Martyrium. Kaum tauchte der Ordensbruder in seinem braunen Habit auf, da war er schon von einem Pöbelhaufen umringt und es johlte durch die Straßen: „Nieder mit dem Papisten! Schlagt ihn tot, den Papisten!“ Stöße, Schläge, Steinwürfe prasselten auf den wehrlosen Bruder nieder. Wie durch ein Wunder kam er bei all den schlimmen Mißhandlungen mit dem Leben davon. Eine zerschmetterte Schulter erinnerte Bruder Pascal freilich zeitlebens an dieses Spießrutenlaufen durch ein aufrührerisches Land. Die Gefahr, die er bei dieser Wanderung zu bestehen hatte, und noch mehr das Entsetzen über die Schändung der Kirchen und Entweihung des heiligsten Sakramentes, über die Hinmordung von vielhundert Priestern und Ordensleuten hatten in wenig Wochen sein dunkles Haar schneeweiß gefärbt. Die Eindrücke, die er auf diesem Botengange erhalten hatte, hafteten so fest und tief in seiner Seele, daß er bei seinen Sühneandachten vor dem Tabernakel öfter in Ekstase geriet und laute, markerschütternde Schreie ausstieß.

Der eucharistische Heiland beschenkte den schlichten Hirtenjungen von einst mit solch tiefen Erkenntnissen und Einblicken in das Selenleben, daß berühmte Professoren und Gelehrte zu ihm kamen, um sich Rat zu holen. Sündern enthüllte er ihre sorgfältig gehüteten Geheimnisse und brachte sie zur Bekehrung. Kaum war Bruder Pascal im Alter von zweiundfünfzig Jahren am Pfingstsonntag 1592 gestorben, da setzte die Verherrlichung des Heiligen ein mit unzähligen Wundern. Papst Leo XIII. bestimmte 1897 den Heiligen zum Patron der eucharistischen Vereine und aller Bruderschaften vom allerheiligsten Altarsakrament.

Bernhardin von Siena

22. Mai

(Gedenktag am 20. Mai)

Es gibt Dinge im Leben, die man nie vergißt. Dazu gehört jener sonnige Frühlingstag, an dem ich vom Marktplatz von Fiesole die steile Via San Francesco hinaufstieg zum schlichten Franziskanerklösterlein, das in malerischer Lieblichkeit von ernstesten Zypressen umsäumt, auf der Bergkuppel sitzt. Franziskanischer Geist in ungetrübter Frische und Ursprünglichkeit durchweht das ganze Klösterlein — die schmalen Gänge mit den nackten Steinfliesen, das winzige, blumenduftende Gärtlein, die warme Kapelle, die armseligen Zellen. Ach, diese Zellchen, so eng und schmal, daß gerade noch ein ungehobelter Tisch, eine harte Bettstelle, ein abgeknieter Betschemel Platz findet! Über der rohen Tür einer dieser Zellchen steht der Name: S. Bernardinus a Siena. Hier lebte einige Zeit der große Bußprediger des Franziskanerordens, Bernhardin von Siena. In diesem armen Klösterchen, das so ganz seinem Ordensideal entsprach, wirkte der Heilige einige Jahre als Guardian.

Im gleichen Jahr 1380, in dem Katharina von Siena die Augen schloß, ging über ihrer toskanischen Heimatstadt ein neuer Stern auf, der gleich ihr den Ruhm Sienas durch ganz Italien tragen sollte. Am 8. September dieses Jahres wurde Bernardino Albizzeschi in einem vornehmen Palaste zu Massa bei Siena geboren. Sechs Jahre nur konnte Bernhardin sich seiner guten Eltern erfreuen. Kaum daß Vater und Mutter mit frohem Glück sahen, welch herrliche Anlagen in ihrem Kinde erblühten, mußten sie es allein in der Welt zurücklassen und Verwandten anvertrauen. Mit kindlicher Dankbarkeit und hingebendem Eifer suchte Bernhardin die liebende Fürsorge zu vergelten, die ihm im Hause der Verwandten erwiesen wurde. An der höheren Schule, die er besuchen durfte, machte er ausgezeichnete Fortschritte. Die innige Liebe, die er von Kindheit auf für Maria hegte und die große Verehrung zum hl. Namen Jesu wappneten ihn gegen die mannigfachen Versuchungen, die damals die Jugend noch mehr als heute bedrohten. Liebenswürdig und fröhlich nahm er an den Spielen und Unterhaltungen seiner Altersgenossen teil. Er liebte Geselligkeit und war einem lustigen Streich nicht abgeneigt. Eines aber duldeten er nie und von niemand: schamlose Frechheit, wüste Zoten, schmutzige Gemeinheit. Ein schlüpfriges Wort war ihm wie ein Schlag ins Gesicht, das Renommieren mit zweifelhaften Liebesabenteuern war ihm ein Ekel, unlautere Zumutungen konnten ihn zu tatkräftiger Abwehr reizen. Man achtete seine Unberührtheit und fürchtete seine Entschlossenheit. Als Student schon trat Bernhardin der Marienbruderschaft junger Männer bei, die sich freiwilliger Krankenpflege widmete. Als im Pestjahr 1400 die schreckliche Krankheit immer mehr um sich griff, verloren die Mitglieder der Bruderschaft den Mut;

sie wollten sich in Sicherheit bringen und die hilflosen Kranken allein ihrem Schicksal überlassen. Da trat Bernhardin auf den Plan. Mit flammenden Worten weckte er in seinen ängstlichen Freunden das Gewissen und Pflichtgefühl. Die Beredsamkeit des späteren Volkspredigers errang ihren ersten Erfolg. Ein Häuflein todesmutiger Freunde scharte sich um Bernhardin. Gemeinschaftlich empfingen sie die hl. Kommunion und gingen so in der Kraft des hl. Sakramentes an ihr heldenmütiges Werk.

Vier Monate gab sich Bernhardin der aufreibenden Pflege der Pestkranken hin. Als die Seuche endlich wich, warfen ihn die ungeheuren Anstrengungen und seelischen Erschütterungen aufs Krankenlager. Monatelang schwebte er zwischen Tod und Leben. In dieser Zeit reifte in ihm eine Erkenntnis zum festen Entschluß: er wollte Gott im Ordensstand dienen. Am 8. September 1402 erhielt er im Franziskanerkloster zu Siena das Kleid eines Minderbruders. Zwei Jahre später erhielt Bernhardin die Priesterweihe. „Am 8. September“, so sagte er einst in einer Predigt, „bin ich geboren und getauft worden; am 8. September bin ich in den Orden eingetreten; am 8. September habe ich Profeß abgelegt; am 8. September habe ich die erste hl. Messe gelesen und die erste Predigt gehalten.“

Bernhardin neigte mit Leib und Seele zur strengen Richtung des Franziskanerordens. Ihm erschien es wie ein Verrat an den Idealen des hl. Ordensvaters, wenn die Armut nicht bis aufs äußerste durchgeführt würde. So gründete er in der verlassenen Einsiedelei S. Onofrio ein ganz armes und strenges Haus. In diesem Klösterlein Capriola, wo der Geist des Armen von Assisi in ungeschwächter, unverwässerter Stärke lebendig war, verbrachte er über zehn Jahre. In dieser Einsamkeit erwachsen ihm in stiller Betrachtung und erstem Studium der Hl. Schrift die tiefe Erkenntnis und warme Liebesglut, die dem späteren Bußprediger seine großen Erfolge verschafften. Im Jahre 1417 trat Bernhardin, der inzwischen Guardian in dem Fiesoleklösterchen geworden war, aus seiner Zurückgezogenheit und begann im Auftrag der Obern seine Wanderpredigt, die bis zu seinem Tode dauerte.

Die Zustände, die der Prediger im damaligen Italien antraf, waren sehr unerfreulich. Achtung und Liebe zur Kirche waren in weitem Maße gesunken, religiöse Gleichgültigkeit hatte stark um sich gegriffen und einen erschreckenden Niedergang der Sittlichkeit mit sich gebracht. Dazu kamen die ständigen Feindschaften, die Italien zerfleischten, die Feinden zwischen den Adelsgeschlechtern, Städten und Staaten, Haß und Streit wie in der Politik so im Privatleben.

Bernhardin besaß alle Eigenschaften, die ihn zu seinem Predigtamt befähigten. Er war klug und geistreich und verstand den Gebildeten ebenso zu fesseln wie den einfachen Mann aus dem Volke. Liebenswürdig und heiter im Umgang mit den Menschen, gewinnend in seinem Auftreten, klar und überzeugend in der

Sprache, war er der Prediger, den seine Zeit brauchte. Wenn der hochgewachsene Franziskaner die Kanzel betrat, fand er atemlos lauschende Zuhörer. Seine Worte rüttelten die härtesten Herzen auf zu tatkräftiger Reue und ernster Umkehr. Die ergriffenen Hörer trugen nach den Predigten Spielkarten, schlechte Bücher, schamlose Bilder, üppige Gewänder zu großen Haufen zusammen und vernichteten sie zum Zeichen ihrer Bekehrung. Feindschaften wurden beigelegt, Feuden zwischen einzelnen Städten beendet, Auswüchse unpassender Volksbelustigungen beseitigt. Bußprozessionen durchzogen nun die Straßen, Bittgesänge lösten die Schelmenlieder ab, Wohltätigkeitsstiftungen, Spitäler, Waisenhäuser, Kirchenbauten, öffentliche Kreditanstalten entstanden als Frucht der Predigten. Die Marienverehrung gewann durch Bernhardin neuen kräftigen Auftrieb. Mit besonderem Vertrauen pflegte er die Verehrung des Namens Jesu. Er kann geradezu als Urheber der Andacht zum heiligen Namen Jesu gelten. Bei allen Predigten ließ er eine Fahne oder eine Tafel mit dem Namenszug Jesu aufstellen. Auf seine Veranlassung brachten die Städte das Monogramm Christi an den Rathäusern und andern öffentlichen Gebäuden an.

Fast ganz Italien durchwanderte Bernhardin als Erwecker und Reformator seines Volkes. Nicht nur der Kirche leistete der Heilige durch seine Missionspredigten unschätzbare Dienste, auch für das Vaterland wurde er durch den Kampf gegen Wucher, Luxus und Parfeizwist, sowie durch die Errichtung der Leihhäuser zu einem großen sozialen Wohltäter.

Wie der Lebensweg eines jeden großen, in die Geschicke seiner Zeit eingreifenden Mannes war auch Bernhardins Leben von Ehrungen und Verleumdungen umsäumt. Während mehrere Städte sich mühten, Bernhardin als Bischof zu erhalten, erhoben böswillige Denunzianten beim Papst wiederholt grundlose Anklagen gegen ihn. In seinem Schüler und Mitbruder, dem hl. Johannes Capristan, fand Bernhardin einen erfolgreichen Verteidiger.

Am 20. Mai 1444 riß der Tod den großen Missionsprediger in der Abruzzenstadt Aquila mitten aus seiner Arbeit. Bereits sechs Jahre später sprach Papst Nikolaus V. Bernhardin von Siena heilig.

Renata von Bayern

23. Mai

In der bayerischen Herzogin Renata fand die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen eine würdige Nachfolgerin. Bayern hatte das Glück, zur Zeit schlimmsten kirchlichen Verfalls und großer politischer Wirrnisse in Herzogin Renata eine Landesmutter zu besitzen, deren Glaubenstreue und Charakterfestigkeit es zu einem guten Teil mit zu verdanken ist, daß das Land dem Glauben der Väter treu blieb und dem Eindringen der lutherischen Irrlehre einen starken Damm entgegenetzte.

Im Jahre 1568 war die vierundzwanzigjährige Renata, eine Tochter des Herzogs Franz I. von Lothringen, dem Herzog Wilhelm V. von Bayern angetraut worden. Zwei gleichgesinnte, von lebendigem Glauben beseelte Menschen hatten sich die Hand zum Bund fürs Leben gereicht. Herzog Wilhelm, den die spätere Zeit mit Recht wegen seiner außergewöhnlichen Frömmigkeit mit dem Beinamen „Der Fromme“ zierte, war das Idealbild eines christlichen Fürsten. Nicht Herrscher, sondern Vater seiner Landeskinder wollte er sein. In unerschöpflicher Freigebigkeit suchte er allem Elend und jeder Not zu steuern. Die Armen und Kranken fanden in ihm einen immerbereiten Helfer, der sie mit Lebensmitteln, Arzneien, Kleidern versorgte. In Renata hatte dieser edle Fürst eine gleichgesinnte Gemahlin gefunden. Sie wetteiferte mit dem Herzog in den Werken der Barmherzigkeit und ging unermüdet die Wege der Caritas. Nicht umsonst hatte sie sich Elisabeth von Thüringen zum Vorbild genommen. Täglich wurde eine Schar von Armen in der Residenz gespeist. In schlichter Demut besuchte sie die Kranken in ihren elenden Kammern und half nach Kräften. Herzog Wilhelm konnte nicht ohne Berechtigung sagen: „Will man die Liebe malen, so muß man das Porträt der Herzogin anfertigen; denn in ihr sind alle vom Apostel angegebenen Eigenschaften der Liebe vereint.“

Renata schenkte ihrem Gatten zehn Kinder, von denen besonders zwei die tiefe Religiosität der Eltern erbten: Maximilian, der spätere Kurfürst und Führer der katholischen Liga, der sich um die Sache des Katholizismus die größten Verdienste erwarb, und Magdalena, die nachmalige Herzogin von Pfalz-Neuburg, die nicht nur ihren Gemahl Herzog Wolfgang Wilhelm, sondern auch viele Untertanen ihres Landes für die katholische Religion zurückgewann. Das Beispiel der Mutter reifte in den Kindern zu köstlichen Früchten.

Als nach achtzehnjähriger gütiger Herrschaft Wilhelm V. im Jahre 1597 die Regentschaft niederlegte, zog sich das Herzogspaar in die Maxburg zurück, wo es die letzten Lebensjahre ganz dem Dienste Gottes und den Werken der Liebe weihte. Renata lebte von dieser Zeit an wie eine Ordensfrau. Sie gönnte sich nur

das Notwendigste und lebte so enthaltsam, daß die Ärzte sich wunderten, wie sie bei so wenig Nahrung das Leben fristen konnte. Ihr Leben spielte sich jetzt ganz zwischen Gängen zum Gotteshaus und Besuchen in Krankenhäusern und Armenstuben ab. Unter dem Schutz ihrer Patronin Elisabeth gründete sie das Elisabethspital in München, das sie zum größten Teil aus eigenen Mitteln erbaute. Ihren Gemahl unterstützte sie in der Stiftung des Herzogspitals, des Kranken- und Waisenhauses.

Ein Engel der Liebe und Barmherzigkeit, wie es Renata war, brauchte den Tod nicht zu scheuen. Mit ruhigem Herzensfrieden und zuversichtlichem Gottvertrauen sah sie ihm entgegen. Zur guten Vorbereitung auf die letzte Stunde und um sich ein gnadenvolles Hinscheiden zu sichern, unternahm sie mit Herzog Wilhelm eine letzte Wallfahrt nach Altötting zur lieben Mutter Gottes. In innigem Gebet befahl sie Unserer Lieben Frau ihr letztes Stündlein an und legte der Schutzherrin Bayerns Land und Volk ans mütterliche Herz. Gerade hier, im Heiligtum der Mutter Gottes zu Altötting, berührte sie der erste Todesbote mit leiser Hand: ein Fieber ergriff die Herzogin. Renata zweifelte keinen Augenblick an dem ernstesten Ausgang der Krankheit, der schon nach wenigen Tagen eintrat. Am 22. Mai 1602 machte Renata an der Hand der Gottesmutter, begleitet von den zahllosen Werken der Liebe, die Fahrt in die Ewigkeit zu Gottes Thron. Herzog Wilhelm ließ seine treue Lebenskameradin in der von ihm erbauten St. Michaelskirche in München beisetzen. Das bayerische Volk trauerte an der Bahre der edlen Fürstin wie am Sarg einer Mutter.

Gregor VII.

24. Mai

(Gedenktag am 25. Mai)

Wenige Gestalten der Weltgeschichte sind bis zum heutigen Tag so ungerecht beurteilt und so namenlos geschmäht worden, wie Gregor VII. Eine voreingekommene Wissenschaft und eine ungerechte, die geschichtliche Wahrheit schändende Dichtung schufen aus Gregor das Zerrbild eines „übermütigen, machthungrigen Pfaffen“, unbekümmert um das Urteil des protestantischen Geschichtsforschers Leo: „Es ist diese Betrachtungsweise vielleicht von allem, was die Historie aufzuweisen hat, die rohste Barbarei.“ Ist Gregor in dem Kampf, den er gegen die Machtansprüche Heinrich IV. für die Freiheit der Kirche führen mußte, auch

äußerlich unterlegen, so steht seine Gestalt doch berghoch über seinem Gegenspieler Heinrich und wuchs gerade in diesem Kampf zu einer heroischen Größe. Haben gerecht denkende Geschichtsforscher die Würde und Hoheit von Gregors Streben anerkannt und ihn den größten Männern der Weltgeschichte beigezählt, so sehen wir Katholiken in diesem Papst einen Heiligen und ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Er ist es, der die Kirche aus der größten Gefahr errettet hat und in ihrem Schoß christliche Sitte wieder aufblühen ließ.

Gregor ist um das Jahr 1020 zu Savona in Toskana geboren und auf den Namen Hildebrand getauft worden. Seine Erziehung erhielt er in Rom, vermutlich von dem nachmaligen Papst Gregor VI. Was dieser ausgezeichnete Lehrer angebahnt hatte, wurde in dem berühmten Kloster Cluny vollendet. Ein paar Jahre weilte Hildebrand an diesem Herd kirchlicher Erneuerung und ließ sich mit Begeisterung in die Reformbestrebungen einführen, die von den Cluniazensern ausgingen. Hier nahm er das heiße Gefühl für die Freiheit der Kirche in sich auf, das später seiner Regierungszeit das besondere Gepräge gab. Papst Leo IX. wußte die ungewöhnlichen Fähigkeiten und den treukirchlichen Sinn Hildebrands gar wohl zu schätzen. Er rief ihn nach Rom und betraute ihn mit der Erneuerung des verfallenen St.-Pauls-Klosters. Leo war mit dem Erfolg so zufrieden, daß er Hildebrand zum Kardinal ernannte und ihm wiederholt wichtige Botschaften nach Frankreich und Deutschland übertrug. Gregors Einfluß ist es vor allem zu verdanken, daß nach Leos Tod eine Reihe sittenreiner, in der Schule des hl. Benedikt gebildeter Männer auf den apostolischen Stuhl kamen. Hildebrand, der inzwischen zum Kardinaldiakon und Kanzler der römischen Kirche aufgestiegen war, war die rechte Hand und Stütze dieser Päpste, die ihn wiederholt als Legaten mit bedeutungsvollen Aufträgen ins Ausland schickten.

Am 21. April 1073 starb Alexander II. Noch während der Leichenfeier wurde der widerstrebende Hildebrand durch einmütigen, stürmischen Zuruf zum Papst gewählt. Entschlossen ergriff Hildebrand, der sich in dankbarer Erinnerung an den einstigen Lehrer seiner Jugend Gregor VII. nannte, die Zügel der Regierung. Das Ziel, das ihm vorschwebte, war klar und eindeutig: es galt, das Reich Gottes wieder herzustellen unter der sündigen Menschheit. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten die zwei offenen Wunden geheilt, mußten die zwei Grundübel beseitigt werden, an denen damals die Kirche litt: die Käuflichkeit der Kirchenämter und die Sittenverderbnis im Klerus. Das Übel mußte an der Wurzel erfaßt werden durch eine Neuordnung der Stellenbesetzung. Es mußte verhindert werden, daß unwürdige Männer mit kirchlichen Ämtern betraut wurden oder sich solche Ämter erkaufen konnten. Darum war es eine der ersten Maßnahmen des neuen Papstes, daß er die Vergebung eines kirchlichen Amtes durch einen Laien (Laieninvestitur) für unstatthaft erklärte und jede Übertretung mit schweren Kirchen-

strafen belegte. Ohne es zu wollen, entfesselte Gregor durch diese Bestimmung den schweren Zwist mit Heinrich IV., der für seine ganze Regierungszeit bestimmend wurde.

Unbekümmert um das Wohl der Kirche vergab Heinrich nach eigenem Gutdünken Bischofstühle, setzte allein die Klosteräbte ein, vergab alle reichen Pfründen. Ohne jede Rücksicht auf Vorbildung und Würdigkeit belehnte er seine Günstlinge „mit Ring und Stab“, dem Zeichen der geistlichen Würde. Bistümer wurden an die Meistbietenden verkauft, und die Käufer verkauften dann wieder die Pfarrstellen. Alle Unterhandlungen des Papstes mit dem Kaiser scheiterten an seinem Übermut. Der Konflikt zwischen Papst und König wurde unvermeidlich. Auf Verlangen einer römischen Synode exkommunizierte Gregor den deutschen König, der seinerseits wieder über den Papst, den „falschen Mönch Hildebrand“, die Absetzung aussprach und ihm zurief: „Steig herab von deinem Sitz, ich befehle es dir!“ Der offene Kampf zwischen Papst und Kaiser war entbrannt. Als der Papst sich anschickte, zur Ordnung der deutschen Angelegenheiten und zur Verhandlung mit den Fürsten nach Augsburg zu reisen, kam ihm Heinrich zuvor und zwang ihn durch seinen diplomatischen Canossa-Gang zur Lösung von Acht und Bann. Der protestantische Gelehrte Pflugk-Hartung schreibt über den vielbesprochenen Vorgang von Canossa: „Es ist unrichtig, an das Wort Canossa die Idee der tiefen Erniedrigung des deutschen Kaisertums vor der päpstlichen Macht zu knüpfen. Der Papst hatte den Bußgang Heinrichs nicht gewollt, als Politiker durfte er Heinrich nicht absolvieren, als Priester mußte er es. Der Tag von Canossa war für Gregor ein kirchlicher Sieg, aber eine politische Niederlage. Canossa war ein politischer Meisterzug Heinrichs.“ Der Protestant Gregorovius schreibt: „Die Szene von Canossa wird jeden Betrachter zur Bewunderung eines fast übermenschlichen Charakters zwingen. Der waffenlose Sieg des Mönchs hat mehr Anrecht auf die Bewunderung der Welt als alle Siege eines Alexander, Cäsar oder Napoleon. Die Schlachten, welche die Päpste des Mittelalters schlugen, wurden nicht durch Eisen und Blei, sondern durch moralische Macht erkämpft, und die Anwendung so feiner und geistiger Mittel ist es, welche das Mittelalter bisweilen über unsere Zeit erhebt. Ein Napoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als Barbar.“

Als Heinrich bald nach Canossa das alte Spiel wieder begann und nach Belieben kirchliche Ämter vergab und mit einem Gegenpapst drohte, sprach Gregor nach drei Jahre langem Zögern zum zweitenmal den Bann über den wankelmütigen Herrscher aus. Heinrich holte sofort zum Gegenschlag aus: er stellte einen Gegenpapst auf und zog mit Heeresmacht gegen Rom. Gregor mußte in der festen Engelsburg Zuflucht suchen und die Normannen zu seiner Befreiung herbeirufen. Im Schutze der Normannen verließ Gregor Rom und zog nach Salerno in Unter-

italien, wo er, unbeachtet und von allen Freunden verlassen, ein Jahr später (25. Mai 1085) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; deshalb sterbe ich in der Verbannung.“ Er starb als Opfer seiner unerschütterlichen Grundsatztreue, als Märtyrer für die Freiheit der Kirche. Der protestantische Geschichtsschreiber Johann von Müller sagt von ihm: „Gregor hatte den Mut eines Helden, die Klugheit eines Senators und den Eifer eines Propheten, er war der geistig mächtigste und idealste Staatsmann des Mittelalters.“

Magdalena Sophie Barat

25. Mai

1797 starb in Wien der heiligmäßige französische Priester Leonor de Tournely. Er war der Obere einer kleinen Priestergenossenschaft, der „Väter vom Glauben“. Ihm war einst die übernatürliche Mitteilung geworden, es werde eine Frauengenossenschaft zur Verehrung des göttlichen Herzens entstehen, die sich zugleich der Erziehung der weiblichen Jugend namentlich der höheren Stände widmen werde. Doch mußte er sterben, ohne die Erfüllung dieser Verheißung zu sehen und das von Gott erwählte Werkzeug zu finden. Sein gleichgesinnter Nachfolger, Pater Varin, hielt nun seinerseits Ausschau nach der von Gott für dieses Werk berufenen Frau. Er fand sie in Paris, wohin er nach dem Abflauen des Revolutionssturms zurückgekehrt war. Als er dem befreundeten Priester Ludwig Barat von seinen Plänen erzählte, begann dieser von seiner Schwester Sophie zu sprechen. Ein wiederholtes Zusammentreffen zwischen Pater Varin und Sophie Barat – und die langgesuchte Ordensstifterin war gefunden. Die geplante Genossenschaft konnte gegründet werden.

Sophie Barat war in dem burgundischen Städtchen Ivigny am 12. Dezember 1779 als Tochter eines Faßbinders und Weinbauern zur Welt gekommen. In der Schule war sie die kleinste an Wuchs, aber die größte an Begabung. Wegen ihrer frühen geistigen Reife wurde Sophie schon vor ihren Altersgenossinnen zur hl. Kommunion zugelassen. Bald übernahm der um elf Jahre ältere Bruder Ludwig ihre Erziehung. Als Diakon noch zu jung zum Empfang der Priesterweihe, übernahm er in seiner Heimat die Stelle eines Seminarpräfekten. Die Stunden, die ihm sein Amt frei ließ, verwandte er zum Unterricht seines wissensdurstigen

Schwesterleins. Unter seiner strengen Anleitung lernte Sophie Latein, Griechisch, Italienisch, Spanisch, Mathematik und Naturwissenschaften und eignete sich so die vielen Kenntnisse an, die ihr später so sehr zustatten kommen sollten.

Sophie war vierzehn Jahre alt, da wurde ihre Ausbildung jäh unterbrochen. Ihr Bruder war von den Jakobinern verhaftet und in die Pariser Conciergerie eingeliefert worden. Zwei lange, sorgenvolle Jahre lebte die Familie Barat in ständiger Angst um sein Leben. Gegen alle Erwartung blieb Ludwig Barat vor dem Schafott verschont und wurde freigelassen. Er blieb in Paris und ließ sich nach Beendigung der blutigen Verfolgung die Priesterweihe erteilen. Er setzte es nach anfänglichem Sträuben bei den Eltern durch, daß Sophie zur Vollendung ihrer Ausbildung zu ihm nach Paris kommen sollte. Hier war es nun, wo Gott das hochbegabte, von hingebender Liebe entbrannte Mädchen mit dem seeleneifrigen Pater Varin zusammenführte. Mit raschem Blick erkannte der Pater das ungewöhnliche Tugendleben und das hervorragende Erziehergeschick der Jungfrau. Er beobachtete ihr unerschütterliches Gottvertrauen und ihre unbeugsame Willensstärke; er sah, wie sie bei der großen Priesternot als Hilfskatechetin in die Bresche sprang, die verwahrloste Jugend unterrichtete und in den Familien den erloschenen religiösen Geist wieder neu zu entfachen suchte. Und er gewann die feste Überzeugung: Sophie Barat war die Frau, die das dem Pater Tournely einst verheißene Werk vollbringen sollte. Wenn auch Sophies Sinn mehr zum Bußleben einer beschaulichen Karmeliterin neigte, so ließ sie sich doch für das Unternehmen gewinnen. Am 21. November 1800 weihte sie sich mit drei Gefährtinnen dem heiligen Herzen Jesu. Bald konnten die „Dames du Sacré Coeur“ (Frauen des heiligsten Herzens) in Amiens eine Erziehungsanstalt übernehmen. Am 7. Juni 1802 legte Sophie Barat, nunmehr Mutter Magdalena genannt, die Ordensgelübde ab. Überraschend schnell sammelten sich viele opferbereite Seelen um Mutter Magdalena. Erst sechsundzwanzig Jahre alt, wurde sie zur ersten Generaloberin der Kongregation gewählt und erhielt damit ein Amt, das sie zweiundsechzig Jahre lang rühmlichst führen und das ihr zu einem scharfkantigen Kreuz werden sollte. Reichster Segen ruhte auf der dem Herzen Jesu geweihten Pflanzung. Ein Kloster entstand nach dem andern; Jahr für Jahr mußten mehrere Häuser gegründet werden. Über ganz Europa breitete sich der Orden aus; 1818 zogen die ersten Sacré Coeur-Schwester nach Nordamerika.

Im Jahre 1815 erhielten die endgültigen Satzungen der Gesellschaft, die sich an die Regel des Jesuitenordens anlehnen, die kirchliche Genehmigung. Papst Gregor XVI. sagte: „Diese Regel kommt von Gott; ich möchte auch nicht ein einziges Wort an ihr ändern.“ Es kostete Mutter Magdalena viele Kämpfe, um den ursprünglichen Geist, wie er in dieser Regel niedergelegt war, zu bewahren. Widerspruch von innen und außen regte sich wiederholt und drohte das verheißungs-

volle Gotteswerk zu zerstören. Die heilige Generaloberin hatte in diesen Kämpfen zwei Waffen, die ihr immer den Sieg brachten: eine geradezu unfaßbare Demut und ein bergeversetzendes Gottvertrauen. Vom heiligsten Herzen Jesu, dem sie sich voll und ganz geweiht hatte, hatte sie die Liebe zur Demut und Erniedrigung, den Mut zu einem harten und selbstlosen Leben gelernt.

Es scheint unglaublich, was diese immer kränkliche Frau geleistet hat. Bei ihrem Tod zählte man in sechsundachtzig Klöstern über 4000 Ordensschwestern. Welche Arbeitskraft und Klugheit erforderte die Leitung einer solch großen Genossenschaft! Viele Stunden verbrachte sie täglich am Schreibtisch und beantwortete Hunderte von Briefen. Auf Krücken, im Tragsessel oder im Ochsenkarren schleppte sie sich im Alter von Kloster zu Kloster. Zu den körperlichen Schmerzen kamen die ungezählten seelischen Enttäuschungen. Aber nichts konnte sie niederdrücken und ihr eine Klage erpressen. In Wahrheit konnte ein Missionar von Mutter Barat sagen: „Sie liebte die Bußübungen wie andere den Zucker.“ Es war ja ihr Grundsatz: „Den Tag, an dem wir nichts für Jesus gelitten haben, können wir als verloren betrachten.“

Gegen ihre Mitschwestern und gegen die Schülerinnen der Klöster war die Generaloberin von einer wahrhaft mütterlichen Liebe und Besorgtheit. Nur eines konnte ihre gütigen Augen zu zornigem Blitzen bringen: wenn sie bemerkte, daß die Ordensregel nicht genau eingehalten wurde. Sie, von der die Schwestern sagten: „Unsere Mutter ist die lebendige Regel“, gab in allem das herrlichste Beispiel vollkommenster Regeltreue. Sie verlangte aber auch die gleiche Gewissenhaftigkeit von allen Schwestern. Bei dem Besuch eines ihrer Klöster machten ihr die Schwestern einen schönen Altarteppich zum Geschenk, der leider mit Hintansetzung höherer Pflichten in vielen langen Arbeitsstunden verfertigt worden war. Mutter Barat wußte dies. Voll Feuer sprach sie da zuerst über die klösterliche Armut und den Gehorsam. Dann ließ sie den unglückseligen Teppich herbeibringen. „Liebe Schwestern“, sagte sie, „wollen wir folgerichtig sein, so müssen wir entweder den Teppich oder unsere Konstitution zerreißen.“ Und sie griff zur Schere und begann die schöne, mühevollte Arbeit zu zerschneiden. „So möge alles verderben, was uns nur im geringsten vom Geiste unserer Gesellschaft entfernen könnte.“ Diese gewissenhafte Bewahrung des reinen Ordensgeistes war es, die Gottes sichtbaren Segen auf die junge Genossenschaft herabzog. Dem Segen Gottes schrieb Mutter Magdalena allen Erfolg zu. Sich selbst betrachtete sie nur als das Werkzeug in Gottes Hand.

Als Mutter Sophie Barat am 25. Mai 1865 starb, hatte eine der größten Frauen des letzten Jahrhunderts die Augen geschlossen. Wir verehren in ihr, die 1908 selig- und 1925 heiliggesprochen wurde, nicht bloß eine der edelsten Frauen Frankreichs, sondern der ganzen Kirchen- und Weltgeschichte.

Philipp Neri

26. Mai

Man hat das 16. Jahrhundert das Jahrhundert der Heiligen genannt; nicht bloß wegen der großen Zahl derer, die aus dieser Zeit der Ehre der Altäre von der Kirche gewürdigt wurden, sondern auch wegen der großen Bedeutung, die einzelnen von ihnen für das innerreligiöse Leben und die Geschichte der katholischen Kirche überhaupt zukommt. Der hl. Philipp Neri ist einer der größten unter ihnen.

Das Geburtsjahr des Heiligen (1515) fällt mit dem der hl. Theresia zusammen. Sein Geburtsort ist Florenz. Der lebhafteste, geweckte Notarssohn zeigte früh Begabung für Wissenschaft, Dichtkunst und Musik. Ein Bild im Palast Doria zu Rom stellt Philipp im Knabenalter dar. Goethe sagt davon: „Man wüßte sich keinen gesünderen, geradsinnigeren Knaben zu denken.“ Unschuldige Heiterkeit leuchtet ohne Falsch aus den blauen Augen. Großen Einfluß übten auf den prächtig veranlagten Jungen die Dominikaner von San Marco aus. Sie führten ihn in die beiden Reiche des Geistes ein: in Religion und Wissenschaft. In späteren Jahren pflegte er gern zu den Dominikanern in Rom zu sagen: „Was ich seit meiner Jugendzeit Gutes an mir gehabt habe, das verdanke ich euren Patres in San Marco.“

Nachdem sich Philipp einige Zeitlang bei einem reichen Onkel mit Kontoauszügen und Kreditgeschäften abgemüht hatte, zog er einen dicken Saldostrich unter die Rechnungsbücher und machte sich auf, alles hinzugeben, um die eine kostbare Perle zu erwerben. Es geschah das für den Onkel Unfaßbare: der angehende Erbe verließ Geschäft und gesicherte Zukunft und nahm den Bettelstab der heiligen Armut.

Ohne einen Pfennig in der Tasche machte sich Philipp auf den Weg nach Rom. Die Vorsehung wollte es, daß er gleich bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt einen florentinischen Landsmann traf, den Baron Caccia. Dieser war von den gefälligen Umgangsformen Philipps und seinen reichen Kenntnissen so entzückt, daß er ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. So bezog Philipp Neri ein bescheidenes Mansardenstübchen im Haus des Edelmannes, in dem er sechzehn Jahre lang wohnen sollte. In strengster Zurückgezogenheit führte er hier ein Leben der Armut und Abtötung. Die freie Zeit benützte er zur Vertiefung seiner philosophischen und theologischen Kenntnisse. Daneben streifte er Tag und Nacht durch die Straßen Roms, um die geheiligten Stätten altchristlicher Erinnerung zu besuchen. Mit besonderer Liebe stieg er in die dunklen Stollen der Katakomben hinunter. Ganze Nächte verweilte er betend und betrachtend in diesen Gewölben. Hier feierte er Stunden freudetrunkener Gottesgemeinschaft, daß er oft vor Seligkeit seufzte: „Laß ab, o Herr, laß ab, denn menschliche Schwäche vermag nicht

das Übermaß solchen Jubels zu tragen! ... Nicht mehr, o Herr, nicht mehr! Halte ein oder ich sterbe!" Als der neunundzwanzigjährige Philipp am Pfingstfest 1544 wieder hier weilte, erreichte die Glut seiner Liebesempfindungen für Gott eine solche Gewalt, daß sie schier die Körperlichkeit sprengen wollte. Gleichsam als hätte seine Brust für das ungestüme Pochen seines Herzens mehr Raum schaffen müssen, fand der Heilige nach einer ekstatischen Verzückung, daß über dem Herzen die Brustwand um mehr als Faustdicke sich erhoben hatte. Die ärztliche Untersuchung nach seinem Tode bestätigte diese wunderbare Herzerweiterung und Auswärtsbiegung der Rippen.

Drei Jahre lebte Philipp im Gebet und Studium. Dann wandte er sich ausschließlich den geistigen und leiblichen Werken der Barmherzigkeit zu. Nun begann die Zeit seines Apostolats, das Rom und mit Rom die ganze katholische Kirche verwandeln sollte, des Apostolats, das sich auf alle erstreckte. Mit einer unvergleichlichen Erziehungsweisheit begann er seine Tätigkeit als Erneuerer Roms und der Kirche. Seine Reformwirksamkeit vollzog sich unendlich demütig, in Geduld und Liebe, in Milde und Klugheit, mit einer unwiderstehlichen Güte und Fröhlichkeit und einer durch und durch selbstlosen Liebe. Mit den niedrigsten Diensten begann er sein Apostelwerk. Er diente den Kranken und den Spitalern, setzte sich zu den Handwerkern und Verkäufern, kramte lustige Anekdoten und heitere Witze aus und lenkte das Gespräch ganz unmerklich auf das religiöse Gebiet. Er scharte die Straßenjugend um sich, führte sie hinaus vor die Tore der Stadt und sang und spielte mit ihnen auf den Hängen des Janikulus, nachdem er mit ihr zuvor in San Onofrio gebetet hatte. Er freute sich an ihrem Lärmen und Tollen und meinte, wenn man ihn wegen dieser Plagegeister bedauerte: "Wenn sie nur keine Sünde tun, dann mögen sie meinewegen auf meinem Rücken Holzspalten."

Auf das Drängen vieler Priester, die das Apostolat dieses Laien mit Aufmerksamkeit verfolgten, entschloß sich Philipp Neri Priester zu werden. Am 23. Mai 1551 empfing der Sechsenddreißigjährige die Priesterweihe. Nun ergoß sich sein Seelsorgseifer erst recht wie ein breiter Strom durch die ewige Stadt. Jetzt begann seine segensreiche Tätigkeit im Beichtstuhl zu S. Maria in Valicella. Es war keine Seltenheit, daß er zwölf bis fünfzehn Stunden täglich im engen Beichtstuhl saß als nimmermüder Seelenleiter und Tröster für ungezählte Tausende, als Berater und Führer für jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig. Waren die Beichten beendet, dann wurde das Zimmerchen zum Predigtraum. Er liebte es nicht, in großen Kirchen zu predigen; viel lieber wirkte er still auf seinem Zimmer und predigte hier, auf dem Bettrand sitzend oder ans Fensterkreuz gelehnt, in einer kleinen, aufmerksamen Gesellschaft das Wort Gottes. An Feiertagen oder im Karneval sammelte er seine Beichtkinder um sich und zog mit ihnen, das Kreuz

in der Hand, zu den sieben Hauptkirchen. Oft wuchs der Zug zu mehreren Tausenden an, selbst Kardinäle und Päpste nahmen an diesen Wallfahrten teil, die in der Regel mit einer Ansprache und gemeinsamer Kommunion in S. Sebastian endeten.

Daß die neue Art der Seelsorge nicht bei allen Verständnis fand, kann nicht wundernehmen. Mit kleinlichen Schikanen suchte man dem „sonderbaren Heiligen“ das Leben zu verleiden. Man verschloß ihm die Sakristei und sperrte ihm die Meßkleider ein; man verbot ihm für einige Zeit den Beichtstuhl und das Abhalten der Wallfahrten. Bei diesen Prüfungen offenbarte sich besonders schön die wahre Seelengröße des Heiligen. Ohne Murren, in lächelnder Demut duldete er, bis sich der Sturm ausgetobt hatte. Nach diesem Unwetter strahlte ihm die Gunst und Liebe der Päpste um so wärmer. Pius V. schätzte den Apostel Roms überaus hoch. Gregor XII. küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Leo XI. besuchte ihn oft stundenlang auf seinem Zimmer, das er für ein Paradies erklärte. Pius IV. verschied in seinen Armen. Eine Domherrnstelle bei St. Peter schlug er aus mit der Begründung, er verstünde keine Domherrnkleider zu tragen. Als der Papst ihm den Kardinalshut übersandte, schickte er ihn höflich dankend zurück mit dem Bemerkten, er werde Sr. Heiligkeit wissen lassen, wenn die Zeit komme, wo er bereit sei, diese Würde anzunehmen. Diese Zeit kam für ihn nie. Als er zu seinem Schrecken bemerkte, daß er ein berühmter Mann zu werden anfing, suchte er seinen Ruhm durch Lächerlichkeit zu töten. Er begann mit seinen absonderlichen Streichen gegen die Berühmtheit. So sah man ihn mit halbrasiertem Bart durch die Straßen wandern oder wie ein Abc-Schütze in einem großen Buch buchstabieren. Dann wieder ging er in einem kostbaren Pelz umher, um den Ruf seiner Armut zu vernichten, oder er lief durch die Straßen, indem er nach Geckenart an einem Ginsterstrauche roch. Eines Tages erschien er in einem knallroten Hemd, um die Leute über seine unpriesterliche Kleidung in Aufregung zu bringen. Vornehmen Verehrern, die von weither kamen, um ihn zu sprechen, suchte er auf alle mögliche Weise eine geringschätzigte Meinung über sich beizubringen. So ließ er sich einst in ihrer Gegenwart aus einem humoristischen Buch die tollsten Schnurren vorlesen und wollte von nichts anderem hören, während er sich auf dem Bett vor Lachen krümmte und die hohen Gäste sich ihre Gedanken über eine derartige Heiligkeit machen sollten. Durch solche „heilige Narrheiten“ erreichte Philipp Neri freilich nur das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte. Die Bewunderung für seine Demut wuchs, sein Ruf stieg immer mehr und machte den Heiligen zu einem Magnet, der alles anzog.

In einer Kapelle von San Girolamo hielt Philipp für seine eifrigsten Schüler und Anhänger allwöchentlich Konferenzen ab. Aus den Versammlungen in dieser Kapelle, der Philipp die Bezeichnung Oratorium gab, entwickelte sich die Kon-

gregation gleichen Namens. Kein Gelübde verpflichtete die Oratorianer auf ihre Regel. Philipp drang auf strengen Gehorsam, aber er vertrat den Grundsatz: „Willst du willigen Gehorsam, so befehl nicht allzuviel!“ „Unsere einzige Regel ist die Liebe; denn diese, gut erfaßt und gut ausgeübt, genügt zur guten Leitung einer Kongregation und zur Heiligung von ihren Seelen.“ Das Oratorium, dem zahlreiche geistige Söhne zuströmten, besonders aus gelehrten Kreisen, wurde zu einer Stätte tiefster Geistes- und Herzensbildung.

Nun war Philipp alt und immer innerlicher und stiller geworden. Mit unvergleichlicher Hingabe brachte Philipp täglich in einer Privatkapelle das hl. Meßopfer dar. Kurz vor der Kommunion entfernte sich der Ministrant und der Heilige blieb für zwei Stunden in tiefer Versunkenheit allein, während vor der Tür ein Schild hing: „Stille! Vater Philipp liest Messe!“ Nach zwei Stunden kam der Ministrant wieder und die Messe nahm ihren Fortgang. Am 25. Mai 1595 stand er zum letztenmal am Altar. Am folgenden Tag ging Philipps Feuerseele zu Gott, zu den Aposteln und Märtyrern, in deren besonderer Geistesgemeinschaft sie schon auf Erden geweiht hatte.

Beda der Ehrwürdige

27. Mai

Wohl war das Christentum schon früh nach England vorgedrungen. Aber die Wogen der Völkerwanderung hatten im 4. und 5. Jahrhundert die hoffnungsvolle aufspriessende Saat wieder vernichtet. Erst unter Abt Augustin, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts mit vierzig Gefährten nach England kam, faßte das Christentum auf den britischen Inseln festen Fuß und nahm nun einen raschen Aufschwung. Schon hundert Jahre nach Augustin erreichte es in der überragenden Gestalt des heiligen Beda einen Gipfelpunkt geistiger Bildung. Beda, den die Nachwelt mit dem wohlverdienten Beinamen Venerabilis (der Ehrwürdige) auszeichnet, war die hellste Leuchte seines Jahrhunderts und der Stolz seines Volkes. Im Jahre 672 in Northumberland geboren, kam der Heilige nach dem Brauche jener Zeit schon mit sieben Jahren in die Benediktinerabtei Wearmouth. Ein paar Jahre später kam der Zehnjährige in das neugegründete Kloster Jarrow, das ihm nun bis zum Tode Heimat wurde. Beda mußte nicht, wie viele andere Jungen, durch harten, widerwillig ertragenen Zwang am Studierpult festgehalten werden.

Die Lehrer hatten Mühe, seinen Eifer zu bändigen, und seinen Fragen Rede und Antwort zu stehen. Er war der geborene Bücherwurm und Gelehrte. Bezeugte er doch später selbst, daß er zeitlebens keine größere Freude kannte als Bücher und Schreibzeug, Lernen und Lehren. Da sein Tugendstreben und sein Ordensgeist seinen Studiumserfolgen die Waage hielten, ließen die Obern den Neunzehnjährigen bereits vor dem herkömmlichen Alter zur Diakonatsweihe zu. Als Beda elf Jahre später zum Priester geweiht wurde, stand er bereits auf der Höhe seines Ruhms, und sein Name lief durch die ganze gelehrte Welt. In einer großen Reihe wissenschaftlicher Werke legte Beda die Frucht seines unablässigen Studierens und Betrachtens nieder. Es gibt kaum ein Gebiet des damaligen Wissens, auf dem der Mönch von Jarrow nicht heimisch war. Im Mittelpunkt seines Studiums aber stand die Hl. Schrift. Seine Schrifterklärungen, bei denen er ganz den Spuren der großen Kirchenväter folgte, füllen den größten Teil seiner Werke.

Daß der Ruf eines so bedeutenden Lehrers viele Schüler nach Jarrow lockte, kann nicht wundernehmen. Eine Reihe einflußreicher Bischöfe und berühmter Männer wuchs aus diesem Schülerkreis hervor. Könige und Kirchenfürsten standen mit dem Benediktinermönch in regem Gedankenaustausch. Unermeßlich war der Einfluß, den der große Gelehrte und fromme Priester von der stillen Klosterzelle aus über sein ganzes Land ausübte. Die Besten und Edelsten des Volkes rechneten es sich zur Ehre an, mit Beda befreundet oder bekannt zu sein. Besonders segensreich war Bedas Einwirkung auf König Ceolwulf, der sich um die Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse des Landes außerordentlich verdient machte und in allen wichtigen Fragen bei Beda sich Rat erholte.

Die unausgesetzte geistige Anspannung brach die Kraft Bedas vorzeitig. Schlimme Leiden stellten sich ein und hemmten sein Schaffen. Auch jetzt noch sammelte er jeden Tag seine Schüler für einige Stunden um sich und teilte ihnen aus der Schatzkammer seines Wissens mit. Die schlaflosen Nächte verbrachte er in Gebet und Betrachtung. Oft hörten ihn die Mitbrüder in der nächtlichen Stille Psalmen singen und Dankgebete sprechen. Trotz der zunehmenden Erschöpfung setzte er auch seine wissenschaftliche Tätigkeit fort und arbeitete bis zum letzten Tag, ja bis zur letzten Stunde an seinem letzten Werke, einer angelsächsischen Übersetzung des Johannesevangeliums. Am Vorabend des Himmelfahrtsfestes, am 26. Mai 735, fühlte Beda den erlösenden Gottesboten kommen. Er nahm Abschied von seinen Ordensbrüdern, und als ihn sein Schreiber aufmerksam machte, daß noch ein Satz von der Evangeliumsübersetzung fehlte, holte er das Versäumte nach, um aufatmend ein dankfrohes: „Es ist vollbracht“ zu sprechen. Mit einem Lobpreis über den dreieinigen Gott verschied er.

Wenn die Kirche Beda unter die Schar der Heiligen aufnahm und Papst Leo XIII. ihn der Zahl der heiligen Kirchenlehrer beigesellte, so galt diese Verehrung nicht

bloß dem gelehrten Professor und Schriftsteller, sondern auch dem Helden christlicher Vollkommenheit. In Bedas Leben gibt es keine außerordentlichen Wunderwerke. Seine Heiligkeit bestand darin, daß er die gewöhnlichen Andachts- und Tugendübungen des Ordensmannes mit ungewöhnlicher Vollkommenheit und Heiligkeit verrichtete. Beda lehrt durch sein Leben, daß der Schwerpunkt der Selbstheiligung und Vervollkommnung nicht in den außerordentlichen Taten und Wunderwerken liegt, sondern in den sogenannten kleinen Tugenden. Gute Meinung, starker Opfergeist und reine Gottesliebe vermögen mit Hilfe der Gnade Gottes aus kleinen Steinchen einen Ewigkeitsbau leuchtender Heiligkeit zu errichten. Auch die kleinen Schritte alltäglicher treuester Pflichterfüllung führen zum Berge Gottes und zu den Höhen strahlender Heiligkeit, wenn sie nur beschwingt sind von lauterer Absicht.

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans

28. Mai
(Gedenktag am 30. Mai)

Das 14. Jahrhundert war für Frankreich sehr verhängnisvoll geworden. Der sogenannte hundertjährige Krieg mit England war entbrannt. Der Krieg, der auf französischem Boden geführt wurde, verwandelte große Teile des Landes in englische Provinzen. Seit 1428 hatten die Engländer das stark befestigte Orleans eingeschlossen. Die Einnahme dieser Stadt würde England den Schlüssel zu Südfrankreich überliefern und die Selbständigkeit der französischen Nation vernichten haben. Daß es nicht so weit kam, hat Frankreich einer schlichten Jungfrau zu verdanken: Johanna d'Arc.

Johanna erblickte am Dreikönigstag des Jahres 1412 in dem kleinen Maasdörfchen Domremy das Licht der Welt. Die Eltern waren einfache Bauersleute, denen das Mädchen während der Kindheit und in den ersten Jugendjahren bei den Arbeiten auf dem Felde nach besten Kräften Hilfe leistete. Schulunterricht hat Johanna nie genossen; sie lernte zeitlebens weder Schreiben noch Lesen. Von Kindheit an fühlte sie sich gar mächtig zum Schöpfer hingezogen, und oft pflegte das Mädchen von der Wohnstube aus den Blick zur nahen Dorfkirche zu richten, wo der Heiland im Tabernakel verborgen wohnte. Johanna war zwölf Jahre alt, da begannen jene wundersamen Erscheinungen und Stimmen, die sich dann immer häufiger wiederholten und Johanna drängten, dem König zu Hilfe zu kommen

und Frankreich zu retten. Ein paar Jahre hielt Johanna diese seltsamen Vorgänge geheim. Doch immer deutlicher vernahm sie die Stimmen, die dringend die Aufforderung wiederholten: Auf nach Frankreich! Als Orleans belagert wurde, begannen im Mai 1428 die Stimmen Johanna mit unwiderstehlicher Macht aufzufordern, die Stadt zu befreien und Karl VII. zur Krönung nach Reims zu führen. „Eile, Johanna, eile! Geh nach Vaucouleurs und melde dich beim Befehlshaber. Zweimal wird er dich abweisen, beim drittenmal wird er dich zum König senden.“ Begleitet von ihrem Oheim machte sich Johanna im Februar 1429 auf den Weg nach Vaucouleurs. Doch wie es ihr gesagt worden war, wollte der Befehlshaber Baudricourt nichts von ihr wissen. Er schickte sie heim und empfahl dem Oheim, sie durch ein paar Ohrfeigen zur Vernunft zu bringen. Überzeugt von ihrer himmlischen Sendung, blieb Johanna in Vaucouleurs und nahm eine Stellung als Dienstmagd an. „Lieber säße ich daheim bei meiner armen Mutter und spänne, aber der Himmelskönig hat mir diese Sendung anvertraut. Ich muß um Mitfasten beim König sein, und sollte ich auf den Knien hinrutschen müssen.“ Allmählich begannen ihre Aussagen Aufsehen zu erregen und der Befehlshaber entschloß sich, das Mädchen zum König bringen zu lassen. Am 6. März 1429 stand Johanna vor ihrem Landesherrn. Um den Geist des Mädchens zu prüfen, hatte sich der König in einfacher Kleidung mitten unter die Hofleute gestellt. Doch unbeirrt trat Johanna auf ihn zu und erklärte ihm, daß sie gekommen sei, Orleans zu befreien und ihm zur Krone zu verhelfen. Das Mißtrauen, das Karl VII. begrifflicherweise dem Mädchen anfangs entgegenbrachte, wich, als Johanna ihm zum Zeichen ihrer Sendung Geheimnisse offenbarte, die nur ihm bekannt waren. Vertrauensvoll legte der König die Führung des Heeres in die Hände des unerfahrenen Mädchens. Sie zog die Rüstung an, die Karl für sie herstellen ließ. Vor ihr her wehte die weiße, mit den Wappenlilien der französischen Könige und dem Namen Jesus und Maria geschmückte Fahne.

So erschien das Heldenmädchen wie ein Erzengel des Himmels unter dem entmutigten, geschlagenen Heer. Ehe Johanna den Kampf begann, führte sie eine strenge Säuberung des Lagers durch. Die Dirnen wurden entfernt, das Fluchen und Zoten verboten, durch eine Generalbeichte sollten sich alle Soldaten zum Kampf bereiten. In heiliger Begeisterung fügten sich die Truppen dem Oberkommando des unerfahrenen Mädchens. In wenigen Tagen war Orleans von der Umzingelung der Feinde befreit, und die Gegner waren in die Flucht geschlagen. Sieg auf Sieg heftete sich an die Fahne der Jungfrau. Johannas militärische Leistungen gingen ins Wunderbare. In vier Monaten vollbrachte sie Taten, die in der Geschichte einzig dastehen. Am 17. Juli konnte Karl VII. zu Reims in Gegenwart Johannas feierlich gekrönt werden. Ehrfurchtsvoll kniete sie vor dem Gekrönten nieder und sprach: „Edler Herr, jetzt ist Gottes Wille vollbracht!“

Der Krönungstag war der Höhepunkt von Johannas irdischer Laufbahn. Gehorsam gegen ihre Stimmen setzte sie den Feldzug noch fort und suchte besonders Paris zu befreien. Aber ihre Pläne wurden durch die eifersüchtigen Berater des Königs unheilvoll durchkreuzt. Am 23. Mai 1430 wurde sie von Verrätern des eigenen Landes bei Compiègne gefangen genommen und gegen eine hohe Geldsumme an ihre englischen Todfeinde verschachert.

Die Engländer brachten Johanna nach Rouen, wo sie in den Kerker geworfen wurde. Der Haß der Engländer forderte den Tod der Jungfrau. Sie konnten den Schimpf nicht verwinden, von einer Frau besiegt worden zu sein. Die wunderbaren Siege Johannas wurden als Werk der Hölle erklärt und die Heilige vor ein geistliches Gericht unter dem Vorsitz des Bischofs Cauchon, einer Kreatur der Engländer, gestellt. In ungezählten Kreuzverhören suchte man durch tückisch zu rechtgelegte Fragen das Mädchen in Widersprüche zu verwickeln. Trotzdem sich die Heilige mit überlegener Sicherheit gegen alle Anklagen verteidigte und niemand auch nur das Geringste gegen ihr Vorleben und ihre Waffenehre vorbringen konnte, im Gegenteil festgestellt wurde, daß sie vor jeder Schlacht durch Fasten und Empfang der hl. Sakramente Gottes Segen auf ihre Truppen herabrief, daß sie niemand mit eigener Hand getötet hatte, daß sie für ungerechte Plünderungen Sühne geleistet und Dankgottesdienste für errungene Siege hatte abhalten lassen, wurde sie doch als Hexe und Teufelsverbündete zum Flammentod verurteilt. Am 30. Mai 1431 wurde das Urteil, das einen Justizmord darstellte, vollzogen. Auf dem Marktplatz von Rouen schlugen die Flammen über der neunzehnjährigen Jungfrau zusammen. Um ihr Andenken ganz auszutilgen, wurde ihre Asche in die Seine gestreut.

Die unschuldig Verurteilte wurde von Gott durch zahlreiche Wunder verherrlicht und ihre Ehre schon nach wenigen Jahren durch eine feierliche Erklärung im erzbischöflichen Palast zu Rouen in Anwesenheit von Johannas Eltern feierlich wiederhergestellt. Am 16. Mai 1920 wurde diese Rechtfertigung durch die Heiligsprechung vor aller Welt bestätigt.

Maria Magdalena de Pazzi

29. Mai

Tausenderlei Opfer müssen erst gebracht werden, bis sich die Seele auf dem Gipfel der Vollkommenheit ihrer beglückenden Gottesnähe erfreuen darf. Viele Stufen der Tugendhaftigkeit müssen durchlaufen werden, bis die höchste Stufe erklommen ist: die wahre, selbstlose Gottesliebe — eine Gottesliebe, die das eigene Ich vergißt und Gott liebt auch in trostloser Finsternis, eine Liebe, die zur heldenmütigen Kreuzesminne wird. Bei allen Heiligen finden wir diese selbstlose Gottes- und Kreuzesliebe als krönenden Abschluß ihres Tugendstrebens. Ganz besonders tritt sie im Leben der hl. Maria Magdalena von Pazzi hervor. Bei ihr scheint gerade die Übung dieser vollkommen selbstlosen Gottesliebe der besondere Beruf und die ausgesprochene Aufgabe ihres klösterlichen Lebens gewesen zu sein.

Maria Magdalena ist ein Kind der schönen Arnostadt Florenz. Am 2. April 1566 wurde sie als Sproß der adeligen Familie Pazzi geboren. Den Namen der hl. Katharina von Siena, auf den sie getauft wurde, vertauschte sie mit Maria Magdalena, als sie im sechzehnten Jahre im Karmeliterinnenkloster ihrer Heimatstadt das Ordenskleid nahm. Das Antlitz des tieffrommen Mädchens erglühte von einem nie mehr erlöschenden Feuer der Kreuzesliebe, als ihr der Priester bei der Einkleidung das Kruzifix in die Hände gab mit den Worten: „In nichts anderem will ich mich rühmen als im Kreuze des Heilandes.“

Es schien, als sollte die junge Nonne von der Einkleidungsfeier weg in wenigen Tagen zum himmlischen Hochzeitsfest eilen. Eine schwere Krankheit warf die Novizin nieder. Da man an ihrem Aufkommen zweifelte, durfte sie vor Ablauf der üblichen Frist auf dem Krankenlager die ewigen Gelübde ablegen. Schwester Maria Magdalena gesundete. „Weil du angenehm warst vor Gott, mußte die Versuchung dich bewähren“, sagte einst der Engel zu Tobias. So sollte auch die Liebe der jungen Karmelitin durch harte Leiden erprobt werden. Ein Jahr nach der Profese gab ihr Gott in einer Verzückerung zu erkennen, daß er sie in eine „Löwengrube“ stürzen wolle, in der sie höllischen Ungeheuern und furchtbaren Versuchungen überlassen sein würde. Fünf lange Jahre sollte den bösen Geistern Gewalt gegeben sein, die Seele der Schwester anzugreifen und durch innere und äußere Versuchungen zu quälen. „Wisse“, sprach Jesus zu ihr, „daß du seit dem Tag der hl. Profese, an dem du dich mir ganz hingegabst, an den Schätzen des Himmels Anteil haben sollst. Wisse ferner, daß ich dich fünf Jahre lang jeglichen Gefühls der Gnade berauben, nicht aber die Gnade selbst dir entziehen werde. Dies soll geschehen, weil es der Wille des ewigen Vaters ist.“ Mit einem opferstarken „Deine Gnade genügt mir“ erbot sich Maria Magdalena mit größter Bereitwilligkeit, alles zu leiden, was Gottes Majestät über sie verhängen wolle.

Sie verfiel in solch geistige Trockenheit und seelische Finsternis, daß sie glaubte, von Gott verlassen zu sein. Ihre Seele war wie ausgedörrt. Die Teilnahme an den gemeinschaftlichen Übungen, am Chorgebet, am Gottesdienst wurde ihr zu einer schier unerträglichen Qual. Sie hielt sich wegen ihrer Sünden von Gott verworfen und glaubte niemals mehr auf Gottes Barmherzigkeit hoffen zu können. Bittere Glaubenskämpfe tauchten auf. Zweifel an Gottes Dasein quälten sie. Es dünkte ihr, als gäbe es kein ewiges Leben und wäre all ihr Arbeiten und Leiden unnütz. Die Anfechtungen gegen den Glauben wurden so stark, daß sie nicht einmal mehr den Anblick von heiligen Bildern ertragen konnte und daß sie versucht wurde, das allerheiligste Altarsakrament zu verachten und Gott und die Heiligen zu lästern. Versuchungen zu Eigensinn und Stolz regten sich und suchten ihr die Erfüllung des Gehorsamsgelübdes unmöglich zu machen. Durch unreine Bilder und schmutzige Vorstellungen mühten sich die höllischen Mächte, die Braut Christi zu Fall zu bringen. Alles vereinigte sich, die Schwester mit entsetzlichen Peinen zu quälen. Die bösen Geister gingen sogar zu körperlichen Belästigungen und Gewalttaten über. Wenn die Angriffe des bösen Feindes gar zu schlimm wurden, konnte man die arme Gequälte rufen hören: „O mein Jesus, wo bist du?“ Es war ein Wunder der Gnade, daß Maria Magdalena bei solchen Prüfungen die Ruhe bewahrte und das Vertrauen nicht verlor. Zu ihrer Oberin, die sie wegen ihrer Anfechtungen bemitleidete, sagte sie einmal: „Wissen Sie denn nicht, daß das so kommen mußte, daß ich nach Gottes Zulassung diese Versuchungen durchmachen muß? Haben Sie niemals ein dunkles Zimmer gesehen, das nur mit einer kleinen Lampe beleuchtet ist? So sieht es mit meiner Seele aus. Diese teuflischen Versuchungen und Nachstellungen sind so heftig, daß sie alle meine Seelenkräfte verdunkeln und ich ganz im Finstern zu sein scheine. In meinem Herzen ist nur noch ein kleiner Lichtfunke übrig, nämlich der gute Wille, Gott nicht zu mißfallen.“ Mit diesem kleinen Funken, der in Magdalenas Seele glühte, war Gott vollauf zufrieden. Nicht feurige, süße Gefühle und Tröstungen machen die vollkommene, selbstlose Gottesliebe aus, sondern nur der gute Wille, in allem Gottes getreuer Knecht und willige Magd zu sein.

Fünf Jahre lang weilte Maria Magdalena in dieser „Löwengrube“. Endlich am Pfingstfest des Jahres 1590 ging die schwere Prüfungszeit zu Ende. Voll Jubel dankte sie Gott für ihre Befreiung. Zu den Mitschwestern sprach sie strahlenden Antlitzes: „Das Gewitter ist vorüber; dankt und preist mit mir meinen liebenswürdigen Schöpfer!“

Das reine Feuer der selbstlosen Gottesliebe, das auf dem Altar dieser begnadeten Seele brannte, war so stark, daß es oft auch auf den Körper überströmte. Da lud sie dann im Überschwang der Liebe alle Welt ein, mit ihr die ewige Liebe zu lieben. Oft ergriff sie das Bild des Gekreuzigten, küßte es und rief aus:

„O Liebe! Warum wird doch die Liebe nicht geliebt, warum wird sie doch von ihren eigenen Geschöpfen nicht erkannt! O mein Jesus, hätte ich doch eine Stimme, die bis in die äußersten Enden der Welt zu dringen vermöchte, daß ich verkünden könnte, wie deine Liebe erkannt, geliebt und als das einzig wahre Gut geschätzt werden soll.“ Aus dieser Liebe heraus entsprang ihr unaussprechlicher Schmerz über alle Beleidigungen Gottes, zu deren Sühne sie Gott ihre glühenden Gebete und schweren Bußübungen aufopferte, und ihr ständiges Flehen um die Bekehrung der Sünder, der Irrgläubigen, der Heiden und namentlich auch der unwürdigen Priester. Immer wieder wies sie auf das eine Notwendige hin: die Erfüllung des göttlichen Willens. „Es gibt nichts Süßeres als die Erfüllung des göttlichen Willens“, pflegte sie zu sagen. Sie, die selbst reich mit Visionen und Offenbarungen begnadigt wurde, hütete sich gar wohl vor einer Überschätzung dieser außerordentlichen Zustände. Öfter tat sie den Ausspruch, „die Werke der Liebe seien weit allen Ekstasen, Visionen, Offenbarungen und ähnlichen Dingen vorzuziehen.“

In den letzten Jahren des Lebens hatte die Heilige viel durch Krankheiten zu leiden. Lange Zeit mußte sie dauernd das Bett hüten, was bei ihrer lebhaften Veranlagung und ihrem Betätigungsdrang ein schweres Kreuz für sie war. Aber hatte sie nicht immer das eine Ziel vor Augen gehabt, dem Gottmenschen in körperlicher und seelischer Pein möglichst ähnlich zu werden? Hatte sie nicht den himmlischen Vater um die Gnade des Heilandsleidens gebeten? So nahm sie in dankbarer Freude die Mühsal der Krankheit an und betete trotz ihrer Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott, aus Leidenshunger um noch stärkeres und längeres Leiden ohne allen Trost. „Herr, nicht sterben, sondern leiden!“, so hörten oft ihre Mitschwestern die Kranke flehen.

Am 25. Mai 1607 war das Brandopfer der selbstlosen Liebe vollbracht. Maria Magdalena von Pazzi, eine der lieblichsten Blumen im Garten unserer Kirche, war vereint mit Gott, dem die Liebe ihres heldenhaften, selbstlosen Opferlebens gehört hatte.

Unter den Frauenklöstern des Mittelalters war kaum eines so berühmt wie das Dominikanerinnenkloster Thöß im Kanton Zürich. Dieses Kloster war ein Mittelduftenden Gottesgarten mutet es an, wenn man die anmutig geschriebenen Lebensbilder der Schwestern von Thöß liest. Weil mehrere dieser Schwestern ihren Todestag am 30. Mai haben, wollen wir heute zu unserer Erbauung ein paar Blüten aus diesem Garten innigen Heiligkeitsstrebens pflücken.

Schwere Krankheit ist schon vielen Menschen zum Segen geworden. Im Angesicht des Todes gewannen schon viele eine neue Schau über ihr Leben, und als sie durch Gottes Gnade genesen waren, stürzten sie sich mit einem vorher nicht gekannten Eifer auf den Dienst Gottes und die Heiligung ihrer Seele. So erging es auch Schwester Jützi Schulthasin. Als junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, war sie nach Thöß gekommen. Ein mutwilliges Kind blieb sie, auch als sie das Kleid einer Predigerin angezogen hatte. Ihr Leichtsinns erregte bei den Mitschwestern oft ein unwilliges Kopfschütteln. Empfang sie von der Mutter Priorin ob ihres flatterhaften Wesens einen Tadel, dann schüttelte sie sich und meinte keck: „Ach, ich bin ja noch jung. Der Ernst kommt schon mit den Jahren.“

Nun lag sie todkrank darnieder. Ganz rasch hatte das Fieber die junge Schwester gepackt. In wenigen Tagen war Jützis Kraft gebrochen. Der Tod schien sich die jüngste und bisher gesundeste aller Schwestern holen zu wollen. Jützi wußte, wie es um sie stand. Kalte Schweißtropfen perlten von der heißen Stirne, es war weniger die körperliche Qual, als vielmehr die Angst vor dem göttlichen Richter. Wieviele Gnadestunden hatte sie vertrödelte und vertändelt! Vergeblich suchten die Schwestern sie zu trösten. Nachts, als eine herzensgute, fromme Schwester Wache bei der Sterbenskranken hielt, richtete sich Jützi plötzlich auf und stöhnte: „Schwester, ich kann noch nicht sterben, ich darf noch nicht sterben! Mit leeren Händen müßte ich ja vor Gott erscheinen. . . Schwester, bete, daß Gott mein Leben verlängert. Ich will anders anfangen, ich will Buße tun!“ Das Fieber sank, die Krankheit besserte sich, nach kurzer Zeit stand Jützi wieder gesund unter den Schwestern. Aber es war eine andere Jützi. Die Todesnähe hatte alle Leichtfertigkeit vernichtet. Heiliger Ernst lag nun über der jungen Nonne. Furchtbare Kämpfe schickte ihr Gott zur Prüfung in den späteren Jahren. Aber in der Betrachtung des bitteren Leidens des Herrn und im Gebet zu seiner Passion fand sie immer wieder Trost und Hilfe.

Überall, wo Menschen zusammen wohnen, gibt es dann und wann kleine Verstimmungen, gegenseitige Reibereien, schmerzliche Kränkungen. Alle diese Toten-

gräber der Liebe bekämen Feierabend, wenn wir immer handeln würden wie Schwester Sofie von Klingnau. Sie war eines Tages, als es zum Essen läutete, recht traurig. Die Gottesgabe, die auf den Tisch kam, wollte ihr heute gar nicht munden. Wehe Erregung zitterte noch in der zartempfindenden Sofie nach. Die Schwester, die neben ihr saß, hatte ihr weh getan. Gewiß, es war eine Kleinigkeit gewesen, aber die Lieblosigkeit hatte sich wie ein Widerhaken in ihr Herz gerissen. Froh war sie, als die Mahlzeit vorüber war. Da wurde zum Nachtsch Obst aufgetragen, und gerade jenes Obst, das Schwester Sofie am liebsten aß. Sie konnte es nicht hindern, daß beim Anblick der Obstkörbchen ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht huschte. Froh wollte sie nach dem Anteil greifen, den die auftragende Schwester ihr vorgelegt hatte. Da stand der Gedanke vor ihr: „Schenke es der Nachbarin!“ Wohl erhob sich sofort ein neuer Gedanke: „Sei doch nicht so überspannt! Gott hat dir zum Trost dieses Obst geschickt. Erquicke dich selbst daran!“ Doch die Liebe siegte. Sie nahm das Schüsselchen und schob es der Schwester zu. Doch diese schob es wieder zurück. Sofie errötete. Zürnte die Schwester immer noch? Oder wollte sie vielleicht nur Sofie des Obstes nicht berauben? „Siehst du, nun zeigt es sich ganz deutlich: Gott will, daß du es selber issest.“ So stieg es in Sofie auf. Doch nur einen Augenblick währte die Unschlüssigkeit. Da nahm sie das Schüsselchen und schob es herzlich wieder der Nachbarin zu, die nun dankbar davon kostete. Als aber die Schwestern nach Tisch im Chor beteten, wurde Sofie entzückt. Sie sah den Heiland vom Altar steigen und hörte ihn sprechen: „Ich danke dir, daß du aus Liebe zu mir der Schwester Liebe erwiesen hast.“ Eine Kleinigkeit war es gewesen, was Schwester Sofie in jener Mittagsstunde getan hatte. Ob aber wir zu einer solchen „Kleinigkeit“ fähig wären?

Mit Sorge sah die Priorin auf Schwester Adelheid von Frauenberg. So bleich und krank sah die Schwester aus! Doch vergeblich suchte die Priorin der kranken Schwester Erleichterung zu verschaffen. Adelheid wollte nichts von einer Ausnahme wissen. Ließ ihr die besorgte Oberin zur Kräftigung ein Ei oder sonst etwas Außergewöhnliches reichen, dann bettelte Adelheid so lange, bis es ihr gestattet wurde, die Speise ins Krankenhaus zu tragen zu ihrer „lieben Kleinen“. Das war eine Schwester, die mit einem sehr widerlichen Leiden behaftet war, so daß es den übrigen Schwestern davor ekelte und sie nur mit größtem Widerstreben der armen Kranken nahekamen. Adelheid litt unter dem Gefühl des Ekels nicht weniger als die übrigen. Aber ihre Liebe war größer als der Abscheu. Mütterlich nahm sie sich um die Kranke an und betreute sie aufs eifrigste, obwohl ihr „doch oft so weh dadurch geschah, daß ein großer Ekel in ihr war.“ Aber um sich selbst zu kreuzigen, dazu hatte ja Adelheid das weiße Nonnenkleid genommen. Am liebsten wäre sie den Märtyrern gleich für Christus gestorben. Nichts wäre ihr für

Jesus zuviel gewesen. Inniglich betete sie oft: „Könnte ich doch meine Haut hingeben zu Windeln, das liebe Jesuskind dareinzuhüllen, meine Adern als Fäden, um ein Gewand zu weben, mein Blut bis auf den letzten Tropfen, es darin zu baden, mein Gebein als Brennstoff, es zu wärmen. Ach, möchte doch mein Leib mit all seinen Kräften dahinschwinden, ihm zu Ehren!“ Ihr Gebet wurde erhört. Adelheit schwand dahin wie eine sich selbst verzehrende Kerze. Schwindsucht besiel sie und brach ihre Kraft. „Danke, danke“, so sprach sie den pflegenden Schwestern. „Danke, danke“, so betete sie stammelnd zu Gott. „Ich schwinde hin, wie Gott es will.“

Schwester *Anna von Klingnau* trug von Jugend an ein großes Verlangen in sich, dem leidenden und gekreuzigten Heiland ähnlich zu werden. Wenn sie im Chor betete und betrachtete, bat sie Jesus oft um Erleuchtung: „Herr, zeige mir deine Wege! Zeige mir, wie ich dir am besten nachfolgen kann!“ Da geschah es, daß die Schwester eines Tages eine Stimme in ihrem Herzen zu hören vermeinte: „Je siecher du bist, desto lieber du mir bist. Je verschmähter du bist, desto näher du mir bist. Je ärmer du bist, desto gleicher du mir bist!“ Nun kannte Schwester *Anna* den Weg, auf dem es zur Ähnlichkeit mit dem Gekreuzigten geht. Der Herr legte ein großes Kreuz auf sie, daß sie lange Jahre krank blieb und bis zum Tode nicht mehr gesundete. Wenn sie die andern Schwestern in den Chor gehen oder gesund bei der Arbeit sah, dann wollte sie gar manchmal den Mut verlieren. Doch sie dachte an die Worte: „Je siecher du bist . . .“, und das half ihr immer wieder auf. Damit sie diese Worte immer vor Augen hätte, schrieb sie dieselben auf einen Zettel und heftete ihn an den Spinnrocken, an dem sie auch während ihrer Krankheit im Bette arbeitete. Und nicht nur ihr, sondern auch den übrigen Schwestern, die sie besuchten und die Worte lasen, wurde der Zettel zu einer wundersam stärkenden Arznei in jedem Leid.

Schwester *Belli von Schalchen* hatte ihren Dienst in der Küche. Es gibt anstrengendere, mühsamere Arbeit als Küchendienst. Aber Schwester *Belli* wußte auch ihre Beschäftigung in der Küche zu einem ständigen Opfer zu machen. Es ist nichts Angenehmes im Sommer, wenn draußen heiß und schwül die Sonne brennt und drinnen vom Herd die Glut in drückenden Schwaden fällt, in der Küche zu arbeiten, noch dazu, wenn man einen dicken Habit und enganschließenden Kopfschleier tragen muß. Schwester *Belli* stand wie in einem Dampfbad, der Schweiß rann in Bächlein von der Stirne. Sie lechzte nach Kühlung, nach frischem Trunk. Auf dem Gesimse standen die Flaschen und Krüge. Aus dem Brunnen im Hof sprudelte frisches Wasser und wurde von den Mägden eimerweise in die Küche gebracht. *Belli* schöpfte daraus und goß es in die Töpfe. Die Zunge klebte ihr am Gaumen. Alles in ihr schrie nach einem Labetrunk. Sie glaubte, es nicht mehr aushalten zu können. Aber Schwester *Belli* trank nicht.

Vor ihrem Auge hing der Gekreuzigte, und in ihrem Innern hörte sie seinen Ruf: „Sitio — ich dürste!“ Dem Meister wollte sie ähnlich werden und deshalb ertrug sie die harte Pein. „Es waren wohl dreißig Jahre“, sagt der Chronist, „daß Schwester *Belli* sich so jeden Trunkes enthielt, ob es Fastenzeit war oder nicht. Sie litt vor Durst gar große Pein.“ Als sie wieder einmal unter brennendem Durste litt und im Chor betete, da dünkte es sie, daß eine blanke Schale mit dem lautersten Quellwasser ihr gereicht würde und eine Stimme sprach: „*Belli*, nimm und trink von dem Wasser, das aus meinem Herzen floß.“ Sie trank, und da war all ihr Durst gestillt.

Wie gerne würde ich noch ein paar andere Blumen aus diesem schönen Gottesgarten in Thöß pflücken, daß du an ihrem Farbenspiel und Duft dich erfreuest! Doch es wäre des Erzählens kein Ende. Vielleicht greifst du selbst zu dem Büchlein „Das Leben der Schwestern von Thöß“, das *Elisabeth Stägel*, eine von ihnen, gar anmutig geschrieben hat.

Mechthild von Edelstetten

31. Mai

Zu den Menschen, die auf geradem, gleichmäßigem Pfad zur Höhe stürmten, ohne Umwege und Abstiege, gehört die Äbtissin von Edelstetten: die selige *Mechthild*. Ihr Leben war von der ersten Kindheit an ein frohes Gehen zu Gott, ein gerader Aufstieg zur Stadt auf dem Berge.

Auf der Burg *Andechs* am *Ammersee* verlebte *Mechthild* ihre erste Kindheit. Nach mittelalterlichem Brauch brachte Graf *Berthold* das erst fünfjährige Kind zu den *Augustinerinnen* im nahen Kloster *Diessen*. Manches Menschenkind kam früher auf diese Weise hinter Klostermauern und ins Ordenskleid, das keinen Ruf Gottes zum klösterlichen Leben in sich trug. Bei *Mechthild* war es anders. Sie brannte von erster Kindheit an wie eine geweihte Opferkerze in selbstverzehrender Liebe vor dem Altar des Herrn. Zur Jungfrau erblüht, bekräftigte sie jubelnden Herzens durch feierliches Gelübde den Weiheakt ihrer Eltern. Es wäre dem Töchterlein des hochmächtigen Grafen von *Andechs* ein leichtes gewesen, sich im Kloster alle möglichen Erleichterungen von Ordensbrauch und Ordensregel zu sichern, aber *Mechthild* wollte keinerlei Vorzug vor ihren Mitschwestern. Unaufällig diente sie als demütige Magd dem Herrn. Demütige Zurückgezogenheit und

opferfrohe Flucht vor der Welt waren die Wesenszüge, die sich deutlich im ganzen Leben der Seligen herausheben und die sicherste Schutzmauer für die Bewahrung ungeschwächten heiligen Ordensgeistes bildeten. Bei der Nähe der heimatlichen Burg konnte es nicht ausbleiben, daß Schwester Mechthild häufig Besuch von ihren Brüdern erhielt. Aber die jungen Grafen mußten froh sein, wenn sie ihr Schwesterlein überhaupt zu Gesicht bekamen, so schnell entuschte sie ihnen immer wieder aus dem Sprechzimmer.

Es lag nicht in Gottes Plan, daß eine so fromme, kluge Ordensfrau ihre reichen Gaben gleichsam brach liegenlassen sollte. Schwester Mechthild, die in Diessen das Amt der Priorin bekleidete, wurde 1153 zur Äbtissin des Frauenstiftes Edelstetten berufen. Sie sollte das zuchtlos gewordene und auch wirtschaftlich heruntergekommene Kloster wieder in die Höhe bringen. Alles in ihr sträubte sich gegen die neue Würde, die sie übernehmen sollte.

Aber das Sträuben half nichts. Der Bischof von Augsburg, der Mechthild vergeblich zur Übernahme der Äbtissinnenwürde in Edelstetten zu bestimmen suchte, wandte sich hilflos nach Rom. So geschah es, daß die Priorin von Diessen ein mit mächtigen Siegeln versehenes Schreiben des Papstes Anastasius erhielt, der ihr mit keineswegs gelinden Worten ins Gewissen redete: „Es gelangte zu Uns die Kunde, daß Du die Last der Abtei nicht auf Dich nehmen willst, obwohl Du kanonisch dazu berufen wurdest; daß Du Dich weigerst, andern zu dienen, während doch Christus nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen. Weil es also besser ist, zu gehorchen als zu opfern, befehlen Wir Dir, daß Du das Joch Christi, nämlich die Verwaltung der Abtei, auf keinen Fall zurückweist und dem Auftrag Unseres ehrwürdigen Bruders, des Bischofs von Augsburg, unter keinen Umständen zu widerstreben wagest.“ Einem solchen Befehl des Papstes gegenüber mußte die demütige Ordensfrau ihren Widerstand aufgeben.

Es zeigte sich bald, daß der Bischof von Augsburg keine bessere Äbtissin für Edelstetten hätte wählen können als Mechthild. Mit klugem Takt und unbeugsamer Entschlossenheit ging die neue Äbtissin den üblen Zuständen zu Leib. Ihre erste und größte Sorge war die Hebung des gesunkenen Ordensgeistes durch Einführung strenger Klausur. Waren bisher die zahlreichen Besucher im Stifte wie in einem Taubenschlag ein- und ausgeflattert, so öffnete sich jetzt die Pforte nur für ganz dringende Besuche. Daß eine solche Klosterreform nicht ohne viel Schwierigkeiten vor sich ging, ist klar. Es gab manche Schwestern, die sich an den neuen Geist nicht mehr gewöhnen und dem neuen Zepter ihrer Äbtissin und wollten. Die meisten Ordensfrauen jedoch standen treu hinter ihrer Äbtissin und unterstützten ihr mühsames Werk nach bestem Können und Wollen. Verlangte doch die Äbtissin niemals von einer Schwester etwas, was sie nicht zuvor in

höherem Grad von sich selbst verlangte. Immer stellte sie an sich die größten Anforderungen. Selber bis aufs äußerste bedürfnislos und in körperlicher Abtötung hart gegen sich, sorgte sie in mütterlicher Liebe für das Wohl der ihr anvertrauten Schwestern und gestattete ihnen gern alle Erleichterungen, die mit der Ordensregel vereinbar waren.

Eine Ahnung des nahen Sterbens veranlaßte Mechthild kurze Zeit vor ihrem Tod in die Heimat zurückzukehren, nach Diessen, das durch die reichen Schenkungen ihres Vaters gleichsam zur Familienstiftung geworden war. Mit frohem Gleichmut sah sie dem Boten Gottes entgegen. Sie war bereit. Selten hatte man die ernste Frau während des Lebens lachen sehen. Jetzt aber auf dem Sterbelager verklärte ein sonniges Lächeln ihr Antlitz. Es lag eine solche helle Heiterkeit über ihr, als schaute sie bereits die Glorie des himmlischen Hochzeitsmahles. Am letzten Tag des Maimonats 1160 vernahm sie die Einladung Christi: „Veni sponsa, komm, meine Braut und laß dich krönen!“ Vor dem Altar des heiligen Johannes des Täufers wurde ihr Leib beigesetzt. Als man nach dreihundert Jahren das Grab öffnete, „im Jahre 1468 nach der Geburt unseres Herrn, am Fest der heiligen Märtyrer Gordian und Epimach (10. Mai), da wurden die Gebeine der seligen Mechthild unverwest gefunden, gar geziemend eingeschlossen in einen Steinsarg tief unter der Erde. Der Schleier, wodurch sie sich einst Christus als Braut geweiht hatte, wurde noch am Haupt gefunden. Sie lag aber dort im Staub der Erde bereits dreihundertacht Jahre.“ So meldet ein alter Chronist.

Gerhoh von Reichersberg

1. Juni

(Gedenktag am 24. Juni)

Unerfreulich war das Bild, das zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Kirche Christi bot. Ein unheilvoller Streit tobte zwischen Papst und Kaiser und wühlte die Christenheit zutiefst auf. Römische Adelsparteien wetteiferten, den Papst unter ihren Einfluß zu bringen. Adelige Herren sicherten sich zur Mehrung ihrer Macht und Einkünfte hohe Kirchenämter, ohne durch die Übernahme geistlicher Ämter ihren weltlichen Sinn zu ändern. Die Seelsorgsgeistlichkeit stand weder auf wissenschaftlicher noch sittlicher Höhe und gab nicht selten durch ein unpriesterliches Leben dem Volke großes Ärgernis. Mit Schmerz und Besorgnis sahen die Gutgesinnten diesen verderblichen Einbruch des Weltgeistes ins Gottesreich. War

niemand, der unerschrocken den Finger auf die offene Wunde der Kirche legte – nicht um schadenfroh sich daran zu weiden, sondern um rechtzeitig nach einem Arzt zu rufen?

Im Bayernlande erhob sich ein solch gottesandter Mann, der als mutiger Eiferer für kirchliche Zucht und Sitte auftrat und ungescheut seine anklagende und mahnende Stimme erhob. Es war der selige Gerhoh (Gerod).

Als Kind braver Bürgerleute 1093 zu Polling in Oberbayern geboren, hatte sich Gerhoh an den Hochschulen zu Freising und Hildesheim ausgezeichnete Kenntnisse erworben. Bischof Hermann von Augsburg wurde auf den jungen Gelehrten aufmerksam und berief ihn als Domherrn und Leiter seiner Domschule. Trotz seiner Jugend – er zählte erst siebenundzwanzig Jahre und war noch nicht Priester – versah er sein Amt mit großem Geschick und würdevollem Ernst. Mit tiefer Bekümmernis beobachtete Gerhoh das weltliche Gehabe der kirchlichen Würdenträger, die sich nicht selten durch nichts als ihren Amtstitel von weltlichen Großen unterschieden. Mit Entrüstung sah er das dem heiligen Priestertum Christi oft so wenig entsprechende Leben der niedern Geistlichkeit. Unbekümmert um die etwaigen Folgen für seine eigene Stellung erhob er in Wort und Schrift seine schmerzvolle Anklage gegen die Wölfe, die sich in die Herde Christi einschlichen hatten. Es mag dem jungen Gelehrten nicht leicht geworden sein, den Kampf gegen eine solche Übermacht aufzunehmen. Wie Jeremias mag auch er gezauert haben und versucht gewesen sein, dem Rufe Gottes sich zu entziehen: „Ach Herr, ich kann nicht reden, ich bin so jung!“ Doch auch er hörte in seinem Innern die Worte, die der Herr einst zu Jeremias sprach: „Sage nicht: ich bin so jung! Du gehst dahin, wohin ich dich sende, und sprichst nur, wie ich dich heiße! Fürchte dich nicht, ich bin bei dir und schütze dich!“ Von Gott getrieben erhob Gerhoh seine anklagende Stimme. Und er schonte auch seinen eigenen Herrn und Bischof nicht. War es zu verwundern, daß für den lästigen Sittenprediger in Augsburg bald kein Bleiben mehr war? Gerhoh legte sein Amt nieder und zog sich in das Kloster Raitenbuch zurück.

Bischof Hermann war jedoch großzügig genug, über persönlichem Gekränktsein die hohe Gelehrsamkeit und die untadelige Sittenreinheit Gerhohs nicht zu übersehen. Er rief seinen ehemaligen Domherrn, dem er seine Achtung nicht versagen konnte, nach einiger Zeit wieder zurück. Mit neuem Eifer ging Gerhoh in Augsburg wieder an seine Lebensaufgabe: eine Erneuerung des kirchlichen Lebens herbeizuführen. Er glaubte, dies am besten erreichen zu können, wenn es gelang, die Geistlichen für ein gemeinsames Leben nach der Regel des hl. Augustinus zu gewinnen. Bald mußte er die Unmöglichkeit erkennen, in Augsburg seinen idealen Plan durchzuführen. Alle Versuche des hochstrebenden Sitteneiferers, eine Beseitigung der Mißstände unter dem Klerus herbeizuführen, mißlangen. Verbittert in

diesem scheinbar zwecklosen Kampfe die Waffen senken und schweigend sich in die gegebenen Verhältnisse schicken, das konnte Gerhoh nicht. Da er sich scheute, durch sein Schweigen mitverantwortlich zu werden und durch sein längeres Verbleiben den Schein der Zustimmung auf sich zu laden, verließ er Augsburg zum zweiten Male und zog sich wieder nach Raitenbuch zurück, wo er sich ganz dem Gebet und dem Studium der Heiligen Schrift widmete.

Bischof Kuno von Regensburg stellte das Licht wieder auf den Leuchter. Er weihte den Dreiunddreißigjährigen zum Priester und übergab ihm die Pfarrei Cham im Bayerischen Wald. Hier sollte Gerhoh nach seinen Plänen eine Pflanzschule des gemeinsamen Lebens für Weltgeistliche ins Leben rufen. Doch die schlimmen politischen Verhältnisse ließen die junge Schöpfung nicht über die ersten Anfänge hinauskommen. Gerhoh scheint auch allzustrenge Forderungen gestellt und den Bogen von Anfang an überspannt zu haben. Die Mißstimmung gegen ihn wurde so stark, daß er gezwungen wurde, auf einer Synode zu Salzburg sich zu verantworten.

In Rom verfolgte man mit zustimmender Aufmerksamkeit die Tätigkeit Gerhohs. Und so kam es, daß Innozenz II. ihn dem Salzburger Erzbischof aufs wärmste empfahl. Gerne bediente sich dieser des klugen Rates Gerhohs, er schickte ihn wiederholt in wichtigen Angelegenheiten nach Rom und ernannte ihn 1132 zum Propst des Augustiner-Chorherrn-Stiftes Reichersberg in Oberösterreich. Die siebenunddreißig Jahre, die Gerhoh als Propst im Amte war, wurden für Reichersberg zu einer Blütezeit wahrhaft kirchlichen Lebens. In unermüdlicher Wachsamkeit kämpfte er für die Hebung der Sitten und die Reinhaltung des Glaubens.

Bis zum Tode blieb sich Gerhoh treu. Unbekümmert um das Mißfallen der Mächtigen, sprach er allzeit offen aus, was er zu tadeln fand. Bischöfen und Äbten, Königen und Fürsten, selbst den Päpsten schrieb Gerhoh Briefe voll der derbsten Wahrheiten. Die heilige Liebe zur Kirche, die aus all seinen Worten klang, nahm seinem freimütigen Tadel den bitteren Stachel und ließ alle voll Achtung auf das Wort dieses tapferen Kämpfers Christi horchen. 1169 ging der sechsundsiebzigjährige Gottesstreiter in den ewigen Frieden ein.

„Du aber, o Heiliger, den wir demütig bittend verehren“ – so wollen wir mit einem Zeitgenossen Gerhohs beten –, „erwecke und erneuere unseren erschlafenden und alternden Geist durch den feurigen Geist des Elias, der dir in doppeitem Maße zuteil geworden war, damit die in uns stumpf gewordene Tugend wieder neue Schärfe gewinnen möge!“

Meinwerk von Paderborn

2. Juni
(Gedenktag am 5. Juni)

Eine Legendenschreibung, die von den Heiligen nichts anderes zu erzählen wußte als außerordentliche Taten und staunenerregende Wunder, ist schuld daran, daß viele in den Heiligen Menschen sehen, die in großer Gottseligkeit als lebensfremde „Himmelsgucker“ durch die Welt gingen und keinen Sinn für unsern Alltag mit seinem zermürbenden Kleinkram hatten. Wie unrichtig eine solche Vorstellung ist, zeigt in aller Deutlichkeit das Lebensbild des hl. Meinwerk von Paderborn. Meinwerk lehrt, daß wahre Heiligkeit nicht lebensfremd ist und daß ein Heiliger sich wohl auch um all die kleinen Dinge kümmern kann, an die wir alle den ganzen Tag denken müssen.

Sachsenblut floß in Meinwerks Adern, und zwar Blut aus Herzog Widukinds Geschlecht. Er war ein Mann voll eisernen Trotzes und hochgemuten Sinnes wie sein Ahne Widukind. Als zweitgeborener Sohn des sächsischen Grafen Imad und der niederrheinischen Gräfin Adela wurde Meinwerk nach damaligem Brauch zum geistlichen Stande bestimmt. In den Domschulen zu Halberstadt und Hildesheim mühte sich der junge Graf schlecht und recht mit den Wissenschaften ab. Wenn er es auch hier nicht zur Meisterschaft brachte, so gewann er doch durch seine treuherzige Offenheit und untrügliche Charakterfestigkeit Liebe und Vertrauen aller Lehrer und Schüler.

Da er mit dem sächsischen Kaiserhaus verwandt war, waren alle Voraussetzungen für eine glänzende Laufbahn gegeben. Zum Priester geweiht, erhielt er eine Domherrenstelle zu Halberstadt und wurde bald wegen seines zielbewußten Wesens und seines großen Verhandlungsgeschickes von Kaiser Otto III. als Hofkaplan nach Goslar berufen. Auch Ottos Nachfolger, Heinrich II., der Heilige, übertrug Meinwerk seine uneingeschränkte Gunst. Er hätte keinen treueren Freund und klügeren Berater finden können. Der Ernst des Priesters vereinigte sich bei Meinwerk mit der Tapferkeit des Kriegers und der Klugheit des Staatsmannes. So wußte Heinrich bei der Erledigung des Bischofsstuhles in Paderborn keinen würdigeren Mann als Meinwerk. Bei der Ernennung ließ sich der Kaiser freilich auch noch von einem andern Gedanken leiten. Das Bistum Paderborn war wohl das ärmste in allen deutschen Ländern. Dazu waren der Dom, das Domkloster und die halbe Stadt vor wenigen Jahren durch eine Feuersbrunst vernichtet worden. Meinwerk aber, der an Eigentum und Erbe soviel besaß wie nur wenige im Lande, schien der geeignetste Mann, in seiner allbekannten Freigebigkeit mit seinem Reichtum die drückende Armut des Bistums zu lindern. Das war es auch, was Meinwerk zur Annahme der Wahl bestimmte. Vom Mainzer Erzbischof Willigis geweiht, begann der neue Bischof seine Tätigkeit mit den großzügigsten Schenk-

kungen. Alle seine zahlreichen Güter gab er der Kirche von Paderborn zu eigen. In den siebenundzwanzig Jahren, die er dem Bistum Paderborn vorstand, wuchs es zu einem der größten und angesehensten deutschen Sprengel heran. Eine Reihe von kirchlichen Bauwerken ist mit seinem Namen verknüpft. Unermüdlich arbeitete er am Aufstieg seines Bistums.

Auch als Bischof erfreute sich Meinwerk unvermindert der uneingeschränkten Gunst des Kaisers. Oft zog ihn der Kaiser in Angelegenheiten des Reiches zu Rate. Auf den Reichstagen zu Koblenz und Mainz leistete Meinwerk dem Kaiser durch seine glückliche Friedensvermittlung mit den Fürsten unschätzbare Dienste. Vom Papst erhielt er kostbare Reliquien für seine Kirche.

Neben seinen kaiserlichen Diensten versäumte er keineswegs seine bischöflichen Pflichten. Er wanderte von Ort zu Ort und prüfte den Zustand der einzelnen Pfarreien und Klöster. Unerbittlich zog er jeden zur Verantwortung, bei dem sich ein Ubelstand zeigte. Streng waren seine Strafen, wo er Zuchtlosigkeit und böses Beispiel fand. Den Einsiedler Haimerad ließ er schonungslos auspeitschen, weil er „wie ein Schmutzteufel“ gekleidet war und auch sein Meßbuch sich in einem ganz verwehrlosen Zustand befand. Auf dem bischöflichen Gute Nieheim traf er die eitle Pächtersfrau in Schlepptüchern an, während der Hausgarten eine Wildnis von Unkraut und Nesseln war. Da ließ er sie kurzerhand von seinen Knechten so lange durch die Nesseln ziehen, bis der Garten geebnet war. Oft ging sein ungestümer Sachsenzorn mit ihm durch, aber er war demütig und gerecht genug, die Gezüchtigten hinterher wieder durch Geschenke zu erfreuen. Unter der rauhen Schale seines harten Wesens verbarg sich ein grundgütiges, weiches Herz. Einmal kam er auf einen Pachthof, wo er wahrnehmen mußte, wie die Knechte und Mägde sich keinen Deut darum kümmerten, daß das Eigentum der Herrschaft verdarb und das Gut immer mehr verwehrloste. Da ließ er die unzuverlässigen Dienstboten streng züchtigen. Aber er ritt nicht von dannen, ohne daß er ihnen durch eine besondere Ration an Speise und Trank etwas hätte zugute kommen lassen. Als er ein Jahr später sich überzeugen konnte, daß die Lektion bei den Dienstboten heilsame Früchte getragen hatte, legte der Bischof dem Pächter auf, nebst dem bisherigen Pachtgroschen alljährlich noch zwei Schinken für die Dienstboten zu liefern.

Einmal kam er in das von ihm gestiftete Kloster Abdinghof. Da die Brüder eben beim Chorgebet waren, ging der Bischof geradeswegs in die Küche, wo Töpfe über dem Feuer hingen. Er nahm ein Stück Brot und tunkte es in einen der Töpfe. Brr! Kein Fett und keine Würze! Als er dem erschrockenen Abt Vorhalt machte, meinte dieser: „Entbehrung und Enthaltbarkeit sind die besten Hilfsmittel auf dem Wege zur Tugend und Vollkommenheit.“ Doch der Bischof sprach: „Verzichte du für dich soviel du willst. Aber gegen Untergebene sei mild und gütig!

Damit es in Zukunft an Fett nicht mangle, sollen meine Pächter künftig eurer Küche statt der meinigen alljährlich zwei Schweine liefern!"
Meinwerk wollte fleißige Arbeit; aber keine Leuteschinderei. Lieber verzichtete er auf den Pachtzins, als daß den Dienstleuten an kräftiger Nahrung entzogen worden wäre. Den Mönchen der Abtei Cluny, die er zur Hebung des religiösen Geistes in sein Bistum berufen hatte, sandte er neun Speckseiten, damit sie das ungewohnte nordische Klima besser aushalten könnten.

Zahlreich sind solche Züge zarter Aufmerksamkeit aus dem Leben des tatkräftigen Bischofs. Gerade in ihnen offenbart sich sein Charakter am schönsten. So hart und stürmisch der Widukindsprose bisweilen auftrat, so mütterlich gütig und lieb war er doch wieder in seiner Besorgtheit um das Wohl und Wehe seiner Schutzbefohlenen.

Weit über die Grenzen des Paderborner Landes hinaus erhob sich tiefe Trauer, als Bischof Meinwerk am Morgen des 5. Juni 1036 starb.

Glücklich, wer gleich ihm trotz aller Sorge für das Himmlische doch immer auch noch für das Zeitliche ein offenes Auge haben kann und der, zutiefst in den Alltagsgeschäften steckend, kein stumpf zur Erde blickender Karrengaul wird, sondern den Blick nach oben sich frei hält!

Klothilde

3. Juni

Zu den großen edlen Frauengestalten der deutschen Geschichte, die nicht nur in der Ruhmeshalle ihrer Nation, sondern auch im Heiligentempel der Kirche Christi einen Ehrenplatz haben, gehört St. Klothilde, die deutsche Königin. Ihr Name ist auf ewige Zeiten verbunden mit der Christianisierung Deutschlands.

Als Tochter des Burgunderkönigs Chilperich und seiner frommen Frau Caretene war Klothilde um 474 in Lyon geboren. Blut und Mord verdüsterten die Jugend des Mädchens. Neunjährig verlor Klothilde durch Gewalttat herrschsüchtiger Verwandter Eltern und Heimat. Bei ihrem Oheim Godegisel in Genf fand sie ein neues Heim. Von der Welt so früh schon tief verwundet, zog sie sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Umspült von den Anschauungen ihrer zum großen Teil noch heidnischen Umwelt bewahrte sie das Erbe ihrer frommen Mutter und holte sich Kraft zur sittlichen Größe in der treuen Gefolgschaft des Heilands.

Es war für die christliche Prinzessin wahrhaftig kein leichter Entschluß, die Werbung des noch heidnischen Merowingers Klodwig (Chlodowech) anzunehmen, der sich zum Alleinherrscher der Franken aufgeschwungen hatte. Nur seine feierliche Zusicherung, ihre Religion nicht anzutasten und die heimliche Hoffnung, als Königin des großen Frankenvolkes König und Volk dem wahren Gott zuführen zu können, konnte Klothilde bewegen, Klodwig die Hand zu reichen. Zu Soissons wurde 492 die prunkvolle Hochzeit gefeiert. Die glitzernde Königinnenkrone, die ihr hier aufs Haupt gesetzt wurde, verwandelte sich bald zum schmerzenden Dornenkranz. Klodwig, ein Mann voll jäher Leidenschaft und derber Kraft, zeigte wenig Lust, den Bitten seiner christlichen Frau Gehör zu schenken und seinen Scheitel der Taufe zu beugen. Nur mit Mühe erreichte es die Königin, daß der Thronerbe getauft werden durfte. Als aber der kleine Ingomer wenige Tage nach der Taufe starb, raste der König und schrieb dem Sakrament die Schuld am Tod des Kindes zu: „Wäre der Knabe im Namen meiner Götter geweiht worden – gewiß, er lebte noch!“ Ruhig erwiderte Klothilde: „Gott dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, sage ich Dank, daß er mich nicht so ganz unwert erachtet hat, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen. Kein Schmerz erfüllt mein Herz, denn ich weiß, daß, wer in weißen Gewändern von dieser Welt gerufen wird, weiterlebt und sich am Antlitz Gottes ersättigt.“ Welche Seelenstärke, welche Glaubenskraft spricht aus diesen Worten der schwergeprüften Frau!

In banger Sorge sah die Königin der Geburt des zweiten Sohnes entgegen. Gebet und Liebe errangen auch diesmal den Sieg über heidnischen Trotz: Klodwig gab nach langem Sträuben die Zustimmung zur Taufe. Doch welch ein namenloser Schrecken für die Mutter, als auch Chlodowich – so wurde der Knabe genannt – nach der Taufe schwer erkrankte! In bitterem Grimm schleuderte Klodwig wilde Vorwürfe gegen die Gattin und den christlichen Glauben. Doch Klothilde gab sich ganz in Gottes Hand, zu dem sie am Bettchen ihres todkranken Kindes Tag und Nacht in ergebungsvollem Gebet flehte. Wie jubelte ihr Herz im dankbaren Glück, als der Knabe wieder gesund wurde! blieb auch Klodwig noch verstockt und unzugänglich, so war das Ereignis doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Aber sein Stolz mußte erst noch tiefer gebeugt werden, ehe er den Widerstand gegen die Gnade aufgab und Gottes Hand ergriff. Als bei Zülpich die Alemannen sein Heer schon fast vernichtet hatten, nahm er in höchster Not seine Zuflucht zum Gott der Christen. Der glänzende Sieg, den er wie durch ein Wunder errang, riß die Dämme seines letzten Widerstandes ein, daß die Wasser der Gnade sich über seine Seele ergießen konnten. Welch ausschlaggebenden Einfluß Klothilde auf diese Entwicklung hatte, verrät der Gruß, mit dem der König seiner Gemahlin beim Siegeszug entgegenkam: „Klodwig hat die Alemannen, du hast Klodwig besiegt.“ Am Weihnachtstag 496 fand im Dom zu Reims die feier-

liche Taufe des Königs statt, dem sich in germanischer Mannentreue 3000 Franken anschlossen. Bischof Remigius sprach dabei das bedeutungsvolle Wort: „Beuge dein Haupt, stolzer Sugambri; verbrenne, was du angebetet hast und bete an, was du verbrannt hast!“ Wie reich entschädigte dieser Weihnachtstag Klothilde für alle die Sorgen und Leiden der vergangenen Jahre! Nun war ihr Ziel erreicht: das Licht des Glaubens flammte auf in den dunklen Hainen der Götzen! Zum erstenmal hatte ein germanischer Stamm geschlossen und freiwillig den katholischen Glauben angenommen. Das Beispiel der Franken bewog auch andere Stämme, sich unter den Schutz des Christengottes zu stellen. So kann die Bedeutung jenes Weihnachtsfestes von 496 gar nicht hoch genug gewertet werden. Es war die Geburtsstunde des christlichen Mittelalters. Klothilde war es gewesen, die den Grundstein in den Boden gesenkt hatte, auf dem die deutsche Kultur glorreich erstehen konnte.

Die ganze Größe der Königin offenbarte sich erst nach dem frühen Tod ihres Gemahls, als das Reich in sich uneins wurde und der Bruderhaß ihrer Söhne den Bestand des Reiches bedrohte. Unermüdet reiste die Königin damals durch das Land der Franken und Burgunder; alles bot sie auf, um Frieden zu stiften, Unrecht zu verhüten, Armut und Leiden zu vermindern. Aus eigenen Mitteln erbaute sie Kirchen und Klöster, um die Missionierung des Volkes wirksam erenden zu können. Die Sorge um ihr Volk ließ ihr kaum Zeit, an die eigenen Sorgen zu denken, die doch wahrlich groß genug waren. Welches Leid erwuchs ihr aus dem verderblichen Bruderstreit ihrer Söhne! Welchen Herzensgram verursachte ihr das unglückliche Los ihrer Tochter, die von ihrem rohen arianischen Gatten zu Tode gequält wurde. Aber von ihr galt St. Pauli Wort: „Weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges vermag mich zu scheiden von der Liebe Gottes.“ Der Gedanke an den heiligen Willen Gottes war ihr Schutz und Schild und stärkte ihren Trost und vertiefte ihre Treue.

Am 3. Juni 545 endete ihre irdische Pilgerfahrt. Wer von deutschen Heiligen, von deutscher Frömmigkeit, von echter deutscher Sitte spricht, der kann an St. Klothilde nicht vorübergehen.

Paulinus von Nola

4. Juni

(Gedenktag am 22. Juni)

Paulinus' Lebenszeit fällt in das Gewoge der Völkerwanderung. Ein Jahr vor dem heiligen Augustinus wurde er 353 in Bordeaux geboren. Die Eltern, die einer alten reichbegüterten Senatorenfamilie angehörten, hatten zwar das Christentum angenommen, aber ihre ganze Lebensgestaltung trug noch stark heidnisches Gepräge. So lag ihnen wenig an der religiösen Erziehung ihrer Kinder. Pontius Meropius Paulinus blieb nach der Unsitte jener Zeit ohne Taufe und religiöse Unterweisung. Um so mehr ließen es sich die Eltern angelegen sein, ihrem Sohn eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung angedeihen zu lassen, um ihn so für eine spätere glänzende Laufbahn vorzubereiten. Er hatte als Lehrer der Rede- und Dichtkunst den berühmten Ausonius, der ein Dichter von Weltruf war und die Ausbildung des jungen Kaisers Gratian leitete. Die reiche Begabung machte Paulinus bald zum Lieblingsschüler des Kaisererziehers. Bei den großen Beziehungen, die Ausonius als Lehrer Gratians hatte, eröffneten sich für Paulinus die herrlichsten Aussichten. In der Tat erhielt er schon mit fünfundzwanzig Jahren die Ernennung zum Konsul – zum Statthalter der Provinz Kampanien, wo seine Familie große Besitzungen hatte. Bald führte er eine fromme, vornehme Spanierin als Gattin in sein Haus. Besaß er nun nicht alles, was ein Menschenherz erträumen und ersehnen kann? Unerschöpfliche Reichtümer, ein vielbeneidetes Amt, eine liebreizende Gattin, einflußreiche Freunde, die Gunst des Kaisers – was fehlte noch? Nur eines, aber dieses eine war die Sonne, ohne die alles Menschenleben im Schatten liegt: der Friede des Herzens – Gott.

Die Erzählungen von dem heiligen Priester Felix von Nola, der nach vielen Verfolgungen im Frieden des Herrn gestorben war, machten auf Paulinus tiefen Eindruck. Wie schal und klein erschien ihm doch sein eigenes Leben, wenn er es mit dem des heiligen Felix verglich! Je mehr Paulinus vom hl. Felix hörte, desto klarer wurde es ihm, was es heiße, Christ zu sein, und welche Verantwortung im Christsein liege. Hatte er bisher nicht nur den Namen eines Christen getragen?

In schweren Kämpfen rang sich Paulinus zum Entschluß durch, der Gnade Folge zu leisten. Er legte sein Amt nieder und schied aus dem Staatsdienste aus. In seiner Vaterstadt Bordeaux empfing er die allzu lang hinausgeschobene Taufe. Neben dem hl. Sakrament übte auf ihn ein Zusammentreffen mit dem hl. Martin von Tours, der ihn von einem Augenleiden heilte, tiefen Eindruck aus. Unterstützt von seiner frommen Gemahlin, löste er alle Verbindungen, die ihn noch an die große Welt knüpften, zog nach Spanien und begann seinen gewaltigen Grundbesitz zum Besten der Armen und zu Zwecken allgemeiner Wohlfahrt zu veräußern. Um ein Leben völliger Weltentsagung und Hingabe an Gott führen zu

können, löste Paulinus im Einvernehmen mit seiner Gattin nach dem Tode des einzigen Sohnes die eheliche Gemeinschaft und kämpfte allein den schweren Kampf weiter.

Es dauerte nicht lange, da schied Paulinus von Spanien, um nach Italien zurückzuwandern, zum Grab des hl. Felix in Nola, wo ihn zum erstenmal die Gnade berührt hatte. Um ihn zurückzuhalten, war ihm in Barcelona die Priesterwürde aufgedrängt worden. Aber auch dies hatte den Drang seines Herzens nicht zu stillen vermocht. Er fand erst Ruhe, als er sich in Nola neben dem Grabe des hl. Felix eine Art Kloster eingerichtet hatte, wo er wie ein armer Klausner lebte. Seine reichen Besitzungen in Kampanien verwendete er zum Ausbau einer Basilika, zur Anlegung einer Wasserleitung, zur Gründung eines Armenspitals und anderer Werke der Barmherzigkeit. Mit gleichgesinnten Männern führte er ohne feste Ordensregel ein Leben des Gebetes, des Studiums, der Nachtwache und frommen Übungen.

Ein großes Opfer bedeutete es für den Heiligen, als die Stadt Nola nach dem Tode ihres Oberhirten ihn zum Bischof wählte. Das Bistum Nola aber hätte keinen besseren Hirten gewinnen können. Mit dem unbesiegbaren Gottvertrauen und der opfervollen Selbstlosigkeit eines Heiligen und mit der Energie und Verwaltungskunst eines früheren Staatsbeamten wurde Paulinus seiner Herde in den Stürmen der Goten- und Vandalenkriege ein sicherer Hirte. Über zwanzig Jahre lang lag die Leitung des Bistums in den Händen des Heiligen. Als er am 22. Juni 431 den Anstrengungen seines Amtes erlag, trauerte das Volk um ihn wie um einen lieben Vater.

Bonifatius

5. Juni

Unsere deutsche Heimat war schon im 8. Jahrhundert, mit Ausnahme des Nordens und Ostens, christlich. Aber dieses mühsam großgezogene Christentum in deutschen Landen wäre sicherlich wieder zusammengebrochen, wenn Gott nicht einen Mann erweckt hätte, der berufen ward, als der große Organisator alles Erreichte zusammenzufassen und in eine bleibende, feste Form zu gießen, einen Mann, der eben deshalb den Titel „der Apostel Deutschlands“ mit einem ausschließlichen Rechte trägt: den hl. Bonifatius.

Winfrith (so hieß Bonifatius mit seinem ursprünglichen angelsächsischen Namen) war um 672 in Südengland geboren und wurde in den Benediktinerklöstern Exeter und Nhutscelle mit aller Sorgfalt erzogen. Mit dreißig Jahren zum Priester geweiht, stand dem frommen Mönch mit der feinen Gelehrtennatur eine glänzende Laufbahn offen. Aber vor Winfriths Seele stand ein anderes Ziel. Erfüllt von dem Glauben, daß in Christus das Heil gekommen, drängte es ihn, das Sonnenlicht dieses heilbringenden Christusglaubens möglichst vielen Menschen aufleuchten zu lassen, vor allem den germanischen Stammesbrüdern auf dem Festlande. Und so ließ der fünfunddreißigjährige Mann den Klosterfrieden und wurde ein heimatloser Bote Christi.

Im Frühjahr 716 überquerte Winfrith zum erstenmal den Kanal. Der Aufstand des Friesenherzogs Radbod machte jedoch eine erfolgreiche Missionierung unmöglich. Es blieb Winfrith keine andere Wahl, als noch im gleichen Jahr nach England zurückzukehren. Aber sein Missionseifer war durch diesen ersten Mißerfolg nicht gebrochen. Zwei Jahre später schied er aufs neue aus dem Kloster und fuhr mit einem Empfehlungsschreiben seines Bischofs nach Rom. Er hatte das Glück, in Gregor II. den Papst zu finden, der seinem Missionsdrang volles Verständnis entgegenbrachte. Gregor lernte die außergewöhnliche Persönlichkeit des angelsächsischen Mönchs aufs höchste schätzen. Am 15. Mai 719 übertrug er ihm feierlich die Missionsvollmacht für Deutschland und gab ihm als Erweis besonderer Huld einen neuen Namen, Bonifatius, zum Zeichen, daß nun ein neues Leben für ihn beginnen sollte.

Mit der seinem Stamm eigentümlichen Zähigkeit und dem hohen Ernst eines Heiligen ging Bonifatius an sein schwieriges Werk. Den Thüringern, den Friesen, den Hessen verkündete er die Freudenbotschaft vom Heiland. Die größten Hemmnisse stellten sich seiner Wirksamkeit entgegen. Wenn es ihm trotzdem gelang, das Kreuz immer weiter in die Wälder Germaniens hineinzutragen, so liegt das Geheimnis dieses wunderbaren Erfolgs in seiner überragenden Persönlichkeit und in seiner innigen Verbindung mit Rom.

Bonifatius muß eine Persönlichkeit gewesen sein, die schon durch den ersten Eindruck hinriß. Seine liebenswürdige, gewinnende Art fesselte bei der ersten Begegnung und gewann ihm zahlreiche Mitarbeiter. Die besten und eifrigsten seiner Landsleute verließen die Heimat, um gemeinsam mit ihm an der Missionierung Deutschlands zu arbeiten: Wigbert, Lul, Burchardt, Lioba, das Geschwisterkleinblatt Willibald, Wunibald und Walburg, und zahlreiche andere Priester, Mönche und Nonnen.

Wir Menschen von heute können uns kaum eine Vorstellung machen, unter welchen Schwierigkeiten Bonifatius zu arbeiten hatte. Er war von Natur aus nichts weniger als ein Kämpfer und Draufgänger, trug vielmehr eine schwermütige Ver-

anlagung in sich und war ein bis zur Ängstlichkeit gewissenhafter Mensch. Manchmal, wenn die Enttäuschungen und Rückschläge recht groß wurden, hatte der Missionar aufs schwerste mit lähmender Verzagttheit zu kämpfen. Aus einer solchen Stimmung heraus schrieb er einmal: „Der Verlauf meines Bemühens läßt sich am besten mit dem Gebaren eines Hundes vergleichen, der bellt und sieht, wie Diebe und Räuber das Haus seines Herrn erbrechen, durchwühlen und ausplündern, der aber, weil ihm Helfer zur Verteidigung fehlen, nur traurig knurrt und winselt.“ Wenn er trotzdem diese Anwandlungen von Verzagttheit und Schwermut immer wieder niederzwang und mit ungebrochener Tatkraft weiter arbeitete, so erklärt sich dies vor allem durch seine ergreifende Verbundenheit mit Rom, mit dem Heiligen Vater. Er wußte, daß seine Mission nur dann Erfolg haben konnte, wenn der Heilige Vater mit seiner ganzen Autorität hinter ihm stand. Deshalb reiste er 722 zum zweitenmal über die Alpen und kehrte, zum Bischof für „Germanien und die Gegenden jenseits des Rheinstroms“ geweiht, wieder in sein deutsches Missionsgebiet zurück. Im Jahre 738 unternahm er seine dritte Romreise, auf der er den Auftrag erhielt, die Kirche in Deutschland neu zu ordnen und in lebendige Verbindung mit dem Mittelpunkt aller Einheit, mit Rom, zu bringen. In unwandelbarer Treue war Bonifatius dem Hl. Vater ergeben. Zu dieser Treue leitete er auch alle ihm Unterstellten an. In dem Begrüßungsschreiben an den neugewählten Papst Zacharias schreibt er: „Wen immer mir Gott in diesem meinem Sendeamt als Hörer oder Schüler zuführt, ich werde nicht ablassen, sie alle zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl hinzulenken.“ Als sein Lebenswerk sah es Bonifatius an, den Auftrag des Papstes auszuführen und die Kirche in den deutschen Ländern durch eine straffe Organisation zu sichern. Der Durchführung dieser bedeutsamen Aufgabe opferte er sogar seinen Lieblingswunsch, als Heidenmissionar im ostrheinischen Gebiet zu arbeiten. Rastlos durchzog der alternde Mann (inzwischen zum Erzbischof von Mainz ernannt) die deutschen Gauen, gründete Bistümer, errichtete Klöster und regelte auf den Synoden der Bischöfe und Geistlichen das innerkirchliche Leben.

Bonifatius wußte wie selten einer, daß aller Erfolg der Missionsarbeit auf den Knien von Gott erbetet werden muß. Dieser große Organisator und unermüdete Arbeiter war auch ein großer Beter. In den zahlreichen Briefen, die er den Freunden in der Heimat oder in deutschen Klöstern schrieb, flehte er immer dringend um das Gebet. Durch Gebetsverbrüderungen mit Bischöfen und Klöstern organisierte er ganze Heere von Betenden, die er immer wieder zum heiligen Gebetskreuzzug für die deutsche Mission aufrief.

Als Greis von achtzig Jahren machte sich Bonifatius im Winter 754 auf die Fahrt zu dem Volke, dem seine erste Mission gegolten hatte: an die friesischen Meeresküste. Vorsorglich hatte er seinen Schüler Lul (Lullus) in seinem Bistum

Mainz als Nachfolger eingesetzt und ein Leichentuch mitgenommen, da er sicher war, bald vor Gott erscheinen zu müssen. Die Todesahnung erfüllte sich. In der Morgenfrühe des 4. oder 5. Juni 754 überfielen Heiden das Zeltlager der Mönche bei Dokkum. Mit 52 Begleitern wurde der wehrlose Greis erschlagen. Der Leib des heiligen Märtyrers wurde zuerst nach Mainz und dann in sein Lieblingskloster Fulda übertragen. Alljährlich versammeln sich die deutschen Bischöfe am Grab des Apostels der Deutschen, um hier zu beraten und Beschlüsse zu fassen.

Norbert

6. Juni

Als Norbert eines Tages durch westfälisches Land ritt, um eine Lustbarkeit mitzumachen, überraschte ihn ein furchtbares Gewitter. Ein Blitzstrahl fuhr dicht neben ihm nieder und hätte ihn um Haaresbreite erschlagen. Sein Pferd bäumte sich und warf ihn ab. Noch zitternd und halb gelähmt vor Schreck schlug Norbert ein Kreuz. Er erkannte die Hand Gottes in dem Blitzstrahl und gelobte ein anderer Mensch zu werden.

Nicht als ob Norbert zuvor ein großer Sünder gewesen wäre. Aber sein Herz stand der Weltlust allzuweit offen und gar zu gern nahm er Platz an den reichbesetzten Tafeln des Lebens. Mit dem geistlichen Stand, dem Norbert angehörte, wollte ein solches „Kirmes-Leben“ wenig zusammenklingen. Es war freilich weniger eigene Wahl und eigener Herzensdrang gewesen, die den Grafensohn von Xanten (geboren um 1080) den Priesterberuf ergreifen ließen, als vielmehr der Wille seiner Eltern. Sorglos und vergnügt lebte er in den Tag hinein, freute sich an prunkhaftem Auftreten und einem gewissen Luxus der Haushaltung und ließ sich durch seine Ämter als Chorherr in Xanten, als Domherr in Köln und als Hofkaplan Kaiser Heinrichs V. das Herz nicht schwer machen. Ohne ein lasterhaftes Leben zu führen, entsprachen Auftreten und Gesinnung doch recht wenig dem geistlichen Kleide, das er trug. Mochte er auch unter der inneren Leere seines oberflächlichen Lebens leiden, so hatte er doch nicht die Kraft, die Ketten zu sprengen, die ihn mit den Freuden der Welt allzu eng verknüpften.

Da griff der Allwissende ein, der unter Schutt und Geröll den Marmorblock von seltener Größe und Güte sah, aus dem sich ein ungewöhnlich herrliches Heiligenbild sollte gestalten lassen. Der Blitzstrahl, der ihn lähmte, und die Todes-

nähe, die ihn schreckte, rissen Norbert mit gewaltiger Wucht aus seinem alten Gleise heraus und stellten seinem Leben eine neue Weiche. Die Bekehrung war eine vollständige und dauernde. Es war kein Augenblicksfeuer, das Norberts Herz entflammte und zu begeisterten Entschlüssen fortriß. Ohne nochmal rückwärts zu schauen, wandte er Herz und Sinn von den Seifenblasen der Welt weg zu den unvergänglichen Werten, die fester als Himmel und Erde gegründet sind. In der strengen Schule des heiligmäßigen Abtes Kuno von Siegburg arbeitete er an seiner Seele zwei Jahre, daß sie im neuen Gleis heimisch wurde. Bisher war er nur Diakon gewesen, nun ließ er sich 1115 vom Erzbischof in Köln zum Priester weihen. Der frühere lebenslustige Weltmann war nun endgültig begraben. Norbert hatte in Gebet und Buße sein Lebensziel gefunden: in vollständiger Weltentäußerung wollte er an der Bekehrung seiner Zeit und Umwelt arbeiten. Mit der Erlaubnis und dem Segen des Papstes zog er durch Westdeutschland und Frankreich von Stadt zu Stadt, mit bloßen Füßen gehend oder auf einem Esel reitend. Seinen erschütternden Worten und noch mehr seinem ergreifenden Beispiel konnte niemand widerstehen. Ärgernisse wurden ausgerottet, Feindschaften und Streitigkeiten beigelegt, Gewohnheitsketten der Leidenschaft und Sünde gebrochen. Die aufreibenden Strapazen dieses Apostelamtes brachten zwei seiner Begleiter ins Grab; er selbst erkrankte schwer und mußte seine Missionstätigkeit unterbrechen. Kaum wieder hergestellt, zog er sich mit seinem treuesten Freund und Jünger, Hugo von Cambrai, in die Waldwildnis von Premontre zurück und gründete dort ein Kloster nach der Regel des hl. Augustin. Die weißen Mönche von Premontre (Prämonstratenser) suchten in unerbittlichem Ernst und strengstem Bußgeist das alte Ordensideal der Kirche wieder zu erneuern und durch Selbstheiligung an der Heiligung der Mitwelt zu arbeiten. Die Kirche fand in den weißen Mönchen, die sich rasch in Frankreich, Deutschland und Flandern ausbreiteten, einen Stoßtrupp des Glaubenseifers, ein begeisterndes Vorbild für Priester und Laien.

War es dem Heiligen noch geglückt, das Bistum Cambrai und die Wahl zum Bischof von Würzburg abzulehnen, so mußte er sich schließlich gefangen geben, als ihm auf dem Reichstag von Speyer 1126 das Erzbistum Magdeburg übertragen wurde. Barfuß, in schlechtem Mönchskleid zog der neue Erzbischof in Magdeburg ein. Der Türhüter des bischöflichen Palais verweigerte polternd dem staubbedeckten, armen Mönch den Eintritt. Welch ein Schreck fuhr ihm durch die Glieder, als sich der vermeintliche Bettelmönch als der neue Erzbischof entpuppte!

Mit gewohnter Strenge und unerbittlicher Gerechtigkeit machte sich Norbert sofort an die Beseitigung verschiedener Mißstände und an die Verbesserung der Zucht bei Klerus und Volk. Daß er dabei auf manchen Widerstand stieß, kann

kaum wundern. Die Erbitterung in Kreisen, die von der Reformarbeit des Erzbischofs besonders getroffen wurden, wuchs so hoch, daß sogar mehrere Mordversuche gegen den Heiligen unternommen und in der Nacht des Peter- und Paulstages 1129 ein offener Aufruhr angezettelt wurde. St. Norbert aber ging unbeirrt den eingeschlagenen Weg weiter und führte mit unerschütterlicher Festigkeit das Werk religiöser Erneuerung in seinem Erzbistum durch. Sein Ansehen wuchs immer mehr. Bei Kaiser und Papst hatte das Wort des Magdeburger Erzbischofs große Bedeutung. Nicht nur die Kirche, auch das deutsche Volk verdankt dem Heiligen Großes. Er war ja nicht nur ein Kirchenfürst von dem Eifer eines Apostels und der Lauterkeit eines Heiligen, sondern auch ein Reichsfürst und Staatsmann, der von wahrer Liebe zu seinem Vaterland und Volk durchdrungen war. In rastloser Tätigkeit verzehrte Norbert seine Kräfte, so daß er erst ein Fünfzigjähriger, nach längerem Siechtum am 6. Juni 1134 den übergroßen Anstrengungen erlag.

St. Norbert verstand es, bei den härtesten Prüfungen Seelenruhe und Gleichmut zu bewahren. Das Geheimnis dieser seltenen Lebenskunst offenbart er selber mit den Worten: „Ich war am Hofe, ich lebte im Kloster, ich stand in hohen Ehrenämtern der Kirche, und ich habe überall gelernt, daß es nichts Besseres gibt als sich ganz an Gott hinzugeben.“ Ein besseres Schutzmittel gegen all die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Lebens gibt es auch für uns nicht als dieses eine: vollkommene Hingabe an Gott.

Matt Talbot

7. Juni

Durch die Straßen Dublins torkelte ein blutjunger Arbeiter. Die ganze Nacht hatte er in der Kneipe gezechet und nun suchte er im Morgengrauen in johlendem Zickzack den Heimweg. Kein Zahltag verging, an dem nicht Matt Talbot seinen Rausch nach Hause trug. Unaufhaltsam ging der junge Mensch dem Untergang entgegen. Der Alkoholteufel hatte ihn mit hundert Polypenarmen umschlungen. Die arme Mutter saß nächtelang in der dunklen Stube und wartete Stunde um Stunde und fuhr schreckhaft zusammen, wenn der Erwartete lärmend zur Haustüre hereinpolterte oder von Zechkumpanen hereingeschleift wurde. Der Ekel stieg in ihr auf, wenn sie dem Trunkenen ins aufgedunsene Gesicht sah. Was war

aus ihrem prächtigen Jungen geworden! Wie brav und fromm war Matt gewesen, als er noch zur Schule ging! Mit welchem Stolz hatte er als Handlanger und Jungarbeiter in den ersten Jahren seinen Lohn nach Hause gebracht und der Mutter auf den Tisch gezählt! Dann kam der unselige Tag, wo er zum erstenmal betrunken nach Hause gebracht wurde. Die Arbeitskameraden hatten dem jungen Burschen so lange zugebetrunken und zugesprochen, bis er den anfänglichen Widerwillen bezwang und eine große Flasche Fusel leerte. Als er am Morgen mit nüchternem Kopf vor die Mutter trat, schoß die rote Glutwelle heißer Scham in ihm auf. Aber bei nächster Gelegenheit trank er die zweite Flasche — und wurde den Schnapsdurst nicht mehr los. Die Mutter bat und beschwor ihn, vom Trinken zu lassen. Willig versprach Matt der weinenden Frau alles, um am nächsten Zahltag alles wieder zu vergessen. Das Nationallaster der Iren, die Trunksucht, hatte ihn gepackt und wollte ihn nicht mehr loslassen. Er hätte sich ansputzen mögen wegen seiner Haltlosigkeit und schämte sich vor Gott und aller Welt seiner unmännlichen Schwäche. An jedem Morgen nach einer durchzechten Nacht faßte er die heiligsten Vorsätze. Und am nächsten Lohntag, wenn das verdiente Geld in der Tasche klimperte, kam er wieder nicht an der Schenke vorbei und vertrank den letzten Pfennig und verkaufte sogar die Stiefel von den Füßen, um der Leidenschaft fröhnen zu können. Wenn er nüchtern war, dann war er der beste Mensch der Welt. Er war fleißig und arbeitsam, war fröhlich und dienstfertig, hielt seinen katholischen Glauben hoch und trieb keine Schlechtigkeiten. War es nicht ein Jammer, daß ein so gut veranlagter Mensch so erbärmlich zugrunde gehen sollte?

Inzwischen war Matt vierundzwanzig Jahre alt geworden. Da geschah, was niemand zu hoffen gewagt hätte: er warf die Schnapsflasche zum Fenster hinaus und schwor, kein Glas Alkohol mehr anzurühren. In einer bei einem willensschwachen Gewohnheitstrinker schier unverständlichen heldenhaften Anstrengung raffte er sich zusammen und versprach der glücklichen Mutter, nie mehr eine Kneipe zu betreten, nie mehr einen Tropfen Schnaps über die Lippen zu bringen. Keinem Menschen hat Matt Talbot je anvertraut, was diesen plötzlichen Entschluß veranlaßt hatte. Auf jeden Fall gaben religiöse Gründe bei dieser seltsamen Umwandlung den Ausschlag. Das geht auch daraus hervor, daß er zur feierlichen Bekräftigung seiner Umkehr und zur stärkeren Bindung an seinen Vorsatz in die Hände eines Priesters das Gelübde der Enthaltbarkeit ablegte.

Matt Talbot hat sein Gelübde gehalten, mochte es ihm auch noch so schwer werden. Mochten die Arbeitskameraden auf dem Bauplatz noch so verführerisch mit der Schnapsflasche locken, mochten sie ihn noch so oft einladen, am Umtrunk mitzumachen — er blieb stark. Er mußte den törichten Spott seiner Kameraden alle Tage über sich ergehen lassen, mußte in den ersten Wochen bis zur Er-

schöpfung leiden unter dem brennenden Durst nach Alkohol — er blieb stark und erbaute die Menschen, denen er durch seine frühere Trunksucht Ärgernis gegeben hatte, nun durch seinen heldenhaften Kampf.

Durch maßloses Fröhnen sinnlicher Begier hatte er gesündigt. So wollte er nun zur Sühne auf alle erlaubten Genüsse und Freuden verzichten. Er gab das Rauchen auf, das ihm bei der Arbeit und am Feierabend ein so lieber Zeitvertreib und Genuß gewesen war, er bekämpfte die Wißbegier und las keine Zeitung mehr, er verzichtete aufs Mittagessen und gönnte sich nach seinem zehnstündigen, schweren Arbeitstag nur drei Stunden Ruhe auf seinem Bett (einem mit ein paar Säcken bedeckten Brett). Eine Heirat, die sich ihm bot, schlug er aus und entsagte den Annehmlichkeiten eines Familienlebens. Jeden Morgen kniete er zwei Stunden in seiner kalten Kammer und ging nie an die Arbeit, ehe er nicht in einer Frühmesse den Segen Gottes geholt hatte. Wenn mittags die Kameraden in der Kantine ihren Hunger und Durst stillten, blieb Matt Talbot auf der Arbeitsstätte und setzte in einer Baubude seine Morgenandacht fort. Die Abende verbrachte er am Bett eines einsamen Kranken oder las in einem religiösen Buch. Als ihm einmal ein Buch in die Hände fiel, das von frommen Mariendienern des Mittelalters erzählte, die zu Ehren der Gottesmutter ihr Leben lang eiserne Ketten trugen, ging er sofort daran, in seinem Sühneifer dieses harte Bußwerk nachzumachen. Er verschaffte sich ein paar feste Wagenketten, schlang sie um den Körper und ertrug jahrelang mit Heldenmut die Unbequemlichkeit und die Schmerzen dieser Kasteiung. Für sich selbst von äußerster Bedürfnislosigkeit, verwendete er jeden ersparten und verdienten Pfennig für gute Zwecke, besonders für die Mission in China. Vier Missionare wurden durch die Spargroschen dieses Arbeiters ausgebildet und zu Priestern geweiht.

Ängstlich vermied es Matt Talbot, durch irgendwelche Absonderlichkeit aufzufallen. Kein Mensch wußte etwas von den schweren Ketten, die er trug, von dem strengen Fasten, das er beständig hielt. Vierzig Jahre lang büßte und sühnte so dieser irische Arbeiter in der Verborgenheit des inneren Lebens. Erst der Tod enthüllte sein Geheimnis. Eines Tages brach der Siebzigjährige auf dem Gang zur Arbeitsstätte zusammen und verschied, ehe hilfreiche Hände ihn ins Krankenhaus bringen konnten. Es war am 7. Juni 1925.

Es war im Jahre 1878. Man feierte das Fest Mariä Opferung. Zahlreiche Zuhörer scharten sich in einer Kirche zu Münster i. W. um die Kanzel und lauschten aufmerksam den Worten des Predigers. Vom Schönsten und Höchsten sprach der Priester, von der ungeteilten Liebe zu Gott. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen.“ Was ahnte der Prediger auf der Kanzel davon, daß seine Worte bestimmt waren wie ein weckender Wächterruf in das Herz eines jungen Mädchens zu fallen, das gespannt seinen Ausführungen folgte? Das fünfzehnjährige Grafenkind Maria Droste zu Vischering kam von den Worten „... aus deinem ganzen Herzen“ nicht mehr los. Klar wie nie zuvor stand es vor ihrer Seele: Gott begnügt sich nicht mit etwas Halbem. Nur eine ganze Hingabe kann ihm genügen. Und groß und ernst, und doch so seltsam beglückend tauchte vor ihrem Geiste die Aufforderung auf: „Du mußt Ordensfrau werden! Leg alles Irdische von dir und wirf dich in die Arme deines Gottes!“

Nicht zum erstenmal war es, daß der Klostergedanke in dem Komteßchen auftauchte. Schon vor drei Jahren, an ihrem Firmungstage, war plötzlich der Wunsch nach dem Ordensstand in ihr wach geworden. Wem Maria von ihrer Klostersehnsucht sagte, der hatte ein ungläubiges Lächeln. Dies ungestüme, lebenslustige Mädchen eine Nonne? Dieser unbändige Wildfang, der nach Bubenart durch die weiten Hallen des Erbdrostenhofes zu Münster oder durch Hof und Garten des väterlichen Inselschlusses Darfeld tollte, in stiller, schweigsamer Klosterzelle? In Maria selber stieg Angst und Sorge auf beim Gedanken an ihren schwierigen Charakter und sie bangte, wenn sie an den Kampf und die ungezählten Opfer dachte, die es kosten würde, bis das wilde Füllen gezügelt und gezähmt sein würde.

Aber unter der Hülle eines Wildfangs barg sich eine tieffromme, für alles Edle aufgeschlossene Mädchenseele. Wie oft floh Maria von Spiel und Gesellschaft weg in die stille Hauskapelle zu inniger Aussprache mit dem, der von Kindheit an der König ihres Herzens war! Wie oft sah man die junge Gräfin auf dem Wege zu Armen und Kranken! Durch das Erlebnis des traurigen Kulturkampfes und die Besuche, die sie mit den Eltern bei den vertriebenen deutschen Bischöfen in Holland machen durfte, verstärkte sich ihre Neigung, Christus und der Kirche zu dienen. Bei den Sacré-Coeur-Schwestern in Riedenburg bei Bregenz, denen sie zur Ausbildung übergeben wurde, vertiefte sich ihr religiöser Sinn noch mehr. Hier hörte sie bei einer Einkleidung zum erstenmal die Psalmworte: „Du Mägdlein höre, sieh und neige dein Ohr, vergiß deines Volkes und deines Vaterhauses!“ Da stand wieder der Ruf Gottes vor ihr — wie einst am Firmungstage, wie bei jener

Predigt an Mariä Opferung. „Ich gehörte schon nicht mehr mir an“, erzählte sie später, „sondern war ganz, ganz sein.“ Der Einfluß des berühmten Mainzer Bischofs Emanuel von Ketteler, der ihr Onkel war, trieb die junge Gräfin zielsicher weiter auf der erkannten Bahn.

Noch waren aber viele Hindernisse zu überwinden, ehe aus der Gräfin Maria die „Schwester vom göttlichen Herzen“ wurde. Wohl waren die frommen Eltern mit dem Wunsche ihrer Tochter, Nonne zu werden, freudig einverstanden. Aber eine langjährige Erkrankung verzögerte den Klostereintritt noch ein paar Jahre. Wie eine Novizin verbrachte Maria diese Zeit des Wartens. Unter der Leitung des Schloßkaplans lernte sie zum besseren Verständnis der Liturgie Latein, pflegte fleißig Musik und Gesang, um die Feier des Gottesdienstes in der Schloßkapelle zu verschönern und verschaffte sich auch einen Einblick in die Verwaltung der Familiengüter. So erwarb sie sich viele Kenntnisse, die ihr später als Ordensoberin von großem Nutzen waren.

Lang war sie über die Wahl des Ordens, dem sie beitreten sollte, unschlüssig, bis ihr eines Tages in einer plötzlichen Eingebung klar wurde, für die Kongregation vom guten Hirten bestimmt zu sein. Nun zögerte sie nicht länger. Nach schmerzlichem Abschied von den Eltern und Geschwistern trat sie im Herbst 1888 bei den guten Hirtinnen in Münster ein und legte 1891 ihre Profess ab. So sehr es Schwester Maria allen andern Schwestern an heiligem Ernst und treuer Erfüllung aller Pflichten gleichtat, so waren die ersten Jahre des Klosterlebens doch eine harte Prüfungszeit für sie. Häufige Berufszweifel und Gewissensnöte plagten sie und ängstigten sie auch noch nach der Gelübdeablegung. Dazu wollte es ihr lange nicht gelingen, die Liebe zur Beschaulichkeit und das Leben der Tätigkeit in schönen Einklang zu bringen. Die büßenden Mädchen, denen sie rasch nach vollendetem Noviziat als Meisterin gegeben wurde, machten ihr durch Ungehorsam und offene Widersetzlichkeit viel Verdruß; Schwächeanfalle wollten sie nutzlos machen, verschwiegene Opfer in reicher Zahl verlangten Aufbietung aller Seelenkräfte. Es war in der Tat eine harte Schule, in der Christus seine auserwählte Braut erzog, bis er ihr am Aloisustage 1891 zurief: „Komm an mein Herz!“

Mit diesem Tage begannen die geheimnisvollen mystischen Tröstungen, mit denen Schwester Maria vom Herrn begnadigt wurde. Von diesem Tage an war sie auch die „starke Frau“, die ihr seelisches Gleichgewicht nie wieder verlor. „Mein Jesus, mehr Leiden, mehr Liebe!“ Das wurde nun das Stoßgebethen ihres Lebens. Als Gruß ihres himmlischen Bräutigams sah sie nun jedes Opfer an, das von ihr verlangt wurde. In dieser Gesinnung nahm sie gehorsam gegen ihre Obern in froher Gelassenheit Abschied von der Heimat, um nach kurzem Aufenthalt in Lissabon die Leitung des schwer verschuldeten, am Zusammenbruch

stehenden Hauses in Porte zu übernehmen. In übermenschlichen Anstrengungen gelang es Schwester Maria durch ihre Klugheit und ihr unbegrenztes Gottvertrauen das Haus nicht bloß vor dem Untergang zu retten, sondern es in wenigen Jahren zu Blüte und Ansehen zu bringen. Nach zwei Jahren schwersten Schaffens brach sie in dem ungewohnten Klima zusammen. Ein Rückenmarkleiden warf sie aufs Krankenlager, das sie nicht mehr verlassen sollte. Nun aber erwies sie sich erst recht als die Heldenbraut des himmlischen Königs. Von ihrer tragbaren Bettstelle aus leitete sie, zerrissen von heftigen Schmerzen, nicht bloß ihr Ordenshaus wie in früheren, gesunden Tagen, sondern spendete viele Stunden des Tages hindurch den zahlreichen Bittstellern, die veranlaßt durch den Ruf ihres heiligmäßigen Lebens und Leidens zu ihr kamen, ungezählte leibliche und geistliche Wohltaten.

Immer inniger wurde in diesen Leidenstagen die trauliche Zwiesprache mit Gott und das innige Sichversenken in die Liebe des Welterlösers. Von dieser Liebe getrieben, bat sie Leo XIII., zur Jahrhundertwende die ganze Menschheit dem heiligsten Herzen zu weihen. Ihre Bitte fand beim greisen Papst willkommene Aufnahme, besonders als Schwester Marias Voraussage von einer schweren Erkrankung und Wiedergenesung des einundneunzigjährigen Papstes sich erfüllt hatte. Doch als wäre damit ihr Lebenswerk vollbracht, starb die Heroldin des göttlichen Herzens am 8. Juni 1899, am Vorabend des Triduums, das die große Weltweihe an den Erlöser einleitete.

Anna Maria Taigi

Mütter, auf denen die Sorgen eines Haushaltes lasten, die in anstrengender Arbeit sich um Brot und Kleidung für eine große Kinderschar mühen müssen, die sich jeden Augenblick stehlen müssen, wo sie, abgespannt von Arbeit und Kummer, dem Gebet und der Andacht sich hingeben können, mögen manchmal mit Neid auf Ordensschwester schauen, die so ganz ungestört Gott und ihrer Seele leben können, und mögen seufzen: „Wie soll unsereins sich heiligen können!“ Gewiß ist es schwer, unter dem Druck hundertfältiger Familiensorgen ein Leben der Gottverbundenheit und Vollkommenheit zu führen. Daß es aber nicht unmöglich ist, zeigt so manche Heiligengestalt, unter ihnen besonders die 1920 seliggesprochene Familienmutter Anna Maria Taigi.

Als sechsjähriges Mädchen war Anna Maria nach Rom gekommen, das ihr zur Heimat werden sollte. Ihre Eltern lebten in drückender Armut. Anna Maria erhielt bei den Maestre Pie (Ordensfrauen, die sich mit der Erziehung armer Kinder beschäftigten) eine gute religiöse Ausbildung. Nach der Schulzeit kam sie als Lehrling zu einer Schneiderin und verdiente später ihr Brot als Zofe einer adeligen Dame. Mit einundzwanzig Jahren heiratete Anna Maria den Domenico Taigi, der Bedienter im Hause des Fürsten Chigi war. Sieben Kinder füllten nach und nach die kleine Wohnung. Trotz der geringen Mittel legte Anna Maria in den ersten Jahren ihrer Ehe großen Wert darauf, sich gut zu kleiden und durch glitzernden Schmuck den Eindruck ihrer gefälligen Gestalt zu erhöhen. Eines Tages, als sie wieder ihre Schönheit zur Schau trug und am Arme ihres Gatten, strahlend in Lebensfrische, geziert mit dem Festschmuck der Römerinnen zum glanzvollen Schauspiel eines hohen Festes nach St. Peter ging, traf sie der ernste, vorwurfsvolle Blick eines Ordensmannes. Dieser Blick traf Anna Maria wie der Blitzstrahl der Gnade. Sie erkannte das Gefährliche ihrer Gefallsucht und die wunde Stelle ihres Charakters. Sie öffnete ihr Herz weit der Gnade Gottes, raffte sich auf und legte eine gute Lebensbeichte ab. Eine innere Stimme wies sie zu jenem Servitenpater, dessen Blick zum Anlaß ihrer „Bekehrung“ geworden war. Er übernahm ihre Seelenleitung und wurde ihr zum Führer auf dem Weg zu innerer Höhe und religiöser Weite.

Mit fester Hand griff Anna Maria ihre Buße an. Sie entsagte allem unnötigen Kleideraufwand und gab sich mit großem Eifer religiösen Übungen hin, ohne aber darüber ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau zu vernachlässigen. Anna Marias Frömmigkeit war eine durch und durch gesunde, praktische. Ihre erste Sorge war und blieb immer, den Pflichten als Gattin und Mutter aufs treueste nachzukommen. Das war der Weg der Vollkommenheit, den sie gehen wollte. Den Gedanken an Gott nahm sie mit zu allen Arbeiten und Geschäften; er verließ sie nie. Er gab ihr die Kraft, alle die Schwierigkeiten ihres Familienlebens zu ertragen, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Sie war ihrem Mann, der zwar gutherzig und religiös, aber recht launisch und aufbrausend, grob und ungeschliffen war, eine treue Gattin, ihren Kindern eine wachsame, opferfreudige Erzieherin. Wie ihr Mann später erklärte, sei es gar oft vorgekommen, daß er abends, bei der Heimkehr vom Dienst, die Stube voll von Besuchen gefunden habe (es war in der Zeit, wo Anna Maria in ganz Rom als begnadigte Heilige bekannt war und von Ratholenden aufgesucht wurde). Da habe sie unverzüglich alle, auch die höchsten Herrschaften, stehen lassen und sich um den müden, hungrigen Mann bemüht. Wie oft sei er mißgestimmt und schlechter Laune heimgekommen, und wie habe sie jedesmal ihn durch ihre Liebenswürdigkeit wieder aufzuheitern gewußt! Wie klug habe sie es verstanden, den Frieden in der Familie zu wahren,

was bei den verschiedenen Charakteren keineswegs leicht gewesen sei. Besonders in den Jahren, wo der älteste Sohn mit seiner Frau die elterliche Wohnung teilte, und die herrschsüchtige, zänkische Schwiegertochter in allem die Herrin zu spielen versuchte, habe Anna Maria mit beispielloser Güte und Klugheit Streitigkeiten zu vermeiden und die Eintracht aufrechtzuerhalten gewußt. Anna Maria litt also unter den gleichen Schwierigkeiten, die auf so vielen Hausmüttern lasten. Sie bildeten für sie aber kein Hindernis, ihr gottgewolltes Ziel der Heiligkeit zu erreichen, ebensowenig wie die mannigfachen körperlichen und seelischen Prüfungen, die über sie kamen.

Je mehr sich die Heilige innerlich von der Welt freimachte und in der Verborgenheit des Familienkreises die Tugenden des Gebetes, der Abtötung, des Wohltuns, der Pflichterfüllung ausübte, um so reicher wurde sie von Gott mit Gnadenerweisen beschenkt. Die Familienmutter aus dienendem Stand wurde zur Seherin. Sie las in den Seelen der Menschen, wie man in einem Buche liest. Sie erkannte Krankheiten und Heilmittel, wo berühmte Ärzte ratlos waren. Erfahrene Staatsmänner und höchste Kirchenfürsten beugten sich vor ihrer Weisheit und begehrten von ihr Rat. Selbst die Päpste Pius VII., Leo XII. und Gregor XVI. legten die höchste Achtung vor der armen Frau des Bediensteten an den Tag. Eine ganz eigenartige Erscheinung, die sich sonst nirgends in der Geschichte der Heiligen findet, bestand darin, daß Anna Maria immer eine geheimnisvolle, von einer Dornenkrone umrankte Sonne vor sich sah. Im Mittelpunkt dieser Sonne thronte eine Gestalt, die man als die heilige Weisheit deutete. Im Lichte dieser Sonne sah sie die Absichten Gottes mit der Welt und den Menschen, die Ereignisse selbst ferner Länder, die Lösung von Fragen, die man an sie stellte. Jeder Schatten einer Sünde wurde in dem unaussprechlichen Glanz dieser Sonne sofort sichtbar. Diese Wundersonne, die sie siebenundvierzig Jahre lang stets vor Augen hatte, war ihr eine ständige Erinnerung an die Gegenwart Gottes und eine unablässige Mahnung zur Gewissenhaftigkeit bis ins kleinste. Durchglüht von dieser Sonne stellte sie sich jeden Morgen beim hl. Meßopfer und an der Kommunionbank ein. An die hl. Eucharistie knüpft sich eines der Wunder, mit denen Gott sie beschenkte: Als sie einmal in der Karlskirche kniete und der Priester bei der Kommunion eben die Worte sprach: „Seht das Lamm Gottes...!“, da löste sich die heilige Hostie aus seiner Hand, schwebte einige Augenblicke frei in der Luft und legte sich dann vor den Augen der staunenden Kirchenbesucher auf die Zunge der in glühender Sehnsucht harrenden Seligen. Solche Gnadenerweise konnten Anna Marias Demut nicht erschüttern. „Laß mich gehen, o Herr, laß mich gehen. Ich bin nur eine Hausfrau!“ konnte sie unter der Oberlast der Gnadenfülle flehen.

Am 9. Juni 1837 schied sie nach langer Todeskrankheit aus dem Leben und strahlt seitdem als heller Stern des christlichen Rom.

Heinrich von Bozen

10. Juni

Im lieblichen Boznerland, wo die Etsch sich um Rebenhänge und durch farbfrohe Granatbüsche und dunkle Pinien windet, verlebte Heinrich in der Hütte eines armen Bauern seine Jugend. Schon früh mußte der Junge tüchtig mit anpacken und dem Vater einen Knecht ersetzen. Die Armut des Elternhauses wurde verklärt durch den frommen Sinn, der darin wohnte. Wir wissen es nicht, was Heinrich aus dem schönen Bozener Heimatland vertrieb: plötzlich hören wir, daß er sich in Treviso im Venezianischen ansiedelte. Ob er dort ein besseres Fortkommen erhoffte? Ob das Mädchen, das er heimführte, aus Treviso stammte? Das, was die Welt als Glück betrachtet, fand Heinrich freilich in Treviso nicht. Seine Frau mußte er nach wenigen Jahren lieber Vereinigung begraben. Harte Tagelöhnerarbeit verschaffte ihm sein dürftiges Brot und schützte ihn vor schlimmster Not. Ein reicher Herr, der am lauterem Charakter und an der tiefen Frömmigkeit Heinrichs Gefallen fand, hatte ihm ein kleines Kämmerlein als Unterschlupf gegeben. Hier führte Heinrich ein stilles, abgeschiedenes Klausnerleben, das nur durch den Gang zur Arbeit unterbrochen wurde. Als zunehmende Schwäche beim angehenden Alter die harte Tagelöhnerarbeit unmöglich machte, war Heinrich ganz auf die Gutherzigkeit der Mitmenschen angewiesen.

In engem Rahmen spielte sich so das Leben des Seligen ab. Es war ein Leben voll Gebet und Tugend, ein Leben treuer Nachfolge Christi. Abgestorben für die Welt und ihre Reize, lebte Heinrich ganz für Gott. In den letzten Jahren, wo Kränklichkeit ihm das Arbeiten verwehrte, kannte Heinrich keine wichtigere Beschäftigung als den Kirchenbesuch und die Betrachtung. In der ersten Frühmesse des dämmernden Morgens kniete er andachtversunken in der Bank, und in der letzten Messe des Vormittags fehlte er nicht. Die Glut der Gottesliebe leuchtete auf seinem Antlitz, wenn er dem hl. Opfer folgte und in der Predigt aufmerksam dem Worte Gottes lauschte. Täglich machte er einen Rundgang in der Umgebung der Stadt zu den Kirchen und Kapellen, wo er den Heiland und die liebe Mutter Gottes grüßte und ihnen seine Ehrfurcht bezeugte.

Gern ließen sich die Leute mit Heinrich in ein Gespräch ein, das er geschickt immer auf religiösen Boden zu lenken verstand. Wenn er von Gott sprach, fand der einfache Tagelöhner Worte voll tiefer Weisheit und heiliger Anmut. Mit scheuer Ehrfurcht sahen die Leute auf Bruder Rigo, wie sie Heinrich nannten. Man erzählte sich von ihm seltsame Dinge. Man sagte: „Bruder Rigo kann Engel und Heilige sehen und mit ihnen reden.“ Je sorgfältiger Heinrich sein heiliges, abgetötetes Leben vor den Blicken Neugieriger zu verbergen suchte, desto mehr wurden sein strenges Bußleben, sein vorbildliches, demütiges Wesen, seine unge-

wöhnliche Frömmigkeit bekannt. Allgemein hielt man ihn für einen Heiligen. Mit Ehrfurcht betrachtete man den einfachen, armen Mann.

Am 10. Juni 1315 lief die Kunde durch die Stadt: „Bruder Rigo ist gestorben!“ Die Domglocken huben an zu läuten, so feierlich und klangvoll, als kündeten sie den Heimgang eines großen Kirchenfürsten. Sie sangen mit ihrer ehernen Stimme übers ganze Land hin: „Heinrich, arm und niedrig auf Erden, hat reich und herrlich den Himmel betreten.“ Die ganze Stadt gab dem armen Bruder das Ehrengeleite. Geheilte, die durch die Anrufung des Entschlafenen von ihren Leiden befreit worden waren, schritten in jubelndem Dank neben der Bahre. Bei der Totenfeier im Dom ereigneten sich neue Krankenheilungen. Acht Tage mußte der Sarg offen im Dom stehen bleiben, so stark war der Zudrang des Volkes und so groß war sein Vertrauen auf die fürbittende Hilfe des Seligen. Ein Augenzeuge berichtet: „Ganz unglaublich war der Andrang der Volksmenge, der Jubel in der Kirche, die Zahl der brennenden Kerzen, die aufgestellten Statuen und Bilderkreuze und Krücken, die von den Kranken zurückgelassen wurden, das Rufen der Kranken und der übrigen Pilger, die Gott lobten für so große Himmelsgaben. Unzählige eilten in ganz wunderbarer Weise zur heiligen Beicht, mochten sie in noch so schlimmen Sünden verstrickt gewesen sein. Alles Unrecht wurde verziehen, Todfeinde schlossen Frieden, sowohl unter den Bürgern als auch unter den fremden Pilgern, und bald herrschte trostreicher Friede.“

Auch als der Leichnam, der nicht das geringste Zeichen der Verwesung trug, nach acht Tagen in einem Steinsarg beigesetzt war, nahm der Zulauf des Volkes nicht ab. Das ganze Jahr dauerte der Zulauf. An manchen Tagen sollen 30 000 Fremde in die Stadt gekommen sein und am Grab des Seligen ihre Andacht verrichtet haben. Tirol hat seinem großen Sohn ein treues Andenken bewahrt. Es war eine große Freude für die Bozener, als es ihnen gelang, Reliquien des seligen Heinrich zu erhalten, die zuerst in der Pfarrkirche und 1869 in dem Kirchenbeisetzungsplatz, das an der Stelle des einstigen „Heinrichshofes“, des Geburtshauses des Seligen, erbaut und in Gegenwart der Fürstbischöfe von Seckau, Trient und Brixen feierlich eingeweiht wurde.

Vitus

11. Juni

(Gedenktag am 15. Juni)

Wiederholt kann man die Wahrnehmung machen, daß das gläubige Volk gerade solchen Heiligen seine besondere Verehrung schenkt, über deren Leben die Geschichte wenig zu berichten weiß. So ist es auch beim hl. Vitus. Die mannigfachen Städte und Dörfer in Deutschland und Österreich, die den Namen St. Veit tragen, die unzähligen großen und kleinen Gotteshäuser, die ihm gewidmet, die Klöster und Kirchenprovinzen, die seinem Schutze unterstellt sind, die vielen Bauern- und Wetterregeln, die sich an seinen Tag knüpfen, geben Zeugnis von der großen Liebe des Volkes zu diesem Heiligen. Ganze Länder, wie Sizilien und Böhmen verehren den hl. Vitus (ital. Guido, franz. Guy) als ihren Landespatron.

Das schöne sonnenüberstrahlte Sizilien ist die Heimat des Heiligen. Hier wurde er gegen Ende des 2. Jahrhunderts geboren. Sein Vater Hylos, ein reicher Senator, hing noch mit zäher Leidenschaft am heidnischen Irrwahn seiner Vorfahren. Da war es ein Glück, daß der kleine Vitus nach dem damaligen Brauch vornehmer Heidenfamilien aus dem elterlichen Haus fortgegeben und einer Amme zur Erziehung anvertraut wurde. Und ein noch größeres Glück war es, daß der Vater keine Ahnung davon hatte, daß diese Amme Kreszentia wie auch ihr Mann Modestus fromme Christen waren. Sie ließen den Knaben taufen, erzählten ihm vom lieben Jesuskind, lehrten ihn beten und erzogen ihn nach den Lehren des Christentums. Mit Sorge sahen die braven Leute dem Tag entgegen, wo der Senator Hylos das Kind zurückholen würde. Auch Vitus kam der Abschied von seinen lieben Pflegeeltern bitterschwer an.

Der Vater war anfangs voll des Lobes über die prächtige Entwicklung des Jungen und die ausgezeichnete Erziehung, die er erhalten hatte. Doch es konnte nicht lange währen, da entdeckte er Veits christlichen Glauben. Seine Erregung war maßlos. Nichts ließ er unversucht, um den Knaben von seinem „schändlichen Aberglauben“ abzubringen. Er schimpfte und drohte und schlug mit dem Stock auf den armen Jungen ein. Er sperrte ihn in eine Kammer und ließ ihn hungern. Als Gewalt nichts half, griff er zu andern Mitteln. Er bat und weinte, schmeichelte und verhielt Geschenke, er schleppte den heranreifenden Knaben zu verführerischen Festen und Gelagen, er vergaß seine Vaterwürde so sehr, daß er der Herzensreinheit seines Sohnes Fallen stellte und ihn durch leichtfertige Mädchen dem Laster und damit dem Unglauben in die Arme zu treiben suchte. Er ließ Vitus durch den Statthalter Valerian ins Gebet nehmen und schmerzhaft züchtigen – alles war umsonst. Der Knabe blieb standhaft.

Mit tiefem Mitleid beobachteten Kreszentia und Modestus das Martyrium, das Vitus im Hause seines verblendeten Vaters durchzumachen hatte. Sie verabredeten

sich mit dem Knaben und flohen heimlich übers Meer nach Italien. Hier fielen sie freilich erst recht dem Löwen in den Rachen. In Italien wütete gerade die blutige Christenverfolgung des Kaisers Diokletian. Es dauerte nicht lange, da wurden die drei Flüchtlinge aus Sizilien aufgegriffen, und es wurde wegen ihres Christenglaubens der Prozeß gegen sie angestrengt. Das Urteil lautete auf Tod. Die drei Bekenner wurden in die Arena gebracht und hungrige Bestien auf sie losgelassen. Als die Raubtiere den Heiligen kein Leides taten, warf man sie in siedendes Pech. Doch auch dieser Marter entrannen sie durch Gottes Beistand unversehrt. Schließlich hauchten die Märtyrer auf der Folter ihre edlen Seelen aus. Das Martyrium geschah um das Jahr 304.

Reliquien des hl. Vitus kamen schon früh nach Frankreich und von dort durch Ludwig den Frommen 836 ins Kloster Korvey im Sachsenland. Das Volk reihte St. Vitus unter die vierzehn Nothelfer ein und ruft ihn mit besonderem Vertrauen als Patron gegen den „Veitstanz“ und gegen Feuer- und Blitzgefahr an.

Margareta von Schottland

12. Juni
(Gedenktag am 10. Juni)

Margaretas Vater Eduard Etheling hatte nach der Ermordung seines königlichen Vaters die angelsächsische Heimat verlassen und außer Landes flüchten müssen. In Ungarn fand der Landflüchtige am Hof des heiligen Königs Stefan gastfreundliche Aufnahme. Er führte die Schwester der Ungarnkönigin als Gattin heim und wurde um das Jahr 1045 durch die Geburt eines lieben Mädchens erfreut. Margareta erhielt eine sorgfältige, echt christliche Erziehung. Sie zeigte einen lebhaften Verstand, eine ungewöhnliche Neigung zum Gebet und eine auffallende Wißbegierde nach göttlichen Dingen. Das schönste Beispiel wahrer Frömmigkeit hatte das Mädchen an der heiligen Königsfamilie.

Die politischen Wirren in der Heimat legten sich im Laufe der Jahre. Eduard Etheling konnte wieder nach England zurückkehren. Doch kaum hatte Margareta in dem ihr so ganz fremden Vaterland Wurzel gefaßt, da starb der Vater und neue Unruhen zwangen Mutter und Kinder zum zweitenmal aus England zu flüchten. Wohin sollten sie sich wenden, wenn nicht wieder nach Ungarn? Doch ein heftiger Sturm verschlug das Schiff an die schottische Küste und führte Margareta in den Schutz des Königs Malkolm von Schottland. Von der Anmut ihrer

Erscheinung und von ihrer Klugheit und Tugend entzückt, bat er die Prinzessin um ihre Hand.

Margareta wurde das Muster einer Familien- und Landesmutter. Malkolm machte es ihr nicht immer leicht. Er litt unter unbeherrschten Ausbrüchen des Jähzorns. Aber die Königin verstand ihn so klug zu behandeln und durch ihre Nachgiebigkeit und Sanftmut sein Herz so zu gewinnen, daß er mit männlicher Entschiedenheit seine Leidenschaft niederzwang. An ihrer Hand reifte er zum vollkommenen Christen, dem das Aufblühen der Religion in seinem Reich eine ernste Herzensangelegenheit wurde. Er schätzte die Klugheit Margaretas so, daß er ihr nicht nur die ganze Verwaltung des Hofes anvertraute, sondern auch in Regierungsgeschäften gern ihren Rat einholte. Als wahre Landesmutter kümmerte sich Margareta unermüdlich um das Wohl des Volkes. Sie besuchte die Krankenhäuser und spendete Trost und linderte das Leid durch Gaben der Liebe. Wenn das Geld in ihrer Kasse nicht mehr reichte, dann mußte der kostbare Schmuck herhalten, um die zahlreichen Hilferufe Verarmter befriedigen zu können. Täglich hatte sie im Königsschlosse Arme und Waisen um sich und betreute sie in mütterlicher Sorge und hingebender Selbstlosigkeit.

Wo und wie immer sie konnte, förderte sie mit Unterstützung Malkolms das religiöse Leben im ganzen Lande, das einen großen Aufschwung nahm. Sie baute Kirchen, gründete mit vornehmen Frauen eine Art Paramentenverein und machte ihre Zimmer zu Nähstuben und Schneiderwerkstätten für Ornate und Kirchenschmuck. War früher gerade vom Hof viel Ärgernis und Anreiz zum Bösen in das Volk gedrungen, so sollte jetzt von der Residenz das Beispiel reiner Sitten und echten Christentums ausgehen. Darum drang Margareta durch ihr Ansehen und Beispiel unter den Hofleuten auf Gottesfurcht, Besuch des Gottesdienstes, Empfang der heiligen Sakramente und einwandfreies Leben. Sie selbst ging ihrer Umgebung in religiösem Eifer, in harter Bußstrenge und warmem Gebetsgeist voran.

Daß eine solche Frau auch eine vorbildliche Mutter ihrer Kinder war, ist selbstverständlich. Die sechs Buben und zwei Mädchen, die Gott ihr geschenkt hatte, suchte sie zu echten Christen zu erziehen. Mit größter Sorgfalt traf sie die Auswahl der Erzieher und Lehrer ihrer Kinder und immer wieder ließ sie sich von ihnen über ihre Erfolge Rechenschaft geben. Sie selber faltete den Kindern die Händchen und lehrte sie die ersten Gebetchen und zeichnete ihre Stirne mit dem Kreuz und führte sie in die Wunderwelt des christlichen Glaubens ein. Keines der Kinder hat der Mutter Unehre gemacht; zwei von ihnen werden unter die Heiligen gezählt.

Kinder und Untertanen wußten, welch unersetzlichen Verlust sie erlitten, als eine Todeskrankheit die 46jährige Königin aufs Lager warf. Sechs Monate lang

mußte Margareta fast unerträgliche Schmerzen leiden. Dazu kam die ständige Sorge um den Gatten und die Söhne, die sich auf einem Kreuzzug befanden. Sterbend erlitt sie noch die Trauerkunde, daß Malkolm und ihr liebster Sohn im Kampf gefallen seien. Voll Ergebung betete die Sterbende: „Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß du mir noch in meiner letzten Stunde dieses Leid geschickt hast; ich hoffe, es wird durch deine Barmherzigkeit dazu dienen, mich von meinen Sünden zu reinigen.“ Am 16. November 1093 folgte sie den Gefallenen in die Ewigkeit nach. Als Schottland im 16. Jahrhundert protestantisch wurde, überführten die Katholiken die heiligen Überreste des königlichen Paares nach Spanien, wo König Philipp II. sie im Kloster Eskorial bei Madrid beisetzte.

Antonius von Padua

13. Juni

Im Jahre 1220 durchlief eine Kunde Spanien und Portugal, die das ganze Land in Trauer und Zorn erzittern ließ: fünf Bettelmönche, die todesmutig von ihrer Heimat ausgezogen waren, um den fanatischen Mohammedanern Nordafrikas das Evangelium des Menschensohnes zu verkünden, waren grausam hingeschlachtet worden. Mit großer Feierlichkeit wurden die Leichname dieser ersten Blutzeugen aus dem Orden des hl. Franziskus in der Heiligkreuzkirche zu Coimbra in Portugal beigesetzt. Unter der Volksmenge, die ergriffen an dieser Feier teilnahm, stand der dreiundzwanzigjährige Augustinerpater Fernando. Er hatte die fünf Märtyrer persönlich gekannt. Schon damals, als die fünf Minderbrüder auf der Fahrt nach Afrika im Augustinerkloster zu Coimbra übernachteten, war ein Feuerbrand in Fernandos Seele gefallen. Am liebsten hätte er die Glaubensboten auf ihrer Fahrt begleitet. Doch was damals noch durch tausenderlei Bedenken niedergezwungen wurde, das stand jetzt mit sieghafter Gewalt vor seiner Seele: er wollte das Los dieser fünf Märtyrer teilen. Er zögerte keinen Augenblick. Da er beim Augustinerorden keine Möglichkeit sah, sein Missionsideal in die Tat umzusetzen, löste er sich von seinem Orden los und schloß sich den Bettelmönchen an.

Aus dem Augustinerchorherrn Fernando wurde nun der Minderbruder Antonius. Noch im gleichen Jahr erhielt er von seinen Obern die Erlaubnis, nach Marokko zu fahren, um in der Hauptstadt seine Missionsarbeit zu beginnen. Doch Gott hatte für Bruder Antonius eine andere Aufgabe bestimmt. Unter den Toren

der Sarazenenstadt brach der Missionar an schwerer Krankheit zusammen. Geschwächt von den langen Monaten schweren Siechtums, blieb dem Enttäuschten nichts anderes übrig als Rückkehr in die portugiesische Heimat. Aber wieder durchkreuzte Gott den Plan. Ein Sturm verschlug den alten Segler, der Antonius in die Heimat bringen sollte, und trieb ihn an die Gestade Siziliens. Nicht zu einem Märtyrer der Mission, sondern zu einem der größten Apostel Italiens war der portugiesische Mönch bestimmt. In Messina traf ihn das allgemeine Ausschreiben des heiligen Ordensstifters zum Generalkapitel in Portiunkula bei Assisi. Sofort machte sich Antonius auf den Weg nach Umbrien. Unter den dreitausend Brüdern, die in Portiunkula 1221 aus aller Welt zusammenkamen, verschwand der bleiche, stille Bruder Antonius vollständig. Auch St. Franziskus scheint auf ihn nicht aufmerksam geworden zu sein. Als die Brüder nach beendetem Kapitel heimwanderten, blieb er allein und unbeachtet auf dem Platz zurück. Niemand brauchte ihn, niemand nahm sich seiner an. Schließlich erbarmte sich Bruder Gratian, der Provinzial der Romagna, des unscheinbaren Bruders und nahm ihn mit in das einsame Bergklösterchen bei Forli. Demütig schwieg Antonius von seiner adeligen Abkunft und seinem zehnjährigen Studium. Trotz seiner Priesterwürde diente er im Kloster wie der letzte Laienbruder. Niemand ahnte etwas davon, daß dieser demütige Mensch an Gelehrsamkeit alle andern Brüder des Ordens weit überragte. Als bei einer Primizfeierlichkeit keiner der anwesenden Patres aus dem Stegreif eine Predigt halten wollte, wandte sich der Guardian scherzend an Antonius, ob nicht er einspringen und eine kleine Rede halten wolle. Das Lächeln, das über die Gesichter der Brüder huschte, sollte bald ersterben. Mit tiefer Eindringlichkeit, voll gründlichen Wissens, in klangvoller Sprache predigte Antonius wie ein Meister der Rede. Welche Überraschung! Wer hätte dies hinter dem stillen Bruder vermutet! Nun war es vorbei mit der stillen Zelle. Der unbeachtete Geschirrwascher und Zellenfeger vom Klösterchen zu Forli stand nun auf den Domkanzeln der Städte und predigte vor den Brunnen der Märkte. Der Macht seiner Worte und der Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung mußten sich die härtesten Herzen ergeben. Selbst die Katharer, diese kommunistischen Irrgläubigen des Mittelalters, die mit ihren verworrenen Lehren besonders in Oberitalien starken Anhang gefunden hatten, mußten unter den schlagkräftigen, zündenden Predigten des Bruders Antonius Schritt für Schritt zurückweichen. Der Zulauf zu den Predigten des Minderbruders war so groß, daß manchmal 30 000 Menschen um ihn versammelt waren und er die Predigt vor die Tore der Stadt verlegen mußte.

Die Zeit, die ihm sein Predigtamt freiließ, gehörte den Beichtkindern und den Ordensbrüdern, die er auf Wunsch des Ordensstifters in die Wissenschaft der Theologie einführte.

Von 1230 an wählte Antonius Padua zu seinem ausschließlichen Wirkungskreis. Es wurde „seine Stadt“, so wie er später „ihr Heiliger“ wurde. Obwohl die Strapazen der vielen Missionsreisen und Predigten seine Kräfte zerrieben hatten und Wassersucht und Asthma ihn sehr quälten, setzte er doch seine Arbeit auf der Kanzel, im Beichtstuhl, auf dem Lehrstuhl fort, bis die Erschöpfung ihn zwang, Feierabend zu machen. Am 15. Juni 1231 befahl ihm ein plötzliches Unwohlsein, das in Todesnot überging. Unter dem Gesang eines Marienhymnus und dem Flehruf der Bußpsalmen hauchte er seine Seele aus. Die Paduaner erbauten über dem Grab ihres Heiligen einen prachtvollen Dom mit sieben Kuppeln. Beim katholischen Volk erhielt Bruder Antonius eine Beliebtheit, wie außer der Gottesmutter kein anderer Heiliger. Die große Wundergabe, mit der Gott den Heiligen begnadet hatte und die den hl. Bonaventura sagen ließ: „Suchst du Wunder-taten, geh zu Antonius!“, erweckten im Volk ein unbegrenztes Vertrauen auf die Fürbitte des Heiligen. Da er an einem Dienstag, dem Tag seiner Beisetzung, seine Wundergabe zuerst geoffenbart hatte, wurde dieser Tag ihm besonders geweiht.

Basilius der Große

14. Juni

Basilius, den die Geschichte „den Großen, die Leuchte der Welt, die Ehre und Zierde der Kirche, den Diener der Gnade, den Herold der Wahrheit“ nennt, wurde um 330 zu Caesarea in Kappadozien geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt und Professor der Redekunst, die Mutter Emmelia war die Tochter eines Märtyrers, die Großmutter Makrina hatte um ihres Glaubens willen sieben Jahre in der Verbannung zugebracht. Basilius, der älteste von zehn Geschwistern, erhielt von seinem Vater die sorgfältigste Ausbildung. Auf seine religiöse Entwicklung übte neben der frommen Mutter vor allem die Großmutter, die heilige Makrina, großen Einfluß aus. Neben dem guten Geist des Elternhauses war es die innige Freundschaft mit Gregor von Nazianz, die Basilius in den Gefahren des Studentenlebens zu einem Schutzengel wurde. Die beiden Freunde scharten einen größeren Kreis Gleichgesinnter um sich und wurden so zu den Begründern der ersten katholischen Studentenverbindung. Basilius war der Leiter des Kreises. „Sein Wandel, seine Sitten waren unsere Lebensnorm“, sagt Gregor. „Er gab uns den nötigen geistigen Rückhalt. Die Übermacht seiner Persönlichkeit erwarb

uns Achtung nicht nur bei den Professoren und Kommilitonen, sondern im ganzen Land und vorzüglich bei den höchststehenden Männern.“ Basilius und Gregor waren zwei ganz verschiedene Naturen — Basilius der Mann der Tat, eine gebieterische, an Kraft und Wagemut reiche Persönlichkeit, Gregor eine empfindsame, weiche Künstlernatur, allen Eindrücken sich überlassend. Aber trotz dieser Verschiedenheit knüpfte sich eine Freundschaft zwischen den beiden Männern an, so innig und fest, wie sie fast beispiellos in der Geschichte dasteht. „Der Himmel hat mir eine unschätzbare Gnade erwiesen“, schreibt Gregor; „er hat mir den weisesten, den hochsinnigsten, den gelehrtesten Menschen zum Freund gegeben. Und wenn jemand fragt, wer das ist, dann genügt ein Wort als Erwiderung: es ist Basilius, der bedeutendste Mann unseres Jahrhunderts.“ Die beiden Freunde waren unzertrennlich. „Zwei Wege nur waren uns bekannt“, erzählt Gregor, „der eine, der zu unsern Gotteshäusern und zu unsern Priestern führte, und der andere zu den heidnischen Professoren. Das übrige überließen wir gern denen, die darin ihr Behagen finden: die Feste, Kneipen, Schauspiele, Kommerse . . . Nicht die Ausgelassensten, sondern die religiös Gediegensten waren unsere Bundesbrüder, nicht die Kampfhähne, sondern die Friedliebenden.“ Kann es für Studenten an Hochschulen ein herrlicheres Vorbild geben als dieses heilige Freundespaar?

Als Sechszwanzigjähriger kehrte Basilius 356 in die Heimat zurück und übernahm das Professorenamt seines inzwischen verstorbenen Vaters. Die Studenten drängten sich in seine Vorlesungen. Die Öffentlichkeit wurde auf den begabten Professor aufmerksam. Die Provinz Pontus wollte ihm die Leitung des ganzen Unterrichtswesens in die Hände geben und ihn gewissermaßen zum Kultusminister ernennen. Wie hätte ein solch ungewöhnlicher Erfolg das Herz eines jungen Mannes nicht gefangennehmen sollen? Da war es seine jüngere Schwester Makrina, die ihn vor den Abgründen des Ehrgeizes zurückriß und ihm die Augen für die wahren Lebenswerte öffnete. Sie machte ihm klar, wie es nur darauf ankomme, eine reine Seele und ein unbeflecktes Herz mitten durch den schmutzigen Wirbel der Welt zu retten, und wie trügerisch der Beifall der Menge und wie verführerisch der Hochmut sei. Basilius erzählt: „Nachdem ich fast die ganze Jugendzeit mit dem Studium der Wissenschaft verschwendet hatte, da war es mir, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf. Ich erkannte das Nutzlose der Weisheit der Welt und weinte über eine elende, leere Vergangenheit. Ich las das Evangelium und fand, das beste Mittel zu einem Leben in Reinheit und Schönheit bestehe darin, alles zu verkaufen, den Erlös dürftigen Mitmenschen auszuteilen, allen unnötigen Sorgen für das irdische Leben sich zu entschlagen und von keiner ungeordneten Leidenschaft zu irgendeinem Geschöpf sich hinreißen zu lassen.“ Sein Entschluß stand fest: sein ferneres Leben sollte nur der Erkenntnis Gottes und der Nachfolge Christi gewidmet sein. Er verließ Caesarea und begab sich zu den

Mönchen der ägyptischen Wüste. Als neuer Mensch kehrte Basilius 359 nach Kappadozien zurück, fest entschlossen sich ganz dem Leben der Verinnerlichung und der religiösen Sammlung zu widmen. In der Waldeinsamkeit der pontischen Berge errichtete er sich eine Einsiedelei. Bald zog ihm sein Freund Gregor in die Einsamkeit nach. Fünf Jahre verlebte Basilius in der stillen Klausur der Berge von Pontus. Allmählich hatten sich Jünger um ihn geschart, so daß sich eine kleine Mönchsgemeinde mit fester Tagesordnung ausbildete. Durch die Regeln, die er für seine Mönchsgemeinde aufstellte, wurde er zum Gesetzgeber des morgenländischen Klosterlebens. Die Basilianer sind bis heute der eine große Orden des Morgenlandes.

Basilius sollte nicht in mönchischer Abgeschlossenheit sein Leben verbringen. Erzbischof Eusebius von Caesarea wollte sich seine überragende Begabung zunutze machen. Er rief ihn zu sich, weihte ihn zum Priester und bestellte ihn zu einer Art Generalvikar. Fünf Jahre stand so der Heilige seinem Oberhirten als Berater zur Seite und stärkte durch kluge Verwaltungsmaßnahmen die Kirche Kappadoziens für die drohende Verfolgung durch den arianischen Kaiser Valens. Als in den Jahren 367–368 eine furchtbare Hungersnot die Hochebene von Kleinasien heimsuchte und Regierung und Volk rat- und tatlos dem Massenelend zusah, ließ Basilius mit dem Erbteil, das ihm nach dem Tode der Mutter zugefallen war, das Land von der Küste her mit Getreide versorgen und nahm erfolgreich den Kampf gegen gewissenlose Getreidewucherer auf. Auf dem Marktplatz zu Caesarea stand der gefeierte Priester und Redner mitten zwischen dampfenden Kesseln, eine Schürze umgebunden, und rings um ihn tausende abgemagerter Gestalten, denen er Suppe schöpfte.

Als Erzbischof Eusebius kurz nach der Hungersnot starb, konnte nur einer als sein Nachfolger in Frage kommen: Basilius, der gefeierte Liebling des Volkes. Alle Versuche der Arianer, die Wahl dieses gefürchteten Gegners zu hintertreiben, waren erfolglos. Modestus, der Oberste der Leibgarde, den Kaiser Valens zu Basilius geschickt hatte, um ihn einzuschüchtern, drohte dem Erzbischof mit Entziehung des Vermögens, mit Gefängnis und Tod. In gelassenem Spott meinte der Heilige: „Komm mit andern Dingen, diese treffen mich nicht. Mein Vermögen willst du? Nimm dies abgenützte Kleid und meine Bücher! Verbannen willst du mich? Überall finde ich meine Heimat und meinen Gott. Und Tod und Marter? Das sind Wohltäter. Sie senden mich zu Gott, für den ich lebe, dem ich diene, und nach dem ich mich sehne.“ Als Modestus stammelte: „So hat noch niemand zu mir gesprochen“, sprach Basilius das berühmte Wort: „Du bist wohl auch noch nie einem katholischen Bischof begegnet.“ Das Verbannungsdekret, das Valens bereits unterzeichnet hatte, wurde nicht ausgeführt, weil Basilius den Sohn des Kaisers durch sein Gebet aus schwerer Krankheit errettete.

Mit einem großartigen Werk der Armen- und Krankenhilfe krönte Basilius seine bischöfliche Tätigkeit. Nachdem durch seine Veranlassung in jedem Dekanat ein Armenhaus und Spital entstanden war, gründete er als Zentralstelle aller caritativen Bestrebungen die „Basiliad“, ein Versorgungshaus, wo jedes Elend Liebe und Pflege fand, und das sich nach und nach zu einer ganzen Stadt entwickelte, mit Kirche und Pfarrhaus, mit Schule und Kunstanstalt, mit Pilgerherberge und Altersheim, mit den Wohnungen für Ärzte und Krankenwärter, mit Werkstätten, Scheunen, Stallungen, mit Gärten und Spazierwegen für die Genesenden. Hier, in der Basiliad, war der Lieblingsaufenthalt des Heiligen. Hier fand ihn auch der Tod am 1. Januar 379. Erst neunundvierzig Jahre alt, war er durch ein langjähriges Leberleiden und durch die Lasten seines Hirtenamtes gebrochen. Das Begräbnis des Heiligen gestaltete sich zu einer Kundgebung allgemeiner Landestruer. Die Armen und Kranken weinten, daß ihre Klagen an den Häusern widerhallten. Das Morgenland hatte einen der größten Männer aller Zeiten verloren.

Bernhard von Menthone

15. Juni

Jahrhundertlang übten die Mönche auf dem großen St. Bernhard das Apostolat selbstloser Hilfsbereitschaft an erschöpften Wanderern, an hilflosen Verirrten, an Lawinenverschütteten. Die neue Zeit, die durch die Berge die Tunnel der Expresszüge grub und über die Berge die Serpentinstraßen der Autos anlegte, ließ das Hospiz der Mönche mehr und mehr veröden und beraubte sie ihrer eigentlichen Aufgabe. In Tibet suchten sie sich in den letzten Jahren ein neues Arbeitsfeld, um nach dem Sinne und Geist ihres Stifters, des hl. Bernhard, tätig zu sein. Doch wenn seine Mönche uns nun auch verließen, der Name des hl. Bernhard wird im Abendland unvergessen bleiben und immer mit den großen Wohltätern der Menschheit genannt werden.

In die Mitte des 10. Jahrhunderts fällt das Geburtsjahr des Heiligen. Die Grafen von Menthone gehörten zum höchsten Adel von Savoyen. Als einzigem Sohn wäre Bernhard eine glänzende Laufbahn offengestanden. Hochfliegende Pläne erwachten im Grafen, wenn er die prächtige Entwicklung seines Erben verfolgte. Aber Bernhards edle, begeisterungsfähige Seele jagte andern Zielen nach. Ohne

Wissen der Eltern gab er sich an der Universität in Paris neben dem Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft auch dem der Theologie hin. Um sich gegen die mannigfachen Gefahren, die der studierenden Jugend damals drohten, zu schützen und sich mit Gott in besonderer Weise zu verbinden, legte er das Gelübde der Keuschheit ab. Als Doktor der Philosophie und Rechtswissenschaft in die Heimat zurückgekehrt, führte ihm der Vater ein durch Schönheit und Adel ausgezeichnetes Mädchen als Braut zu. Welche Überraschung, als Bernhard sein Gelübde bekannte und von seinem Wunsch, Priester zu werden, sprach! Unbeugsam bestand der Graf auf seinem Heiratsplan. Ebenso unbeugsam stand Bernhard zu seinem Gelübde. Der Vater drohte mit Enterbung und suchte gewaltsam seinen Willen durchzusetzen. Ein schwerer Kampf durchtobte Bernhards Herz. Hier lockte eine liebe Braut und winkte eine ehrenvolle Zukunft — dort stand das heilige Gelöbniß und forderte der Herr das Opfer. Großmütig stellte Bernhard rasch entschlossen sich ohne Vorbehalt auf Gottes Seite. Durch heimliche Flucht entzog er sich der Heirat, verließ Vater und Mutter und die Geborgenheit seines Standes und eilte nach Aosta, um dort im Augustinerkloster dem Gebet und Studium zu leben.

Zum Priester geweiht, lenkte der reichbegabte Doktor bald die Aufmerksamkeit des Bischofs auf sich. Es dauerte wenige Jahre und der Oberhirte übertrug Bernhard das verantwortungsvolle Amt des Generalvikars. Da war der rechte Mann am rechten Ort. Mit zäher Tatkraft arbeitete er an der sittlichen und religiösen Hebung der Diözese. Trotz der vielgestaltigen Aufgaben und der reichen Arbeitsfülle, die sein Amt mit sich brachte, nahm sich der Generalvikar immer noch Zeit, von der Kanzel aus das Wort Gottes zu verkünden und in ausgedehnten, mühsamen Pastoralreisen zu belehren und mahnen, zu visitieren und rügen. Mit tiefem Schmerz sah der Heilige, wie noch gar viele Bewohner der Hochalpen und abgelegenen Täler in der Finsternis des Heidentums steckten. Ihnen galt seine besondere Sorge. Keine Mühe und Gefahr scheuend, durchstreifte er die wilden Täler und kletterte hinauf zu den höchsten Berghütten, um den abergläubischen, heidnischen Söhnen der Wildnis das Licht des Evangeliums zu entzünden.

Auf diesen beschwerlichen Missionswanderungen in den Alpenländern hatte Bernhard oft genug am eigenen Leib die Gefahren der Bergwelt erfahren. Wie oft hörte er von Wanderern, die erschöpft beim Überqueren der Alpenkette ums Leben kamen! Von frommen Pilgern, die den Pfad verloren und in Schnee und Eis erfroren! Sein gütiges Herz sann nach Abhilfe. Aus den Ersparnissen seines Einkommens ließ er auf der Paßhöhe des Jupiterberges — später wurde dieser Berg nach dem Heiligen großer und kleiner St. Bernhard genannt — zwei Hospize erbauen, die jedem Wanderer Schutz und Unterkunft gewähren sollten. Mit Zustimmung des Papstes Gregor V. rief Bernhard eine eigene Kongregation ins

Leben, die sich ganz den Aufgaben der Bergseelsorge widmen sollte. Tausende von Reisenden fanden jedes Jahr in diesen Hospizen Gastfreundschaft. Viele verirrete und schneeverschüttete Wanderer wurden von den Mönchen des hl. Bernhard und ihren großen, gelehrigen Hunden dem sicheren Tode entrissen.

Dreißig Jahre lang diente St. Bernhard auf dem Alpenpaß demütig fremden Menschen und war seiner Mönchsgemeinde ein vorbildlicher Vater. In immerwährendem Gebet und strenger Abtötung holte er sich göttliche Kraft zur Ausübung seines Liebesdienstes und zur eigenen Heiligung. Die Entbehrungen seines harten Lebens rieben Bernhards Gesundheit im Laufe der Jahre so auf, daß nicht einmal die Eltern ihren Sohn wieder erkannten, als sie einmal ahnungslos den vielberühmten Abt des Paßhospizes aufsuchten, um sich bei ihm wegen ihres vorlangen Jahren geflohenen Sohnes Trost zu holen.

Ein Friedenswerk war die letzte Tat des Heiligen. Schon fieberkrank eilte er von der Bergeshöhe hinunter ins Tal nach Novara, um zwei feindliche Grafen, die in tödlicher Fehde lagen, zu versöhnen. Der Versuch gelang. Aber er kostete dem Heiligen das Leben. Das in heißer Glut ausbrechende Fieber verwehrte ihm die Rückkehr in sein Kloster und Hospitz. Zu Novara schloß St. Bernhard am 15. Juni des Jahres 1080 die Augen und nahm die Verheißung mit in die Ewigkeit: „Selig sind die Friedensstifter, sie werden Kinder Gottes heißen.“

Benno von Meißen

16. Juni

Benno gehört zu den Heiligen, die mit der Geschichte Deutschlands in schwerer Zeit, namentlich mit den Geschicken Sachsens und Bayerns, eng verwachsen sind. Sein Geburtsjahr (1010) fällt in die Regierungszeit Kaiser Heinrichs des Heiligen. Sein Heimatland ist Niedersachsen, wo das Geschlecht der Grafen von Woldenberg, dem Benno entstammte, seine Hausgüter hatte. Mit inniger Liebe hing der kleine Benno an seiner Mutter. Bitter mag der Knabe anfangs unter dem Heimweh nach der Mutter gelitten haben, als er schon in frühen Jahren Bischof Bernhard von Hildesheim, einem Verwandten der Woldenberg, zur religiösen Erziehung und zum wissenschaftlichen Unterricht übergeben wurde. Doch bald fand sich Benno so trefflich in den Geist benediktinischer Zucht und Gelehrsamkeit, mit dem in der Hildesheimer Domschule die Söhne der sächsischen Adelsgeschlechter

erzogen wurden, daß er selbst im Kloster St. Michael bei Hildesheim das Kleid des hl. Benedikt nahm. Wegen seiner glänzenden Begabung schickten ihn die Ordensobern nach Paris, wo er sich an der Universität alle Ehren und Würden der Schule erwarb. Als Doktor der Theologie zurückgekehrt, erhielt der Dreißigjährige die Priesterweihe und wurde bereits zwei Jahre später zum Abt gewählt. Aber schon nach drei Monaten schüttelte er die unwillkommene Abtwürde wieder ab und zog sich in die Stille zurück, um als einfacher Mönch ganz ungestört dem Leben stiller Beschaulichkeit sich widmen zu können. Doch er durfte sich nicht lange seiner Einsamkeit freuen.

Kaiser Heinrich III. war auf Bennos Tugend und Gelehrsamkeit aufmerksam gemacht worden und berief ihn zum Kanonikus an dem neugegründeten Stift zu Goslar, das er mit ausgezeichneten Männern besetzte, um es zum Mittelpunkt des geistigen und religiösen Lebens zu machen. Fast zwei Jahrzehnte lang leitete Benno die Goslarer Stiftsschule. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Propst des Stiftes, Anno, dem späteren berühmten Erzbischof von Köln. Annos Werk war es, daß Benno 1066 zum Bischof von Meißen gewählt wurde. Vierzig Jahre lang führte Bischof Benno den Hirtenstab und leitete seine Herde mit Sanftmut und, wo es not tat, mit Strenge. Besondere Sorgfalt verwendete Benno auf die feierliche Ausgestaltung des Gottesdienstes und auf die Förderung des Kirchengesangs. Auf jährlichen Visitationsreisen prüfte er mit scharfen Augen die religiösen und sittlichen Zustände, gab Anregungen und Belehrungen, spendete Lob und Tadel. Noch mehr als sein Wort vermochte das Beispiel seines heiligen Lebens. Sein ehrfurchtgebietendes Wesen, seine vorbildlichen Tugenden, sein Beispiel klösterlicher Einfachheit und Zucht genügten, um ihm das Vertrauen der Gläubigen zu gewinnen.

Düstere Schatten warf in Bennos Regierungszeit der unheilvolle Zwist zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Benno zauderte keinen Augenblick: sein Platz als katholischer Bischof war an der Seite des Papstes. Keine Lockung und Schmeichelei, keine Drohung und Gewalttat des Kaisers konnte ihn von dieser klar erkannten Pflicht abbringen. Auch zeitweilige Gefängnishaft vermochte die Haltung des greisen Bischofs nicht zu erschüttern. Gehorsam, wo es sich um das Wohl des Reiches handelte, verweigerte Benno dem Kaiser die Treue, wo es sich um offenen Eingriff in die Rechte der Kirche drehte. Um den zornigen Vergeltungsmaßregeln des Kaisers zu entgehen, floh Benno über die Alpen nach Rom. Der Kaiser beantwortete die Flucht des Bischofs damit, daß er Benno des Bistums Meißen verlustig erklärte und einen ihm willfähigen neuen Bischof ernannte. Doch auch diese Jahre der Verkennung und Bitterkeit gingen vorüber. 1088 kam es zur Aussöhnung zwischen Kaiser und Bischof. Benno konnte, von Volk und Geistlichkeit mit Jubel empfangen, wieder nach Meißen zurückkehren.

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich der Heilige, so oft es sein Bischofsamt erlaubte, nach Naumburg zurück, um sich in der Einsamkeit einer schlichten Klosterzelle auf die letzte Stunde vorzubereiten. Am 16. Juni 1106 entfiel der Hirtenstab der rastlosen Hand des sechsundneunzig Jahre alten Greises. Seine Gebeine wurden in einem prachtvollen Grabmal im Meißner Dom beigesetzt. Im Jahre 1576 wurden die Reliquien des Heiligen zum Schutz vor Verunehrung durch die Neugläubigen nach München gebracht und in der Frauenkirche beigesetzt.

Johann Franz Regis

17. Juni

(Gedenktag am 16. Juni)

Der Süden Frankreichs bot um die Wende des 17. Jahrhunderts ein trauriges Bild. Fast ein Jahrhundert lang hatten erbitterte Glaubenskämpfe zwischen Katholiken und Calvinern das Land durchwühlt. Ganze Ortschaften waren vom alten Glauben abgefallen, Gotteshäuser zerstört und Altäre umgestürzt worden. Eine starke Verwilderung und Verrohung der Sitten hatte um sich gegriffen. Die Zeit schrie nach einem Heiligen, durch dessen Beispiel und Eifer ihr Hilfe werden sollte. Dieser Heilige wurde ihr geschenkt in Johann Franz Regis.

1597 erblickte er in dem Dörfchen Fontcouverte nahe den Pyrenäen das Licht der Welt. Die Reys (nach der damaligen Mode erhielt der Name die lateinische Form Regis) hatten ihre Treue zum katholischen Glauben in den Kämpfen gegen die Calvinianer bewiesen. Um Johann Franz eine gediegene religiöse Erziehung angedeihen zu lassen, schickten ihn die Eltern mit vierzehn Jahren an das Gymnasium der Jesuiten in Beziere. Seine Lehrer übten einen solchen Eindruck auf ihn aus, daß er 1616 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu in Toulouse trat. Die nächsten fünfzehn Jahre waren nun ganz der wissenschaftlichen und asketischen Ausbildung gewidmet. Wie glücklich war er, als endlich sein jahrelanges Sehnen erfüllt wurde und er am 15. Juni 1631 zum erstenmal am Altare stand und das Opfer des Neuen Bundes feierte! In Montpellier sollte er nach der Anordnung der Obern seine Missionsarbeit beginnen. Hier hatten die Hugenotten dem katholischen Glauben tiefe Wunden geschlagen. Zwei Jesuiten arbeiteten an der Heilung dieser Schäden. Als dritter kam nun P. Regis dazu. Seine schlichten, von warmer Glaubensliebe durchglühten Predigten übten auf die von Woche zu Woche zahlreicher werdenden Zuhörer tiefen Eindruck aus. Laue, Verbitterte und Abgefallene fan-

den wieder den Weg ins Gotteshaus und wurden durch die Predigten von P. Regis nicht selten zu Tränen gerührt. Obwohl er im allgemeinen scheu und zurückhaltend war, kannte er in der liebenden Sorge um die Seelen keine Menschenfurcht. Mochte ein Trupp Soldaten ihn verhöhnen und mit Zwiebeln bewerfen, unerschrocken ging er lächelnd auf die Helden zu und wußte sie mit seiner Güte zu gewinnen. Er wagte sich in die Schenken und redete den Dirnen ins Gewissen. Was kümmerte es ihn, daß die erbosten Wüstlinge, die sich ihre Beute entgleiten sahen, ihn mehr als einmal mit dem Tode bedrohten? Was verschlug es ihm, daß er gerade wegen seiner Sorge um die gefallenen Mädchen von seinen Obern viel Verkennung erfahren mußte? Er ruhte nicht, bis er eine Anstalt für die bekehrten Dirnen errichtet und ihnen so eine Zuflucht geschaffen hatte. Unerschrocken sprach er auf der Gasse stadtbekanntes Raufbolde an, den wegen ihres Fluches berüchtigten Fuhrleuten und Transportarbeitern hielt er eigene Standespredigten. Wunderbar war seine Liebe zu den Armen und Kranken. „Die Armen“, sagte er, „die Verlassensten in der Herde Christi, sind mein Anteil. Kommt, liebe Kinder, ihr seid der Schatz und die Wonne meines Herzens!“ Selber bettelte er von Tür zu Tür das Stroh für die Betten der Armen zusammen. Am Vorabend von Sonn- und Feiertagen sprach er regelmäßig bei den reichen Leuten vor, wünschte ihnen ein fröhliches Fest und einen gesegneten Sonntag, und fragte nebenbei, ob er nicht etwas mitbekäme für seine Armen. Seiner lebenswürdigen Art zu betteln konnte niemand widerstehen.

Es war für Montpellier ein unersetzlicher Verlust, als P. Regis von seinen Obern in das rauhe Bergland der Cevennen geschickt wurde. Von Puy aus unternahm P. Regis seine Missionsfahrten in das Land, in dem die Irrlehre Kalvins das einst blühende katholische Leben vernichtet und Zwietracht und Unruhe gesät hatte. In mehr als fünfzig Ortschaften dieser unwirtlichen Gegend hielt P. Regis Missionen ab und streute in unermüdlicher Arbeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl Gottes Samen aus. Als ihn einmal im weglosen Schnee die Kräfte verlassen wollten, sagte er zu seinem Gefährten: „Ich gestehe Ihnen, daß mir das Leben nicht gefallen würde, wenn ich nicht für Christus etwas leiden dürfte. Das ist mein einziger Trost, den ich in der Welt habe.“

Über die Weihnachtstage 1640 wollte P. Regis in dem Gebirgsdorf La Louvesc eine Mission abhalten. Im wirbelnden Schneesturm verirrte er sich und mußte die kalte Winternacht, durchnäßt vom Schnee, in einer zugigen Scheune zubringen. Todmüde, von Fieber und Schüttelfrost gepeinigt, kam er endlich in seiner Missionsstation an. Ohne sich umzukleiden, ging er sogleich in die Kirche und hielt den wartenden Leuten die Einleitungs predigt. Dann feierte er die hl. Messe, saß stundenlang im Beichtstuhl, predigte ein zweites Mal und hörte wieder Beichte bis in die Nacht hinein. Sechs Predigten in zwei Tagen rang sich der todkranke

Missionar noch ab, dann brach er am Stephanstag ohnmächtig in der Kirche zusammen. Ehe die Silvesterglocken das alte Jahr ausläuteten, wurde P. Regis in der Nacht des 31. Dezember 1640 von seinen Schmerzen erlöst. Er war erst vierundvierzig Jahre alt. Das Dorf La Louvesc, wo P. Regis den Tod des Guten Hirten starb, wurde zum Wallfahrtsort und bewahrt das Grab des großen Volksmissionars als kostbares Heiligtum.

Elisabeth von Schönau

18. Juni

Es liegt etwas von der Kraft wahren germanischen Heldentums in dieser Seligen, die den großen Frauen des Mittelalters ebenbürtig an die Seite tritt. Eine starke, außergewöhnliche Bereitschaft zum Opfer und zur Diensthingabe an das Ganze lebt in dieser deutschen Frau und begnadeten Seherin.

Ihre Geburtsstadt war vermutlich das schöne Bonn am Rhein. Im Elternhaus scheint ein tieffrommer Geist geherrscht zu haben. Bischof Ekbert von Münster war ein Onkel der Mutter; ein älterer Bruder Elisabeths, Ekbert, war zuerst Chorbherr im Kassiusstift in Bonn und wurde später Mönch zu Schönau in Nassau. Ein jüngerer Bruder war Weltpriester und wirkte als Propst in Kleinpölsen; ein paar Schwestern nahmen gleich Elisabeth den Schleier.

Elisabeth folgte schon mit zwölf Jahren dem älteren Bruder nach Schönau, wo dem Benediktinerkloster ein Frauenkloster angeschlossen war. Mit achtzehn Jahren (1147) legte sie die Gelübde auf die Regel des hl. Benedikt ab. Mit außergewöhnlicher Gewissenhaftigkeit muß sie ihre Pflicht erfüllt und durch ihre Geistesstärke großen Einfluß auf ihre Mitschwestern gewonnen haben. Denn bereits zehn Jahre nach der Profeß finden wir Schwester Elisabeth als Meisterin. Bis zum Tode scheint sie dieses Amt innegehabt zu haben. In den ersten Jahren ihres Ordenslebens mußte sie einen schweren, aber sieghaften Kampf um die Reinheit führen. Der Lohn dieses geduldigen Ringens war ein herrlicher: Schwester Elisabeth erhielt die Gnade der Beschauung. Mit einer reichen Fülle von Gesichten und Offenbarungen wurde die Selige beschenkt. Was Elisabeth in diesen Stunden mystischer Verzückung schaute und hörte, machte sie auf Befehl ihrer geistlichen Obern bekannt, soweit eben unzulängliche Menschenworte solche alles Menschenbegreifen übersteigende Erlebnisse auszudrücken verstehen. Ihr Bruder

Ekbert schrieb die Visionen und Offenbarungen in mehreren Büchlein nieder, von denen das „Buch der Wege Gottes“ am bekanntesten ist. Es enthält Mahnungen, Warnungen, Tröstungen, die die Seherin im Auftrage Gottes an Priester und Volk richtete. Mit heiligem Ernst und Freimut legte sie den Finger an die Wunden, die damals dem Leib der Kirche geschlagen waren. In einer gedankentiefen Vision wurde ihr gezeigt, wie die Gnade des heiligsten Altarsakramentes durch den Ausspender aller Gnaden, den Heiligen Geist, uns vermittelt und in die Seele gesenkt wird. Sie erzählt: „Am Pfingstfest sah ich, da eben das hl. Meßopfer begann, etwas wie einen überaus glänzenden Lichtkreis, der vom Himmel bis zum Altar herabreichte. Durch seine Mitte kam eine wunderschöne Taube dahergeflogen. Sie trug im Schnabel etwas Rotes, ziemlich Großes, wie eine Feuerzunge. Zuerst hielt sie über dem Haupt des Priesters, breitete die Flügel aus und legte ihm von dem, was sie im Schnabel trug, etwas wie einen Tropfen auf den Scheitel. Auch bei den Meßdienern tat sie ein Gleiches. Dann setzte sie sich auf den Altar. Und als die Schwestern zur hl. Kommunion gingen, sah ich die Taube hinauffliegen und von dem, was sie im Schnabel trug, jeder einzelnen etwas austeilten.“ Wolfgang von Eschenbach, der gläubige Dichter des Mittelalters, wertete diese Vision teilweise in seinem „Parzival“.

Zur deutschen Heldin wuchs aber die Seherin von Schönau, als Kaiser Friedrich Barbarossa in Papst Viktor IV. einen Gegenpapst aufstellte und ein unseliger Zwiespalt die Christenheit in zwei Lager trennte. Gleich ihrer Zeitgenossin, St. Hildegard, der Seherin vom Rupertsberg, griff da auch die Nonne von Schönau mit flammenden Mahnworten ein. In zahlreichen, geistvollen, tiefempfundenen Briefen klagte sie über die Wirrnisse und Verderbtheit der Zeit und forderte zur Buße und Besserung auf. Mit Staunen sah das gläubige Deutschland auf die wortgewaltige, freimütige Meisterin von Schönau. Die Kraft germanischen Frauentums, die Verantwortung germanischer Weiblichkeit war in Elisabeth wirksam geworden. Durchglüht von heißer Sorge um Kirche und Vaterland übte sie die Mission aus, die Gott ihr anvertraut hatte.

Mit Recht zählt man Elisabeth von Schönau mit St. Hildegard zu den bedeutendsten Vertreterinnen mittelrheinischer Mystik. Sie war gleich groß durch ihr Wirken in der Nähe wie in der Ferne. Sie übte stärkste Anregung aus durch das Beispiel ihres demütigen, opfervollen Lebens wie durch ihre mystischen Schriften. Noch auf dem Totenbett erregte sie die Bewunderung und Ehrfurcht ihrer ganzen Umgebung durch die Geduld und Demut, mit der sie die schmerzlichen Leiden ertrug und um Verzeihung bat für alles etwa begangene Unrecht. Sie starb 1164 und wurde am Hochaltar von St. Florian in Schönau begraben.

Emma

19. Juni

(Gedenktag am 27. Juni)

Helle Sonne lag über der Burg bei Friesach in Kärnten. Seitdem Graf Wilhelm seine Gemahlin Emma (Hemma) heimgeführt hatte, war die Freude ständiger Gast auf der Burg. In inniger Liebe waren sich die Gatten zugetan. Von Jahr zu Jahr wurde ihre Liebe stärker, ihr Glück reiner. Keinen Tag noch hatte es Frau Emma leid getan, daß sie ihr Ja sagte, als der junge Markgraf Wilhelm um die Hand der anmutigen Gräfin von Peilstein freite und sie vom Hofe des Bayernherzogs Heinrich entführte, wo sie unter den Augen der heiligen Kunigunde eine wohlbehütete Jugendzeit verlebt hatte. Die junge Gräfin brachte ihrem Gemahl nicht nur ihre reine, treue Liebe mit an den Traualtar, sondern durch die Freigebigkeit ihrer Eltern und der herzoglichen Gönnerin auch reiche Güter und Schlösser in Steiermark und Krain. Zwei prächtige Knaben erblihten dem Ehebund und gaben dem Glück die Vollendung. Wilhelm und Hartwig wurden unter der Erziehung der tugendsamen, innigfrommen Mutter und des ernsten, hochgesinnten Vaters zu ausgezeichneten jungen Männern, zum Stolz des Vaters und zur Freude der Mutter.

Doch Gott wollte Gräfin Emma, die ihm treu ergeben war, zu noch größerer Vollkommenheit und zu ganz rückhaltloser Hingabe an ihn führen. Und so sandte er ihr großes Leid und löste sie von allem, was ihr auf Erden am liebsten war: von den Söhnen und dem Gatten. Es kam ein Tag, der das Mutterherz Emmas aufs tiefste zerriß. Das geschah so:

Zu den Besitzungen des Grafen gehörten auch die Gold- und Silbergruben zu Friesach und Zeltschach, in denen zahlreiche Bergknappen beschäftigt waren. Diese Bergleute waren ein ausgelassenes Volk. Der große Verdienst hatte sie übermütig gemacht. Über dem Geklingel der harten Taler hörten sie das Läuten der Glocken nicht mehr, sie trieben liederliche Possen und kümmerten sich nicht um Recht und Sitte. Oft waren die jungen Grafensöhne, denen Markgraf Wilhelm die Aufsicht über die Bergwerke übertragen hatte, gezwungen, gegen schlimme Ausschreitungen der Knappen vorzugehen und ernste Strafen zu verhängen. Einmal geschah es, daß ein Bergmann an der Frau eines achtbaren Bürgers eine schändliche Tat beging. Die Entrüstung über das Verbrechen war in der ganzen Umgebung ungeheuer. Die jungen Grafen zogen den Übeltäter vor ihr Gericht, verurteilten ihn nach den strengen Gesetzen des Landes und der damaligen Zeit zum Tode durch den Strang und ließen das Urteil ungesäumt vollziehen. So gerecht die Strafe auch war, so begann doch unter den Knappen eine furchtbare Gärung und einige von ihnen schworen blutige Rache. „Nun trug es sich zu“, erzählt ein alter Bericht, „daß die jungen Grafen auf eine Zeit in Zeltschach waren und ohne Arg die Gruben beschauten. Da bedachten sich die lauernden

Bösewichter nicht lange und schlugen die jungen Herren tot. Der Mord ist alsbald lautmächtig geworden; denn ein Knappe, der solches mit Herzleid angesehen, ist eilends zum Grafen Wilhelm und Frau Hemma gelaufen und hat ihnen die betrübte Zeitung vermeldet.“

Wer kann die Trauer des Vaters, wer kann den Schmerz der Mutter ermessen? Während die Mutter wie versteinert, mit tränenlosen Augen an den Leichen ihrer erschlagenen Kinder Wache hielt, lohte im Grafen das helle Feuer der Rache auf. Er schwor in seiner vor Schmerz und Leid blinden Leidenschaft, so entsetzliche Vergeltung zu üben, „daß man zu ewigen Zeiten davon sollte zu sagen haben“. Er zog mit seinem bewaffneten Troß gegen die Aufrührer, die sich in die Wälder bei Friesach geflüchtet hatten und richtete ein entsetzliches Blutbad an. Doch kaum war sein Rachedurst gekühlt, da erwachte er wie aus einem bösen Traum. Konnte das Blut der Erschlagenen seine ermordeten Söhne wieder zum Leben erwecken? Hatte er nicht eine Schar schuldloser Weiber und Kinder zu klagenden Witwen und hilflosen Waisen gemacht? Der Unglückliche fand keine Ruhe. Bis in den nächtlichen Schlaf hinein verfolgten ihn die Qualen des unruhigen Gewissens. Da entschloß er sich, Sühne für seine Zornestat zu leisten. Durch eine mühsame Wallfahrt zu den Gräbern der Märtyrer in Rom wollte er seine Vergehen sühnen. Reuevoll warf er sich dem Heiligen Vater zu Füßen und erhielt Lossprechung vom Statthalter Christi und Vergebung von Gott. Aber ehe er die Heimat wieder erreichte, nahm ihn der Tod hinweg.

So war das Unglück Schlag auf Schlag in Emmas Haus eingekehrt. Einsam war sie nun geworden, ohne Kinder, ohne Gatten!

Doch jetzt unter den Hammerschlägen des Leids wurde Emma zur starken Frau, zur Heiligen. Von allem Besitz wollte sie sich entäußern, um einzig und allein Gott anzugehören. Sie faßte den Plan, in dem Waldtal von Gurk zu Ehren der schmerzhaften Gottesmutter einen Dom und ein großes Frauenstift zu bauen. Ungesäumt wurde mit der Ausführung des Plans begonnen. Der Grundstein wurde gelegt, und am Himmelfahrtsfest des Jahres 1043 konnten Mariendom und Nonnenkloster vom Salzburger Erzbischof Balduin eingeweiht werden. Benediktinerinnen aus dem altherwürdigen Kloster Nonnberg in Salzburg kamen und besiedelten das neue Heim. Eine Anzahl einheimischer Mädchen bat um Aufnahme, mit ihnen die edle Stifterin selber.

Drei Jahre noch durfte sich die edle Frau im heiligen Frieden stiller Ordenszelle ihrer Stiftungen freuen und in vollkommener Hingabe dem Herrn ihres Lebens dienen. Am 29. Juni 1045 vertauschte sie die Zelle mit der Wohnung, die der König des Himmels für sie in himmlischer Seligkeit bereitet hatte.

Margareta Ebner

20. Juni

Margareta Ebner hatte vom Schöpfer ein außerordentlich reiches, liebeverlangendes Herz erhalten, ein verhängnisvolles Geschenk, das Glück und Unglück, Lust und Leid in sich birgt, das zum höchsten Segen oder tiefsten Unsegnen werden kann, je nach dem Ziel, dem es zugerichtet wird. Das 1291 zu Donauwörth geborene Mädchen fühlte sich von frühester Kindheit an zu einem Leben der Frömmigkeit hingezogen, so daß sie schon mit fünfzehn Jahren im Kloster Maria Medingen das Kleid einer Dominikanerin beehrte. Aber ihre weiche, für äußere Eindrücke so empfindliche Gemütsanlage brachte es mit sich, daß die junge Nonne in den ersten Jahren ihres Ordenslebens allzusehr noch unter den Einflüssen der Außenwelt stand. Die übergroße Zartheit und Liebe mußte erst im Feuer der Leiden und Selbstüberwindung gestählt und veredelt werden. Eine schwere Krankheit, die im Jahre 1312 ausbrach und mit geringen Unterbrechungen bis 1326 dauerte, brachte die „Kehr“ und gab ihrem Leben eine höhere Richtung. Anfangs litt die junge Ordensschwester zutiefst unter ihrer Krankheit. Sie wehrte sich verzweifelt gegen den Zerfall ihrer Kräfte, nahm zu allen möglichen Arzneien ihre Zuflucht und rief alle Heiligen um Hilfe an. Es war für sie ein namenloser Schmerz zu sehen, wie die Mitschwesterinnen sich mehr und mehr von ihr zurückzogen und die Kranke deutlich genug merken ließen, daß sie ein unnützes Glied der Genossenschaft sei. Aber aus der Dunkelheit dieser Bitternis leuchteten immer heller die Strahlen der Erkenntnis: Gott allein ist treu! Und so zog sich Margareta mehr und mehr von den Menschen und der Welt zurück, um die zarte Minne ihres Herzens ganz und ungeteilt ihrem Gott zu schenken.

Gott fügte es, daß Margareta in dem Weltpriester Heinrich von Nördlingen einen Seelenführer fand, der klug allen ungesunden Überschwang zu dämmen und ihr Herz mit sicherer Hand auf das eine große Ziel hinzulenken verstand: auf das Einswerden mit Gott. In Gebet und Betrachtung versenkte sie sich immer tiefer in Gott. Ihre Gedanken kreisten unaufhörlich um den einen Magnet: Gott! Sie lebte so innig in den Geheimnissen Gottes, daß selbst ihre Krankheit in den Kreislauf des Kirchenjahres mit hineingezogen wurde und das Anschwellen und Nachlassen ihrer Schmerzen mit den einzelnen Festzeiten des Kirchenjahres zusammenhing. Die Glut ihrer Minne war so groß, daß die Rufe liebenden Verlangens bis weit in die Gänge des Klosters hörbar waren.

Margareta wird zur großen mystischen Beterin. Dreihundert Jahre vor der heiligen Margareta Alacoque pflegt die Nonne von Medingen die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu. In den Briefen, die sie mit Heinrich von Nördlingen wechselt, spielt die Liebe zum minniglichen Herzen Jesu eine große Rolle. Der Name Jesu

konnte in Margareta einen Sturm des Entzückens entfesseln. In mütterlicher Liebe neigt sie sich über das Kind in der Krippe. Sie spricht so kindlich, so traulich und herzlich mit dem göttlichen Kind, daß irdische Mutterliebe keine zarteren Ausdrücke zu finden wüßte. Den Höhepunkt erreichte ihre heilige Minne, wenn sie sich ins Leiden Christi versenkte. Ein Bild des Gekreuzigten kam nicht aus ihren Händen. Immer wieder drückte sie es mit aller Innigkeit und Kraft an Mund und Herz. „Oft schien es mir“, schreibt sie, „ich möchte mich lebend nimmer davon losrennen vor großer Gnad und kräftiger Süßigkeit.“ Durch den Anblick der Wundmale geriet sie in solches Mitleiden hinein, daß sie in stundenlange todähnliche Erstarrung fiel, aus der sie nur langsam wieder zu sich kam und unaufhörlich ein jammervolles „O weh, o weh, mein Jesus Christus!“ ausstieß. Sie litt das Martyrium der Liebe.

Ihr Leiden war so groß, daß Margareta für gewöhnlich nicht auch noch freiwillige harte Bußwerke auf sich nehmen konnte. Sie schreibt: „Ich hatte nie große Übungen mit Disziplin und anderen groben Bußwerken übernommen, weil Gott mich in seiner Güte mit schwerer Krankheit heimsuchte.“ Waren ihr große äußere Bußwerke versagt, so übte sie um so rücksichtsloser die innere Abtötung, den Verzicht auf den eigenen Willen, auf mancherlei Wünsche des Herzens. Wie heldenhaft groß konnte diese Überwindung sein! Als in den schweren Wirren, die das Land wegen des unseligen Streitens Ludwigs des Bayern mit dem Papst heimsuchten, die Reichsinsignien: Krone, Zepter und Königsmantel in das dem Kaiser treu ergebene Kloster Medingen geflüchtet wurden, eilten die Schwestern neugierig zusammen, um die Kleinodien zu sehen. Auch Margareta empfand ein heftiges Verlangen. Nahm sie doch an der Sache des Kaisers wärmsten Anteil und wurde sie nicht müde, für den Kaiser zu beten und zu opfern. Schon stand sie auf dem Gang. Da vernahm sie die Stimme der Gnade: „Das ist eine arme selige Schwäche von dir! Geh zum Tabernakel, da findest du meinen heiligen Fronleibnam so wahrhaft wie im Himmel!“ Und sogleich kehrte sie um, ging in die Kirche und opferte vor dem Altar für den Kaiser alle irdische Freude.

Im Gehorsam gegen Heinrich von Nördlingen schrieb Margareta ihre Seelenerlebnisse, ihre Gnadenauszeichnungen und Visionen nieder. Ihrer Demut kostete diese „öffentliche Beichte“ eine große Überwindung. Der Gedanke an die eigene Armseligkeit machte sie nachsichtig, sanftmütig, liebevoll gegen Mitmenschen. Wenn sie hörte, daß man Dienstmädchen schalt und ihnen sagte: „Ihr seid unseres Dienstes nicht würdig!“, dann überkam sie großes Herzeleid. „Ich mußte weinen und denken: mich hat Gott nicht aus seinem Dienst verjagt. Zu mir sprach er nie, daß ich seines Dienstes unwürdig sei.“ Von welcher Sanftmut muß Margareta gewesen sein, wenn sie ohne Widerspruch aus dem Kreis ihrer Mitschwestern von sich schreiben konnte: „Ich habe mit Gottes Hilfe vermieden, je einen Menschen

zu betrüben oder hart gegen irgendeinen zu sein.“ Nie wurde sie müde, die Anliegen ihrer Mitwelt im Gebete vor Gott zu tragen. In sührender Liebe opferte sie ihre Leiden auf für die Not der Armen Seelen, die ihr besonders lieb waren, für das Elend und die Zerrissenheit des deutschen Volkes, für die Laster des Kriegsvolkes, für die Geißel der Pest. Ein Strom von sührender Opferbereitschaft ging von der kleinen Leidenszelle des Klosters Medingen aus.

„Eine Heilige ist gestorben!“ so ging es im Kloster und Umgebung von Mund zu Mund, als Margareta Ebner am 20. Juni 1351 ihr Leben leidvoller Gottesminne schloß. Bereits ihre Zeitgenossen gaben ihr das ehrende Beiwort einer Seligen.

Aloisius von Gonzaga

21. Juni

Es gibt kaum ein anderes Heiligenbild, das lange Zeit so gründlich verzeichnet war wie das Bild des hl. Aloisius. Man hatte sich daran gewöhnt, in dem Fürstenson von Gonzaga den weltflüchtigen Ordensmann zu sehen im weißen Chorrock mit der Lilie in der Hand und dem Totenkopf vor sich. Die Verfasser von Erbauungsbüchern und fromme Maler hatten ihn mit einer weichlichen Rührseligkeit umkleidet und zu einem weltfremden, von Gott einzigartig bevorzugten „Engel im Fleisch“ oder gar zu einem sentimental und fanatischen Schwärmer gestempelt. Erst die neuere Zeit entfernte die unwahren Übermalungen und stellte ein Bild vor unsere Augen, das so ganz anders ist als das herkömmliche: das Bild eines echten Jungmannes voll Kraft und Heldenstärke. Aus dem süßlichen, verzückten Schwärmer wurde ein Mensch, der ganz auf dem Boden der Wirklichkeit stand, der das Leben mit all seiner Schönheit, seinen Genüssen, seinen Verheißungen gar wohl kennengelernt hatte, der seinen Degen ebenso wie sein Pferd zu meistern verstand und der in allen Arten der damals gebräuchlichen körperlichen und sportlichen Übungen erfahren war. In Siena baten einst die Studenten Aloisius um einen Vortrag. Da sprach er zu ihnen über das Wort der Heiligen Schrift: „Seid nicht Hörer, sondern Befolger des Wortes Gottes!“ Dieses Wort war der Leitgedanke seines Lebens. Nicht nur hören, sondern auch handeln! Nicht nur mit schönen Gedanken und Gefühlen, mit frommen Wünschen und guten Vorsätzen sein Leben füllen, sondern das einmal als recht Erkannte mit männlicher Entschlossenheit und Zähigkeit durchführen.

konnte in Margareta einen Sturm des Entzückens entfesseln. In mütterlicher Liebe neigt sie sich über das Kind in der Krippe. Sie spricht so kindlich, so traulich und herzlich mit dem göttlichen Kind, daß irdische Mutterliebe keine zarteren Ausdrücke zu finden wüßte. Den Höhepunkt erreichte ihre heilige Minne, wenn sie sich ins Leiden Christi versenkte. Ein Bild des Gekreuzigten kam nicht aus ihren Händen. Immer wieder drückte sie es mit aller Innigkeit und Kraft an Mund und Herz. „Oft schien es mir“, schreibt sie, „ich möchte mich lebend nimmer davon lostrennen vor großer Gnad und kräftiger Süßigkeit.“ Durch den Anblick der Wundmale geriet sie in solches Mitleiden hinein, daß sie in stundenlange todähnliche Erstarrung fiel, aus der sie nur langsam wieder zu sich kam und unaufhörlich ein jammervolles „O weh, o weh, mein Jesus Christus!“ ausstieß. Sie litt das Martyrium der Liebe.

Ihr Leiden war so groß, daß Margareta für gewöhnlich nicht auch noch freiwillige harte Bußwerke auf sich nehmen konnte. Sie schreibt: „Ich hatte nie große Übungen mit Disziplin und anderen groben Bußwerken übernommen, weil Gott mich in seiner Güte mit schwerer Krankheit heimsuchte.“ Waren ihr große äußere Bußwerke versagt, so übte sie um so rücksichtsloser die innere Abtötung, den Verzicht auf den eigenen Willen, auf mancherlei Wünsche des Herzens. Wie heldenhaft groß konnte diese Überwindung sein! Als in den schweren Wirren, die das Land wegen des unseligen Streitens Ludwigs des Bayern mit dem Papst heimsuchten, die Reichsinsignien: Krone, Zepter und Königsmantel in das dem Kaiser treu ergebene Kloster Medingen geflüchtet wurden, eilten die Schwestern neugierig zusammen, um die Kleinodien zu sehen. Auch Margareta empfand ein heftiges Verlangen. Nahm sie doch an der Sache des Kaisers wärmsten Anteil und wurde sie nicht müde, für den Kaiser zu beten und zu opfern. Schon stand sie auf dem Gang. Da vernahm sie die Stimme der Gnade: „Das ist eine armselige Schwäche von dir! Geh zum Tabernakel, da findest du meinen heiligen Fronleibnam so wahrhaft wie im Himmel!“ Und sogleich kehrte sie um, ging in die Kirche und opferte vor dem Altar für den Kaiser alle irdische Freude.

Im Gehorsam gegen Heinrich von Nördlingen schrieb Margareta ihre Seelenerlebnisse, ihre Gnadenauszeichnungen und Visionen nieder. Ihrer Demut kostete diese „öffentliche Beichte“ eine große Überwindung. Der Gedanke an die eigene Armseligkeit machte sie nachsichtig, sanftmütig, liebevoll gegen Mitmenschen. Wenn sie hörte, daß man Dienstmädchen schalt und ihnen sagte: „Ihr seid unseres Dienstes nicht würdig!“, dann überkam sie großes Herzeleid. „Ich mußte weinen und denken: mich hat Gott nicht aus seinem Dienst verjagt. Zu mir sprach er nie, daß ich seines Dienstes unwürdig sei.“ Von welcher Sanftmut muß Margareta gewesen sein, wenn sie ohne Widerspruch aus dem Kreis ihrer Mitschwestern von sich schreiben konnte: „Ich habe mit Gottes Hilfe vermieden, je einen Menschen

zu betrüben oder hart gegen irgendeinen zu sein.“ Nie wurde sie müde, die Anliegen ihrer Mitwelt im Gebete vor Gott zu tragen. In sührender Liebe opferte sie ihre Leiden auf für die Not der Armen Seelen, die ihr besonders lieb waren, für das Elend und die Zerrissenheit des deutschen Volkes, für die Laster des Kriegsvolkes, für die Geißel der Pest. Ein Strom von sührender Opferbereitschaft ging von der kleinen Leidenszelle des Klosters Medingen aus.

„Eine Heilige ist gestorben!“ so ging es im Kloster und Umgebung von Mund zu Mund, als Margareta Ebner am 20. Juni 1351 ihr Leben leidvoller Gottesminne schloß. Bereits ihre Zeitgenossen gaben ihr das ehrende Beiwort einer Seligen.

Aloisius von Gonzaga

21. Juni

Es gibt kaum ein anderes Heiligenbild, das lange Zeit so gründlich verzeichnet war wie das Bild des hl. Aloisius. Man hatte sich daran gewöhnt, in dem Fürstsohn von Gonzaga den weltflüchtigen Ordensmann zu sehen im weißen Chorrock mit der Lilie in der Hand und dem Totenkopf vor sich. Die Verfasser von Erbauungsbüchern und fromme Maler hatten ihn mit einer weichlichen Rührseligkeit umkleidet und zu einem weltfremden, von Gott einzigartig bevorzugten „Engel im Fleisch“ oder gar zu einem sentimental und fanatischen Schwärmer gestempelt. Erst die neuere Zeit entfernte die unwahren Übermalungen und stellte ein Bild vor unsere Augen, das so ganz anders ist als das herkömmliche: das Bild eines echten Jungmannes voll Kraft und Heldenstärke. Aus dem süßlichen, verzückten Schwärmer wurde ein Mensch, der ganz auf dem Boden der Wirklichkeit stand, der das Leben mit all seiner Schönheit, seinen Genüssen, seinen Verheißungen gar wohl kennengelernt hatte, der seinen Degen ebenso wie sein Pferd zu meistern verstand und der in allen Arten der damals gebräuchlichen körperlichen und sportlichen Übungen erfahren war. In Siena baten einst die Studenten Aloisius um einen Vortrag. Da sprach er zu ihnen über das Wort der Heiligen Schrift: „Seid nicht Hörer, sondern Befolger des Wortes Gottes!“ Dieses Wort war der Leitgedanke seines Lebens. Nicht nur hören, sondern auch handeln! Nicht nur mit schönen Gedanken und Gefühlen, mit frommen Wünschen und guten Vorsätzen sein Leben füllen, sondern das einmal als recht Erkannte mit männlicher Entschlossenheit und Zähigkeit durchführen.

Am 9. März 1568 hatte Aloisius auf dem Schloß Castiglione in der Lombardei als ältester Sohn des Fürsten und Markgrafen Ferdinand von Gonzaga das Licht der Welt erblickt. Der kleine Prinz war ein munterer, gelegentlichen Dummheitenstreichen keineswegs abholder Knabe. Der Vater hielt allzuviel Frömmigkeit für die spätere Stellung des Erbprinzen wohl nicht für zuträglich, und so nahm er schon das kleine Bürschlein, kaum daß es die ersten Höschen bekommen hatte, mit ins Lager der Soldaten. Die Landsknechte hatten ihren Spaß an dem kleinen Prinzen und gaben sich mehr mit ihm ab als gut war. Es dauerte nicht lange, so führte Aloisius Redensarten im Mund, die seine Erzieher entsetzten. In allem suchte er es den Soldaten gleichzutun — im Singen, Marschieren, Schießen. Eine Kanone, die er heimlich mit Pulver lud und losbrannte, schlug ihn rücklings wie tot zu Boden. Damit fand sein Lagerleben ein jähes Ende.

Den Neunjährigen schickte der Vater nach Florenz an den Hof der Medici, der damals der Hauptsitz fürstlicher Pracht und Bildung war. Aus dem stillen Castiglione heraus sah sich der Knabe mit einem Schlag in diesen Trubel der Vergnügungssucht hineingestellt. Ohne sich einsiedlerisch zurückzuziehen, nahm Aloisius soviel es nötig war am Treiben der Hofgesellschaft teil. Aber sein Herz stand in innerer Abwehr zu all diesen seichten, verführerischen Spielen und Vergnügungen. Schon in Florenz, noch mehr in Mantua, wo er nach Vaters Wunsch einige Zeit am Hofe des Herzogs weilte, wurde er viel von einem Magen- und Gallenleiden gequält. Dieses Leiden trug dazu bei, den Edelknaben den Fangarmen der Welt zu entziehen und innerlich reifen zu lassen. Er überließ sich stundenlang der Betrachtung religiöser Wahrheiten. Diese Neigung wurde noch sehr verstärkt, als Aloisius durch den hl. Karl Borromäus die erste hl. Kommunion empfangen hatte.

Mit Unbehagen verfolgte der Vater diese Entwicklung seines Thronfolgers. Kein Mönch sollte aus seinem Sohne werden, sondern ein Fürst, der das Haus Gonzaga zu höchster Macht führen sollte. So bewerkstelligte er es, daß Aloisius 1581 als Page an den königlichen Hof zu Madrid kam. Aber im Glanz dieses stolzen Hofes reifte in Aloisius nur um so rascher die Erkenntnis von der Nichtigkeit aller weltlichen Herrschaft und bestärkte in ihm den Wunsch, als Ordensmann sein Leben ganz Gott zu weihen. Als er dem Vater von seinem Vorhaben sprach, drohte ihm dieser in seiner Enttäuschung und Erbitterung mit dem Auspeitschen. Zwei Jahre lang nun bot Markgraf Ferdinand alles auf, Aloisius von seinem „nährischen Plan“ abzubringen. Von Fürstenhof zu Fürstenhof schleppte er seinen Sohn und betraute ihn mit der Erledigung wichtiger Geschäfte. Aber Aloisius hielt an seiner Berufung fest. Der Thron eines glanzvollen Fürstentums konnte ihn nicht locken. Ein höheres Ziel stand vor seinen Augen. „Was ist das alles im Lichte der Ewigkeit?“ Diese Frage nahm all den Freuden und Genüssen der Welt ihren lockenden Glanz.

Mit siebzehn Jahren hatte er sich vom Vater die Einwilligung zum Klostertritt erkämpft. Mit leichtem Herzen unterschrieb er die Abdankungsurkunde zugunsten seines jüngeren Bruders Rudolf und reiste mit jubelnder Seele in das römische Noviziat der Jesuiten ab. Der Fürstenson war Ordensmann geworden. Die Opfer, die das Ordensleben forderte, konnten Aloisius nicht schwer fallen. Hatte er doch von früher Jugend an ein Leben strenger, allzu strenger Buße geführt; hatte er doch schon inmitten des Genußlebens der Fürstenhöfe so streng gefastet, sich geißelt, daß seine Gesundheit dadurch zerrüttet wurde. Im Orden wurden diese jugendlich-überschwenglichen Buß- und Sühneübungen von den Obern in die rechten, maßvollen Bahnen gelenkt. Nicht eigener Sünden wegen hatte Aloisius diese Bußwerke auf sich genommen — was wußte sein unschuldvolles Leben von Sünde? —, er wollte leiden und büßen für seine Zeit. Er wollte teilnehmen am Kreuz Christi und sich zerschlagen um der Sünden der Welt willen. Neben diesem Verlangen, Sühne zu leisten, lag seinen Bußübungen freilich noch ein anderer Zweck zugrunde: sie sollten dazu dienen, über sich selbst Herr zu werden und alle Weltherrlichkeit zu töten, damit Gottes Herrlichkeit in ihm herrsche. Er hätte kein gesunder junger Mann sein müssen, wenn ihm aus der tüppigen Zeit und Umgebung, in der er lange Jahre zu leben gezwungen war, nicht die heftigsten sittlichen Kämpfe erstanden wären. Es muß Aloisius ein volles Maß heroischer Selbstverleugnung gekostet haben, die Reinheit des Herzens mitten in der verderbten Welt so fleckenlos zu bewahren. Neben dem Gebet holte er sich diese Kraft in täglicher Selbstverleugnung und Abtötung.

Wie froh war der junge Novize, sein Ziel erreicht zu haben und das Kleid des hl. Ignatius tragen zu dürfen! Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit verrichtete er die kleinsten Obliegenheiten und vermied ängstlich alles, was an seine frühere hohe Stellung hätte erinnern können. Wie der geringste Bruder lief der Fürstenson mit Scheuerlappen und Besen durchs Haus und mit dem Bettelsack durch die Straßen Roms. Als 1590 die Pest in Italien wütete, ruhte Aloisius, trotzdem er gesundheitlich zerrüttet war, nicht, bis ihm die Obern die Erlaubnis zur Pflege der Pestkranken gaben. Am 3. März 1591 fand er einen Pestkranken auf der Straße liegen, lud ihn auf die Schulter und schleppte ihn ins Spital. Dabei hatte er sich den tödlichen Keim geholt. Am gleichen Tag noch warf ihn die Krankheit aufs Bett. Er sprach so fröhlich über seine baldige Auflösung, daß der Obere zu den Mitbrüdern sagte: „Seht, er spricht vom Tode wie von einem Ausflug nach Frascati!“ In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1591 starb er mit dem Namen Jesu auf den Lippen. Ein dreiundzwanzigjähriger Held und Sieger!

Gibt es eine herrlichere Aufgabe für einen Menschen, als Frieden zu stiften? Welch eine segensvolle Gottestat ist es doch, die Lohe des Hasses zu ersticken und den Ölweig des Friedens zu reichen! Freilich, ein solcher Friedensstifter muß den Sturm in sich selbst gebändigt haben und unerschütterliche Ruhe in seiner Seele tragen; er muß seinen Weg klar erkennen und ihn allen Hemmungen trotzend mit unzerstörbarer Geduld und Milde gehen. Ein solcher Friedensengel war der hl. Eberhard.

Er entstammte dem bayerischen Geschlechte der Grafen von Biburg bei Hilpoltstein und wurde um das Jahr 1085 geboren. Kaum war er zum lernfähigen Alter herangewachsen, so schickten ihn die frommen Eltern an die Domschule nach Bamberg, wo er die schönsten Geistes- und Herzensgaben entwickelte. Der hl. Otto, der damals auf dem Bamberger Bischofsstuhl saß, schätzte Eberhards Fähigkeiten so sehr, daß er ihn bald nach der Priesterweihe als Kanoniker ins Domstift aufnahm. Doch Eberhards Sehnsucht ging nach einem Leben stillen Gottversenkens in abgeschiedener Klosterzelle. So legte er seine Ehrenstelle nieder und bat im Benediktinerkloster auf dem Bamberger Michaelsberg um Aufnahme. Bischof Otto war jedoch mit diesem Plan nicht einverstanden. Er widersetzte sich der „Flucht“ Eberhards und schickte den wissensdurstigen jungen Priester zur Vertiefung seiner Ausbildung an die Universität Paris. Mit akademischen Würden ausgezeichnet kehrte Eberhard nach Bamberg zurück. Aber Eberhards Sehnsucht nach dem Klosterleben war während der Pariser Studienjahre noch stärker geworden. Auf neue bat er seinen Bischof um die Erlaubnis, sein Amt niederzulegen und den Mönchshabit nehmen zu dürfen. St. Otto konnte seinem Bitten auf die Dauer doch nicht widerstehen.

Glücklich, seines Amtes als Domherr entronnen zu sein, bat Eberhard in dem von Bischof Otto neugegründeten Benediktinerkloster Prüfening bei Regensburg um Aufnahme. Wie glücklich fühlte sich Eberhard im Kloster, dessen Ordensgeist und Ordenszucht unter dem heiligmäßigen Abt Erbo vorbildlich waren. In strenger Abtötung und treuer Pflichterfüllung verbrachte hier Eberhard einige Jahre, bis er dem Drängen seiner drei Geschwister nachgebend die Leitung des von ihnen gegründeten Klosters Biburg übernahm. Unter seiner umsichtigen Führung entwickelte sich das Kloster bald zu einem wichtigen Ordenssitz und erreichte hohe Blüte. Mit Klugheit und Wohlwollen, mit Liebe und Umsicht leitete Eberhard seine Mönche zu einem gottseligen Leben an und ging ihnen mit dem besten Beispiel in allen Tugenden eines Ordensmannes voran. Wie bei allen Heiligen finden wir auch bei Eberhard eine innige Liebe zur seligsten Jungfrau, die ihm bei

seinen Zeitgenossen den Ehrennamen eines „capellanus Mariae, eines Marienkaplans“ einbrachte. Wie ein Blitz schlug in der Ordensgemeinde von Biburg die unerwartete Kunde ein: Priester und Volk von Salzburg hätten Abt Eberhard einstimmig zu ihrem Oberhirten erwählt. Welch schmerzvoller Abschied war es, als Eberhard nach Salzburg zog, wo er im Mai 1147 zum Erzbischof geweiht wurde. Das Regierungsprogramm, das der neue Oberhirte aufstellte, bestand in nichts anderem als in dem Wunsche, Glück und Freude zu spenden. Mit vollen Händen teilte er Almosen aus und suchte das Los der Armen nach besten Kräften zu erleichtern. Wo immer er auf Zwietracht stieß, griff er vermittelnd ein. Sein größtes Friedenswerk war die Vermittlung zwischen Staat und Kirche. Kaiser Friedrich Barbarossa war mit Papst Alexander III. in Streit geraten und hatte die Aufstellung des Gegenpapstes Viktor IV. veranlaßt. Dem Verlangen des Kaisers, den Gegenpapst anzuerkennen, setzte Eberhard unerschütterlichen Widerstand entgegen. Er blieb dem rechtmäßigen Statthalter Christi treu, mochten auch dadurch die schlimmsten Folgen für ihn entstehen. Nach mancher Unbill gelang es dem heiligen Kirchenfürsten, zwischen Kaiser und Papst eine zeitweilige Einigung zu erzielen. Alexander III. ernannte ihn zum Lohn für seine Treue und zur Anerkennung dieser Vermittlungstätigkeit zum „Legaten des päpstlichen Stuhles“.

Ein Friedenswerk krönte auch als letzte Tat das Leben des Heiligen. Der Markgraf von Steyr und der Burghauptmann von Leibnitz waren in schlimme Fehde geraten. Auf die Kunde von diesem bösen Zwist machte sich Eberhard trotz seiner Kränklichkeit auf die Fahrt, um die beiden Gegner auszusöhnen. Das Friedenswerk glückte. Aber die Anstrengung der Reise war zu groß gewesen. Auf der Rückreise von Steiermark befiel den Heiligen eine tödliche Krankheit. Im Zisterzienserkloster Reun sprach der ehrwürdige Greis am 22. Juni 1164 sein „Nunc dimittis — jetzt, Herr, laß mich im Frieden ziehen!“ Der Friedensstifter ging ein in den ewigen Frieden des Himmels.

Papst Pius X. verlieh einen vollkommenen Ablass für die Todesstunde allen, die nach Empfang der hl. Kommunion das Gebetlein sprechen: „Herr, mein Gott, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes, so wie es dir gefallen wird, mit allen ihren Ängsten, Leiden und Schmerzen in voller Ergebung und Bereitwilligkeit an.“ Die wenigsten, die dieses Gebet sprechen, wissen, daß es auf den seligen Josef Cafasso zurückgeht, und nur wenigen ist dieser herzengute Gottes- und Menschenfreund bekannt. Dieses demütige Zurücktreten hinter seinem Werk entspricht ganz dem Wesen dieses „Heiligen der Verborgenen“. In einfachem Rahmen spielte sich das Leben dieses großen Wohltäters der Menschheit ab: er wurde 1811 in Castelnuovo d' Asti bei Turin als Sohn einer tiefreligiösen Bauernfamilie geboren und verschied 1860 als Vorstand des Priesterseminars in Turin.

Es gibt im Leben dieses Seligen keine „Bekehrung“. Geradlinig führte ihn von den ersten Tagen der Kindheit an der Weg zu Gott. Der kleine Giuseppe war schon in den Jahren der Volksschule so vorbildlich an Bescheidenheit, Reinheit, Frömmigkeit, daß man ihn bald im ganzen Dorf den „kleinen Heiligen“ nannte. Da sich mit der tiefen Frömmigkeit auch eine glückliche geistige Begabung verband, nahm sich der Ortspfarrer in besonderer Weise um den Jungen an und ermöglichte ihm den Besuch des Gymnasiums. Das Priestertum stand als heißbegehrtes Ziel vor den Augen des Studentleins, das seine Mitschüler wegen des eifervollen Eintretens für Sittsamkeit in einer Mischung von Spott und Bewunderung „Aloisius“ nannten. In zähem Fleiß arbeitete sich Josef Cafasso von Klasse zu Klasse, bis er 1833 als neugeweihter Priester das heilige Meßopfer feiern durfte. „Wer in den geistlichen Stand eintritt, verkauft sich dem Herrn. Ihm darf nichts mehr am Herzen liegen, als was sich auf die Ehre Gottes und auf das Heil der Seelen bezieht.“ In diesen Worten liegt die ernste Auffassung, die Cafasso vom Priestertum hatte. Dieses „Dem Herrn verkauft“ blieb sein ganzes Leben hindurch sein Leitgedanke.

Seine erste Anstellung erhielt der junge Priester als Präfekt und Professor am Priesterseminar in Turin, dessen Leitung er 1848 übernehmen mußte und bis zu seinem Tode behielt. Durch seine Erziehungsschule ging der ganze Klerus des Turiner Bistums und erhielt von ihm eine gründliche aszetische und wissenschaftliche Vorbereitung für die spätere Seelsorgsarbeit. Zu seinem Beichtstuhl kamen Erzbischöfe und Fürsten, Generäle und Professoren, Beamte und Handwerker. In seinem Zimmer gingen die Ratsuchenden ein und aus. Wer sich in seinem Leben so festgerannt hatte, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte, klopfte an der Türe des Regens Cafasso. Der kleine, verwachsene Priester wußte immer Rat. Wegen



Antonius von Padua empfiehlt einen Mitbruder dem Schutze Mariens

[Fil. Lippi]



Johannes der Täufer
[H. Memling]

seiner Weisheit und Klugheit, seiner Milde und Güte nannte man ihn den „Mann des Rates“. In den Seligsprechungsakten heißt es: „Keiner seiner Zeitgenossen reichte in dem schwierigen Amt des Ratgebers auch nur im entferntesten an Don Cafasso heran. Und dies wegen der Menge und Verschiedenheit derer, die bei ihm Rat begehrten, dann auch wegen der Vielfältigkeit der Angelegenheiten, in denen man an ihn sich wandte, und wegen der Art und Weise, wie er diesen Liebesdienst übte.“

Ganz aus dem Drange seines gütigen Herzens heraus hatte Cafasso die schwierige Seelsorge in den Gefängnissen übernommen. Achtundsechzig zum Tode Verurteilte begleitete er auf ihrem letzten Gang zur Richtstätte und teilte mit ihnen die letzten Stunden ihrer großen Herzensnot. Wie mag sein Herz die Todesnot der armen Menschen mitgelitten haben, wenn das Armensünderglöcklein zum letzten Gange läutete! Don Cafasso hatte den Trost, daß keiner von den achtundsechzig unbußfertig starb. Er wußte ihnen eine solche Reue über ihr vergangenes Leben und eine solche Ergebung in Gottes Willen einzufloßen, daß man ihn öfter auf der Rückkehr von der Richtstätte murmeln hörte: „Gottlob, eine Seele mehr im Himmel, die für uns betet!“ Wenn man sich darüber wunderte, sagte er: „Gewiß, sie haben viel gesündigt; aber wird nicht Gott ihre Buße und reumütige Gesinnung, mit der sie ihren Tod zur Sühne für ihre Verbrechen annahmen, hoch anrechnen? Was hat denn dem Schwächer am Kreuze den Himmel eröffnet, wenn nicht seine Reue und Hingabe an den Willen Gottes? Ich bin überzeugt, daß es für einen solchen Menschen kein Fegfeuer mehr gibt.“

Niemand nahm sich um Don Boscos Werk mit solchem Eifer an und niemand setzte sich für Don Bosco mit solch rückhaltlosem Vertrauen ein wie Cafasso. Er war es, der den um vier Jahre jüngeren Freund auf sein Apostolat an der Jugend hinwies. Immer wieder, wenn Don Bosco von seinem Wunsch, Ordensmann oder Missionar zu werden, sprach, hielt ihn Cafasso zurück mit der Begründung: „Mein Lieber, lassen Sie alle Gedanken an den Ordensberuf fahren! Setzen Sie Ihr Werk für die Jugend fort. Das ist der Wille Gottes und nichts anderes.“ Als alle am Gelingen des riesenhaften Werkes, das Don Bosco ohne Mittel, einzig im Vertrauen auf die Vorsehung Gottes, ins Leben gerufen hatte, verzweifelten, hielt Cafasso ihm die Treue und wußte unter Klerus und Volk das Vertrauen zu Don Bosco wieder zu stärken. „Laßt ihn nur!“, sprach er in prophetischem Blick. „O, wenn ihr wüßtet, wieviel dieser Don Bosco wert ist! Ihr könnt es euch gar nicht vorstellen! Sein Werk wird unfehlbar sehr viel Gutes in der Welt stiften.“ Don Bosco wußte, was er an Cafasso hatte. „Ihm verdanke ich alles. Er war mir Vater, Berater und Helfer.“

Neben seiner Fürsorge für das Werk der Salesianer in Valdocco schenkte Don Cafasso seine besondere Liebe und Unterstützung auch dem „kleinen Haus der

Vorsehung", der großartigen Wohltätigkeitsstiftung Cottolengos für Waisenkinder, Krüppel, Schwachsinnige, Taubstumme. Dem „Kleinen Haus der Vorsehung" vermachte er auch seine Ersparnisse.

Die vielen Arbeiten am Studiertisch, auf dem Katheder, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in seinem Exerzitenhaus, in den Gefängnissen, an Krankenbetten, die harten Abtötungen und Bußübungen hatten die zarte Gesundheit Cafassos so geschwächt, daß sie beim ersten Ansturm einer Krankheit zusammenbrach. Am 12. Juni 1860 befiel Don Cafasso eine Lungenentzündung, der er am 23. Juni erlag. Volk und Priester trauerten um Cafasso wie um einen Heiligen. Im Volksmund hieß es ohne Umschweife: „Wenn Don Cafasso nicht im Himmel ist, kommt keiner hinein."

Johannes der Täufer

24. Juni

Wenn schweres Leid über uns kommt, wenn die Unschuld verfolgt wird und das Unrecht triumphiert, wenn der Glaube geknechtet und die Gottlosigkeit auf den Schild erhoben wird, quält viele Herzen die bange Frage: „Warum rührt sich der allmächtige Herrgott nicht? Warum schützt er nicht die Unschuld, warum verteidigt er nicht das Recht?" In manchen schwachen Herzen steigert sich die Frage zu bohrendem Zweifel, zu nagendem Mißtrauen gegen die Vorsehung eines gerechten, gütigen Gottes. Daß wir doch in solchen Stunden der Prüfung so stark glauben würden wie jener einsame Gefangene im Verlies des Felsenschlosses Machärus an der Grenze Palästinas und Arabiens! Mitten aus der segensreichsten Wirksamkeit war er herausgerissen worden. Drei Jahrzehnte lang hatte er sich in der Einsamkeit und Bußstrenge der Wüste auf seinen Heroldsdienst für den kommenden Erlöser vorbereitet. Verheißungsvoll ging die Saat auf, die er an den Ufern des Jordans in die Herzen der Heilsbegierigen streute. Jünger hatten sich um ihn geschart; der Heiland selber hatte sich seiner Taufschale gebeugt — und nun war alles vorbei und zerschlagen! Nun lag er angekettet im dunklen Kerker, ausgeliefert einem gewissenlosen Wüstling und einem ränkesüchtigen Weib. Der Eifer für Gottes Gesetz hatte ihn zum Gefangenen gemacht. „Es ist dir nicht erlaubt, mit der Frau deines Bruders zusammenzuleben!" Dieses freimütige Wort hatte des Königs Herodes Zorn und der ehebrecherischen Herodias Rache geweckt.

Ein ganzes Jahr schon schmachtete Johannes im Kerker. Verwendete sich niemand für seine Freiheit? Hatten sie ihn alle vergessen? Der Heiland, dessen Wegbereiter Johannes war, der sogar durch leibliche Verwandtschaft mit Johannes verbunden war, schickte dem Gefangenen keinen Engel wie dem Petrus. Er erschien ihm nicht wie dem sterbenden Stefanus. Er überließ ihn seinem schmachvollen Tod. In bitterster Verlassenheit mußte er sterben durch das unüberlegte Versprechen eines schwächlichen Königs, durch die Rache einer Ehebrecherin, durch die Tanzkunststücke eines schamlosen Mädchens.

Welch eine Seelengröße gehörte dazu, klaglos ein solches Ende auf sich zu nehmen, in wankloser Treue zum Heiland, in ungebrochener Ergebung gegen Gott! Willig beugte Johannes sein Haupt dem Schwerte des Henkers. Er hatte seinen Auftrag vollbracht und dem Erlöser den Weg bereitet; er hatte ihn sehen und taufen, er hatte mit eigener Hand auf ihn zeigen dürfen: Seht das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt! Sein Werk war vollbracht, und so nahm er starkmütig den Tod entgegen und war bereit durch sein armseliges Hinsterben die Verlassenheit der Schädelstätte voraus zu leiden. Durch dieses Sterben allein hätte Johannes das einzig dastehende Lob Christi verdient: „Unter den vom Weib Geborenen war keiner größer als er."

In erhabener Größe steht Johannes am Anfang des Evangeliums und an der Schwelle des Erlösungswerkes Jesu Christi. In ihm flammt noch einmal die ganze Kraft des alttestamentlichen Prophetentums auf, um den von allen Propheten verkündeten Messias in sein heiliges Amt einzuführen und dann zu erlöschen. Wunderbares umschauerte schon die Geburt des Kindes. Die Ankündigung der Geburt durch einen Engel, das Stummwerden des an der Botschaft zweifelnden Zacharias, die Begnadigung des ungeborenen Kindes beim Besuch der allerseligsten Jungfrau Maria, die ungewöhnliche Namensgebung, der Lobgesang des Zacharias, die ahnungsvolle Frage der Verwandten: „Was mag wohl aus diesem Kinde werden?" — —, das alles deutete darauf hin, daß dieses Kind im Heilswort Gottes eine besondere Aufgabe werde erfüllen müssen. „Das Kind aber wuchs, ward stark im Geiste und war in der Wüste bis zum Tag, da es sich zeigen sollte vor Israel" (Lk. 1, 80). So faßt der Evangelist mit wenigen Worten die Kindheit und Jugend des Vorläufers kurz zusammen. Er übergeht den Tod der Eltern und schweigt über das außerordentlich strenge Büsserleben in der Wüste, um sofort die öffentliche Wirksamkeit des etwa dreißig Jahre alten Täufers einzuleiten: „Es erging der Ruf des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste (Lk. 3, 3). Hager und ausgedörrt wie die Wüste, aus der er kam, trat Johannes unter die Menschen und erschütterte mit seinem Prophetenwort das ganze Volk Israel. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem machtvollen Prediger durch Stadt und Land. Von allen Seiten eilten die Scharen herbei, um seinen

Worten zu lauschen. Nun erklang die weithin schallende Stimme, von der Isaias gesagt hatte: „Stimme eines Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn“ (40, 3). Aber auch das andere Wort dieses Propheten erfüllte sich an Johannes: „Er machte meinen Mund gleich einem scharfen Schwerte und zu einem auserlesenen Pfeile“ (Js. 49, 2). Schonungslos donnerten die Bußrufe des Täufers in die selbstgerechten Scharen: „Bekehrt euch! Tut Buße! Das Himmelreich ist nahe!“

Wie leicht hätte es Johannes gehabt, mit schönen Verheißungen das erregte Volk an sich zu ketten! Wie mühelos wäre es gewesen, die Messiaserwartung der Massen auszunützen und auf die wiederholte Frage: „Bist du der Messias?“ ein Ja zu sagen! Welche Demut lag doch in diesem immer wieder eindeutig und schroff gesprochenen: „Nein! Ich bin es nicht!“ Welche Selbstlosigkeit gehörte doch dazu, sich unmerklich mehr und mehr von der jubelnden Volksmenge loszureißen und in den Hintergrund zu treten! Sich selbst ins Dunkel zu stellen und mit ausgestreckter Hand auf Jesus zu weisen: „Seht hier das Gotteslamme!“ Mit Gewalt fast mußte Johannes seinen Jüngern den Abschied geben, damit sie „den Größeren“ folgten, dessen Schuhriemen aufzulösen er sich nicht für wert hielt. Niemand konnte selbstloser und demütiger sein als Johannes.

Doch er, der in beispielloser Demut ins Dunkel der Vergessenheit trat, feierte glorreiche Auferstehung und lebt fort durch die Jahrhunderte und Jahrtausende. Unsterblicher Ruhm verklärt seine Gestalt. Sein Name verklingt nimmer im Christentum, und so lange das eucharistische Opfer gefeiert wird, steht auch das lichtumflossene Bild des Täufers vor unserem Auge. Seit den ältesten Zeiten wurde von der christlichen Kunst nächst Christus und seiner seligen Mutter kein Heiliger soviel verherrlicht wie Johannes. Unzähligen Menschen wurde und wird sein Name in der heiligen Taufe beigelegt. Tausende von Kirchen und Altären sind ihm geweiht und mahnen die Gläubigen, dem Herrn die Wege zu bereiten und ihm ein gläubiges, heiliges Volk zu schaffen. Während die Kirche bei den andern Heiligen den Todestag begeht, feiert sie bei Johannes wie bei Christus und Maria den Geburtstag. Jeden Tag wird der Name des heiligen Täufers zweimal in der hl. Messe erwähnt. Dies alles ist ein Ausdruck der hohen Verehrung, welche die Kirche dem heiligen Vorläufer des Herrn, dem „Größten unter den vom Weib Geborenen“ seit ältester Zeit entgengringt.

Johannes Fisher

25. Juni

(Gedenktag am 22. Juni)

Welch wundervolles Geschenk gab Gott dem Menschen mit der Freiheit des Willens! Und welch unheimlichen Mißbrauch kann der Mensch mit diesem Gottesgeschenk treiben! Selten kommt einem das so schmerzlich zum Bewußtsein, als wenn man die Geschichte des englischen Königs Heinrich VIII. betrachtet. Um gegen Christi Lehre und das Kirchengesetz seiner rechtmäßigen Gattin den Abschied geben und ein leichtfertiges Hoffräulein zur Königin erheben zu können, verfiel der einstige „Verteidiger des Glaubens“ der Irrlehre und riß das ganze Land mit in seinen Fall hinein. Ein ganzes Land für Jahrhunderte dem wahren Glauben verloren durch die Laune eines lüsternen Herrschers! Nur ein unermeßlich großer, unendlicher Gott konnte es wagen, seinem Geschöpf mit der Freiheit des Willens ein solch zweischneidiges Schwert in die Hand zu geben.

Mit der Geschichte Heinrichs VIII. ist das Martyrium des Kardinals John Fisher (Johannes Fischer) verknüpft, der im Mai 1535 mit seinem Leidensgefährten Thomas Morus feierlich in das Heiligenbuch unserer Kirche eingetragen wurde. Zu Beverley in Yorkshire in einfachen Verhältnissen geboren, arbeitete er sich durch eigene Kraft und durch seine glänzende Begabung rasch in die Höhe. Schon in jungen Jahren wurde er zum Doktor der Theologie und zum Vizekanzler der Universität Cambridge ernannt. Mit 35 Jahren bestieg er bereits den Bischofsstuhl von Rochester.

Auch als Bischof widmete John Fisher alle Zeit, die ihm sein Hirtenamt frei ließ, der Wissenschaft. Der Führer der deutschen Humanisten, Erasmus von Rotterdam, schätzte die Geistestiefe und Gelehrsamkeit des Heiligen so hoch, daß er in einem Brief an Reuchlin das Urteil fällte, es gebe in England keinen gelehrteren Mann und keinen heiligeren Bischof als Fisher. In mehreren Schriften und besonders in seinen berühmten Predigten eiferte Bischof Fisher für die Reinheit der katholischen Lehre und für ein Leben nach dem Geiste des Evangeliums. Willensfestigkeit, Furchtlosigkeit, entschiedenes Festhalten an dem einmal für wahr Erkannten — das war die Grundstimmung seines Wesens. Der König selber schätzte den Bischof so sehr, daß er öffentlich erklärte, es gäbe keinen Fürsten in Europa, „der einen Prälaten aufzuweisen hätte von der Wissenschaft und Tugend des Bischofs von Rochester“. Auch später, als Fisher sich durch seine pflichtgemäße Stellung gegen den König Gegner verschafft hatte, konnten auch diese an seinem Lebenswandel und seiner Amtsführung nicht den geringsten Makel finden. Gebet, Studium, Wohltun — das war der Inhalt seines strengen, abgetöteten Lebens. Obwohl ihm als Bischof reiche Einkünfte zur Verfügung standen, lebte er doch in anspruchsloser Armut, da alles, was ihm gehörte, auch Eigentum der Armen und

Kranken war. Für sich selbst bis aufs äußerste genügsam, hatte er ein gütiges Herz für fremde Bedürfnisse. Er scheute nicht die Mühe und das Opfer der Zeit, um selber die Kranken in armseligen Stuben aufzusuchen, mit ihnen zu beten, sie zu trösten, sie zu erheitern, sie zu beschenken. Die Stunden, die durch solchen Liebesdienst dem Gebet und Studium verloren gingen, brachte er nachts wieder ein.

John Fisher war zu sehr ein Mann der Innerlichkeit und der Wissenschaft, als daß er sich jemals sonderlich um die hohe Politik des Landes gekümmert hätte. Erst der Eheskandal des Königs riß ihn aus seiner Zurückhaltung. Um die Hofdame Anna Boleyn heiraten zu können, suchte Heinrich sich von seiner rechtmäßigen Gattin Katharina zu trennen unter dem Vorwand, die beim Abschluß der Ehe vom Papst erteilte Dispens sei ungültig gewesen. Mit freimütigem Ernst trat Bischof Fisher für die Rechtmäßigkeit der Ehe ein und verteidigte mit allem Nachdruck das Recht der Königin. Mochte der erzürnte König den lästigen Mahner zweimal gefangensetzen lassen, John Fisher ließ sich nicht beugen. Sein unerschrockenes Auftreten konnte freilich den geplanten Schritt Heinrichs nicht mehr hindern. Mit Zustimmung eines gefügigen Parlamentes erklärte er seine Ehe mit Katharina für nichtig und vermählte sich mit Anna Boleyn. Die Kluft, die durch diese Ehegeschichte zwischen Rom und England aufgerissen war, wurde immer weiter und tiefer. Schließlich forderte der König von seinen Untertanen einen Eid, durch den sie ihn als oberstes Haupt der Kirche von England anerkennen sollten. Dies bedeutete den völligen Bruch mit der katholischen Kirche. Wenn sich auch leider Gottes viele Edle geistlichen und weltlichen Standes fanden und den Eid schworen, ein John Fisher blieb stark. In feierlicher Erklärung verweigerte er den unbilligen, mit dem katholischen Glauben unvereinbaren Eid. Alle Versuche des Königs, diesen hochangesehenen, bedeutenden Kirchenfürsten für sich zu gewinnen, blieben erfolglos. Da sollte rohe Gewalt ihn brechen. Er wurde in das berüchtigte Staatsgefängnis des Tower geworfen. Über ein Jahr lang mußte der schwächliche, 65 Jahre zählende Bischof in seinem Kerker zubringen, einem finsternen Gewölbe mit kleinen, schlecht schließenden Fenstern und einem Boden von kalten Steinfließen. Um den in größter Gefahr schwebenden Bischof der Gerichtsbarkeit des Königs zu entziehen, erhob ihn Paul III. im Mai 1535 zum Kardinal. Aber auch dies vermochte ihn nicht mehr zu retten. Wenige Tage später wurde ihm der Prozeß gemacht. Da er auch angesichts des Todes an der katholischen Lehre festhielt und es als mit seinem Gewissen unvereinbar ablehnte, den Ehebruch des Königs stillschweigend zu dulden, wurde das Todesurteil wegen „Hochverrates“ gefällt. Am 22. Juni wurde das Bluturteil vollzogen. Der Scharfrichter war so erschüttert, daß er den Kirchenfürsten um Verzeihung bat. „Herzlich gern verzeihe ich dir“, sagte der Heilige. „Du wirst mich beim Tode nicht zittern sehen.“ Da Heinrich VIII. dem Bischof verboten hatte, vor der

Hinrichtung aufreizende Worte an das Volk zu richten, beschränkte sich der Heilige auf die wenigen Sätze: „Christen, ich bin hierher gekommen, um für den Glauben der katholischen Kirche den Tod zu leiden. Ich danke Gott, daß er mir bis zu diesem Augenblick den Mut aufrechthielt. Ich danke euch, steht mir mit eurem Gebete bei, auf daß ich frei von jeder Furcht in dieser Todesstunde nicht wanke, sondern unerschütterlich fest im katholischen Glauben sterbe. Ich bitte den allmächtigen Gott, er möge in seiner unendlichen Barmherzigkeit den König und dieses Reich beschirmen, seine schützende Hand über unsere ganze Heimat ausbreiten und dem König gute Ratgeber senden.“ Nachdem er mit lauter Stimme das Tedeum gesprochen und mit den Worten: „Auf dich, o Herr, habe ich vertraut, und ich werde nicht zuschanden werden“, geschlossen hatte, empfing er gefaßt den Todesstreich. Auf Befehl des Königs blieb der Leichnam entkleidet den ganzen Tag auf dem Blutgerüste liegen. Nachts wurde er von den Bütteln ohne Sarg und Hülle in dem nahegelegenen Friedhof der Allerheiligenkirche begraben. Erst später fand der heilige Blutzeuge seine Ruhestätte in der Kapelle des Towers an der Seite seines Kampfgefährten Thomas Morus.

Vigilius von Trient

26. Juni

Auf der Universität in Athen hatte er sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung angeeignet, in Rom hatte er der weltlichen Wissenschaft die geistliche hinzugefügt und sich als Priester dem Dienste Gottes geweiht, und nun kam er um das Jahr 380 nach Südtirol gewandert und schuf sich in dem heutigen Trient eine Heimat. Von diesem Standquartier aus wollte er dem Land, das noch zu einem erheblichen Teil heidnisch und zu einem anderen Teil dem Arianismus verfallen war, das Evangelium vom Heiland Jesus Christus verkünden. Mit Bewunderung sah das Häuflein der katholischen Gemeinde von Trient den Seeleneifer des jungen Priesters, seine milde Liebe, seine erleuchtete Klugheit. Trotz seiner Jugend – er zählte noch nicht 24 Jahre – wählte ihn die Gemeinde voll Vertrauen zum Oberhirten, als Bischof Abundantius die Augen schloß. Ein junger, tatkräftiger Oberhirte tat der Kirche von Trient freilich bitter not. Die Zahl der Gläubigen war so klein, daß sie in der Stadt nicht einmal ein Gotteshaus besaßen. Aber für Bischof Vigilius war dies nur ein Ansporn zu angestrenzter Tätigkeit. In der

demütigen Erkenntnis seiner jugendlichen Unerfahrenheit erbat er sich vom großen Erzbischof von Mailand, Ambrosius, Ratschläge für seine Amtsführung. Der Heilige kam freudig dem Wunsche seines jungen Amtsbruders nach und schrieb ihm einen Brief voll väterlicher Liebe und gereifter Weisheit.

Mit Feuereifer machte sich Vigilus ans Werk. Unterstützt von der fühlbaren Hilfe Gottes gelang es ihm, durch sein unermüdliches Wirken, durch sein Beten, Flehen und Mahnen, durch die Kraft seiner Predigt und die Macht seines Beispiels Trient in kurzer Zeit vom Heidentum und von der Irrlehre zu säubern. Kaum waren die kirchlichen Verhältnisse der Bischofsstadt geregelt, da machte sich der Heilige daran, seine Missionstätigkeit nun in die nähere und weitere Umgebung vorzustoßen. Auf mühsamen Wanderungen drang er in die entlegensten Bergtäler vor, um die verirrt und verwilderten Schäflein aufzusuchen und zur Herde Christi zu führen. In den Gebieten von Brescia und Verona konnte er dreißig katholische Gemeinden einrichten. Gottes Vorsehung führte dem rastlosen Bischof drei ausgezeichnete Kleriker zu: Sisinnius, Martyrius und Alexander. Mit diesen glaubensbegeisterten Gehilfen zog Vigilus in die ausgedehnte Gegend im Norden von Trient. In Anagne, dem heutigen Nonsberg, begann der Heilige seine Missionsarbeit. Er konnte vielen die Taufe spenden, erbaute ein Kirchlein und ließ dann die drei Gefährten zurück, während er nach Trient zurückkehrte.

Bald lief eine Trauerbotschaft in Trient ein: Die drei Missionare waren von Heiden erschlagen und ihre Leichen verbrannt worden. Ohne Zaudern machte sich Vigilus sofort auf den Weg nach Nonsberg. Mit frommer Sorgfalt sammelte er die Überreste der Blutzeugen und brachte sie als heilige Reliquien nach Trient, wo sich die Verehrung der drei Märtyrer bis zum heutigen Tag erhalten hat. Das Blut der Märtyrer erwies sich auch hier als Same der Christen. Es währte nicht lange, so brach der Götzendienst im Nonstal zusammen und die Einwohner beugten sich willig zur Taufe. Im ganzen Lande um Trient stand nun das Kreuz in Ehren und scharten sich die Gläubigen um den Opferaltar Christi. Nur ein einziges Tal noch verschloß sich hartnäckig der Friedensbotschaft der Missionare. Starr und unzugänglich wie ihre Felsen, wollten die Bewohner nichts von der neuen Lehre wissen. Ihr höchstes Heiligtum war eine uralte Bildsäule des Saturn, der zu Ehren sie wilde Feste mit abergläubischen Gebräuchen und Opfern feierten. Von seinen zwei Brüdern und dem Priester Julian begleitet, machte sich Vigilus auf den Weg in dieses Tal und kam an den Ort, wo das Götzenbild stand. Wie Bonifatius später die Donareiche bei Fulda, so stürzte Vigilus todesmutig die Bildsäule um und warf die Trümmer in den vorüberrauschenden Bergbach. Das Heiligtum, dem die Heiden göttliche Macht zugeschrieben hatten, war zerstört, ohne daß die Strafe des Gottes den christlichen Frevler getroffen hatte. Vigilus hielt es für gut, den tiefen Eindruck, unter dem die Heiden augenblick-

lich zu stehen schienen, auszunützen und das Eisen zu schmieden, solange es warm war. Er stellte sich an den Sockel des Götzenbildes und predigte vom unsichtbaren Gott, der nicht in Bildern wohnt, die von Menschenhand gemacht sind. Aber plötzlich brach der verhaltene Grimm der Heiden mit wilder Leidenschaft los. Ein Hagel von Steinen prasselte auf den predigenden Glaubensboten nieder, mit Holzschuhen und Prügeln warfen sie nach ihm. Zu Tode getroffen sank Vigilus zu Boden. Es war am 26. Juni 400. Der Leichnam des Heiligen wurde von den drei Gefährten, die der Wut der Heiden entkommen waren, nach Trient gebracht und in der von Vigilus erbauten Kirche der hl. Gervasius und Protasius ehrenvoll beigesetzt.

Luitgard von Tongern

27. Juni

(Gedenktag am 16. Juni)

Im Jahre 1182 zu Tongern in Belgien geboren, litt Luitgard in ihrer Kindheit und Jugend schmerzlich unter der verschiedenen Gesinnung der Eltern. Vater und Mutter arbeiteten sich in der Erziehung des Kindes entgegen. Die fromme Mutter sah es als ihre erste Aufgabe an, das Mädchen zu zarter Gottesfurcht zu erziehen. Sie sah die Krone der weiblichen Tugenden in bescheidener Sittsamkeit und zurückgezogener Häuslichkeit und mühte sich, ihr Kind dafür zu begeistern. Der Vater dagegen war von der Anmut des aufblühenden Mädchens so gefangen, daß er blind alle ihre Unarten übersah und ihr keinen noch so unvernünftigen Wunsch abschlagen konnte. Wohlgefällig nährte er den Hang zu Putz und Eitelkeit, der sich in Luitgard rührte, überschüttete sie mit Geschenken, die ihre Gefallsucht steigerten, und führte in törichter Vaterliebe das hübsche, elegante Modepüppchen zu endlosen Vergnügungen und Zerstreuungen. Es wäre verwunderlich gewesen, wenn auf das Mädchen die väterlichen Torheiten nicht stärkeren Eindruck gemacht hätten als die ernstesten Mahnungen der gutmeinenden Mutter. Ihr Auge fand Gefallen an modischem Flitter, ihr Herz hing an Tand und Lustbarkeit, sie tänzelte sorglos auf einem Weg dahin, der in den Strudel des Verderbens führen mußte. Statt der Mutter eine fleißige Stütze bei der häuslichen Arbeit zu sein, vertrödelte sie lange Stunden vor dem Spiegel mit eitlem Getue: mit dem Kräuseln ihrer Locken, mit dem Schminken und Pudern ihres Gesichtes, mit dem Ordnen der Bänder und Maschen und Spitzen. Mit Freuden sah sie, wie die junge Männer-

welt sie umwarb, und geschmeichelt lauschte sie den Liebesbeteuerungen oberflächlicher Stutzer. Tag und Nacht träumte sie von den dunkel geahnten, ihr als höchste Seligkeit vorschwebenden Wonnen der Liebe und ehelichen Vereinigung. Die Gefahr, in der Luitgart schwebte, war riesengroß.

Da griff Gott ein. Das Geld, das der Vater für die Aussteuer Luitgarts bestimmt hatte, ging verloren, und damit brachen die glänzenden Aussichten des ehelustigen Mädchens zusammen. Der Schwarm der Freier verlief sich. Aber war sie nicht immer noch voll Anmut und Liebreiz? Genügte dies nicht, einen edlen, liebenswerten Bräutigam zu gewinnen? Doch die nüchtern denkende Mutter machte Luitgart klar, wie töricht es sei, bei ihrer Mittellosigkeit sich in hohen Erwartungen und stolzen Träumen zu wiegen. Wenn auch Luitgart es noch nicht übers Herz brachte, sich von Putz und Schmuck zu trennen, so wurde sie doch unter dem gutgemeinten Zureden der Mutter ernster und zurückgezogener, sie mied das frühere Liebesgetändel und war immer seltener bei Lustbarkeiten zu finden. Gottes Gnade und die Liebe der Mutter arbeiteten an der inneren Wandlung, die sich allmählich in Luitgart vollzog. Eine wundersame Erscheinung brachte die seelische Umkehr zur Auslösung. Als Luitgart eines Abends in Träumereien verloren, mit geschlossenen Augen am Fenster saß, sah sie auf einmal einen herrlichen Jüngling vor sich stehen. Er strahlte wie die Sonne, goldglänzendes Haar umwallte sein Antlitz, Liebe und Gnade leuchteten aus seinen gütigen Augen. Er neigte sich freundlich zu ihr herab, öffnete seine Brust, zeigte auf eine frischblutende Wunde unter dem Herzen und sprach: „Sieh das Malzeichen der wahren und heiligen Liebe, den Quell der Freude und Seligkeit!“

Diese Vision machte auf das Mädchen unauslöschlichen Eindruck. Bei Tag und Nacht sah sie die blutende Herzenswunde vor ihren Augen. Ein heiliger Ernst befahl sie, es ekelte sie vor dem bisherigen Tand der Eitelkeit und den seichten Vergnügungen. Ihr ganzes Sehnen galt jetzt nur noch ihm, dem Bräutigam mit der blutenden Herzenswunde. Sie verließ die Welt und trat mit freudiger Zustimmung der Mutter in das Benediktinerinnenkloster St. Katharina bei St. Trond.

Mit einem glühenden Eifer gab sich die junge Nonne den geistlichen Übungen hin. Es war, als wollte sie einholen, was sie früher in jahrelangem Getändel versäumt hatte. Die härtesten Entbehrungen und Bußübungen nahm sie auf sich. Es drängte sie mit unwiderstehlicher Gewalt, dem Bräutigam mit der blutenden Herzenswunde Sühne zu leisten für ihre eigenen Verirrungen und für die Kränkungen durch alle die vielen Sünder in der Welt. „Steh auf und bete für die Sünder!“ so rief ihr einmal nachts, als das Glöcklein zum mitternächtlichen Chorgebet läutete, eine Stimme zu. Der Sühne galt nun ihr ganzes Leben. Für die Sünder ertrug sie alle Beschwerden des Ordenslebens, für die Sünder nahm sie jahrelanges, strengstes Fasten auf sich, den Sündern galt ihr Beten und Büßen.

Der Heiland schenkte ihr selige Stunden der innigsten Vereinigung mit ihm. Sie fühlte sich so mit ihm verbunden, daß sie, wenn irgendeine Arbeit sie aus dem Gebet und der Beschauung riß, wie ein Kind voll Einfalt und Liebe oft sagte: „Mein Geliebter, warte doch ein wenig, ich will gleich wieder bei dir sein!“ Nicht selten zeigte sich der Heiland in seiner himmlischen Schönheit, daß ein Schauer süßer Freude sie durchrieselte; oder sie schaute ihn als Schmerzensmann und geriet bei dem erschütternden Anblick vor Mitleid so außer sich, daß ihr das Blut durch die Poren drang und ihr von Gesicht und Händen floß. Die Visionen, Offenbarungen, Gnadenerweisungen häuften sich. Dabei vernachlässigte sie aber keineswegs die Arbeiten, die sie als Schwester zu verrichten hatte. Die Mitschwestern schätzten sie so hoch, daß sie sie 1205 einstimmig zur Priorin wählten. Die Verwaltung des Klosters scheint sie jedoch zu sehr ihrem mystischen Gebetsleben entzogen zu haben. So legte sie schon nach wenigen Jahren ihr Amt nieder und trat als einfache Chorschwester in ein Zisterzienserinnenkloster bei Brüssel ein. Die vielen Tränen, die sie aus Mitleid mit dem leidenden Heiland und aus Schmerz über die Gleichgültigkeit der Sünder vergoß, verursachten ein schweres Augenleiden, das schließlich 11 Jahre vor ihrem Tode zur völligen Erblindung führte. Doch je dunkler die Nacht war, die sie äußerlich umschloß, desto heller erstrahlte das Licht in ihrer Seele. Die Vereinigung mit Christus wurde so innig und stark, daß sie sich immer und überall von ihm umgeben fühlte. Sie sah ihn in der Kirche am Altar, er begleitete sie bei ihren Gängen, weilte mit ihr in der Zelle, war mit ihr bei der Arbeit. Von der Liebe zum Bräutigam mit der blutenden Herzenswunde und vom Verlangen nach ewiger Vereinigung mit ihm aufgezehrt hauchte Schwester Luitgart am 16. Juni 1246 ihre Seele aus.

Irenaeus von Lyon

28. Juni

Irenaeus, der zu den berühmtesten Lehrern und Verteidigern der wahren Kirche gehört und mit Recht der Vater der katholischen Dogmatik genannt wird, war ein Grieche und wurde um das Jahr 149 in Smyrna in Kleinasien geboren. Er stand mit dem apostolischen Zeitalter noch in lebendiger Verbindung. Papias, der noch die Apostel gesehen hatte, war eine Zeitlang sein Lehrer. Auch den Unterricht des greisen Bischofs Polykarp von Smyrna, der einst zu den Füßen des Lieblingsjüngers gesessen und von Johannes in die erhabene Wunderwelt der Evangelien

eingeführt worden war, durfte er als Knabe viele Jahre lang genießen. Bei diesem Lehrmeister holte sich Irenaeus seine Glaubensbegeisterung, die ihn später zum Märtyrer, seine erhabene Wissenschaft, die ihn zu einer der ersten Leuchten der Kirche machen sollte. Neben dieser Ausbildung in der Gotteswissenschaft versäumte er nicht, in emsigem Studium sich auch alle jene Kenntnisse anzueignen, die für einen gebildeten Mann der damaligen Zeit erforderlich waren. Mit gründlichem Fleiße studierte er die Dichter und Philosophen seines griechischen Heimatlandes und legte sich so ein reichhaltiges Arsenal an, damit er später die Heiden und Irrgläubigen mit ihren eigenen Waffen bekämpfen und mit ihrer eigenen Philosophie zuschanden machen konnte.

Zwischen den Häfen Kleinasiens und der Südküste Frankreichs bestand damals ein lebhafter Handelsverkehr. In allen Städten Südgalliens hatten sich Griechen und Asiaten angesiedelt. Mit Kaufleuten und Handelsherren hatten früh schon auch glaubensbegeisterte Christen den Weg nach Frankreich gefunden und für die Ausbreitung des Evangeliums gesorgt. So hatte das Christentum an der Rhone entlang bis Lyon zahlreiche Anhänger gefunden.

Eines Tages landete auch Irenaeus in Gallien, dem Land der „Barbaren“, wie er in einer seiner Schriften die an Sitten und Gebräuchen rauhen Kelten bezeichnete. In Lyon fand der gebildete Grieche unter der Christengemeinde freundliche Aufnahme. Der greise Bischof Pothinus freute sich über den neuen, hochgebildeten Mitarbeiter und weihte ihn zum Priester. In kurzem hatte sich Irenaeus so sehr das Vertrauen des Bischofs erworben, daß ihn dieser während der Verfolgung unter Mark Aurel mit einem wichtigen Auftrag nach Rom sandte und ihn dem Papste ausdrücklich als einen „Eiferer für das Testament Christi“ empfahl. Als Irenaeus wieder zurückkehrte, fand er die Kirche von Lyon verwaist. Der 90jährige Bischof Pothinus war der Verfolgung zum Opfer gefallen. Die noch von den Schrecken der Verfolgung gerüttelte Christengemeinde wußte keinen besseren Nachfolger ihres Märtyrerbischofs als Irenaeus.

Sofort machte er sich daran, seine Herde, die durch das Wüten der Verfolgung stark zusammengeschmolzen war, wieder zu vermehren. Gott verlieh seinen Predigten und Unterweisungen solche Kraft, daß bald ganz Lyon fürs Christentum gewonnen war. Auch auf die umliegenden Provinzen erstreckte sich der Eifer des Bischofs. Sein Einfluß und sein Ansehen stiegen so sehr, daß er, wie Eusebius meldet, alle Kirchen in Gallien regierte und sozusagen das Oberhaupt aller Bischöfe des Landes wurde. Nicht nur gegen die äußeren Feinde, die mit Staatsgewalt die Kirche zu vernichten suchten, hatte Irenaeus zu kämpfen, sondern noch weit mehr gegen die Feinde, die aus der Herde Christi selber hervorgingen, gegen die mannigfachen Irrlehrer, die allenthalben Verwirrung anstifteten. Gerade gegen diese größte Gefahr erwies sich der Bischof von Lyon als stärkstes Bollwerk. Seine gründliche Bildung befähigte ihn wie kaum einen

andern, den Winkelzügen und Trugschlüssen der Irrgläubigen nachzuspüren und ihre Lügen bloßzulegen. Sein uns erhalten gebliebenes Hauptwerk „Gegen die Irrlehren“ ist eine meisterhafte Entlarvung und Widerlegung der gefährlichsten Häresien des 2. Jahrhunderts. Wie eine scharfe, todbringende Klinge traf es den Gegner an seiner verwundbarsten Stelle. Bei aller Unerbittlichkeit, mit der Irenaeus der Irrlehre zuleibe rückte, war sein Herz doch voll Liebe und Mitleid gegen die armen Menschen, die der Irrlehre zum Opfer gefallen waren. So sagt er z. B.: „Wir beten für ihre Rückkehr von ganzem Herzen; denn wir haben viel mehr Liebe für ihr Heil, als sie selbst dafür haben. Unsere Liebe scheint ihnen rau und streng, weil sie ihre Wunden drückt, um das Gift des Stolzes und der Eitelkeit, das sie schwillt, herauszubringen.“ Er, dem der Kampf aufgezwungen war, war ja im Grunde eine durch und durch friedliebende Natur. Sein Name Irenaeus: der Friedensstifter, war in Wahrheit sein Lebensprogramm. Dies zeigte sich besonders in dem Streite um die Festlegung des Osterfestes, der zwischen den abend- und morgenländischen Christen entbrannt war. Als Papst Viktor gegen die asiatischen Christen, die sich der römischen Übung nicht fügten, mit unnachsichtlicher Härte vorgehen und sie mit dem Banne bestrafen wollte, beschwor Irenaeus den Papst, Milde walten zu lassen, und nur seinen angestregten Friedensbemühungen war es zu danken, daß eine unheilvolle Spaltung vermieden wurde.

Keiner der alten Kirchenschriftsteller hat die Oberhoheit des Bischofs von Rom so scharf hervorgehoben wie Irenaeus. Er legte ein herrliches Zeugnis ab über die römische Kirche als der treuen, immerwährenden und sichersten Hüterin der göttlichen Offenbarung. Die berühmte Stelle, die bis heute als ein wichtiger Beweis für die Papstgewalt des Bischofs von Rom gilt, lautet: „Wegen des besonderen Vorrangs der römischen Kirche muß sich jede Kirche nach ihr richten, und dies gilt für alle Gläubigen. Denn in ihr ist immer die apostolische Überlieferung bewahrt worden“. Aber nicht nur über den Primat finden wir bei Irenaeus sichere Zeugnisse, auch die andern Wahrheiten unseres katholischen Glaubens sehen wir bei ihm klar ausgesprochen. Welch ein Trost ist es doch für uns Katholiken, daß wir in den Schriften dieses großen und verehrungswürdigen Kirchenvaters die nämlichen Lehren finden, die uns unsere heilige Kirche heute noch vorlegt! Wie muß es uns im Glauben stärken, wenn wir sehen, daß der Glaube der ersten Kirche, der apostolischen Männer und der heiligen Blutzegen kein anderer war als der unserige! Wie freudig müssen wir einem Glauben treu bleiben, der so sichtbar das Gepräge der Lehre Christi und seiner Apostel trägt!

Über die letzten Lebensjahre des großen Bischofs von Lyon sind wir wenig unterrichtet. Während der Verfolgung des Septimius Severus starb er am 28. Januar 202. Ob er, wie es die Überlieferung will, den Martertod fand, ist ungewiß.

Es war um das Jahr 44 nach Christus. Da wanderte auf der appischen Heerstraße ein ärmlich gekleideter Mann gegen Rom: Petrus, der Apostel. Auf der Höhe beim wuchtigen Grabmal der Caecilia Metella ließ der galiläische Fischer sinnend seine Blicke auf Rom ruhen. Das war die Stadt, von der aus die siegreichen Legionen nach allen Ländern marschierten, zu der alle Reichtümer der Welt zusammenströmten, in der Künste und Wissenschaften zur Hochblüte gelangten und in der alle Götter und Göttinnen der Welt sich ein Stelldichein gaben.

Und nun stand ein neuer Gott vor den Toren der ewigen Stadt, ein Gott, der nicht mit einem Platz neben den andern Göttern sich begnügte, sondern der der einzige Gott sein wollte und der nicht durch Freuden und Genüsse, sondern durch Entsagung und Opfer Anhänger suchte! Und dieser Gott, der von einem römischen Gericht verurteilt als Verbrecher am Galgen endete, dieser Gott schickte nun seinen ersten Apostel in die Weltstadt — einen ungebildeten Fischer vom See Genesareth!

Was mag Petrus damals empfunden haben, als er von der Höhe der Via Appia aus die Weltstadt vor sich liegen sah! Welch ein ganz unbegreiflicher Glaubensmut gehörte dazu, das unmöglich scheinende Werk anzupacken, hineinzugehen in diese schwelgerische Millionenstadt, um die Botschaft vom Kreuz zu verkünden!

Petrus schritt vorüber an den Kohorten narbenreicher Krieger, durch die Schwärme von Bettlern und Müßiggängern, durch die Haufen der Sklaven, Händler, Philosophen und Redner, durch die Festzüge der heidnischen Priester — keiner von ihnen achtete auf den staubbedeckten Fremdling. Keiner von ihnen ahnte, daß dieser unscheinbare Fremde Roms Angesicht verwandeln und ihm eine neue Weihe geben werde, die dauern wird bis ans Ende der Zeiten.

Dieser müde Wanderer, der nicht wie ein siegreicher Feldherr an der Spitze seiner Truppen einmarschiert, sondern waffenlos, mutterseelenallein durch die Straßen Roms schreitet, wird hier seinen Herrscherthron aufrichten und, fortlebend in seinen Nachfolgern, von hier aus die Menschheit binden und lösen durch sein Wort und seine Gesetze. Und was dieser Felsenmann binden wird, das wird gebunden sein auch im Himmel, und was er löst, wird gelöst sein auch im Himmel.

Bei den wenigen Glaubensbrüdern im Armenviertel von Trastevere fand Petrus Unterschlupf. Es währte nicht lange, und das Samenkorn des Glaubens, das er von Mund zu Mund ausstreute, ging so kraftvoll auf, daß der Apostel seine Wohnung mitten in das vornehmste Stadtviertel verlegen konnte, in das Haus des römischen Senators Pudens. Die Lehre Jesu hatte Eingang gefunden in die vornehmsten Geschlechter, selbst bis in die kaiserlichen Hofkreise. In kurzer Zeit erblühte aus der Tätigkeit des hl. Petrus eine bedeutende Christengemeinde,

deren Glaubensruhm nach dem Zeugnis des hl. Paulus in der ganzen Welt verkündet wurde.

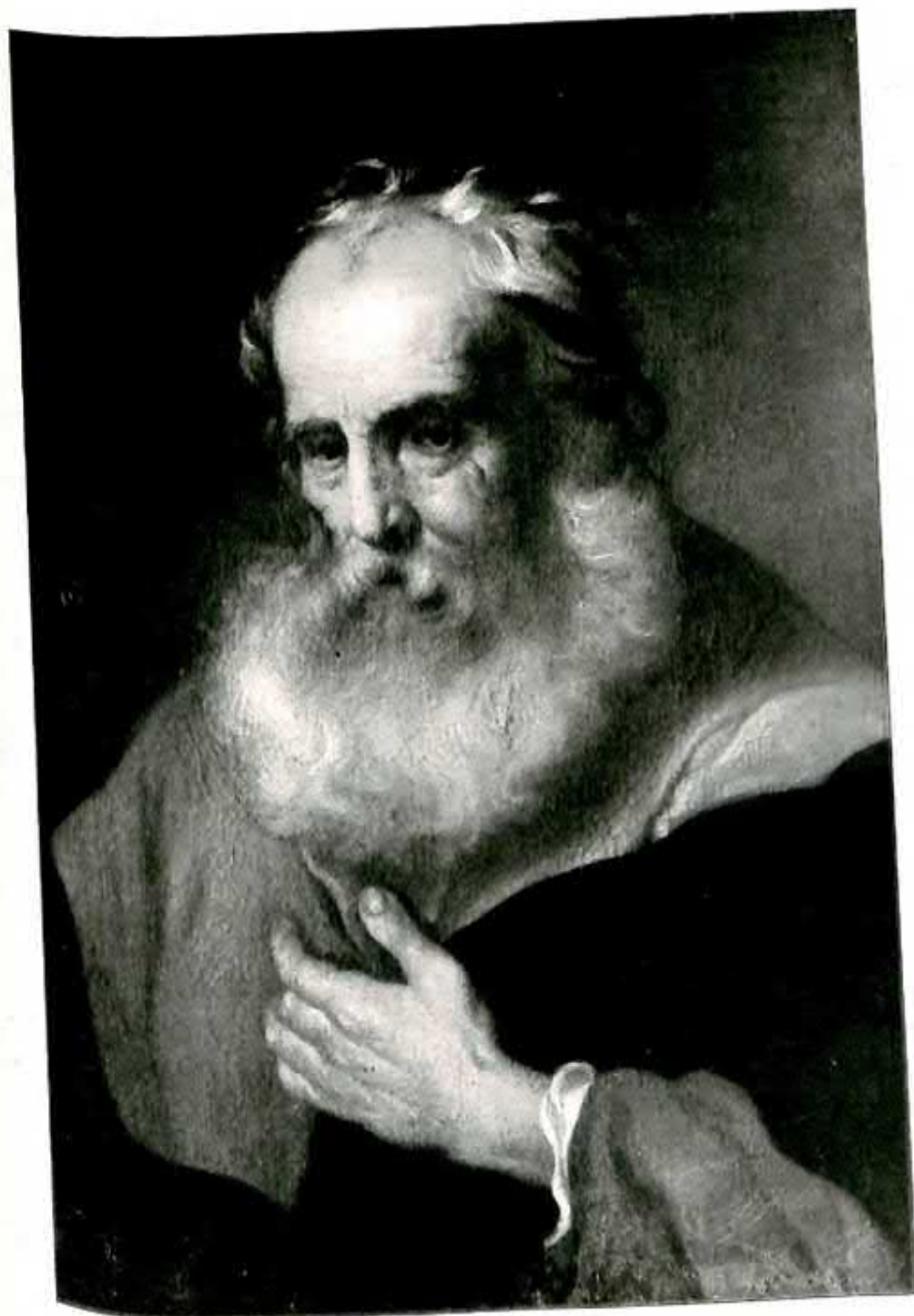
Wenn Petrus sein Leben überdachte, von der Stunde an, da sein Bruder Andreas atemlos gelaufen kam: „Wir haben den Meister gesehen!“, bis zu den jetzigen Tagen in Rom — Welch eine wunderbare Führung seines Lebens! Zu welcher schwindelnder Höhe hatte der Meister ihn erhoben! Ihn, der nichts mitbrachte als ein glühendes Herz, der noch von soviel menschlicher Armseligkeit umstrickt war, hatte der göttliche Meister zum „Felsenmann“ bestimmt, der den Weltenbau der Kirche tragen sollte! Ihm hatte er das Hirtenamt über seine ganze Herde übertragen: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ Eine uferlose Liebe zum Herrn und Meister schlug ihre Flammen aus der Seele des Apostels. „Herr, du weißt, daß ich dich liebe!“ Diesem Bekenntnis, das er am See Genesareth dem Auferstandenen abgelegt hatte, war er keinen Augenblick untreu geworden. Immer reiner, fester, opfermutiger war seine Liebe zum Meister geworden. In unerprobter Selbstsicherheit hatte er einst auf dem Gang zum Garten Gethsemani geprahlt: „Herr, wenn alle dich verlassen, ich geh mit dir, sei's ins Gefängnis, sei's in den Tod!“ Damals hatte er jammervoll versagt, als es ernst wurde. Jetzt aber konnte er dieses Wort in freudiger Sicherheit wiederholen. Jetzt mochte kommen was immer — die Stunde der Entscheidung würde ihn gerüstet finden.

Und sie fand ihn gerüstet. Als nach dem Brande Roms, den Kaiser Nero angezettelt hatte, eine Verfolgung der Christen losbrach, denen man fälschlicherweise die Schuld am Brande zuschob, wurde auch Petrus ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Mit heiligem Schauer steigt heute der Pilger die Steintreppe hinunter in das dunkle Loch des mamertinischen Kerkers, in dem der Apostel schmachtete und der Stunde des Martyriums entgegenwartete. Gemeinsam mit Paulus traf den Apostelfürsten das Todesurteil. Während Paulus als römischer Bürger enthauptet wurde, erduldet der Jude Petrus die Schmach der Kreuzigung. Es mag für ihn das größte Glück seines Lebensendes gewesen sein, daß er in seiner Todesart dem Heiland ähnlich werden und so die Schwäche des Verrats büßen durfte. Auf dem Hügel Janiculus erlitt der erste Papst den Martertod. Dies geschah um das Jahr 67, am 29. Juni.

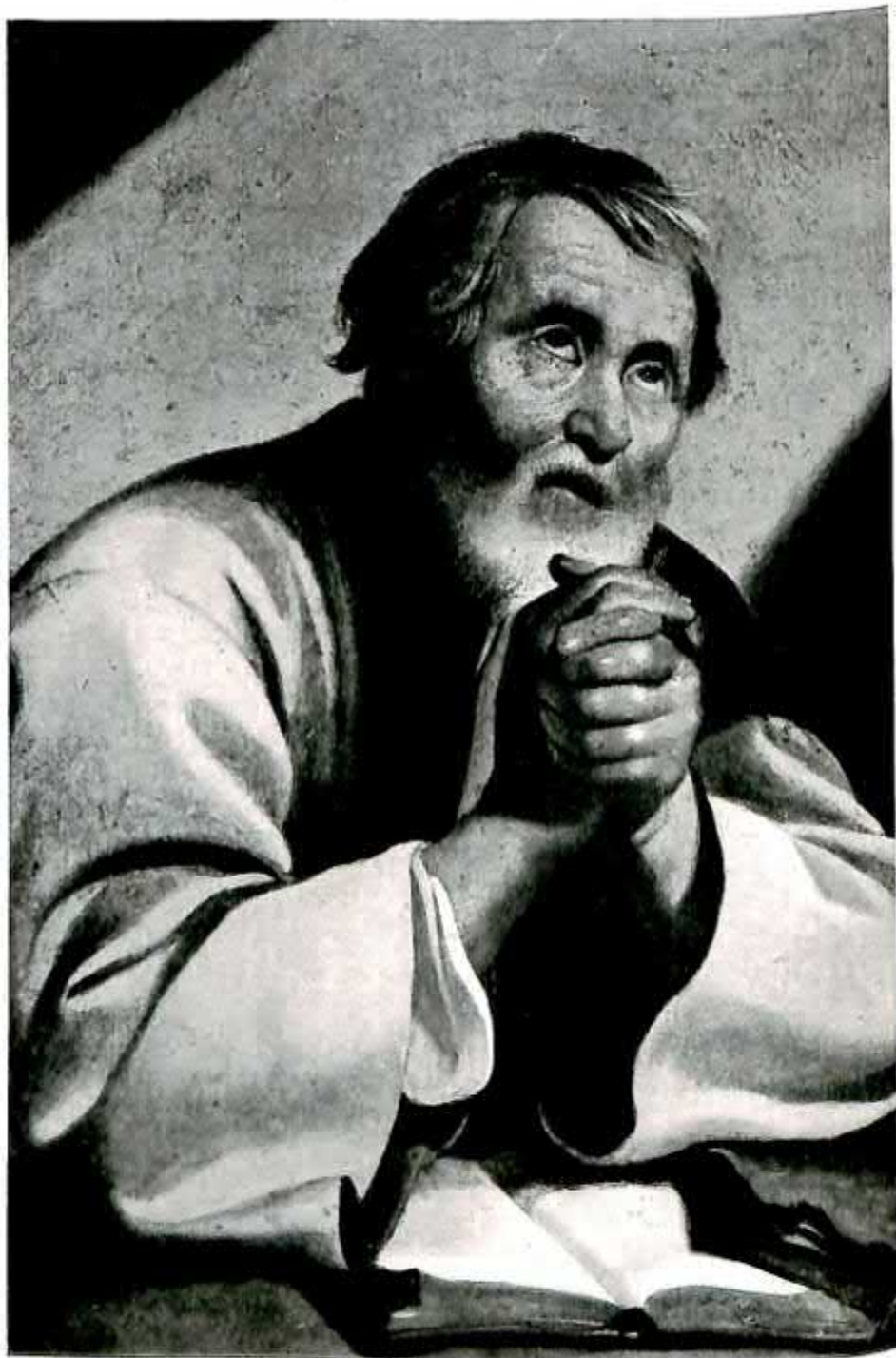
Paulus kam aus Tarsus in Cilicien. Er war jüdischen Blutes, rühmte sich aber mit Stolz des römischen Bürgerrechtes. Der Vater brachte den 12jährigen Knaben nach Jerusalem zum berühmten Gesetzeslehrer Gamaliel. Mit glühendem Eifer lauschte Paulus den Worten seines Lehrers. Er suchte alle andern Schüler zu überflügeln. Ganz befangen von den irdischen Messias Hoffnungen seines Volkes haßte Paulus mit fanatischer Leidenschaft die Jünger des armseligen Nazareners, der als „Betrüger“ am schändlichen Kreuzpfahl endete und den sie nun als den so sehnlichst erwarteten Messias ausgaben. Er „brannte vor Wut und Mordgier gegen die Jünger des Herrn“ (Apg. 9,1). Als das erste Märtyrerblut floß und Stephanus unter den Steinwürfen jüdischer Fanatiker starb, war Paulus zur Stelle und weidete sich an dem zuckenden Schmerz des Opfers. Er ließ sich vom Hohen Rat Vollmacht geben und zog, vom Haß getrieben, nach Damaskus, um die Anhänger der neuen „Sekte“ in Banden zu legen und in den Kerker zu werfen.

Aber da warf Christus das Netz über ihn. Vor den Toren von Damaskus schleuderte er den Rasenden in den Straßenstaub und mit dem Worte: „Saulus, warum verfolgst du mich?“ warf er wie einen Blitzstrahl die Erkenntnis vom Irrtum seines Lebens in seine Seele und weckte die heilsbegierige Frage des Umgewandelten: „Herr, was willst du, daß ich tue?“ Von diesem wunderbaren Erlebnis vor Damaskus gab es für Paulus kein Fragen und Zweifeln mehr. Nun hatte er ihn gefunden, dem sein ganzes bisheriges Suchen und Forschen gegolten hatte: den Messias. Der Verfolger war in den Jünger umgewandelt durch die übermächtige Gnadengewalt eines Augenblicks. Aus dem Gesetzeseiferer und Pharisäer war ein Völkerapostel geworden, der größte Missionar aller Zeiten.

Das Erlebnis der plötzlichen Konversion war zu stark, als daß Paulus sogleich seine neue Aposteltätigkeit hätte beginnen können. Er mußte zuerst das Erlebte in stiller Abgeschiedenheit mit sich verarbeiten. So zog er sich in die arabische Wüste zurück und blieb dort drei Jahre, um „in stiller Einsamkeit mit dem Herrn selber zu verkehren“. Dann aber brach er hervor „wie ein Meteor und Komet“ und machte die ganze Welt aufhorchen auf seine Predigt von Christus, dem Gekreuzigten. Zuerst wandte er sich seinen Brüdern, den Juden, zu und predigte Christus in den Synagogen. Einige wenige wurden von seinem Worte erfaßt und für Christus gewonnen. Als die Mehrzahl seiner Verkündigung mit wüstem Geschrei antwortete und das Volk aufhetzte, wandte er sich den Heiden zu. Wie ein Gewitter den Blitz schleudert von Osten zum Westen, so nahm sein Wort den Lauf hin über die Völker. Es steht fest, daß Paulus nicht bloß Palästina, Syrien, Cilicien, Kleinasien, Mazedonien, Illyrien und Griechenland durchwandert hat, sondern daß er von Rom aus auch nach Spanien gekommen ist. Wir sind unsere



Der Völkerapostel Paulus



Petrus, der Apostelfürst
(J. U. Loth)

neuzeitlichen Verkehrsmittel so sehr gewöhnt, daß es uns schwer fällt, uns von all den Vorstellungen bequemer Expreßzüge und Schnelldampfer und Flugzeuge und Autos freizumachen, um uns in die ungeheure Arbeitsleistung jener Pauluswege hineinzudenken. Auf welch elenden Fahrzeugen mußte er seine Seereisen machen! In welch mühsamen, gefahrvollen Wanderungen mußte er seine 6000 km Landwege zurücklegen! Und dabei war Paulus klein und schwächlich. Immer wieder kommt er in seinen Briefen auf seine Schwäche zu sprechen. Er vergleicht seine Krankheit mit einem spitzigen Haken, der ihm ins Fleisch getrieben sei oder mit einem Satansengel, der ihn wie mit Fäusten ins Gesicht schlage. Einmal dankt er den Galatern für die Liebe, die sie ihm erwiesen, als er wegen eines Anfalls bei ihnen liegen blieb. Den Korinthern gesteht er, daß er den Schatz des Apostolates in einem irdenen Gefäß, in einem gebrechlichen Körper trage. Er scheint an einer niederdrückenden Krankheit gelitten zu haben, durch die er andern eine Last wurde.

Aber in dieser gebrechlichen Hülle wohnte ein mächtiger Geist, eine glühende Begeisterung, ein nie verzagender Mut. Die sichere Gelassenheit, daß der Herr mit seiner Kraft in ihm wohne, ließ ihn alle körperliche Schwachheit überwinden. Der Herr kargte auch in der Tat nicht mit den Zeichen einer besonderen Führung und Erleuchtung. Viermal wurde dem Apostel die Tröstung einer besonderen Vision und damit verbundenen Ermunterung und Erleuchtung zuteil. Einmal geschah es ihm, daß er in einer Verzückerung sich versetzt fühlte in den Sitz der Herrlichkeit Christi, in die unmittelbare Nähe Gottes, wo er wunderbare, nicht nachzusprechende Worte vernahm. Überhaupt war der, den er auf dem Wege nach Damaskus gesehen, fortwährend mit ihm. Paulus rief ihn an und empfing Antwort von ihm und fand in diesem persönlichen Verkehr, in dieser fortlaufenden Offenbarung den reichsten Ersatz und Trost für alle die Gebrechen, Schmähungen, Verfolgungen und Ängsten, denen er preisgegeben war. Er bedurfte ja wahrhaftig einer solchen steten Aufrichtung und Stärkung. Denn was er in der Ausübung seines Apostelamtes zu tragen hatte, überstieg die Kräfte eines gebrechlichen und an sich schon mit einem schweren Leiden behafteten Mannes. Im 2. Brief an die Korinther hat Paulus selbst kurz angedeutet, was er für Christus auf sich genommen: „Mühseligkeiten über die Maßen, Kerkerstrafen über die Maßen, Mißhandlungen übergroß, Todesgefahren gar oft. Fünfmal empfing ich von den Juden 40 Streiche weniger einen, dreimal erlitt ich Schiffbruch, eine Nacht und einen Tag trieb ich auf hoher See umher. Wanderungen in großer Zahl, Gefahren von Flüssen, Gefahren von Räubern, Gefahren von meinem Volk, Gefahren von Heiden, Gefahren in der Stadt, Gefahren in der Einöde, Gefahren auf dem Meer, Gefahren durch falsche Brüder, Mühsal und Beschwerde, häufige Nachtwachen, Hunger und Durst, häufige Fasten, Kälte und Blöße . . . Ohne von allem andern zu sprechen: dem täglichen Andrang der Besucher, der Sorge um alle Gemeinden“.

Wie konnte der kränkliche Paulus solche Taten vollbringen? Er löst selber das Rätsel: „Ich vermag alles in dem, der mich stark macht“. Was hätte ein Feuerbrand wie Paulus erst geleistet, wenn ihm unsere modernen Verkehrsmittel zur Verfügung gestanden wären!

Für Christus den Gekreuzigten Seelen zu erobern — das war das Ziel, das ihn rastlos von einer Großstadt zur andern trieb, das ihn alle eigene Not vergessen ließ. An die Korinther schrieb er: „Ich werde euch nicht beschwerlich fallen; denn ich suche nicht euer Geld, ich verlange nach euch“. Ihm war es nur um die Seelen zu tun. Für sich selbst suchte er nichts als Arbeit und Mühe. Er vermied es sogar, auf Kosten derer zu leben, denen er das Evangelium verkündete, und verdiente sich seinen Lebensunterhalt, indem er nach der angestrengten Missionsarbeit des Tages während der Nachtstunden am Webstuhl saß und Zeltdecken webte.

Während seiner letzten Reise nach Jerusalem im Jahre 56 erregten Juden aus Kleinasien einen Volksauflauf gegen ihn, als er im Tempel war. Die Menge hätte ihn zusammengehauen, wenn nicht rechtzeitig die römische Wache erschienen wäre. Zwei Jahre schmachtete er nun in Ketten zu Cäsarea — welch eine Qual für einen so tatenlustigen Mann wie Paulus! Um den Juden nicht in die Hände zu fallen, legte er Berufung an den Kaiser ein. In Rom währte seine Gefangenschaft noch weitere zwei Jahre. Nach vorübergehender Befreiung wurde er erneut in den Kerker geworfen und gleichzeitig mit Petrus unter Kaiser Nero zum Tode verurteilt. Papst Klemens widmete ihm in einem zwischen den Jahren 90 und 100 geschriebenen Brief den ehrenvollen Nachruf: „Siebenmal mit Ketten beladen, verbannt, gesteinigt, der Heerrufer des Glaubens im Abend- wie im Morgenland, hat er für seinen Glauben einen edlen Ruhm empfangen. Nachdem er die gesamte Welt die Gerechtigkeit lehrte, die Grenzen des Okzidents (Spanien) erreichte, den Martertod erlitt von denen, welche die Herrschaft haben, verließ er die Welt und ging hinweg nach der heiligen Wohnstatt, ein erlauchtes Vorbild der Geduld“.

Über dem Grab des Apostels in der herrlichen Paulskirche steht sein schönes Wort: „Mir ist Christus Leben, und sterben ist mir Gewinn“.

Oliver Plunket

1. Juli

„Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling, dem die Schafe nicht gehören, läßt die Herde im Stich und flieht, wenn er den Wolf kommen sieht und der Wolf fällt die Schafe an und versprengt sie“. Als im 17. Jahrhundert der Wolf über die Herde der irischen Katholiken herfiel, als die Verfolger die Kirche Irlands bis aufs Blut bedrängten, bewährte sich der Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, Dr. Oliver Plunket, als guter Hirte. „Wir würden eher vor Kälte und Hunger sterben als unsere Herde verlassen. Eine Schmach wäre es, wenn geistliche Krieger zu Mietlingen herabsänken!“ So schrieb der Selige mitten aus schwerer Drangsal heraus, und nach diesem Worte handelte er.

Oliver Plunket war durch sein Elternhaus mit den edelsten Geschlechtern Irlands verbunden. Da wegen der Unterdrückung der katholischen Religion damals ein geregelter theologischer Studiengang auf der „Insel der Heiligen“ nicht möglich war, begab sich der Sechzehnjährige nach Rom, wo er nach gewissenhaften Studienjahren zum Priester geweiht wurde. Wegen seiner außergewöhnlichen Begabung übertrug man dem jungen Priester eine Professorenstelle am Kolleg der Propaganda und hielt so den Iren 25 Jahre lang als Lehrer der Moraltheologie in Rom fest. Die kirchliche Lage in Irland war inzwischen so schwierig und gefährlich geworden, daß den Katholiken ein zielbewußter, überragender Führer bitter not tat. Der Papst fand keinen geeigneteren Mann als Dr. Plunket. Am 9. Juli 1669 ernannte er den Professor zum Erzbischof von Armagh und damit zum Primas von ganz Irland. Im März des folgenden Jahres trat der neue Erzbischof sein schweres Amt an. Es gehörte eine wahrhaft apostolische Opfergesinnung dazu, eine so dornenvolle Stellung wie die eines Primas von Irland zu übernehmen. Bei der damaligen Bedrängung der Katholiken durch gewissenlose Beamte und aufgehetzte Volksmassen mußte der Erzbischof auf ständige Plackereien, ja selbst auf Mißhandlungen und den Tod gefaßt sein. Die notwendigsten Mittel wurden ihm versagt. Während der anglikanische Primas aus den eingezogenen Gütern der Kirche von Armagh jährlich 5000 Pfund Sterling erhielt, mußte sich der Oberhirte der unterdrückten katholischen Kirche mit 62 Pfund Sterling begnügen, die in den Jahren der schlimmsten Verfolgung sogar auf fünf Pfund herabgesetzt wurden.

Wie ein wahrhaft guter Hirt nahm sich Oliver Plunket seiner verängstigten, zerstreuten Herde an. Bis zur Aufreißung seiner Kräfte opferte er sich in seinem Hirtenamt. Er befestigte die Verwirrten durch sein überzeugendes Wort von der Kanzel herab im katholischen Glauben; er suchte sie in den einzelnen Gemeinden auf, sprach ihnen Mut zu und tröstete sie. Rastlos wanderte er das Land auf und ab und drang auf weiten, gefährlichen Wegen bis zu den entlegensten Dörfern vor. Der Primas von Irland war zum Wanderbischof, zum Missionar geworden.

Unter seinem gütigen Zuspruch richteten sich die Gebeugten und Eingeschüchterten wieder auf; durch die hl. Sakramente, die er ihnen spendete, goß er Vertrauen und Mut in ihre Seelen. Die Herzen seiner Iren flogen dem Erzbischof im Sturm entgegen.

Mit Ingrimme verfolgten die Anglikaner das segensreiche Wirken des katholischen Erzbischofs. Wie einst der jüdische Hohe Rat setzten sich die Führer der Katholikenverfolgung, an ihrer Spitze Lord Shaftesbury, zusammen und berieten, wie sie den einflußreichen Gegner unschädlich machen könnten. Und wie dem Hohen Rat von Jerusalem der Verräter Judas zu Hilfe kam, so waren es auch hier ehrlose Verräter, drei sittenlose Priester, gegen die der Selige von amtswegen hatte vorgehen müssen, die gegen schmutzigen Judaslohn als falsche Zeugen sich gewinnen ließen. Sie sagten aus, der Erzbischof habe 70 000 katholische Iren angeworben, um alle Protestanten zu erschlagen und ins Meer zu werfen. Die Anklage war wahnwitzig und ihre Unwahrheit war mit den Händen zu greifen. Kein Mensch in England und Irland glaubte an die „Papistenverschwörung“ unter Führung des Erzbischofs Plunket. Aber was kümmerte das Lord Shaftesbury und seine katholikenfeindliche Partei? Sie hatten die gesuchte Handhabe, um gegen den verhaßten Gegner vorzugehen; dies genügte. Rechtzeitig gewarnt, hatte Oliver Plunket Armagh verlassen. Wie Spürhunde wurden nun die Kreaturen Shaftesburys übers ganze Land ausgesandt, um den Geflüchteten aufzustöbern. Die zehn Pfund Sterlinge, welche die Behörde für das Aufspüren des Erzbischofs ausgesetzt hatte, brachten das gemeinste Gesindel auf die Beine. Wer weiß, wie lange diese „Priesterjäger“ vergeblich nach ihrem Wild gesucht hätten, wenn der Selige nicht im Dienst der Nächstenliebe sein Versteck verlassen hätte. Er wagte sich nach Meath, um dem greisen Bischof im Todeskampf beizustehen. Bei diesem Liebeswerk wurde er aufgespürt und verhaftet.

Nach monatelanger Haft in seiner „lieben und teuern Gefängniszelle“ zu Dublin wurde Oliver Plunket nach London in den Tower überführt, wo vor hundert Jahren Thomas Morus und John Fisher geschmachtet hatten. Bezeichnend für die Verlogenheit und Verworfenheit der englischen Gerichtsbehörde ist es, daß man es sogar wagte, dem Primas der katholischen Kirche Irlands das gemeine Angebot zu machen, durch falsches Zeugnis und Denunziation anderer sich die Begnadigung zu erschleichen. Mit heiliger Entrüstung wies der Heilige eine solche Räubermoral zurück: „Wäre ich ein Mann, der sich um die Stimme des Gewissens nicht kümmerte oder der an den allmächtigen Gott, an seine Seele, an Himmel und Hölle nicht dächte, so hätte ich mein Leben leicht retten können; denn von verschiedenen Personen wurde mir Begnadigung angeboten, wenn ich mich zum Schein schuldig bekennen und andere bezichtigen würde. Aber lieber will ich sterben als einem Menschen unrechtmäßig einen Heller von seinem Vermögen, einen Tag von seiner Freiheit oder eine Minute von seinem Leben zu rauben.“

Das Possenspiel der Gerichtsverhandlung fand das geplante Ende: Oliver Plunket wurde wegen Hochverrates zum Tode verurteilt. Am 1. Juli 1681 wurde er zum Tode geführt. Vor der dichten Menge, die das Blutgerüst umdrängte, hielt er noch eine mannhafte, echt christliche Verteidigungsrede, in der er bat, das Ärgernis, das die drei meineidigen Priester gegeben hätten, nicht den Priesterstand entgelten zu lassen, der daran unschuldig sei. Unter dem Abbeten des Psalms Miserere starb er durch den Henker. Mit Oliver Plunket fand die Katholikenverfolgung in England ihr Ende. Sein Blut war nicht umsonst geflossen. Im Mai 1920 wurde dem Märtyrer die Ehre eines „Seligen“ zuerkannt.

Thomas More

2. Juli

(Gedenktag am 6. Juli)

Thomas More wurde 1478 zu London geboren. Sein Vater ließ ihm eine strenge und religiöse Erziehung angedeihen. Rasch durchlief der begabte Junge die üblichen Schulen. Schon mit 15 Jahren bezog er die Universität Oxford, wo er auf den Wunsch des Vaters Rechtswissenschaft studierte. Eigene Veranlagung, und auch die strenge Hand des Vaters, der für jeden Pfennig genaue Rechenschaft verlangte, hielten ihn von dem üblichen Studentenleben fern. „So bin ich von Wein und Wollust abgehalten worden“, bekannte er von sich, „habe meine Stunden nicht verschleudert, lernte nie, was Üppigkeit und Ausschweifungen sind, und habe nie verstanden, vom Geld einen schlechten Gebrauch zu machen. Ich hing an nichts und dachte an nichts anderes als an meine Studien“. Schon als Student legte er die Bußkleider an, die er erst am Vorabend seiner Hinrichtung wieder ablegen sollte. Statt in weichem Bett schlief er auf dem Fußboden oder auf einer Bank. Täglich sah man ihn bei der hl. Messe. Häufiges Gebet war ihm schon damals eine liebe Gewohnheit. Mit 26 Jahren wurde der junge Rechtsanwalt Thomas More ins Unterhaus gewählt und wagte als jüngstes und einziges Mitglied einen flammenden Einspruch gegen eine ungerechte Steuerforderung des Königs zu erheben und den Plan zu Fall zu bringen. Wegen dieses Freimutes zog er sich die Ungnade Heinrichs VII. zu und lebte vier Jahre in aller Abgeschiedenheit nur der Wissenschaft und Andacht. Er studierte Sprachen, Mathematik, Astronomie und vor allem Geschichte. Mit aller Macht zog es Thomas zum Klosterleben, zum Orden des hl. Franziskus. Aber Gott ließ ihn erkennen, daß seine Bestimmung nicht das Priestertum und sein Reich nicht die Zelle sei. Er sollte nach Gottes

Vorsehung ein Vorbild für den Christen in der Welt werden, für den christlichen Familienvater und den christlichen Staatsmann. Er sollte zeigen, wie tiefe Frömmigkeit und wissenschaftlicher Eifer, feinste Bildung und vollendete Weltklugheit, Treue zur Kirche und Arbeit im Dienste des Vaterlandes, zärtlichste Sorge für die Familie und umfassendste staatsmännische Tätigkeit sich zu vollendeter Harmonie vereinigen lassen.

Nach Auslandsreisen und Studien an den Universitäten in Löwen und Paris begann in der Heimat sein glänzender Aufstieg, der ihn in kurzer Zeit bis an die Spitze des obersten Staatsgerichtshofes und schließlich in die Reichskanzlei führte. Heinrich VIII. hatte ihn so schätzen gelernt, daß er nicht mehr ohne ihn sein konnte. Der Kanzler wurde dem König bald unentbehrlich. Erasmus von Rotterdam, der mit Thomas befreundet war, schrieb an Hutten: „Der König zieht ihn dermaßen ins Vertrauen, daß er ihn immer an seiner Seite haben möchte. Bei ernstesten Beratungen ist Mores Urteil entscheidend, und seine beste Erholung findet er in der Unterhaltung mit More.“ Thomas More ließ sich von der Güte und Herablassung des Königs nicht blenden. Als ihn sein Schwiegersohn einmal wegen der königlichen Gunst beglückwünschte, sagte er: „Ich kann dir sagen: ich habe keinen Grund, darauf stolz zu sein; denn wenn mein Kopf ihm in Frankreich ein einziges Schloß gewinnen könnte, so müßte er unfehlbar herunter.“ Wie gut er seinen königlichen Herrn kannte, zeigte die Zukunft.

Immer mehr schlug Heinrich VIII. eine Entwicklung ein, die Thomas More seinem verhängnisvollen Ausgang zuführen sollte. In seiner geschlechtlichen Unbeherrschtheit begehrte er die Hofdame Anna Boleyn, und da sie ihm nur als Gattin zu Willen sein wollte, suchte er seine Ehe mit Katharina von Spanien zu lösen, indem er die Gültigkeit dieser Ehe anfocht. Willfährige Gelehrte und kirchliche Würdenträger fanden sich aus Angst vor der Ungnade des Königs bereit, ein für seine Zwecke günstiges Gutachten auszuarbeiten. Nur Bischof Fisher und Thomas More erklärten sich entschieden gegen die beabsichtigte Auflösung der zurechtbestehenden Ehe und bezeichneten Heinrichs Plan als Ehebruch. Mit Sorge sah Thomas More die Dinge ihren Lauf nehmen. Zu seinem Schwiegersohn sagte er: „Wären drei Dinge in der Christenheit gut bestellt, ich würde mich gerne in einem Sack in die Themse werfen lassen. Das erste wäre ein allgemeiner Friede unter den christlichen Fürsten, das zweite vollkommene Glaubenseinheit in der christlichen Kirche, und das dritte? Möchte doch die Ehesache des Königs zur Ehre Gottes und zur Beruhigung aller Teile beendet werden. Diese Frage wird noch viel Unheil in der Christenheit verursachen.“

Es ist begreiflich, daß dem König ganz besonders daranlag, die Zustimmung des angesehensten Mannes des Landes zu gewinnen. Mit Bitten und Schmeicheleien setzte er Thomas More zu. Als er sich 1531 den Titel „Oberstes Haupt der Kirche Englands“ beilegte, bat More um Entlassung von seinem Kanzleramte,

die ihm ein Jahr später, nachdem der König neue, kirchenfeindliche Gesetze erlassen hatte, auf erneutes Ersuchen gegeben wurde. Thomas More zog sich nun ganz in sein stilles Heim nach Chelsea zurück, wo er seiner Familie, dem Studium und den Übungen der Frömmigkeit lebte. Für die Armen und Kranken der Umgebung richtete er ein Versorgungsheim ein und spürte selbst armen und kranken Familien nach. Seine eifrige Gehilfin in den Werken der Barmherzigkeit war seine Tochter Margareta, die der Liebling und das Ebenbild des Vaters war. Sie allein wußte auch von den harten Bußübungen des Vaters. Sie wusch sein härenes Bußkleid und wußte, daß der Vater sich an allen Feiertagen und Fasttagen geißelte. Niemand sonst hatte eine Ahnung von den asketischen Strenghheiten des Mannes, der als der unterhaltendste Gesellschafter, der vergnügteste, feinste Mann des Landes galt. Thomas More war ein Mann von unverwüstlicher Heiterkeit und sein feiner Witz sprühte bei Gesellschaften.

Im April 1534 wurde Thomas More vor den Staatsgerichtshof geladen, um den Eid zu leisten, durch den alle kirchliche Gewalt dem König übertragen wurde. More verweigerte den Eid und wurde in den Tower gebracht. Zum Hauptmann des Gefängnisses meinte er scherzend: „Ich verspreche Ihnen, mich nicht über Kost, Wohnung und Behandlung zu beklagen. Sollte ich aber diese Zusagen brechen oder Ihnen sonst irgendwie lästig fallen, so gebe ich Ihnen die Erlaubnis, mich ganz rücksichtslos vor die Tür zu setzen.“ Er täuschte sich keinen Augenblick über das Los, das ihm bevorstand. Die größte Seelenqual machte ihm der Gedanke an seine Familie. Man hatte sein Vermögen beschlagnahmt und die Familie schutzlos dem Elend preisgegeben. Margarete hatte in einem Brief ihre ganze Beredsamkeit aufgeboten, daß er den Eid schwöre und sich der Familie erhalte. Ihr schrieb er: „Stände ich mit Gottes Gnade in dieser Sache nicht schon lange auf festen Füßen, so hätte dein tränenfeuchter Brief, liebste Tochter, mich nicht wenig erschüttert und gewiß viel eher zu Fall gebracht als alles andere, was ich hier Furchtbares und Schreckliches erleben muß. Einen unglaublichen Schmerz, einen größeren Schmerz als die Verkündigung des Todes bereitet mir die Nachricht, daß ihr um meinetwillen in großer Gefahr schwebt und vor dem hereinbrechenden Unglück zittert. Doch es steht nicht in meiner Macht, das Unglück von euch abzuwenden.“ Auch als die Familie ins Gefängnis kam und Frau und Kinder ihn mit ihren Bitten bestürmten, blieb er seiner Überzeugung treu. Mit der Abfassung religiöser Schriften suchte er das Harte der langen Monate im Tower etwas zu vergessen. Sein letztes Werk waren Betrachtungen über das Leiden Christi. Er konnte es nicht vollenden; es bricht bei den Worten ab: „Und sie legten Hand an Jesus.“ Man nahm ihm Bücher und Schreibzeug aus der Zelle fort. Da schloß er die Fensterläden der Zelle und sprach zum Wärter mit überlegenem Humor: „Wenn man einem Handwerker Waren und Werkzeug wegnimmt, was bleibt ihm dann übrig als die Bude zu schließen?“

Am 1. Juli 1535 trat eine Gerichtssitzung zusammen, die Thomas More wegen Verweigerung des Eides als Hochverräter zum Tode verurteilte. Das Urteil lautete: „Sir Thomas More soll nach dem Tower abgeführt, von dort auf einer Schleife mitten durch die Altstadt von London nach Tyburn gezogen, dort bis zum Halbtod gehängt, alsdann noch lebend herabgenommen, geschändet und ihm der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, die vier Körperteile auf den Toren der Altstadt, der Kopf auf der Londonbrücke ausgestellt werden.“ Mit völliger Seelenruhe nahm der Heilige das Urteil, das hinterher durch einen „Gnadenakt“ des Königs zur einfachen Hinrichtung durch das Beil umgeändert wurde, entgegen.

Am 6. Juli wurde der Märtyrer auf das Blutgerüst geführt. Seine Heiterkeit verließ ihn nicht einmal jetzt. Als beim Besteigen des Schafotts die Treppe wankte, meinte er scherzhaft zum begleitenden Richter: „Ich bitte euch, Herr, helft, daß ich heil hinaufkomme, fürs Herunterkommen will ich dann schon selber sorgen.“ Noch einmal sah er mit seinen gütigen Augen über das atemlos dastehende Volk hin und rief: „Brüder, ich nehme euch zu Zeugen, daß ich im Glauben der heiligen katholischen Kirche und als treuer Diener Gottes und des Königs sterbe. Betet für den König, daß Gott ihn führe und erleuchte!“ Als der Scharfrichter ihn tiefbewegt um Verzeihung bat, küßte ihn More und sagte: „Du wirst mir heute die größte Wohlthat erweisen, die ein Sterblicher seinem Mitbruder erweisen kann. Sei ja nicht aufgeregt und fürchte dich nicht, deines Amtes zu walten. Mein Hals ist recht kurz, nimm dich deshalb zusammen, daß du nicht daneben schlägst und deinem Ruf schadest.“ Dann kniete er nieder und legte das Haupt auf den Block. Schon faßte der Henker das Beil, da strich More den langen Bart, der ihm im Gefängnis gewachsen war, zur Seite und sagte: „Der wenigstens hat keinen Hochverrat geübt.“ Mit einem Scherz auf den Lippen, im siegreichen Glauben, das Antlitz Gottes schauen zu dürfen, ging Thomas More in den Tod.

„So empfing er“, schreibt ein Urenkel des Heiligen, „mit Frohsinn und geistiger Freude den Todesstreich, und kaum hatte das Beil den Kopf vom Rumpf getrennt, da wurde seine Seele von den Engeln in die himmlische Herrlichkeit getragen, wo eine Märtyrerkrone für ihn bereitet lag, die in Ewigkeit nicht verwelkt und verwittert“. Im Mai 1935 fand die feierliche Heiligsprechung des Blutzengen statt.

Otto von Bamberg

3. Juli

Es ist nicht viel, was wir aus der Jugendzeit des um 1060 geborenen Heiligen wissen. Das schwäbische Grafengeschlecht, aus dem Otto stammte, war weder mächtig noch reich. Die Mittel, über die Otto nach dem frühen Tod seiner Eltern verfügte, und die Unterstützung, die er von seinem älteren Bruder Friedrich, dem Erben der gräflichen Besitzungen erhielt, waren so gering, daß er gezwungen war, als 20jähriger seine Studien abzubrechen, um sich als Hauslehrer das nötige Geld zur Vollendung des Studiums zu verdienen. Die Ungarnkönigin Judith Sophia, die während der Kämpfe ihres Gemahls um den verlorenen Königsthron sich in Regensburg aufhielt, nahm sich des hochbegabten jungen Mannes an. Sie ermöglichte es, daß Otto das Studium vollenden und aus der Hand des Regensburger Bischofs die Priesterweihe erhalten konnte. Als die Königin nach dem Tode ihres Gemahls dem Polenherzog Wladislaus die Hand reichte, erfreute sich Otto am Fürstenhof in Gnesen der besonderen Gunst des herzoglichen Paares. Es konnte nicht ausbleiben, daß Kaiser Heinrich IV., der als Bruder der Herzogin Judith Sophia öfter mit Otto zusammentraf, auf den jungen Priester aufmerksam wurde. Er ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, Otto an seinen Hof zu ziehen. Es dauerte nicht lange und der neue Hofkaplan hatte das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn so sehr gewonnen, daß ihn Heinrich IV. zu seinem Kanzler ernannte. Die Stellung Ottos war schwierig. Lebte doch der Kaiser in jener Zeit wegen des Ernennungsrechtes der Bischöfe und Äbte im schroffen Gegensatz zu der Kirche. Otto verstand es, unbeschadet der Treue, mit der er seinem kaiserlichen Herrn ergeben war, die Rechte des Papstes zu wahren und seiner Stellung als Priester der Kirche gerecht zu werden. Wie sehr sich der aufrechte Mann das Vertrauen beider Seiten erwarb, zeigte sich 1102, als Bischof Rupert von Bamberg gestorben war: Kaiser Heinrich übertrug seinem Kanzler Otto das verwaiste Bistum und Papst Paschalis bestätigte die Übertragung und erteilte Otto selber die bischöfliche Weihe.

Die Verhältnisse in der Bamberger Diözese waren in jener Zeit keineswegs günstig. Die Mehrzahl der Diözesanen war slawisch. Nicht wenige von ihnen waren noch Heiden. Von Adel und Klerus, die in eine päpstliche und kaiserliche Partei zerspalten waren, wurde Otto mit Mißtrauen aufgenommen. Der Klugheit des neuen Bischofs aber gelang es, sich in Kürze das Vertrauen beider Lager zu erwerben. Sein Hirteneifer und seine lautere Selbstlosigkeit gewannen ihm die Herzen des Volkes. Besonders ließ sich Bischof Otto die Pflege des klösterlichen Lebens angelegen sein. Er erneuerte die Ordenszucht, die sich in manchen Klöstern stark gelockert hatte und gründete eine ganze Reihe (über 20) neuer Ordenshäuser. Er vollendete den Dom, brachte die Domschule wieder zur Blüte und erbaute zahlreiche

Kirchen. Im Gegensatz zu manchen anderen Kirchenfürsten der damaligen Zeit lebte Bischof Otto einfach, fast ärmlich, wie ein Mann aus niederem Stande. Da sein Wunsch, in seinem Lieblingskloster auf dem Michaelsberg als Mönch zu leben, nicht zu erfüllen war, suchte er als Bischof nach den Idealen des Mönchtums in Armut und selbstloser Hingabe an sein schweres Amt zu leben.

Über die Grenzen seines Bistums hinaus erstreckte sich seine Hirtensorge auf das ganze deutsche Vaterland. Er litt zutiefst unter dem unseligen Zwiespalt, der zwischen Papst und Kaiser bestand und auch unter Heinrich IV. Nachfolger, Kaiser Heinrich V., keine Lösung, sondern im Gegenteil neue Verschärfung erfahren hatte. Unermüdet arbeitete der Heilige an der Beilegung dieser Gegensätze und seine Bemühungen trugen wesentlich dazu bei, daß endlich zum Segen der Kirche und des deutschen Vaterlandes 1112 im Wormser Edikt eine Einigung zustande kam.

Aber eine neue noch weit schwierigere Aufgabe wartete auf den heiligen Bischof. Herzog Boleslaus von Polen lud ihn ein, das unter polnischer Hoheit stehende Pommern zu missionieren. Otto erwirkte sich vom Papst die Erlaubnis, sein Bistum auf einige Zeit zu verlassen und trat 1124 die opferreiche Fahrt zu den Pommern an. Nach einem verheißungsvollen Anfang in Pyritz, wo bei einem großen Tauffest 7000 Pommern den christlichen Glauben annahmen, gelang es Bischof Otto unter schonungsloser Aufbietung seiner Kräfte immer mehr fruchtschwere Garben in die Scheuern der Kirche Gottes einzubringen. Immer weiter trug er das Kreuz Christi als Siegespanier hinein in das heidnische Land. In Kammin, Wollin, Stettin und vielen anderen Orten drängten sich Tausende an den Taufbrunnen, zahlreiche Kirchen traten an die Stelle der einstigen heidnischen Opferstätten. Otto gab den christlichen Gemeinden eine feste Ordnung und unterstellte sie der Hirtensorge des Erzbischofs von Gnesen. Pommern war für immer für das Christentum und damit auch für Deutschland gewonnen. Durch seine friedliche Missionstätigkeit hatte Bischof Otto einen herrlichen Sieg errungen, der für die folgenden Jahrhunderte die slawischen Ostseeländer unauflöslich mit Deutschland verband.

Gebeugt von der Last des Greisenalters und zermüht von den Anstrengungen seiner Mission weihte der Heilige den Rest seines Lebens ganz dem Wohle seiner Diözese, bis eine schmerzliche Krankheit am 30. Juni 1139 sein verdienstvolles Leben endigte.

Ulrich

4. Juli

Echte Frömmigkeit macht den Menschen nicht tatenlos und tatenarm, sondern gibt vielmehr seinem Schaffen und Werken Schwung und Weihe. Das sehen wir an dem heiligen Bischof Ulrich von Augsburg, diesem Helden der Tat und des Gebetes, der als Staatsmann und Bischof, als Heerführer und Organisator in gleicher Weise sich bewährt hat.

Bischof Ulrich stammt aus einem hochadeligen Hause. Sein Vater Hupald gehörte einem alemannischen Adelsgeschlecht an und seine Mutter Dietpirch ist dem schwäbischen Herzogsstamme entsprossen. So empfing das 890 geborene Kind mit Recht den Namen Udalrich, d. h. reich bedacht mit Ahnenerbe. Die Eltern brachten den Knaben, sobald er der mütterlichen Pflege entbehren konnte, in die berühmte Klosterschule zu St. Gallen. Hier machte der aufgeweckte Junge ausgezeichnete Fortschritte in der Wissenschaft und in der Frömmigkeit. Die Mönche hätten es allzugerne gesehen, wenn sich Ulrich hätte entschließen können, einer der ihnen zu werden. Er scheint auch garnicht abgeneigt gewesen zu sein, das Kleid des hl. Benedikt zu nehmen. Aber Gott sprach ein zu deutliches Nein, so daß der 18jährige seine Sehnsucht nach stiller Klosterinsamkeit begrub und in die Dienste des tatkräftigen und gelehrten Augsburger Bischofs Adalbero trat. Von ihm erhielt er die Priesterweihe. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, unter der Führung dieses klugen Bischofs und Staatsmannes in seine spätere Aufgabe hineinzuwachsen. Während einer Pilgerfahrt zu den Gräbern der Apostelfürsten, die Ulrich 909 unternahm, erfuhr er in Rom vom unerwarteten Ableben seines Bischofs Adalbero. Papst Sergius, der von dem jungen Priester eine hohe Meinung bekommen hatte, wollte Ulrich trotz seiner Jugend zum Nachfolger Adalberos ernennen. Als dieser sich beharrlich gegen eine solche Würde sträubte, sagte der Papst: „Weigerst du dich, jetzt das Augsburger Bistum zu übernehmen, wo es geordnet und gefestigt ist, dann wirst du dich seiner annehmen müssen, wenn es in Trümmern liegt, und hart wird die Mühe sein, es aufzurichten.“

Dem neuen Bischof Hiltin, dem die großen Fähigkeiten Adalberos mangelten, zu dienen, hatte Ulrich keine Lust. Er zog sich vom bischöflichen Hof zurück und lebte nun fünfzehn Jahre lang zurückgezogen. In Hiltins Regierungszeit fällt eine ganze Reihe jener schrecklichen Ungarneinfälle nach Süddeutschland, denen sogar der Augsburger Dom zum Opfer fiel. Sengend und brennend durchzogen die Horden das Land, brannten Dörfer und Städte nieder, raubten die Viehherden und schleppten Gefangene mit sich. So erfüllte sich nun das seherische Wort des Papstes. Als Ulrich nach Hiltins Tod (923) von Kaiser Heinrich dem Finkler den Augsburger Bischofsstab übertragen erhielt, fand der neue Bischof sein Gebiet in schlimmer Verfassung. Verwüstung und Not, Jammer und Elend herrschte überall. Im Ver-

trauen auf Gottes Hilfe nahm Ulrich das schwere Joch auf sich. Damals führte ein Bischof nicht nur den Hirtenstab, sondern war auch Reichsfürst. Als Reichsfürst hatte Ulrich mitzuwirken bei den Beratungen über des Landes Wohl und Wehe, hatte in des Königs Namen Gericht zu halten und mit Roß und Mannschaft dem Banner des Königs zu folgen, wenn ein Feind das Reich bedrohte. Bischof Ulrich stand in guten und bösen Tagen treu zu seinem Herrn. Wie sehr sich Bischof Ulrich als Reichsfürst um das ganze deutsche Volk verdient gemacht hat, ist mit goldener Schrift in die Bücher der deutschen Geschichte eingetragen. Als der Schwabenherzog Liutolf sich gegen seinen Vater, Kaiser Otto, erhob und durch seine Empörung die Einheit des Reiches in höchste Gefahr brachte, war es vor allem der Augsburger Bischof Ulrich, der sich mannhaft zum Kaiser bekannte und dafür die Rache der Aufständischen zu fühlen bekam. Den rastlosen Bemühungen des Heiligen gelang es, Vater und Sohn miteinander auszusöhnen.

Aber schon der Sommer des nächsten Jahres (955) schreckte das Volk durch neues Kriegsgeschrei auf: die Ungarn waren wieder im Anzug! In bisher nie gesehener Stärke standen sie plötzlich am Lech und drängten gegen Augsburg vor. Rasch organisierte Bischof Ulrich die Verteidigung gegen die mit wilder Wucht anstürmenden Belagerer. Hoch zu Roß, ohne Helm und Harnisch, einzig mit der Stola bewehrt, sprach der Heilige den Verteidigern Mut und Vertrauen zu, gab Befehle und Anweisungen und gönnte sich keine Ruhe. Es war das Verdienst Ulrichs, daß das schwachbesetzte Augsburg gegen die gewaltige Übermacht der Belagerer so lange standhielt, bis der Kaiser mit einem Heer anrückte. Auf dem Lechfeld, wohin sich die Ungarn zurückgezogen hatten, kam es zur offenen Feldschlacht. Die Ungarn wurden so vernichtend geschlagen, daß ihnen von da an für alle Zukunft die Lust zu neuen Einfällen nach Deutschland verging.

Nach den kriegerischen Ereignissen der letzten Jahre sehnte sich Bischof Ulrich mehr als je darnach, sich ganz seinem Amte als Seelenhirt hingeben zu können. Frei von den weltlichen Geschäften des Hofdienstes und Fürstenamtes wollte er einzig und allein seinem hohenpriesterlichen Berufe leben. So betraute er seinen Neffen Adalbero mit seiner Stellvertretung im Heeres- und Hofdienste und widmete sich nun mit seiner ganzen großen Seele dem Reiche Gottes. Er sorgte für die Ausbildung tüchtiger Priester, gründete Klöster und hob in den schon bestehenden den Klostergeist, der in den unruhigen Zeiten vielfach stark gesunken war; er erbaute in Stadt und Land Kirchen und ließ sich die würdige Abhaltung des Gottesdienstes und Pflege der Liturgie angelegen sein. Bischof Ulrich hatte die Not des Lebens niemals am eigenen Leibe spüren müssen. Aber der Besitz hatte sein Herz nicht verhärtet. Die erbarmende Liebe zu den Armen gehört zu den schönsten Ruhmestiteln des Heiligen. Er fühlte sich so recht als Schirmer und Beglucker der Enterbten. Wenngleich edlem Geschlecht entsprossen, fühlte er sich doch aufs engste mit dem Volke verbunden und hatte ein empfindsames, verstehendes Herz für alle

seine Nöten und Wünsche. Nicht genug, daß er fromme Stiftungen für Arme und Kranke ins Leben rief, auch persönlich nahm er sich täglich der Notleidenden nach besten Kräften an. Diese aufopfernde Liebe zu den Armen war so recht ein Ausfluß seiner frommen Gottverbundenheit. Denn Ulrich, der tatenfrohe Held und Vater der Armen war ein ebenso eifriger Beter. Im Gebet, vor allem im hl. Meßopfer, holte er sich Kraft für seine schweren Amtspflichten.

Je näher der Bischof das Ende seines Lebens kommen fühlte, desto mehr verlangte er nach vollkommener Heiligung. In diesem Verlangen entschloß er sich, schon altersschwach und lebensmüde, zu einer dritten Wallfahrt nach Rom, um das Ende seines Lebens den heiligen Apostelfürsten zu empfehlen (971). Zwei Jahre noch konnte er nach dieser mühsamen, opferreichen Pilgerfahrt sein Bischofsamt ausüben. Am 4. Juni 973 empfahl der Dreiundachtzigjährige seine große Seele in die Hände seines Herrn. In der Kirche der hl. Afra fand er nach eigener Bestimmung seine Ruhstätte. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen die Pilger, um am Grabe des großen Bischofs zu beten, der sich auch im Tode noch als Helfer der Armen und Notleidenden erwies und zahlreiche wunderbare Krankenheilungen durch seine Fürbitte erwirkte. Einundzwanzig Jahre nach dem Tode erfolgte die feierliche Heiligsprechung des Augsburger Bischofs. Es war dies die erste feierliche Heiligsprechung in der seither vom päpstlichen Stuhl beobachteten Weise.

Maria Goretti

5. Juli

(Gedenktag am 6. Juli)

Die Heiligsprechung dieses schlichten Arbeitermädchens vollzog sich, wie Pius XII. sagte, „mit einer Öffentlichkeit ohnegleichen und in einer Form, wie sie in der Geschichte der Kirche einmalig ist.“ Da der Andrang der Gläubigen zu dieser Heiligsprechung alles bisher Gewohnte weit überstieg, hatte der Heilige Vater beschlossen, diese Heiligsprechung auf dem Petersplatz vor der Basilika zu vollziehen.

Die Familie Goretti wohnte bis zum Jahre 1896 in dem italienischen Dorf Corinaldo am adriatischen Meer, wo der Vater als Landarbeiter das Brot für sich und seine Familie verdiente. Hier wurde Marietta als drittes von sieben Kindern am 16. Oktober 1890 geboren. Da die Verdienstmöglichkeiten immer schwieriger wurden, sahen sich die Eltern Goretti wie so viele italienische Arbeiterfamilien gezwungen, auszuwandern. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Colle Giaturco

ließen sie sich 1899 in Ferriere nieder, unweit von Nettuno. Das ungesunde Gebiet der pontinischen Sümpfe war damals noch nicht reguliert; die Malaria wütete dort erbarmungslos als Schrecken des Landes. Auch Vater Goretti wurde im Jahre 1900 ein Opfer des Sumpffiebers. Das war ein schwerer Schlag für die Mutter Assunta, die nun mit sieben unmündigen Kindern allein dastand. In der noch nicht ganz zehnjährigen Marietta fand sie eine tapfere Helferin. „Fürchte dich nicht, Mutter“, so ermunterte das Mädchen, „wir Kinder werden jetzt groß; der liebe Gott wird uns schon die Gesundheit geben, und seine Vorsehung wird uns helfen. Wir kommen schon durch.“

In Ferriere wohnte die Familie Goretti mit einem Witwer Serenelli und dessen Sohn Alessandro in einem ärmlichen Haus zusammen. Mutter Goretti besorgte die gemeinsame Küche. Marietta, für ihr Alter ungewöhnlich kräftig gewachsen, wurde die rechte Hand der Mutter, die ihr später das Zeugnis ausstellte: „Je größer sie wurde, desto bräuer und besser wurde sie.“ Da Ferriere eine Siedlung ohne Schule und Kirche war, lernten die Kinder weder schreiben noch lesen und konnten nur an Sonntagen der heiligen Messe in weitentlegenen Ortschaften beiwohnen. Nur unter Schwierigkeiten erhielt Marietta mit ihrem um zwei Jahre älteren Bruder privaten Erstkommunionunterricht. Am Fronleichnamstag 1901 ging ihr sehnsüchtiger Wunsch: „Ich kann ohne den Heiland nicht mehr leben“, in Erfüllung. In der Kirche Maria delle grazie in Nettuno empfing das zu einem bildhübschen Mädchen erblühte Kind die erste hl. Kommunion. War es Fügung des Himmels, daß der Priester bei seiner Ansprache die Kinder so inständig gebeten hatte, Jesus treu zu bleiben und vor allem die Keuschheit zu bewahren, koste es, was es wolle? Niemand der Anwesenden konnte ahnen, daß unter den Kindern eines war, das wenige Monate später für die treue Befolgung dieser Mahnung die Palme des Martyriums erringen würde. Der Mutter vertraute das Kommunionkind das schöne Wort an: „Mama, nun habe ich Jesus empfangen; von jetzt an will ich ganz gut sein.“ Maria hat ihr Versprechen gehalten. Nie kam eine Lüge über ihre Lippen; sie brachte es fertig, selbst unverdiente Vorwürfe der Mutter schweigend zu ertragen. Nie äußerte sie den Wunsch nach einem neuen Kleid, sondern überließ alles dem Willen und Geschmack der Mutter. Nie zeigte sie die geringste Leichtfertigkeit in ihrem Benehmen; auch in der glühenden Hitze des italienischen Sommers erlaubte sie sich keine Freiheit in der Kleidung. Einfach und bescheiden in allem, ging sie immer gerade ihren Weg, ohne sich aufhalten zu lassen. Ihre freien Augenblicke nützte sie zum stillen Gebete aus, oder sie sammelte ihre jüngeren Geschwister um sich und brachte ihnen die wenigen Gebete bei, die sie selbst gelernt hatte. In der letzten Zeit ihres Lebens betete sie zweimal am Tag den Rosenkranz für den verstorbenen Vater. In der Kirche fiel sie durch ihr gesammeltes, frommes Benehmen auf. „Es kam nie vor, daß Marietta sich in der Kirche umwandte“, versicherte die Mutter. Tiefe Frömmigkeit und gefällige Höflichkeit zeichneten die Heilige aus.

Der Gebetseifer des Mädchens steigerte sich noch besonders, als die große Prüfung ihres Lebens begann. Alessandro Serenelli war in leidenschaftlicher Liebe zu ihr entbrannt. Früh schon hatte er seine Mutter verloren, und vom trunksüchtigen Vater hatte er wenig Gutes gelernt. Hemmungslos vergrub er sich in die Lektüre schlechter Blätter und verführerischer Illustrierten und füllte seine Fantasie mit zügellosen Bildern und aufreizenden Schilderungen der verschiedensten Verbrechen. In der Zeit, wo er bei der Marine als Hilfsarbeiter tätig gewesen war, war er von schlechten Kameraden gründlich verdorben worden. Das tägliche Zusammensein mit dem anmutigen Mädchen reizte seine Sinnlichkeit. Schon manchmal hatte er mit Schmeicheleien und süßen Worten versucht, sich Marietta gefügig zu machen. Immer aber hatte das reine Mädchen ihn abgewiesen. Zweimal schon hatte er sie grob belästigt und hart bedrängt. Mit äußerster Kraft hatte sich Maria dem Verführer entwunden und hatte voll Abscheu und Entsetzen gerufen: „Alessandro, das ist ja Sünde!“ Nun hatte es Alessandro so einzurichten gewußt, daß er eines Tages mit dem Mädchen allein zu Hause war. Da sich Maria aufs neue gegen sein schmutziges Ansinnen sträubte und sich gegen seinen Zugriff zur Wehr setzte, zog der leidenschaftliche Bursche das Messer und stach so lange auf sie ein, bis er sie tot glaubte. Die Angstrufe des unschuldigen Opfers: „Alessandro, was tust du? Laß mich los! Es ist Todsünde! Gott leidet das nicht, du kommst in die Hölle!“, verhallten wirkungslos an Ohr und Herz des Mörders. Die Kunst der Ärzte im Spital von Nettuno vermochte das schwerverletzte Mädchen nicht mehr zu retten. Auf die Frage des Priesters, ob sie ihrem Mörder verzeihe, sprach die sterbende Märtyrin: „Aus Liebe zu Jesus verzeihe ich ihm; ich möchte ihn einmal ganz nahe bei mir im Himmel haben.“ Am 6. April 1902, am Fest des kostbarsten Blutes, gab Maria ihre reine Seele in Gottes Hand zurück. Am 27. April 1947 fand die Seligsprechung der Märtyrin statt und schon drei Jahre darnach, am 25. Juni 1950, die Heiligsprechung. Die 85jährige Mutter hatte das Glück, diesen Triumph ihres Kindes erleben zu dürfen.

Daß doch alle christlichen Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder das Wichtigste nicht vergäßen, was die wenig gebildete Mutter Goretti ihrem Kinde beizubringen verstand. Sie konnte erklären: „Ich habe gesucht, dem Kind die ersten Wahrheiten des Glaubens zu vermitteln und Marietta durch das eigene Beispiel zur Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche anzuhalten. Ich wachte darüber, daß sie aufwuchs im Gehorsam und in der Liebe zu Gott, in der Verehrung zum Herzen Jesu und zur Madonna — fern von allem, was ihre Unschuld hätte gefährden können, in solcher Schamhaftigkeit, daß ich es sogar vermied, ihr aufzutragen, ihre kleinen Brüder an^{zu} und auszuziehen.“

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts erschien im Trierer Land ein junger Priester, der sich Goar nannte und sich nach einem geeigneten Platz zu einem stillen Klausnerleben umsah. Die derbe Sittenlosigkeit und rohe Grausamkeit am Hofe der fränkischen Könige hatte dem jungen Manne, der einer angesehenen Familie entstammte, das Leben in der aquitanischen Heimat vergällt. So tauchte er um das Jahr 519 in der Gegend von Trier auf und kam bis an den Rhein, wo er an einem stillen Ort zwischen Oberwesel und Boppard den Wanderstock in die Erde stieß. Mit Erlaubnis des Bischofs von Trier zimmerte er sich hier eine ärmliche Klausenzurecht und mauerte ein Kapellchen auf, für das er aus der fränkischen Heimat mehrere Reliquien mitgebracht hatte. In seelenerfrischender Abgeschlossenheit diente er nun Gott nach der Weise frommer Einsiedler. Jeden Morgen kündete das helle Glöcklein der Kapelle vom heiligen Opfer, das der Einsiedler Gott darbrachte. Täglich betete er das ganze Psalterium und mischte seinen Lobgesang mit dem Wogengesprudel des Rheins. Sein inniger Verkehr mit Gott machte ihn aber nicht unnütz für die Welt, sondern verwandelte sein Herz nach und nach zu einer wahren Schatzkammer für Arme und Bedrängte. Da er sein Leben dem Dienste Gottes weihte, wurde es auch ein Dienst am geistlichen und leiblichen Wohl der Menschen.

Wohl hatte in jener Zeit das Christentum fast am ganzen Mittelrhein festen Fuß gefaßt. Aber es steckte doch noch in den Köpfen und Herzen des einfachen Volkes viel religiöse Unwissenheit und schlimmer Aberglaube, ja selbst Götzendienerei kam noch vereinzelt vor, vor allem unter den Fischern und Waldbewohnern. Da leistete St. Goar wichtige Missionsarbeit. Die Lehre der Wahrheit und des Lebens verkündend zog er von seiner Klausur aus durchs Land. Sein belehrendes Wort fand in den Herzen der schlichten Menschen um so willigere Aufnahme, als der heilige Wandel des Predigers ihnen Achtung einflößte und seltsame Wundertaten seinem Worte Kraft verliehen. Immer größer wurde die Zahl derer, die Rat und Hilfe suchend den Weg zu Goars Klausur fanden. In herzlicher Güte und natürlicher Liebenswürdigkeit plauderte er mit den Leuten und wußte nicht selten guten Rat zu geben. In einer Zeit, wo das Wandern durch jene waldbedeckten Gegenden mit tausend Unannehmlichkeiten verbunden war, wo für den einzelnen Wanderer hinter jedem Dickicht rohe Gewalttätigkeit, Raub und Mord lauern konnte, wo der abergläubische Sinn die dunklen Wälder mit boshafte Geistern aller Art bevölkerte, mußte es jeder Reisende besonders wohlthuend empfinden, in St. Goars Klausur solch gastliche Aufnahme und freundlichen Zuspruch zu finden. Immer wußte der Heilige in die Herzen der Leute, die seine Hilfe erfahrend hatten oder gesättigt an seinem Tische saßen, das Samenkorn einer heilsamen Lehre zu streuen und ihren Blick auf den gütigen Herrn des Himmels zu lenken.



Maria Magdalena
[O. Metsys]



St. Ulrich
[Meister v. Meßkirch]



St. Ambrosius
[Pacher]

Es wäre seltsam gewesen, wenn ein solch segensreiches Wirken nicht den Widersacher Gottes, den Feind alles Guten, auf den Plan gerufen hätte. Es dauerte nicht lange, da flog wie ein häßlicher Vogel die Verleumdung durchs Land. Blinde Fanatiker, denen das Christentum in düsterer Abkehr von allen Menschen und übertriebenen Bußwerken zu bestehen schien, verdächtigten Goar, daß er ein ganz ungeistliches Leben führe, ein Leben, das schnurstracks dem Beispiel der Heiligen entgegenlaufe, die durch strenges Fasten sich Gott wohlgefällig zu machen suchten. Sie warfen ihm vor, daß er aus seiner Einsiedlerzelle eine offene Schenke mache, mit dem wilden Schiffs- und Jägervolk brüderliche Vertraulichkeit pflege und alles landstreichende Lumpengesindel bewirte.

Diese Verleumdungen liefen auf tausend Füßen durchs Land und liefen hinüber bis nach Trier ins Bischofshaus hinein. Sofort sandte der Bischof zwei Kleriker aus, mit dem Befehl, den unwürdigen Einsiedler zur Verantwortung zu ihm zu bringen. Die Legende weiß gar manches Liebliche zu erzählen, wie St. Goar die Abgesandten gar freundlich empfangen und ihnen zu Liebe zur Stärkung auf die weite Wanderfahrt einen Imbiß vorgesetzt habe. Doch entrüstet schlugen die beiden das Frühstück aus, um durch ihre Enthaltbarkeit glühende Kohlen aufs Haupt des »genießeriichen, üppigen« Eremiten zu sammeln. Auf dem stundenlangen Wege wurden sie jedoch so erschöpft von Müdigkeit und Hunger, daß sie dem Heiligen nicht dankbar genug sein konnten, als er ihnen Labung und Erquickung verschaffte.

Vor dem geistlichen Gericht in Trier gelang es St. Goar, das ganze Gespinnst böswilliger Verleumdung zu zerreißen und sich glänzend zu rechtfertigen. Von der Gunst des Bischofs überschüttet, konnte der heilige Einsiedler zu seiner Klausur zurückkehren. Die Verleumdungen hatten das Gegenteil von dem erreicht, was ihre Ausstreuer beabsichtigt hatten: Goars Name und Ruf verbreitete sich jetzt erst recht. Von weither kamen die Leute zum Klausner am Rhein, um sich bei ihm Trost und Belehrung zu holen. Sieben Jahre noch war Goars Klausur ein Heiligtum, von dem ein Strom des Segens für den Rheingau ausging. Am 6. Juli 575 legte die Seele dieses heiligen Gottesmannes ihre durch schmerzliche Krankheit zerstörte leibliche Hülle ab. Zahlreiche Wunderheilungen geschahen an St. Goars Grab und machten seine Zelle zu einem berühmten Wallfahrtsort. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich daraus die heutige blühende Stadt St. Goar, in der sich das alte Grabmal des Heiligen in der jetzt protestantischen Stiftskirche befindet.

Wer sich unter einem Heiligen einen lebensuntüchtigen Menschen vorstellt, einen wirklichkeitsfernen Schwärmer, einen kraftlosen Träumer, der braucht nur die Gestalt eines heiligen Willibald zu betrachten, um seinen Irrtum zu erkennen. Wie ein Recke der alten Heldensage steht dieser Glaubensbote vor uns. Abenteuerlust und Tatendrang erfüllen ihn. Heißes Ungestüm reißt ihn mit fort. Er kennt keine Furcht – nicht vor feindseligen Menschen, nicht vor überschweren Aufgaben. Das unruhige Seefahrerblut seinen Ahnen rollt in seinen Adern. Seine Sache ist es nicht, in der Zelle zu sitzen und stillem Studium und Gebet sich hinzugeben. Seine Frömmigkeit treibt ihn auf Eroberungsfahrten für den Christkönig.

Im Kloster Waltham hatte der aufgeweckte Knabe seine Erziehung erhalten. In harter Zucht bändigte der heißblütige Junge unter der Leitung seiner klugen Lehrer sein Ungestüm. In fleißigem Studium erwarb er sich ein gediegenes Wissen, in frommen Gebetsübungen erglühete seine Christusliebe. Eine seltsame Gewalt drängte ihn aus den beengenden Kreisen der Heimat hinaus in die Fremde. Wenn er in der Bibel vom Leben und Sterben des Heilandes las, packte ihn ein heftiges Verlangen, mit eigenen Augen jene Stätten zu sehen, die durch Christi Fuß und Blut geheiligt sind. So stand er eines Tages vor dem überraschten Vater und bat: „Vater, laß mich hinaus in die Fremde! Laß mich ins Heilige Land wallfahren! Oder noch besser: Vater, geh mit! Reiß dich los von Haus und Hof und wandere mit mir hinaus in Gottes weite Welt“. Willibald wußte so beharrlich zu flehen und so überzeugend von der geplanten Pilgerfahrt zu reden, daß der Vater schließlich zusagte und wenigstens in eine Wallfahrt nach Rom, zu den Gräbern der Apostelfürsten, einwilligte.

Im Frühjahr 720 machten sie sich auf die Fahrt. Auch Willibalds jüngerer Bruder Wunibald hatte sich angeschlossen. Sie kamen glücklich nach Italien. In Lucca erkrankte jedoch der Vater und starb eines raschen Todes. Die Brüder setzten ihren Weg fort und erreichten die Hauptstadt der römischen Christenheit. Hier aber erkrankten sie in dem ungewohnten Klima am römischen Fieber. Von Frost und Hitzeschauern geschüttelt suchte einer dem andern zu helfen, bis ihre Jugend siegte und die Kräfte wiederkehrten. Wunibald hatte die Freude am Weiterpilgern verloren und kehrte in die Heimat zurück. Doch Willibald ließ von seinem geplanten Ziel nicht ab. Mit zwei Gefährten machte er sich auf die Fahrt nach Palästina. Über Sizilien und die griechischen Inseln kamen sie unter vielen Beschwerden nach Kleinasien. Im Herbst 724 kamen sie endlich am Ziel der mühsamen Fahrt an. Mit klopfendem Herzen betraten sie das Heilige Land und besuchten der Reihe nach alle Stätten, die der Heiland im Laufe seines Erdenlebens geheiligt hatte. Zwei Jahre lang durchstreifte Willibald Palästina kreuz und quer.

Eine Welle des Glücks durchflutete sein empfängliches Herz, mochte auch das heiße Klima ihn wiederholt zusammenbrechen lassen, mochten seine Augen unter der grellen Sonne so leiden, daß er zwei Monate lang blind war. Endlich sagte er Palästina Lebewohl und kam nach Konstantinopel. Bis er hier alle Kirchen und Klöster, jeden Schauplatz christlicher Erinnerung aufgesucht hatte, vergingen wieder zwei Jahre. So war der Herbst 729 gekommen, als Willibald nach Italien zurückkehrte und an der Pforte des berühmten Klosters Monte Cassino anklopfte.

Zehn Jahre lang hielt der unruhige Mann in der Gebets- und Arbeitsgemeinschaft der Mönche aus und wußte als Gastmeister und Pförtner die reichen Erfahrungen seiner Reisen zu verwerten. Der gute Ruf, dessen sich Willibald erfreute, hatte Bonifatius veranlaßt, beim Papst sich seinen Landsmann und Vetter als Gehilfen zu erbitten. Sofort machte sich Willibald auf den Weg, verließ an Ostern 740 mit dem Segen des Papstes Rom und wanderte die Brennerstraße herauf nach Deutschland. Herzlich hieß Bonifatius seinen Mitstreiter willkommen und wies ihm das Waldgebiet um Eichstätt als Arbeitsfeld an. Die Gegend war durch vorausgehende Kriege sehr unwirtlich geworden. Weit und breit stand weder Haus noch Hof. Nur Brandruinen reihten sich um eine halbzerfallene Marienkapelle. In dieser Kapelle weihte Bonifatius in den Sommertagen 740 Willibald zum Priester. Mit Feuereifer machte sich Willibald an das Aufbauwerk. Schon nach einem Jahr hatte er aus der Wildnis eine blühende Siedlung geschaffen, und Bonifatius weihte ihn zum Bischof von Eichstätt. Wenn sich der neue Bischof in seinem Bistum umsah, hätte ihm der Mut entsinken können. Von dem ganzen Bistum war nichts vorhanden als die kleine Siedlung um das Marienkirchlein. Ringsum alles noch unwirtliches, heidnisches Land. Unterstützt von Benediktinermönchen begann nun ein rastloses Werken und Schaffen. Die Waldungen um das Marienkirchlein fielen und wurden in fruchtbares Land verwandelt. Obstgärten wurden angepflanzt, um Kirche und Kloster erhoben sich die Hütten der Arbeiter, die Häuser der Handwerker, fremde Ansiedler kamen, und so erwuchs Eichstätt zur Bischofsstadt. Eine starke Hilfe fand der Bischof in seinem Bruder Wunibald, der seit Jahren in Thüringen gewirkt hatte und nun im Eichstätter Gebiet mit seiner Schwester Walburg die Leitung des großen Doppelklosters Heidenheim übernahm. Von den Klöstern aus drang die Botschaft vom heiligen Krist immer weiter ins Land hinein. In den Klosterschulen wurde die germanische Jugend in den neuen Glauben eingeführt und so der Grund zu einem christlichen Geschlecht gelegt. Die Seele aller Missionsarbeit blieb Willibald, der unermüdet die Priester und Gläubigen anspornte und ihnen zur Seite stand.

Es wurde einsam um Willibald. 754 war Bonifatius als Märtyrer gestorben, 761 hatte Bruder Wunibald die Erde verlassen, 779 ging Schwester Walburg von ihm. Die meisten Genossen, mit denen er am Aufbau des Bistums begonnen hatte, waren ins Grab gesunken. Froh legte der altersgebeugte Greis den Bischofsstab aus der Hand, als Gottes Bote am 7. Juli 787 ihn zu holen kam.

St. Kilian

8. Juli

Kilian ist der erste Glaubensbote im nördlichen Bayern, von dem die Geschichte uns dürftige Kunde gibt. Seine Heimat war die grüne Insel der Heiligen, wie ja irische Mönche das Hauptverdienst an der Missionierung unseres Landes haben. Dem hl. Willibald gleich war es Kilian im Kloster, in dem er Erziehung und Ausbildung erhielt, zu eng geworden. Leuchtend stand der herrliche Beruf eines Missionars vor seiner idealen Seele. Überglücklich war er, als seinem Herzenswunsch Erfüllung ward und er zum Missionsbischof geweiht mit elf Gefährten, unter denen der Priester Kolonat und der Diakon Totnan sich befanden, an Bord gehen konnte. Um das Jahr 686 kam er mit seinen Gefährten ins fruchtbare Maintal. Herzog Gozberg nahm die Fremdlinge gastfreundlich auf und wies ihnen im Dorf zu Füßen der Würzburg eine Wohnung an. Mit tiefem Weh sah Kilian, daß nicht nur der Herzog, sondern auch die zerstreuten Bewohner des Landes noch fern von der christlichen Wahrheit lebten. Es schmerzte ihn, zu sehen, wie diese naturkräftigen Menschen, in denen die herrlichsten Keime zum Guten lagen, falschen Göttern huldigten. Heißes Mitleid erfaßte ihn zu den Leuten, die sich kümmerlich von Jagd und Fischerei nährten und in ihren Wäldern dem Wodan und der Frau Berhta huldigten. Klar lag seine Aufgabe vor Kilian: wozu anders hatte Gottes Vorsehung ihn in dieses Land geführt, als daß er die Lehre des Heilandes verkündete? Bevor er aber sein Missionswerk begann, wanderte er nach Rom, um sich vom Vater der Christenheit Sendung und Vollmacht zu erbitten. Freudig begrüßte der Papst Kilians Vorhaben und erteilte ihm von Herzen die apostolische Sendung und seinen besonderen Segen.

Von Kolonat und Totnan unterstützt, machte sich Kilian mit überquellendem Seeleneifer ans Werk. Seine liebenswürdige Güte gewann ihm bald die Herzen der Franken. Mit Ehrfurcht hingen sie an seinem Mund und lauschten seinem Wort, dem Gott eine wunderbare Kraft verlieh. Immer williger kamen sie zu seinen Predigten und immer zahlreicher baten sie um das geheimnisvolle Wasser der hl. Taufe. Die Opferstätten des Wodan verödeten, Frau Berhta floh vor der gütigen Himmelskönigin Maria. Auch Herzog Gozbert entsagte mit vielen Adeligen dem heidnischen Wahn und beehrte die Taufe. Der Herzog hatte nach altem Brauch der Deutschen die Witwe seines Bruders zur Ehe genommen. Nach christlichem Gesetz war diese Verbindung unerlaubt. Schwere Herzens erklärte sich Gozbert auf die Vorhaltungen Kilians bereit, sich von Geilana zu trennen und dem neuen Glauben das harte Opfer zu bringen. Nicht so war die Herzogin gesinnt. Glühender Haß stieg in dieser leidenschaftlichen Frau auf gegen den Mann, der sie von Gozbert reißen wollte. Sie sann Tag und Nacht auf Rache. Der Störer ihrer Ehe mußte vernichtet werden, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Diese Gelegenheit

kam, als der Herzog mit Pipin gegen Radbod von Friesland zog. In stiller Nacht, es soll am 8. Juli 689 gewesen sein, sandte die fränkische Herodias die gedungenen Werkzeuge ihrer Rache und ließ den Bischof und seine beiden Begleiter ermorden. Die Glaubensboten wurden mitsamt ihren Kreuzen und Keldchen, Büchern, Reliquienkapseln und gottesdienstlichen Gewändern heimlich verscharrt, damit das Verbrechen nicht ans Tageslicht käme. So fand sie Bischof Burkhard, als er 752 die Gebeine der Märtyrer feierlich erhob und in die Neumünsterkirche übertragen ließ.

Elisabeth von Portugal

9. Juli

Wenn der Name Elisabeth unser Ohr trifft, ragt die waldumsäumte Wartburg vor uns auf und die Herrin der Burg, die Landgräfin von Thüringen wird vor unserm Geiste lebendig. Doch es geht eine Brücke vom Thüringer Land bis ins ferne Portugal, die beide heilige Frauen mit dem Namen Elisabeth miteinander verknüpft. Sie waren durch verwandtschaftliche Beziehungen eng verbunden. Eine Stiefschwester Elisabeths von Thüringen war nach Spanien gekommen und dort die Mutter des Königs Peter von Aragonien geworden. Als diesem 1271 ein Töchterlein geboren wurde, nannte er es nach seiner deutschen Base, die bereits heilig gesprochen war, Elisabeth.

Mit dem Namen der Fürstin von der Wartburg war auch der Geist der hl. Elisabeth aus den Waldeshügeln Thüringens nach den sonnverbrannten Ufern des Tajo verpflanzt. Schon gleich bei der Geburt des Mädchens zeigte sich, daß Gottes Huld in besonderer Weise über ihm ruhte. Ein alter Streit zwischen ihrem Vater und Großvater nahm in der Geburtstagsfreude ein glückliches Ende. So wurde Elisabeth schon in der Wiege die „glückliche Friedensstifterin“, als die sie das priesterliche Brevier preist. Die alten Bücher wissen von dem Mädchen zu rühmen, daß es schon früh eine große Aufgeschlossenheit für alles Gute hatte. Ihre Freude sei das Beten gewesen und die Ausübung christlicher Barmherzigkeit. An eitlem Putz und Schmuck fand sie kein Gefallen. Im kindlichen Alter schon verriet sie einen ungewöhnlichen Hang zu Abtötungen und Bußübungen. Ihr königlicher Vater nannte sie den Schutzengel des Reiches.

Kaum war Elisabeth zur Jungfrau erblüht, so stellten sich die Freier ein. König Dionys von Portugal war der Glückliche, der die Hand der Prinzessin erhielt. Der hohe Rang, den sie einnahm, machte sie nicht abwendig von ihrer Gottseligkeit.

So weit es mit ihrer Stellung vereinbar war, führte sie die gleich fromme und abgetötete Lebensweise wie früher. Um in der Üppigkeit des Hoflebens nicht zu verweichlichen, gab sie sich strengen Bußübungen hin. Da ihr die kirchlichen Fasten nicht genügten, führte sie selber eine lange Reihe von Tagen ein, an denen sie sich mit Brot und Wasser begnügte. Die reichlichen Mittel, die ihr als Königin zur Verfügung standen, benützte sie zu den freigebigsten Werken der Barmherzigkeit. Eine Reihe von Wohltätigkeitsanstalten: von Spitälern, Waisenhäusern, Armenheimen, Findelanstalten, verdankten der Königin Elisabeth ihr Entstehen. Als wahre Landesmutter hielt sie es nicht unter ihrer Würde, selber sich um die Kranken und Armen zu kümmern und ihrer großen Base von Thüringen gleich Wege der Caritas zu wandeln. In einem freilich war ihr Leben von dem der deutschen Heiligen sehr verschieden: König Dionys war kein Landgraf Ludwig. Er hatte zwar gute Eigenschaften, aber die Wollust brannte in seinem Blute. Und so mußte Elisabeth die tiefste Kränkung erfahren, die einer Frau von ihrem Manne begegnen kann: er betrog sie mit Hoffräulein und brach gewissenlos die eheliche Treue. Wie schwer mag die Heilige unter dieser Leidenschaft des Königs gelitten haben! Wäre es nicht das Verständlichste und Nächstliegendste gewesen, wenn die Königin ihrem untreuen Gatten schwere Vorwürfe gemacht und die Buhlerinnen mit Schande vom Hofe gewiesen hätte? Doch die Heilige zwang diese natürliche Regung nieder und versuchte durch Sanftmut und Güte zu erreichen, was sie mit Schimpfen und Schelten sicherlich nicht zustande gebracht hätte. Die „glückliche Friedensstifterin“ hatte denn auch die Genugtuung, durch ihre aufopfernde Güte den König zur Besinnung und Besserung zu bringen.

Viel Wunderbares weiß die Legende aus dem Leben der heiligen Königin von Portugal zu berichten. Das Schönste aber bleibt dieses ruhmvolle Zeugnis: „Sie war wunderbar in der Gabe, Streitigkeiten beizulegen und Frieden zu stiften.“ Gelegenheit zu solchem Friedensstiften bot sich ihr wiederholt. Als einmal König Dionys mit seinem eigenen Bruder Alfons wegen strittiger Güter und Rechte in schwere Zwietracht geraten waren, gab sie keine Ruhe, bis sie die Streitenden versöhnt hatte. Und auch in einem Zwist zwischen ihrem Bruder Jakob, dem König von Arragonien und dem König Ferdinand von Kastilien gelang es ihr, durch ein Schiedsgericht den Streit zu schlichten und statt des Waffengangs ein Freundschafts- und Friedensbündnis anzubahnen. Selbst in der eigenen Familie hatte ihre Friedenshand zu tun. Ihr eigener Sohn hatte sich mit dem Vater entzweit und ging wie einst Absalom mit dem Plane um, den Vater vom Thron zu stoßen und die Herrschaft an sich zu reißen. Schon war es zum Kampf zwischen den beiden und ihren Anhängern gekommen. Da eilte Elisabeth von Liebe und Schmerz getrieben aufs Schlachtfeld, ritt ohne Rücksicht auf die Geschoße, die um sie her einschlugen zum Gatten und zum Sohn und ruhte nicht mit Bitten und Mahnen, bis die Schlacht abgebrochen und Friede geschlossen wurde.

Als König Dionys 1325 starb, legte sie die königlichen Gewänder für immer ab und nahm das arme Kleid vom dritten Orden des hl. Franziskus. Neben dem von ihr gestifteten Klarissenkloster zu Coimbra ließ sie sich eine schlichte Wohnung bauen, von der aus sie an den frommen Übungen der Nonnen Anteil nehmen konnte. Sie lebte nun nicht mehr für sich, sondern nur noch Gott und dem Nächsten. Ihre letzte Tat noch war ein Friedenswerk. Sie hatte von einem drohenden Krieg zwischen ihrem Sohn und Schwiegersohn gehört. Unbekümmert um ihr hohes Alter machte sie sich auf den Weg, um die beiden Streithähne aufzusuchen und zu vermitteln. Kaum hatte sie das Lager ihres Sohnes erreicht und ihm eindringlich zugesprochen, da verließen sie die Kräfte. Ein starkes Fieber warf sie nieder und verzehrte ihre Lebenskraft. Am 4. Juli 1336 starb Elisabeth als ein Opfer ihrer Friedensliebe.

Die Karmeliterinnen von Compiègne

10. Juli

(Gedenktag am 24. Juli)

Mit dem Namen der französischen Stadt Compiègne verbinden sich recht schmerzliche Erinnerungen. Im Walde von Compiègne trafen sich am 11. November 1918 die Unterhändler Deutschlands und der Alliierten, um den für unser Volk so demütigenden Waffenstillstands-Vertrag abzuschließen. In Compiègne fiel am 23. Mai 1430 die heilige Jungfrau von Orleans in die Gewalt der Feinde. In Compiègne hatten jene 16 Karmeliterinnen ihr Klösterchen, die am 24. Juli 1794 in Paris hingerichtet wurden.

Keine noch so hohe „Kultur“ schützt vor dem Rückfall in wildeste Barbarei, wenn sich die Menschen satanischen Lehren und Einflüssen überlassen und von unchristlichem oder gottlosem Fanatismus ergriffen sind. Das klassische Beispiel für diese Wahrheit bleibt immer die große französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts mit all den blutigen Greueln dieser Mörder, deren Mund von den schönklingenden Phrasen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit triefte. Nicht einmal die still hinter ihren Klostermauern betenden und büßenden Ordensschwwestern blieben von dem Verfolgungstaumel dieser Revolutionäre verschont. Da sie das Ordensleben nur von ihrem niederen, triebhaften Erdenstandpunkt aus betrachteten, fehlte ihnen für die idealen Beweggründe, die Männer und Frauen veranlassen, das Ordenskleid zu nehmen, jedes Verständnis. Sie konnten es nicht glauben, daß jemand freiwillig zeitlebens sich zum Gefangenen machte und meinten,

sie müßten mit jubelnder Begeisterung empfangen werden, wenn sie die Klosterpforten öffneten und den Klosterleuten die Möglichkeit gaben, dem „Grab ihrer Freiheit“ zu entfliehen. So erschienen die Männer der Revolution im August 1790 auch vor dem Karmeliterklosterchen in Compiègne und erklärten den aufgeschreckten Nonnen, sie sollten die Mummerei ihres Ordenskleides ablegen und in die Freiheit der Welt zurückkehren. Die Revolutionäre waren aufs höchste überrascht, als die Gefangenen, die sie befreien wollten, garnicht nach der vielgepriesenen Freiheit beehrten. Jede Nonne, von der ältesten Profeßschwester bis zur jüngsten Novizin, weigerte sich, das Haus ihrer freien Wahl zu verlassen.

Nachdem dieser erste Versuch mißglückt war, folgten weitere Belästigungen in rascher Folge. Es wurde den Schwestern verboten, künftig noch Gelübdeablegungen vorzunehmen. Das Klostervermögen wurde mit Beschlag belegt. Die Schwestern wurden gezwungen, im Beisein von Gemeindebeamten neue Wahlen vorzunehmen. Auch damit erlebten die Revolutionäre eine unerwartete Enttäuschung. Die Schwestern wählten aufs neue einstimmig die bisherige charakterfeste und kluge Priorin Lidvine. Schließlich ging man zum Hauptangriff über: es erschien ein Gesetz, nach dem alle Klöster geräumt werden und die Häuser in Staatseigentum überführt werden mußten. Wehen Herzens legten die Schwestern ihren weißen Habit ab und verließen, von roher Gewalt bedroht, die Stätte, an der sie für das Heil ihres Vaterlandes und ihrer Volksgenossen gebetet und gebüßt hatten. Die vorausschauende Priorin hatte bereits bei gutgesinnten Leuten um Unterschlupf für ihre Schwestern gesorgt. In kleinere Gruppen verteilt, blieben die Schwestern unter sich in enger Verbindung und beobachteten ihre Ordensregeln, soweit es die außerordentlichen Verhältnisse erlaubten.

Inzwischen gingen die Schrecken der Revolution weiter. König und Königin, Adelige und Priester, Männer und Frauen, viele Hunderte wurden auf dem rasselnden Henkerskarren zur Guillotine geschleppt. Niemand war seines Lebens sicher. Frankreich schien unterzugehen im Blute der eigenen Kinder. In dieser Not faßte die Priorin einen heldenhaften Entschluß: sie bot ihr eigenes Leben Gott zum Opfer an, wenn er der Kirche Frankreichs den Frieden zurückgäbe. Schriftlich setzte sie einen Weiheakt auf, als förmlichen Vertrag mit dem allmächtigen Gott. Ihre Gefährtinnen ließen sich von ihr an Großmut nicht übertreffen. Alle unterschrieben mit fester Hand dieses Schriftstück wahrer Brüderlichkeit und Menschenliebe.

Das Opfer wurde angenommen. Bei Haussuchungen fand man religiöse Bildchen und Lieder, Briefe voll Beteuerungen der Anhänglichkeit an die Religion, voller Teilnahme am Tod des Königs und voller Gewissensbedenken wegen der augenblicklichen Lage. Dies genügte den Revolutionären, die Schwestern wegen hochverrätherischer Umtriebe und Vorbereitung einer Gegenrevolution unter Anklage zu stellen. Am Johannistag 1794 wurden die Schwestern verhaftet und am 15. Juli

in das Staatsgefängnis in Paris eingeliefert. Schon ein paar Tage darnach trat das Gericht zusammen, das die Karmeliterinnen zum Tode verurteilte. Auf dem rumpelnden Henkerskarren wurden die Nonnen nach Vincennes hinausgeführt, wo das Blutgerüst stand. Eine Stunde lang dauerte diese martervolle Fahrt, die dem Kreuzweg des Heilandes nach Golgatha glich. Roher Straßenpöbel umjohlte den Karren und warf den Schwestern unflätige Zoten, derbe Witze, häßliche Beschimpfungen zu. Mit einem Mal aber riß das Krakeelen des Gesindels ab, die Menge lauschte erstaunt — eine der Nonnen hatte das Salve Regina angestimmt und laut und jubelnd fielen die andern 15 Stimmen in den Hymnus ein. Unbekümmert um die Gaffer, unbekümmert um das Schafott, dem sie zufuhren, sangen die Todgeweihten, als stünden sie im Chor ihres Klosterchens zu Compiègne. Vor solchem Todesmut bekam sogar der Großstadtmob Achtung. Schweigend liefen die Leute neben dem Karren einher, während die Schwestern dem Salve Regina das Miserere und Te Deum folgen ließen.

Nun war der Richtplatz erreicht. Eine von den 16 Nonnen nach der andern stieg mit gefaßter Seele die Stufen hinauf und legte ihr Haupt unters Beil, während die Mitschwester das Veni Creator sangen. Wie die makkabäische Mutter dem Martyrium ihrer Kinder mußte die Priorin der Hinrichtung ihrer Schwestern zusehen, bis sie als letzte dem entgegeneilen durfte, dem sie ihr Leben freiwillig angeboten hatte.

Ihr Opfer war nicht vergeblich. Am 17. Juli 1794 waren die Gottestauben von Compiègne geschlachtet worden. Noch im gleichen Monat folgte ihnen Robespierre aufs Schafott und mit ihm brach die Schreckensherrschaft der Jakobiner zusammen. Gott hatte den Weiheakt der Schwestern angenommen.

M. Magdalena Postel

11. Juli
(Gedenktag am 17. Juli)

Als sie starb, versuchten die Mitschwester vergeblich, das Kreuz aus den erkaltenden Fingern der Toten zu lösen. Sie ließ auch im Tode nicht vom Kreuze, wie sie es im Leben ständig umfaßt hatte. Ein opferreicher Kreuzweg waren die 90 Jahre ihres Lebens gewesen.

Als „kleine Heilige“ galt die 1756 in Barfleur geborene Julie Postel schon in ihrer Kindheit. Ein ungewöhnlicher Ernst und eine seltsame Frühreife des Urteils hoben das Mädchen von den andern Dorfkindern des normannischen Fischernestes

ab. Eine überaus zarte Scheu vor allem Sündhaften und ein rührender Eifer für Gottes heiliges Gesetz war schon im Kinderherzen wachsam. Als einmal bei einem sehr heftigen Gewitter die Erwachsenen sich ängstigten, klatschte die fünfjährige Julie voll Freude in die Hände. „Aber Julie, was hast du denn? Wie kannst du lachen und jubeln, wenn das Gewitter so schrecklich tobt?“ fragte die Mutter. Da meinte das Kind: „O, wenn es blitzt und donnert, wird es niemand wagen Gott zu beleidigen. Ich wollte, es donnerte immer.“ Mit neun Jahren empfing sie zum erstenmal das Brot der Engel und gelobte dabei, ihr Leben in Jungfräulichkeit dem Dienste am Nächsten zu weihen. Sie blieb dem Gelübde ihres ersten Kommunionstages treu. Bei ihr war es wirklich so, wie eine Frau zu der wegen Juliens ungewöhnlicher Frömmigkeit etwas beunruhigten Mutter sagte: „Lassen Sie das Kind nur machen! Es gehört Gott und nicht Ihnen!“

Ihre Lehrerinnen, die Benediktinerinnen von Valognes, waren enttäuscht, als Julie nicht bei ihnen als Kandidatin um Aufnahme bat, wie sie es mit heimlicher Freude erwartet hatten. Das Mädchen war sich schon damals klar, daß Gott sie zu einem Leben strenger Armut und Selbstverleugnung berufen habe, wie es ihr in der Abtei von Valognes nicht möglich gewesen wäre. So stellte sie den Klostergedanken vorläufig zurück und eröffnete mit 18 Jahren eine Schule in La Bretonne. Glaubensstarke Christen und pflichttreue Mütter sollten aus ihren Schülerinnen werden. Deshalb spielte in ihrer Schule die religiöse Unterweisung die erste Rolle. Die Mädchen fühlten sich von der mütterlichen Art ihrer Lehrerin angezogen und wetteiferten, ihr Freude zu machen. Für die schulentlassenen Mädchen, deren leichtsinniges Herumstreifen am Hafen und um die Kasernen sie mit Schmers beobachtet hatte, richtete sie einen Arbeitssaal und ein Pensionat ein.

„Ich will soviel Gutes tun wie nur möglich, aber so verborgen wie möglich“, das war der Grundsatz, den Julie Postel immer verfolgte. Wenn sie von den langen Schulstunden abgespannt war, begannen ihre Caritasgänge zu den Armen und Kranken. Viele Nächte saß sie arbeitend in den Krankenstuben und erleichterte Sterbenden ihre letzte Stunde. Aus Liebe zu den Armen begann sie schon damals täglich nur eine einzige Mahlzeit zu sich zu nehmen. 60 Jahre lang blieb sie dieser Abtötung treu.

Ins Heldenhafte wuchs die Gestalt der frommen Lehrerin, als das Unwetter der großen Revolution ausbrach und die Jakobiner ihr Schreckensregiment angingen. Eine Frau von einer solch ungewöhnlichen Frömmigkeit mußte den Revolutionären von vornherein mißliebig sein. Als ihr Seelenführer sie drängte, sich doch in Sicherheit zu bringen, sagte sie: „Ich bleibe hier; soll ich sterben, gut, so sterbe ich eben.“ Allen Verboten zum Trotz setzte sie mit einer Kühnheit ohnegleichen den Religionsunterricht fort. Ihre Wohnung wurde zum Zufluchtsort für flüchtende Priester, die sie mit Todesmut beherbergte. Jeden Tag stand die tapfere Lehrerin in Gefahr, aufs Blutgerüst geschleppt zu werden. Wiederholt drangen die Revolutionäre in

ihr Haus und stellten die ganze Wohnung auf den Kopf. Man munkelte ja davon, daß die Lehrerin vom letzten geflohenen Priester das heiligste Sakrament anvertraut bekommen habe, daß sie um Mitternacht den Kindern Kommunionunterricht erteile, daß sie Erwachsenen mit einer Pinzette die heilige Hostie reiche. In vererbter Wut suchten die Jakobiner nach dem hl. Sakrament. Nur durch ein offensichtlich Wunder war es zu erklären, daß sie die arme Kapelle in dem engen Verschlag unter der Steintreppe nie entdeckten.

Als der schreckliche Sturm sich gelegt hatte, konnte Julie Postel ihre Erziehungsarbeit ungehemmt entfalten. Die Schule, die sie in Cherbourg gründete, zählte bald 300 Schülerinnen. Hier in Cherbourg fand sie in dem Priester Cabart einen frommen und erleuchteten Seelenführer. Aus gemeinsamem Beten und Überlegen reifte ein Werk, das Julie Postel schon lange vorgeschwebt hatte: die Gründung einer neuen Ordensgemeinschaft. Am 8. September 1806 legte sie mit drei gleichgesinnten Gefährtinnen die Ordensgelübde ab in der Kongregation der „Armen Töchter von der Barmherzigkeit.“ Julie Postel, die sich von jetzt an Schwester M. Magdalena nannte, entwarf als erste Oberin die Ordensregeln.

Die Anfänge der Genossenschaft waren überaus mühselig. Es fehlte mehrere Jahre am Allernötigsten. Monatelang sahen die Schwestern keine andere Nahrung als Kleienbrot und Zwiebelsuppe. Nirgends fanden sie gastliche Aufnahme und ein bleibendes Heim. Kaum hatten sie irgendwo festen Fuß gefaßt, da erhoben sich Schwierigkeiten und die Schwestern mußten ihre armselige Habe auf einen Karren laden und sich anderswo einen Unterschlupf suchen. Fünf Schwestern fielen den großen Entbehrungen dieser ersten Wanderjahre zum Opfer. Aber Schwester Maria Magdalena verlor den Mut nicht. Und sie hatte das sichere Vertrauen, daß Gott sie aus den Trübsalen herausführen und ihre Kongregation behüten werde. Rückhaltloses Vertrauen und vollkommene Hingabe an Gott und seinen heiligen Willen waren ja zeitlebens die Grundzüge ihres Wesens.

Im Vertrauen auf Gottes Vorsehung erwarb Mutter Magdalena im Jahre 1832 ohne alle Barmittel die Ruine einer ehemaligen Benediktinerabtei, um sie zum Mutterhaus der Kongregation auszubauen. Unter unsäglichen Opfern brachte man die Klosterkirche unter Dach und Fach. Da brachte ein schweres Unwetter den Bau zum Einsturz. Wie vielen wäre da der Mut entsunken! Doch Mutter Postel begann ungebrochen das Werk von neuem. Sie sandte eine ihrer Schwestern auf eine große Bettelreise durch die europäischen Städte, die von Gottes reichstem Segen begleitet war. So begann 1838 der Bau aufs neue und wurde zu einem glücklichen Ende geführt.

Mehr als 30 Jahre hatte sich die hl. Stifterin mit ihren Schwestern beim Werk der Heiligung an die von ihr verfaßte Ordensregel gehalten. Da hielt es die bischöfliche Behörde für angebracht, die Regel der Schulbrüder vom hl. Johannes de la Salle auf die Kongregation der „Armen Töchter von der Barmherzigkeit“ zu übertragen.

Das Opfer, das von der 82jährigen Greisin verlangt wurde, war groß. Nach reiflicher Überlegung und vielem Gebet hatte sie einst ihre Regel niedergeschrieben, in langen Jahrzehnten hatte sich diese Regel erprobt — und nun wurde sie ihr genommen! Aber wie herrlich offenbarte sich in dieser Prüfung ihre Demut! „Ja, das ist der Wille Gottes“, sagte sie freudig und brachte im Gehorsam alles Gott zum Opfer, was ihr durch lange Übung teuer war.

Noch durfte Julie Postel den gesegneten Aufstieg ihrer Genossenschaft miterleben, da legte sich die 90jährige am 16. Juli 1846 zur Ruhe, um die nimmermüden Hände im Tode zu falten. „O wie glücklich bin ich!“ rief die Sterbende aus, als der Augenblick des Heimgangs gekommen war. Am 24. Mai 1925 wurde die Stifterin der armen Schulschwester von der Barmherzigkeit dem Verzeichnis der Heiligen eingereiht.

Johannes Gualbertus

12. Juli

Es war in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts. Da war der älteste Sohn aus dem ritterlichen Geschlecht der florentinischen Gualbertis erschlagen worden. An der Bahre des bleichen Erschlagenen schworen die Träger seines Namens nicht zu ruhen, bis sein Blut gerächt wäre und der Mörder gleich ihm auf dem Totenschragen läge. Von da an sah man keinen der Gualbertis durch die Gassen gehen oder des Weges ziehen, ohne daß in seinem Gürtel der scharfe Dolch blitzte oder der ritterliche Degen an seiner Seite hing. Wie der Jäger das Wild, so suchten sie den Mörder aufzuspüren und zu umstellen.

Am Karfreitag ging Giovanni Gualberti, der jüngere Bruder des Erschlagenen, durch einen Hohlweg bei Florenz. Da scheuchte ihn der Tritt eines Mannes aus seinem Sinnen: der langgesuchte Mörder stand vor ihm. Dem wich alles Rot aus dem entsetzten Gesicht, als er waffenlos und wehrlos sich seinem Feinde gegenüber sah. Giovanni riß in wilder Rachgier das Schwert aus der Scheide — da ließ er es plötzlich sinken. Waren es die flehenden über der Brust gekreuzten Arme des Wehrlosen, die an das Kreuz des Herrn gemahnten, war es die Nachwirkung der Karfreitagsfeier? Er warf die Waffe in den Staub, zog den überraschten Feind schweigend an die Brust und machte sich mit aufgewühltem Herzen auf den Heimweg. In einer Kapelle, die am Wege lag, drängte es ihn, dem Erlöser zu danken, der ihn wie durch ein Wunder der Gnade davor bewahrt hatte, seine

Hände mit Blut zu beflecken. Wie er vor dem Kruzifix in zitternder Erregung sein Gebet sprach, war es ihm, als neige der Gekreuzigte gütigen Blickes das Haupt vor ihm.

In diesem Augenblick erlebte Giovanni Gualberti sein Damaskus. Der Blick des Gekreuzigten hatte ihn so getroffen und sein Herz so erschüttert, daß er sich in derselben Stunde Christus dem Herrn mit seinem ganzen Sein angelobte. Ohne erst noch ins Vaterhaus zurückzugehen, eilte er ins Kloster San Miniato und bat um das Ordenskleid des hl. Benedikt. Kaum hatte der alte Gualbert gehört, sein Sohn weile im Kloster, da erzwang er sich mit einem Haufen bewaffneter Dienstleute den Eingang ins Kloster und ließ alle Räume nach Johannes durchsuchen. Doch der Vater hatte nicht mit der heiligen Entschlossenheit seines Sohnes gerechnet. Kaum hatte Johannes das Lärmen der bewaffneten Männer gehört, da eilte er in die Kirche zum Altar, schnitt sich mit eigener Hand die Haare ab, legte die Kutte eines dienenden Bruders an und weihte sich feierlich dem Herrn. Welch eine Überraschung für den Vater, als er seinen Sohn als Mönch fand! Doch bald gab er sein lautes Klagen über den Verlust seines letzten Sohnes und den Untergang des Geschlechtes auf, da er sah, wie alles Jammern an dem festen Entschluß seines Sohnes abprallte. So fügte er sich wehen Herzens und gab Johannes auf sein Bitten den väterlichen Segen.

Der Bußeifer des jungen Mönches war so groß, daß ihm die Strenge seines Klosters nicht mehr genügte, besonders als unter einem neuen Abt der Ordensgeist erlahmte. Er verließ San Miniato, um in der Einsamkeit des Waldes in hartem Bußleben sich den Himmel zu erkämpfen. In Vallombrosa fand er zwei gleichgesinnte Eremiten, die sich ihm anschlossen. Bald stellten sich neue Novizen ein, die um Aufnahme in die kleine Gemeinschaft baten. Nur wer sich eine Zeitlang als wahrhaft bußfertig bewährt hatte, durfte sich der Gemeinschaft von Vallombrosa anschließen. In einer Zeit, wo der sittliche Verfall unter dem Klerus stark überhand nahm, kam dem erbauenden Beispiel, das die Mönche des hl. Gualbert gaben, besondere Bedeutung zu. Obwohl Bischöfe und Fürsten das Kloster des Heiligen aufsuchten und ihm ihre Anerkennung und Verehrung bezeugten, blieb er so demütig, daß er zeitlebens ein einfacher Laie blieb. Das Volk pflegte zu sagen: Will man wissen, wer in Vallombrosa Abt ist, so braucht man nur zu schauen, wer unter den Mönchen der demütigste, geduldigste und frömmste ist.

Am 12. Juli 1073 standen die Mönche an der Bahre ihres Abtes, dem Papst Coelestin III. 1193 die Ehre der Altäre zuerkannte.

Wie Franz von Assisi bei all seiner Bußstrenge ein immer fröhlicher Rittersmann Christi war, so gingen auch seine wahren Jünger in den Fußspuren des seraphischen Vaters und waren allezeit frohgesinnte Spielleute des himmlischen Herrn. Wenige Franziskaner aber kamen dem Ordensstifter durch ihr heiteres, kindlich-frohes Wesen so nahe wie der heilige Franz Solan. In ihm vereinigte sich die Singvogelnatur des umbrischen Heiligen mit der Wundermacht des hl. Antonius von Padua. In demütiger Pflichterfüllung ging er durchs Leben; aber als er starb, trugen ein Erzbischof und ein Vizekönig den armen Bettelmönch zu Grabe und als „Sonne des Westens“, als „Wundertäter des Westens“ lebt er heute noch bei den Indianern von Südamerika fort, denen er auf beschwerlichsten Missionsfahrten die Frohbotschaft vom Heil verkündigt hatte.

Zu Montilla in Andalusien ist Franz an einem Sonntag im März 1549 geboren. Sein Vater Matthias Sanchez Solanus und seine Mutter Anna Ximenes Hidalga waren echte Spanier von reinstem, altadeligem Blut und lebendigem Christentum. In der Jesuitenschule zu Montilla war Franz ein aufgeweckter Schüler, der leicht und rasch lernte, aber keineswegs ein Stubenhocker war. Kaum hatte er sein Tagespensum erledigt, so sah man ihn fröhlich unter der Schar seiner Kameraden oder er eilte in den väterlichen Garten vor der Stadt und machte sich mit Graben und Versetzen und Begießen zu schaffen, daß ihm der Schweiß herabrann. Dabei pfliff und sang er mit den Vögeln um die Wette oder er nahm seine Geige unters Kinn und spielte frohe Weisen. Seine liebe Geige blieb ihm zeitlebens eine unzertrennliche Gefährtin. Von ihr trennte er sich nicht, als er ins Kloster ging und später nach Amerika fuhr.

Das gab ein großes Staunen unter den guten Leuten von Montilla, als eines Tages die Kunde durch die engen Gassen lief: der junge Herr Solanus tritt bei den armen Franziskanern als Novize ein! Ob er nicht bald an der harten Lebensweise der armen Väter satt bekommt? Umso freudiger waren die Franziskaner überrascht, als sie den ungewöhnlichen Bußeifer ihres jungen Novizen sahen. Die allgemeinen Bußübungen des Ordens genügten Franz nicht. Unter dem rauhen Habit trug er ein Bußkleid von stehenden Haaren. Recht wunderbar sah sein Bett aus: er suchte kräftige Holzscheite, schichtete sie kreuz und quer, band die Beige mit Stricken fest, darauf kam noch ein ungefügter Holzklotz als Kopfkissen – und auf diesem seltsamen Paradebett gönnte er sich die wenigen Stunden nächtlicher Ruhe. Jeden Tag geißelte er sich bis aufs Blut, lange Stunden der Nacht kniete er vor dem Tabernakel. Dabei verlor er aber keineswegs sein heiteres Wesen. Wie früher jubelte seine Geige die heilige Herzensfreude aus der armen Zelle durchs Klösterlein.

So blieb es, als er in Loreto bei Sevilla seinen theologischen Studien oblag, so blieb es, als er nach seiner Priesterweihe am Franziskustag 1576 eine Zeitlang als Chorregent und dann in dem weltabgeschiedenen Klösterlein S. Francisco di Monte als Novizenmeister tätig war. Franziskanische Bußstrenge und Kinderseligkeit hatten in Franz Solan eine wundervolle Harmonie gefunden, die sich zu einem Leben opferfroher Gottes- und Nächstenliebe formte. Als der Schrecken des schwarzen Todes in Spanien einkehrte und aus dem benachbarten, ganz verseuchten Montoro Hilferufe nach Pflegern kamen, besann sich Franz keinen Augenblick. Er holte sich die Erlaubnis von seinen Obern und zog nach Montoro, wo er monatlang die Pestkranken pflegte, die faulenden Leichname barg und abends mit einem großen Kreuz bußpredigend durch die Straßen zog. Schrecklich wütete der Tod. Ihn selber warf die Seuche aufs Lager und nur langsam vermochte er sich ihr zu entreißen. Als er geheilt und die Pest erloschen war, holte ihn ein Ruf der Obern nach Granada zu Krankendienst und Gefängnisseelsorge.

Im Jahre 1588 erließ König Philipp II. an alle spanischen Klöster einen Aufruf zur Missionierung Südamerikas, das wenige Jahre zuvor von den Spaniern erobert worden war. Lange schon hatte Franz Solan die Sehnsucht nach Missionsdienst in Heidenländern in sich getragen. Nun konnten die Obern seinem Drängen nicht länger widerstehen. Sie erlaubten ihm, nach Peru zu ziehen. Auf der Überfahrt hielt Franz den Begleitsoldaten des Schiffes Exerziten und brachte durch sein gütiges Wesen die hartgesottensten Matrosen zur Beichte.

In Perus Hauptstadt Lima hielt sich Franz nicht lange auf. Es drängte ihn zu den armen Heiden hinter den Cordilleren, in der Landschaft Tukuman. Ohne Waffen und ausreichenden Proviant, ohne Reit- und Tragtiere wanderte der Heilige mit seinen Begleitern in einem sechsmonatlichen Marsch unter unvorstellbaren Mühen und Gefahren über Schneefelder und Wüsten, durch Urwälder und Sümpfe, bis er das Ziel erreicht hatte. Und nun begannen die großartigen Missionsreisen, gegen die selbst die Fahrten eines hl. Paulus verblassen. Immer tiefer drang Franz hinein in das Innere Südamerikas, das noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Gott kam dem Heiligen bei seiner Arbeit dadurch zu Hilfe, daß er ihm die Wundergabe verlieh, alle indianischen Dialekte ohne Studium zu sprechen. Ungefähr 15 Jahre lang lebte Franz Solan fast mutterseelenallein unter seinen Wilden. Seine Selbstlosigkeit, die von der Profitgier der erobernden Spanier so wundersam abstach, seine bezaubernde Fröhlichkeit, seine nie versiegende Geduld verschafften ihm einen außerordentlichen Einfluß auf die Herzen der wilden Völkerstämme.

Franz Solan hatte es nicht anders gedacht, als daß er unter seinen Indianern sterben dürfte. Doch die Ordensobern riefen den Apostel Argentinens, Perus, Boliviens, Paraguays und Uruguays nach Lima zurück, auf daß er den sittenlosen Großstadtmenschen das Evangelium verkünde. Auch die blasierten Großstadtmenschen vermochten sich dem tiefen Eindruck des Missionars nicht zu entziehen.

Allmählich fand auch das verdorbene Handelsnest Lima wieder zurück zum katholischen Glauben und katholischen Leben. Wunderbare Erscheinungen verstärkten das mahnende Wort des Missionars. Während des Meßopfers schwebte er oft, losgelöst vom Boden, in der Luft. Kein Wunder, daß alles sich drängte, dem Heiligen bei der Messe zu dienen, bis der Vizekönig von Peru dieses Amt für sich in Anspruch nahm.

Immer mehr wurde Franz Solan seinem heiligen Ordensstifter an kindlicher Fröhlichkeit und herzlicher Einfalt ähnlich. Oft ging er in seiner freien Zeit in den Klostergarten, setzte sich unter die Ölbäume und fing auf seiner Geige an zu spielen und zu singen. Da flogen, wie einst beim hl. Franziskus, die lieben Vögelin herbei, um den Liedern zu lauschen. Der Heilige redete mit ihnen von der großen Güte und Liebe Gottes und forderte sie auf, mit ihm den himmlischen Vater zu preisen. Hub er dann mit seinem Spiel wieder an, so fiel der ganze Sängerkorchor ein und jubelte in allen Tönen, bis Franz ins Kloster zurückkehrte.

Im Mai 1610 warf ein heftiges Fieber den abgearbeiteten Mann aufs Krankenzimmer. Er wußte, daß er sterben mußte und lächelte gütig zu den Bemühungen der Ärzte und Brüder. Drei Tage vor seinem Tode erschien eine Menge Vögel vor dem Zellenfenster des Kranken und sang ihm vor; am nächsten Morgen wiederholte sich ihr rührender Abschiedsgruß, und am Todestag flogen sie, unbekümmert um die Ein- und Ausgehenden auf das Lager des Heiligen und zwitscherten fünf Stunden lang, bis er verschied. Mit seinem Lieblingsgebet: „Gott sei gelobt!“ hauchte Franz Solan seine Seele aus. Das Volk stürmte seine Leiche. Dreimal wurde der Habit, den man ihm anlegte, von den Reliquienlüsternen zerschnitten. Wunder über Wunder wirkte er noch im Tode.

Bonaventura

Es war Gottes Vorsehung, daß der Franziskaner-Orden in dem Kampf um die strengere oder mildere Auffassung der Regel 1257 in Bonaventura einen Generalminister erhielt, der mit ungewöhnlicher Weisheit, Umsicht und Tatkraft das große Vermächtnis des Bruders Franz vor tödlichen Wirren bewahrte und den Orden in die Zeit und in die Formen einfügte, die dem Stande der Entwicklung entsprachen. 1221 zu Bagnorea im Toskanischen geboren, war das kleine Kind auf Bitten der Mutter durch Franziskus von schwerer Krankheit geheilt worden. Wie Franziskus

14. Juli

ihm das Leben geschenkt hatte, so schenkte er sein Leben dem heiligen Vater der Franziskaner wieder. Dem Beispiel seines Lehrers, des berühmten Alexander von Hales, folgend, zu dessen Füßen er an der Universität zu Paris saß, zog er die Kutte der Minderbrüder an. Während des Noviziats blieb er in Paris, wo er seine philosophischen und theologischen Studien fortsetzte. Studieren und Beten zerschmolzen bei Bonaventura in eins. Sein wissenschaftliches Forschen gestaltete sich zum betrachtenden Gebete. Innere Sammlung führte ihn in die Tiefen der göttlichen Weisheit. Alle Wissenschaft holte er vom Kreuze. Als der heilige Thomas von Aquin, mit dem ihn während seiner Pariser Studienjahre innige Freundschaft verband, ihn einst fragte, aus welchen Büchern er seine staunenswerte Wissenschaft schöpfe, deutete Bonaventura auf das Kruzifix an der Wand: „Dies ist meine Bibliothek!“ Gleichzeitig mit Thomas von Aquin errang er im Oktober 1257 die Magisterwürde. Zu seinem Lehrstuhl drängten sich die Studierenden aus allen Ländern. Tausende von Priestern und Laien saßen zu seinen Füßen und erbauten sich an der Gelehrsamkeit des „Doctor seraphicus“ (des seraphischen Lehrers). Dieser Titel, den Sixtus V. dem heiligen Kirchenlehrer gab, war auch in der Tat der passendste Dokortitel für einen Jünger des hl. Franziskus, besonders für einen Jünger, der so ganz aus dem Geiste des Ordensvaters lebte wie Bonaventura. Bei aller Gelehrsamkeit hatte ja Bonaventura kein anderes Ziel als sein Meister: das fromme Leben in der ständigen Beschauung Gottes, den großen Herzensfrieden, der aus dem Einssein mit Gott hervorgeht. Sein Leben war wie das des Armen von Assisi eine einzige Liebesglut. Losgelöst von der Welt und hingegeben an seinen göttlichen Lehrer Christus ging er in der kindlichen Reinheit seiner großen Seele und in der gewaltigen Kraft seines Geistes so unberührt von allem Irdischen durchs Leben, daß sein Lehrer Alexander von Hales von ihm sagte: „In ihm scheint Adam nicht gesündigt zu haben“.

Als im Jahre 1257 der Ordensgeneral Johann von Parma abdankte, wurde der 36jährige Bonaventura zum Nachfolger erwählt. Er war der gottgesandte Mann, der die durch den Streit um die Regel aufgewühlten Gemüter beruhigen konnte. Er lehrte die Brüder, weniger an den Buchstaben der Regel sich zu klammern, als ihren Geist zu erfassen und nach diesem zu leben. Sein eigenes vorbildliches Ordensleben war die Bürgschaft dafür, daß eine notwendige Anpassung der Regel an die veränderte Zeit das Streben nach Vollkommenheit keineswegs lähmen müsse. Mit fester Hand beseitigte der neue Ordensgeneral manche Mißbräuche, die sich eingeschlichen und das Leben der Brüder untereinander gestört hatten. Mit Recht wurde Bonaventura wegen seiner Verdienste um den Orden der zweite Ordensstifter genannt.

Trotz der überreichen Arbeitsfülle, welche die Leitung des Ordens mit sich brachte, setzte er seine schriftstellerische Tätigkeit fort und ließ eine Reihe bedeutender Werke erscheinen, die eine Schatzkammer katholischer Lehrweisheit und

mystischer Erkenntnis darstellen. Der gelehrte Abt Johannes von Trithem gab den Rat: „Willst du fromm und gelehrt zugleich werden, so benütze Bonaventuras Bücher, in denen er sowohl das Gemüt mit Liebe zu Christus entflammt, als den Verstand durch heilige Lehren erleuchtet“. Wenn Bonaventura unter all dem Vielerlei der Arbeiten zusammenzubrechen drohte, floh er auf den Berg Alverna, auf dem einst Franziskus Tage stiller Zurückgezogenheit zugebracht und die Wundmale erhalten hatte. Hier suchte und fand auch Bonaventura in Gebet und Beschauung den Frieden. Hier kam ihm wohl auch die Eingebung zu dem schönen Volksbrauch des „Aveläutens“, den er in allen Klöstern seines Ordens einführt und der dann später die ganze katholische Welt eroberte.

Wie hätten die Päpste auf einen solch ausgezeichneten Gelehrten und heiligem Ordensmann nicht aufmerksam werden sollen? Schon Klemens IV. wollte den armen Franziskaner zum Erzbischof von York in England machen. Damals gelang es noch Bonaventuras inständigem Bitten, der Würde zu entkommen. Als aber Gregor X. ihm den Kardinalshut schickte, mußte er ihn annehmen, so sehr seine Demut sich dagegen sträubte. Die Boten des Papstes, die den Kardinalshut überbrachten, fanden den weltberühmten Gottesgelehrten und Ordensgeneral in der Küche beim Geschirrabspülen. Ruhig führte Bonaventura sein Abwaschgeschäft zu Ende und legte dann Schürze und Spültuch weg, um die Abzeichen seiner hohen Würde entgegenzunehmen.

Der neue Kardinal bekam vom Papst bald eine schwierige Arbeit zugewiesen. Er sollte die Aufgaben des kommenden Konzils von Lyon vorbereiten und durchführen: die Reform der Kirchengenossenschaft, die Abwehr der Türkengefahr und die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen. Erschöpft durch die monatelangen Vorarbeiten kam Bonaventura auf dem Konzil an. Er hatte noch die Freude, die Wiedervereinigung der beiden Kirchen mitfeiern zu dürfen, dann brach er zusammen — am 14. Juli 1274. Der Kardinal von Ostia, der spätere Papst Innozenz V., hielt dem großen Gelehrten und Heiligen die Leichenrede. Sie begann mit den Worten Davids: „Wie bitter ist mein Schmerz um dich, mein Sohn Jonathan“. Bonaventuras Reliquien wurden zu Lyon in einer prachtvollen Kirche verehrt, im Jahre 1562 aber von den Calvinianern geschändet und verbrannt.

Kaiser Heinrich II.

15. Juli

Heinrichs Kinderjahre waren getrübt durch heftige Stürme, die über das Elternhaus hereinbrachen. Sein Vater, der Bayernherzog Heinrich, der in der Geschichte als „der Zänker“ fortlebt, hatte sich gegen Kaiser Otto II. aufgelehnt und wurde wegen seiner Rebellion verbannt. Unter dem Mißgeschick des Vaters hatte auch der 973 auf der Burg Abbach bei Regensburg geborene Heinrich zu leiden. Das fünfjährige Kind wurde dem Einfluß des Elternhauses entzogen und kam nach Hildesheim, um an der dortigen Klosterschule erzogen zu werden. An dieser ausgezeichneten Schule erwarb er sich eine Bildung, die jene der übrigen Fürsten der damaligen Zeit weit überragte. In Hildesheim wurde auch die tiefe Frömmigkeit und die Ehrfurcht vor der Kirche ins Herz des Knaben gesenkt, die später den Kaiser auszeichnen sollte. Das kostbare Erbe, das von seiner Urgroßmutter, der hl. Königin Mathilde, und vom Ahnherrn seines Geschlechtes, dem tapferen, nach seiner Taufe heiligmäßigen Sachsenherzog Widukind in seinem Blute schlummerte, wurde unter der vorzüglichen Erziehung geweckt und gepflegt. Als Heinrich der Zänker begnadigt und von neuem mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde, durfte auch der Knabe Heinrich ins Elternhaus zurückkehren. Wolfgang, der heilige Bischof von Regensburg, wurde nun Heinrichs Lehrer und Erzieher.

Im August 995 wurde Heinrich durch reitende Boten nach Gandersheim an das Sterbebett seines Vaters gerufen. Der Herzog hatte seinen früheren Aufstand gegen das Kaiserhaus durch doppelte Treue wieder zu sühnen gesucht und war aus einem Zänker zu einem Friedfertigen geworden. Und so war auch sein letztes Vermächtnis an den Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn! Wie reut's mich, daß ich es je getan habe!“ Dieses Vermächtnis des Vaters war Heinrich, der als 22jähriger nun das Herzogtum übernahm, zeitlebens heilig. Mochte er auch im Herzen die Politik Ottos III. von Jahr zu Jahr weniger billigen, so hielt er doch in Mannentreue bei ihm aus. Auf den drei Fahrten des Kaisers über die Alpen waren Heinrichs Bayern die Hauptstärke des kaiserlichen Heeres. Der bayerische Herzog war es, der 1001 dem in Rom eingeschlossenen Kaiser zu Hilfe kam und ihn befreite. Alle Versuche unzufriedener Fürsten Herzog Heinrich für ihre Abfallspläne zu gewinnen, scheiterten an seiner Treue. Je uferloser die Schwärmereien Ottos für ein neues römisches Weltreich wurden und je mehr er darüber Deutschland vernachlässigte, desto hingebender setzte Heinrich seine ganze Kraft für sein Volk ein. Da er wußte, von welcher überragenden Bedeutung für das Glück eines Volkes ein hochstehender, sittenreiner Klerus ist, machte er sich vor allem mit starker Hand an die Reform der Klöster und der Geistlichkeit. Mit Hilfe des heiligen Abtes Gotthard von Altaich wurde ein Kloster nach dem andern von aller Zuchtlosigkeit gesäubert und der alte Ordensgeist wieder hergestellt. Bei dieser

Erneuerung des Ordenswesens und des Klerus hatte Herzog Heinrich eine verständnisvolle, kluge Helferin in Kunigunde von Luxemburg, die er als Gemahlin heimgeführt hatte.

Am 24. Januar 1002 starb Kaiser Otto eines plötzlichen Todes. In rascher, kühner Entschlossenheit riß der 29jährige Heinrich als nächster Verwandter das Reich wie ein Erbgut an sich und machte durch seine rasche Tat allen Widerspruch verstummen. Mit Entschlossenheit und Tatkraft machte sich der junge König an die Wiederherstellung der Ordnung im Reich. Dem Übermut des Adels wehrte er mit starker Hand, der Fehdelust gebot er entschiedenen Einhalt, das Unwesen der ritterlichen Räuber und Wegelagerer wurde ausgerottet, der wachsenden Sittenverderbnis wurde entgegengearbeitet, Rechtsbruch und Verletzung des Landfriedens erfuhren harte Bestrafung. Trotzdem der Kaiser durch ein Kolikleiden oft sehr behindert war, gönnte er sich keine Ruhe. Unaufhörlich führte er das Schwert zur Erhaltung des Reiches gegen alle inneren und äußeren Feinde. Bald stand er im Kampfe im Osten an der Oder und Weichsel, wo der Herzog Boleslav von Polen immer wieder das Reich beunruhigte und brandschatzte; bald kämpfte er im Westen an Maas und Yser gegen den Grafen Balduin von Flandern; bald rief die Südmark des Reiches seinen Schutz an. Auf zahlreichen Synoden regelte er in gemeinsamen Beratungen mit den Bischöfen die kirchlichen Angelegenheiten, wobei er der Reinerhaltung des christlichen Glaubens als der Grundlage alles staatlichen Geschehens seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden Gewalten, der staatlichen und der kirchlichen, die enge Verbindung von Thron und Altar, aus der er für beide reichen Segen erwartete, war eine der ersten Sorgen Heinrichs. Im Jahre 1014 empfing er in der Peterskirche zu Rom aus der Hand des Papstes Benedikt VIII. die Kaiserkrone. Wenige Jahre später konnte er den Papst bei sich in Deutschland begrüßen und gemeinsam mit ihm das Osterfest in Bamberg feiern.

Bamberg war von jeher Heinrichs Lieblingsaufenthalt. Sein Biograph erzählt: „Der König hatte eine ihm zugehörige Stadt in Ostfranken, Bamberg mit Namen, von Kindheit an besonders geliebt und gehoben, und schenkte, als er heiratete, diese seiner Gemahlin zur Morgengabe. Als er aber durch die Gnade Gottes zum Thron gelangt war, hegte er beständig im Stillen den Wunsch, dort ein Bistum zu gründen.“

Gegen anfängliche Schwierigkeiten wurde die Errichtung des Bamberger Bistums durchgesetzt. Das Bistum sollte ein Bollwerk für die bedrohte Ostgrenze bilden und einen Ausgangspunkt für die Missionierung der benachbarten Slawen und Wenden. Dem Bamberger Bistum galt fortan des Kaisers ganze Liebe. Da seine Ehe mit Kunigunde kinderlos geblieben war, setzte er Christus zu seinem Erben ein und verwandte seine Einkünfte in erster Linie für die Ausgestaltung seines Lieblingsbistums und für den Bau des stattlichen Bamberger Doms.

Das schmerzhaftes Leiden, dem der Kaiser bei seiner ununterbrochenen Tätigkeit für Kirche und Reich viel zu wenig Beachtung schenken konnte, setzte mit immer größerer Heftigkeit ein. Im Winter 1023 mußte er drei Monate lang in Bamberg krank darniederliegen. Kaum hergestellt drängten ihn Regierungssorgen zu neuen Fahrten nach Magdeburg und Goslar, wo er das letzte Pfingstfest seines Lebens feierte. In der Kaiserpfalz Grona bei Göttingen riß der Tod am 13. Juli 1024 den letzten Kaiser aus dem Geschlecht der sächsischen Ottonen mitten aus seinen Herrschersorgen. Im Dom zu Bamberg fand der heilige Kaiser an der Seite seiner Gemahlin Kunigunde die letzte Ruhe.

600 Jahre vor Heinrichs Tod schrieb der hl. Augustinus: „Die Fürsten, die wir glücklich preisen, sind die, die eine gerechte Herrschaft führen; die mitten unter übertriebenen Schmeicheleien und kriechender Dienstfertigkeit nicht hochmütig werden, sondern daran denken, daß sie Menschen sind; die ihre Macht vor allem in den Dienst der göttlichen Majestät und deren Verehrung stellen; die Gott fürchten, lieben und verehren; die mehr nach jenem Reich verlangen, wo Mitbewerber der Herrschaft nicht zu fürchten sind; die langsam strafen, leicht verzeihen; die ihre Strafgewalt zur Leitung und Sicherheit des Staates brauchen, nicht zur Befriedigung von Haß und Feindschaft; die ihre Nachsicht nicht als Freibrief für die Schlechtigkeit, sondern als Antrieb zur Besserung walten lassen. Sind sie bisweilen genötigt, harte Maßregeln zu ergreifen, so gleichen sie es durch erbarmende Milde und reichliche Wohltaten wieder aus. Alles das tun sie nicht aus eitler Ruhmbegierde, sondern aus Verlangen nach der ewigen Glückseligkeit.“

Paßt dieser Fürstenspiegel nicht Zug für Zug auf Kaiser Heinrich?

Irmengard

16. Juli

Regensburg ist die Geburtsstadt der Seligen. Die schöne Donaustadt hatte ihr Vater, König Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwigs des Frommen und Enkel Karls des Großen, zu seiner Residenz gewählt. Im Jahre 825 war der 22jährige, tatkräftige Herrscher in seiner Residenz eingezogen. Nach wenigen Jahren holte er sich in seine Burg eine liebe Königin: die ob ihrer Schönheit und Tugend gerühmte Welfenprinzessin Hemma. Sieben Kinder schenkte Gott dem Königspaar: drei Söhne, Karlmann, Ludwig und Karl, und vier Töchter, Hildegard, Irmengard, Gisela und Bertha. König Ludwig, der in königlicher Freigebigkeit zerstörte Kirchen

aufbauen ließ und die Klöster großzügig unterstützte, ließ sich im Verein mit seiner tugendhaften Gemahlin die fromme religiöse Erziehung seiner Kinder anlegen sein. Das gute Beispiel der Eltern, besonders der Mutter, blieb nicht ohne Wirkung. Alle vier Töchter griffen später, aus Sehnsucht nach ungeteilter Gott hingabe, zum Nonnenschleier und führten den Äbtissinnenstab. Irmengard (geboren um 830) wurde von den Eltern den Klosterfrauen von Buchau (in Württemberg) zur Ausbildung übergeben. Hier wurde das Königskind in allen Wissenschaften und Künsten, in allen hausfraulichen Fertigkeiten und Arbeiten unterrichtet, die an den Klosterschulen, den einzigen Bildungsstätten jener Zeit, gelehrt wurden. Buchau war kein Kloster im eigentlichen Sinne, sondern ein weltliches Damenstift. Die durchweg altem Adel entstammenden Stiftsdamen nannten sich zwar Klosterfrauen, hatten aber weder Gelübde noch Regel.

Die Buchauer „Klosterfrauen“ konnten nach Belieben ausgehen, in weltlicher Kleidung monatelang auf Reisen gehen und schließlich auch heiraten. Sie waren lediglich verpflichtet, innerhalb des Klosters der durch ein Gelübde zur Ehelosigkeit verpflichteten Äbtissin Gehorsam zu leisten. Das feierliche Chorgebet bildete den Mittel- und Höhepunkt ihres gemeinsamen Lebens.

Ist es zu verwundern, daß Irmengard in einem solchen Klosterleben keine Befriedigung fand? Die Äbtissinnenwürde, zu der ihr Vater sie bestimmt hatte, konnte sie nicht locken. Das Halbe, das sie in Buchau fand, stieß sie ab. Hier war nicht Welt, aber auch nicht Kloster. Irmengards Sinn wollte nichts von Kompromissen wissen. Was sie war, wollte sie ganz sein. Aus dem Damenstift Buchau zog es das ernste Königskind in das Benediktinerinnenkloster Frauenwörth im Chiemsee. Auf dem kleinen Inselchen hatte Herzog Thassilo III. im Jahre 766 ein Klosterchen gebaut, das im Laufe der Zeit immer mehr verfallen war. Umso freudiger wurde von den armen Nonnen der Eintritt der reichbegüterten Königstochter begrüßt. Mit dem reichen Einkommen des Klosters Buchau, das der Vater ihr auf Lebensdauer zugewiesen hatte, konnte Irmengard nach Herzenslust ihrem Trieb zum Wohltun folgen und den Schwestern, die nicht einmal das Nötige zum Leben hatten, unter die Arme greifen. Besonders als sie nach einigen Jahren demütigen Dienens Vorsteherin des Klosters geworden war, kannte ihre Freigebigkeit keine Grenzen. Das verarmte Kloster erlebte neuen Aufschwung. Der Ruf der heiligmäßigen Ordensoberin zog viele Mädchen nach der stillen Fraueninsel.

Irmengard nützte ihre Stellung als Äbtissin und Königskind keineswegs dazu aus, sich Vorrechte und Erleichterungen zu verschaffen. Sie forderte nie etwas von anderen, was sie nicht zuvor selbst getan hatte. Alle Berichte der alten Zeit wissen von der strengen Aszese der Seligen zu berichten. In strengem Fasten und langen Nachtwachen tötete sie ihren Leib ab, unbekümmert um die quälenden Gichtschmerzen, die sie als Karolingererbe mitbekommen hatte. Das harte Bußkleid, das sie zu tragen pflegte, wurde noch mehr als 700 Jahre nach ihrem Tode an ihren

Gebeinen aufgefunden. Ob die unnachsichtige Strenge gegen ihren Leib wohl dazu beitrug, daß ihr Leben so früh erlosch? Kaum hatte sie das dritte Jahrzehnt begonnen, da ging sie in die ewige Heimat. Ein Totenbericht von St. Gallen sagt kurz: „Am 16. Juli 866 starb Irmengard, König Ludwigs Tochter und Klosterfrau.“

Schon gleich nach dem Ableben der frommen Äbtissin begann das Volk sie wie eine Heilige zu verehren. Die ältesten Zeiten schon berichten von Gebetserhörungen, Gnadenerweisen und Wundern. Abt Gerhard von Seeon ließ 1004 das Grab der Seligen öffnen, den Leib in einem Marmorsarg beisetzen und ein beschriebenes Bleitäfchen beilegen, das heute noch im Münchner Nationalmuseum aufbewahrt wird und einen unwiderleglichen Beweis bietet von der schon früh lebendigen Verehrung der seligen Irmengard im Chiemgau. Eine zweite Erhebung der Gebeine Irmengards fand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unter der Äbtissin Magdalena Haidenbucher statt, die auch alle Berichte von Wundern und Gebetserhörungen sammeln ließ. Am 13. Juli 1922 fand auf Veranlassung des Kardinals Faulhaber eine dritte Öffnung des Grabes statt. Am 19. Dezember 1928 wurde der seit elf Jahrhunderten geübte Kult der seligen Irmgard von Papst Pius XI. anerkannt und bestätigt. „So hat der Christuskönig, der nach den Worten des 109. Psalms im Glanzgefolge seiner Heiligen einherschreitet, neue Gefolgschaft erhalten; so ist dem Benediktinerorden ein neuer Stern am Himmel seiner Geschichte aufgegangen, so ist der Bavaria Sancta eine neue Selige als Zeugin ihrer großen katholischen Vergangenheit erstanden“ (Kardinal Faulhaber). Als Patronin der weiblichen Jugend und sittlichen Sauberkeit, als Beschirmerin am Chiemsee nimmt die selige Irmgard einen Ehrenplatz im Herzen des katholischen Bayern ein.

Peter Georg Frassati

17. Juli

Man begegnet nicht selten der Anschauung, das moderne Leben sei mit katholischem Geist unvereinbar. Die moderne Zeit mit all ihren geistigen Schwingungen, ihren Errungenschaften der Technik, ihrem Sport ließe sich nicht mehr in Zusammenhang bringen mit einem Leben der Religion, mit einem Leben aus dem Glauben, mit einem Leben katholischer Tat. Es gibt keine bessere Widerlegung dieser Ansicht als das Leben des 1925 verstorbenen jungen Italieners Pier Giorgio Frassati. Er verstand die Zeichen seiner Zeit und er lebte mit seiner Zeit. Er stand mitten im Leben der großen Gesellschaft. Sein Vater war Besitzer und Leiter einer

großen Tageszeitung, Politiker, Senator, Botschafter in Berlin. Er selbst war ein leidenschaftlicher Sportsmann: Bergsteiger, Schwimmer, Ruderer, Segler, Skiläufer, Autofahrer, Reiter. Er war ein flotter, lustiger Student. Alle Annehmlichkeiten des Lebens standen ihm, dem Sohn einer reichen Familie offen. Wie groß war für einen jungen Mann in solcher Lage die Gefahr, Gott zu vergessen und sich ganz ins Diesseits zu verstricken! Aber als Frassati am Abend des 4. Juli 1925 zu Turin nach kurzer Krankheit starb, wenige Tage vor seiner Promotion zum Dr. Ingenieur, lief das Wort von Mund zu Mund: „Er war ein Heiliger.“

Der Erzbischof von Turin bekannte öffentlich nach der Feier des Seelengottesdienstes, daß er sich vorgenommen hatte, für ihn zu beten; aber er fühlte sich gedrängt, zu ihm zu beten. Selbst die Mailänder Sozialistenzeitung „La Giustizia“ schrieb: „Er war wirklich ein Mann, dieser Pier Giorgio Frassati, den der Tod mit 24 Jahren grausam dahinraffte. Was man von ihm liest, ist so neu und ungewöhnlich, daß es auch jene mit ehrfürchtigem Staunen erfüllt, die seinen Glauben nicht teilen. Jung und reich, hat er für sich die Arbeit und die Barmherzigkeit erwählt. Gottgläubig, bezeugte er seinen Glauben in offener Ausübung; er betrachtete ihn wie eine Uniform, die man vor aller Welt trägt, ohne sie aus Bequemlichkeit, aus Nützlichkeitsgründen, aus Menschenfurcht abzulegen. Dieser junge Katholik war vor allem ein Christ und übersetzte seine religiöse Überzeugung in lebendige Taten menschlicher Güte, in unaufhörliche Werke der Barmherzigkeit. Er war gesund an Geist, kraftvoll an Leib und Seele. Er liebte die Bewegung und die hohen Berge und die Kraft; diese aber nicht als Mittel zur Gewalttat, sondern zur Gerechtigkeit und Verteidigung des Rechtes. Inmitten einer Welt des Hasses, des Stolzes und der Beutegier ist dieser Christ, der glaubt und nach seinem Glauben lebt, der redet, wie er fühlt, und handelt wie er redet, dieser „Extreme“ des Glaubens, wahrhaftig ein Vorbild, das alle etwas lehren kann.“

Es wäre verfehlt, zu glauben, Frassati sei ohne Kampf zu diesem Vollchristen geworden. Auch er hatte seine Fehler, die ihm zu schaffen machten. Er war starrköpfig und rechthaberisch und besaß wenig Ordnungsliebe. Er war reizbar, vergebte viel Zeit mit Nichtigkeiten und vernachlässigte seine Lernpflichten. Auch er trug in sich den Hang zu träger Hingabe an das niedere Ich. Aber er kämpfte mit eisernem Willen gegen diese Fehler und wurde ein Held. Schon mit 13 Jahren hatte er es durch stete Kämpfe mit seiner schwierigen Natur fertig gebracht, daß Rechthaberei und Reizbarkeit schwanden und einem lebenswürdigen Entgegenkommen Platz machten. Später wichen auch die mangelnde Ordnungsliebe und die Vernachlässigung der Lernpflichten dem Streben nach Zucht und unbedingter Pflichterfüllung. Einer seiner Freunde sagte: „Wenn wir heute Pier Giorgio so hoch emporragen sehen aus einer andern Jugend, so liegt es daran, daß er es verstand, in harten Kämpfen gegen Leidenschaften voll Ausdauer sich selbst zu erziehen.“ Jede Weichlichkeit wies er mit Überlegung zurück. Um sich zu stählen, nahm er

nur kalte Bäder. Körperliche Schmerzen überwand er ohne jeden Klage laut. Natürlich und einfach, wie er sich äußerlich gab, war auch sein Innenleben. Er war ein klarer, schlichter und einfacher Mensch, dem alles Unnatürliche, alles Possenhafte und Theatralische verhaßt war. Er liebte das schlichte und selbstverständliche Handeln. Er kannte keine Unaufrichtigkeit. Nach allgemeiner Überzeugung hat er nie gelogen. Unmöglich war es ihm, ein gegebenes Wort zu brechen oder Vertrauen zu enttäuschen. Seine innere Sauberkeit war unter seinen Kameraden sprichwörtlich. Bei allen Scherzen und Studentenstreichen, zu denen er immer aufgelegt war, kam nie ein unziemliches Wort über seine Lippen. Wagte in seiner Gegenwart jemand eine unpassende Bemerkung, dann ging er schweigend weg und begann zu pfeifen. Kam es manchmal vor, daß ein Student den andern anzügliche Bilder zeigen wollte, dann tat er dies mit den Worten: „Kommt alle her, ausgenommen der Senator!“ (dies war Giorgios Spitzname, weil sein Vater dem Senat des Königreiches angehörte). Er hatte eine große Vorliebe fürs Theater. Aber nie besuchte er ein Schauspiel, wenn er nicht die Sicherheit hatte, daß es anständig war, und er besaß doch eine Freikarte für alle Theater Turins! Dabei war Frassati keineswegs prüde. Das zeigen die aufrichtigen, reinen Freundschaften, die zwischen ihm und Studentinnen bestanden und sein ungezwungener, liebenswürdiger Verkehr mit Mädchen. Er machte mit Studentinnen, von andern guten Freunden begleitet, Fahrten ins Hochgebirge, die abends mit dem Rosenkranz endigten wie sie morgens, wenn irgend möglich, mit der heiligen Messe begonnen hatten. Dabei sagten sich beide Teile mit „unheimlicher Aufrichtigkeit“, wie eines der jungen Mädchen sich ausdrückte, die Meinung und nannten das „sich moralisch abstauben.“

Pier Giorgio stellte immer Gott zwischen sich und die andern als das Band der seelischen Gemeinschaft. Niemals scherzte er über die Liebe, der er ehrfurchtsvoll gegenüberstand, wie ihm auch die Ehe etwas Großes und Heiliges war. Einer seiner vertrautesten Freunde sagte von ihm: „Er pflegte die Reinheit körperlich und seelisch und wünschte aus tiefstem Herzen ein gleiches für andere. Auch darin war er ein prächtiges Vorbild: er hatte innere Kämpfe auszufechten, die weder kurz noch leicht waren; aber er siegte durch die Kraft des beständigen erneuten Gebetes, um das er sehr oft seine näheren Freunde innig bat.“ Seine Reinheit war keineswegs die Folge einer wohlgeordneten Anlage, sondern eine mühsame Er rungenschaft, der Sieg seiner straffen Willenszucht und seiner kerngesunden Frömmigkeit.

Frassati war ein überzeugter Katholik. „Der Glaube ist die einzige Freude auf dieser Welt, die uns zufriedenstellen kann“, schreibt er; „ich sollte Gott unaufhörlich danken, daß er mir Eltern, Lehrer und Freunde geschenkt hat, die mich alle den Weg des Glaubens geführt haben. Jeden Tag begreife ich besser, was für eine Gnade es ist, katholisch zu sein.“ Religion war für ihn nicht Gefühlssache, sondern treue Erfüllung der erkannten Pflicht gegen Gott und die Kirche. Nie unterließ er

sein Morgen- und Abendgebet. Vor einem Ausflug in die geliebten Berge erkundigte er sich jedesmal, ob sich Gelegenheit zum Besuch der Sonntagsmesse bot. Wenn nicht, verzichtete er unbedingt auf die heißersehnte Fahrt. Täglich betete er den Rosenkranz und empfing die hl. Kommunion. Die kirchlichen Fasttage beobachtete er als wirksames Mittel zur Stärkung des Willens und zur Erhebung des Geistes mit fast übergroßer Genauigkeit, selbst bei Bergtouren. In den letzten fünf Jahren seines Lebens nahm er regelmäßig an Exerzitien teil. Der „Studentengruppe für nächtliches Gebet“ schloß er sich als einer der ersten an. Seine Frömmigkeit wurde zum mutigen Apostolat. Wo es galt, bei Prozessionen oder Kundgebungen den katholischen Glauben in aller Öffentlichkeit zu bekennen, war Pier Giorgio Frassati ganz sicher zur Stelle. Menschenfurcht kannte er nicht. Mit dem Abzeichen der katholischen Volkspartei im Knopfloch wagte er sich unerschrocken in den Zeiten politischer Hochspannung mitten unter die streikenden, aufständischen Sozialisten. Ritt er mit seinem Pferd Parsival an einer Kirche vorbei, dann hielt er, unbekümmert um die Zuschauer, das Tier an und grüßte den Herrn im Tabernakel, indem er seinen Kopf bis auf die Mähne des Pferdes neigte. Wo es galt, für eine katholische Sache zu werben, fehlte Frassati nie. Immer stellte er sich zur Verfügung, ob es nun galt, Flugblätter auszutragen oder Plakate anzukleben und Geld einzusammeln. Als 1922 ein neues Mitglied in die „katholische Studentengruppe“ eintrat, führte Pier Giorgio den Neuling zu einer Wand seines Heims, wo Stücke eines Fahnenstoffes übereinandergekreuzt befestigt waren. „Siehst du“, sagte er, „das ist ein Andenken an die Jugendtagung in Rom. Ich trug die Fahne der Gruppe, als uns die Gegner angriffen. Es war ein harter Kampf. Wir sahen uns einer starken Übermacht gegenüber, — aber die Fahne hab' ich nicht losgelassen!“ In der Tat: die Fahne Christi hat er nie losgelassen. Immer blieb er ihr treu und hielt sie hoch, bis zum Tode. Er trug die Fahne Christi als eifriger Vinzenzbruder in die Viertel der Armen und in die Hütten des Elends, er trug sie in die Hörsäle der Universität, wo er freimütig gegen den Unglauben der liberalen Zeit auftrat; er trug sie hinauf auf seine lieben Berge, denen er mit einer ganz leidenschaftlichen Liebe verfallen war.

Die katholische Jugend Italiens hat Pier Giorgio, der 24jährig einer rasch auftretenden Rückenmarklähmung erlag, zu ihrem Vorbild erwählt. Sollte nicht auch die deutsche Jugend dieses Beispiel nachahmen? Stand doch Frassati uns Deutschen besonders nahe. Durch seinen Vater, der längere Zeit den Posten des italienischen Botschafters in Berlin innehatte, und durch längeren Aufenthalt in Freiburg-München, im Rheinland und in Berlin lernte er Deutschland kennen und lieben. Ein Brief, den er 1923 an eine junge Deutsche richtete, und worin er bitter über die Besetzung des Ruhrgebietes durch Frankreich klagte, ist unterschrieben: „Ein treuer Freund der Deutschen, Pier Giorgio Frassati.“

Kamillus von Lellis

18. Juli

Am Abend des 14. Juli 1614 drängte sich eine weinende Menge vor dem Kloster der Krankenpfleger in Rom, um Nachricht über die Krankheit des „Engels von Rom“, des Kamillus von Lellis zu erhalten. Und während das Volk seinen Klagen lauten Ausdruck gab, standen die Ordensbrüder wehen Herzens um das Bett des Sterbenden und begleiteten seine letzten Atemzüge mit den Gebeten der Kirche. Zu der Leiche des Verstorbenen begann alsbald ein solcher Zustrom der Armen und Leidenden, daß man den Heiligen in der Stille der Nacht beerdigte.

Wie ganz anders hatte das Leben des hl. Kamillus geendet als es begonnen hatte! Aus dem arbeitsscheuen Taugenichts war ein Held der christlichen Nächstenliebe geworden. Als spätgeborenes Kind hatte er schon in jungen Jahren die Eltern verloren. Ohne Zucht und Ordnung war er aufgewachsen. Niemand nahm sich des verwilderten Jungen an. Arbeitsscheu lungerte er auf den Gassen herum und fand schon früh seinen Weg in die Kneipen. Die alten Zechkumpane, die ihre zusammengebettelten oder zusammengestohlenen Pfennige im Würfel- und Kartenspiel verlüderten, fanden in Kamillus einen gelehrigen Schüler. Kamillus streunte durchs Land wie ein herrenloser Hund, bis er eines Tages venetianischen Werbern in die Hände lief. Er wurde Soldat und kämpfte gegen die Seeräuber des Mittelmeers. War auch das Handgeld nicht allzu knapp, so litt Kamillus doch immer Mangel. Die Spielwut, der er am Lagerfeuer mehr denn je frönte, brachte ihn um die letzte Kupfermünze. Es kam so weit, daß er nicht bloß seinen Sold, sondern auch die Waffen und die Uniform verspielte. In einen alten Mantel gehüllt bettelte sich nun der einstige Soldat durchs Land. Wovon sollte er leben? Er hatte nichts erspart und konnte nichts. Dazu war er ein kranker, schwer fußleidender Mann geworden. Die Fußgeschwüre, die ihm sein Leben lang große Mühe bereiten sollten, traten auf. In bitterer Not schleppte sich Kamillus nach Rom, um im St. Jakobsspital Heilung seines Fußleidens zu erhalten und als Krankenwärter sein Brot zu verdienen. Beides gelang ihm. Aber der Spielteufel hatte ihn bald wieder so fest in den Krallen, daß die Spitalverwaltung Kamillus den Laufpaß gab. Beim Bau eines Kapuzinerklosters in Manfredonia fand er als Eseltreiber Arbeit. Die Kapuziner wurden auf den Vagabunden aufmerksam. Unter ihrem wohlmeinenden Zuspruch und Gebet bahnte sich langsam die innere Wandlung an, die dann plötzlich auf der Landstraße ihn überfiel, wie einst den Paulus sein Damaskuserlebnis. Während er hinter seinen Lasteseln dahinschlenderte, kam ihm mit einem Schlag das Verfehlte seines bisherigen Lebens zur Erkenntnis. Ein Sturm der Gnade rüttelte seine Seele, helle Tränen der Reue über seine Nichtswürdigkeit stürzten ihm aus den Augen. Es zog ihn auf die Knie in den Staub und er dankte Gott aus glücklichem Herzen für die Gnade der Bekehrung.

Die Kapuzinerbrüder waren nicht allzu sehr erstaunt, als der Eseltreiber um Aufnahme in ihr Kloster bat. Gerne boten sie ihm eine Zelle und reichten ihm den Habit. Aber die unter dem Scheuern des rauhen Kleides neu aufbrechenden Fußwunden zwangen Kamillus, nach einigen Monaten das liebe Klösterlein zu verlassen. Mühsam schleppte er sich wieder ins Jakobsspital nach Rom, wo man ihn mit berechtigtem Mißtrauen begrüßte. Aber jetzt war es nicht mehr der arbeitsscheue, störrische Landsknecht und hemmungslose Spieler von früher, der um Aufnahme bat. Jetzt war es Kamillus ernst mit seinem Streben nach Vollkommenheit. Kaum waren die Wunden etwas geheilt, so übernahm er den Dienst als Krankenwärter. Die Kranken atmeten froh auf unter seiner liebevollen Pflege. Sie freuten sich über sein heiteres Plaudern, sie hörten willig zu, wenn er ihnen von Gott und der Ewigkeit sprach. Ein solcher Krankenpfleger war in den römischen Spitälern, wo bisher kaltherzige, gemietete Wärter ihr Unwesen trieben, etwas Unerhörtes. Keinem von ihnen war es eingefallen, gleich Kamillus in den Kranken Christus zu sehen und ihm zu dienen.

Unter der Seelenführung des hl. Philipp Neri machte Kamillus rasche Fortschritte im Streben nach der Tugend. Philipp Neri war es wohl, der ihm den Gedanken nahelegte, Priester zu werden. So setzte sich der schon über dreißig Jahre alte Mann noch hinter die Schulbücher und erreichte es durch eiserne Ausdauer, daß er nach wenigen Jahren schon zum Priester geweiht werden konnte. Jetzt konnte er an die Ausführung eines Planes gehen, der ihn schon seit langem beschäftigte: er wollte einen Verein frommer Männer stiften, die um Jesu willen selbstlos sich der leiblichen und geistigen Pflege der Kranken widmeten. Bald hatte Kamillus ein paar befreundete Helfer gefunden. Begeistert riß er sie mit vorwärts. Das kleine Haus in Trastevere, wo Kamillus seit 1585 mit seinen Helfern wohnte, füllte sich mehr und mehr. Das Volk sah mit Liebe zu diesen neuen Krankenbrüdern auf, die so ganz anders waren als die übrigen Krankenwärter. Überall wo Menschen in Schmutz, Hunger und Krankheit verkamen, erschienen die Kamilianer, denen die kirchliche Obrigkeit nach anfänglichem Zaudern die Anerkennung nicht versagen konnte.

Der junge Orden entfaltete eine überaus segensreiche Tätigkeit. Wo immer im Land die Pest oder eine andere Seuche auftrat, erschienen die „Väter vom guten Tod“ und warfen sich in selbstloser Hingabe der Gefahr entgegen, allen voran Kamillus von Lellis. Die Städte, die von Seuchen heimgesucht waren, raufte sich um ihn. Er hätte sich vervielfältigen müssen, um allen Wünschen gerecht zu werden. Überall blühten durch seinen Ansporn die wohltätigen Werke auf und erneuerten sich die Herzen und Seelen. Unermüdllich verkündete er: „Brüder, denkt daran, daß die Kranken das Herz und der Augapfel Gottes sind!“ Die müden Augen der Kranken und Sterbenden leuchteten auf, wenn der Mann im vielfach geflickten Priestertalar an ihr Bett trat. Das Vertrauen zu ihm war so groß, daß

die mächtigsten Renaissancefürsten darnach verlangten, unter seinem Beistand in die Ewigkeit zu gehen. Seine Sehergabe ließ ihn die verborgensten Geheimnisse auf den ersten Blick durchschauen. Eine Fülle von wunderbaren Heilungen wird von ihm berichtet. Und dieser Mann, der sich im Dienste für die Kranken aufrieb, war selber zeitlebens ein Kranker, der von sich sagte: „Ich esse das Brot der Schmerzen, denn Gott hat mich mit fünf Barmherzigkeiten (fünf Leiden) gesegnet.“

Am 14. Juli 1614 ging der „Vater der Kranken“, der „Engel Gottes“, in die Ewigkeit hinüber. Schon gleich beim Tode setzte die vertrauensvolle Verehrung des Volkes ein. Die Kirche hat diese Verehrung bestätigt und Kamillus von Lellis zum Patron der Spitäler und Kranken erhoben.

Vinzenz von Paul

19. Juli

Am Fuß der Pyrenäen, in der Gascogne, erblickte Vinzenz 1576 das Licht der Welt. Seine Eltern waren brave Bauersleute, die zwar arm waren an irdischen Gütern, dafür aber reich an Gottesfurcht, Barmherzigkeit und Zufriedenheit. Ihre größte Sorge war die christliche Erziehung ihrer sechs Kinder. Da Vinzenz ungewöhnliche Begabung zeigte, entschloß sich der Vater trotz der knappen Mittel das Opfer zu bringen und den Jungen studieren zu lassen. So kam der Junge zu den Franziskanern in die benachbarte Stadt. Bald war er soweit, daß er durch Erteilung von Nachhilfestunden sich selber seine Studienkosten erarbeiten konnte. Am 23. September 1600 stand Vinzenz vor seinem großen Ziel: er empfing die Priesterweihe. Er bestieg den Altar mit dem Gelöbniß, sich ganz Gott hinzugeben und das eigene Ich stets hintanzustellen. Niemand hat ein Gelöbniß treuer gehalten. Jeder Auszeichnung seiner Person abgeneigt, dachte er immer nur an andere und wurde durch seine Uneigennützigkeit der Held der Liebe, einer der größten Wohltäter der Menschheit.

Kurz nach der Priesterweihe geriet Vinzenz in ein Abenteuer, das auf sein ganzes Leben mächtigen Einfluß ausübte. Auf einer Seefahrt von Narbonne nach Marseille wurde das Schiff von türkischen Seeräubern gekapert; die Reisenden wurden nach Marokko geschleppt und in die Sklaverei verkauft. Zwei Jahre lang schmachtete Vinzenz in unwürdigen Banden, bis es ihm gelang, mit seinem Herrn, einem abtrünnigen Christen, den er wieder für das Christentum zurückgewann, auf gefährvoller Meerfahrt nach Frankreich zu entfliehen. Zeitlebens trug Vinzenz

in körperlichen Gebrechen die Erinnerung an diese Sklavenzeit mit sich. Nie vergaß er die vielen Tausende der christlichen Sklaven in Tunis und Algier. Gewaltige Geldsummen bot er später auf, um ihnen zu helfen, und viele konnte er in die Freiheit zurückführen.

Nach kurzem Aufenthalt in Rom mündete sein Weg in Paris. Ein Arzt, mit dem Vinzenz in dieser Zeit viel zusammenkam, litt unter den schwersten Glaubenszweifeln. Aus Mitleid mit dem ganz verstörten Mann flehte Vinzenz für ihn im Gebet zu Gott und bot sich an, alle Qualen des Zweifels auf sich zu nehmen, wenn nur der Arzt davon frei würde. Gott nahm das Anerbieten an. Vier Jahre lang mußte nun Vinzenz einen schmerzvollen Kampf um den Glauben führen. Sein Inneres war bisweilen verfinstert. In dieser Drangsal warf er sich auf die Erde und gelobte Gott, sein ganzes Leben den Armen zu weihen. Von dieser Stunde an waren alle Versuchungen gegen den Glauben überwunden.

Tiefen Einfluß übte auf Vinzenz sein Beichtvater Bérulle aus, der spätere Kardinal und fromme Gründer des Pariser Oratoriums. Auf seine Veranlassung übernahm der junge Priester 1612 die völlig verwahrloste Pfarrei Clichy in der Pariser Vorstadt, wo unter seiner aufopfernden Wirksamkeit ein neues christliches Leben zu erblühen begann. Untröstlich waren die guten Leute, als Vinzenz schon bald von ihnen schied, um die Hauslehrerstelle beim Grafen Gondi zu übernehmen. Vinzenz fand in dem Grafenpaar, besonders in der Gräfin, eifrige Förderer seiner caritativen Bestrebungen. Margareta von Gondi brachte einen großen Teil ihres Lebens unter den Armen zu, die sie besuchte, und eigenhändig verpflegte. Ihr großes Einkommen verwendete sie fast völlig zu Almosen und frommen Werken. Sie legte Vinzenz nichts in den Weg, als er außerhalb des Schlosses auf den Landgütern der Familie als guter Hirte die entsetzliche religiöse Unwissenheit der Leute zu beseitigen suchte und seine erste Volksmission mit solchem Erfolge hielt, daß Jesuitenpatres zu Hilfe gerufen werden mußten, um die Beichten der Menge zu hören. Als Pfarrer von Châtillon les Dombes gewann er durch seine Predigten und sein Beispiel solch mächtigen Einfluß auf die Leute, daß sie alle wetteiferten, im Verein mit ihm den Armen zu Hilfe zu kommen. Um den ungestümen Eifer in geordnete Bahnen zu leiten, gründete er zwei kirchliche Bruderschaften: die „Dienerinnen der Armen“ sollten die regelmäßige Pflege der Kranken übernehmen, die „Helfer der Armen“ sollten für die gesunden Armen, die Obdachlosen und Bettler sorgen. Damit war das Vorbild für die späteren Elisabeth- und Vinzenzvereine geschaffen.

Wieder zu den Gondis zurückgekehrt widmete er seine fürsorgende Liebe zunächst den unseligen Galeerensträflingen. Den rastlosen Bemühungen des Heiligen gelang es, in Paris eine Besserungsanstalt für Galeerensträflinge zu errichten. Die Erfolge waren so gut, daß König Ludwig XII. Vinzenz zum obersten Geistlichen der Galeeren von ganz Frankreich ernannte. Welch eine Liebe zu den Menschenseelen gehörte dazu, die Seelsorge bei diesen oft so entsetzlich verwahrlosten Sträflingen

zu übernehmen! Welche Gemeinheiten mußte Vinzenz da oft mit ansehen und anhören, wie mußte er sich mit Schimpf und Spott besudeln lassen, wie erntete er für seine aufopfernde Mühe oft Niedertracht und Undank!

Mit Schmerz hatte Vinzenz bei all seinen Seelsorgsarbeiten die große sittliche Verwilderung und die tiefe religiöse Unwissenheit des Volkes beobachtet. Nichts erschien ihm daher wichtiger als von Pfarrei zu Pfarrei Volksmissionen abzuhalten. Aber wer sollte diese vielen Missionen durchführen? Kühn nahm Vinzenz das große Werk in Angriff und rief eine Genossenschaft von Missionspriestern ins Leben, die ihre Tätigkeit vor allem dem Seelenheil des Landvolkes und der niederen Stände widmen sollten. Nach ihrem Kolleg St. Lazare erhielten die Missionare den Namen Lazaristen. Vierzig Jahre hindurch ließ Vinzenz nun in Frankreich, Italien, Polen und England durch seine Missionare die großen Volksmissionen abhalten, die Unendliches für die religiöse Erneuerung leisteten. Seine Missionare zogen nach Tunis, um Christensklaven loszukaufen, sie kamen in alle Erdteile und legten den Grundstein zu vielen blühenden Missionsunternehmungen unter den Heidenvölkern. Da Volksmissionen fruchtlos bleiben, wenn nicht ein tüchtiger Seelsorger die Arbeit der Missionare fortsetzt und vertieft, nahm Vinzenz mit großer Entschiedenheit die Erneuerung des ganzen französischen Klerus in Angriff. Er selbst gab zunächst für die Weiekandidaten, später für alle Priester Exerziten, hielt mit ihnen seine berühmten Dienstagskonferenzen, betrieb die Errichtung von Priesterseminaren. Die Exerziten dehnte er dann auch auf die Laien aus und rief so eine umfassende Exerzitenbewegung ins Leben.

Schmerzlich hatte Vinzenz auf den Seelsorgsgängen durch die Spitäler und in den Krankenstuben das Fehlen einer geordneten Krankenpflege, den Mangel an geschultem und in der Liebe Christi sich für die Kranken aufopferndem Pflegepersonal empfunden. Oft sann er, wie diesem Übelstand abzuhelpen wäre. Da schickte ihm Gott eine Frau in den Weg, mit der er das große Werk schuf: die hl. Luise Marillac. Mit ihrer Hilfe bildete sich aus den „Dienerinnen der Liebe“ ein eigener Krankenpflegeorden heraus, die Kongregation der barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen). Diese Schwestern trugen keine Ordenstracht, sondern kleideten sich wie die Bäuerinnen, die ihr Gemüse auf den Pariser Markt brachten. Sie hatten keine Klausur und legten nur das persönliche Gelübde ab, zu allen Stunden des Tages und der Nacht für die Armen und Kranken bereit zu sein. Wenn die Not der Armen rief, sollten sie die Andachtsübungen, selbst die hl. Messe lassen und „Gott um Gottes Willen verlassen“ und ihm in den Armen dienen. Was diese Schwestern mit der weißen Flügelhaube seitdem im Dienste der Caritas leisteten, in Krieg und Frieden, in Cholera- und Typhusbaracken – wer könnte dieses stille Heldentum dienender Liebe voll würdigen?

Nach den Kranken widmete der Apostel der Caritas seine nächste Sorge den Findelkindern. Entsetzlich war das Los der armen Kinder, die von ihren Müttern

herzlos ausgesetzt und in zweifelhaften Heimen vielfach zu Tod „gepflegt“ wurden. Die Kinder, die in solchen Heimen abgegeben wurden, fanden in der Regel einen langsamen, qualvollen Tod. Sie wurden mit Schlafsäften eingeschläfert, um wenige Pfennige für verbrecherische Zwecke verkauft, oft Leuten übergeben, die sie verstümmelten, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Viele Kinder starben ohne Taufe. Vinzenz fand keine Ruhe, bis er die Mittel zu einem Findelhaus aufgebracht hatte.

Dutzende anderer Liebeswerke liefen neben diesen Großtaten her. Vinzenz richtete Suppenküchen ein, gründete in einem Mineralbad ein Sanatorium für Kranke, rief Armen- und Idiotenanstalten ins Leben, gründete Altersheime und Pilgerhäuser, brachte die Gelder auf für das allgemeine Pariser Spital, in dem viele Obdachlose Aufnahme finden sollten. Um Schäden für die Volksgesundheit zu beseitigen, schuf der Heilige Totengräberabteilungen, welche die Leichen, die in den entvölkerten Dörfern und Städten Ostfrankreichs für längere Zeit unbestattet auf den Straßen lagen, bestatteten. Er organisierte die Verteilung von Saatgetreide unter die arme Landbevölkerung. Während des furchtbaren Niedergangs des dreißigjährigen Krieges wurde Vinzenz zum großen Wohltäter der bedrohten Gebiete in Lothringen, in der Picardie und der Champagne. Seine Missionare und Schwestern waren immer unterwegs und brachten mit ihren unerschöpflichen Lebensmittelkarren frohes Aufatmen unter die hungrigen Massen. Vinzenz wurde zum großen Almosenverteiler Frankreichs, zum „Vater des Vaterlandes“, wie er vom dankbaren Volk genannt wurde.

Es nahte die Zeit, wo der Heilige, wie er einmal zu Freunden sagte, „den Schlüssel unter die Türe legen und still davon schleichen“ sollte. Am 27. September 1660 schloß der große Wohltäter der Menschheit die Augen.

Margareta

Wenn auch die Geschichte über das Leben dieser beliebten Heiligen wenig zu sagen weiß und alles was wir von ihr wissen, im Garten der Legende gewachsen ist, so wage ich es doch nicht, den Namen Margaretas ganz aus diesem Heiligenbuch zu streichen und ihn durch einen andern zu ersetzen. Das katholische Volk, das seit alters zur hl. Margareta eine besondere Verehrung bekundet, und die vielen Trägerinnen dieses Namens würden es mir nicht verzeihen.

Die Heilige wurde um das Jahr 260 zu Antiochien in Pisidien als die Tochter eines heidnischen Götzenpriesters geboren. Nach dem frühen Tod der Mutter wurde das Mädchen einer Amme auf dem Lande zur Pflege gegeben. Diese war, was der Vater nicht wußte, eine Christin und erzog auch das ihr anvertraute Mädchen in der christlichen Religion. Margareta empfing die Taufe, wuchs auf in Tugend und Frömmigkeit und legte aus Liebe zu Gott das Gelübde unversehrter Reinheit ab. Als sie mit 15 Jahren ins Elternhaus zurückkehrte, war der Vater hochbeglückt über die blühende Schönheit seines Kindes. Er umsorgte es mit seiner ganzen Liebe und führte es voll Stolz in die Gesellschaft ein. Doch wie flammte sein Zorn auf, als ihm die Tochter eines Tages anvertraute, daß sie von der Amme die Religion angenommen habe! Unter Liebkosungen und Schmeicheleien drang er in sie, ihm, dem Priester, doch nicht die Schande anzutun, daß sein einziges Kind sich zu der vom Kaiser verbotenen Christenreligion bekenne. Als Bitten und Flehen nichts half, folgten Drohungen und Mißhandlungen. Die abgöttische Liebe, mit der der Vater bisher Margareta zugetan war, verkehrte sich in blinden Haß. Das gequälte Mädchen war kaum mehr ihres Lebens sicher. So verließ sie heimlich das Vaterhaus und floh aufs Land zu der Amme, die ihr Mutter geworden war.

Eines Tages geschah es, daß der Präfekt Olybrius, der im Auftrag des Kaisers Diokletian die Christenverfolgung in Pisidien durchzuführen hatte, mit seinem Gefolge des Weges geritten kam, als Margareta die Schafe hütete. Die Gestalt des anmutigen Mädchens entzückte den lüsternen Mann, und ohne vieles Bedenken ließ er tags darauf durch ein paar seiner Getreuen Margareta in die Stadt holen. Doch in Margareta fand Olybrius keines der gefälligen Mädchen, die nur allzu diensteifrig seinen Wünschen immer entgegen kamen. Stolz bekannte sich Margareta als Christin und erklärte, niemand angehören zu wollen als nur Christus, dem sie sich anverlobt hatte. Mit allen Mitteln suchte der Präfekt das Mädchen zum Abfall zu bringen. Doch Gott gab Margareta Mut und Kraft, daß sie standhaft blieb und furchtlos dem Schicksal entgensah, das allen standhaften Christen drohte. Ihr zarter Körper wurde blutig gepeitscht, auf die Folterbank gespannt, mit Ruten geschlagen und mit eisernen Kämmen zerrissen. Blutübertonnen wurde sie unter brennenden Schmerzen in die Gefängniszelle geworfen. Da gesellten sich zu äußeren Qualen noch innere. Böse Vorstellungen peinigten sie, es war ihr, als suchte der Teufel in Gestalt eines Drachen ihren mißhandelten Leib zu umwinden. Mit Gottes Kraft schlug sie den Drachen durch das Kreuzzeichen in die Flucht. Einige Tage später bedrängte man Margareta mit neuen Martern. Sie wurde entkleidet und mit Fackeln gesengt. Doch Gott tröstete sie wunderbar, indem er ihre Wunden augenblicklich heilte und ihr zum Lohn für die ausgestandenen Schmerzen ewige Freude verhieß. In fröhlichem Starkmut legte sie nun ihr Haupt auf den Richtblock. Ein mächtiges Erdbeben, so berichtet die Legende, entstand bei ihrer Enthauptung, so daß die Heiden erschrakten und viele sich zu Christus bekehrten.

Die Verehrung der jugendlichen Märtyrin nahm bald eine ungeahnte Verbreitung. „Margareta mit dem Wurm“ war bald eine der volkstümlichsten Heiligengestalten. Das glaubensfrohe Mittelalter stellte Margareta statt mit der Siegespalme der Märtyrin gern mit einer Siegeskrone dar, die dann oft aus einem Kranz von Perlen bestand: eine sinnige Anspielung auf den Namen der Heiligen, der soviel wie Perle bedeutet. Den 14 Nothelfern beigesellt nahm man und nimmt man heute noch in mannigfacher Bedrängnis die Zuflucht zu ihr. Man ruft sie an gegen die Anfechtungen des Teufels und gegen drohenden Irrglauben. Besonders vertrauensvoll pflegen Mütter, wenn ihre schwere Stunde kommt, sich an St. Margareta zu wenden. Die Bauern kommen zu ihr, wenn ein Unwetter heraufzieht und die Mühe und Frucht eines langen Sommers zu vernichten droht. Eine Fülle von Bauern- und Wetterregeln knüpft sich an Margaretas Namen. Blumen sind nach ihr benannt, ferne Inseln tragen ihren Namen.

Eine alte Legende von St. Margareta schließt mit den Worten: „Nü süllen wir die heilige junckfrow bitten, daß sie uns bei gott erwerb, daß wir behüt werden vor tötlichen sünden und vor weltlichen schanden, und uns geb ain gutz end und nach dießen leben daz öwig leben. Daz helf uns gott und sin muter Maria und die lieb junckfrow sant Margareta!“

Stilla von Abenberg

21. Juli

Wie gut paßt der Name dieser Seligen zu ihrem Leben! Sie war wirklich eine Stilla, eine Stille, Zurückgezogene, die nicht von sich reden machte. Es sind nur spärliche Angaben, die uns die Geschichte über das Leben dieser edlen Frau zu geben weiß. Die hohe Verehrung, die Stilla aber seit undenklichen Zeiten beim katholischen Volke des Frankenlandes genießt, ist ein Beweis von dem tiefen Eindruck, den das schlichte Leben dieser Gottesfreundin auf ihre Zeitgenossen machte.

Sie entstammte dem berühmten Geschlecht der Grafen von Abenberg, das in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Hohenzollern und Wittelsbachern stand. Es mag um das Jahr 1100 gewesen sein, als auf der Abenberger Burg die Tauffeier eines Mädchens begangen wurde, das durch die Heiligkeit seines Lebens den Ruhm des Geschlechtes unsterblich machen sollte. Sind uns auch die Namen der Eltern verborgen, so können wir doch mit Recht aus der Tüchtigkeit der Kinder auf ihre Gottesfurcht und Rechtschaffenheit schließen. Ein Bruder Stillas trug als heilig-

mäßiger Bischof Konrad I. den Hirtenstab der Salzburger Diözese und verteidigte im unheilvollen Investiturstreit mit mannhafter Entschiedenheit die Rechte des Papstes gegen den Kaiser, während ein zweiter Bruder, Graf Wolfram, seinen kirchlichen Sinn dadurch bewährte, daß er in Abenberg ein Benediktinerkloster gründete und reich mit Gütern ausstattete.

In dieser wahrhaft christlichen Familie wuchs Stilla heran und entfaltete sich immer mehr zu einer gar lieben Gottesblume. Glühende Gottesliebe bestimmte die erblühte Jungfrau, auf dem der elterlichen Burg gegenüberliegenden Hügel ein Gotteshaus zu erbauen, das ihr Vetter, der heilige Bischof Otto von Bamberg, 1136 feierlich zu Ehren des Apostelfürsten Petrus weihte. Diese Petruskirche wurde Stillas Lieblingskirche. Hierher trug sie all ihre Freuden und Sorgen, hier verweilte sie täglich lange Stunden im Gebete.

Aber Stillas Gottesliebe erschöpfte sich nicht in stillem Beten und Betrachten. Wie bei der Landgräfin von der Wartburg, St. Elisabeth, wurde Stillas Frömmigkeit zu einer Quelle des Wohltuns. In den Hütten der Armen und Kranken wurde die junge Gräfin ein täglicher, freudig erwarteter Gast. Unermüdet war sie, wenn es Gelegenheit gab, Not zu lindern und Tränen zu trocknen. Sie trug den Armen kräftige Speisen in die Häuser und bewirtete sie aufs freigebigste auf der Burg. Als Engel der Barmherzigkeit erschien sie in den Krankenzimmern und sah nach dem Rechten. Diese Elisabethgänge zu den Armen und Kranken waren die Freude und Erholung ihrer Jugend. Von andern Freuden und Vergnügungen, wie sie zu Stillas Zeiten auf den meisten Burgen heimisch waren, wußte sie nichts. Mitten in der Welt führte sie das weltabgeschiedene Leben einer Gottesbraut. Ihr Herzenswunsch, neben der Petruskirche ein Frauenkloster zu gründen und selbst dort Schleier und Habit zu nehmen, konnte wegen ihres frühzeitigen Todes nicht mehr zur Ausführung gebracht werden.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts erlosch das Leben dieser fränkischen Elisabeth. In ihrem Peterskirchlein fand die Heldin der Nächstenliebe ihre letzte Ruhestätte. Die Legende weiß zu erzählen, wie Stilla im Erbbegräbnis der Familie zu Heilsbronn hätte beigesetzt werden sollen und wie durch ein wunderbares Eingreifen Gott diesen Plan vereitelte und Stillas Lieblingwunsch, in der Peterskirche ihre Ruhestätte zu finden, erfüllt wurde.

Bald nach dem Tode der edlen Gräfin setzten die Wallfahrten zu ihrem Grabe ein, die durch viele wunderbare Erhörungen einen immer stärkeren Aufschwung erhielten. Die Kirche duldet diese vertrauensvolle Verehrung des gläubigen Volkes und erkannte sie stillschweigend an. Trotz vieler Stürme, welche die späteren Jahrhunderte brachten, trotzdem fast die ganze Umgebung Abenbergs durch die Reformation vom katholischen Glauben losgerissen wurde, erhielt sich Stillas Verehrung in ungemindertem Vertrauen bis zur Gegenwart lebendig. Es war ein hoher Freudentag nicht nur für Abenberg, sondern das ganze Frankenland, ja ein Tag

hoher Auszeichnung für ganz Deutschland, als Pius XI. am 12. Januar 1927 der öffentlichen Verehrung Stillas die kirchliche Genehmigung und Rechtskraft verlieh. Aus allen Teilen Deutschlands, ja selbst vom Ausland und von Übersee, kamen die Stilla-Verehrer im Juli dieses Jahres in Abenberg zusammen, um in eindrucksvoller Kundgebung die Selige zu feiern und ihrer Freude Ausdruck zu geben, daß wieder eine Heilige aus kerndeutscher Familie der öffentlichen kirchlichen Verehrung gewürdigt wurde.

Maria Magdalena

22. Juli

Auf den Wanderungen, die der Heiland durch die Dörfer und Städte Galiläas machte, begleitete ihn neben den Zwölfen für gewöhnlich auch eine Gruppe von Frauen. Unter diesen Frauen wird vom hl. Lukas als erste erwähnt: „Maria, die genannt wird Magdalena, von der sieben Teufel ausgetrieben worden waren.“

Ihren Beinamen hatte Maria von ihrer Heimat Magdala, der reizenden Stadt, die am südlichen Ende der schönen Ebene von Genesareth, zwischen Kapharnaum und Tiberias lag. Magdalas Einwohner waren lebenslustig und sie genossen keinen guten Ruf. In den Landhäusern der Reichen protzte üppiger Luxus und nistete lüsterne Sittenlosigkeit. Maria wurde eines ihrer Opfer. „Sieben Teufel waren in sie gefahren.“ Die Sinnlichkeit hatte sie mit hundert Armen umklammert und ließ sie nicht mehr los. Teufliche Mächte triumphierten über sie. Immer widerstandsloser gab sie sich ihnen gefangen. Ihre Geschwister Lazarus und Martha in Bethanien boten alles auf, um die Irregegangene zurückzuführen. Sie lachte ihrer Bitten und spottete ihrer Drohungen und freute sich am Lohn ihrer Sünde: an den prächtigen Seidenkleidern, den glitzernden Fingerringen, den goldenen Armspangen, den silbernen Reifen an den Fußgelenken, den goldenen Münzketten um den Hals.

Da fiel ein Wort in ihr Sündenleben, das nicht mehr verstummen wollte – das Wort vom Messias. Die Kunde von einem großen Propheten und Wundertäter lief durchs Land. So seltsam, so wunderbar war alles, was man von diesem Propheten erzählte, daß es Maria keine Ruhe ließ, bis sie ihn gesehen hatte. Vielleicht war es nur Neugier gewesen, was sie zum Heiland getrieben hatte, nur Freude an Abwechslung, Sensationslust. Aber ein einziger Blick in das vorwurfsvolle, mitleidige und gütige Auge Jesu – und der Sünderin war's, als stünde sie in einem

verzehrenden Feuermeer brennender Scham. Klar sah sie mit einemmal ihr verfehltes, vergeudetetes Leben. Sie erschauerte vor dem Dunkel, das ihre Seele umnachtet hatte, vor dem Schmutz, durch den sie gegangen. Das Licht, das die Menschheit erleuchtet, strahlte in ihre Seele und in seinem Glanz erkannte sie die Sünde in ihrer ganzen Blöße und Größe. Von dieser Stunde an war Maria Magdalena, die stadtbekannte Sünderin, tot und geboren war Maria Magdalena, die büßende Heilige. Ihr Ringen um das Licht der Wahrheit, ihr Streben nach der Tugend, ihre Liebe zum Messias kannten keine Zurückhaltung mehr. Als Jesus im Hause des Pharisäers Simon als Gast weilte, wagte sie sich in die offenstehende Speisehalle und kümmerte sich nicht um die kränkenden Blicke der Gäste, nicht um ihr gegenseitiges Flüstern und Raunen. Im Zwang ihrer heiligen Liebe fiel sie ungescheut vor dem Herrn nieder, küßte seine staubbedeckten Füße, überträufelte sie mit duftendem Salböl. Tränen stürzten ihr aus den Augen und rollten netzend über Jesu Füße, die sie mit ihren langen, dunklen Haarflechten trocknete. Simon und seine Gäste murrten über das freche Eindringen der „liederlichen Person“. Der Heiland aber verteidigte die Büßerin vor den Hartherzigen und Selbstgerechten und sprach das Wort ihrer Vergebung: „Deine Sünden sind dir vergeben. Dein Glaube hat dir geholfen. Geh nun in Frieden.“

Wie leicht wurde Maria das Gehen! Ihre Füße schienen kaum mehr den Boden zu berühren. Sie achtete auf niemand. Mochten die Anwesenden auch vor ihr zurückweichen und scheinheilig ihre Kleider vor ihr zusammenraffen: was bedeutete ihr das? Der Herr hatte sich ihrer angenommen, hatte sie geheilt, hatte als Freund an ihr gehandelt. Ihr ganzes Leben hatte jetzt nur noch einen Inhalt: Jesus in Liebe zu dienen. Nun wurde sie des Herrn treueste Jüngerin, die ihn auf seinen Wanderungen mit fraulicher Hingabe umsorgte.

Noch einmal durfte sie dem Meister die Füße salben, wenige Tage vor seinem Tode. Die Hl. Schrift erzählt, das ganze Haus sei voll Duft der kostbaren Salbe gewesen und die Jünger hätten über die Verschwendung gemurrt. Jesus aber ließ sich diesen Erweis einer uferlosen Liebe gefallen und ließ sich von der Büßerin gleichsam zum bevorstehenden Begräbnis salben. Am Karfreitag, als die Apostel sich furchtsam versteckt hielten, wagte sie sich unerschrocken mitten in den Trubel der Soldaten und Juden und stand allein mit Johannes und Jesu Mutter unter dem Kreuz und wich nicht von seinem Grabe, bis die Wächter sie mit Gewalt vertrieben. Und am Ostermorgen war sie wieder die erste, die die Sehnsucht zum Grabe hinaustrieb. Welch eine Überraschung, als sie es leer fand! Außer sich vor Kummer durchlief sie den Park und flehte den vermeintlichen Gärtner an, ihr zu sagen, wo er den Leichnam verborgen habe. Wer kann ihren Jubel ermessen, als sie in dem Gärtner den Auferstandenen erkannte! Ihr, der Sünderin, hatte er sich zuerst zu erkennen gegeben, sie sandte er als Botin seiner Auferstehung zu den Jüngern in die Stadt!

Vom Ostertag an versinkt Maria Magdalena wieder ins Dunkel. Die Hl. Schrift erzählt nichts mehr von ihr. Die Legende jedoch schmückt das Leben der Heiligen noch weiter aus. Sie erzählt, daß Maria während der ersten jüdischen Christenverfolgung mit ihren Geschwistern Lazarus und Martha aus der Heimat vertrieben worden und nach Südfrankreich gekommen sei, wo sie dann in Marseille noch dreißig Jahre lang in einer Höhle als Büsserin gelebt habe.

Mag die Wissenschaft mit mehr oder weniger gutem Grund behaupten, die zuerst vom Teufel besessene und dann von Christus geheilte Maria Magdalena, Maria von Bethanien, des Lazarus und der Martha Schwester, und die öffentliche Sünderin, die bei Simons Gastmahl dem Herrn die Füße wusch, seien drei verschiedene Personen gewesen, Legende und Liturgie haben sie nicht mehr auseinander gehalten, seitdem große Kirchenlehrer wie Augustinus und Gregor der Große die drei Personen für ein und dieselbe Heilige erklärten. In der Auffassung des Volkes und in der Dichtung, von der auch die darstellende Kunst beeinflusst wurde, haben sich die Züge zu einem einheitlichen Bild geformt.

Jakobus der Ältere

23. Juli
(Gedenktag am 25. Juli)

Die beiden Fischerbrüder Jakobus und Johannes hantierten wie alle Tage mit ihrem Vater Zebedäus am Ufer des Sees Genesareth. Sie hingen die langen Netze an den Pflöcken zum Trocknen auf, flickten die schadhafte Stellen, machten sich an den Booten zu schaffen — da kam die große Stunde ihres Lebens. Jesus kam über den See gefahren, las auf ihren Gesichtern die unentweihete Reinheit und den hochgemuten Sinn ihrer Jugend und lud sie ein, ihm zu folgen. „Und auf der Stelle verließen sie das Boot und den Vater und gingen mit ihm fort.“ Sie besannen sich nicht lange, sie fragten und überlegten nicht viel. Mit dem heiligen Wagemut und dem bedingungslosen Vertrauen der Jugend warfen sie sich dem Meister in die Arme. Wegen ihrer raschen Entschlußkraft, ihrer stürmischen Begeisterung und ihres leichtentflammten Temperamentes nannte sie Jesus in einer Mischung von Ernst und Scherz die „Donnerer“. Wie gut sie sich auf Donnern und Blitzen verstanden, zeigten sie deutlich, als sie einmal auf der Wanderung nach Jerusalem in ein Samariterdorf kamen, das ihnen die Unterkunft verweigerte. Da ballten sich ihre Fäuste und sie schimpften: „Herr, sollen wir nicht Feuer vom Himmel rufen, daß es sie verzehre?“

Kann es wundernehmen, daß der Meister die beiden „Donnerer“ zusammen mit Petrus zu seinen drei bevorzugten Aposteln machte, zu seinem Lieblingskleeblatt? Sie waren zugegen, als der Heiland die Schwiegermutter des Petrus heilte. Sie standen neben dem Bett des Jairustöchterleins, als der Herr es vom Tode erweckte. Sie durften die Stunde der Verklärung auf dem Tabor miterleben wie sie auch den Meister in seiner tiefsten Verlassenheit am Ölberg schauen durften. Und doch, trotz dieser besonderen Auserwählung steckten Jakobus und Johannes noch recht tief in den irdischen Messiaserwartungen des jüdischen Volkes. Sie träumten von einem weltlichen Messias-Königtum und verteilten in Gedanken schon die Ministersessel dieses kommenden Reiches. Da sie in verständlicher Scheu nicht selber mit dem Heiland über die Verteilung der Ämter und ihre Ansprüche auf die ersten Stellen sprechen wollten, steckten sie sich hinter ihre Mutter. Einer Mutterbitte und noch dazu einer Bitte Salomes, die seine nahe Verwandte war, konnte der Herr sicher nichts abschlagen! Salome trug Jesus die Bitte vor, er möchte in seinem künftigen Reich ihren Söhnen die Ehrenstellen zu seiner Rechten und zu seiner Linken geben. Wie schmerzlich mag der Heiland dieses ehrgeizige Streben der beiden Brüder berührt haben! Traurig klang seine Antwort: „Ihr wißt nicht, um was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken muß?“ Wie aus einem Munde kam die feste Antwort: „Jawohl, wir können.“ Wenn sie es auch damals nicht voll erfaßten, um welchen Kelch es sich handelte, bewiesen sie, daß sie ihn trinken konnten, auch wenn der Kelch das Opfer des eigenen Lebens enthalten sollte.

Nach dem Pfingstfest erschloß sich ihnen der Sinn des übernatürlichen Gottesreiches in seiner ganzen Klarheit. Voll Eifer suchte Jakobus das Gottesreich zuerst unter seinen jüdischen Landsleuten auszubreiten, dann dehnte er nach einer geschichtlich nicht erhärteten Überlieferung seine apostolischen Fahrten bis nach Spanien aus, wo er mehrere Christengemeinden ins Leben rief. Um das Jahr 40 war er wieder in Judäa und Samaria und zog sich durch seine erfolgreiche Evangeliumverkündigung den Haß der Pharisäer und Juden zu. Sie ruhten nicht, bis sie den gefährlichen Gegner mundtot gemacht hatten. Auf ihr Drängen hin ließ Herodes Agrippa den Apostel ergreifen und ohne Prozeß enthaupten. Das Martyrium fällt in die Osterzeit 42 oder 43. Eine alte Legende erzählt, Jakobus der Ältere sei durch einen Verräter den Händen des Herodes ausgeliefert worden. Der Mut und die Leidensfreudigkeit des Apostels habe aber den Angeber so erschüttert, daß er selber das Christentum annahm und gleichzeitig mit Jakobus enthauptet wurde. Vor der Hinrichtung habe er den Apostel nochmals kniefällig um Verzeihung gebeten. Da habe ihn dieser umarmt und voll Liebe zu ihm gesagt: „Der Friede sei mit dir!“

Jakobus erfreute sich immer der ganz besonderen Verehrung des katholischen Volkes. Sein Grab zu Santiago di Compostella in Spanien lockte bis ins späte Mittelalter hinein die Pilger aus allen Ländern der Welt an.

Bernhard von Baden

24. Juli

Auf der heute zur Ruine zerfallenen, bei Baden-Baden gelegenen Stammburg der Markgrafen von Baden verbrachte Bernhard als Zweitältester unter fünf Buben seine Jugend. Der frühe Tod der frommen Mutter warf die ersten dunklen Schatten in die Seele des Zehnjährigen. Wie die Tannen des Schwarzwaldes wuchs der Junge rank und stark zur Höhe. Er überragte an Größe alle seine Kameraden. Ergaben doch genaue Messungen der Gebeine des mit dreißig Jahren Verstorbenen, daß er die ungewöhnliche Größe von 2 Metern hatte. Jung und frisch stählte er seinen Leib in eifrigem Sport. Er sauste auf jagendem Roß durch Täler und über Höhen, er schwang mit kraftvoller Hand das Schwert und wußte sicher die Lanze zu schleudern.

Da nach dem Willen des Vaters die beiden ältesten Söhne sich einst in die Herrschaft teilen sollten, beschloß der Markgraf, Bernhard in die weite Welt zu senden, damit er an fremden Höfen lerne, was einem Fürsten zum Regieren nötig wäre. An den Höfen des Königs René von Anjou und Karl VII. von Frankreich sollte Bernhard höfische Zucht und Sitte lernen. Die Abschiedsworte, die der Vater dem Sohne mit auf den Weg in die Fremde gab, sind ein schönes Zeugnis seines tiefen Glaubens: „Lieber Sohn, wir begehren an dich, du wolltest tun wie einem Fürsten zugehört, und dich auch fest zu andern Fürsten halten, damit du Gutes lernst und das Böse wollest unterwegen lassen. Doch wolltest du in dem allem deiner lieben Mutter und auch dein nicht vergessen gegen den Allmächtigen, und insonderheit, du ständest auf oder lägest dich nieder, wollest dein Gebet brauchen gegen den allmächtigen Gott und seine liebe Mutter; so woll' es ohn' Zweifel sein, daß dir nimmer übel geht.“

Der Vater hatte allen Grund, seinem Sohne gute Mahnungen mitzugeben. Das Leben am Hofe des Anjou und erst recht des Königs in Paris barg für einen unerfahrenen jungen Mann tausend Gefahren. Luxus und zügellose Sinnlichkeit feierten an diesen Höfen Triumphe. Versteckt und offen, scheinbar und zudringlich machte sich die Versuchung an den Grafen heran. Offene Lüsternheit und wüste Schamlosigkeit warfen ihre Netze aus. Aber inmitten solcher Umgebung erschloß sich dem jugendlichen Bernhard das Geheimnis der Heiligkeit. Statt sich in den Strudel der Leidenschaft hineinziehen zu lassen, begann der Markgraf mit innerlicher Entschlossenheit den Weg eines vollkommenen Lebens zu wandeln. Er baute um seine Seele einen dreifachen Schutzwall auf, an dem die schäumenden Wogen weltlicher Lust und Sünde ohnmächtig abprallten. Dieser starke Damm waren seine Innerlichkeit, seine Vornehmheit, seine Großmut.

Trotzdem alles den jungen Bernhard nach außen drängte, hinein in die offenen Arme der Welt, wahrte er sich doch heilige Innerlichkeit. Zweimal im Monat

empfang er die hl. Kommunion und noch öfter die hl. Beichte. Mit besonderer Pünktlichkeit hielt er die Fasttage, vor allem den Freitag. Zeitlebens trug er ein rauhes Bußhemd aus Pferdehaar. Wenn andere sich Lustbarkeiten hingaben, an denen teilzunehmen ihm das Gewissen verbot, dann „zog er sich“, wie ein alter Biograph erzählt, „an einen einsamen Ort zurück und flehte zerknirschten Herzens unter Tränen zu Gott.“ Das Beispiel solcher Innerlichkeit erregte Bewunderung bei den Höflingen, die eine solch seltene Beherrschung und solch erhabenen religiösen Sinn nicht gewohnt waren.

Zu dieser Innerlichkeit kam als starker Bundesgenosse edle Vornehmheit. Der selige Bernhard besaß die wahre Vornehmheit des Herzens. Leichtfertigkeit und Ausgelassenheit kannte man bei ihm nicht. Seine vornehme Zurückhaltung und reine Lebensart erregten überall bewunderndes Aufsehen. Ritterlich vornehm war er vor allem in Gesellschaft von Frauen. Vornehm war er in Gesinnung und Benehmen, in Aug und Miene, in Wort und Wille, im Innern und Äußern. Bernhards Vornehmheit offenbarte sich ganz besonders gegenüber seiner Dienerschaft, den Untergebenen und Niedrigen. Dankbar und beglückt empfanden diese sein zartfühlendes Wohlwollen und seine große Herzensgüte. Da gab es kein herrisches Sich-bedienen-lassen, kein kaltes Befehlen und zorniges Kommandieren. Aus allen Anordnungen Bernhards sprach vornehmes, zartes Mitgefühl. Deshalb hingen auch alle die Untergebenen mit ergebener Liebe an ihrem jungen Herrn.

Mit dieser vornehmen Gesinnung und tiefen Innerlichkeit verband sich beim seligen Bernhard edle Großmut. Großmütig opferte er sein eigenes Behagen und Lebensglück im Dienste für Volk und Kirche. Um ungeteilt sich Gott hingeben zu können, verzichtete er auf die ihm angebotene Vermählung mit der französischen Prinzessin. Er verzichtete auf das Glück der Familie, um das Leben in Gott zu fördern und um volle Freiheit für die opferreiche Hingabe an die Gemeinschaft zu erlangen. Es war die Zeit, wo die Türken das christliche Abendland bedrohten. In flammenden Worten rief der Papst die Fürsten und Völker Europas zum Kreuzzug auf. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn der Aufruf des Papstes im Herzen des jungen Markgrafen Bernhard nicht lebhaften Widerhall gefunden hätte. Großmütig trat er die Regierung seines Landesteiles, den er nach dem Tode des Vaters übernommen hatte, an seinen älteren Bruder ab und machte sich auf die Fahrt nach Italien, um im Auftrag des Kaisers Bundesgenossen für den Kreuzzug zu werben. Trotzdem in der Gluthitze des Sommers die Pest in Italien ausgebrochen war und so heftig wütete, daß jeder, der konnte, sein Heil in schleunigster Flucht suchte, setzte Bernhard ohne Furcht seine Fahrt fort. Der Tod konnte ihn nicht schrecken. War er doch immer bereit, seine Seele in die Hände Gottes zu legen. Jeden Abend kniete er nach seiner Gewohnheit zu den Füßen seines Kaplans, eines Franziskanerpaters, nieder, um ihm Rechenschaft abzulegen über jeden Gedanken und jedes Wort und jede Handlung des Tages. Er hielt es

für gefährlich, in einem Zustand einzuschlafen, in dem man nicht vor dem göttlichen Richter erscheinen wollte.

Glücklich hatte Bernhard in Genua seine Geschäfte erledigt, da fiel auch er der bösen Seuche zum Opfer. Todkrank erreichte er noch die Bergstadt Moncalieri, wo er sich zum Sterben niederlegte. Still ertrug er die großen Schmerzen der rasch um sich greifenden Krankheit und großmütig brachte er Gott das Opfer seines jungen Lebens. Erst dreißig Jahre alt hauchte Bernhard in der frühen Morgenstunde des 15. Juli 1458 seine hochgemute Seele aus. Sein Begräbnis wurde zu einem Triumphzug. Eine ungeheure Volksmenge füllte die Mauern der Stiftskirche in Moncalieri. Die wunderbare Heilung eines Kranken, die während der Leichenfeier geschah, stärkte die Verehrung des Volkes und rief unbegrenztes Vertrauen auf seine mächtige Fürbitte wach. Papst Klemens XIV. erhob Markgraf Bernhard 1769 unter die Zahl der Seligen.

Magnerich

25. Juli

Wer kennt den Namen Magnerich? Wer weiß von diesem starken Eichenbaum im deutschen Heiligenwald. Fremd klingt der Name, unbekannt ist den meisten von uns sein Träger. Und doch müßte sein Name wie ein Segensspruch auf den Lippen liegen. Denn Magnerich ist ein Held der Mannentreue, wie die Jahrhunderte nur wenige melden. Nicht wegen all der Wundertaten, die wie dunkelrote Kletterrosen um sein Bild sich winden, sondern vor allem wegen seiner unbeugsamen, edlen Treue erhob die Kirche Magnerich zu den Ehren der Altäre.

Es waren 500 Jahre nach Christi Geburt. Da führte in der alten Moselstadt Trier St. Nicetius den bischöflichen Hirtenstab. Unerschrocken verkündete dieser Heilige das Gesetz Gottes gegen Hoch und Nieder. Unbeugsam bestand er auf der Erfüllung des christlichen Sittengesetzes und freimütig rügte er jede Übertretung desselben, auch wenn der Sünder mit Fürstenmantel oder Königszepter geschmückt war. Da kann es nicht wundernehmen, daß manche, die sich vom Tadelwort des heiligen Eiferers betroffen fühlten, den lästigen Sittenprediger mit ihrem Haß verfolgten. Der schlimmste Gegner entstand dem Bischof in König Chlotar, einem hemmungslosen Wüstling aus dem Herrschergeschlecht der Merowinger. St. Nicetius kümmerte sich nicht um die bösen Folgen, die ein Einschreiten gegen den verbrecherischen König für ihn haben konnte. In unbestechlicher Verantwortung gegen

sein heiliges Amt redete er Chlotar ins Gewissen und hielt ihm den christlichen Katechismus mit den strengen Forderungen entgegen. Der König nahm diese gutgemeinte Gewissenserforschung und Mahnung nicht reuevoll auf wie David einst die Bußpredigt des Propheten Nathan. Er beschloß, den heiligen Bischof aus dem Lande zu jagen und in die Verbannung zu schicken. Hart traf den aufrechten Bischof der Zwang, seinen liebgewordenen Wirkungskreis auf so schmäbliche Weise verlassen zu müssen. Härter noch traf ihn die Untreue so mancher, die sich einst in guten Tagen um seine Freundschaft und Gunst beworben hatten. Nun, da die Sonne des königlichen Hofes nicht mehr über Nicetius strahlte und er zum einflußlosen, gebannten Mann geworden war, sah er sich vergeblich nach denen um, die früher nicht genug der Worte finden konnten, um Treue und Gefolgschaft zu versprechen. Selbst Priester bangten vor der Ungnade des Königs und ließen ihren Hirten feig im Stiche.

In diese Nacht schmerzvoller Bitterkeit leuchtete ein heller Stern hinein: die Treue des jugendlichen Diakons Magnerich. Mochten noch so viele vor dem lasterhaften König kriechen, ihn kümmerte nicht Königsgunst und Königsungunst. Er wußte nur von einer Pflicht: Treu sein! Mannhaft stand er zu dem geächteten Bischof und bot sich ihm als Begleiter in die Fremde an. Wie wohl tat dem verbannten Bischof solche Treue! Kaum wagte er das Opfer dieses treuen Kameraden anzunehmen. Liebevoll stellte er ihm die Mühsal der Verbannung vor Augen und beschwor ihn, gleich den andern auf seinen Vorteil bedacht zu sein und nicht wegen eines alten Mannes die Zukunft seines jungen Lebens in Gefahr zu bringen. Da sprach Magnerich das schöne Wort, aus dem sein treuer Sinn wie Goldglanz funkelt: „So wahr Gott lebt, ich werde dich nicht verlassen, solange noch mein Geist in diesen Gliedern bleibt!“ Ist solche Treue nicht wie ein Edelweiß, das nur auf seltenen, reinen Höhen blüht? Es scheint, als wäre es Gott nur um die Prüfung dieser Treue zu tun gewesen. Kaum hatte Magnerich sich seinem Bischof bis zum Tode in heiliger Treue verbunden erklärt, da setzte der Lenker der Geschicke dem Leben des sittenlosen Königs ein rasches Ziel. Sein Nachfolger rief St. Nicetius wieder ins Triererland zurück und setzte ihn wieder in sein Bischofsamt ein. Magnerich, der bereit gewesen war, das Brot der Verbannung mit seinem Bischof zu essen, durfte nun auch die Tage des Glücks gemeinsam mit ihm genießen. Und als St. Nicetius der Hirtenstab aus der im Tode erstarrenden Rechten fiel, wußten König und Volk keinen Priester, der würdiger gewesen wäre, ihn aufzunehmen als des Verstorbenen treuesten Freund Magnerich.

Lange Jahre trug Magnerich die Würde und Sorge eines Bischofs von Trier. Als er einige Jahre zum größten Segen des Landes gewirkt hatte, sollte er nochmal Gelegenheit bekommen seine Treue zu erproben. Wieder galt es zu wählen zwischen der Gunst eines Fürsten und der Treue zu einem unschuldigen Opfer höfischer Ränke. Der fromme Bischof Theodor von Marseille war auf verleumderische

Anklage hin vom Burgunderkönig Guntram in Haft gesetzt worden. Wie ein Verbrecher wurde er durchs Land geführt. Der Begleitmannschaft war strengster Befehl gegeben worden, darauf zu achten, daß niemand mit dem Gefangenen spräche. Als Bischof Magnerich davon hörte, daß der Zug mit dem Gefangenen durchs Moseltal und an Trier vorüberkomme, eilte er unbekümmert um den Zorn des Königs dem gefangenen Mitbruder entgegen und sprach dem gefangenen Bischof in herzliche Liebe und Treue Mut und Vertrauen zu. Er machte ihm Geschenke, die ihm helfen sollten, die Beschwerden der Fahrt zu lindern und ruhte nicht, bis er die Freilassung des unschuldigen Bischofs erreicht hatte.

Über 20 Jahre lang führte Magnerich den Hirtenstab von Trier, bis ihn am 25. Juli 596 der ewige Hohepriester zu sich heimholte. Sein Freund Venantius Fortunatus dichtete auf den toten Bischof einen Hymnus, der mit den Worten schließt: „Brot für die Hungrigen, Fremden ein Obdach, Kleid für die Nackten, Müden die Stätte der Ruh, Hoffnung dem Pilgrim bist du.“

Engelbert Kolland

26. Juli

Es war in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Da versuchte der alte Geist der Irrlehre aufs neue Unruhe und Verwirrung ins katholische Zillertal zu tragen. In nicht wenigen Häusern wurde ihm die Türe aufgetan. Zu denen, die im überkommenen katholischen Glauben wankend wurden, gehörte auch die Familie des Kajetan Kolland in Ramsau. Vater Kolland war ein eifriger Zuhörer, wenn ein Wanderprediger den Bauern in der abendlichen Stube vom „freien Christentum“ erzählte und ihnen vor „Roms Gewissensknechtung“ gruseln machte. Sein Glaubensgebäude klaffte schon in tiefen Rissen; überall knisterte es und bröckelte es ab. Da kam in letzter Stunde die Wendung. Den Erzbischof Fürst von Schwarzenberg ließ die Sorge um seine gefährdeten Zillertaler nicht ruhen. Er machte sich selbst auf den Weg, um als guter Hirte die bedrohten Schäflein wieder zur Herde zurückzuholen. So kam er auf seiner Fahrt auch nach Ramsau und saß in Kollands niederer Hütte. Auf seinen eindringlichen Mahnworten lag der Segen Gottes. Kajetan Kolland erkannte seinen Irrtum und stellte sich wieder mit beiden Füßen auf den alten, festen katholischen Boden. Ihr zeitweiliges Schwanken im Glauben konnten die Kollands nicht besser sühnen, als daß sie in ihrem Buben Michael dem wahren Glauben einen Missionar und Märtyrer schenkten.

Vorerst lebte der zehnjährige Michel frohgemut in den Tag hinein, ohne etwas von dem erhabenen Los zu ahnen, das Gott für ihn bestimmt hatte. Er war ein frischer Tirolerbub, dem der Erzbischof wegen seiner ungewöhnlichen Begabung eine Freistelle im Salzburger Knabenseminar gewährt hatte. Hier machte er zwar im Lernen gute Fortschritte, geriet aber wegen seines draufgängerischen, an Freiheit gewohnten Wesens mit den Satzungen der Anstalt nicht selten in unliebsamen Widerspruch. So wurde der Ramsauer Junge trotz seiner guten Begabung und Sittenreinheit zu einem Sorgenkind seiner Erzieher, denen die genaueste Einhaltung der Seminarvorschriften über alles ging. Als schließlich der kleine Kolland mit älteren Schülern sich in heftigen Streit einließ, schien das Maß voll zu sein. Es wurde dem Übeltäter der Freiplatz entzogen und Michael mußte nach vierjährigem Studium wieder in die Ramsau zurückkehren, um seinem Vater beim Holzhacken zu helfen. Aber die Liebe zum Studium ließ ihm keine Ruhe. So setzte er es durch, daß er als Stadt-Student am Gymnasium in Salzburg seine Studien fortsetzen durfte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er durch Nachhilfestunden an schwächere Schüler. Immer näher trat die Frage der Berufswahl an Michael Kolland heran und verlangte Entscheidung. Im Gebet zur Mutter des guten Rates fand er Klarheit: er wollte Franziskanerpater werden. Im Jahre 1847 wurde er eingekleidet und erhielt den Ordensnamen Engelbert. Seine einstigen Präfekten vom Knabenseminar in Salzburg hätten ihren Augen nicht getraut, wenn sie gesehen hätten, mit welcher Gewissenhaftigkeit Frater Engelbert die Ordensdisziplin hielt. Ein tiefer Opferwille trat bei dem jungen Franziskaner immer stärker in Erscheinung. Nach Vollendung der theologischen Studien wurde Frater Engelbert 1851 in Trient von Fürstbischof Tschiderer zum Priester geweiht. Da er sich gedrängt fühlte Missionar zu werden, verlegte er sich mit ungestümem Eifer auf die Erlernung fremder Sprachen. In erstaunlich kurzer Zeit beherrschte er die französische, englische, spanische, italienische Sprache. Als sich ihm die Gelegenheit bot, bei einem Mitbruder arabisch zu lernen, stürzte er sich auch auf das Studium dieser Sprache. In wenigen Jahren war seine Vorbereitung für die Missionstätigkeit beendet. Das Jahr 1854 brachte die Erfüllung seines Lebenswunsches. Nach einem schweren Abschied von den Eltern und Geschwistern trug das Schiff den jungen Missionär in die unbekannte Fremde. Sein Ziel war das Heilige Land, wo seit 600 Jahren den Söhnen des heiligen Franziskus die Obhut der letzten Ruhestätte des Erlösers anvertraut ist.

Nachdem sich P. Engelbert ein paar Monate in Jerusalem aufgehalten und dort seine arabischen Sprachkenntnisse noch vervollkommnet hatte, wurde ihm von seinen Obern die Seelsorge in Damaskus anvertraut. Fünf Jahre versah P. Kolland hier sein mühereiches Amt. Schon trugen sich seine Obern mit dem Gedanken, ihn zur Anerkennung für seine erfolgsgekrönte Tätigkeit als Definitor nach Jerusalem zu berufen, da zettelte der Fanatismus der Mohammedaner, denen das Aufblühen

des Christentums in Damaskus schon lange ein Dorn im Auge war, eine blutige Christenverfolgung an. Vergeblich hatte P. Kolland, der die drohende Gefahr rechtzeitig erkannt hatte, den Rat gegeben, sich unter den Schutz des einflußreichen, christenfreundlichen Araberhäuptlings Abd-el-Kader zu begeben. Seine Warnungen hatten kein Gehör gefunden. Wie furchtbar sollte die Strafe sein! Wie ein Gewitter brach der Türkenaufstand los und verursachte ein schreckliches Blutbad unter den Christen von Damaskus. Im Franziskanerkloster wurde alles, was den wütenden Moslims unter die Hände geriet, entzweigeschlagen und zerstört. Kollands acht Mitbrüder, die sich in den Schutz der Kapelle geflüchtet hatten, wurden vom Altar gezerrt und unter grausamsten Mißhandlungen zu Tode gequält. P. Kolland suchte durch Flucht über die flachen Hausdächer zu entkommen. Wütend stürzten die Verfolger hinter ihm her. Eine Jagd auf Leben und Tod begann. Es gelang dem Missionar, in die Wohnung einer katholischen Familie zu gelangen, und sich dort einen Mantel umzuwerfen, der das Ordenskleid verbarg, um zu Abd-el-Kader zu fliehen. Doch es war zu spät. Die Meute der Verfolger hatte das Wild aufgespürt. Es gab keine Rettung mehr. P. Kolland hatte sich sein Sterben als Missionar anders gedacht. Er hatte davon geträumt nach erfolgreichem Wirken im Weinberge Gottes vor einem heidnischen Richter in aller Öffentlichkeit Zeugnis ablegen zu dürfen für Christus und durch seinen Opfertod ein weithin leuchtendes Zeichen der Treue zu Christi Reich und Glauben ablegen zu können – und nun sollte er in einem abgelegenen Winkel von einer Rotte wütender Fanatiker wie ein wildes Tier erschlagen werden! Doch hatte er sich nicht oft und oft schon seinem göttlichen Meister als Schlachtopfer angeboten? So beugte er sich in heiliger Todesbereitschaft dem Willen seines Herrn. Zum Zeugnis seines Glaubens bezeichnete er sich zum letztenmal mit dem Zeichen des Kreuzes und stellte sich gefaßt seinen Mördern entgegen. Ein Hieb von scharfer Damaszenerklinge saust zischend nieder und trifft das Haupt des Paters, daß das Blut in breiten Bächen niederrinnt. Dann bricht er unter dem Hagel der Hiebe und Schüsse zusammen.

Der Leichnam des Märtyrers wurde zunächst in einer wasserleeren Zisterne geborgen, bis ruhigere Zeiten es erlaubten, ihn zu erheben und mit den andern gemordeten Franziskanern beizusetzen. 1926 wurde P. Engelbert Kolland den Seligen unserer Kirche eingereiht.

Joachim und Anna, die Eltern der Gottesmutter, waren beide vom Stamme Juda und aus dem königlichen Geschlechte Davids, dem der Messias verheißen war. Doch es schien, als sollten gerade sie an diesem keinen Anteil haben. Denn sie waren schon 20 Jahre verheiratet und hatten kein Kind. Das war für ein jüdisches Ehepaar nicht nur ein Leid, sondern auch eine Schande. Hoffte doch jedes, gerade ihm werde der verheißene Messias geschenkt. Mit welcher Inbrunst sehnte sich Anna nach einem Kind, das sie Herzen und pflegen konnte! Wie opferte und betete sie Jahr um Jahr im Tempel zu Jerusalem um die Erfüllung ihrer heißen Sehnsucht! Eines Tages geschah es, daß ein Priester im Tempel Joachims Opfer wegen der Kinderlosigkeit seiner Ehe zurückwies. Diese Schmach griff dem alternden Manne so ans Herz, daß er es nicht übers Herz brachte zu Anna nach Nazareth zurückzukehren. Ganz verstört lief er zu seinen Herden auf entfernt liegendem Weidplatz. Das war zuviel für Anna. Nun war sie auch noch von ihrem Manne verlassen, war zum Gespötte der Dienstboten, zum Ärgernis fürs ganze Dorf geworden! In höchster Not sandte sie ein verzweifertes Gebet zum Himmel. Und diesmal ward sie erhört. Gott tat ihr und zur gleichen Stunde auch Joachim die frohe Botschaft kund, daß ihre Gebete erhört seien. Einer inneren Stimme folgend brachen beide sogleich auf und trafen sich an der Goldenen Pforte des Tempels, wo ihre Lippen überflossen von Freude und Dank.

Monate stiller Erwartung verstrichen. Da kam der Tag, da Anna Mutter wurde, die Mutter der Allerreinsten, der Gottesgebälerin. Nun war die Sehnsucht ihres Lebens gestillt und der Kummer ihrer Ehe aufgehoben. In den leidvollen Jahren der Vergangenheit hatte sie dem Herrn das Gelübde gemacht: „Wenn ich ein Kind erhalte, so will ich es als Opfergabe dem Herrn weihen, und es soll ihm dienen alle Tage seines Lebens!“ Mochte ihr nun die Trennung vom Kinde auch bitter schwer fallen, sie stand zu ihrem Versprechen. Drei kurze Jahre durfte sie das Mädchen Maria bei sich behalten, dann brachte sie es opferstarken Herzens nach Jerusalem, damit es dort unter den Tempelmädchen, die das Gotteshaus zu schmücken und die priesterlichen Gewänder in Ordnung zu halten hatten, verbleibe. War sie nun auch getrennt von ihrem lieben Kinde, auf dem Gottes Huld ganz sichtbar ruhte, wie ja erbetete Kinder immer Segenskinder sind, so war doch immer ein ganz großes, tiefes Glück in ihrer Seele. Ob sie wohl noch den Weihnachtstag von Bethlehäm erleben und sich als Großmutter dessen sehen durfte, der die Erwartung der Völker und der Heiland der Welt war?

Welcher Wahrheitskern dieser Annalegende zugrunde liegt, die dem sog. Jakobusevangelium entnommen ist, da in der Hl. Schrift der Eltern Mariens überhaupt keine Erwähnung geschieht, wissen wir nicht. Eines aber lehrt sie uns mit

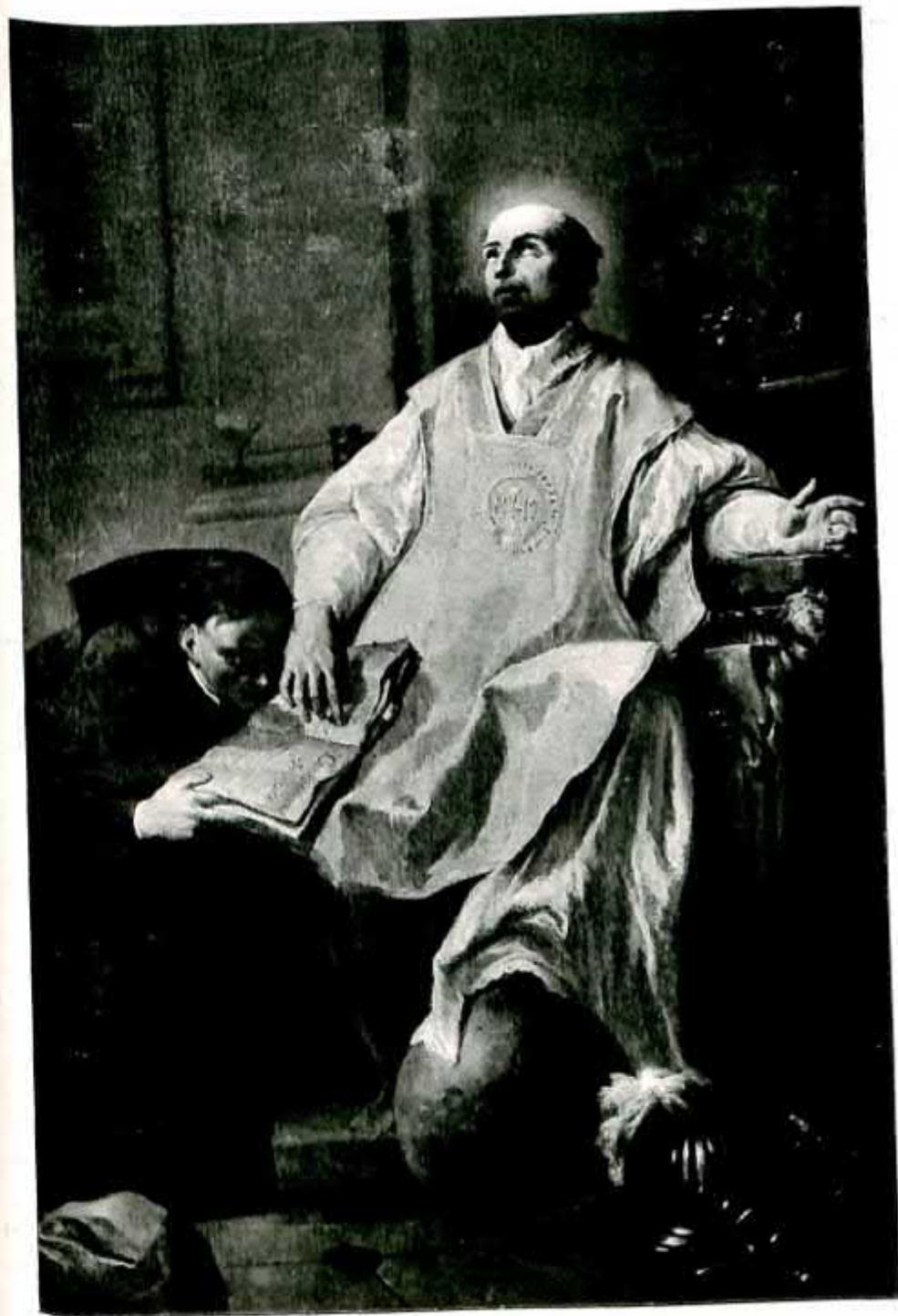
klarer Eindringlichkeit: jeder, der an dem Erlösungswerk Anteil haben will, muß durch inniges Beten, durch starkmütiges Dulden, durch selbstloses Wirken mitarbeiten an der Heiligung der Menschen. Still ist Mutter Anna nach der Geburt ihres begnadeten Kindes in den Hintergrund getreten; wir wissen nicht, wann und wo sie gestorben ist. Aber bald trat die demütige Mutter wieder ins helle Licht. Schon in frühen Jahrhunderten wurde „die Mutter der Mutter aller Christen“ in der Kirche verehrt. Feste wurden zu ihrem Gedächtnis eingesetzt. Kirchen erhielten ihren Namen, Bruderschaften nannten sich nach ihr. St. Anna wurde bald eine der Lieblingsheiligen des katholischen, besonders des deutschen Volkes. Ihre Mutterliebe lebt bis zum heutigen Tag in all den Töchtern und Schwestern der hl. Anna, die im Krankendienst stehen, in der Sorge für gefährdete und schwererziehbare Mädchen, in der Pflege von Müttern und Wöchnerinnen, in Kinderheimen, Spitälern, Waisenhäusern, in Asylen für Obdachlose, Verwahrloste, Bettler, Aussätze, Pestkranke, Geistesgestörte. So wird die große Mutterliebe der hl. Anna in immer neuen Menschenkindern lebendig und geht segenspendend über diese Erde, glühend in tausend Herzen, helfend in tausend Nöten.

Johannes Colombini

28. Juli

Verstimmt kam der reiche Handelsherr Johannes Colombini von Siena mittags von der Börse in seinen Palast zurück. Ein Konkurrent hatte ihm ein großes Geschäft weggeschnappt. Grimmig warf er Hut und Stock dem Diener entgegen und stürzte ins Speisezimmer. Er war gewohnt, bei seinem Kommen das Essen immer schon angerichtet zu finden. Ein Großunternehmer wie er, der außer seinem ausgedehnten Getreidehandel noch eine Menge von andern Geschäften zu besorgen hatte, der nicht bloß vielfacher Millionär, sondern daneben auch Ratsherr und Staatsmann in Diensten der heimatlichen Republik Siena war, hatte es immer eilig. Er war immer in Hetze. Kaum, daß ihm Zeit blieb, rasch das Essen hinunterzustürzen.

Warum war denn heute noch nicht angerichtet? Nervös spielte Herr von Colombini mit seinem goldschweren Ring. Aufgeregt lief er das Zimmer auf und ab. „Was ist denn das für eine Bummelerei heute?“, rief er unwillig, als seine Frau ins Zimmer trat. „So sputet euch doch! Ich hab es eilig!“ – „Als ob du es einmal nicht eilig hättest, Johannes!“, sprach ruhig und gleichmäßig wie immer die Frau.



Ignatius von Loyola
[F. X. Paldko]



Jakobus der Ältere
[Meister v. Meßkirch]

„Du bist heute etwas früher nach Hause gekommen als gewöhnlich. Gedulde dich nur ein paar Augenblicke.“ Aber Johannes war ein echter Colombini. Aufgeregt, jähzornig waren sie alle. Er tat, als hinge von diesen paar Minuten das ganze Leben ab. Die Gelassenheit seiner Frau ärgerte ihn. Er redete sich immer mehr in Zorn hinein, lief im Zimmer auf und ab wie ein Tiger hinterm Käfiggitter und schimpfte über die verwünschte Schlamperei. Seine Frau war an solche Stürme schon gewöhnt. Gelassen nahm sie einen dicken Schmöcker aus dem Schrank – es war eine Heiligenlegende – breitete sie auf dem Tisch aus und meinte: „Setz dich, Johannes, und lies ein paar Seiten, bis ich der Köchin Bescheid sage!“ Heiligenlegenden sollte er lesen? Der Kopf war ihm voll von Börsenberichten und Kurszetteln, um zwei Uhr hatte er schon wieder eine wichtige Konferenz angesagt – und da sollte er sich hinsetzen und lesen! Und noch dazu ausgerechnet Heiligengeschichten! Die Wut packte ihn, er verlor alle Beherrschung, packte das dicke Buch und schmiß es in die Ecke, daß es nur so krachte. Die Frau aber ging wortlos hinaus.

Es konnte nicht anders sein: als sie draußen war, stieg die Scham in ihm auf. Wie kann sich ein gebildeter Mann so vergessen! Er gab sich einen Ruck, hob das Buch wieder auf und legte es auf den Tisch. Schließlich fing er doch an aus reiner Langeweile in der Legende zu blättern. Er schlug aufs Geratewohl auf und begann zu lesen. Es war die Geschichte von der wunderbaren Bekehrung und Buße der heiligen Maria aus Ägypten, die vorher eine verrufene Sünderin war, dann aber in einem harten Bußleben sich zu einer ungewöhnlich begnadeten Heiligen umwandelte. Über dem Lesen vergaß Herr von Colombini seinen Zorn. Er vergaß ganz, daß er es doch so eilig gehabt hatte. Als die Frau kam und sagte, das Essen sei jetzt fertig, stotterte er verlegen: „Wenn du es noch ein paar Minuten verschoben könntest, ich ...“. Nun ja, natürlich genierte er sich zu sagen, daß er die Legende noch fertig lesen wolle. Aber die Frau verstand ihn. Sie ging und lief in ihr Schlafzimmer und betete innig, Gott möge das Werk, das er jetzt scheinbar an ihrem Manne begonnen habe, vollenden und dem Blinden das Auge für das eine Notwendige öffnen.

Das Gebet wurde erhört. Diese Mittagsstunde schuf aus Johannes Colombini einen neuen Menschen. Er gab sich Gott gefangen. 51 Jahre war er alt, als er sein Leben wendete. Viel Schutt eines verfehlten Lebens mußte weggeschafft werden, viel Unrecht war gutzumachen. Bisher war er in religiösen Fragen stocktaub gewesen. Die Kirche hielt er für gut, damit die kleinen Leute nicht aufsässig würden. Er selber war seit vielen Jahren in kein Gotteshaus mehr gekommen. Sein Allerheiligstes war sein Büro mit dem Geldschrank und den großen Geschäftsbüchern. Von Jahr zu Jahr war sein Reichtum gestiegen. Skrupellos war er alle Wege gegangen, die ihn voranbrachten. Hatte er dabei das Lebensglück von Hunderten zertrümmern müssen, es hatte ihm keine Stunde des nächtlichen

Schlafes geraubt. Die Mitmenschen waren ihm nichts anderes gewesen als tote Posten in seinen Geschäftsbüchern.

Er hatte sich früher über seine Handlungsweise und seine Geschäftskniffe keine Bedenken gemacht. Jetzt aber sah er das alles mit anderen Augen. Jetzt stand all das Elend vor ihm, das durch ihn unbarmherzig in die Häuser säumiger Schuldner getragen worden war, alle die Konkurse, die er veranlaßt hatte, alle die Selbstmorde Zusammengebrochener, die auf sein Konto zu setzen waren. Viele Stunden schloß er sich nun in seinem Büro ein und sah die Bücher durch und rechnete und rechnete. Erst als alles Unrecht wieder gutgemacht war, soweit es sich eben noch gutmachen ließ, getraute er sich, in den Beichtstuhl zu gehen und unter die vergangenen 51 Jahre einen Schlußstrich zu setzen. In Siena kam man bald aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der reiche Herr von Colombini kletterte auf einmal in den Armeute-Wohnungen herum, suchte die Armen auf und brachte ihnen Hilfe, ging zu den verlassenen Kranken und pflegte sie. Man schüttelte den Kopf. Es hieß, bei Colombini sei eine Schraube losgeworden. Die Häuser, die es bisher als hohe Ehre angesehen hatten, wenn Herr Colombini den Fuß über ihre Schwelle setzte, verschlossen sich jetzt vor ihm. Der Rat der Stadt entsetzte ihn seiner öffentlichen Ämter und verbannte ihn sogar zeitweilig. Seine eigene Frau, die soviel um seine Bekehrung gebetet hatte, verstand seinen Eifer nicht mehr. Sie litt unter der Verachtung und dem Spott, der ihn und die ganze Familie traf. Sie suchte den Eifer ihres Mannes zu bremsen. Jahrelang lag sie ihm mit ihrem Jammern und Schelten aus verletztem Stolz in den Ohren. Aber Johannes ließ sich nicht irre machen. Er wußte, wieviel er gutzumachen hatte, und er holte mit verstärktem Eifer die vielen verlorenen Jahre wieder ein.

Mit der Zeit fand sein Wirken immer mehr Verständnis. Es geschah, daß gerade die mächtigsten Geschlechter Sienas, die Piccolomini, Colombinis Tätigkeit tiefstes Verständnis entgegenbrachten. Der Vater Piccolomini schloß sich mit seinen Söhnen vor aller Welt Colombini an und unterstützte ihn in seinen Werken barmherziger Liebe. Diesem Beispiel folgten edelgesinnte Männer, und so entstand, ohne daß es Colombini eigentlich beabsichtigt hatte, ein neuer Laienorden. Papst Urban V. segnete den Orden und hieß seine Regel gut. Nach ihrem Gruß: „Vivat Jesu!“ nannte das Volk die Brüder Jesuaten. Sie lebten in apostolischer Armut, dienten den Kranken und hielten in den Häusern und auf den öffentlichen Plätzen Bußpredigten. Wenige Tage, nachdem er noch die Bestätigung seines Ordens erlebt hatte, starb Johannes Colombini auf einer Reise, am 31. Juli 1367.

Martha

29. Juli

Alte Meister stellten sie gerne in köstlichen Bildern dar — Martha, die Gastwirtin des Herrn. Mit behaglicher Kleinmalerei schildern sie, wie Martha geschäftig in der reich gefüllten Vorratskammer hantiert oder den klirrenden Schlüsselbund am Gürtel, die Weinkanne und eine Platte mit einem gebratenen Huhn dem Herrn aufwartet. Als rührige Hausfrau tritt sie uns auch im Evangelium entgegen. Sie hatte das Glück, den Herrn und Meister als Gast in ihr Haus aufnehmen und ihn laben und erquicken zu dürfen. Wenn Jesus sich müd gearbeitet hatte in der glühenden Sonne Judäas oder seine Feinde in Jerusalem ihm mit ihren Spitzfindigkeiten und Gehässigkeiten bis zum Überdruß zusetzten, dann „ging er fort aus der Stadt nach Bethanien und blieb dort“ (Mt. 21, 17). Drei gute Menschen hatte der Heiland hier kennen gelernt und lieb gewonnen: das Geschwisterkleeblatt Lazarus, Maria und Martha. Eine heilige Freundschaft verband ihn mit den dreien. Johannes, der sicherlich den Herrn bei diesen Besuchen in Bethanien öfter begleiten durfte, erzählt: „Jesus hatte die Martha und ihre Schwester Maria und den Lazarus lieb“ (11, 5). Wie rechtschaffen und fromm müssen diese drei Geschwister gewesen sein, wie müssen sie Jesu Lehre und Grundsätze ganz in sich aufgenommen und im Leben verwirklicht haben, daß sie der Herr seiner Freundschaft und Liebe würdigte!

Martha, die geborene Hausfrau, hatte nach dem Tode der Mutter die Leitung des Hauswesens übernommen. Die jüngere, besinnliche Maria überließ ihr gern die Führung des Haushaltes und war froh, wenn sie unbekümmert über den Schriftrollen sitzen und betrachten und sinnen konnte. Wieder einmal war der freudige Ruf durchs Haus gehallt: der Meister kommt! Jubelnd stürzten ihm die Geschwister entgegen und führten den müden, staubbedeckten Herrn nach der Erquickung des Fußbades in die kühle Gartenlaube. Martha eilte ins Haus, und schon unterm Gehen überlegte sie, welchen Imbiß sie dem Herrn vorsetzen könnte. Sie hantierte in Keller und Küche und hatte alle Hände voll zu tun; und draußen im Garten saß Maria beim Herrn und durfte seinen Worten lauschen. Sie aber mußte sich zufrieden geben mit dem, was sie hinterher von der Schwester erzählt bekam! Eine heilige Eifersucht gegen die glückliche Schwester stieg plötzlich in ihr auf. Und da sie ein rascher, gerader Mensch war, der mit seinen Gedanken nicht hinter dem Berge hielt und der seinem Unwillen sofort Luft machen mußte, lief sie zu Jesus, und ihr hitziges Blut ließ sie vorwurfsvoll klagen: „Herr, kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester mich allein wirtschaften läßt? Sag ihr doch, sie solle mir helfen!“ Eine peinliche Szene für den Gast! Sollte die schöne Eintracht unter den Geschwistern in Stücke brechen? Doch nein, kaum hatte Martha den Ärger, der sie gedrückt hatte, abgeschüttelt, da war ihr Herz wieder leicht und

ungekränkt nahm sie den freundlichen Verweis an, den der Meister ihr gab: „Martha, Martha, du machst dir viel zu schaffen. Nur Eines ist notwendig. Maria hat den besten Teil erwählt.“

Damit verurteilte Jesus die hausfrauliche Geschäftigkeit der Martha keineswegs. Kardinal Faulhaber schreibt: „Das Wort ist kein Bannfluch über die Arbeitsamkeit und keine Seligpreisung der Trägheit. Töchter, die nicht arbeiten und nicht spinnen und doch schöner gekleidet sind als Salomon in seiner Pracht, sind keine Töchter nach dem Herzen des Evangeliums. Wohl aber ist es ein Richt- und Richterwort, die Arbeit nicht als Ablenkung vom Gottesdienst aufzufassen, also nicht zum Götzendienst zu machen. Auch die Freunde der Arbeit haben den guten Teil erwählt, wenn ihre Arbeit zu Gott hin- und nicht von Gott ablenkt. Auch Martha war eine Jüngerin des Herrn.“

Daß Martha eine echte Jüngerin des Herrn war, bewies sie in den bangeren Tagen, da Lazarus schwer krank darniederlag. Da hielt sie sich nicht lange mit allen möglichen Hausmitteln und Arzneien auf, sondern sie schickte zu Jesus: „Meister, bitte, komm doch! Lazarus, den du lieb hast, ist krank“. Jesus stellte ihr Vertrauen auf eine harte Probe. Erst als die Begräbnisfeierlichkeiten vorüber waren und Lazarus im Grabe lag, erschien er in Bethanien. Kaum wurde sein Nahen den beiden Schwestern mitgeteilt, da eilte Martha dem Herrn ein Stück des Weges entgegen. Ihre Hoffnung, der Herr werde den Bruder retten, war bitter enttäuscht worden. Aber trotzdem sprach sie beim Anblick Jesu ein wundervolles Bekenntnis unentwegten Glaubens an seine Wundermacht und Göttlichkeit. „Herr, wenn du hier gewesen wärest, wäre mein Bruder nicht gestorben; aber auch jetzt weiß ich, daß Gott dir alles gewährt, um was du ihn bittest . . . Ich glaube, daß du Christus bist, der Sohn des lebendigen Gottes, der in die Welt kommen soll“. Und so sehr ist sie jetzt über alle Regungen der Eifersucht erhaben, daß sie in edler Selbstüberwindung ins Haus hineineilt, um Maria zu holen: „Der Meister ist da und ruft dich!“ Wahrhaftig, diese Frau war es wert, daß der Herr ihr seine Freundschaft schenkte und daß er als Lohn ihres Glaubens und ihrer Liebe den toten Bruder wieder auferweckte!

Noch einmal, am Tage vor seinem letzten Einzug in Jerusalem, durfte Martha den Herrn in Bethanien aufnehmen und ihm dienen. Dann verschwindet sie im Dunkel. Als Patronin der Hausfrauen lebt aber Martha, die emsige Schaffnerin von Bethanien, durch alle Jahrhunderte fort und alle die Mädchen und Frauen, die in mühsamem Tagewerk oft so undankbarer häuslicher Arbeiten Christus in ihren Angehörigen und Nächsten dienen, sehen in ihr ihr leuchtendes Vorbild.

Ignatius von Loyola

30. Juli

Am Pfingstmontag 1521 wurde die spanische Festung Pamplona durch die Franzosen erstürmt. Inigo (Ignatius) de Loyola, ein etwa 30jähriger Offizier, stand während der Beschießung der Zitadelle unerschrocken auf seinem Posten und leitete mit großer Umsicht die Abwehr des Ansturms, bis eine Kugel ihm das linke Bein zerschmetterte. Die Franzosen, die den tapferen Gegner ehrten, ließen den gefangenen Offizier nach seinem nahen Stammschloß in der baskischen Provinz Guipuzkoa schaffen. Wochenlang lag er nun unter größten Schmerzen darnieder. Das wunde Bein heilte zwar, aber es war schief zusammengewachsen und verkürzt. Was sollte ein krüppelhafter Offizier? So legte er sich erneut auf den Operationstisch, ließ mit zusammengebissenen Zähnen die Knochen des verletzten Beines noch zweimal brechen und wieder einrenken. Der Erfolg lohnte die schmerzvollen Opfer nicht. Das Bein blieb zeitlebens etwas verkürzt.

Immer konnte Ignatius in den langen Wochen seiner Genesung nicht über die verpatzte Laufbahn nachgrübeln. Er suchte Ablenkung, Zerstreuung. „Bringt mir doch etwas zu lesen!“ Mit Mühe stöberte man zwei verstaubte Bände in einem Winkel auf: das Leben Jesu des Kartäusermönches Ludolf von Sachsen und eine Heiligenlegende. Der kranke Offizier war wenig erbaut von diesem Lesestoff. Seine Lieblingslektüre waren bisher abenteuerreiche Ritterromane gewesen. Aber aus Langeweile liest man, was man sonst nie in die Hände nehmen würde. Interesselos begann Ignatius in der Legende zu blättern. Bald aber fesselten ihn die schlichten Berichte von den Großtaten der Heiligen. Ein Sturm erhob sich in seiner Seele. Wie kleinlich und unwürdig war all das bisherige ritterliche Getue, die Liebeshändel und militärischen Abenteuer gewesen! Was für Helden waren dagegen diese Heiligen! Heiße Scham verbrannte ihn, wenn er sein Leben mit dem der Heiligen verglich. Wie Gottesgewalt kam es über Ignatius. Sein Geist und Herz wurden so entflammt, daß er nichts anderes mehr wissen wollte als nur Jesus Christus. Die große Gnadenstunde seines Lebens, der große Wendepunkt, war gekommen. Von jetzt an kannte er nur noch ein Ziel, dem er nachjagen wollte: Die Ehre Gottes vor allem!

Was Ignatius einmal begonnen hatte, führte er mit eiserner Entschiedenheit durch. Kaum war er notdürftig ausgeheilt, da sattelte er sein Pferd und ritt zu den Benediktinern nach Montserrat. Nach dreitägiger Sammlung reinigte er sich in einer gründlichen Lebensbeichte und hielt in der Nacht vor Mariä Verkündigung in Ritterharnisch und Waffen die Ehrenwache am Gnadenbild der Gottesmutter. Am Morgen hing er Schwert und Dolch am Altare auf und vertauschte sein Rittergewand mit den Fetzen des nächstbesten Bettlers, dem er begegnete. In einer Höhle bei Manresa lebte er nun fast ein Jahr in Gebet und Betrachtung. Gewissensängste

quälten ihn, das Gefühl gänzlicher Gottverlassenheit legte sich dunkel über seine Seele. Nach langen Monaten erst errang er sich Ruhe und Frieden in der Erkenntnis von Gottes Barmherzigkeit. Gott beglückte ihn nun mit tiefen Freuden und großen Erleuchtungen. Die kostbare Frucht dieser inneren Wandlung und Erleuchtung wurde das berühmte Exerzitienbüchlein, das den Menschen zur Nachfolge Christi und durch diese Nachfolge zu einer größtmöglichen Ähnlichkeit mit Jesus führen wollte. Klar lag nun das Ziel und die Aufgabe seines Lebens vor Ignatius: Ritter des Christkönigs wollte er werden, die Fahne Christi auf Erden aufrichten, ein Heer tapferer Streiter um sie scharen und ihr die ganze Welt erobern. Ein unbändiger Tatendrang erfüllte ihn und litt ihn nicht mehr in der Abgeschiedenheit Manresas. Ins Heilige Land wollte er eilen, die geweihten Stätten der Christenheit in Ehrfurcht besuchen und dort dem Reiche Christi Seelen gewinnen. Er bettelte sich durch bis nach Venedig, wo ein Schiff ihn um Gotteslohn mit nach Palästina nahm. Zwei Monate lang war es ihm vergönnt, an den heiligen Orten zu weilen und zu beten. Aber die Verhältnisse waren so, daß aus dem geplanten ständigen Verweilen nichts werden konnte. Er fühlte auch immer deutlicher, daß er, um seine großen Ziele durchführen zu können, notwendig Priester werden mußte.

Mit einer staunenswerten Willenskraft begann nun der 33jährige Mann in Barcelona die Anfangsgründe des Latein zu lernen. Nach zwei Jahren unermüdlichen Lernens war er schon so weit, daß er die Universitäten von Alkala und Salamanca besuchen konnte. Schon jetzt begann er apostolisch zu wirken. Er sammelte junge Leute um sich und hielt ihnen Exerzitien. Die ungewöhnliche Tätigkeit erregte unter der Bevölkerung Aufsehen und Mißtrauen. Wiederholt nahm die Inquisition Ignatius wegen angeblicher Schwarmgeisterei in Untersuchungshaft. In Alkala saß er 42, in Salamanca 22 Tage im Gefängnis. Als man ihn entließ, da seine Unschuld klar zutage lag, forderte man ihn auf, religiöse Neuerungen zu unterlassen. Ignatius antwortete: „Ich hätte nicht gedacht, daß es etwas Neues sei, zu Christen von Christus zu sprechen.“ Um jedoch von allen Behinderungen frei zu werden, verließ er seine Heimat und ging an die Universität Paris, wo er seine Studien noch volle sieben Jahre fortsetzte (1528–1535).

Durch die Macht seiner Persönlichkeit und die wundersame Wirkung der geistlichen Exerzitien gelang es ihm, sechs hochbegabte, edle Männer als dauernde Gefährten zu finden, unter ihnen Peter Faber und Franz Xaver. Um ihrem Bunde einen festen Halt zu geben, legten sie am Mariä Himmelfahrtstag 1534 in der St. Dionysiuskapelle des Montmartre die Gelübde der Armut und der Keuschheit ab; auch verpflichteten sie sich gleich Ignatius ins Heilige Land zu pilgern, um dort Gott zu dienen in der Förderung sowohl des eigenen Seelenheils als auch des der Mitmenschen. Sollte die Überfahrt nach Palästina oder der Aufenthalt dort unmöglich sein, so sollten sie nach einem Jahre Wartezeit dieser Verpflichtung ledig sein. Dann würden sie sich dem Papste zur Verfügung stellen.

Im Winter 1536/37 machten sie sich auf den Weg. Auf dem Rücken einen Ranzen mit Brevier, Bibel und Kollegheften, um den Hals den Rosenkranz, so wanderten die Männer von allem Eigentum entblößt, ihrem Ziele zu. Da Venedig mit der Türkei im Kriege lag, warteten sie vergeblich auf ein Schiff, das sie ins Heilige Land brachte. Sie mußten schließlich ihren Plan aufgeben und wanderten nach Rom. Im Jahre 1540 bestätigte Paul III. den neuen Orden. Er nannte sich „Gesellschaft Jesu“. Die Regel des neuen Ordens wich in manchen Punkten von den Regeln der alten Orden ab. Es lag dem Heiligen daran, seine Gesellschaft ganz dem Menschenleben mit seinen vielen Bedürfnissen und den Zeitverhältnissen anzupassen. Die „Jesuiten“ sollten eine größere Freiheit und Beweglichkeit zu apostolischer Arbeit haben als es den Mitgliedern anderer Orden möglich war. Deshalb sollten sie nach dem Willen ihres Stifters im Gegensatz zu den alten Männerorden kein Mönchsgewand tragen und sollte das gemeinschaftliche Chorgebet nicht für sie verpflichtend sein. 16 Jahre leitete Ignatius von Rom aus seinen Orden und brachte ihn durch eine erstaunliche Organisationsgabe zu rascher Entwicklung. Als er starb, zählte der Orden bereits 1000 Mitglieder und besaß über 100 Niederlassungen. Die Gesellschaft Jesu wurde zur bewährten Streitmacht des Papstes und zum stärksten Bollwerk gegen die besonders in Deutschland mächtige Irrlehre Luthers.

Das Feuer apostolischen Eifers und opferfroher Christusliebe, das in seinem eigenen Herzen brannte, wußte Ignatius auch in den Herzen seiner Mitarbeiter zu entzünden. „Geht hin und setzt die ganze Welt in Brand!“, so sprach er zu ihnen, als er sie auf Apostelpfade schickte. Selbstlos sollten sie sich hinopfern im Dienste der Kirche und zur Ehre Gottes. „Alles zu größerer Ehre Gottes!“ Das war der Leitgedanke, den er immer wieder in seinen Weisungen für den Orden wiederholte. Wenn es die Ehre Gottes galt, war ihm nichts zu schwer. „Seit dreißig Jahren habe ich niemals etwas verschoben, was zur Ehre Gottes einmal beschlossen war“, sagte er von sich. Der Eifer für die Ehre Gottes verzehrte ihn. Er war so von Gott erfüllt und durchglüht, daß niemand mit ihm in Berührung kommen konnte, ohne einen tiefen Eindruck zu erhalten. Wenn er die hl. Messe feierte, brach die Gottesliebe mit solchem Leuchten aus ihm, daß alle wie gebannt waren. Er konnte am Altar so ergriffen werden von Inbrunst, daß er körperlich fast zusammenbrach und öfter das hl. Opfer kaum zu Ende führen konnte.

Unerbittlich hart gegen sich selbst und schonungslos in seinen Forderungen an sich, obwohl er fortdauernd mit schmerzlichen Krankheiten zu tun hatte, war er voll gütigen Verstehens gegen andere. Er wollte von ihnen keine übertriebenen Bußübungen, keine maßlose oder düstere Askese. Er wußte es: „Die Seelenkrankheiten entstehen ebenso aus Lauheit wie aus übertriebenem Eifer“. Und er sagte einmal: „Eine ganze Gesundheit und eine Unze Heiligkeit ist mir lieber als eine Unze Gesundheit und eine ganze Heiligkeit“. Er wollte damit sagen, daß es dem Willen Gottes mehr entspräche, sich körperlich gesund zu erhalten, um mit ganzer

Kraft im Reiche Christi arbeiten zu können als durch unvernünftige Bußübungen sich gesundheitlich zugrunde zu richten und arbeitsunfähig zu machen. Er sorgte als Ordensgeneral für die Seinen mit der größten Liebe und Hingabe bis ins Kleinste. Es war nicht übertrieben, wenn seine Untergebenen sagten: „Er besteht aus lauter Liebe und Güte.“ Wie groß war deshalb die Trauer, als Ignatius am 31. Juli 1556 in die Ewigkeit heimging! Was er in seinem Exerzitienbüchlein gebetet und durch sein ganzes Wirken so herrlich zum Ausdruck gebracht hatte, konnte er jetzt zum letztenmal dem Herrn entgegenjubeln: „Nimm hin, Herr, alle meine Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, alles, was ich besitze. Du hast es mir gegeben. Dir, Herr, stelle ich es zurück. Alles ist dein. Verfüge darüber ganz nach deinem Willen. Gib mir nur deine Liebe und Gnade, das genügt mir.“

OMNIA AD
MAIOREM DEI
GLORIAM!

Alles zur größeren
Ehre Gottes!

IGNATIUS VON LOYOLA
DEVISE SEINES ORDENS

„Suchen Sie immer in Ihren Handlungen die Ehre Gottes und seiner Kirche, das Heil der Seelen und Ihre eigene Vollkommenheit und geben Sie garnicht acht auf das, was von außen vorgeht. Sagen Sie mit dem Verfasser der Nachfolge Christi: heute ist man für mich, morgen kann man gegen mich sein. Ich will vor allem trachten, meinem Gott wohlzugefallen, mein Elend immer vor Augen zu haben, damit ich mich nicht selbst erhebe und Gott dadurch mißfalle, dem allein alle Ehre gebührt.“ Mit diesen Worten, die Mutter M. Alphonsa an eine ihrer Oberinnen richtete, hat die Stifterin der Niederbronner Schwestern aufs beste ihre eigene Seelenhaltung bezeichnet. Unberührt von dem Lob oder Tadel einer wankelmütigen Welt, den Blick einzig auf die Ehre Gottes und das Heil der Seelen gerichtet, ging diese heiligmäßige Frau durchs Leben.

Das reizend gelegene Badestädtchen Niederbronn in den Vogesen ist die Heimat dieser Frau voll bescheidener Einfachheit und tiefer, begnadeter Frömmigkeit. Am 9. September 1814 wurde sie hier im Schoße einer einfachen Bauernfamilie geboren und bekam als kostbares Erbteil von den Eltern frommen Sinn und kernige Biederkeit in die Wiege gelegt. Der tiefreligiösen Mutter war es die größte Herzensangelegenheit, die empfänglichen Herzen ihrer elf Kinder, von denen Elisabeth, die spätere M. Alphonsa, die älteste war, dem Heiland zuzuführen. Erlauschte Gespräche über das Leiden Christi erpreßten der Fünfjährigen bittere Tränen. Als sie einmal vor einem Feldkreuz die Mutter fragte, warum man den lieben Heiland so gemartert habe, gab die Mutter zur Antwort: „Kind, das haben unsere Sünden getan“. Elisabeth fragte weiter, was denn Sünde sei? Da erklärte die Mutter: „Du hast eine Sünde und beleidigst Gott, wenn du nicht mit gefalteten Händen schön betest, wenn du beim Beten unachtsam herumschaust, wenn du ungehorsam bist, wenn du mit andern Kindern dich zankst.“ Von da an bestrebte sich die Kleine aufs ernsthafteste alles das zu meiden, was die Mutter als Sünde bezeichnet hatte. Mit Zähigkeit kämpfte sie schon in diesen frühen Kinderjahren gegen ihre Hauptfehler, Eigensinn und Jähzorn – Neigungen, die ihr auch noch in späteren Jahren öfter zu schaffen machten. Zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde für die vierzehnjährige der erste Gang zum Tisch des Herrn. Mit heiligem Ernst und größter Gewissenhaftigkeit bereitete sich Elisabeth auf diesen Tag vor. Sie erzählte später über die Vorbereitungszeit: „Wenn ich mich allein befand und von andern nicht bemerkt werden konnte, kniete ich nieder, hob meine Hände auf, öffnete meinen Mund und ahmte so genau jene Leute nach, die ich recht fromm zur hl. Kommunion hatte gehen sehen. Innerlich betete ich dabei: „O mein Jesus, wie will ich mich doch zur hl. Kommunion vorbereiten! Könnte ich doch mit rechter Andacht und Liebe vor dir knien!“ Und als der große Gnadentag vorüber war,

ruhte Elisabeth von der sehnächtigen Liebe zu Jesus gedrängt, nicht, bis es ihr vom Ortpfarrer erlaubt wurde, entgegen dem damals üblichen Brauch zuerst wöchentlich, dann täglich die hl. Kommunion zu empfangen.

Die Beschäftigung mit religiösen Fragen ließ sie nicht los. Dauernd grübelte das ernste Mädchen über die wunderbaren Geheimnisse des Glaubens. Die Wahrheiten des Katechismus erschlossen ihr den Blick in eine neue, köstliche Welt, in die sie sich mit ganzer Inbrunst versenkte. Ein klarer Drang nach innerer Vollkommenheit trieb die strebsame Seele des Mädchens unter der trefflichen Führung des frommen Ortpfarrers Reichard vorwärts und ließ sie in den Übungen des Gebetes und der Tugenden die reinste Freude finden.

Es kann nicht wundernehmen, daß aus dieser ständigen Beschäftigung mit religiösen Dingen in Elisabeth schon früh der Wunsch erwuchs, in einen Orden einzutreten. Gott schien sie aber einen andern Weg führen zu wollen. Denn als die Zeit der Entscheidung kam, befahl die Siebzehnjährige eine jahrelange, heftige Krankheit, welche die Erfüllung des Herzenswunsches in weite Ferne zu rücken schien. Daß Gott Außerordentliches mit Elisabeth vorhatte, zeigen die großen Veränderungen, die während der Schmerzensjahre in ihrem innern und äußern Leben vorgegangen waren und die den Namen des schlichten Bauernmädchens von Niederbronn weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaustrugen. Die Einsamkeit der Krankenstube, die vielen schlaflosen Nächte, die körperlichen Gefühlsüberreizungen, der ständige Verkehr der weltabgewandten Seele mit Gott, mit dem sie durch die Übung des innerlichen Gebetes in dauernder Verbindung lebte, brachten die Kranke schließlich in jene eigentümlichen Zustände, die dem Kenner des mystischen Lebens nichts Fremdes sind. Elisabeth Eppinger glaubte in Augenblicken der Entrückung von Christus unmittelbaren Verkehrs gewürdigt zu werden, Weisungen von ihm zu bekommen, die sich auf ihr eigenes Seelenheil und das anderer bezogen, ja sogar Einblick in zukünftige, bedeutsame Geschehnisse zu erhalten. Die Kunde von diesen seltsamen Vorgängen lief rasch durchs Land. Überall sprach man von der „geistigen, ekstatischen“ Jungfrau in Niederbronn. Leute aller Stände kamen, um den Rat der Begnadeten zu holen. Geistlicher Einspruch vermochte den Zulauf nicht mehr zu hemmen. Der Diözesanbischof Räß von Straßburg, der Elisabeth wiederholt einer eingehenden Prüfung unterzog, bewunderte in ihr eine hochbegnadete Seele von lauterster Gesinnung und bestem Glauben.

Elisabeths Wunsch, Christus im Ordensstand zu dienen, blieb auch während ihrer Leidensjahre immer rege. Gerade die fortgesetzte Belästigung durch die vielen Besucher ließ den Wunsch nach klösterlicher Abgeschlossenheit immer lebendiger werden. Schon erklärten sich die Schulschwestern von der göttlichen Vorsehung bereit, sie trotz ihrer Krankheit aufzunehmen, da verweigerte der Bischof die Zusage. Er glaubte, den wohlthätigen Einfluß der Kranken auf die Allgemeinheit nicht unterbinden zu dürfen.

Gott hatte mit Elisabeth Eppinger anderes vor. In den Septembertagen 1848 erhielt sie die Erleuchtung, daß sie bestimmt sei, durch Gründung eines eigenen Ordens an der Linderung der großen religiösen und sozialen Nöte der Zeit mitzuwirken. Schon im nächsten Frühjahr konnte Pfarrer Reichard dem Bischof die Satzungen der geplanten Kongregation vorlegen. So entstand die Genossenschaft der „Töchter des göttlichen Erlösers zur Verpflegung armer Kranker und Unterstützung anderer Armer, errichtet zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä, unter Anrufung des hl. Alphons Maria von Liguori und der heiligen Theresia“. Dieser zu ausführliche Titel wurde 1867 in die Bezeichnung „Schwestern vom allerheiligsten Heiland“ umgewandelt, der in unserer Zeit beim Volk fast allgemein dem Namen „Niederbronner Schwestern“ wich. Hauskrankenpflege und Armenhilfe waren die zwei Arbeitszweige, welche die Stifterin bei der Gründung ihres Ordens im Auge hatte. Der ganze Aufbau der Kongregation verrät in seinem zeitgemäßen Plane einen scharfen Blick für die Bedürfnisse der Zeit und eine gesunde Frömmigkeit. Am 28. August 1849 bezog Elisabeth Eppinger, von jetzt an Mutter Maria Alphonsa genannt, ein ärmliches Klösterchen, das sie aus eingegangenen Spenden hatte bauen lassen.

Erstaunliche Klugheit und Sachlichkeit zeichneten die Stifterin in der Leitung ihrer Genossenschaft aus. Ohne höhere Geistesbildung wurde Mutter Alphonsa zur Achtung gebietenden Persönlichkeit: Sie erwies sich als Meisterin in der schweren Kunst Menschen für Gott und für den Dienst an der Mitwelt zu erziehen. Mit einer Willenskraft ohnegleichen brachte Mutter M. Alphonsa ihr Werk durch all die Schwierigkeiten und Anfeindungen der ersten Jahre zu rascher Entwicklung und Blüte. Das Bauernmädchen von einst, das in der Schule der Innerlichkeit und des Leidens herangereift war, wußte, was es wollte. In dem durch Krankheiten geschwächten Leib wohnte eine ungewöhnlich starke Seele, deren stärkste Stütze ein grenzenloses Gottvertrauen war. Die 18 Jahre, welche die Stifterin an der Spitze der Kongregation stand, brachten für die Genossenschaft einen einzigartigen Aufschwung. Die fortgesetzte Anspannung aller Kräfte führte aber einen plötzlichen Zusammenbruch der 53jährigen Frau herbei. Ein schweres Gehirnfieber riß sie am 31. Juli 1867 mitten aus ihrer Tätigkeit, ohne daß es ihr noch vergönnt war, letzte Worte der Liebe und Ermahnung an ihre erschütterten geistlichen Töchter zu richten.

Die Menschheit wieder hinzuführen zum Heiland im Tabernakel, ihre Herzen aufzuschließen seinem sanften Liebeswerben: „Kommt zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, bei mir ist Erquickung!“ — das war die große Aufgabe, die die Vorsehung für einen Seligen der Neuzeit bestimmt hatte: Peter Julian Eymard. Er wurde zum Herold des Allerhöchsten, zum Apostel der heiligen Eucharistie.

Am 4. Februar 1811 in La Mure d'Isère in Südfrankreich geboren, offenbarte Julian schon sehr frühzeitig eine erstaunliche Hinneigung zu Jesus im Tabernakel, die von seiner frommen Mutter eifrig genährt wurde. Rief man zu Hause vergeblich nach dem Knaben, dann brauchte man bloß in die Kirche zu gehen, um ihn vor dem Tabernakel in traulichem Zwiegespräch mit Jesus zu finden. In diesen Stunden vor dem Tabernakel erwachte in Julian der Wunsch, Priester zu werden. Er stieß damit beim Vater auf harten Widerstand. Julian mußte als Lehrbube in der väterlichen Schmiedewerkstätte den Blasbalg ziehen und am Amboß stehen. Des Abends aber, wenn er den Ruß vom Gesicht gewaschen hatte, stahl er sich zu studierenden Schulkameraden und ließ sich von ihnen in die Anfangsgründe des Latein einführen. Gott fügte es, daß ein Oblatenpater nach La Mure kam. Julian ergriff die Gelegenheit und sprach mit dem Pater von seinem großen Herzenswunsch, Priester zu werden. Der Vater gab seinen Widerstand auf, als der Pater sich bereit erklärte, Julian mit sich ins Noviziat nach Marseille nehmen zu wollen. Mit ungestümem Eifer stürzte sich der Siebzehnjährige über die Bücher, um möglichst rasch das Versäumte einzuholen. Diesem Ungestüm hielt seine Gesundheit nicht stand. Julian kam nach zehnmonatlichem Aufenthalt im Noviziat schwer krank nach Hause. Es stand so schlimm um ihn, daß er die Sterbesakramente empfing. Doch während alle an seinem Aufkommen zweifelten, behielt er sein festes Vertrauen und äußerte immer wieder voll Zuversicht: „Ich werde noch Priester werden!“ Und in der Tat zwang er die Krankheit nieder und konnte das unterbrochene Studium wieder aufnehmen.

Drei Jahre später, 1834, durfte der Apostel des Altarsakramentes mit ergriffener Seele zum erstenmal die heiligen Geheimnisse feiern und das Opferbrot in Händen halten. Seine Ehrfurcht vor dem hl. Opfer war so groß, daß er sich jedesmal zwei Stunden darauf vorbereitete und fast ebenso lange Zeit zur Danksagung verwendete. Er schien nur für die hl. Eucharistie zu leben. Sie war der Mittelpunkt seines Denkens und Tuns, die Sonne, um die sein ganzes Wesen kreiste. Als Vikar in Chatte und als Pfarrer in Monteynard war das oberste Ziel seiner Seelsorgearbeit, den Feuerbrand der Liebe zu Jesus im Tabernakel in die Herzen seiner Pfarrkinder zu werfen und sie aufzurufen zum Ehrendienst vor dem Sakrament. Nur ungern ließ der Bischof den eifrigen Priester ziehen, als die Liebe zu Maria

Eymard bewog, sich der neugegründeten Kongregation der Maristen anzuschließen. Nach kurzer Zeit schon wurde er Provinzial von Lyon, später Novizenmeister. Überall war es sein oberstes Arbeitsziel, die Verehrung zum heiligsten Sakrament zu fördern. Das war die wunderkräftige Arznei, mit der er alle Schäden und Schwächen heilte und jede Gemeinschaft zum Blühen brachte. Gott hatte ihm aber noch eine besondere Aufgabe für die Förderung der Andacht zur Eucharistie zugedacht. In mehreren Erscheinungen gab ihm Maria den Auftrag, eine eigene Kongregation zur Verehrung der hl. Eucharistie und zur Sühne für die vielen Kränkungen und Mißachtungen dieser höchsten Liebestat Gottes zu gründen.

Erst nachdem Eymard den Plan von drei Bischöfen hatte prüfen lassen und die Zustimmung des Papstes eingeholt hatte, ging er an die Durchführung des Werkes. Mit zwei Gefährten rief er in Paris die „Genossenschaft vom allerheiligsten Sakrament“ (Eucharistiner) ins Leben. Der Zweck der neuen Genossenschaft sollte nach den Worten des Stifters sein „sich Jesus in der heiligen Eucharistie zu weihen und die christlichen Seelen für diesen Dienst zu gewinnen.“ In den Kirchen der Eucharistiner ist Tag und Nacht das Allerheiligste in feierlicher Weise, im Lichterglanz und Blumenschmuck, auf seinem Gnadenthron ausgesetzt, und die Mitglieder halten durchschnittlich zwei volle Stunden Anbetung, eine bei Tag und eine in der Nacht. Diese Aussetzung verfolgt den Zweck, die Katholiken recht eindringlich auf das hinzuweisen, was sie an Kostbarstem besitzen, den Mittelpunkt der katholischen Gotteshäuser, durch den alle übrigen „Andachten“ erst Sinn und Berechtigung erhalten. Der Priesterkongregation der Eucharistiner stellte Eymard eine Frauenkongregation an die Seite, die „Dienerinnen des heiligsten Sakramentes“ (Eucharistinerinnen). Durch ihr immerwährendes Gebet sollten sie das Predigtapostolat der Männerkongregation unterstützen und befruchten.

Ganz klar erkannte Julian Eymard, daß es für die wachsenden Zeitübels keine kräftigere Arznei gebe als die Eucharistie. Durch ständige eucharistische Predigten suchte der Missionar des heiligsten Sakramentes diese Liebe zum verborgenen Gott zu wecken, besonders auch durch Belebung des eucharistischen Geistes bei den Priestern. „Die Priester heiligen durch die Eucharistie, das schließt alles in sich. Mit den Priestern hat man die Pfarrgemeinden, das ganze Land.“ Aus diesem Gedanken heraus rief er 1858 den „eucharistischen Verein der Priester der Anbetung“ ins Leben.

In der Verehrung der Eucharistie sah Peter Julian Eymard den Blitzableiter zur Abwehr des Zornes Gottes, der durch die vielen Sünden der Menschen wachgerufen wird. Er war fest überzeugt: „Die Eucharistie muß die Herrschaft des Heilands über die ganze Erde herbeiführen!“ In Worten mitreißender Begeisterung konnte er in seinen Predigten unablässig von der Eucharistie sprechen. „Was ist doch die Aussetzung Herrliches! Neben ihr gibt es außer dem heiligen Meßopfer nichts Schöneres mehr auf der Welt! Eines nur ist schön: die heiligste, aller Liebe

und Anbetung würdige Hostie! ... Wie groß ist doch die Macht der Anbetung! Haltet doch Anbetung, haltet zusammen, um Anbeter zu werben! Eine einzige Person kann ein ganzes Land in Flammen setzen ... Lernt von ganzem Herzen mit vollen Händen aus diesen Liebesfluten schöpfen, die der göttliche Heiland im heiligsten Sakrament ergießt. Bildet für Jesus einen Hofstaat von Anbetern heran und Gott wird euch segnen!" Schon Jahrzehnte, bevor Pius X. seine berühmten Kommuniondekrete erließ, eiferte und arbeitete der selige Peter Julian Eymard für den öfteren, ja täglichen Empfang der hl. Kommunion und machte so die Bahn frei für die eucharistische Bewegung unseres Zeitalters, die der heilige Papst Pius X. einführte.

Als der Selige am 1. August 1868 in seiner Heimat La Mure, durch ein schweres Leiden geprüft, starb, hatte sein ständiger Ruf: „Adveniat regnum tuum eucharisticum – zu uns komme dein eucharistisches Reich“ bereits einen starken Widerhall gefunden. Die Kongregation Peter Julian Eymards, der 1925 selig gesprochen wurde, setzt die Bemühungen ihres Stifters fort, daß dieser Ruf weiter über den Erdenrund hallt und bei allen Gutgesinnten ein freudiges Echo findet und immer neue Scharen von Anbetern und Freunden des göttlichen Sakramentes erweckt.

Alphons von Liguori

2. August

Was mir am hl. Alphons so ganz besonders gefällt, ist dies, daß er allezeit ein Mann der Schmerzen war, daß Leiden und Sorgen wie Gottes Schutzengel ihn durchs Leben begleiteten. Schon an die Wiege des 1696 in einem vornehmen Palast bei Neapel geborenen Grafenkindes trat ein leidverheißender Simeon. Der heilige Jesuitenmissionar Franz von Hieronymus nahm bei einem Besuch in dem Haus des Seeoffiziers Giuseppe di Liguori den kleinen Alphons auf seine Arme, segnete ihn und sprach: „Das Büblein wird alt, sehr alt werden, erst nach mehr als 90 Jahren wird es sterben, es wird Bischof werden und Großes wirken für Jesus Christus.“

Vielleicht denkst du: da ist doch mit keinem Wort von Schmerz und Leid die Rede. Aber sieh einmal näher zu: über 90 Jahre alt werden, die Mühseligkeiten eines Greisenalters bis zur Neige ausschlürfen müssen – ist das kein Kreuz? Und Bischof werden, die Last der Bistumsverwaltung und die Verantwortung für alle die vielen Seelen vor Gott tragen – das sollte kein Kreuz sein? Und Großes wirken

für Jesus – ja ohne Zweifel, das ist das Schönste und Herrlichste, was sich ein Mensch wünschen kann. Aber es ist auch das größte Kreuz, das Gott in seiner Güte dem schwachen Menschen aufladen mag. Denn Großes wirken für Christus kann nur der, der sich ständig hinopfert und sich abstirbt, um für andere leben zu können.

Das erste Leid überfiel Alfonso di Liguori, da er als vielgesuchter Rechtsanwalt einen bedeutenden Prozeß verlor. Die hervorragenden Rechtskenntnisse, die klare, scharfe Urteilskraft des jugendlichen Advokaten, seine glänzende Beredsamkeit, hatten den jungen Grafen rasch zum gesuchten Anwalt gemacht. Als der Herzog von Gravina mit dem Großherzog von Toskana einen Rechtsstreit hatte, in dem es sich um Millionen handelte, wußte er nichts Klügeres zu tun, als den jungen Dr. jur. Liguori zu seinem Anwalt zu nehmen. Mit stolzer Freude ergriff dieser die willkommene Gelegenheit, durch glänzende Führung dieses aufsehenerregenden Prozesses sich einen bedeutenden Namen zu verschaffen. Halbe Nächte lang saß er über den Akten und studierte, bis er seiner Sache ganz sicher war. In der zuverlässigen Erwartung des Sieges ging er zur Gerichtssitzung und hielt mit übersichtlicher Sicherheit eine glänzende Rede. Das Publikum war begeistert, der Gerichtshof zollte Liguoris Ausführungen lebhaft Beifall. Schon nahm dieser von allen Seiten die Glückwünsche zum errungenen Sieg entgegen, da machte der Vertreter des Großherzogs auf eine Urkunde aufmerksam, die alles umstieß. Wie oft hatte sie Alphons gelesen! Was ihm bei gewissenhaftem Studium nicht aufgefallen war, erkannte er jetzt in einem Augenblick. Mit bebender Stimme mußte er gestehen: „Diese Urkunde gibt Ihnen völlig recht, ich habe mich geirrt.“ Schamübergossen stürzte er aus dem Saal. Sein Ehrgeiz hatte einen tödlichen Stoß erlitten. Mit Entsetzen fühlte der junge Anwalt den Zusammenbruch seines bisherigen Lebensglückes. Drei Tage lang schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ keinen Menschen zu sich. Trübe lag die Zukunft vor seiner erschütterten Seele. Was sollte aus ihm werden? Ein heißer Kampf war es, den der junge Gelehrte durchzuringen hatte. Und er rang ihn durch bis zum Siege. Aus dem Anwalt rechtsuchender Menschen wollte er ein Anwalt Gottes werden, ein Verteidiger der Rechte Gottes, ein Kämpfer seines Lobes, ein Missionar.

Alfonso opferte seinen Degen der lieben Gottesmutter und wurde Priester und Missionar. 1726 erhielt er die Priesterweihe. Gott hatte ihn dazu ausersehen, eine neue Ordensgenossenschaft ins Leben zu rufen, deren Mitglieder es sich zur Aufgabe machen sollten, durch möglichst getreue Nachfolge des göttlichen Erlösers vorerst sich selbst zu heiligen, so dann den verlassensten Seelen durch Missionen, Exerzitien und sonstige seelsorgliche Hilfe beizustehen. Am 9. November 1732 legte Alphons im Verein mit einigen gleichgesinnten Priestern und Laien den Grundstein zur Kongregation des allerheiligsten Erlösers (Redemptoristen). Damit begann der lange Kreuzweg, der erst in der Sterbestunde sein Golgotha finden sollte.

All ihre Kräfte bot die Hölle auf, um den Heiligen von seinem Wege abzubringen, sein Werk zunichte zu machen. Die Gegner des Heiligen und der jungen Genossenschaft scheuten vor keinen Waffen zurück, auch nicht vor den vergifteten Waffen der Lästerung und Verleumdung. Sie gingen darauf aus, Alphons offen und heimlich auf jede Weise zu verdemütigen und beschämen. Sie schickten an König und Papst Anklageschriften mit erlogenen Verdächtigungen und haltlosen Lügen. Sie trieben den Keil der Uneinigkeit in die wachsende Kongregation und brachten es zuwege, daß die eigenen Ordensbrüder dem Heiligen Wunde auf Wunde schlugen. Wie sehr litt der friedliebende Gottesmann unter diesen fortgesetzten Gehässigkeiten und Anfeindungen! Wohl wußte er: „Die Kongregation wird nicht unter dem Beifall und dem Schutz der Fürsten aufblühen, sondern auf dem Wege der Verachtung, der Armut, des Elends und der Verfolgungen. Das ist der Wille des Herrn.“ Aber das Kreuz lag doch schwer auf den schwachen Schultern.

Dazu kam das größte aller Leiden: innere Trostlosigkeit senkte sich über die Seele des Heiligen. Alle inneren Tröstungen entzog ihm der Herr. Am Altar fühlte er, der innige Verehrer des heiligsten Sakramentes, keine Andacht mehr, sein Gebet war trocken und gezwungen; er suchte Gott und fand ihn nirgends. „Ich gehe zu Jesus“, seufzte er, „und er stößt mich zurück; ich flehe zu Maria, und sie hört mich nicht“. Er, der als Beichtvater und Prediger, als Schriftsteller und Missionar ungezählte Seelen auf den Pfaden des innerlichen Lebens so sicher geleitet und ihre Ängste mit einem einzigen Wort zerstreut hatte, geriet jetzt selber in solche Gewissensnot, daß er sich nicht zu helfen wußte. Überall sah er Sünde. Immerfort quälte ihn die Furcht, Gott zu beleidigen. Er glaubte, die Gnade Gottes verloren zu haben und er fürchtete für sein ewiges Heil. Versuchungen aller Art fielen ihn an: Gedanken des Hochmuts und des Unglaubens, Anfechtungen gegen die Herzensreinheit. Das Gebet brachte ihm keine Erleichterung. „Ich wende mich an Gott“, jammerte er eines Tages, „und er stößt mich, wie es scheint, zurück. Ich sage: mein Jesus, ich liebe dich; und ich höre die Antwort: du lügst!“

Es waren schreckliche Kämpfe, die der große Heilige zu bestehen hatte. Doch es war die gütige Hand eines weisen Vaters, die den Heiligen durch diese stürmische Nacht der Seelennot führte. Er, der zahllose Seelen auf den Pfad der Vollkommenheit geführt hatte und noch führen sollte, mußte aus eigener Erfahrung kennenlernen, was er zum Troste und zur Belehrung jener begnadeten Seelen, die Gott auf den dunkelsten Pfad des geistlichen Lebens lenkt, niederschreiben sollte. Er mußte durch die Nacht und Finsternis gehen, um andern Licht bringen zu können. St. Alphons wäre niemals der Missionar geworden, der durch seine Predigten die Herzen der Sünder so mächtig erschütterte; er wäre niemals der erleuchtete Schriftsteller geworden, dessen Bücher Ungezähltes Licht und Wahrheit brachten, wenn Gott ihn nicht durch das Dunkel innerer Trostlosigkeit und durchs Feuer heißer Versuchungen geführt hätte.

Die vielen seelischen Erschütterungen, die aufreibende Missionstätigkeit, die Abfassung seiner großen literarischen Werke, die mühevollte Leitung der Kongregation, die Verwaltung des Bistums St. Agatha, das der Papst ihm übertragen hatte, die außerordentlichen Kasteiungen und Bußwerke hatten die Körperkraft des Heiligen vorzeitig aufgerieben. Wurde das Kreuz der inneren Leiden mit zunehmendem Alter zeitweise leichter, so nahm das Kreuz körperlicher Mühsal von Jahr zu Jahr zu. Ein starkes Rheumatismusleiden brachte ihm unsagbare Schmerzen. Lange Zeit war ihm das Liegen im Bett unmöglich. Unbeweglich mußte er Tag und Nacht in dem Lehnstuhl bleiben, in den man ihn des Morgens gesetzt hatte. Schließlich wurden durch das Leiden die Nackenwirbel gelähmt und der Kopf gewaltsam niedergebogen. Aber mochten auch rasende Schmerzen mit schneidender Schärfe seinen entkräfteten Leib durchzucken, nicht die leiseste Klage entfuhr seinem Munde. Als er eines Tages durch lange Schlaflosigkeit ganz erschöpft war, sagte er: „Ich wollte ein bißchen schlafen, allein Gott wollte es nicht; nun, so will ich es auch nicht“. Er wußte nichts anderes, als den Willen Gottes. Seine Ergebung war wunderbar; es war die Ergebung eines Heiligen, der ganz von Liebe zu seinem Gott verzehrt wurde.

Hart und lang war der Kreuzweg, den St. Alphons von Liguori gehen mußte. An mancher Station sank er wie zerschlagen unter der Wucht der Leidensbalken zu Boden, besonders in jener schwersten Stunde, da er beim Papst in Ungnade gefallen, seines Amtes als Oberer der Genossenschaft entsetzt wurde. Aber immer kam die alles besiegende Gottesliebe dem Heiligen zu Hilfe und richtete ihn auf und machte ihm das Kreuz süß. Der starke Trost, den er aus der Verehrung des allerheiligsten Sakramentes und aus der kindlichen Liebe zur Gottesmutter gewann, halfen ihm über alle Bitterkeiten hinweg, bis er sterbend den Siegesruf jubeln konnte: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Es war in der Mittagsstunde des 1. August 1787, unter dem Läuten des „Engels des Herrn“, daß Alphons von Liguori als Greis von 91 Jahren zu Nocera dei Pagani im Kreis seiner Mitbrüder starb. 1839 unter die Heiligen aufgenommen, wurde er 1871 zur Würde eines Kirchenlehrers erhoben.

Der Gedanke an Johannes den Täufer wird wach, wenn man das Lebensbild dieses ausgezeichneten Bischofs betrachtet, an dem sich das Wort Pauli bis zum Übermaß erfüllte: „Alle, die fromm leben wollen in Christo Jesu, werden Verfolgungen leiden“. Schwierigkeiten erwachsen ihm in seinem Bischofsamt wie selten einem Kirchenfürsten. Der Kaiser bedrohte ihn, der Klerus empörte sich gegen ihn, das Volk murrte. Aber Bischof Altmann stand fest und handelte nach seiner Überzeugung; er war wie Johannes kein Schilfrohr, das nach jedem Wind sich beugt. Mochte das Mißgeschick über ihn hereinbrechen wie ein übermächtiger Sturm, er zerbrach nicht wie ein morsches, schwaches Schiff unter dem Anprall der Wogen, er stand ungebeugt und ungebrochen und verlor nicht den Glauben ans Leben, an die Menschheit, an Gott. Unbedingtes Gottvertrauen und unerschütterliches Pflichtbewußtsein verbinden sich bei Bischof Altmann mit dem köstlichen Bluterbe seines Stammes, dem „Sachsentrotz“, dem „westfälischen Eisenkopf“, dem unbeugsamen Festhalten an Wahrheit und Recht.

Ein Sohn der roten Erde hatte Altmann an der ausgezeichneten Domschule zu Paderborn unter Bischof Meinwerk seine Studien begonnen und sie an der Universität Paris vollendet. Reich an Geistes- und Herzensbildung kehrte er in sein Vaterland zurück, um bald nach Empfang der Priesterweihe ein Kanonikat und die Leitung der Domschule in Paderborn zu übernehmen. Kaiser Heinrich III. lernte den ausgezeichneten Domscholaster kennen und berief ihn wegen seiner überragenden Charaktereigenschaften an den Hof. Er konnte sich freilich nur noch wenige Monate des Rates dieses trefflichen Priesters erfreuen, da der Tod 1056 ihm die Zügel des Reiches aus der Hand nahm. Kaiserin Agnes wollte des ausgezeichneten Mannes nicht entraten. Als 1064 ein gewaltiger Pilgersturm von Deutschland aus sich ins Heilige Land ergoß, begehrte Altmann von der Kaiserin Urlaub und schloß sich den Wallfahrern an. Gegen 6000 Menschen suchten in größter Begeisterung unter der Führung des Bischofs Günther von Bamberg die heiligen Stätten auf. Ernster noch als er fortgezogen war, kam Altmann in die Heimat zurück. Er hatte auf Golgotha gekniert und dort sich den Willen und die Kraft zum Kreuztragen erlehrt. Auf der Heimreise traf ihn in Ungarn eine Gesandtschaft der Kaiserin, die ihm seine Ernennung zum Bischof von Passau verkündete.

Die Diözese Passau erstreckte sich damals über ganz Ober- und Niederösterreich. Die Zustände des Bistums waren höchst unerfreulich. Das kirchliche Leben war arg zerfallen, die Zucht bei Volk und Klerus tief gesunken. Die Priester waren zum großen Teil ungebildet und verstanden kaum ein paar Sätze Latein, sie unterschieden sich in ihrem Leben kaum von den Laien. Sofort machte sich Bischof Altmann an die Ausrottung dieser Mißstände. Er rief Mönche aus den vorbildlichen Klöstern Cluny

und Hirsau zu Hilfe, um durch sie den gesunkenen Klerus zu heben. Seine besondere Gunst wandte er den Augustiner-Chorherrn zu, an denen er bei seiner Reformtätigkeit die treuesten Mitarbeiter fand. Die Stifte St. Nikola in Passau, Göttweig und Raitenbuch, die er gründete, die Abteien St. Florian, Kremsmünster und St. Pölten, die er reformierte, wurden bald zu Segensquellen für das ganze Land.

Es läßt sich denken, daß die Reformtätigkeit des Bischofs auf manchen Widerstand stieß. Adelige Herren, die die Herausgabe geraubten Kirchengutes verweigerten, mußten gebannt werden; unzufriedene Mönche und Priester, durch die einschneidenden Maßnahmen des Bischofs erbittert, trotzten ihm. Als er am Stefanstag 1074 die Dekrete des Papstes gegen den Kauf kirchlicher Ämter und die Priesterehe bekanntgab und alle jene ihrer kirchlichen Ämter entsetzte, die diesen Kirchengesetzen den Gehorsam verweigern wollten, erhob sich im Dom ein Sturm der Entrüstung, der in offenen Aufruhr überging.

Wie in Passau so flammte der Kampf um die Reformdekrete Gregors im ganzen Reiche hell auf und führte zu dem unseligen Zwist zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., unter dem die Kirche Deutschlands unsäglich litt. Bischof Altmanns Stellung war von Anfang an klar. Er gehörte zu den wenigen Bischöfen, die rückhaltlos zum Papste standen und ohne Vorbehalt für die Sache der Kirche eintraten. Er wurde zum Mittelpunkt, um den sich die Gegner des Kaisers scharten, und zum Leiter der kirchlichen Partei. Als päpstlicher Legat forderte er auf dem Fürstentag zu Forchheim 1077 die Absetzung Heinrichs und setzte sich für den Gegenkönig Rudolf von Schwaben ein. Dieses mutige Auftreten zog ihm Heinrichs bitterste Rache zu. Während Bischof Altmann von Passau ferne war, zog der Kaiser in die Stadt ein, belehnte die abgesetzten, sittenlosen Priester wieder mit ihren Ämtern und verschenkte die kirchlichen Güter an seine Günstlinge. Die ganze mühsame Aufbauarbeit des Bischofs wurde zerschlagen, der Weinberg Gottes greulich verwüstet. Altmann ging als Verbannter in seine sächsische Heimat und dann nach Rom, wo er den Papst bat, den Verzicht auf das Bistum Passau anzunehmen. Seine Person sollte einem Frieden zwischen Kirche und Reich nicht im Wege stehen. Wie hätte Gregor eines solch treuen Mannes von apostolischem Freimut und Hirteneifer entbehren wollen? Er sandte ihn mit neuen Vollmachten nach Deutschland zurück.

Unablässig mühte sich Bischof Altmann in dem unseligen Streit zwischen Papst und Kaiser zu vermitteln. Aber alle seine Bemühungen waren bei Heinrich vergeblich. Er mußte es erleben, daß bayerische und böhmische Hilfsvölker Heinrichs sein Bistum ausplünderten und verwüsteten. Fürchterliches Kriegselend und bittere Hungersnot kam über das Land. Von Göttweig aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, suchte Bischof Altmann dem Elend nach besten Kräften zu steuern. Während er als Verbannter in äußerster Bedürfnislosigkeit die Not seines Volkes teilte, verzehrten zwei Gegenbischöfe, die der Kaiser aufgestellt hatte, in Passau die Einnahmen seiner Pfründe. Rein irdisch betrachtet war Altmann unterlegen; seine

Feinde triumphierten. Aber in seinem unentwegten Vertrauen und seinem felsenfesten Bekennermut steht er als eine der großen Heldengestalten in der Geschichte der Kirche — ein Mann, der im Glutofen der Trübsal als lauterer Gold erprobt wurde und den selbst seine grimmigsten Feinde, die ihn mit den gemeinsten Schmähungen überhäuften, keiner Unredlichkeit und Ungerechtigkeit überführen konnten. 17 von den 26 Jahren seines Bischofsamtes hatte Altmann in der Verbannung zugebracht. Am 8. August 1091 legte er die Sorge um die Kirche und das ihm anvertraute Volk in die Vaterhände Gottes und schloß zu Zeiselmauer bei Wien friedlich die Augen. Nach seinem Wunsch wurde er in seinem Lieblingskloster Göttweig beigesetzt.

Dominikus

4. August

Eine mächtige Strömung der Auflehnung gegen Kirche und Staat ging im 12. Jahrhundert durch die Massen, besonders im Süden Frankreichs, eine Art revolutionärer Kommunismus, verbunden mit krankhafter religiöser Schwärmerei. Da waren die Waldenser, die Anhänger des Petrus Waldus aus Lyon, die als ihr Ideal die vollständige Gleichheit in der Religion, im Leben und in den Sitten verkündeten. Barfuß, mit Bußkleidern angetan, ohne feste Wohnsitze, zogen sie umher. Weiter noch gingen in ihren Schwärmereien die Katharer, die nach der französischen Stadt Albi auch Albigenser genannt wurden. Sie leugneten die Kirche, die Sakramente, die Ehe, das Eigentum. Christus war ihnen nur ein Scheinmensch, die Erde die Hölle, alles Körperliche vom Teufel. Ihr offenes Ziel war die Vernichtung der Kirche. Die Gotteshäuser wurden zerstört, die Klöster geplündert, die Bischöfe verjagt.

In dieser schlimmen Zeit erschien ein Held, der unerschrocken der tobenden Hölle entgegentrat: der Kastilianer Dominikus Guzman. Im Schoße einer tiefgläubigen Familie in dem kleinen Felsennest Taleruega herangewachsen, gab sich Dominikus zehn Jahre lang in Palencia den philosophischen und theologischen Studien hin und wurde nach der Weihe zum Priester vom Bischof Diego von Osuma sofort dem Dominikerkapitel eingereiht. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Bischof Diego wurden für seinen weiteren Lebensgang entscheidend. Als Reisebegleiter des im Dienste des Königs tätigen Bischofs lernte Dominikus die durch die Albigenser bedrohte Lage der Kirche in Südfrankreich kennen. Beim Anblick der gefährlichen Verirrungen erwachte der Aposteleifer in Dominikus. Rasch war sein Entschluß gefaßt: sein

ganzes Leben wollte er in den Dienst der Wahrheit stellen. Mit dreifachen Waffen begann Dominikus den schweren Kampf: mit der Waffe seines beispielhaften Lebens, mit der Waffe der Predigt und der Waffe des Gebetes.

Die erste Waffe war die stumme Predigt des Beispiels. Mit scharfem Blick hatte Dominikus sofort erkannt, weshalb die Arbeit der bisherigen Missionare im Kampf gegen die Albigenser so erfolglos geblieben war. Während die Vertreter der Irrgläubigen ihre eigene Armut, ihr Fasten, ihre Bußstrenge und ihre vorgebliche Sittenreinheit möglichst auffällig zur Schau trugen, ritten die Zisterziensermönche, die als Legaten des Papstes den Katharern gegenübertraten, auf prächtig gezäumten Pferden einher und traten als hohe Herren auf. Dominikus war es klar: sollte die Missionstätigkeit Erfolg haben, so mußte sie sich der streng abgetöteten Lebensweise der Irrgläubigen anpassen; alles Prunkvolle im äußeren Auftreten mußte vermieden werden; in Armut und Entsagung sollte die Botschaft vom armen Christus verkündet werden. Und so setzte Dominikus den Boten des Irrtums die Macht seines vorbildlichen, apostolischen Lebens gegenüber. Barfuß, in ärmlicher Kleidung, ohne Geld wanderte er von Ort zu Ort, auf das Almosen der Gläubigen angewiesen. In Speise und Trank gab er das Beispiel heroischer Abtötung. In Toulouse weilte er einige Zeit im Hause eines Irrgläubigen. Als die Leute bemerkten, daß Dominikus und seine Genossen während der ganzen Fastenzeit sich nur von ein wenig Brot und Wasser nährten, das Bett unbenützt ließen und auf Matten schliefen, die Nachtruhe unterbrachen und in heißem Flehen mit Gott rangen, da wurden sie katholisch, ohne daß viel über Religion gesprochen worden wäre. Die Macht des Beispiels hatte sie für die Wahrheit gewonnen. Die Albigenser, die bald in dem armen Mönch ihren gewaltigen Gegner erkannten, verfolgten und bedrohten ihn. Man behandelte Dominikus auf den Straßen wie einen Narren, spie ihm ins Gesicht, warf Kot nach ihm und verfolgte ihn mit Spott und Drohungen. Dominikus ging ruhig seines Wegs und ließ sich weder durch Steinhagel noch durch Mordversuche schrecken. Wenn die Müdigkeit ihn überkam und der Schlaf ihn befahl, dann streckte er sich neben der Landstraße hin und schlief unbekümmert um die Mörder, die gegen ihn gedungen und auf seine Fußspuren gehetzt waren.

Die zweite Waffe, die der Heilige gebrauchte, war das Wort Gottes; er predigte. Es war nichts Leichtes mit den Albigensern sich im Wortstreit zu messen. Ihre Vertreter waren nicht selten gebildete Männer und gewandte Wortkämpfer. Wer sich mit ihnen einlassen wollte und in öffentlichem Widerstreit siegreich bestehen wollte, mußte ein vollendeter Theologe und ein schlagfertiger Redner sein. Dominikus zeigte sich auf der Walstatt als ein an Geist und Wissenschaft ebenbürtiger, ja überlegener Gegner. Vierzehn Tage lang dauerten oft die öffentlichen Religionsgespräche, in denen der Heilige die Katharer zwang, Rede und Antwort zu stehen. Sie endigten überall mit dem Siege der Wahrheit. Wie Franziskus von Assisi der Armut vermählt war, so hatte Dominikus die Wahrheit zu seiner Braut genommen. Ihr galt sein

Studieren und Denken, seine Predigten und sein Bekennermut. Weil die Wahrheit aus ihm sprach, hatten seine Predigten eine solch mitreißende Macht, zumal die Wahrheit bei Dominikus gepaart war mit der Liebe. Er verfiel nicht in die Art der Irrgläubigen, die unter Schimpfen und Schmähen ihre Lehre zu verbreiten suchten. Nicht flammende, leidenschaftliche Anklage war seine Predigt, sondern sachliche, von überlegener Ruhe und unzerstörbarer Liebe getragene Verteidigung. Als man ihn einst fragte, was für Bücher er studiert habe, gab er zur Antwort: das Buch der Liebe. Damit ist alles gesagt. Er predigte, nicht weil er Recht haben, nicht weil er seine Gegner verdemütigen wollte, sondern weil er liebte, weil er auch im irrenden Bruder die unsterbliche Seele des Gotteskindes sah.

Um den Kampf für die Wahrheit auf eine breitere, festere Grundlage zu stellen, erwachte in Dominikus der Plan, eine Gemeinschaft von armen Wanderpredigern um sich zu versammeln, Männer, gefestigt durch eine gründliche theologische Bildung, ausgerüstet mit der Priesterwürde, zu Aposteln geschult in einer Zeit des Gebetes und der Betrachtung. Nach vielen Schwierigkeiten fand der Plan des Heiligen Verwirklichung: 1215 wurde der neue Orden der „Predigerbrüder“ gegründet. Dieser Orden sollte die Wahrheit und Rechte der Kirche gegen alle Eingriffe und Angriffe verteidigen; er sollte Verlorenes zurückerobern, Gefährdetes bewahren. Rasch breitete sich der Orden der Predigerbrüder oder Dominikaner in den christlichen Ländern Europas aus. Er schenkte der Kirche eine reiche Fülle von großen Gelehrten und Heiligen. Es genügt, ein paar Namen zu nennen: Albert der Große, Thomas von Aquin, Katharina von Siena, Heinrich Seuse, Fra Angelico . . .

Die Predigt des Wortes und die Predigt des vorbildlichen Lebens waren die Waffen, die Dominikus im Kampf gegen die Irrlehre gebrauchte. Dazu kam als dritte, mächtigste Waffe das Gebet. Alle christlichen Helden waren große Beter. Von Dominikus hat Abt Wilhelm, der längere Zeit Dominikus auf seinen Predigtfahrten begleitete, im Heiligsprechungsprozeß erklärt, er habe nie einen Menschen gesehen, der soviel gebetet habe. Wenn abends die Brüder zur Ruhe gegangen waren, verharrte Dominikus noch stundenlang bei Gebetsübungen. Da konnte man ihn, vom Feuer heiliger Inbrunst ergriffen, vor dem Tabernakel stehen sehen, die Arme zum Himmel erhoben und die Hände über dem Haupte gefaltet. Der ganze Körper schien wie ein einziges Stoßgebet oder nach dem schönen Ausspruch eines seiner Lebensbeschreiber wie ein flammender Pfeil, der vom gottgespannten Bogen gen Himmel schnellte. Auf die hl. Messe bereitete er sich immer lange vor. Mehr als einmal sahen ihn seine Jünger am Altar in Verzückung strahlend und vom Boden erhoben. Dominikus war sich bewußt, daß alle Mühen, die er und seine Gefährten auf sich nahmen, nicht die Kraft hatten, auch nur eine verirrte Seele zur Heimkehr zu bestimmen. Nur durch die allmächtige Gnadenkraft von oben konnte der Sieg errungen werden. Darum gab sich Dominikus mit solcher Inbrunst dem Gebete hin, darum verehrte er so innig die himmlische Mutter Maria. Durch sie und mit ihr

kämpfte er für das Reich ihres göttlichen Sohnes. Das Gebet, in dem er ohne Unterlaß seine Sorgen und Bitten durch Maria dem himmlischen Vater anvertraute, war der Rosenkranz. Wenn es auch nicht geschichtlich nachgewiesen ist, daß Dominikus dieses Gebet verfaßt hat, so hat er doch sicher zur Ausgestaltung und Verbreitung des Rosenkranzes sehr viel beigetragen. Mit Dominikus begann der Rosenkranz seinen Siegeslauf und wurde zum gebräuchlichsten Volksgebet.

Viel zu früh, menschlich gesehen, mußte Dominikus die Erde verlassen. Erst 51 Jahre alt, verabschiedete er sich in Bologna am 6. August 1221 von seinen Brüdern mit dem Vermächtnis: „Ich vermache euch eine dreifache Erbschaft: die Liebe, die Demut und die Armut. Wer dieses Erbe annimmt, wird bei der Teilung des Himmelreiches Miterbe sein“.

Afra

5. August

In einem Roman (Handel-Mazzetti, Meinrad Helmpersgers denkwürdiges Jahr) wird erzählt, wie ein Ungläubiger zur Folterkammer geführt wird. Unter dem Straßenpöbel, der den Verurteilten auf dem Gange zur Tortur mit höhnenden Worten begleitet, tut sich besonders eine stadtbekannt Dirne hervor. Leidenschaftlicher Haß gegen den Gottesleugner glüht in ihr. Wenn sie doch einer der Henkersknechte wäre! „Ich wollte ihn peitschen, bis ihm der blutige Bast vom Rücken hänge. Ich wollt ihm die Seiten zerfleischen, bis ins Eingeweide. Ich wollt ihm mit den Nägeln seine Schönheit vom Leibe reißen“. Weshalb haßt sie, die Sünderin, den Gottesleugner so unversöhnlich? „Weißt du“, sagt sie zu einer Gefährtin des Sündenlebens, „wenn unsereins einmal mit Gottes Gnade von den sündigen Wegen lassen und der Schande will ade sagen – weißt, wohin wir dann gehen? Zu Menschen nicht, die stoßen uns zurück. Nicht einmal ins Spittel nehmen sie uns auf. Da kriechen wir, wenn's dunkel ist, in die Kirche zu unseres Herrn Christus Kreuz hin; und wie ihm die Magdalena die Füße mit Tränen gewaschen hat, so tun wir's auch. Und er sagt nicht: Marsch weg, du schlechtes Ding! Er sagt, wie weiland zu Magdalena: Deine Sünden sind dir vergeben. Und da kommt der Mensch da und will das heilige Bild zerschlagen – unsern Herrn Christus hinauswerfen aus den Kirchen – ein Mensch soll das gewesen sein, der gestorben und verdorben ist wie viele andere. Hört ihr's? Ein Mensch! Damit die armen Sünder niemand, gar niemand mehr haben sollen in ihrer letzten Not. O du elender Verführer du!“

Das ist der große Trost, der jedem Sünder bleibt: „Wenn auch die Menschen in ihrer scheinheiligen Selbstgerechtigkeit mich verachten und verstoßen, bei Jesus finde ich Zuflucht und Vergebung. Und wäre die Verirrung noch so groß und die Sünde noch so häßlich gewesen, Jesus stößt keinen Sünder zurück, der in Reue sich ihm zu Füßen wirft“. Dieses Vertrauen lebte einst auch in Augsburgs großer Patronin St. Afra, als sie mit ihrem Sündenleben brach und dem Martyrium entgegenging.

So sicher die Akten über das Martyrium der hl. Afra sind, so ungewiß sind die Angaben über ihr früheres Leben. Nach einem ziemlich unglaubwürdigen Bericht soll ihre heidnische Mutter Hilaria von der Insel Cypern mit römischen Truppen gegen Ende des 3. Jahrhunderts nach Augsburg gekommen sein. Hilaria, die eine Anhängerin des unreinen Dienstes der Venus, der Göttin der Unzucht, gewesen sein soll, konnte nicht eine Mutter sein, die ihre heranblühende Tochter zu Sittsamkeit erzog. Es währte nicht lange und Afra fiel der Leidenschaft und Sinnlichkeit zum Opfer. Die (geschichtlich kaum haltbare) Legende läßt sie zur Dirne werden. Aber im entweihten Leib schlummerte, betäubt durch heiße Leidenschaft, eine hochgemute Seele, die nur geweckt zu werden brauchte, um mit heiligem Siegesjauchzen die würdelose Kette der Sünde zu brechen.

Es war die Zeit, da Kaiser Diokletian das Christentum mit unnachsichtlicher Gewalt vernichten wollte. Das Blut der Gläubigen floß in Strömen. Tausende konnten nur durch rasche Flucht ihr Leben retten. Zu einem solchen Flüchtling macht die Legende den Bischof Narzissus, der mit seinem Diakon Felix nach Augsburg gekommen sei und in der nächstbesten Herberge Unterkunft gesucht habe. Der Gute Hirte hatte ihre Schritte so gelenkt, daß sie, ohne es zu ahnen, in das Haus der heidnischen Dirne gerieten. Afra war nicht wenig überrascht, als die beiden Männer so ganz anders sich benahmen als ihre übrigen Gäste. Sie sah sie das Kreuzzeichen machen und hörte sie beten, sie bemerkte ihr sitzames Wesen, das in diesen Räumen etwas so Fremdes war. Und als Narzissus sich ihr als christlicher Bischof offenbarte, der des Glaubens wegen Heimat und alles verlassen habe, erfaßte Afra eine heilige Ehrfurcht, und eine brennende Glutrote der Scham über ihr unwürdiges Leben überzog ihr Gesicht. In Reue und Scham warf sie sich dem Bischof zu Füßen und bat um Hilfe und Rat. Narzissus nahm sich in väterlicher Liebe der Reumütigen an, unterrichtete sie in den Lehren des Christentums und hatte die Freude, nach kurzer Zeit nicht nur Afra, sondern auch ihrer Mutter Hilaria und ihren drei Mägden die hl. Taufe spenden zu können.

Die Änderung in Afras Lebensweise konnte nicht verborgen bleiben. Da die Christenverfolgung ihre Wellen auch nach Augsburg geschlagen hatte, konnte es nicht lange dauern, bis auch Afra vor den Schranken des Gerichtes stand. Der Richter forderte sie auf, den Göttern zu opfern. Mit ruhiger Festigkeit sprach sie: „Ich war eine große Sünderin, ehe ich Gott kannte; ich will durch Abfall vom

Glauben nicht neue Laster auf mich häufen. Ich wünsche sehnlichst, mich selbst für die Ehre seines Namens zu opfern, damit dieser Leib, den ich so oft entehrt habe, durch die Pein möge gereinigt werden.“ Als der Richter bemerkte, daß Christus wegen ihrer Sünden wohl kein Verlangen nach ihr habe, und daß sie als Unzüchtige nie eine Christin genannt werden noch auf die Freundschaft des Christengottes Anspruch erheben könne – weich ein herrliches Zeugnis für das Christentum im Munde eines Heiden! –, gab Afra zur Antwort: „Unser Herr Jesus sagte, er sei vom Himmel gestiegen um die Sünder zu retten. Er stieß die Sünder nicht von sich. Ich bekenne wohl, ich verdiene nicht, den Namen einer Christin zu tragen; allein Christus unser Herr hat mir die Gnade erwiesen, mich unter die Zahl seiner Heiligen aufzunehmen.“ Immer schärfer drang der Richter in sie: „Opfere, sonst laß ich dich foltern und dann lebendig verbrennen.“ Unerschrocken erklärte Afra: „Möge dieser Leib tausend Qualen leiden; ich habe sie verdient. Meine Seele aber will ich rein erhalten und nie wird man mich vor den Teufeln Weihrauch streuen sehen.“ Da wurde das Urteil gefällt: Tod durchs Feuer.

Auf einer Lechinsel, unweit von Augsburg, wurde die Märtyrin an einen Pfahl gebunden, dürres Reisig ringsum aufgeschichtet und entzündet. Man schrieb den 7. August 304.

Johannes Justus Landsberger

6. August
(Gedenktag am 11. August)

Petrus Canisius, der als Student in Köln freundschaftliche Verbindung mit den dortigen Kartäusern unterhielt, schreibt in seinen Bekenntnissen: „Um dieselbe Zeit lebte auch Johannes Justus aus Landsperg, eine glänzende Zierde des Ordens, der viele fromme Werke verfaßt hat. Wir unterhielten mit diesem ehrwürdigen Pater einen freundschaftlichen Verkehr im Herrn.“

Diese „Zierde des Kartäuserordens“ stammte, wie schon der Name Landsberger (Lansperger) vermuten läßt, aus dem bayerischen Städtchen Landsberg am Lech, wo Johannes um 1490 geboren wurde. Der Beiname Justus dürfte wohl die lateinische Übersetzung seines Familiennamens Gerecht sein. Von früher Jugend an durch zarte Frömmigkeit ausgezeichnet, zog es ihn mit ganzer Seele zum Studium der Gotteswissenschaft hin. Der gute Ruf, den die Kölner Universität damals in allen Landen besaß, ließ ihn seine bayerische Heimat mit dem „rheinischen Rom“ vertauschen. Seine tiefe Innerlichkeit und sein Bußeifer bestimmten den 19jährigen

Studenten, in der Kölner Kartause anzuklopfen und um das weiße Ordenskleid zu bitten. Zehn Jahre war nun Johannes Justus für die Außenwelt tot. In ständigem Stillschweigen lebte er in seiner Kartause, vertiefte sich durch emsiges Studium immer mehr in die Glaubenswissenschaften und drang durch Gebet und Betrachtung immer tiefer in die Geheimnisse des geistlichen Lebens ein. Nach diesem zehnjährigen „Noviziat“ wurde er zum Priester geweiht und erhielt das verantwortungsvolle Amt des Novizenmeisters. Wenige Jahre später, 1530, wurde Pater Johannes als Prior an die Kartause nach Jülich versetzt, wo er gleichzeitig das Amt eines Predigers und Beichtvaters am herzoglichen Hof versah. Doch schon nach vier Jahren mußte er wegen eines schweren Lungenleidens wieder nach Köln zurückkehren, wo er am 11. August 1539 starb.

Diese wenigen Angaben aus Landsbergers Lebenszeit umschließen ein ungewöhnlich reiches Innenleben und eine weitgreifende Wirksamkeit als Lehrer des geistlichen Lebens in Wort und Schrift. Wie ernst es Landsberger mit dem Streben nach Vollkommenheit nahm und er in seinem Bußeifer noch über die an sich schon so strengen Vorschriften des Kartäuserordens hinausging, bezeugte einer seiner Mitbrüder: „Um das dem Geiste widerstrebende Fleisch zu zügeln, tötete er seinen zarten Körper ab durch stetiges Fasten, Nachwachen, Geißeln und andere Bußwerke. Einige Zeit trug er sogar einen eisernen Reif um den bloßen Leib. Von leckeren Speisen, von müßiger und überflüssiger Rede enthielt er sich aufs sorgsamste. Da ist leicht zu ermessen, wie strahlend die Herzensreinheit des Mannes gewesen sein muß, der sein Fleisch und seine Sinne so unerbittlich gekreuzigt hat! Den Gehorsam leistete er seinen Obern in wichtigen und geringfügigen Dingen schlicht und ohne Widerrede und ohne Murren. Als er im Gehorsam nach Jülich geschickt wurde, hielt er dort aus, obwohl ihm das feuchte Klima gar nicht zusagte und er durch Blutsturz öfter an den Rand des Grabes gebracht wurde. Schwer hatte Landsberger an den körperlichen Leiden zu tragen. Außer der Schwindsucht, deren unheilbares Zerstörungswerk er an sich verfolgen konnte, quälte ihn auch ein äußerst schmerzhaftes Steinleiden. Die Beschwerden und Schmerzen steigerten sich besonders in den letzten Lebensjahren bis ins Unerträgliche. Aber mit der Ergebung eines Heiligen fand er sich mit seinem drückenden Kreuz ab. Seine Mitbrüder hörten nie eine Klage oder ein ungeduldiges Jammern von ihm. Auf teilnahmevolle Fragen hatte er immer ein gelassenes, seelenfrohes: „O, es geht mir gut!“

P. Landsberger besaß eine wundersam kräftige Arznei, die ihn in seinem schweren Leiden stärkte und aufrecht hielt. Das war seine innige Liebe zum heiligsten Herzen Jesu. Aus dem gottmenschlichen Herzen des Heilandes floß ihm in seinem bittersten Weh süßester Trost zu. Am Herzen Jesu entzündete sich die Flamme seiner Liebesglut, belebte sich sein Bußeifer, erstarkte seine Opfervesinnung.

In heiligem Eifer brannte Landsberger darauf, auch die Gläubigen dem Herzen Jesu zuzuführen. In seinen Predigten kam er immer wieder auf seine Lieblings-

andacht zu reden. Er wurde nicht müde, zu mahnen und zu bitten, bei allen Anfechtungen und Versuchungen sich in das Herz des Heilandes zu flüchten und dort sich in kindlich vertrauter Liebe zu bergen. Selbst auf den in unserer Zeit sich einbürgernden Brauch der Familienweihe und Thronerhebung wies dieser Kartäusermönch des 16. Jahrhunderts bereits hin. Gerne gab er den Rat, ein Herz-Jesu-Bild „an einem Ort anzubringen, wo du oft vorüber gehst, damit du dadurch öfter an die Übungen der Liebe zu Gott erinnert wirst. Dieses Bild wird die Liebe zu Gott in dir erwecken und dich mahnen, nur für ihn zu arbeiten“. Am wirkksamsten trat P. Landsberger in seinen Schriften für die Herz-Jesu-Andacht ein. Durch sie wurde er zum größten deutschen Apostel der Herz-Jesu-Andacht.

„Wir könnten“, schließt die alte Lebensbeschreibung des Gottesmannes, „noch viel Glaubenswürdiges anführen zur Empfehlung dieses verehrungswürdigen Vaters, aber wir halten das für überflüssig, weil er aus seinen Schriften jedem genügend klar entgegentritt. Selig hat er gelebt, einem seligen Leben folgte auch ein seliges Hinscheiden. Denn der konnte keines schlimmen Todes sterben, der in seinem Leben gleichsam täglich starb ... Nachdem er dreißig Jahre im Kartäuserorden ein heiliges Leben geführt, gab er seine heilige Seele Gott zurück, von dem er sie empfangen“.

Kajetan

7. August

Wie viele gehen jeden Tag an der Münchner Theatinerkirche vorüber und freuen sich an der stattlichen Barockfassade dieses Gotteshauses, an der mächtigen Kuppel, an seinen hohen, patinaschimmernden Türmen, an seinem prachtvollen Innern! Wie wenige aber sind sich über den Namen dieser Kirche im klaren! Der einst so segensreich wirkende Orden der Theatiner, der dieses Gotteshaus erbaute, ist bei uns vielfach ebenso vergessen, wie der Stifter dieses Ordens: St. Kajetan. Und doch würde gerade dieser Heilige es verdienen, allezeit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt zu werden. Gehörte er doch zu den Männern, die gegen die Verweltlichung der Kirche in der Renaissancezeit auftraten und ihr ganzes Leben in den Dienst einer wahren Reformation, einer wirklichen Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern stellten. Von ihm sagen die alten Lebensbeschreiber: Der Glaube war sein Glück im Leben; die Liebe war sein Leben; das Gebet gab ihm das Geleite durchs Leben.

Der Glaube war sein Glück im Leben. Als Kajetan 1480 zu Vicenza aus dem Geschlecht der Grafen von Tiene geboren war und unter der treuen Obhut einer frommen Mutter heranwuchs, wurde der mächtige Baum der Kirche von einem heftigen Sturm gerüttelt. Der Geist des Heidentums hatte sich in das Heiligtum der Kirche eingeschlichen und mit ihm griff eine leichtfertige Lebensauffassung und freche Sittenlosigkeit um sich. Der Glaube war in vielen Herzen erstorben. Das Christentum war für viele nur noch ein äußeres Kleid, aber nicht mehr eine lebendige Gotteskraft. Dieser Jammer griff dem jungen Kajetan ans Herz. Ihm war der Glaube das Licht des Lebens, der Kompaß auf der Erdenfahrt. Auch die Studienjahre an der Universität in Padua, wo er mit 24 Jahren den Doktorgrad beider Rechte sich erwarb, hatten seine Begeisterung nicht schwächen können. Je größere Breschen er das Neuheidentum in den Bau der Kirche brechen sah, desto ungestümmer erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dieser Gefahr entgegenstellen und für den wahren Glauben eintreten zu dürfen. Immer mehr drängte es den jungen Rechtsgelehrten zum Priestertum. Nachdem er schon als Laie durch Papst Julian II. zum apostolischen Protonotar an der römischen Kurie erhoben worden war, empfing er endlich 1516 als 36jähriger Mann die Priesterweihe. Auch der Glanz des päpstlichen Hofes konnte Kajetans Ideale nicht zerstören. Das Leid um die vielfach so unwürdigen Zustände in der Kirche war sein ständiger Begleiter. Der Gedanke: wie kann dem Unheil gesteuert werden? ließ ihn nicht ruhen. Vor allem kam es darauf an, den Klerus zu den Hochzielen der Vollkommenheit zurückzuführen. Nur von einem glaubensstarken, sittenreinen Klerus konnte eine wahre Erneuerung der Kirche ausgehen.

Um dieses Ziel zu erreichen, gründete Kajetan eine Kongregation von Priestern, die mitten in der Welt nach einer straffen Mönchsregel leben sollten. Sie mußten untadelig in der Lebensführung sein, heiligmäßige Beter und Prediger. So vollständig unabhängig von der Welt und ihren Gütern, daß ihre Armut noch die der alten Bettelorden übertreffen sollte. Sie sollten so arm sein, daß sie nicht einmal um Almosen betteln dürften, sondern einzig und allein der Vorsehung sich anheim geben sollten. Als man ihm bei der Gründung seines Ordens mit der Einwendung kam, er nehme es mit der Armut zu streng, man dürfe sich nicht so sorglos auf die Vorsehung verlassen, da blitzte es in den Augen des Heiligen und wie Perlen kollerten die Worte aus seinem Munde: „Seit wann hat die Lehre Jesu Christi von den Lilien des Feldes und von den Vögeln des Himmels ihre Geltung verloren? Seit wann wacht und sorgt die gütige Vorsehung nur mehr in friedlichen und fruchtbaren Jahren? Seit wann hat der himmlische Vater aufgehört, die Haare unseres Hauptes zu zählen?“ So mild und nachgiebig der Heilige sonst sein konnte, — wenn es sich um die Durchführung des Armutsideals handelte, kannte er kein Nachgeben. In Neapel, wo er eine Niederlassung seines Ordens errichten wollte, leuchtete ihm ein besonderer Glücksstern. Ein reicher Graf bot

ihm ein wohleingerichtetes Haus mit Kapelle und bedeutenden jährlichen Einkünften zum Geschenke an. Mit welcher Freude hätten da die meisten zugegriffen! Doch Kajetan gab dem Grafen die unerwartete Antwort: „Grundstücke und Urkunden brauche ich nicht. Ich habe die Handschrift Jesu Christi, mit seinem heiligen Blute besiegelt, die mir untrüglich verheißt, daß mir und den Meinen nichts mangeln werde, wenn wir ihm treu dienen“. Und er schlug das großmütige Geschenk aus und bezog mit den Seinen eine ärmliche Behausung.

Kajetan hatte das Glück, bei der Gründung seines neuen Ordens einen Mann zu gewinnen, der durch seinen Einfluß für die Entwicklung des Ordens von großer Bedeutung wurde: Gianpietro Caraffa, Bischof von Chieti (Theate) und Erzbischof von Brindisi, den späteren Papst Paul IV. Caraffa verzichtete auf seine beiden Bistümer, um ganz der Sache des Ordens und der kirchlichen Reform zu leben. Diese beiden Männer — Kajetan gütig, nachgiebig, schweigsam, zurückhaltend, Caraffa heißblütig, tatkräftig, streng bis zur Rücksichtslosigkeit, eifrig bis zur Unklugheit — ergänzten sich aufs beste. Am Grab des hl. Petrus legten sie mit ihren ersten Mitarbeitern die Ordensgelübde ab.

Langsam wuchs die junge Ordensgemeinde, da Kajetan und Caraffa in der Auswahl der Priester äußerst streng waren. Es war ihnen nicht um eine möglichst große Gemeinschaft zu tun, als vielmehr um eine unbedingt zuverlässige Kerntruppe im Kampf zur Rettung des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte. Nach Chieti (Theate), dem Bischofssitz Caraffas nannte das Volk den neuen Orden die Chietiner oder Theatiner. In unverdrossener Kleinarbeit begannen die Theatiner das schwere Werk der Reform. Ihre Wirksamkeit vollzog sich zumeist in der Stille der Kirchen und Beichtkapellen. Durch Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes und durch Liebe zu Maria, der Gottesmutter, suchte Kajetan seine Priester für ihr Apostolat zu begeistern. Das hl. Meßopfer wurde wieder in den Mittelpunkt des religiösen Lebens gestellt und mit größtmöglicher Feierlichkeit begangen. Mit Vorliebe suchte das Volk die Kirchen der Theatiner auf. Wurde doch bei ihnen der Gottesdienst immer mit reicher liturgischer Ausgestaltung gefeiert; waren doch ihre Kirchen Muster der Reinlichkeit und Ordnung; saßen doch in ihren Beichtstühlen zu jeder Tageszeit Priester, die auf verlorene Schäflein warteten; waren doch die Predigten, die sie hielten, besonders eindringlich und innig.

Durchdrungen vom Geiste wahrer Gottesliebe, brannte der Heilige vom Verlangen, sein Volk zu retten. „Die Liebe war sein Leben“, sagt die alte Biographie. Von Beichtstuhl und Kanzel, von Altar und Betbank drängte es den Heiligen mit seiner opferwilligen Schar in die Schlupfwinkel der Not und die Kammern der Armut, in die Stuben der einsamen Kranken und in die Säle der Spitäler. Durch ihre todesmutige, aufopfernde Krankenpflege in den großen Pestjahren erwarben sich die Theatiner die glühende Liebe des Volkes. Kein Wunder, daß die Stimmen anfänglicher Gegnerschaft mehr und mehr verstummten und Bischöfe sich des

Ordens zur Reformierung ihrer Diözesen bedienten und der Papst dem Orden seine Huld erwies.

Einen schweren Sturm mußte der junge Orden bestehen, als über Rom jenes entsetzliche Unglück hereinbrach, das unter dem Namen Sacco di Roma bekannt ist. Fremde Truppen eroberten 1527 die ewige Stadt und hausten neun Monate lang aufs übelste darin. Auch Kajetan blieb mit seinen Gefährten von der Zerstörungswut dieser verwilderten Soldateska nicht verschont. Ihr Haus wurde von beutegierigen Plünderern verwüstet, der Heilige mit seinen Mitbrüdern roh beschimpft und blutig geschlagen. Es gelang ihnen, der von Haß und Wein und Ausschweifung trunkenen Meute zu entkommen und aus der geschändeten Stadt zu fliehen. So wanderten sie nach Venedig, wo man sie mit offenen Armen aufnahm und ihnen das Kloster des hl. Nikolaus von Tolentino zuwies. Sie dankten der gastfreundlichen Stadt durch rastlose Seelsorgsarbeit und durch selbstlosen Einsatz ihres Lebens, als im kommenden Jahr Pest und Hungersnot die Lagunenstadt heimsuchten.

Aus der Lebensgeschichte des hl. Kajetan ist bekannt, daß er in allen Lagen seines Lebens seine Zuflucht zum Gebet nahm. „Das Gebet gab ihm das Geleit durchs Leben.“ Er gestand wiederholt, daß er gerade aus den Stunden seines Betens den größten Segen für seine Arbeit geerntet habe. In den Stunden des Glückes wie in den schweren Tagen des Leids wußte er Kraft zu holen aus dem unversiegbaren Quell des Gebetes. In ungezählten nächtlichen Anbetungsstunden holte er sich Erleuchtung und Kraft für sein apostolisches Werk. Von ihm stammt der Brauch, beim Abendläuten den Psalm De profundis für die Verstorbenen zu beten. Durch harte Bußübungen sühnte er fremde und vermeintliche eigene Schuld. Sterbend noch sprach er zu seinen Brüdern: „Es ist kein anderer Weg zum Himmel, als der Weg der Unschuld und der Buße. Wer vom ersten abgewichen ist, muß notwendigerweise den zweiten betreten, sonst ist er verloren.“ Und noch einmal das unbegrenzte Vertrauen auf die göttliche Vorsehung empfehlend verschied Kajetan nach kurzer Krankheit am 7. August 1547.

Gerhard Favian von Köln

Es heißt zwar, daß selten heilig wird, wer viel wallfahrtet. Für die innere Sammlung, ohne die ein Leben in Gott nicht möglich ist, ist es im allgemeinen nicht vom Vorteil, wenn man von einem Wallfahrtsort zum andern wandert und immer neue Eindrücke auf sich wirken läßt. Die Scharen von berufsmäßigen Wallfahrern, wie sie zu manchen Zeiten vergangener Jahrhunderte durchs Land zogen, Litaneien und Bußlieder singend, hatten oft mit Heiligkeit sehr wenig zu tun und waren eine förmliche Landplage. Und doch wußte Gott auch unter ihnen seine Auserwählten zu finden. So manchem, der zu Haus im zerstreuten Wirrwarr der täglichen Geschäfte zu keinem Stündlein der Besinnung kommt, tut sich an einem Wallfahrtsort in stiller Einkehr der Blick auf für die Geheimnisse und die Bedürfnisse seiner Seele. Zu diesen Wallfahrtsheiligen gehört St. Gerhard Favian von Köln.

Gerhard (den Beinamen Favian erhielt er erst später) war das Kind einer reichbegüterten Kölner Bürgerfamilie. Die Eltern sorgten für eine gründliche Erziehung des 1090 geborenen Jungen und senkten tiefe Frömmigkeit in sein Herz. Das Vermögen der Eltern sicherte dem Knaben eine sorgenlose Zukunft. Doch es war ganz auffallend, wie wenig Gerhard in seiner Jugend irdische Reichtümer schätzte. Am liebsten hätte er alles verschenkt. Sein weiches Herz konnte keine Not und Armut sehen, ohne daß er die Eltern bestürmte, helfen zu dürfen. Eine große Vorliebe hatte der Knabe für die Betrachtung des Leidens Jesu. Die unendliche Liebe Christi, wie sie in seinem Opferleiden sich offenbarte, ergriff sein frommes Herz und ließ darin allmählich den Entschluß reifen: „Ich will dem Gekreuzigten nachfolgen auf dem Wege des Opfers. Mein Leben soll aus dankbarer Liebe zum Herrn ein Leben der Buße sein.“ So riß sich der Achtzehnjährige von Eltern und Heimat los und wurde Wallfahrer. Nach dem Brauch der damaligen Wallfahrer zog Gerhard unter häufigen Selbstpeinigungen von einem Gnadenort zum andern, bis er nach sechs Jahren mühevoller Buß- und Opferfahrt 1114 in Rom anlangte. Der junge Deutsche, der in heiligem Bußeifer unter ernstesten Gebetsübungen von einem Gotteshaus Roms zum andern zog, stach vorteilhaft von so vielen ärgernissegebenden Wallfahrern ab und erbaute alle, die auf ihn aufmerksam wurden.

Vielleicht war es eine höhere Eingebung, was Gerhard 1144 veranlaßte, in das Zisterzienserkloster zu Osera einzutreten, das wegen seiner strengen Regel und des ausgezeichneten Ordensgeistes weit und breit berühmt war. Gern erhielt der Gottesmann die erbetene Aufnahme. Vermutlich wurde er hier in Osera zum Priester geweiht. Aber schon nach zwei Jahren regte sich in Gerhard die alte Wanderlust und das frühere Pilgerblut. So verließ er mit Erlaubnis des Abtes Osera und griff aufs neue zum Pilgerstab. Seine Sehnsucht flog hinüber übers Meer, zu den Stätten, die Christus durch sein Leiden und Sterben geheiligt hatte.

Das vorausgegangene Bußleben hatte jedoch seinen Körper so geschwächt, daß er den großen Beschwerden der Wanderschaft nicht mehr gewachsen war. Mit Aufbietung aller Kräfte erreichte er sein Ziel. Doch kaum im Heiligen Lande angekommen, wurde er so schwach, daß er eiligst sich auf den Heimweg nach Spanien machte, um nicht in fremdem Lande sterben zu müssen. Doch er kam nur bis Gallese, einem Städtchen zwischen Rom und Florenz. Hier fand sein Büsserleben ein segensvolles Ende. Am 8. August 1150 ging Gerhards Seele heim zu Gott, den sie zeitlebens gesucht hatte. Über dem Grabe des Heiligen, an dem zahlreiche Wunder geschahen, erhob sich eine prächtige Basilika. Papst Hadrian IV. erhob Gerhard schon fünf Jahre nach seinem Tode unter die Heiligen und änderte seinen Zunamen Quardus in Famianus, d. h. der „Weitberühmte“.

Peter Faber

Petrus Canisius erzählt in seinen Bekenntnissen: „Unter Gottes Leitung machte ich eine Reise von Köln nach Mainz, wo damals Kardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg regierte. Als Theologe war ihm für das Konzil von Trient aus der ewigen Stadt Peter Faber, ein Savoyarde, zugeschickt worden, der mir schon vorher gerühmt war. Er erklärte damals an der Mainzer Schule die Psalmen und war einer der zehn Patres, die, Leuchten der Wissenschaft und Frömmigkeit, aber freiwillig arm, als Hauptsäulen das Haus der Gesellschaft Jesu trugen. Dieser gute Faber nahm mich bei meiner Ankunft sofort liebevoll auf und gewährte mir in seiner Wohnung beim Pfarrer von St. Christoph gütigst Unterkunft und Belehrung. Er gab mir den klugen Rat, ich möchte einige Zeit bei ihm bleiben und in den heiligen Exerzitien den Willen des Allerhöchsten erforschen.“

Wer war dieser Peter Faber, der einen Petrus Canisius für die Gesellschaft Jesu gewann und uns Deutschen damit den zweiten Apostel eroberte? Wir finden den Neunzehnjährigen 1525 in Paris. Seine ungewöhnliche Begabung hatte dem wissenshungrigen Tagelöhnerssohn aus dem Gebirgsdörfchen Villardet in Savoyen einen Freiplatz an der Universität Paris verschafft. Durch rastlosen Eifer suchte sich der junge Student dieser Vergünstigung würdig zu zeigen. Gottes Vorsehung fügte es, daß der stille Büchermensch einen braungebrannten Spanier als Stubengenossen erhielt, einen früheren Offizier, der sich in den Tagen der Krankheit vom Weltleben abgewandt hatte und nun in reifen Mannesjahren das Studium der

9. August

Gotteswissenschaft begann: Ignatius von Loyola. Der Spanier und der Savoyarde wurden rasch gute Freunde. Der gelehrte Faber nahm sich des älteren Freundes an und führte den Anfänger in die Grundlagen der Philosophie ein und ging mit ihm die Vorlesungen durch. Ignatius vergalt diesen Liebesdienst dadurch, daß er seinem Studienkameraden in den Exerzitien den Weg zu einer hohen Vollkommenheit zeigte und ihn lehrte, sein Gewissen klar zu durchschauen und die Nichtigkeit der Skrupel und Zweifel zu erkennen, von denen Faber damals gar sehr geplagt wurde. Ignatius fand in Peter Faber seinen ersten treuen Gefährten und Mitarbeiter. Die vierzehntägigen Exerzitien, die Faber unter der Leitung des hl. Ignatius machte, bei härtester Winterkälte im ungeheizten Zimmer und bei strengstem Fasten, wurden für Faber zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Er nahm die Gedankenwelt der Exerzitien so tief in sich auf und lebte so ganz aus ihr heraus, daß er später mit den Exerzitien immer die herrlichsten Erfolge erzielte – reichere Erfolge als alle übrigen Jesuiten, ja selbst als Ignatius.

Wie ein Magnet zog das heiligmäßige Leben der beiden Männer nach und nach andere junge Leute an, unter ihnen Ignatius' großen Landsmann Franz Xaver. Am Feste Mariä Himmelfahrt 1534 legte die kleine Schar auf dem Montmartre die ersten Gelübde ab. Die Gesellschaft Jesu war gegründet. Peter Faber las bei dieser denkwürdigen Feier die hl. Messe. Gemeinsam durchlebten die Freunde die ersten Jahre des Ordens, die eine Fülle von Kampf gegen Mißverständnisse und Verleumdungen brachten. Als endlich die Gesellschaft Jesu in Rom festen Fuß gefaßt hatte, trennten sich die Wege der Unzertrennlichen. Peter Faber erhielt eines der dornigsten Ackerfelder: er kam als erster Jesuit nach Deutschland, das todkrank an der Wunde darniederlag, die ihm die sog. Reformation geschlagen hatte. Der besonnene, friedliebende Pater war der geeignetste Mann für das durch endlose Religionsgespräche leidenschaftlich erregte deutsche Volk. Wie Peter Faber den Abtrünnigen gegenübertrat, zeigen klar die Worte, die er einmal niederschrieb: „Man muß den Irrgläubigen mit größter Liebe und Achtung begegnen und alles unfruchtbare Gezänk vermeiden. Der Irrtum hat seinen Grund weniger in einem unbelehrbaren Verstand, als in einem unbekehrten Herzen. Deshalb muß man die Irrgläubigen von ihren Lastern befreien, ihnen Liebe zu den guten Werken einflößen, ihr Herz mit Hoffnung und Vertrauen erfüllen, statt sie mit einer Fülle von Beweisen und Gründen zu bekämpfen.“ Mit tiefem Schmerz sah der Jesuit die gähnende Kluft, die durch die Glaubenserneuerer im deutschen Volke aufgerissen worden war. „Es ist für mich ein schweres Kreuz“, schrieb er an seinen Ordensvater Ignatius, „und ein tiefer Seelenschmerz, zu sehen, wie Deutschland, der einstige Glanzpunkt der Religion, die unvergleichliche Perle der Kirche, teils schon darniederliegt, teils im Falle begriffen ist und wankt. Nicht die Macht und nicht die Weisheit des Kaisers und seiner Minister sind imstande, ein Mittel zu finden, das diesen Sturz aufhalten oder die darniederliegende deutsche Kirche

wieder aufrichten könnte." Angewidert von den nutzlosen und oft so lieblosen Streitreden zwischen Katholiken und Lutheranern verlegte Peter Faber seine ganze Kraft auf das stille seelsorgerliche Wirken. Während in Regensburg auf dem Reichstag viel Zeit in fruchtlosem Reden vertan wurde, arbeitete Faber als Seelsorger am Wiederaufbau der deutschen Kirche. Er konnte nach Rom melden: „In diesem Jahre empfang ich in Regensburg unzählige Gnaden vom Herrn. Die erste unter allen ist die, daß er mich würdigte, in seinem Dienste eine große Ernte zu halten, besonders als Beichtvater der Vornehmen am kaiserlichen Hof und meines angestammten Herzogs von Savoyen, der mir auch die Leitung seines Gewissens anvertraute. Diese Beichten brachten reiche Frucht hervor, und es wurde durch sie ein Samen ausgestreut, der noch Größeres versprach und auch wirklich hervorbrachte. Auch den Exerzitien unterzogen sich viele von den spanischen, italienischen und deutschen Fürsten. Ihnen ist beinahe all das Gute zu verdanken, das nachdem in Deutschland geschah.“

Die nächsten Jahre sahen Peter Faber in rastloser Tätigkeit in Speyer, wo er sich um die sittliche Hebung des Welt- und Ordensklerus mühte und dem armen Volk den Katechismus erklärte. Seine Wirksamkeit war so gesegnet, daß nach der Osterzeit die Pfarrer dem Bischof melden konnten, es hätten in diesem Jahr mehr Personen ihrer kirchlichen Pflicht genügt, als in den zwanzig vorhergehenden Jahren zusammengenommen. Von Speyer aus eilte der Missionar nach Mainz, wo er an der Universität Vorlesungen über die Hl. Schrift hielt und wo er Petrus Canisius in die Gesellschaft Jesu aufnahm. Wie mächtig der Eindruck war, den der junge Canisius von Faber erhielt, zeigen seine Worte: „Ich habe bisher keinen Gottesgelehrten gesehen oder gehört, der ihn an Gelehrsamkeit oder Geistestiefe überböte, einen Menschen, der seiner helleuchtenden Tugend gleichkäme. Ihm liegt nichts so sehr am Herzen, als mit Christus mitzuwirken am Heil der Seelen. Kein Wort hört man aus seinem Mund, sei es im Umgang in vertraulicher Gesellschaft, sei es bei Tisch, das nicht Gott und Gottseligkeit atmete, und all das, ohne daß er den Zuhörern lästig würde; so gewandt führt er die Unterhaltung. Er hat ein solches Ansehen gewonnen, daß viele Ordensleute, viele Bischöfe und Gottesgelehrte sich unter seine geistliche Leitung gestellt haben“. Als der Kölner Erzbischof, Kurfürst Hermann von Wied, sich der neuen Lehre anschloß und ganz Köln mit in seinen Fall zu ziehen drohte, war es Peter Faber, der Köln vor diesem Unheil schützte und in der bedrohten Stadt das erste Jesuitenkolleg deutscher Zunge gründete.

Die großen Erfolge, die Peter Faber in seiner Missionstätigkeit beschiedenen waren, entsprangen neben seiner tiefen Geistesbildung seinem reichen Gebetsleben. Er war ein großer Beter. Alles verstand er mit frommen Gedanken zu durchdringen. Mitten unter den vielgestaltigen Seelsorgsarbeiten und den ablenkenden Reisen bewahrte er die innere Sammlung und blieb im Verkehr mit Gott. Aus dem immerwährenden

Verbundensein mit Gott schöpfte er seinen brennenden Seeleneifer und die Kraft zu den schwierigsten Unternehmungen, während er doch von Natur aus zu Kleinmut und Verzagtheit neigte. Das reiche Innenleben, das er führte, machte ihn außerordentlich geeignet, die Seelenführung anderer zu übernehmen. Der Lebensbeschreiber des hl. Franz von Borgia sagte von Peter Faber, es habe in den Ländern Europas keinen gegeben, in dem sich der wahre Geist der Gesellschaft lebendiger gezeigt hätte als in ihm; dies sowohl in Bezug auf den Eifer, mit dem er nach seiner eigenen Vollkommenheit strebte, als in Bezug auf die Kunst, die Seelen für Gott zu gewinnen und zu einer hohen Stufe der Heiligkeit zu leiten.

Peter Faber, der am 1. August 1546 starb, wird mit der Geschichte der deutschen Kirche unzertrennlich verknüpft bleiben. Daß West- und Süddeutschland dem Katholizismus treu blieben, ist nicht zuletzt ein Verdienst dieses großen Jesuiten, der schon bald nach seinem Tode verehrt wurde und um dessen Seligsprechung sich besonders der hl. Franz von Sales, der Bischof seiner savoyischen Heimat, bemühte.

Laurentius

10. August

Nach den Schrecken der Verfolgung unter Decius atmeten die Christen befreit auf, als in der Mitte des dritten Jahrhunderts Kaiser Valerian zur Regierung kam. Sagte man ihm doch nach, daß er den Christen günstig gesinnt sei. Und in der Tat erfreuten sich die Christen in den ersten Jahren seiner Regierung ungestörten Friedens. Doch von seinem Günstling Makrianus beeinflusst, wurde auch Valerian mehr und mehr gegen die Christen eingenommen. Mit Stumpf und Stiel sollte das Christentum ausgerottet werden. Dieses Ziel glaubte der Kaiser am raschesten dadurch zu erreichen, daß er die Häupter der christlichen Gemeinden unschädlich machte. So galten die Verfolgungsgesetze Valerians vor allem den Priestern, den Vornehmen, den Einflußreichen. Mit Einziehung ihrer Güter, mit Verbannung, mit Verurteilung zu Zwangsarbeit, in schweren Fällen mit der Todesstrafe sollte gegen sie vorgegangen werden.

Eines der ersten Opfer der Verfolgung war Papst Sixtus. Eine Abteilung Soldaten war in die Katakomben gedrungen, wo gegen das ausdrückliche Verbot des Kaisers Gottesdienst stattgefunden hatte. Die Überfallenen leugneten nicht. Da machte der Truppenführer kurzen Prozeß: Papst Sixtus wurde mit vier Diakonen an Ort und Stelle enthauptet, die Übrigen wurden in die Gefängnisse abtransportiert. Keinen

traf die Botschaft so tief wie den Diakon Laurentius. Mit der Liebe eines Sohnes war er an Papst Sixtus gegangen. Der Papst hatte in dem jungen Spanier einen liebeglühenden, opferbereiten Christenfreund entdeckt und einen Mitarbeiter gefunden, der keine Mühe scheute und vor keiner Gefahr bangte. Laurentius hatte in dem viel älteren Papst einen väterlichen Freund gewonnen, der ihn teilnehmen ließ an den Sorgen seines Hirtenamtes und ihm sein rückhaltloses Vertrauen schenkte. Er hatte den jungen Mann in die Gotteswissenschaft und die kirchlichen Geschäfte eingeführt und ihm das Amt eines Erzdiakons anvertraut. Es war eine große Verantwortung, die auf den Schultern des Erzdiakons lag. Er war nach dem Bischof die wichtigste Person, hatte die Verwaltung des gesamten Kirchenvermögens, die Aufsicht über die Begräbnisstätten und das kirchliche Archiv zu besorgen und die Armenpflege zu betreiben.

Die spätere Überlieferung weiß zu erzählen, daß Laurentius mit seinem päpstlichen Freund noch zusammengetroffen sei, ehe dieser den Tod fand. Voll Schmerz habe er gerufen: „Wohin gehst du, Vater, ohne deinen Sohn? Wohin, Herr, ohne deinen Diener? Wohin, heiliger Priester, ohne deinen Diakon? Immer habe ich dir gedient, bin immer bei dir gewesen, und nun läßt du mich allein?“ Gerührt über diese Anhänglichkeit habe der Papst Laurentius zugerufen: „Mein Sohn, ich verlasse dich nicht; in drei Tagen wirst du mir folgen!“ Glücklicherweise ob dieser Ankündigung des nahen Martyriums sei Laurentius heimgeeil, um seine letzten Amtspflichten zu erfüllen. Mag dies auch nur eine dichterische Ausschmückung des Laurentiusmartyriums sein, über das wir leider keine echten Akten mehr besitzen, so mußte es doch dem Diakon bei der Enthauptung des Papstes klar sein, daß nun auch sein Schicksal sich nächstens erfüllen würde. Spielte doch bei all den Christenverfolgungen die Einziehung der Güter zur Bereicherung einzelner Richter oder des Staates immer eine große Rolle. Und da die Verwaltung des Kirchenvermögens in den Händen des Laurentius lag, mußte er jede Stunde mit seiner Verhaftung rechnen. In Eile tat der Diakon, was er konnte, um der römischen Habsucht zuvorzukommen. Er ging in die Behausungen der armen Glaubensbrüder und verteilte, was christliche Barmherzigkeit gesammelt und geopfert hatte.

Schon am Tage nach dem Überfall in den Katakomben stand Laurentius als Gefangener vor dem Richter. Dessen erste Frage galt dem Kirchenvermögen, den sagenhaften Schätzen der Christen, von denen man in heidnischen Kreisen die tollsten Märchen erzählte. Bereitwillig versprach Laurentius diese Schätze herbeizuschaffen, wenn man ihm eine kurze Frist gewähre. Sofort gab der Richter den Befehl, Laurentius für die erbetene Frist von drei Tagen freizulassen. Laurentius nützte die kurze Frist gut aus. Er lief durch die Straßen und Gassen Roms und holte alle bedürftigen Christen zusammen, die Blinden, Tauben, Stummen, Lahmen, Krüppel und Kranken aller Art. Alle bestellte er für den dritten Tag vors Gerichtsgebäude. 1500 Menschen habe er so zusammengebracht, ein wahres Museum menschlicher Armseligkeit.

Der hl. Augustinus erzählt, Laurentius habe, um die Überraschung noch zu erhöhen, vom Stadtpräfekten eine Menge Wagen erbeten, um die „Kirchenschätze“ darauf verladen zu können.

Man kann sich die Überraschung des Richters und seinen Wutanfall ausmalen, als er voll Begier nach den christlichen Reichtümern zur festgesetzten Stunde Laurentius erwartete und dieser mit leeren Händen in die Gerichtshalle kam. Auf die barsche Frage nach den versprochenen Kirchenschätzen lächelte der Diakon und öffnete die Türe der Halle. Da drängten sich alle die Armen und Krüppel und Elenden herein und füllten den Saal. Verständnislos sah der Richter zuerst dem seltsamen Vorgang zu; doch dann durchschaute er das Spiel. Er erleichte vor Wut. Ein Unwetter von Beschimpfungen brach über Laurentius los, der mit heldenhafter Gelassenheit das Todesurteil entgegennahm.

Die Legende erzählt, die Henker hätten den heiligen Diakon auf einem Eisenrost festgekettet und diesen langsam zum Glühen gebracht. Aber auch diese entsetzlichen Qualen konnten die wundersame Heiterkeit des Märtyrers nicht brechen. Noch in dem grausam gemarterten Leib wohnte eine zum Scherzen aufgelegte Seele. „Laß mich umwenden“, soll der tapfere Bekenner dem Richter zugerufen haben; „auf dieser Seite bin ich genug gebraten.“ Mag dies Volksphantasie oder Wirklichkeit sein, auf jeden Fall findet in diesem Zug des Laurentiusmartyriums wie überhaupt in dieser ganzen Legende die unzerstörbare christliche Todesfreudigkeit und Überlegenheit über Marter und Tod herrlichen Ausdruck.

Laurentius, dessen Todestag auf den 10. August 258 verlegt wurde, fand sein Grab in den christlichen Begräbnisstätten an der Via Tibertina. Eine durch Alter und Weihe gleich ehrwürdige Kirche erhob sich über seinen Reliquien. Bis zum heutigen Tage ist Laurentius der Lieblingsheilige des römischen Volkes. Papst Leo II. schrieb: „Vom Osten bis zum Westen ist Rom, wenn von dem Glanz der Sterne unter den Leviten die Rede ist, ebenso sehr durch seinen Laurentius berühmt, wie einst Jerusalem durch seinen Stefanus.“ Und St. Augustinus sagte: „So wenig Rom selbst verborgen werden kann, so wenig kann die Krone des hl. Laurentius verborgen bleiben.“

Die Schrecken der großen französischen Revolution tobten durchs Land. Unter Todesstrafe war es den Priestern verboten, Gottesdienst zu feiern. Trotzdem durchstreiften treugebliebene Seelsorger in den verschiedensten Verkleidungen das Land und feierten in nächtlichen Wäldern, in Scheunen, in abgeblendeten Kammern zuverlässiger Katholiken die heiligen Geheimnisse. Oft fanden solche Priester auch in das Haus des Bauern Vianney von Dardilly bei Lyon. Mit großen Augen lauschte da der kleine, 1786 geborene Johann den Erzählungen dieser Priester und nahm an den heimlichen Gottesdiensten teil. Bei solchen Gottesdiensten, wo jeden Augenblick die Gewehrkolben der Revolutionäre an die Haustür schlagen konnten, legte Johann seine erste Beichte ab und empfing die erste hl. Kommunion. Die tiefen Eindrücke, die der Knabe in dieser Verfolgungszeit in sich aufnahm, mögen wesentlich dazu beigetragen haben, in ihm den Priesterberuf zu wecken. An eine Verwirklichung dieser Sehnsucht war freilich vorerst nicht zu denken. Die Armut des Vaters machte das Studium unmöglich. Johann mußte in der Landwirtschaft tüchtig mit anfassend und dem Vater einen Knecht ersetzen.

Nach harten Kämpfen erhielt endlich der Zwanzigjährige vom Vater die Einwilligung zum Studium. Pfarrer Ballay von Ecully nahm sich seiner an und bereitete ihn für das Seminar vor. Lehrer und Schüler wollten beinahe an einem Erfolg verzweifeln. Was Johann in stundenlangem Bemühen eingelernt hatte, war am nächsten Morgen schon wieder verflogen. Doch mit eiserner Entschlossenheit verfolgte er sein Ziel. Man wies ihn wegen seiner ungenügenden Fortschritte vom Seminar, er fiel im Examen durch, der Bischof wollte sich weigern, ihm die Weihe zu geben — alle diese Hindernisse überwand Vianney. Als Neunundzwanzigjähriger stand er am Ziel seiner Sehnsucht; er empfing im Dom zu Grenoble die Priesterweihe, freilich mit der demütigenden Einschränkung, noch nicht beicht hören zu dürfen. Man traute ihm, der später der Beichtvater ganz Frankreichs werden sollte, nicht die Fähigkeit zu, schwierigere Gewissensfälle richtig behandeln zu können. Nach einem vorübergehenden Wirken bei seinem väterlichen Freund Balley erhielt er die kleine Pfarrei Ars zugewiesen, die durch ihn unsterblich werden sollte. Stolz konnte der junge Pfarrer auf seinen Seelsorgsposten nicht sein. Er fand eine recht verwahrloste Gemeinde an. Von den 250 Leuten gingen nur etliche Frauen in die Kirche. Die Männer trieben sich in den vier Schenken des Ortes herum, tranken, spielten und schafften auch am Sonntag. Die Großzahl der Pfarrangehörigen hatten die einfachsten Katechismusfragen vergessen. Es gehörte ein unbegrenztes Gottvertrauen dazu, sich auf einen solch verlorenen Posten stellen zu lassen.

Sofort machte sich Vianney an die Arbeit. Durch regelmäßige Hausbesuche mühte er sich, das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Unbekümmert um manche

Grobheit wanderte er von Tür zu Tür, plauderte in seiner gewinnenden Herzlichkeit von den Feldarbeiten, was er als einstiger Bauernknecht so trefflich verstand und ließ sich von den Familiensorgen erzählen. Mit der Zeit gingen die Leute aus ihrer Zurückhaltung heraus und gewannen Vertrauen zu ihrem Pfarrer. Um sie in die Kirche zu locken, suchte er ihnen das Gotteshaus lieb zu machen. Auf den Schultern schleppte er von Lyon Statuen und Fahnen heraus, beschaffte neue Paramente, ließ eine trauliche Kapelle anbauen. Auf die Predigt bereitete er sich so gewissenhaft vor, als müßte er sonntags auf die Domkanzel steigen. Um die religiöse Unwissenheit zu beseitigen, begann er jeden Morgen für groß und klein eine Christenlehre zu halten — eine Übung, die er 27 Jahre lang fortsetzte. Unermüdlich kämpfte er gegen die Dorfplaster: die Trunkenheit, die Unzucht, die Sonntagsschändung. In der ersten Zeit ging manchmal sein glühender Eifer mit ihm durch und er überließ sich zuweilen unbewußt allzusehr seinem empfindsamen, heftigen Charakter. Mit der Zeit lernte er den Bogen weniger straff spannen, ohne aber von seinen Forderungen abzugehen.

Das Hauptmittel, dessen er sich in der Seelsorge bediente, war seine Selbsterheiligung durch Gebet, Fasten und Almosen. Wieviele Nächte hat der Pfarrer von Ars durchgebetet! Kurz nach Mitternacht pflegte er sich regelmäßig von seinem harten Lager zu erheben, Brevier zu beten und Betrachtung zu halten. Dann ging er in die Kirche, wo er vor dem Tabernakel dem Heiland seine schweren Anliegen und Sorgen anvertraute. Bis zum höchsten Heroismus verwirklichte er in seinem Leben das alte Heiligungsmittel der Abtötung und Buße. Er aß so wenig, daß sein Magen sich verengte und er eine gewöhnliche Mahlzeit garnicht mehr vertragen konnte. Wochenlang lebte er nur von Kartoffeln. Täglich geißelte er sich bis aufs Blut, trug Bußhemd und Bußgürtel, schlief nur zwei bis drei Stunden. So lebte er jahrelang, trotz mannigfacher Krankheiten und ständiger Schlaflosigkeit in angestrengtester Arbeit.

Die ungewöhnliche Frömmigkeit des Pfarrers von Ars, die so ganz aus dem Rahmen des Alltäglichen fiel, weckte bei den Nachbarggeistlichen anfangs Mißtrauen. Als die Geistlichen sahen, wie Hunderte von ihren Beichtkindern abwanderten und nach Ars zogen, zu dem Pfarrer, dessen Unfähigkeit ihnen doch vom Seminar her bekannt war, hielten sie es für ihre Pflicht, vor dem Sonderling zu warnen. Sie schrieben kränkende Briefe an ihren Amtsgenossen in Ars, liefen beim Bischof gegen ihn Sturm, predigten von der Kanzel aus gegen ihn. Vianney gestand später selbst einmal: „In jener Zeit ließ man die Evangelien auf der Kanzel in Ruhe, und statt dessen predigte man über den armen Pfarrer von Ars.“ Wenn schon die geistlichen Amtsbrüder den Heiligen mit solchen Bitterkeiten überschütteten, kann es nicht wundernehmen, daß die Laien es bald noch ärger trieben. Sie schmähten den heiligen Pfarrer, verleumdeten ihn und gingen sogar so weit, ihm ein unsittliches Leben nachzusagen. Anonyme Zuschriften regnete es täglich

ins Haus. „Ich erwartete damals alle Tage“, sagte der Heilige, „daß man mich fortjagen werde. Ich hatte fast mehr Kreuz, als ich tragen konnte. Da betete ich um die Liebe zu Kreuz und Leid und wurde glücklich.“

Als nach zehnjährigem Kampf die Menschen ihn endlich in Ruhe ließen, ja ihn täglich mehr bewunderten und verehrten, begann der Satan den Kampf gegen seinen gefährlichen Gegner. Er sah durch den Heiligen sein Reich bedroht; sagte er doch selbst durch den Mund eines Besessenen zum Pfarrer von Ars: „Gäbe es drei wie du auf Erden, es wäre aus mit meinem Reich auf Erden.“ Er ging dazu über, den todmüden Priester nachts heimzusuchen, ihn körperlich zu quälen und zu bedrohen. 35 Jahre lang hatte der Heilige diese geheimnisvollen Peinigungen Satans zu erdulden. Der Böse konnte es freilich nicht verhindern, daß der Ruf des heiligen Pfarrers von Ars durchs Land zog und immer mehr Fremde in dieses bis dahin so ganz unbekanntes Bauerndörfchen rief. Allmählich setzten regelrechte Pilgerzüge nach Ars ein. Auf dem größten Bahnhof von Lyon war ein eigenes Büro für die Fahrkartenausgabe in der Richtung Ars eingerichtet worden und zwar wurden die Fahrkarten mit einem Vermerk auf acht Tage Gültigkeit ausgestellt. Solange brauchte es nämlich, um an Johannes Vianney heranzukommen und von ihm ein Wort oder die Lossprechung zu erhalten. Bei dem Massenandrang war es dem Heiligen, der täglich 12–18 Stunden Beichten hörte, nicht möglich, den einzelnen Beichtkindern viel Zeit zu widmen. Aber er hatte die Gabe, in Menschen-seelen wie in einem aufgeschlagenen Buch zu lesen, und so genügte ein kurzer Zuspruch, um in den verstocktesten Herzen das Eis zu brechen. Er wurde zum Märtyrer des Beichtstuhls. Von früh 1 Uhr saß er mit kurzen Unterbrechungen bis spät in die Nacht hinein in seinem Beichtstuhl, und die Wartenden standen in langen Reihen bis auf den Friedhof hinaus. Im Sommer war es in der Kirche so heiß, daß man dem Heiligen kalte Tücher um den Kopf binden mußte, im Winter erfror er beinahe. Seine Erschöpfung war so groß, daß er einmal auf einem einzigen Gang zur Kirche viermal zusammenbrach. Welch ein Opfermut gehörte dazu, unter solchen Umständen Tag für Tag im Beichtstuhl auszuhalten! Wunder der Gnade wirkte Johannes Vianney in seinem Beichtstuhl. Sünder, die 40–50 Jahre lang nicht mehr gebeichtet hatten, fanden in Ars wieder zu Gott zurück. Ein einziges Wort, ein einziger Blick dieses Pfarrers genügte oft, um überzeugte Gottesleugner aufs Tiefste zu erschüttern. Die Verehrung, die dem einfachen Pfarrer entgegengebracht wurde, war so groß, daß die Leute im Verlangen nach einer Reliquie ihm heimlich Haare abschnitten, Stücke aus dem Talar schnitten, das Brevier entwendeten. Und bei all diesen Ehrenbezeugungen blieb er so demütig, daß er sich wie den letzten Knecht Gottes fühlte. Er wurde vom Bischof zum Ehrenkanonikus und vom Staat zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Das Domherrnmäntelchen verkaufte er für 50 Franken, um einen Armen vor Hunger zu schützen; das Kreuz der Ehrenlegion hat er nie getragen. Bei seinen täglichen Katechismusstunden waren berühmte

Kanzelredner und Bischöfe seine Zuhörer – aber der Pfarrer von Ars blieb immer gleich demütig und bescheiden. Ja er fühlte sich seiner Aufgabe als Seelsorger so wenig gewachsen und bangte so vor der Verantwortung, daß er dreimal den Versuch machte, seiner Herde zu entfliehen und sich in ein Trappistenkloster zurückzuziehen, um sein „armes Leben zu beweinen.“

Die Geschenke, die ihm von dankbaren Menschen gemacht wurden, flossen restlos in die Taschen der Armen. Während er nachgewiesenermaßen Hunderttausende von Franken verschenkte, Waisenhäuser unterhielt, bedürftige Knaben studieren ließ, armen Familien die Miete bezahlte, lebte er selbst in der größten Bedürfnislosigkeit. Er ließ alles aus seinem Pfarrhaus hinaus schaffen bis auf das Bett, zwei alte Tische, ein paar Rohrstühle, einen Ofen und einen gußeisernen Topf. Sein ganzes Leben gönnte er sich nicht eine einzige Erholungsreise. Immerfort wollte er seinen Pfarrkindern zur Verfügung stehen.

Zahllos sind die Wunder, die Krankenheilungen, Weissagungen, Offenbarungen in seinem Leben. Aber ist nicht sein Leben allein schon ein unvergleichliches Wunder? Hatte nicht jener einfache Winzer recht, der nach einem Besuch in Ars sagte: „Ich habe Gott in einem Menschen gesehen?“

Klara

12. August

Das Beispiel des hl. Franz von Assisi, sein unbedingter Verzicht auf jeden Besitz, hatte wenige so tief ergriffen, wie das Edelfräulein Klara dei Scifi. Sie bewunderte solch heldenhaften Opfermut, sie staunte über solch ungewöhnliche Christusliebe. Was ein Kaufmannssohn fertig brachte, sollte es eine Grafentochter nicht auch können? Klara, die von zarter Kindheit an unter dem Einfluß der frommen Mutter Ortolina ihr Herz Gott erschlossen hatte, die schon als kleines Mädchen heimlich ein rauhes Bußhemd trug und täglich eine große Anzahl Gebete sprach, brannte vor Verlangen, ein Leben vollster Hingabe an Gott zu führen, wie Franz es ihr vorlebte. Bald stand es ihr fest: „Es ist Gottes Wille, daß ich gleich Franziskus in nackter Armut ihm diene.“ Zwei Vettern, die sich dem Heiligen als Minderbrüder anschlossen, bestärkten sie in ihrer Überzeugung und führten eine Unterredung zwischen Franz und Klara herbei. Der Heilige war ergriffen von Klaras reiner Seele und mächtiger Himmelsehnsucht. Von Gottes Geist erleuchtet, riet er Klara in allem Freimut, die Welt und ihre Eitelkeit zu verachten, den Heiratswünschen der Eltern nicht nach-

zugeben, sondern ihren Leib als einen Tempel für Gott allein zu bewahren und keinen andern Bräutigam zu haben als Christus.

Von nun an war Franz Klaras geistlicher Vater. Unter seiner Leitung erstarkte der Drang, den entscheidenden Schritt zu wagen und alles Irdische fahren zu lassen, immer mehr. Franz setzte die Nacht des Palmsonntags als den Zeitpunkt fest, an dem Klara „die Lust dieser Welt gegen die Trauer über das Leiden des Herrn vertauschen sollte.“ Da den Angehörigen, besonders dem Vater, jedes Verständnis für Klaras „Überspanntheit“ fehlte, mußte der Schritt in aller Heimlichkeit getan werden. So hart es auch Klara fiel — wie eine Diebin, wie eine in Schande Gestoßene mußte sie im Mantel der Nacht das Elternhaus verlassen. Von einer treuen Freundin begleitet, eilte sie zum Portiunkulakirchlein, wo die Franziskaner in Prozession gezogen kamen, um mit brennenden Kerzen und Ölweigen die kluge Jungfrau zu empfangen. Vor dem Altar unserer lieben Frau legte Klara Schmuck und Festkleid ab und empfing eine grobe, wollene Kutte gleich der der Brüder. Ihr goldenes Haar fiel unter der unbarmherzigen Schere, die Franz führte. Aus dem hochgeborenen Edelfräulein Chiara dei Scifi war die arme Schwester Klara geworden, die in Franzens Hände die Gelübde ablegte. In dem Benediktinerinnenkloster zum hl. Paulus erhielt sie vorläufige Unterkunft.

Im Palazzo Scifi war große Aufregung, als die Flucht Klaras entdeckt wurde. Mit Bitten und Drohen suchte der Graf seine Tochter wieder zu gewinnen. Doch statt Klara zu gewinnen, verloren die Eltern auch noch ihre Tochter Agnes, die Klaras Beispiel folgte und zu ihr ins Kloster eilte. Mit Waffengewalt suchte man die Schwestern aus dem Kloster zu zerren. Erst als der Himmel durch ein Wunder die aufgescheuchten Gottestüblein schützte, gab die Familie jeden Versuch auf, die beiden Mädchen in ihrer Lebensweise zu hindern. Ja, es schloß sich den beiden später noch eine dritte Schwester, und nach des Vaters Tod sogar die Mutter an.

Der Aufenthalt im Kloster der Benediktinerinnen konnte nur ein vorübergehender sein. Es gelang Bruder Franz, das Klösterchen San Damiano den Schwestern zur Verfügung stellen zu können. So hatten die ersten Franziskanerinnen, die Klarissen, ein Heim gefunden. Klara zog in das kleine Gebäude ein, hinter dessen Mauern sie 41 Jahre hindurch — wie ihr Biograph sagt — „durch die Schläge der Bußgeißel die Alabasterschale ihres Leibes zerbrechen sollte, so daß das Haus der Kirche von dem Dufte ihrer Seele erfüllt war“. In heiligem Bußseifer schonte Klara ihren Körper nicht im geringsten. Ihr Bett war in der ersten Zeit ein Haufen Rebenblätter, ihr Kopfkissen ein Holzklotz. Später nahm sie auf ausdrücklichen Befehl des hl. Franziskus einen Strohsack. Im Essen tötete sie sich so streng ab, daß ihr Franziskus durch den Bischof als Pflicht auferlegen ließ, täglich wenigstens anderthalb Unzen Brot zu essen.

Die kleine Familie von San Damiano nahm zu. Der Schwesternkonvent wurde größer und größer. Innozenz III. bestätigte die Regel, die Franz für die Schwestern

schrieb, er ernannte Klara zur ersten Äbtissin. Nur nach langem Zögern und auf dringendes Flehen der hl. Klara konnte sich der Papst entschließen, jenes merkwürdige Privilegium zu verleihen, das den Schwestern das Recht zusicherte, arm zu sein und arm zu bleiben. Dieses Privilegium verteidigte Klara ihr ganzes Leben mit wahrhaftem Heldenmut. Immer und immer wieder suchte ihr guter Freund, Kardinal Hugolin, der 1227 unter dem Namen Gregor IX. Papst geworden war, ihr und ihrem Kloster Besitztümer aufzudrängen. Standhaft wies Klara jedes dieser Anerbieten zurück. Einmal sagte er, wenn sie nur des Gelübdes wegen, das sie abgelegt habe, sich so hartnäckig weigere, Besitztümer anzunehmen, so möge sie doch bedenken, daß er die Macht habe, sie davon zu lösen. Da richtete sich die heilige Äbtissin stolz auf und sprach, zwar in aller Ehrfurcht, aber ernst und entschieden: „Heiliger Vater, löse mich von meinen Sünden, nicht aber davon, unserem Herrn Jesus Christus nachzufolgen.“

Mit Franz stand Klara zeitlebens in engster Fühlung. Er war ihr Seelenführer, bei ihm holte sie sich Rat in allen Zweifeln und Schwierigkeiten. Jedesmal waren es Feierstunden in San Damiano, wenn Franziskus der drängenden Einladung der Schwestern folgte und das Klösterlein aufsuchte. Wie lauschten die Schwestern, allen zuvor die hl. Äbtissin, den Worten des großen Meisters! Mit welcher Ergriffenheit vernahmen sie aus seinem Munde den Sonnengesang, den er in ihrem winzigen Gärtlein dichtete! Als Franziskus am 3. Oktober 1226 in Portiunkula entschlafen war, war es ein großer Trost für die Schwestern, den Toten noch einmal sehen zu dürfen. Ihretwegen machte der Leichenzug einen Umweg über San Damiano. Dort wurde die Bahre mit dem entseelten Körper in das Kirchlein hineingetragen, so nahe ans Gitterfenster der Schwestern heran, daß sie ihren toten geistigen Vater zum letztenmal sehen konnten. „Und nachdem das Gitter, durch das die Dienerinnen des Herrn die hl. Hostie zu empfangen und das Wort Gottes zu hören pflegten, entfernt worden war, hoben die Brüder den heiligen Leib von der Bahre auf und hielten ihn mit ihren erhobenen Armen vor das Fenster, so lange Zeit, wie Madonna Klara und die anderen Schwestern es zu ihrem Troste wünschten“, erzählt der alte Bericht.

27 Jahre überlebte Klara noch den hl. Franziskus. Ihre Engelsgeduld bei allen Prüfungen gewann sie besonders aus der Verehrung des heiligsten Altarsakramentes, vor dem sie ungezählte Stunden in tiefster Betrachtung auf den Knien lag und das einmal ihr Kloster vor dem Ansturm plündernder Sarazenen wunderbar rettete. Am 11. August 1253 entschlief sie ruhig und sanft, um den in ewiger Freude zu besitzen, zu dem ihr Herz hier auf Erden stets von heiligster Liebe entbrannt war.

Der Weltkrieg hat viele fremde Namen in unser Bewußtsein gehämmert. Französische Flößchen und Landstädtchen wurden uns so vertraut als flößen sie durch deutsche Wiesen. Die Namen Oise, Aisne, Somme — Soissons, Peronne, Noyon — wie oft klangen diese Worte aus den Erzählungen der Soldaten! Aber wie wenige von uns ahnten, daß vor mehr als tausend Jahren an der Somme ein deutsches Königsmägdlein mit Blumen und Sonnenschein gespielt? Wie wenige wußten, daß dieses Königskind als Trägerin der fränkischen Krone am Palast zu Soissons an der Aisne Tausenden die brennenden Wunden geheilt? Daß sie in den Gassen von Peronne Hungerige gespeist; daß sie, Thron und Krone lassend, über die Oise floh, um in Noyon den Schleier zu nehmen? Und doch verdienen neben der lieben St. Elisabeth wenige Heilige einen solchen Ehrenplatz in der Bilderhalle deutscher Frauen als das „an der Saale hellem Strand“ geborene deutsche Königskind: Radegundis von Thüringen.

Es war am Anfang des 6. Jahrhunderts. Noch klang nicht über die deutschen Täler das Friedensglöcklein betender Missionare, noch hallte nicht in den Wäldern Axt- hieb und Spatenstoß christlicher Kulturbringer. Über Thüringen herrschten drei Brüder: Baderich, Hermenefried und Berthar. Aufgehetzt von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Amalaberga suchte Hermenefried die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Mit Hilfe der Frankenkönige Theodorich und Chlotar gelang es ihm seinen ehrgeizigen Plan durchzuführen und Baderich und Berthar zu stürzen. Beide büßten ihr Leben durchs Schwert ein. Damit hatte der lange Kreuzweg Radegundens begonnen. Mit angstweiten Augen mußte das 15jährige Kind sehen, wie sein Vater Berthar niedergeschlagen wurde, wie Mutter und Geschwister unter den Keulenhieben der Mannen Hermenefrieds fielen. Auch Radegunde hätte das Schicksal der Ihren geteilt, hätte nicht im letzten Augenblick ihr Vetter Amalafried, der edle Sohn des tückischen Hermenefried, seine Hand über das hilflose Mädchen gehalten. Als liebe Siegesbeute brachte der junge Prinz Radegunde samt ihrem jüngeren Bruder Chlotachar an den Hof des Vaters. Nach hartem Kampf mit der herzlosen Mutter setzte er es durch, daß die beiden jäh verwaisten Königskinder unbehelligt blieben und mit ihm gemeinsam erzogen wurden. Aber schon bald kam eine neue Kreuzwegstation für Radegundis.

Der durch Bruderblut erbaute Königsthron Hermenefrieds brach bald zusammen. Die Könige sahen sich von Hermenefried um den vereinbarten Siegeslohn betrogen und kehrten nun die Waffen gegen ihren einstigen Verbündeten. Hermenefried mußte sich ergeben; die alte Königsburg der Thüringer ging in Flammen auf. Radegunde, zum zweitenmal heimatlos geworden, wurde mit den Frauen der gefallenen Helden als Beute vom siegreichen Heer in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Die

knospende Schönheit der jungen Sklavin reizte die Gier der Frankenkönige so mächtig, daß sie um ihren Besitz in scharfen Streit kamen und fast mit den Schwertern aneinander gerieten. Schließlich einigten sie sich auf die Entscheidung des Loses. Welche Entwürdigung für das reine, edle Königskind! Das Los sprach zugunsten Chlotars. Er brachte Radegundis auf das königliche Gut Athies an der Somme, um ihr dort die einer Frankenkönigin würdige Erziehung geben zu lassen.

Wie mag das Heimweh das einsame Königskind gequält haben, das Heimweh um Eltern und Geschwister, das Heimweh besonders um Amalafried, dem ihre erste Liebe gegolten hatte.

Chlotar tat alles, um seine künftige Gemahlin des Frankenthrones würdig zu machen. Er ließ sie sorgfältig ausbilden und ihr den ganzen Schatz der damaligen Gelehrsamkeit erschließen. Wertvoller aber als das Erlernen weiblicher Handfertigkeit und strenger Wissenschaft war für Radegundis ein anderes Gut, das sie für so viele Verluste ihres Lebens reich entschädigen sollte: sie lernte das Christentum kennen und empfing die Taufe. Die sanfte Lehre des Heilandes machte auf das Gemüt des deutschen Mädchleins einen gewaltigen Eindruck. Eine unbezwingbare Lust am Wohltun, am Tränentrocknen und Wundenheilen erfaßte sie und begleitete sie von jetzt an bis in ihr letztes Stündlein. Sie hatte ja selber Bitterkeit getrunken und Weh gekostet wie kein anderes deutsches Fürstenkind, sie wußte es, wie Wunden schmerzen und Leiden brennen.

Ums Jahr 538 führte Chlotar die 21jährige Jungfrau an den Altar. Mit größtem Widerstreben legte Radegundis, die vor jedem Gedanken an eine Ehe und besonders an eine Ehe mit dem zügellos sinnlichen und grausam harten Chlotar zurückbebt, ihre reine Hand in die blutbefleckte des Königs. Ihr Herz gehörte dem himmlischen Gebieter. Alle Schätze, über die sie als Königin verfügen konnte, widmete sie ausschließlich guten Werken. Ihre Wohltätigkeit gegen Arme war grenzenlos.

Gegen sich selbst war die junge Königin von äußerster Härte. Die Speisen der Hoftafel ließ sie meist unberührt, um sich an Bohnen und Linsen zu sättigen. Bei Nacht erhob sie sich von ihrem weichen Lager, um lange Stunden kniend zu beten, daß ihre Glieder vor Kälte erstarren. Doch nur verstoßen und in aller Heimlichkeit vor dem rauhen Gatten durfte Radegunde diese Werke der Frömmigkeit und Abtötung vollbringen. Er beklagte sich ohnedies bitter, daß er in Radegundis nicht die erhoffte Genossin seiner tollen Gelage und wochenlangen Hetzjagden gefunden hatte, und daß ihr Stuhl bei den verschwenderischen Gastmählern leer blieb. Zornig sagte er einmal zu den Höflingen: er habe eine Nonne zur Frau, aber keine Königin.

So rannen langsam mehrere Jahre dieser freud- und zugleich kinderlosen Ehe dahin, bis das Jahr 544 den endgültigen Bruch Radegundens mit ihrem unberechenbaren Manne brachte: Chlotar ließ seinen jungen Schwager, Radegundens lieben

Bruder, meuchlerisch erdrosseln, ohne daß die Königin auch nur seine letzten Augenblicke teilen oder ihm die letzten Ehren erweisen konnte. Diese schauerhafte Untat zerriß das schwache Eheband völlig. Keine Stunde mehr litt es Radegunde im Königspalast zu Soissons. Sie schauderte zurück vor dem Mann, der ihr auch noch das letzte Stück Heimat geraubt und dessen Hände rot waren vom Blute des Bruders. Mit ihrer treuen Dienerin Agnes floh die erschütterte Königin über die Oise nach Noyon und bat den Bischof Medardus um den Schleier. Aber dieser erinnerte sie an das Wort des Apostels, daß das Weib an das Gesetz gebunden sei, solange ihr Mann lebe. Da sprach die gehetzte Frau mit blitzendem Auge zum Bischof: „Bischof, wenn du dich weigerst, mir den Schleier zu geben, so wird der gute Hirte einst die Seele des verlorenen Schafes von dir fordern!“

Solcher Beschwörung wagte Medardus nicht zu widerstehen; er weihte sie zur Nonne. Umsonst bot Chlotar alles auf, Radegundis umzustimmen. Er drohte mit gewaltsamer Entführung und bettelte mit Worten der Liebe — die Heilige blieb fest. Da gab es der König auf, gegen eine höhere Gewalt anzukämpfen, und stimmte Radegundens Entschluß zu. Zum Zeichen der Versöhnung schenkte er ihr das Kronsgut Saix bei Poitiers, das Radegundis zu einem stattlichen Kloster umwandelte.

43 Jahre lang lebte Radegundis zu Saix als Nonne. Was die deutsche Frau dort Gutes getan, ist mit unsterblichen Lettern in den Herzen der Franzosen eingeschrieben. Nicht mehr behindert durch eines harten Gemahls Scheltworte setzte Radegundis den Bußwerken der Abtötung keine Schranken. Die Vorschriften der Ordensregel beobachtete sie mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit. Es machte ihr Freude, die niedrigsten Dienste zu verrichten. Von keiner Schwester nahmen die Armen so gern die Almosen entgegen, von keiner ließen sich die Kranken so willig pflegen wie von Schwester Radegundis. Denn über ihrem ganzen Wesen lag der Duft innigster Liebe. Sie verzehrte sich im Dienste der Menschen.

Das Jahr 569 brachte für die frommen Frauen von Saix ein freudiges Fest. Der byzantinische Kaiser Justin und seine Gemahlin Sofie sandten Radegundis auf ihre Bitten eine große Reliquie des Kreuzholzes. Mit prunkvollen Feierlichkeiten wurde die kostbare Reliquie in Empfang genommen und in der Kirche ausgestellt. Der Dichter Venantius Fortunatus sang zu dieser Feier sein unsterbliches *Vexilla regis* prodeunt, das heute noch in unserer Kirche gesungen wird.

Am 13. August 587 schlug Radegundens letzte Stunde. Wehklagend drängten sich im Gefühl völliger Verwaisheit die Nonnen um die Bahre der hl. Frau. Ein Leben war verloschen, das wie ein stilles Kerzenlicht in der wilden Zeit der Völkerwanderung gebrannt hatte. In einem Zeitalter tiefster Verfinsterung und Verworfenheit strahlt die Gestalt des deutschen Königskindes in fast überirdischer Helle wie ein Stern der Nacht.

Sebald

14. August

(Gedenktag am 19. August)

Geschichtliches Dunkel liegt über dem Leben dieses Heiligen. Wir wissen weder den Ort seiner Geburt noch die genaue Zeit seines Lebens. Er dürfte zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert von jenseits der Donau in das Nürnberger Land gekommen sein. Ob er Priester war, steht nicht fest; gewiß aber ist, daß er ein wunderbarer und heiliger Mann war. Im Nürnberger Reichswald führte er ein Leben der Einsamkeit und Buße; er predigte in der Umgebung und machte sich dem Volke durch mancherlei Dienste der Nächstenliebe nützlich. Schon im Jahre 1072 war St. Sebald als Schutzheiliger Nürnbergs weithin bekannt; 1073 wurden seine Gebeine im neu-erbauten St. Peterskirchlein beigesetzt, an dessen Stelle sich 200 Jahre später die herrliche Sebalduskirche erhob, die heute noch mit ihrem berühmten Schatzkästlein, dem vom großen Erzgießer Peter Vischer geschaffenen, viel bewunderten Grabmal des Heiligen den Namen St. Sebalds in alle Landen trägt. Auf Bitten des Nürnberger Rates nahm Papst Martin V. im Jahre 1424 Sebald in aller Form unter die Zahl der Heiligen auf.

Das ist in der Hauptsache alles, was die Geschichte von St. Sebald zu melden weiß. Umso reicher ist der unverwelkliche Kranz inniger Legenden, mit dem kindlicher Glaube und fromme Dichtung das Bild des Heiligen schmückte. Ein besonders reizvolles Röslein wollen wir aus diesem Blütenkranz brechen:

Einst stapften schwere Schuhe in die Zelle des heiligen Klausners. Als Sebald aus seiner betrachtenden Versunkenheit aufblickte, sah er einen Bauern vor sich, dessen Gesicht von Sorge und Trauer umdüstert war. Mit teilnahmevollen Fragen löste der Heilige dem Landmanne die Zunge. Er erzählte: „Ein großes Mißgeschick traf mich. Meine Viehherde hat sich verlaufen und nirgends zeigt sich eine Spur von ihr. Den ganzen Tag bin ich auf den Beinen und suche hier und suche dort — alles vergebens. Nun kommt die Nacht und ich weiß mir nicht zu helfen“. Wie hätte St. Sebald von der Not des Mannes nicht gerührt sein sollen? Teilnahmevoll faltete er seine Hände zum Gebet. Dann munterte er den Bauern auf: „Suche nur weiter und du wirst dein Vieh finden“. Dem Manne ging es nicht anders als St. Petrus auf dem See Genesareth, da er nach stundenlanger vergeblicher Arbeit seine Netze nochmal zum Fange auswerfen sollte. „Nun habe ich mir am Tage soviel Mühe gemacht, was soll ich da noch bei Nacht mich unnütz weiterplagen?“ Sebald aber gebot: „Hebe deine Hände in die Höhe!“ Der Bauer gehorchte verwundert dem seltsamen Befehl und verging fast vor Staunen. Denn seine Hände strahlten einen Glanz aus wie die Sonne am hellsten Mittag. Mit solchem Licht hatte er bald seine verlorenen Tiere wieder gefunden.

Strahlende Hände! Heiliger Sebald, daß du es doch auch uns allen erleben möchtest, mit strahlenden Händen über die Erde zu gehen!

Wir brauchen strahlende Hände, die freigebig Almosen reichen und Wohltaten spenden. Die weisesten Maßnahmen sozialer Politiker werden Armut und Not nie von der Erde bannen können. Immer wird es Menschen geben, die in banger Sorge um das tägliche Brot ringen und Hunger und Kälte zu quälenden Hausgenossen haben. Menschen, die nach strahlenden Händen ausschauen, von denen ihrem Hunger Linderung, ihrer Blöße Hülle, ihrer Kälte Wärme, ihrem Elend Hilfe werde.

Wir brauchen strahlende Hände, die in Liebe und Versöhnung sich dem Gegner reichen. Zwietracht zerreißt die Menschen, Unfriede läßt die Völker nicht zur Ruhe kommen. Statt brüderlich zusammenzustehen, drohen die Völker mehr und mehr auseinanderzufallen und wie wütende Kampfahne aufeinander loszugehen. Wir brauchen strahlende Hände, die dem Frieden den Weg bereiten. Hände, die nicht in bitterem Groll zu harten Fäusten sich zusammenballen, sondern in starkem Friedenswillen sich dem Feinde entgegenstrecken und seine dargebotenen Hände umfassen.

Wir brauchen strahlende Hände, die nicht in unfrohem Zwang den Hammer und den Pflug umfassen und den Dienst der Arbeit tun. Die harte Notwendigkeit der Arbeit und des Berufes, könnte zum Segen werden, das harte Tagwerk zu einem Born goldenen Glückes — es müßte nur lichte Hände geben, die einen Gottesauftrag sehen in jedem Werk, ein Mittel nicht des Broterwerbes nur, sondern der Heiligung.

Wir brauchen strahlende Hände, die sich zum Beten falten. Nie geht ein solches Leuchten aus von Menschenhänden, als wenn sie fromm gefaltet sich zum Himmel heben und wie Antennen Gottes Gnade an sich ziehen. Das Angesicht der Erde würde sich erneuern, das Los der Völker würde sich von Grund aus ändern, wenn es mehr Hände gäbe, die im Beten strahlen und an der Kommunionbank sich dem Herrn entgegenrecken.

Die Erde würde wieder zum Gottesgarten, die arme Menschheit fände ihr verlorenes Glück und verscherztes Paradies wieder, die unglücklichen Seelen kämen wieder zum Frieden, wenn alle Menschen strahlende Hände trgen. Heiliger Sebald, daß es dir doch gegeben wäre, wie einst jenem Bauersmanne aus dem Nürnberger Land so uns allen, die wir dich anrufen, lichte, strahlende Hände zu schenken!

Johannes Berchmans

15. August

(Gedenktag am 13. August)

Im Gegensatz zu Aloisius und Stanislaus, die vornehmen Häusern entstammten, ging der dritte der großen Jugendpatrone: Johannes Berchmans, aus dem einfachen Bürgerstande hervor. Sein Vater war Schuster in Dienst bei Maastricht. Er hätte den am 13. März 1599 geborenen Jungen am liebsten sein eigenes Handwerk erlernen lassen. Aber Hans gab mit Bitten und Drängen nicht nach, bis der Vater trotz der knappen Mittel seine Zustimmung gab: Hans durfte studieren! Es gelang, dem Studenten einen Freiplatz beim Domherrn Froymont in Mecheln zu verschaffen, wo er das Gymnasium besuchte. Durch Mithilfe in Küche und Garten suchte Johannes für die Gastfreundschaft des Kanonikus wenigstens einen kleinen Ausgleich zu leisten. In der Luft eines geordneten religiösen Lebens, wie er sie im Hause des Domherrn atmete, reifte in Johannes der Entschluß, Priester zu werden, und zwar wollte er sich der Gesellschaft Jesu anschließen. Im September 1616 trat er als Novize im Jesuitenkolleg in Mecheln ein. Die Gesinnung, die den Novizen beseelte, läßt am deutlichsten die Grundsätze erkennen, die er damals niederschrieb: „Ich will ein Heiliger werden; ich will Jesus Christus so weit als möglich gleichförmig werden. Die Gesellschaft Jesu will ich lieben als meine Mutter. Lieber will ich alles erdulden, als auch nur die geringste Regel freiwillig übertreten. Wenn ich nicht heilig werde als Jüngling, so werde ich es niemals. Darum muß ich das Gebet und die Abtötung üben. Nur soviel schreitest du voran im geistlichen Leben als du dir selbst Gewalt antust. Nie kann ich ein wahrer Gefhrte Christi werden, wenn ich nicht mit Christus gekreuzigt werde. Meinen Jesus will ich lieben über alles, Maria wie meine Mutter. Mein Grundsatz soll sein: alles zur groeren Ehre Gottes. Nichts Besseres kann ich tun, als mich mit aller Kraft auf die vollkommene Erfüllung meiner Standespflichten verlegen. Jede Handlung will ich so verrichten, als ob es die letzte in meinem Leben wäre“.

Der Novize Berchmans erbaute durch seine Tugendhaftigkeit nicht nur seine Mitnovizen, sondern auch die älteren Ordenspriester. Dabei war Johannes Berchmans, wie jeder echte Heilige, keineswegs ein Kopfhänger. Er war im Verkehr mit andern so liebenswürdig und aufgeräumt, so heiter und unterhaltend, daß man ihm den Namen Frater Hilaris (Bruder Munter) gab. Aus dieser kindlich reinen Herzensfröhlichkeit entsprang eine innige Marienverehrung. Die ganze Liebeskraft seiner Jugend übertrug Johannes auf die Gottesmutter. Der Rosenkranz wurde sein Lieblingsgebet, Maria zu Ehren hielt er häufiges Fasten, von ihr redete er mit Vorliebe in der Freizeit, zur Verteidigung ihrer unbefleckten Empfängnis wollte er ein Buch schreiben.

Nach Vollendung des Noviziats, Ende Oktober 1618, verließ Berchmans seine niederländische Heimat und wanderte nach Rom, um als Scholastiker am Jesuiten-

kolleg seine Studien aufzunehmen. Es sind keine großartigen Dinge, die aus dieser Zeit von Johannes Berchmans berichtet werden. Der Weg zur Heiligkeit bestand für ihn in der eifrigen, genauesten Verrichtung der Alltagspflichten. Er lebte eine Heiligkeit, die seine Altersgenossen jeden Standes und jeder Zeit ermuntern und zur mutigen Nachfolge begeistern kann. Auf Schritt und Tritt trat dem Heiligen im römischen Kolleg die Erinnerung an den hl. Aloisius entgegen. Mit welcher Ehrfurcht suchte er immer wieder die Zelle auf, in der Aloisius gelebt und gebetet und gebüßt hatte! Mit welcher Andacht kniete er vor dem Grabe des Heiligen! Ein zweiter Aloisius zu werden — das war wohl der Wunsch, der sein Herz durchzog. Und es dauerte auch nicht lange, da schien es den Klosterinsassen, als wäre Aloisius wiedergekehrt. Mit Staunen sahen sie, wie der „Beato Giovannino — der selige kleine Johannes“ zu einem Wunder der Heiligkeit wurde. Er beeilte sich heilig zu werden, als ahnte er seinen frühen Tod. Erst 22 Jahre alt, mußte Johannes das Krankenzimmer aufsuchen. Das Fieber des ungewohnten römischen Klimas hatte ihn ergriffen und verzehrte in wenigen Tagen die Kräfte seines durch Bußübungen geschwächten Körpers.

Als der Arzt ihn besuchte, sagte er ihm mit leuchtenden Augen: „Herr Doktor, es geht dahin!“ — „Und wohin geht es denn?“ fragte der Arzt. „In den Himmel“, war die glückliche Antwort. Dann nahm der junge Jesuit sein Kreuz, seinen Rosenkranz und das Regelbüchlein in die Hand und sagte froh und feierlich: „Diese drei sind mir das teuerste, mit diesen sterbe ich gerne“. Flüsternd sprach er die heiligsten Namen Jesus und Maria. Dann wenige tiefe Atemzüge noch, und er hauchte seine reine Seele aus. Es war am 13. August 1621. Papst Pius IX. sagte in dem Dekret der Seligsprechung über ihn: „Mit heldenmütiger Anstrengung bemühte er sich, die heilige Taufschuld zu bewahren, und vereinigte so viele andere hervorragende Tugenden in sich, daß er nicht nur seinem Orden, sondern der ganzen katholischen Kirche als ein neuer helleuchtender Stern voranstrahlt“. Am 22. Januar 1888 wurde er in die Schar der kirchlich anerkannten Heiligen aufgenommen.

St. Rochus

16. August

Im Jahre 1666 war im Rheinland die Pest ausgebrochen und wütete ganz besonders schlimm in Bingen. Von Haus zu Haus zog der schwarze Tod und entvölkerte ganze Straßen. Tag und Nacht hatten die Totengräber Arbeit, die Leichen aus der Stadt zu schaffen und in Massengräbern aufzuhäufen. Die Gesunden flüchteten aus Angst vor der Seuche in die Wälder und auf die Höhen. In dieser bösen Not gelobten die Bürger von Bingen, auf dem nahen Berg eine Kapelle zu Ehren des hl. Rochus zu erbauen. Noch war der Bau nicht ganz vollendet, da nahm die Pest ein Ende. St. Rochus hatte das Vertrauen, das die Stadt in seine Fürbitte setzte, gerechtfertigt. Noch mancherlei Kriegsstürme und Krankheiten brachen im Laufe der Zeit über das Rheinland herein; immer aber blieben die Einwohner von Bingen ihrem heiligen Nothelfer treu und alljährlich wallfahrten sie am Tage des hl. Rochus unter jubelndem Glockengeläute in feierlichem Bittgang zum Rochusberg, um den heiligen Pestpatron zu ehren.

Wer ist nun dieser St. Rochus, dem die Kapelle auf dem Rochusberg bei Bingen geweiht ist und dessen Namen alle die ungezählten Kapellen in Stadt und Dorf, am Weg und Waldesrand tragen?

Als Pilger mit Muschelhut und Stab war er zu Anfang des 14. Jahrhunderts nach Italien gekommen. Montpellier in Frankreich war seine Heimat. Sein Vater Johannes soll ein hohes Amt in der Stadtverwaltung bekleidet haben; seine Mutter Liberia wird als große Wohltäterin der Armen gerühmt. Kaum daß Rochus zum Jüngling herangewachsen war, ließen ihn seine Eltern allein im Leben zurück. Da machte sich Rochus von Heimat und Besitz los, verteilte sein Erbe unter die Armen der Stadt und machte sich auf Pilgerfahrt. Rom mit den Gräbern der Apostelfürsten war sein Ziel. Als Rochus jedoch in die Lombardei kam, fand er das herrliche Land als einen einzigen Totengarten. Die Pest hatte Einzug gehalten und forderte ungezählte Opfer. Jeder Wanderer, der ahnungslos die Straße ging und von dem Wüten der Seuche vernahm, eilte von Grauen gepackt den Weg zurück, den er gekommen war. Nicht so der junge Rochus. Das schreckliche Elend, das in jedem Ort, durch den er kam, ihm entgegengrinste, griff ihm ans Herz. Unbekümmert um die Gefahr ging er in die Häuser, holte die Kranken von den verwesenden Leichen weg, labte die Halbverhungerten, betete mit den Sterbenden. Seinem Gebet und Kreuzzeichen verlieh Gott wunderbare Kraft: die schon von den Pestbeulen ergriffen waren und dem sicheren Tod entgegenbangten, erhoben sich zu neuem Leben.

Eines Tages sahen die Siechen vergebens nach ihrem Krankenpfleger aus. Rochus kauerte selber in einem Winkel und war von der Seuche gepackt. Er hatte sein Leben so oft bei der Pflege der Pestkranken in die Schanze geschlagen, daß ihn der Gedanke an den Tod nicht schrecken konnte. Aber eine Sorge machte ihm großes

Bangen: er möchte einem Gesunden zur Ansteckung werden. So schleppte er sich mühsam aus der Stadt — es war Piacenza — und verkroch sich in einer versteckten Waldhütte. Wie einst ein Rabe dem Einsiedler Antonius, so soll nach der Legende ein Jagdhund dem kranken Rochus täglich ein Stück Brot zugetragen haben. Wider alles Erwarten wurde Rochus, der so vielen ein Retter vor dem Tod gewesen war, wieder gesund. Sobald sich seine Kräfte erholt hatten, wanderte er seiner Heimat zu. Die Pest hatte den jungen Mann so entstellt und gealtert, daß ihn niemand wieder erkannte. Ja, es geschah sogar, daß er als vermeintlicher Spion ergriffen und ins Gefängnis geworfen wurde. Nach fünfjähriger Haft wurde der heldenmütige Dulder um das Jahr 1327 von seinen schweren Prüfungen erlöst. An einem Muttermal, das man an der Leiche bemerkte, soll der Tote erkannt worden sein und ein ehrenvolles Begräbnis gefunden haben.

Es dauerte nicht lange, so fand die Verehrung des hl. Rochus als Pestpatron weiteste Verbreitung. Vertrauensvoll hoben im Mittelalter die Menschen zu ihm die Hände, wenn die Pest umging und ihre Opfer forderte. Bruderschaften führten seinen Namen, Bittgänge wurden ihm zu Ehren gehalten. Und ungezählte Male wich auf seine Anrufung die Seuche. In allen Gegenden auch unseres deutschen Vaterlandes entstanden zahlreiche Kirchen und Klöster, Wallfahrtskapellen und Bildsäulen zu Ehren des Pilgers aus dem Welschland, des großen Pestpatrons St. Rochus.

Hyacinth

17. August

In der Basilika der hl. Sabina zu Rom befindet sich ein altes Wandgemälde aus der Anfangszeit des Dominikanerordens. Es stellt den heiligen Dominikus dar, wie er zwei Jünglingen das Ordenskleid reicht. Die beiden jungen Männer sind die polnischen Brüder Hyacinth und Teslaus. Mit zwei andern Jünglingen, dem Mähren Heinrich und dem Deutschen Hermann waren sie nach Rom gekommen und hatten eines Sinnes den heiligen Dominikus um Aufnahme in seinen Orden gebeten. Diese vier waren es, die dann über die Alpen zurückkehrend den jungen Dominikanerorden in den deutschen und slavischen Ländern ausbreiteten und eine rege Missionstätigkeit entfalteten. Der Führer dieser Missionsarbeit war der hl. Hyacinth. Mit dem Ehrentitel eines Apostels der Polen und der Slaven lebt er in der Geschichte fort.

In einem schlesischen, damals zu Polen gehörenden Dorf um das Jahr 1183 als Sohn eines Grafen geboren, legte Hyacinth den üblichen Studienweg zurück und erwarb sich an den Universitäten in Krakau, Prag, Bologna und Paris ein umfassendes Wissen. Mit akademischen Graden ausgezeichnet kehrte der junge Priester in seine Heimat zurück und wurde von seinem Bischof zum Domherrn von Krakau ernannt. Er machte dieser Würde Ehre durch seine tiefe Gelehrsamkeit und seinen makellosen Wandel.

Die entscheidende Wendung in Hyacinths Leben kam, als sein zum Bischof von Krakau ernannter Onkel Jvo ihn und seinen Bruder Teslaus 1218 auf eine Wallfahrt nach Rom mitnahm. In innerster Seele gepackt von den ergreifenden Denkmälern christlichen Heldentums, das in den Katakomben und an den zahlreichen Heiligengräbern ihm entgegentrat, und im Banne der starken Persönlichkeit des hl. Dominikus, mit dem er in Rom zusammentraf, faßte Hyacinth den Entschluß, sich unter die Jünger des Heiligen einzureihen. Mit seinem Bruder Teslaus und den beiden Freunden Heinrich und Hermann bat er den Ordensstifter um das weiße Kleid. Dominikus selbst führte die Novizen in den Geist seines Ordens ein. Mit solchem Eifer vertieften sie sich in die Ordensziele und gaben sich den religiösen Übungen hin, daß die übliche Noviziatsdauer bedeutend abgekürzt wurde und die vier Novizen schon nach ein paar Monaten die Gelübde ablegen durften.

Die Grafensöhne, die als angesehene Herren die Romfahrt angetreten hatten, kehrten nun als arme, barfüßige Bettelmönche heim. Nach einem längeren Aufenthalt in Friesach in Kärnten, wo Hyacinth das erste deutsche Dominikanerkloster gründete und ihm Hermann als Prior gab, kamen die drei 1222 wieder in Krakau an. Sogleich begann Hyacinth seine Arbeit als Volksmissionar. Er hielt im Dom eine Reihe von Predigten, die mit ihrer ergreifenden Wucht die Herzen tief aufrüttelten und viele Bekehrungen zur Folge hatten. Das religiöse Leben der Stadt blühte neu auf. Der öftere Empfang der heiligen Sakramente kam wieder in Übung, Feindschaften wurden beigelegt, Übeltaten gesühnt, die Jugend ließ sich von Hyacinth zu einem Leben des Gebetes, der Abtötung, der Reinheit begeistern. Viele junge Männer, die Hyacinth als ihren geistlichen Vater schätzen gelernt hatten, baten ihn um das Ordenskleid. Der Bischof stellte der wachsenden Ordensgemeinde Kirche und Kloster der heiligsten Dreifaltigkeit zur Verfügung. Dieses Kloster wurde der Mittelpunkt der großen Missionstätigkeit, die Hyacinth in fast 40 Jahren mit allen Völkern Europas in Berührung brachte.

Polen wurde dem glühenden Eifer des Heiligen bald zu eng. Es drängte ihn, auch in andern Ländern die Herzen aufzurütteln und Gott zuzuführen. Zuerst führte ihn der Missionspfad nach Preußen, wo er zur Befestigung des Glaubens und als Ausgangspunkt der Kultur Klöster und Schulen gründete. Von Schlesien, Preußen und Litauen aus drang er nach Rußland vor. Eine Reihe von Klöstern bezeichnete die Missionsstraße, die er zog. Aus seiner Tätigkeit in Kiew erzählt

die Legende ein schönes Ereignis. Als der Heilige gerade die hl. Messe feierte, wurde das Kloster von einem Haufen Tataren überfallen. Schon waren die Barbaren daran, die Klosterpforte zu erbrechen. In dieser äußersten Gefahr nahm Hyacinth das allerheiligste Sakrament aus dem Tabernakel, um mit den Ordensbrüdern aus der Kirche zu fliehen. Doch plötzlich wurden seine Schritte gebannt. Eine alabasterne schwere Marienfigur rief ihm zu: „Mein Sohn, du fliehst, und mich läßt du allein zurück?“ Da ergriff der Heilige die schwere Figur, die ihm leicht schien wie Schilfrohr. Mit der einen Hand das heiligste Sakrament, mit der andern die Marienstatue tragend, ging er unbehelligt durch den tobenden Haufen der mongolischen Horden. Erstaunliche Wunder in reicher Fülle werden von dem großen Missionar berichtet: Krankenheilungen, Totenerweckungen, Weissagungen. Die Weichsel soll er trockenen Fußes überschritten haben, die Fluten des Dnjepr wichen vor ihm zurück und gaben ihm den Weg frei.

Die großen Missionsfahrten mit den vielen Entbehrungen und der fortgesetzten Anspannung rieben die Kräfte des Heiligen auf. Als er das Ende nahen fühlte, kehrte er nach Krakau zurück, um im heimatlichen Dreifaltigkeitskloster, im Kreise seiner Ordensbrüder zu sterben. Es war in der Morgenfrühe des Festes Mariä Himmelfahrt 1257, als der Heilige der Himmelskönigin in das Gottesreich folgte.

Helena

18. August

Nicht Geburtsadel, sondern Seelenadel allein gilt vor Gott. Mancher, der das Wappen eines alten Adelsgeschlechtes trägt, kann sehr unadelig sein in seinem Sinnen und Wollen, in seiner Überheblichkeit, in seiner Sinnlichkeit und Genußsucht, in seinem geschäftigten Müßiggang, in seiner Haltung gegen die Kirche und ihre Diener und gegen Gott selbst. Dagegen findet sich nicht selten bei Menschen niederer Herkunft ein Seelenadel, der sie bergehoch über die anderen emporträgt. So war es auch bei der hl. Helena. In ihren Adern rollte nicht das Blut eines angesehenen Fürstenhauses. Es war eine armselige Hütte, in der Flavia Helena um das Jahr 250 zu Drepanum im kleinasiatischen Bithynien das Licht der Welt erblickte. In kleinen Verhältnissen war sie aufgewachsen. Früh hatte sie sich auf eigene Füße stellen und selbst ihr Brot verdienen müssen. Als Dienstmagd und Kellnerin war sie in einem Gasthaus tätig. Die jugendliche Schönheit des Mädchens lockte Soldaten und Offiziere als häufige Gäste in die Wirtsstube. Am häufigsten

fand sich der vornehme Illyrier Konstantius Chlorus ein. Die Anmut der Kellnerin hatte den jungen Offizier so in Bann geschlagen, daß er alle Standesunterschiede vergaß und Helena in gesetzlicher Ehe zu seiner Gattin machte.

Nun offenbarte sich Helenas vornehme Gesinnung. Helena blieb bescheiden und demütig, auch als Gemahlin eines angesehenen Offiziers. Sie blieb es, auch als Konstantius von Erfolg zu Erfolg getragen wurde und immer höher stieg, auch als er zum Caesar geworden war. Ihre Leutseligkeit begeisterte die Soldaten, denen sie an der Seite ihres Gemahls auf den großen Heereszügen in fremde Länder folgte, bis nach Gallien und Deutschland und bis hinauf nach Britannien. Von Trier aus regierte Konstantius Chlorus ganz Gallien, von York aus die britannischen Inseln. Groß war die Freude beim Caesar und groß der Jubel beim Heer, als Helena einem Erben der kaiserlichen Macht das Leben schenkte: Konstantin.

Doch bald brach tiefes Leid über die edle Frau herein. Konstantius stieß sie von sich. Nicht weil seine Liebe zu ihr erkaltet war, auch nicht aus einem plötzlich erwachten Caesarendünkel, sondern aus kalter Berechnung. Ihm galt es, seinen Thron vor Kaiser Maximian, dem Herrscher des weströmischen Reiches, zu sichern. Und konnte es dazu ein sichereres Mittel geben, als Maximians Stieftochter zu heiraten? Dieser feilen Berechnung mußte Helena zum Opfer fallen. Wie schwer mag es das Herz dieser Frau getroffen haben, so plötzlich von den Höhen irdischen Glückes in die tiefste Verlassenheit gestürzt zu werden! Auf einmal von einem Gatten getrennt zu werden, dem doch immer noch ihre Liebe galt; von dem Kind gerissen zu werden, das ihr Ein und Alles war! Das Kreuz wurde ihr doppelt schwer, da sie ja in dieser Zeit den noch nicht kennengelernt hatte, der jedes Kreuz versüßt und tragen hilft: Jesus Christus. Als Heidin fand sie nirgends Trost und Stütze.

Die Nacht der schweren Prüfungszeit wich einem leuchtenden Morgen, als Konstantin nach seines Vaters Tod zum Herrscher ausgerufen wurde. Er beeilte sich, das Unrecht, das sein Vater der Mutter angetan hatte, wieder gutzumachen. Sofort zog er Helena an den kaiserlichen Hof und erwies ihr kaiserliche Ehren. Das Band der Liebe zwischen Sohn und Mutter wurde noch weit inniger, als beide den Irrwahn des Heidentums ablegten und zu Jesus Christus fanden. Wenn bei Konstantins Abwendung vom Heidentum viel Politik mitspielte, so war es bei Helena anders. Sie wurde Christin aus Überzeugung, im willigen Sichhingeben an die göttliche Gnade. Mit Eifer suchte die 60jährige Frau nachzuholen, was sie früher versäumt hatte. Nach dem Zeugnis des Papstes Gregor des Großen war sie es gewesen, die in ihrem glühenden Glaubenseifer das Feuer der christlichen Liebe in den Herzen der Römer entflamnte. Rom war ja nach Konstantins Sieg an der Milvischen Brücke die Residenz des Alleinherrschers geworden. Eine Reihe von Gotteshäusern verdankt ihrem Eifer und ihrer Freigebigkeit die Entstehung. Auch manche deutsche Städte wie Trier, Bonn, Xanten, Köln führen die Erbauung von Gotteshäusern auf Kaiserin Helena zurück.

Hochbetagt nahm Helena noch die Mühe einer Wallfahrt ins Heilige Land auf sich. Eine frühchristliche Legende bringt Helena in Verbindung mit der Auffindung des heiligen Kreuzes auf Golgotha. Mit Hilfe des hl. Makarius, der Bischof von Jerusalem war, habe die Kaiserin auf dem Kalvarienberg nach dem Kreuz des Erlösers graben lassen und an der wunderbaren Heilung einer kranken Frau, die durch Berühren eines der gefundenen Kreuzbalken plötzlich von ihrem Leiden befreit wurde, das echte Kreuzesholz Christi erkannt. Auf Helenas Veranlassung wurde der Bau der Grabeskirche begonnen, die sie wie auch die Kirchen auf dem Ölberg und in Bethlehem mit reichen Schenkungen bedachte.

Wenige Jahre nach ihrer Wallfahrt ins Heilige Land fand ihr irdisches Pilgerleben ein Ende. Im August des Jahres 328 starb Helena. Ihr Name wird in der Kirche Gottes lebendig bleiben, solange das Kreuz des Erlösers zum Himmel ragt.

Die Siegeskraft, welche die Welt überwindet, ist unser Glaube. Denn wer überwindet die Welt als der da glaubt, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist? (1 Joh. 5, 4.)

Matthäus Rascher

19. August
(Gedenktag am 13. August)

Zu den Auserwählten, die ihr Leben in die Schanze schlugen, um die Grenzen des Christkönig-Reiches weiter zu stecken und dem Gott ihres Herzens neue Altäre zu errichten und neue Seelen zu gewinnen, gehört der gottselige Pater Matthäus Rascher, der als Märtyrer seines Missionseifers am 13. August 1904 starb.

Matthäus Rascher (geboren am 12. November 1868) entstammt einer schlichten Bürgerfamilie aus Sambach bei Bamberg. Ein Bruder der tieffrommen Mutter gehörte dem Priesterstande an, eine Schwester war Generaloberin der Barmherzigen Schwestern in München, eine Tochter wirkte als Mitglied des Instituts der Englischen Fräulein in Bosnien. So ist es verständlich, daß auch in Matthäus schon früh der Wunsch nach dem Ordensstande wachgerufen wurde. Als Studentlein am Passauer Gymnasium lernte er durch Gottes Fügung die Gesellschaft der Missionare vom hl. Herzen Jesu kennen und ihr „Kleines Liebeswerk“ zur Heranbildung von Missionären. Was er von diesem „Kleinen Liebeswerk“ las, begeisterte ihn so, daß er das Verlangen, Missionär zu werden, nicht mehr niederzuhalten wußte. Da die Missionare vom hl. Herzen Jesu damals in Deutschland noch keine Häuser hatten, brachte Matthäus das große Opfer, Eltern und Heimat zu verlassen, um zu Issoudun in Südfrankreich dem Kleinen Liebeswerk beizutreten. Mutig überwand er die

Schwierigkeiten, die das Studium unter ganz neuen Verhältnissen und in einer fremden Sprache mit sich brachte. In seiner draufgängerischen Art lebte er sich bald im fremden Lande ein und gewann durch seine kernige Frömmigkeit und sein offenes Wesen die Liebe seiner Lehrer und die Freundschaft seiner Kameraden.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien erhielt Matthäus zu Antwerpen das ersehnte Ordenskleid. Nach Ablegung der ersten Gelübde und einer vorübergehenden Lehrtätigkeit im Herz-Jesu-Kloster zu Liefering bei Salzburg begann Frater Matthäus das philosophische, und nach Ablegung der ewigen Gelübde das theologische Studium. 1859 wurde Rascher im Dom zu Salzburg zum Priester geweiht. Nun war die Bahn frei, um das Werk zu beginnen, dem alle seine bisherigen Vorbereitungen gegolten hatten. Als Bote Christi konnte er nun mit dem Kreuze des Missionars in die Fremde ziehen. Noch ein kurzer Abschied in der Heimat, noch eine letzte Bitte um Schutz und Segen in der Altöttinger Gnadenkapelle, und dann lichteten sich im Hafen von Genua die Anker des Schiffes, das den jungen Pater seinem Arbeitsfeld in der fernen Südsee zutragen sollte.

Am 16. November kam P. Matthäus auf Neu-Pommern an. Welch eine Arbeit erwartete den Missionar! Die verschiedenen Volksstämme, die in den Urwäldern der Insel hausten, standen in jeder Hinsicht auf der niedersten Stufe. Menschenraub, Sklaverei, Vielweiberei, Menschenfresserei waren alte, eingefleischte Laster der sittlich unglaublich verwilderten Kanaken. Abscheulicher Aberglaube und wildes Zaubererwesen hielten die Leute im Bann, Giftmischerei, Tötung der Kinder, Blutrache, Diebstahl, Lüge galten bei ihnen eher als Tugend denn als etwas Böses. Wie hoffnungslos mußte es erscheinen, diesem Volke die Predigt vom Kreuze Christi zu bringen!

Kaum hatte P. Matthäus die erste Zeit seines Aufenthaltes auf der Insel zum emsigen Sprachstudium benützt, so machte er sich an den mühsamen Unterricht der Eingeborenen. Auf gefährlichen Fahrten in das Innere der Insel suchte er das Land zu erforschen und mit den scheuen Wilden in Berührung zu kommen. Bei den deutschen Kolonialbeamten, die den Missionar wegen seiner Klugheit und mannhaften Entschlossenheit hochschätzten, fand er alle erwünschte Hilfe. Vor allem sicherte er sich die Unterstützung der Behörden im Kampfe gegen die zwei schlimmsten Laster der Eingeborenen: die Sklaverei und den Kannibalismus. Gerade im Kampfe gegen die Slaverie war P. Matthäus ein außergewöhnlicher Erfolg beschieden. Er ist geradezu der Befreier eines ganzen Sklavenvolkes geworden — der Baininger. Aus diesem furchtsamen und scheuen Stamme pflegten die Kannibalen mit Vorliebe sich ihre Sklaven zu holen und mit ihrem Fleisch ihre Töpfe zu füllen. Den regelmäßigen Raubzügen der Sklavenjäger fielen alljährlich zahlreiche Baininger zum Opfer. Da erhielt 1896 P. Rascher von seinem Bischof den Auftrag in die Bergnester dieses Volksstammes die Botschaft vom Kreuze Christi zu tragen. Wer kann sich ein Vorstellung von den ungeheuren Mühen machen, die es den

Missionar kostete, durch die Wildnis des Urwaldes in das Innere des Landes zu dringen und mit den scheu vor dem weißen Mann fliehenden Bainingern in Berührung zu kommen! Aber der Erfolg lohnte die Mühe. Allmählich entstand aus den armseligen Hütten, die P. Matthäus mit seinen Gehilfen erbaute, ein ganzes christliches Dorf, wo die von der Mission zurückgekauften oder durch das kräftige Eindringen der deutschen Kolonialregierung aus der Sklaverei befreiten Baininger angesiedelt und zu gesitteten Menschen erzogen wurden. Vor allem kam es dem Pater darauf an, die arbeitsscheuen Leute an ein geregeltes Schaffen zu gewöhnen. Durch allsonntägliche öffentliche Belobung und Belohnung mit kleinen Geschenken wußte der Missionar den Ehrgeiz der Leute anzuspornen und sie zu Fleiß und Arbeitsamkeit aufzumuntern. Es gelang dem Pater, gedeihliche Pflanzungen von Kaffee, Kakao und Gemüse anzulegen, ja sogar ein tadellos arbeitendes Sägewerk mit Wasserbetrieb zu errichten. Durch die verbesserten Wohnungs- und Lebensverhältnisse hoben sich ganz von selbst auch die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des Landes. St. Paul — so hieß Raschers Missionsstation — entwickelte sich mehr und mehr zum Mittelpunkt, in dem sich die umliegenden Stämme sammelten, um christliche Belehrung und Zivilisation zu erhalten. „Tomateo“ (Pater Matthäus) war wie ein Magnet, zu dem sich die Wilden vertrauensvoll hingezogen fühlten. Sie wußten: „Dieser Mann liebt uns. Er hat seine Heimat verlassen und erträgt willig die größten Opfer, um uns zu helfen.“

„Schwierigkeiten und Enttäuschungen“, so schreibt P. Matthäus einmal, „gibt es hier in Überfluß. Die Kanaken sind Kinder, unbeständig und leichtsinnig . . . Freude und Leid, Ärger, Enttäuschung, Sorge, Krankheit, schlimme Tage und wieder Freude und lichte Wolken wechseln miteinander ab.“ Doch er tröstete sich selber: „Es muß so sein. Denn gäbe es keine Menschlichkeiten, keine Schwierigkeiten, keine eiskalten, herzlosen und unbeständigen Kanaken und kein Fieber, so hätte ein Missionar den Himmel auf Erden, und das darf nicht sein, das wäre die umgekehrte Welt. Der liebe Gott sorgt mit diesen Widerwärtigkeiten dafür, daß wir uns immer wieder sagen müssen, daß er das Gute vollbringt und wir nur seine ganz gewöhnlichen Handlanger sind.“ An Missionarsopfern fehlte es bei P. Rascher nicht. Zu so manchen Rückschlägen und Mißerfolgen in seiner Missionsarbeit kam völlige Entkräftigung durch die vielen Fieber, die das Tropenklima und die fortgesetzten Strapazen mit sich brachten; dazu peinigte ihn ein schmerzhaftes Steinleiden. Aber er zögerte keinen Augenblick, sich „gern darein zu fügen, auszuharren, auszuhalten, bis der liebe Gott ihn in den fieberlosen Himmel rufe.“

Die Stunde kam bald. Ein arbeitsscheuer, sittlich verdorbener Mensch, der von der Mission schon zahlreiche Wohltaten erhalten hatte, und von P. Rascher selber in schwerer Krankheit gepflegt worden war, zettelte insgeheim die umwohnenden Buschleute auf, die Missionare und alle Weißen zu ermorden. Am 13. August 1904 kam die teuflische Tat zur Ausführung. Der Anstifter der Verschwörung gab mit

der Jagdflinte, die er sich zuvor von dem ahnungslosen Missionar ausgeliehen hatte, einen Schuß auf P. Rascher ab. Tot stürzte der Getroffene zusammen. Nach ihm ereilte das gleiche Märtyrerschicksal noch neun der jugendlichen Gefährten und Missionsschwestern P. Raschers.

Nicht nur in der Kirche Christi wird der Name dieses heldenmütigen Glaubensboten von Neu-Pommern unvergeßlich sein. Auch unser deutsches Vaterland hat allen Grund, P. Matthäus ein dankbares Andenken zu bewahren. Hat er doch in ganz hervorragender Weise als Bahnbrecher deutscher Kultur an der Südsee gewirkt. Seine Forschungen in der Länder-, Sprachen- und Völkerkunde bildeten für die Arbeit der deutschen Kolonialregierung eine unschätzbare Hilfe. Für seine Grammatik „Die Grundregeln der Baininger-Sprache“ erhielt er wenige Monate vor seinem Tod vom kaiserlichen Statthalter in Neu-Pommern einen hohen Orden, „als Anerkennung allerhöchsten Orts für seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Sprachenforschung und Völkerkunde.“

Bernhard von Clairvaux

20. August

Bernhard war der Gottgesandte seiner Zeit, der „Engel Gottes“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, der berühmteste Mann seines Jahrhunderts. Otto von Freising, der den Heiligen persönlich kannte, schreibt von ihm: „Auf seinen Rat stützten sich die Königreiche und Kirchen Galliens; er galt bei allen Völkern Frankreichs und Deutschlands als ein Prophet und Apostel; die Fürsten folgten seinem Rat gleich wie einem Orakel.“ Es gibt keine große und angesehene Persönlichkeit jener Zeit, mit der nicht Bernhard in persönlichem oder brieflichem Verkehr gestanden hätte. Gegen 500 seiner Briefe sind uns noch erhalten, Briefe an Päpste, Kaiser, Fürsten, Bischöfe und Äbte. Häufig griff er in Streitigkeiten ein und wurde zum Friedensvermittler zwischen befehdeten Städten. Aufgewachsen auf einer Ritterburg, zum Heiligen gereift in der Mönchszelle, vereinigte dieser seltsame Mann beides in reinstem Zusammenklang; ritterlichen Edelsinn und Heldenmut mit mönchischer Selbstzucht und mystischer Gottesminne.

Bernhard ist der Sproß eines altadeligen burgundischen Geschlechtes. Von seinem Vater, dem Ritter Teszelin auf der Burge Fontaines, hatte er Eifer für Recht und Tugend geerbt, von seiner frommen Mutter Aleth Herzengüte und den Sinn für religiöse Zurückgezogenheit. Die Flut der Kreuzzugbewegung schlug ihre Wellen

auch in die Burg Fontaines. Der Anblick dieser Ritterheere mit fliegender Fahne, die am heimatlichen Schloß vorbeizogen, hinterließen im kleinen Bernhard den tiefsten Eindruck. Wenn der spätere Kreuzzugprediger so begeistert die Ritter zum heiligen Kampf auffordern konnte, so klangen gewiß in seinem Innern Saiten aus der frühesten Jugend mit, da er die Kreuzritter ausziehen sah. Bei den Stiftsherren von Chatillon holte sich der aufgeschlossene Junge ein umfassendes Wissen. Die angeborene ungewöhnlich große Schüchternheit, die bei dem späteren hinreißenden Redner und furchtlosen Apostel überraschen könnte, überwand er mehr und mehr. Er wurde seinen Mitschülern ein lieber Kamerad, der gelegentlich sogar mit kleinen Scherzgedichten sich hervorwagte.

Scherzen und Lachen zerrissen aber mit einemale: den 16jährigen traf die Kunde vom Tod der Mutter. Bernhard war fassungslos vor Schmerz. Die Mutter war die einzige gewesen, der er sich in allem hatte anvertrauen können, die die ganze Liebe und Verehrung des scheuen Jünglings besaß. Wie untröstlich mag Bernhard gewesen sein! Seine Seele wurde noch mehr auf Gott gerichtet, und schon damals erwachte in ihm der heiße Wunsch, die Welt zu verlassen und sich dem Dienste Gottes zu weihen. Vergeblich suchten Vater und Brüder ihn aufzumuntern; vergeblich stürmten die Lockungen des höfischen Glanzes und der Liebe auf ihn ein. Die Klostergedanken traten immer mächtiger auf. Ein Letztes noch versuchten die Brüder: Bernhard sollte ins Ausland gehen, an eine deutsche Hochschule. Willig gestand er den Brüdern diese letzte Probe zu und machte sich auf den Weg. In einer Wegkapelle kniete er nieder und betete flehentlich um Erleuchtung und Klarheit über seinen Beruf. Mächtiger als je ergriff ihn die Erinnerung an die verstorbene Mutter. Es schien ihm, als zürne sie ihm wegen seiner neuen Pläne und als entspräche sein Vorhaben wenig der selbstlosen Frömmigkeit seiner unvergesslichen Mutter. Die Gnade überwältigte ihn. In einem erlösenden Tränenstrom flog seine Seele, all sein Denken und Wollen, zu Gott. Was machte er sich aus dem Staunen, das die Brüder bei seiner unerwarteten Heimkehr befiel? So überzeugend wußte er ihre Bedenken zu zerstreuen, so begeistert konnte er von seinem neuen Ziel sprechen, daß sie nicht bloß ihren Widerstand aufgaben, sondern sich ihm ganz gefangen gaben. Mit 30 Brüdern, Vettern und Jugendfreunden zog 1115 der 22jährige Bernhard in das arme, erst vor 15 Jahren gegründete und wegen seiner Strenge gefürchtete Kloster Citeaux, um Zisterziensermönch zu werden.

In Citeaux herrschte äußerste Armut. Kahl war die Zelle, schmucklos das Gotteshaus, hart das Leben. Sechs Stunden Schlaf, sechs Stunden Gebet, eine kleine Erholungspause, im übrigen Arbeit. Dabei ein Fasten ohne Ende. Brot und Gemüse war jahraus jahrein der Speisezettel. Hier fühlte sich Bernhard an seinem Platz. Seinem Eifer genügte die harte Strenge der Regel noch gar nicht. In einem Ausbruch seiner Feuerseele überschritt er das Maß der Besonnenheit und machte sich durch seine leidenschaftliche Askese schon in den ersten Jahren krank fürs ganze

Leben. Wenn die Natur der übersteigerten Anforderung zu erliegen drohte, feuerte sich Bernhard wieder an mit der Frage: „Bernhard, wozu bist du gekommen?“

Das Beispiel Bernhards und seiner 30 ritterlichen Gefährten hatte sich wie ein Lauffeuer im Lande verbreitet und weckte allenthalben Nachahmung. Bald meldeten sich so viele Novizen in Citeaux, daß Abt Stephan den Entschluß faßte, dreimal je 12 Mönche zur Gründung von Töchterklöstern auszusenden. Trotz seiner Jugend wurde Bernhard zum Anführer einer Truppe bestimmt. Im „Wermuttal“ ließ er sich mit seiner Schar nieder. In wenigen Jahren wurde aus dem „Wermuttal“ ein „Lichtental“ (Clairvaux). Diese ersten Jahre des Aufbaues verlangten von den Mönchen solch ungeheure Arbeitsleistungen und Opfer, sie waren so überreich an härtesten Entbehrungen, daß manche von den Mönchen den Mut verloren und in mildere Klöster übertraten. Doch so sehr Bernhard ihnen nachtrauerte, lieber ließ er einen nach dem andern ziehen, als daß er einen Fuß breit von seinem Ideal gewichen wäre. Der gleiche Mann, der so rücksichtslos hart sein konnte, wenn es sich um die Verfolgung des gesteckten Zieles handelte, offenbarte eine Marienminne von ergreifender Zartheit und ein rührendes Mitleiden mit dem gekreuzigten Christus. Wie er als Knabe einst an seiner Mutter gehangen, so betete er nun innig und keusch zur „Mutter von Lichtental“. Von Maria konnte er nie genug sprechen. Keine Predigt, kein Werk ohne einen begeisterten Lobpreis auf Maria. Die Marienverehrung nahm von Bernhard beeinflusst einen neuen Aufschwung. Besonders das Memorare, das er wenigstens in seinen Hauptsätzen voll Begeisterung und Liebe in seinen Predigten anstimmte, fand einen wunderbaren Widerhall in den kommenden Zeiten. Zu den schönsten Liedern, die je auf der Harfe eines Mariensängers erklangen, gehören die Worte Bernhards, in denen er Maria mit einem Stern vergleicht: „Wenn die Winde der Leidenschaft sich erheben, wenn du auf die Klippen der Trübsal stößest, schau empor zum Stern, rufe Maria an! Wirst du von den Wogen des Stolzes, des Ehrgeizes umhergeworfen, dann schau zum Stern empor, rufe Maria an! Denk an sie, wenn die Schrecken des Gerichtes dich erfassen, wenn der Abgrund der Verzweiflung dich verschlingen will! In aller Gefahr, in Bedrängnis und Zweifel rufe Maria an! Nie weiche sie aus deinem Munde, nie weiche sie aus deinem Herzen! Folgst du ihr, irrst du nicht ab vom rechten Weg. Bittest du sie, brauchst du nicht zu verzweifeln. Denkst du an sie, wirst du nicht enttäuscht. Hält sie dich, dann fällst du nicht. Schützt sie dich, dann bist du sicher. Führt sie dich, dann ermüdest du nicht. Ist sie dir gnädig, dann gelangst du sicher zum Ziel.“

Ist es nicht selbstverständlich, daß mit solcher Marienminne auch eine glühende Jesusliebe Hand in Hand ging? Jesus war das große Erlebnis der Seele des Heiligen. „Trocken ist jede Speise, wenn sie nicht mit dem Öl Jesu begossen wird. Wenn du schreibst, und ich lese darin nicht Jesu Namen, so sagt es mir nicht zu. Wenn du mit mir über die heiligsten Dinge sprichst, aber Jesus wird dabei nicht genannt,

so sagt es mir nicht zu. Jesus ist süßer Honigseim in meinem Munde, süßer Wohl-
laut in meinem Ohr, Jubelruf in meinem Herzen."

Und nun dieses Wunder: der stille Beter und innige Mystiker, dem die Kloster-
zelle die liebste Heimat war, tritt aus der lieben Einsamkeit von Clairvaux und
greift handelnd ins Weltgeschehen ein! Drei Gründe waren es, die ihn gegen den
Zug seines Herzens immer wieder hinaustrieben aus der stillen Klause, hinein ins
Getriebe der Welt: das Gewissen, das ihn nicht ruhig zusehen ließ, wenn die Kirche
litt; die Gottesfurcht, die ihn gegen Gottverächter in die Schranken rief, und die
Liebe zu den unsterblichen Seelen. Aus diesen Gründen machte er sich an die
Reform der alten Mönchsorden, wandte sich gegen die Sittenverderbnis des niederen
Klerus, schrieb in heftigen Briefen gegen den Aufwand verweltlichter Bischöfe,
gegen die Besetzung von Bischofstühlen und Abteien mit Unwürdigen. In seinem
ritterlichen Freimut scheute er sich auch nicht, den höchsten Gewalten zu wider-
stehen und Papst und Kaiser ins Gewissen zu reden. Dem überragenden Einfluß
dieses ständig kränklichen Abtes von Clairvaux gelang es, das unheilvolle Schisma
unter Innozenz II. und Anaklet II. zu einer raschen Lösung zu bringen. Seine hin-
reißende Beredsamkeit machte ihn zum Wunder seiner Zeit. Dies zeigte sich vor
allem, als ihm Papst Eugen III. die Vorbereitung des zweiten Kreuzzuges übertragen
hatte. Wer wäre für dieses große Werk geeigneter gewesen als er, der wie keiner
die Seele des Volkes zu treffen vermochte? Unermüdet zog er durch Frankreich und
Flandern. Monatlang ertönte seine weitschallende Stimme an den Ufern des
Rheins, von Konstanz bis Köln. Auf dem Reichstag zu Speyer feierte seine Bred-
samkeit den höchsten Triumph: auch König Konrad III., der sich lange gesträubt
hatte, wurde ein Gefangener des Mönches und nahm das Kreuz.

Der unglückliche Ausgang des Kreuzzuges traf Bernhard überaus hart. Unter
allen Leiden, die zeitlebens ihn getroffen, war dies das schwerste, das zermal-
mendste. Nur der Gedanke, Gottes Willen erfüllt zu haben, konnte ihn bei der
Anklage der unzähligen verwaisten Familien aufrecht halten. Für alle Bitterkeit,
die ihm der Mißerfolg des Kreuzzuges eintrug, hatte er nur ein ergebenes:
„Es ist gut so! Es ist mir ein Ruhm, Leidensgenosse Christi zu sein!“

Von Gram und Krankheit, von Arbeit und Askese aufgerieben, starb Bernhard
am 20. August 1153. Die Worte, die er als Testament an seine Ordensbrüder richtete,
ließen sein Leben in einem Bekenntnis zu Demut und Liebe ausklingen: „Ich habe
euch kaum gute Beispiele der Frömmigkeit zu hinterlassen. Aber drei Dinge gibt es,
die ich eurer Nachahmung empfehle, die ich selbst nach Kräften beobachtet habe.
Ich habe mich immer weniger auf mein Urteil verlassen als auf das Urteil anderer.
Wenn mich jemand verletzt hat, ich habe niemals versucht, mich dafür an ihm zu
rächen. Ich habe so weit als möglich vermieden, jemand Ärgernis zu geben. War es
doch geschehen, so habe ich mich bemüht, es zu beheben“.

Johanna Franziska von Chantal

21. August

Am 22. August 1604 wurde dieses Schriftstück abgefaßt: „Ich, Franz von Sales,
Bischof von Genf, nehme an Gottes statt entgegen das Gelübde der Keuschheit, des
Gehorsams und der Armut, welche die anwesende Johanna Franziska Frémyot,
meine treue geistliche Tochter, erneuert. Nachdem ich selber das feierliche Gelübde
ewiger Keuschheit, das ich beim Empfang der Weihe gemacht, wiederholt habe,
betrachte ich es von ganzem Herzen. Ich beteure und verspreche, die genannte
Johanna Franziska Frémyot zu führen, ihr zu helfen, ihr zu dienen und sie zu
fördern, so sorgfältig, getreu und fromm, als ich nur kann, aus Liebe zu Gott und
zur Vollkommenheit ihrer Seele. Von jetzt an nehme ich ihre Seele auf und halte
sie wie die meine, um vor Gott, unserm Heiland, Rechenschaft über sie abzulegen.
Das gelobe ich dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, dem einzig wahren
Gott. Ihm sei Ehre, Ruhm und Preis in Ewigkeit! Amen“.

Wer war diese Johanna Franziska Frémyot, mit der Franz von Sales dieses
Bündnis heiliger Liebe in Gott einging?

Johanna wurde am 23. Januar 1572 zu Dijon als Tochter des burgundischen
Parlamentspräsidenten Benignus Frémyot geboren. Das Mädchen, das schon mit
anderthalb Jahren die Mutter verlor, wurde mit ihren Geschwistern vom streng
katholischen Vater aufs beste erzogen. Präsident Frémyot besaß einen tiefen Glau-
ben und hing mit begeisterter Treue an der katholischen Kirche. Er hatte in den
Stürmen der wilden Hugenottenkriege, die in Johannas Jugendzeit tobten, oft genug
Gelegenheit, seine Treue zu Kirche und König unter Probe zu stellen. Johanna er-
hielt vom Vater als wertvolles Erbe jenes männliche und feurige, kluge und ent-
schlossene Wesen, das ihrem Charakter das Gepräge gab. Eine ungewöhnliche
Glaubensstärke senkte sich in die junge Seele. Schon in zartesten Kinderjahren
konnte sie keinen Irrgläubigen sehen, ohne Tränen zu vergießen. Als fünfjähriges
Mädchen schon sagte sie zu einem Edelmann, der die wirkliche Gegenwart Christi
im Sakrament leugnete: „Mein Herr, man muß glauben, daß Jesus Christus im
allerheiligsten Sakrament gegenwärtig ist, weil er es selber gesagt hat. Wenn Sie
das nicht glauben, machen Sie ihn ja zu einem Lügner!“ Als sie zur Jungfrau er-
blüht war, bemühte sich ein junger Mann um ihre Hand. Es war ein vortrefflicher,
angesehener Edelmann. Sobald aber Johanna erfuhr, daß der Bewerber ein Irr-
gläubiger sei, widerstand sie seinem Drängen und erklärte: „Ich würde lieber mein
Lebtag im Gefängnis wohnen als im Hause eines Irrgläubigen; lieber tausendmal
sterben, als mich durch eine Heirat mit einem Feind der Kirche verbinden“. Wie ein
Märchen klingt eine solch vorbildliche Haltung in einer Zeit der Verwischung der
religiösen Bekenntnisse. Wenige Jahre später reichte sie dem Baron von Chantal,
einem tapferen Soldaten und untadeligen Ehrenmann, die Hand.

Die Ehe gestaltete sich äußerst glücklich. Mit Eifer und Umriht nahm sie sich der Leitung des großen Hauswesens an und führte während der häufigen Abwesenheit ihres Gemahls aufs beste die Verwaltung der Güter. In kurzer Zeit brachte sie das stark heruntergewirtschaftete Gut Bourbilly wieder in die Höhe. Ihren sechs Kindern, von denen sie zwei wieder verlor, war sie eine hingebende Mutter und vorzügliche Erzieherin. Die Armen fanden in der Schloßherrin eine immer gütige und freigebige Helferin.

Acht Jahre dauerte das Glück der Ehe. Dann brach es über einer kurzen Stunde jäh zusammen. Auf der Jagd wurde Baron von Chantal durch einen befreundeten Begleiter aus Mißgeschick erschossen. Wie ein Blitzstrahl traf diese Nachricht Johanna, die erst vor wenigen Tagen ihrem letzten Kinde das Leben geschenkt hatte. Vor der Leiche des Verunglückten legte sie das Gelübde ab, keine neue Ehe einzugehen. Um ihren Kindern das väterliche Erbe zu retten, brachte sie das schwere Opfer und lebte sieben Jahre bei ihrem Schwiegervater, den das Alter ganz unter den Einfluß einer bösen Magd gebracht hatte. Die Baronin von Chantal hatte tausenderlei Quälereien und Bosheiten von dieser tückischen Person auszustehen, die alle Hebel in Bewegung setzte, um der ihr verhaßten Witwe den Herrnsitz der Chantals zu entreißen. Mit der Selbstüberwindung einer Mutter, die sich für das Glück ihrer Kinder opfert, und mit der Demut einer Heiligen ertrug Johanna die Ränke dieser Magd und die Eigenheiten ihres Schwiegervaters. Unablässig bat sie den Himmel, ihr zu erkennen zu geben, wozu er sie berufen habe, und ihr einen erleuchteten Seelenführer zu schicken. Sie lernte den berühmten Bischof von Genf kennen, Franz von Sales, und wählte ihn zum Beichtvater. Nach sorgfältiger Prüfung nahm der Heilige die Führung dieser auserwählten Frauenseele in die Hand. Damit begann diese einzigartige, ganz auf Gott gegründete Freundschaft zwischen den beiden Heiligen. Es begann ein Briefwechsel, der zu den kostbarsten Schätzen der Weltliteratur gehört und einen entzückenden Einblick in die Kunst der Seelenführung und in das Geheimnis der Seelenfreundschaft zweier Heiligen gewährt. Ohne alle ungesunde Übertreibung, in seiner gütigen, besonnenen Art, ganz im Geiste seiner „Philothea“, suchte Franz von Sales Johanna zur gänzlichen Hingabe ihres Wesens an Gott und Gottes heiligen Willen zu führen. Bald hatte er sichere Klarheit erhalten, daß er in Johanna Franziska die Frau gefunden habe, mit deren Hilfe er an die Verwirklichung eines alten Lieblingsplanes gehen konnte: an die Gründung eines neuen Ordens ohne Klausur. Er erklärte Johanna: „Gott hat Sie bestimmt, einen Orden zu stiften, in dem die barmherzige Liebe und die Sanftmut Jesu Christi die erste Stelle einnehmen, einen Orden, wo Schwache und Gebrechliche aufgenommen werden, einen Orden, der sich mit der Pflege der Kranken und der Sorge für die Armen beschäftigen wird“. Die Schwierigkeiten, die sich anfangs der Ausführung des großen Planes entgegenstellten, wurden glücklich beseitigt. Eine Herzensangelegenheit der Heiligen, die Versorgung ihrer Kinder, wurde

glücklich geregelt. Am Dreifaltigkeitsfest des Jahres 1610 war es so weit, daß die neue Genossenschaft ins Leben treten konnte. Mit zwei Gefährtinnen empfing Johanna aus der Hand des hl. Franz Schleier und Regel der Kongregation von der Heimsuchung Mariä.

Das Neuartige dieser Genossenschaft weckte viele Widerstände. Man kannte bisher nur Ordensfrauen, die in strenger Klausur lebten. Die neuen Schwestern, die die Kranken und Armen in ihren Kammern aufsuchten, waren bitteren Verunglimpfungen ausgesetzt. Die Empörung über diese Nonnen ohne Klausur wurde so stark, daß sich Franz von Sales auf Drängen des Erzbischofs von Lyon gezwungen sah, seine Genossenschaft den hergebrachten Orden mit strenger Klausur anzupassen. Die Krankenpflege mußte aufgegeben werden, an ihrer Stelle wurde die weibliche Jugenderziehung in den Aufgabenkreis der Kongregation einbezogen.

Die Schwestern von der Heimsuchung (auch Salesianerinnen genannt) fanden bald freudige Aufnahme im katholischen Volk. Johanna, die einst so mustergültig den Besitz ihres Mannes verwaltet hatte, war ihrer schweren Aufgabe als Ordensleiterin voll gewachsen. 75 Klöster der Heimsuchung entstanden in den 30 Jahren, in denen Johanna Ordensoberin war. Ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und ihr unwiderstehlicher Eifer, ihre von Demut und Sanftmut gezügelte Neigung zum Herrschen und Gebieten kamen ihr bei der Leitung der Kongregation trefflich zu statten. Ihr Gottvertrauen konnte durch keinen Fehlschlag gebrochen werden. In den heikelsten Verhältnissen rief sie aus: „Gott ist getreu! Gott ist getreu!“ Aus diesem Gottvertrauen wuchs ihr Friede, ihre Freude, ihre Heiterkeit. Obwohl von Natur aus zu Strenge neigend, war sie gegen ihre Schwestern und alle Menschen milde und gütig. „Je älter sie wurde, desto mehr milderte sie ihr ganzes Verhalten“, sagt eine ihrer Mitschwestern. Ihre Liebe war so groß, daß ein Ordensmann äußerte: „Ich zweifle, ob es möglich ist, auf der ganzen Welt eine Seele zu finden, die sich vollkommener dieser Liebe überläßt“. Ihre Liebe hatte aber nichts Weichliches und Süßliches. „Die echte Liebe“, sagte sie, „besteht nicht im Verkosten der Süßigkeiten Gottes. Sich verdemütigen, dulden und leiden, sich selber absterben, nur von Gott allein gekannt sein wollen, das ist wahre Liebe“.

Niemand kannte die Heilige so genau wie Franz von Sales, der 18 Jahre ihr Seelenführer war. Er schrieb von ihr: „Nur mit Hochachtung spreche ich von dieser durchaus heiligen Seele. Man kann wohl nicht größeren Verstand mit tieferer Demut vereint sehen. Sie ist einfach und innig wie ein Kind, verbindet aber damit eine ernste und erhabene Urteilskraft. Sie ist eine große Seele, die für heilige Unternehmungen einen Mut beweist, der sonst ihrem Geschlecht nicht eigen ist. Mit einem Worte: ich lese nie die Beschreibung Salomons von der vollkommenen Frau, ohne an die ehrwürdige Mutter von Chantal zu denken“. Kann es ein schöneres Zeugnis geben für diese ungewöhnliche Frau, die am 13. Dezember 1641 ihr heiliges Leben beschloß?

Charitas Pirkheimer

22. August
(Gedenktag am 19. August)

Der Name Pirkheimer hat einen hellen Klang. Besonders das Geschwisterpaar Willibald und Charitas machten ihn zu einem Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Neben Willibald, dessen Name gewissermaßen eine Periode in der geistigen Entwicklung unserer Nation bedeutet, steht seiner würdig die Schwester Charitas, eine Gestalt so leuchtend auf dem dunklen Hintergrund ihrer Zeit, daß man auch nach Jahrhunderten noch den berühmten Bruder nicht nennen kann, ohne zugleich der hochgemuten, an Charakterstärke und Glaubensmut ihn weit übertragenden Schwester zu gedenken.

Ihre Wiege — Charitas wurde geboren am 21. März 1466 — war an einen großen Wendepunkt der Zeiten gestellt. In ihrer persönlichen Geschichte spiegeln sich, trotzdem sie hinter den bergenden Mauern eines Klosters verlief, die mächtigen Bewegungen und Strömungen ab, die den Übergang des Mittelalters in die neue Zeit begleiten. Die neue Geistesrichtung des Humanismus, jener glühenden Begeisterung für klassische Studien, hatte in Nürnberg frühzeitig Aufnahme gefunden. Ein reiches Geistesleben sproßte damals in der alten Reichsstadt auf. Albrecht Dürer führte im Verein mit Adam Krafft, dem Bildhauer, und Peter Vischer, dem Erzieher, die deutsche Kunst auf eine ungeahnte Höhe. Der berühmte Regiomontanus schuf hier seine astronomischen Instrumente und Werke, und sein Schüler Martin Behaim wies den Seeweg nach Ostindien. Gelehrte Männer wie Sixtus Tucher und Hartmann Schedel, Christoph Scheurl und Willibald Pirkheimer verbreiteten ihren literarischen Ruf über ganz Deutschland. Daß eine Pirkheimerin von solcher Geistesströmung nicht unberührt bleiben konnte, ist leicht verständlich. Den ersten Unterricht empfing Charitas unter den Augen des gelehrten Vaters. Mit 12 Jahren kam das begabte Mädchen zur Ausbildung in das St. Klarakloster. Nur Töchter der angesehensten Nürnberger Bürger erhielten Aufnahme in dieses Kloster.

In diesem glücklichen Kreis frommer Seelen hatte Charitas ihre rechte Heimat gefunden. Während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Klosteraufenthaltes schien sie den Augen der Welt wie entschwunden. Wir erfahren nur, daß sie in regem Wettstreit mit geistesverwandten Seelen der Ordensregel lebte und namentlich an Apollonia Tucher, einer heiligmäßigen Ordensfrau, eine treue Freundin gewann. Als 1505 die hochbetagte Äbtissin ihr Amt niederlegte, wurde mit einstimmiger Begeisterung Charitas zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Charitas war den Nonnen „eine getreue, würdige, liebe Mutter“. Eine Schar von 60 Schwestern war ihr untergeben, darunter ihre eigene Schwester Klara und Willibalds Töchter Katharina und Kreszentia. Als 1505 Nürnberg von der Pest heimgesucht wurde, die mehrere tausend Menschen dahinraffte, und auch ins Klarakloster ihren Weg fand, war es die Äbtissin, die selber die Kranken pflegte.

Während Charitas in ihrer stillen Klosterzelle friedlich ihres Amtes waltete und über gelehrten Büchern saß, zog sich am deutschen Himmel ein schwarzes Unwetter zusammen. Der Kampf des Wittenberger Mönches wühlte seit 1517 die Gemüter auf und beschwor die unselige Spaltung herauf, unter der das deutsche Volk heute noch so schmerzlich leidet. Als eine der ersten Städte trat Nürnberg für die neue Lehre ein. Im Rat der Stadt saßen leidenschaftliche Anhänger des „Reformators“, darunter leider auch Kaspar Nützel, der Pfleger des St. Klaraklosters. Von nun an war es mit dem Frieden des Klosters dahin. Für die bisher so gefeierte Äbtissin begann eine Zeit der Verfolgung und unverdienten Schmähungen, die bis zu ihrem Tode nicht mehr aufhörte. Seitdem die Prediger der neuen Lehre ihre Donnerkeile von der Kanzel herab gegen das Klosterwesen schleuderten, wurde auch das Klarakloster fast täglich von aufgehetzten Leuten überlaufen, die das Gehörte sofort in die Tat umsetzen wollten. Charitas erzählt in ihren Aufzeichnungen aus dem Jahre 1524: „Es kamen viele Leute allerlei Standes ins Kloster, um den Nonnen von den neuen Dingen zu erzählen, die man jetzt von den Kanzeln herab hörte, und ihnen die Tollheit des klösterlichen Lebens vorzustellen, das ein „verdammter Stand“ sei, drinnen man nicht selig werden könne; die Nonnen wären „alle des Teufels“, hieß es. Etliche wollten infolgedessen ihre Verwandten aus dem Kloster herausnehmen, und ließen es, um sie zu überreden, weder an Versprechungen noch an Drohungen fehlen. Dies Fechten und Streiten währte lange Zeit, oft mit großem Zorn und Schimpfworten“.

Die erste Maßregel, die der Stadtrat gegen das Klarakloster ergriff, bestand darin, daß man die Schwestern dem Einfluß der treukatholischen Franziskaner (Barfüßermönche) entzog. Da Charitas die religiöse Betreuung durch die neuen Prediger zurückwies, blieben die Schwestern fortan ohne Seelsorge und ohne allen geistlichen Trost. Von dieser Zeit an wurde im Kloster kein Sakrament mehr gespendet, selbst nicht einmal für die Sterbenden, die darnach verlangten. „Gott im Himmel sei dieser geistliche Mangel geklagt!“ seufzte Charitas. „Der Herr erbarme sich unser und schicke uns ein gutes Mittel durch seine grundlose Barmherzigkeit!“ Allen Versuchen, die der Stadtrat unternahm, um die einflußreiche Äbtissin von St. Klara für die neue Lehre zu gewinnen, setzte Charitas mannhaften Widerstand entgegen. Die Klosterfrauen wurden gezwungen, wöchentlich viermal die Schmähreden der ihnen zugeschickten Prediger anzuhören, die von der Kanzel herab unter großem Zulauf des Volkes ihnen zusetzten und allen Schimpf über sie und ihren Glauben häuften. Tag und Nacht lebten die Nonnen in ständiger Aufregung und besorgten einen Auflauf, denn die Aufreizungen der Prädikanten von der Kanzel herab verhallten nicht wirkungslos. Als Frucht ihrer Bemühungen hatte sich bereits die Meinung festgesetzt, „es sei eine gottgefällige Handlung, die Nonnen zu beleidigen oder zu mißhandeln.“ Willibald schrieb an Melanchthon: „Es ist in der Tat ein Wunder, daß das Kloster nicht längst schon geplündert und zerstört wurde; so sehr

wird der unselige Haß mit Absicht genährt". Und Charitas versicherte einer im Kloster erschienenen Ratsabordnung: „Wir sitzen manchmal in der Predigt, daß wir alle zittern und alle Augenblicke erwarten müssen, daß man uns das Kloster aufbricht". Rohlinge machten sich einen Spaß daraus, vor dem Kloster, besonders zur Zeit des Chorgebets, greuliche Flüche und Zoten auszustoßen, um die frommen Frauen zu quälen; sie schrien in die Kirche hinein, schleuderten Steine in den Chor, warfen die Fenster ein, sangen Schandlieder auf dem Kirchplatz und ängstigten nachts die armen Frauen mit wilden Schreckrufen. „O da waren wir in großen Ängsten und Nöten, also daß wir vor Furcht wenig schliefen." Am gehässigsten zeigten sich die Frauen. „Es sind gestern die Weiber dagewest", schreibt Klara ihrem Bruder, „und also böse und spitzig gewest, daß ich mir gedacht, wenn sonst keine Pein in der Hölle wär denn solch böse Weiber, es sollt sich eins vor Sünden hüten, daß es nit zu ihnen käme . . . Wären die Weiber und Prediger nit, so wär unsere Sache nit so arg!" Einer der empörendsten Auftritte war, als drei Ordensschwwestern gegen ihren Willen von den Angehörigen mit roher Gewalt aus dem Kloster herausgezerrt und in die Elternhäuser heimgeschleppt wurden.

Bewundernswert ist die Festigkeit und Klugheit, mit der Charitas alle Angriffe auf ihr Kloster abwehrte. Wo es das Gewissen erlaubte, gab sie nach; wo die Pflicht es forderte, stand sie wie eine Mauer den Männern des neuen Evangeliums gegenüber. Fast von aller Welt verlassen wankte die Äbtissin keinen Augenblick und wich nicht einen Schritt von dem Weg, der ihr durch das Gewissen vorgezeichnet war. Mit Bewunderung stehen wir vor dem Bild dieser einzigartigen Frau, deren überlegene Größe auch ihre Gegner anerkennen mußten.

Nur einmal noch konnten die Schwestern einen frohen Jubeltag feiern, als Charitas 25 Jahre Äbtissin und 50 Jahre Klosterfrau war. Als an diesem Jubiläumstag das karge Mahl vorüber war, zu dem Willibald Pirkheimer ein Fäßchen Wein gestiftet hatte, da tanzten die Alten und Jungen. Die Äbtissin schlug auf einem Hackbrett. Wie bezeichnend ist diese ungezwungene Fröhlichkeit inmitten der Verfolgung für den Geist des Klosters!

Aber dieser Ehrentag war ein kurzer, letzter Sonnenstrahl, der den umwölkten Himmel durchbrach. Nachdem 1530 unerwartet schnell ihr Bruder Willibald gestorben war, blickte Charitas, die schon seit längerer Zeit an schmerzlicher Gicht litt, mit stiller Sehnsucht ihrer Auflösung entgegen. Am 19. August 1532 brachte ein friedlicher Tod der treuen Streiterin die verdiente Ruhe.

Charitas Pirkheimer hat in sturmbelegter Zeit, wo Tausende zu ihrer Rechten und Zehntausende zu ihrer Linken fielen, mutig das Banner des alten Glaubens in fester Hand geschwungen und rein ihre Ehre und lauter ihr Gewissen bewahrt. Darum krönt mit Recht die Geschichte ihr Bild mit dem Lorbeerkranz des Sieges. Mögen die Bemühungen, der tapferen Glaubensbekennerin die Ehre der Altäre zuteil werden zu lassen, von Erfolg gekrönt sein!

Philipp Benitius

Es war um die Mitte des 13. Jahrhunderts. In dem Kirchlein der Serviten bei Florenz kniete ein junger Mann. In heißem Gebet rang er um klare Erkenntnis in der Berufsfrage. Er hatte an den Universitäten in Paris und Padua sich ein gründliches Wissen geholt und den Doktorhut der Philosophie und Medizin erworben. Als Sprosse aus dem Haus Benizzi, einem alten florentinischen Adelsgeschlecht, stand ihm eine glänzende Laufbahn offen. Aber das öffentliche Leben mit seinem Parteiengzänk und Geschlechterhader widerte ihn an. Philipp war viel zu tief veranlagt, als daß er an solchem Treiben hätte Gefallen finden können. Nicht umsonst war er ein von seinen frommen Eltern unter heißen Gebeten erlehtes Alterskind, nicht umsonst war er von Kindheit an durch die Eltern und tüchtige Hauslehrer für die Religion begeistert worden.

In der Epistel der hl. Messe, der Philipp in dem Heiligtum der „Diener Mariens" (Serviten) beiwohnte, hörte er die Worte, die der Heilige Geist zum Diakon Philippus sprach, als ihm der äthiopische Kammerherr im Wagen begegnete: „Philipp, geh hin und schließe dich diesem Wagen an!" Es war ihm, als würde dieses Wort zu ihm gesprochen. Er kam nicht mehr davon los. Wie er über den Sinn der Worte nachdachte, war es ihm, als sähe er eine hohe, strahlend schöne Frau – die Muttergottes – in einem Wagen durch eine große, gefährvolle Wüste fahren. Die Frau hielt ihm das schwarze Ordenskleid der Serviten entgegen und sprach: „Philipp, geh hin und schließe dich diesem Wagen an!" Da stand ihm seine Berufung klar vor der Seele. Ohne langes Zaudern klopfte er sofort an der Klosterpforte und bat um Aufnahme als dienender Laienbruder. Demütig unterzog sich der adelige Novize all den niedern Arbeiten, die es im Haus und Garten zu verrichten gab. Nach einer Zeit der Zurückgezogenheit in einer Felsenhöhle des Berges Senario, wo er in der täglichen Gemeinschaft mit den heiligen Ordensstiftern immer tiefer in den Geist des Ordens hineinwuchs, wurde ihm das Amt eines Novizenmeisters in Siena übertragen, obwohl er noch Laienbruder war. In willigem Gehorsam machte er sich auf den Weg und wanderte Siena zu. Unterwegs gesellten sich ihm zwei Dominikaner zu. Sie sprachen über die Zustände der Kirche und über theologische Fragen. Da kam ein mächtiges Staunen über die Söhne des hl. Dominikus, als sie sahen, mit welchem Scharfsinn dieser einfache Laienbruder über die schwierigsten Fragen sprach und welche ungewöhnliche Frömmigkeit sich in seinen Worten offenbarte. In ihrer Begeisterung begleiteten sie Philipp in sein Kloster und sprachen mit seinen Obern von ihrem Erlebnis und drangen bis zum Ordensgeneral vor, um zu erreichen, daß dieser Laienbruder zum Priester geweiht würde. So nahm das Ordensleben Philipps, das in demütiger Verborgenheit begonnen hatte, ohne sein Zutun plötzlich eine andere Wendung. Nach kurzem Studium

erhielt er die Priesterweihe und wurde mit verschiedenen Ordensämtern betraut. Es dauerte nur wenige Jahre und der junge Mönch wurde zum Generalobern gewählt. Die Ordensbrüder wußten, was sie taten, als sie ihm die Leitung ihrer Gemeinschaft aufluden, die er nun bis zum Tode behalten sollte. Die Stürme der Zeit, die auch am Gefüge des Ordens rüttelten, forderten eine zielbewußte, starke Führung. Es brauchte eine starke Hand, die das Steuer des noch jungen Ordens führte. Philipp entfaltete eine bewundernswerte Umsicht und Festigkeit. Er gab seinem Orden ein festes Gefüge durch eine straffe Regel, so daß er als der eigentliche Stifter des Servitenordens angesehen werden kann. Auf vielen Visitationsreisen stärkte er die innere Kraft seines Ordens und wehrte unter dem Schutz der Muttergottes die böswilligen Angriffe der Gegner und die Gefahr der drohenden Auflösung ab. Auf Einladung des Kaisers Rudolf von Habsburg kämpfte er zwei Jahre lang als „apostolischer Prediger“ in Deutschland gegen Irrglauben und Aufruhr. Auch in Italien fanden die Irrgläubigen in Philipp Benitius ihren mächtigsten Gegner. Seinem Einfluß war es zu danken, daß die Bewegung der Geißler niedergeworfen wurde. Wie Franz von Assisi wurde auch er vielen Städten seiner italienischen Heimat zum dankbar umjubelten Friedensstifter. Was kümmerte es ihn, wenn seine gutgemeinten Bestrebungen mitunter verkannt und seine Liebe mit Haß vergolten wurde? In Forlì trieb ihn eine aufgehetzte Schar mit Peitschen aus der Stadt. Aber der heilige Ordensgeneral machte sich nichts aus der Schmach und den Wunden. Er kehrte zurück und setzte seine Bemühungen fort, bis sich die Bürger vor dem Altar der Gottesmutter die Hand zur Versöhnung gereicht hatten.

Wiederholt bat der Heilige, von seinem Amt als Ordensgeneral zurücktreten zu dürfen. Das Vertrauen der Ordensbrüder auf ihn war so groß, daß sie seiner Bitte kein Gehör schenkten. Ja, man erzählt, daß nach dem Tode Gregors X. die Kardinäle sich mit dem Plan getragen hätten, Philipp Benitius zum Oberhaupt der Kirche zu erwählen. Durch ein monatelanges Sichverstecken in Bergwäldern habe der Heilige sich dieser Wahl entzogen.

Die ununterbrochenen Anstrengungen, zu denen noch harte Bußübungen kamen, hatten die Kraft des Heiligen so geschwächt, daß seine Gesundheit dem ersten heftigen Ansturm erlag. Ein hitziges Fieber, das ihn zu Todi befiel, raffte ihn im besten Mannesalter am 22. August 1285 dahin.

Bartholomäus

Zur Durchführung seines Heilswerkes wollte sich der Christkönig der Hilfe treuer Mitarbeiter bedienen. Er scharte 12 Apostel um sich. Markus berichtet: „Er bestimmte, daß Zwölf um ihn bleiben sollten, die er auch zum Predigen aussenden wollte. Er übergab ihnen die Gewalt, die Krankheiten zu heilen und die bösen Geister zu vertreiben“. Wie ernst es der Herr mit der Auswahl dieser 12 Mitarbeiter nahm, erhellt aus der Bemerkung des Evangelisten Lukas: „Jesus stieg auf einen Berg um zu beten, und verbrachte die ganze Nacht im Gebet“. Im Zwiegespräch mit seinem himmlischen Vater bereitete sich der Gottmensch auf die Auswahl seiner Getreuen vor. „Als es Tag geworden war, rief er seine Jünger zu sich und wählte aus ihnen zwölf, die er Apostel nannte: Simon, dem er den Beinamen Petrus gab, und dessen Bruder Andreas, Jakobus und Johannes, Philippus und Bartholomäus, Matthäus und Thomas, Jakobus, den Sohn des Alphäus, und Simon mit dem Beinamen der Eiferer, Judas, den Bruder des Jakobus, und Judas Iskariot, der sein Verräter wurde“ (Lk. 6, 13–16).

Nicht Männer aus dem alten Priesterstamme wählte der Herr aus, nicht solche, die in allgemeiner Achtung standen, weil der Name eines berühmten Geschlechtes sie schmückte oder eine angesehene Stellung sie emporhob. Nicht Philosophen und Professoren, deren Name durch den Mund ehrfurchtsvoller Schüler lief. Geffissentlich wählte er vielmehr Männer, die keinen dieser Vorzüge aufwiesen. Jesus, die ewige Weisheit, lenkte seine geheimnisvolle Wahl auf Fischer und Zöllner, auf solche Männer, die nach jüdischer Auffassung und nach Meinung der Welt am allerwenigsten passend zu sein schienen. Gerade in ihrer Einfachheit und Schlichtheit, in ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit wurden die Apostel zum unbeführten Marmor, aus dem sich rein und schön das Bild, das Christus hell vor Augen schwebte, herausmeißeln ließ. Aus diesen Männern, die in der Meinung der Welt Fischer und Handwerker waren wie hundert andere auch, durch deren Seelen aber ein Wehen religiöser Kraft und Operfreude ging, konnte der Christkönig Vasallen heranbilden, die ihm mit Leib und Seele ergeben waren.

Zu diesen Männern gehörte Bartholomäus, von dem das kirchliche Martyrologium des heutigen Tages sagt: „Bartholomäus hat in Indien das Evangelium Christi verkündet, begab sich dann nach Armenien und bekehrte dort sehr viele zum christlichen Glauben. Von den Heiden wurde ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen, dann ließ König Astyages ihn enthaupten. So starb er als Märtyrer. Sein heiliger Leichnam wurde zuerst nach der Insel Lipari, von dort nach Benevent und schließlich nach Rom auf die Tiberinsel überführt; hier wird er von den Gläubigen in frommer Andacht verehrt.“ Während die Legende diesen Bericht mit den satten Farben des Orients weit ausgesponnen hat, schweigen sich die Evangelien

über Bartholomäus vollständig aus. Sie führen nur seinen Namen auf, ohne irgend etwas aus seinem Leben zu erzählen. Da der Name Bartholomäus, d. h. Sohn des Tolmai, nur eine Familienzugehörigkeit ausdrückt, vermutet man wohl mit Recht, daß Bartholomäus noch einen andern Namen trug. Mit überzeugenden Gründen sehen die meisten Schriftausleger in Bartholomäus nur einen andern Namen für den Fischer Nathanael aus Kana in Galiläa, dessen Berufung der Evangelist Johannes schildert. Nathanael saß eines Tages in seinem Garten. Die Predigt des Täufers am Jordan, dem er sich als Schüler angeschlossen hatte, ging ihm nachdenklich durch den Sinn. Da kam sein Freund Philippus mit der Botschaft herbeigestürzt: „Denk dir, Nathanael, wir haben den gefunden, von dem Moses und die Propheten geschrieben haben: Jesus, den Sohn Josefs aus Nazareth.“

Nathanael ist bedächtiger als sein rasch entzündbarer Freund. Vielleicht hat er schon manche Enttäuschung erlebt und ist dadurch behutsam geworden. So sieht er mit fragendem Zweifel zu dem glaubensseligen Boten auf und meint in gutmütigem Scherz: „Von Nazareth sagst du? Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen?“ Doch Philippus ist seiner Sache zu gewiß, als daß er sich mit dem Zauderer in ein längeres Hin und Her einlassen will. Er reicht ihm die Hand und ruft: „Komm und sieh selbst!“ Und schon zerrt er Nathanael zum Garten hinaus. Und nun steht der Bedächtige vor Jesus und hört den lieben Willkommgruß: „Sieh da, ein echter Israelite ohne Falsch und Arg!“ Verwundert fragt Bartholomäus: „Herr, woher kennst du mich?“ Er erhält die Antwort: „Ehe Philippus dich rief, sah ich dich, wie du unter dem Feigenbaum betetest.“ Staunend sieht Bartholomäus, wie Jesus allwissend ist und die Herzen der Menschen durchschaut. Da fallen seine Zweifel, er versteht nun die Begeisterung seines Freundes und laut bekennt er: „Meister, du bist der Sohn Gottes, du bist Israels König.“

Bartholomäus blieb der treue Begleiter Jesu während seines ganzen öffentlichen Lebens. Er war Zeuge seiner Wunder und Auferstehung und empfing mit den andern Aposteln die Geistestaufe des Pfingstfestes. Ausgerüstet mit der „Kraft von oben“ und erleuchtet durch den Geist der Wahrheit trug Bartholomäus die Frohbotschaft zu den Völkern des fernen Ostens. Bis nach Indien führten ihn seine Missionspfade. Die Kirchenväter berichten, Missionare, die mehr als hundert Jahre später in jene Länder kamen, hätten noch zahlreiche christliche Gemeinden angetroffen, die von Bartholomäus gegründet waren. Auch fand man eine hebräische Abschrift des Matthäusevangeliums, die er dorthin gebracht hatte. In Armenien soll er nach unsagbar grausigen Mißhandlungen den Martertod erlitten haben. An diese entsetzlichen Foltern erinnern die Kirchenbilder des Mittelalters und auch Michelangelo berühmtes Wandbild des Jüngsten Gerichts in der Sixtinischen Kapelle.

Eine reiche Fülle von Volksbräuchen, Bauernregeln, volkstümlichen Redensarten und Familiennamen zeugen bis heute von der großen Beliebtheit, der sich in früherer Zeit St. Bartholomäus beim katholischen Volk erfreute.

König Ludwig von Frankreich

25. August

Eine Königskrone war ihm bei seiner Geburt im Jahre 1215 in die Wiege gelegt worden. Aber ein noch köstlicheres Geschenk hatte er erhalten: eine heilige Mutter. Königin Blanka, eine Prinzessin von Kastilien, war nicht nur eine tieffromme Frau, sondern auch eine mutvolle, tatkräftige Herrscherin. Sie flößte dem kleinen Ludwig vom ersten Erwachen seines Geistes an eine heilige Ehrfurcht vor dem Göttlichen und eine ernste Scheu vor dem Bösen ein. Ihr Wort: „Du weißt, Kind, wie ich dich liebe. Aber lieber wollte ich dich tot vor mir liegen als eine Todsünde begehen sehen“, machte auf den Knaben einen unauslöschlichen Eindruck und trug wesentlich dazu bei, ihn später unberührt durch die Üppigkeit des Hoflebens und die Lockungen königlicher Macht schreiten zu lassen. Aber Blanka war nicht nur in mütterlicher Liebe besorgt, ihrem Sohn den köstlichen Schatz der Gottesgnade zu erhalten; sie war es auch, die dem Kronprinzen Krone und Reich rettete. Als zwölfjähriger Knabe schon hatte Ludwig den Vater verloren und seine Mutter übernahm für ihn bis zur Volljährigkeit die Regentschaft. Feinde von außen und innen suchten diese Zeit zu benützen, um die Macht an sich zu reißen. Zehn Jahre lang führte die kluge Königin-Mutter den zähen Kampf gegen diese Feinde und rettete Ludwig den Thron Frankreichs. Kein Wunder, daß innige Dankbarkeit Sohn und Mutter verband und daß der junge König auch nach seiner Thronbesteigung immer noch gerne seine umsichtige, erfahrene Mutter zu Rate zog.

Wenige Könige mögen es mit ihrem Herrscheramt so ernst genommen haben wie Ludwig. Ihm war sein Königstum ein heiliges Leben, das Gott ihm auferlegt hatte und für das er dem Ewigen strenge Rechenschaft schuldig war. Auch nach seiner Thronbesteigung setzte Ludwig, der sich mit Margareta von der Provence vermählt hatte, die frommen Übungen der Jugendzeit fort. Jeden Morgen besuchte er den feierlichen Gottesdienst, jeden Tag betete er mit seinem Kaplan das Chorgebet der Mönche. Was störte ihn der halblaute Spott der Hofleute? „Sind die Menschen nicht sonderbar“, sagte er, „man macht mir aus meinem Gebet ein Verbrechen; aber sicherlich würde man kein Wort verlieren, wenn ich die Stunden, die ich für den Dienst Gottes verwende, dem Spiel, der Jagd oder andern Vergnügen widmete.“ Die Großen des Landes sahen die frommen Übungen des jungen Königs nicht ungerne. Mit einem solchen frommen Mann hofften sie um so leichter fertig zu werden und freies Spiel für ihre Fehden und Raubzüge zu gewinnen. Wie schlimm wurde aber ihre Enttäuschung! Der König, der im Gedanken an die Kreuzesliebe Jesu Christi jederzeit bereit war, einem persönlichen Gegner die Hand zu reichen, konnte unerbittlich und hart wie Stahl sein, wenn er sah, daß Unschuldigen Unrecht und Gewalt geschah. Mit eiserner Hand fuhr er in das schlimmste Fehdeunwesen der damaligen Zeit. Strenge Verordnungen verboten die stark verbreitete Unsitte

des Zweikampfes, die Ausbeutung der wehrlosen Bürger, Wucher und Luxus. Der Beamtenstand wurde neu geordnet, das Gerichtswesen verbessert; auf Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter wurden hohe Strafen gesetzt. Der König verbesserte das Münzwesen, traf Maßregeln gegen wucherische Juden, ermäßigte die Steuern, setzte auf Gotteslästerung und Meineid die Strafe des Brandmals, hielt weltliche und geistliche Große mit nachdrücklichem Ernst zur Milde und Gerechtigkeit gegen ihre Untergebenen an, und gab in allem selber das edelste Beispiel. Bescheiden in der Kleidung, mäßig in Speise und Trank, so einfach in der Lebenshaltung, daß ihm seine Gemahlin einen Vorwurf daraus machte, war Ludwig inmitten einer sinkenden Zeit eine Erscheinung von ergreifender Liebeshwürdigkeit und hohen sittlichen Adels. Die neu entstandenen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner fanden in ihm einen begeisterten Freund. Er trug selbst unter seinem Königsornat das arme Bußkleid des Heiligen von Assisi. Innig besorgt um das Wohl der Kirche und die Reinhaltung des katholischen Glaubens erbaute er mit den Ersparnissen seines einfachen Haushaltes Dome und Abteien, gründete zur Abwehr der Albigenser-Irrlehre die Universität Toulouse, förderte die Lehrtätigkeit des hl. Thomas von Aquin und Bonaventura an der Pariser Universität. Zu Ehren der Dornenkrone des Herrn, die Ludwig von den Venezianern ausgelöst hatte, erbaute er in Paris das Kleinod gotischer Baukunst, die weltberühmte „Heilige Kapelle“ (Sainte Chapelle).

Im Dezember 1243 war König Ludwig durch die Berührung der hl. Dornenkrone überraschend schnell von schwerer Krankheit geheilt worden. Zum Dank für die erlangte Gesundheit gelobte er einen Kreuzzug. In Erfüllung seines Gelübdes schloß sich Ludwig dem Kreuzfahrer-Heere an. Nach umfangreichen Vorbereitungen landete die Kreuzfahrerflotte im Mai 1249 vor der Festung Damiette, die ohne größeren Kampf von den Verteidigern geräumt wurde. Aber damit war auch das Glück der Kreuzfahrer zu Ende. In der kurzen Frist von zwei Jahren erlag fast das ganze Heer den ungeheuren Anstrengungen, dem Hunger, dem Fieber, den ununterbrochenen Kämpfen. Der Rest des Heeres mit dem König geriet in die Gefangenschaft der Sarazenen. Nach vielen Peinen und Demütigungen gelang es Ludwig, gegen ein hohes Lösegeld die Freiheit zu erhalten.

Der Gedanke an den Verlust der heiligsten Stätten der Christenheit und die Qualen der gefangenen Christen verfolgte Ludwig unablässig. Seiner Tatkraft gelang es, ein neues Heer von Kreuzfahrern auf die Beine zu bringen. 1270 stieß die Kreuzfahrerflotte gegen die afrikanische Küste vor. Aber das Unternehmen scheiterte. Während der Belagerung von Tunis blieb die ersehnte Hilfe aus, und wer nicht den Geschossen der Sarazenen erlag, fiel der Pest zum Opfer. Kaum hatte Ludwig den Tod seines Sohnes Johann Tristan beklagt, da ergriff ihn selbst der schwarze Tod. Am 25. August 1270 starb der König in den Armen der Franziskaner mit dem Gebet auf den Lippen: „O Gott, heilige dein Volk und wache über ihm!“

Pius X.

Zu den ergreifendsten Andachtsstätten gehören die vatikanischen Grotten unter St. Peter, wo die letzten Päpste zur ewigen Ruhe gebettet wurden. In einem schlichten Steinsarkophag ruht hier Pius X. Nach der ausdrücklichen Bestimmung des demütigen Papstes trug der Sarg als einzige Inschrift den Namen: Papst Pius X. Doch hat man auf dem Sarkophag einige Worte eingemeißelt, die bei aller Kürze ein treffendes Bild von der heiligmäßigen Person des Papstes entwerfen: „Papst Pius X., arm und doch reich, sanft und demütig von Herzen, des katholischen Glaubens tapferer Streiter, bestrebt, alles in Christus zu erneuern, fromm entschlafen am 20. August 1914.“

„Arm und doch reich“. In dem Haus des Gemeindedieners und Briefträgers zu Riese, wo Pius X. als Josef Sarto am 2. Januar 1835 geboren wurde, ging es immer sehr knapp her. Es wurde dem Vater oft bitter schwer, auch nur das Notwendigste herbeizuschaffen, um die neun hungrigen Kindermäulchen zu sättigen. Um so mehr ist der Opfermut zu bewundern, daß die frommen Eltern auf die Hilfe des heranwachsenden Ältesten verzichteten und ihn studieren ließen. So wanderte der kleine Beppo täglich nach dem Städtchen Castelfranco in die Lateinschule und war von Herzen dankbar, wenn ihn ein gutmütiger Bauer auf seinen Eselkarren klettern ließ. Ein Glück, daß der Junge von den Eltern einen unverwüstlichen Frohsinn mitbekommen hatte, der ihm den nagenden Hunger und die bitteren Entbehrungen der Studienjahre überwinden half. Ein Stipendium, das der Heimatpfarrer dem fleißigen Studenten verschafft hatte, ermöglichte ihm den Besuch des Seminars in Padua. Und nun ging es in zähem Fleiß im Sturm zum Höhe. Als der viel zu frühe Tod des Vaters das Weiterstudium unmöglich zu machen schien, machte die Mutter den seelischen Kämpfen ihres Ältesten durch einen großmütigen Entschluß ein glückliches Ende: „Beppo, du bleibst bei deinem gottgewollten Beruf und wirst Priester, und Gott wird mich stärken, deine Geschwister allein zu erziehen.“ Mit unbegrenztem Gottvertrauen nahm sie seelenstark die Familiensorge auf sich und schenkte durch ihren Opfermut der Kirche einen ihrer besten Päpste.

Mit 23 Jahren stand Josef Sarto am Ziel seiner Sehnsucht: er erhielt die Priesterweihe. Als Kaplan eines kränklichen Pfarrers in Tombolo lag die ganze Last der Seelsorgsarbeit auf den schwachen Schultern des spindeldürren Don Giuseppe. Sein Gehalt, das spärlich genug war, verschenkte er bis zur letzten Lira. So blieb es auch, als er Pfarrer von Salzano geworden war. Die Schwester, die seinen Haushalt führte, mußte zu allen möglichen listigen Mitteln greifen, damit ihr Bruder in seiner unbegrenzten Freigebigkeit sich nicht von allem entblöste und wenigstens für die unumgänglich notwendigen Anschaffungen der eigenen Garderobe und des Haushaltes sorgte. Nicht bloß, daß die Schwester mitunter vergeblich nach dem

Fleisch suchte, das ihr Bruder heimlich aus dem Topf „gestohlen“ und an einen Armen verschenkt hatte, auch ihr Wäscheschrank war vor ihm nicht sicher und ihr gutes Leinen, auf das sie so stolz war, schrumpfte immer mehr zusammen. So war und so blieb Josef Sarto zeitlebens. Allen gab er mit vollen Händen und blieb selber arm bis zum Tode. In seinem Testament mußte der Papst seinen Nachfolger bitten, seinen Schwestern und seinem Kammerdiener eine kleine Pension auszu zahlen. Als er Bischof von Mantua geworden war, hatte er dem Bürgermeister geschrieben: „Euer neuer Bischof ist arm an allen andern Dingen, aber reich an Liebe zu seiner Herde.“ Ja, dies war Josef Sarto: arm an irdischen Gütern, aber reich an Liebe zu den unsterblichen Seelen.

„Sanft und demütig von Herzen.“ Man braucht nur das Bild des Papstes mit dem gütigen Bauerngesicht anzusehen, um von seiner Demut und Güte überzeugt zu sein. Wenn's auf ihn angekommen wäre, so wäre er am liebsten der schlichte Bauernpfarrer inmitten seines lieben Volkes geblieben. Alle Streberei nach Ehrenstellen und Würden war ihm fremd. Als er unvermutet seine Ernennung zum Bischof von Mantua erhielt, weinte er wie ein Kind. Er wollte unbedingt ablehnen: „Der alte Bauernpfarrer taugt nicht zum Bischof“. Leo XIII. mußte ihm die ausdrückliche Weisung geben, alles Widerstreben aufzugeben. Von der Demut und Güte Sartos laufen viele köstliche Geschichten um, z. B. dies: Als er von Treviso, wo er Domherr gewesen war, nach Mantua fuhr, um sein Amt als Bischof zu übernehmen, machte er einen Besuch beim hl. Antonius von Padua. Als er in der Sakristei dem Mesner den Wunsch vortrug, am Grab des Heiligen das hl. Opfer darbringen zu dürfen, verlangte dieser gewohnheitsmäßig das Zelebret (den bischöflichen Erlaubnisschein zur Darbringung des hl. Meßopfers, den jeder fremde Priester besitzen muß). Monsignore Sarto, der schon wiederholt in Padua gepredigt hatte und dort bekannt war, trug den Ausweis nicht bei sich. Da begann der Mesner ein förmliches Verhör: „Woher kommen Sie?“ — „Von Treviso.“ — „Was sind Sie in Treviso?“ — „Nichts.“ — „Wie, nichts? Sind Sie nicht Pfarrer, Kaplan, Vikar?“ — „Nein.“ — „Das ist doch sonderbar, man hat überall Priesterangel, und Sie sind ohne Stelle.“ — „Ja, wirklich, es ist so.“ — „Soll ich Sie unserm Bischof empfehlen, daß er Ihnen ein Plätzchen gibt?“ — „Ja, gerne.“ Nach vielem Markten gab der gestrenge Mesner endlich die Erlaubnis zum Zelebrieren. Wie groß wurden seine Augen, als der fremde Priester nach der hl. Messe in das aufliegende Fremdenbuch seinen Eintrag machte: „Josef Sarto, erwählter Bischof von Mantua“. — Im Eisenbahnwagen traf Bischof Sarto mit zwei Herrn zusammen, die den neuen Bischof von Mantua kräftig heruntermachten und meinten, dieser Sarto sei doch nichts Hervorragendes, nicht sonderlich begabt noch gelehrt. Sarto stimmte ihnen bei und entwickelte die Eigenschaften, die ein Bischof haben sollte. Beim Aussteigen fragten die beiden Reisenden den Begleiter des Bischofs, wer doch dieser feingebildete, beredete Herr sei. „Der Bischof von Mantua“, lautete die überraschende Antwort.

Diese Demut verließ den Bischof auch nicht, als er Patriarch von Venedig und Kardinal wurde. Unbekümmert um das Naserümpfen der feinen Gesellschaft streifte der Kirchenfürst durch die engen Gäßchen Venedigs und die armen Hafenviertel, und brachte in die Winkel der Armut Trost und Hilfe. Als er nach dem Tode Leos XIII. zum Konklave nach Rom fuhr, dachte er so wenig daran, er könnte selber gewählt werden, daß er sich ganz selbstverständlich eine Rückfahrkarte löste. Als sein Sekretär großes Gepäck mitnehmen wollte, meinte der Kardinal: „Wozu denn? Wir reisen doch nur nach Rom, nicht nach Amerika.“ Als dann das Un erwartete geschah, und der Name Josef Sarto aus der Wahl hervorging, flehte er mit nassen Augen die Kardinäle an, sie möchten doch einen Würdigeren wählen. Erst nach schmerzlichen Seelenkämpfen gab er todbleich nach einer im Gebet durchwachten Nacht mit zitternder Stimme sein Jawort: „Ich nehme das Kreuz an“.

„Des katholischen Glaubens tapferer Streiter.“ Pius X. war kein Diplomat wie sein Vorgänger Leo XIII. Gleich am Anfang seiner Regierung erklärte er: „Auf die Politik verstehe ich mich nicht, zur Diplomatie gehöre ich nicht, meine Politik ist dieser dort“, und wies dabei auf das Kreuzifix, das vor ihm auf dem Schreibtisch stand. Seine Politik, sein Weg war Christus. „Alles erneuern in Christus“, war sein Regierungsprogramm. Als Hüter der geoffenbarten Lehre wurde der Papst auch im Kampfe gegen moderne Irrlehren ein unerschrockener Wegweiser zu Christus und ein „tapferer Streiter des katholischen Glaubens.“ Unbekümmert um die Anfeindungen und Verlästerungen der kirchenfeindlichen Welt führte Pius in mehreren Rundschreiben gegen die Lehre der modernen Irrgeister den Todesstoß.

„Bestrebt alles in Christus zu erneuern“, entfaltete Pius X. eine umfassende, großartige Reformarbeit auf weiten Gebieten des kirchlichen Lebens. Über Vorbildung und Studium der Geistlichen wurden wichtige Richtlinien aufgestellt; Verordnungen über die liturgisch-gesungene Gestaltung des Gottesdienstes wurden erlassen und die Wiedereinführung des gregorianischen Chorals gefordert. Das priesterliche Breviergebet erhielt eine wesentliche Verbesserung, die Neuordnung und Umgestaltung des kirchlichen Gesetzbuches wurde in Angriff genommen. Das päpstliche Bibelinstitut verdankt Pius X. seine Errichtung, die päpstliche Hofhaltung wurde stark vereinfacht, die Heidenmission erhielt einen bedeutenden Aufschwung. Den herrlichsten Ausdruck fand das Programm des Papstes: „Alles erneuern in Christus“ in seinen unvergänglichen Dekreten über die öftere Kommunion und die Frühkommunion der Kinder. Der Titel „Papst der Eucharistie“ wird immer der Ehrenname für Pius X. bleiben und die Öffnung des Tabernakels wird immer als die machtvollste Tat seines Pontifikates gelten.

„Fromm entschlafen am 20. August 1914“. Es muß für den Papst, dessen ganzes Wesen Liebe und Güte war, und der nichts anderes sann, als wie er die Menschheit beglücken könnte, ein furchtbares Erlebnis gewesen sein, als in den Augusttagen 1914 der Weltkrieg sich entfesselte und all sein Bemühen, den ver-

nichtenden Brand zu löschen, vergeblich war. „Meine armen Kinder! Meine armen Kinder!“ konnte man ihn in diesen unheilvollen Tagen oft seufzen hören. Sein Vaterherz litt unsagbar unter der blutigen Entzweiung seiner Söhne. Er forderte zu einem Gebetskreuzzug auf, um das entsetzliche Unheil aufzuhalten oder doch zu mindern. Aber der Kriegstaukel, der die Völker erfaßt hatte, machte sie taub für die Bitten ihres erleuchteten Hirten. Das brach dem Papst das Herz. Am 15. August wurde Rom durch die Meldung erschreckt, der Heilige Vater sei erkrankt. Am 20. August entschlief er für diese Welt. „Der lauterste, reinsten Charakter hat diese von Blut gerötete, von Tränen benetzte Welt verlassen; der gute Papst ist vor Kummer und Herzeleid gestorben“, so tönte das Echo aus dem kirchlichen und kirchenfeindlichen Blätterwald.

Gebhard

27. August

Sind auch schon fast tausend Jahre verflossen, seit Bischof Gebhard den Konstanzer Hirtenstab trug, so ist sein Andenken doch bis heute lebendig geblieben. Die Bistümer Basel, St. Gallen, Rottenburg und Brixen feiern alljährlich sein Fest. In gar mancher Dorfkirche rings um den Bodensee steht seine Statue oder hängt sein Bild; gar mancher Alemanne trägt mit Stolz seinen Namen. Tausende pilgern alle Jahre auf den Gebhardsberg bei Bregenz, verrichten in der Kapelle mit Meister Fugels schönen Bildern in Andacht ihr Gebet und gedenken des hl. Gebhard, dessen Stammburg einst auf diesem trutzigen Felsen stand, bis die Schweden sie in die Luft sprengten.

Dem Grafen Utzo brachte Gebhards Geburt großes Leid. Das Leben des Kindes forderte den Tod der Mutter. Der Vater brachte den Knaben später nach Konstanz, damit er die dortige hochangesehene Domschule besuche. Der kleine Junker fügte sich reibungslos in den straffen Zwang der Schule. Sein offenes, freundliches Wesen, seine Gefälligkeit und Verträglichkeit machten ihn seinen Mitschülern zu einem willkommenen Kameraden und seinen Lehrern zu einem lieben Zögling. Besonders schätzte den jungen Studenten Bischof Konrad, der seit 935 das Land um den Bodensee regierte und mit dem elterlichen Haus Gebhards eng befreundet war. Sicherlich wirkte viel das Beispiel des heiligen Bischofs mit, daß Gebhard sich entschloß, Priester zu werden. St. Konrad freute sich, in Gebhard einen wissenschaftlich umfassend gebildeten, tieffrommen Mitarbeiter zu bekommen und

betraute ihn mit einer Domherrnstelle. Nach Konrads Tod (980) wurde durch die einstimmige Wahl der Konstanzer Geistlichkeit Gebhard Bischof Konrads Nachfolger. Mag auch seine hohe Abstammung bei der Wahl mitgesprochen haben, so gab doch den Ausschlag Gebhards vorbildliches Leben. Gebhard war keiner jener Bischöfe, die, wie es in jener rauhen Zeit nicht selten war, sich im Harnisch und auf dem Streitroß wohler fühlten als im Meßkleid und am Altar; die wie weltliche Fürsten mit ihren Reisigen in den Kampf ritten oder mit ihrer kläffenden Meute die Wälder auf der Jagd nach Hirsch und Eber durchstreiften. Er sah in seinem Bischofsamt eine heilige Last, die Gott ihm auferlegt hatte und für die er dem ewigen guten Hirten würde strenge Rechenschaft leisten müssen. Keiner hätte das Erbe des hl. Konrad besser verwalten können als der an Tatkraft und Frömmigkeit ihm ebenbürtige Gebhard.

Kaiser Otto II. schätzte den Konstanzer Bischof so hoch, daß er Gebhard bat, sein Söhnlein, den späteren Kaiser Otto III., aus der Taufe zu heben. Auch die Päpste bewiesen Bischof Gebhard ihre Huld. Als Gebhard mit seinem väterlichen Erbe die Benediktinerabtei Petershausen gründete, bestätigte Johann XV. gern die Stiftung und gab dem Bischof kostbare Reliquien für seine Gründung mit nach Hause. Am 28. Oktober 992 wurde die große nach dem Vorbild der Peterskirche erbaute Klosterkirche zu Ehren des hl. Gregor eingeweiht. Das Kloster, das Gebhard mit Mönchen von Einsiedeln bevölkerte, entwickelte sich rasch. An den Mönchen erhielt Bischof Gebhard tatkräftige Mitarbeiter.

16 Jahre lang führte Gebhard den Krummstab von Konstanz. Unter seiner Regierung war Friede und Wohlfahrt gesichert, das religiöse Leben erhielt neuen Auftrieb, Kirchen wurden gebaut und Klöster errichtet oder mit großen Stiftungen beschenkt. Nach menschlichem Urteil viel zu früh wurde Bischof Gebhard am 27. August 996, erst 47 Jahre alt, seiner Diözese, dem Vaterland und der ganzen Kirche entrissen. Nach seinem Wunsch fand er in seiner Lieblingsstiftung Petershausen seine letzte Ruhestatt. Sein Grab blieb bis zur Aufhebung des Klosters ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Zahlreiche Wunder belohnten und rechtfertigten das Vertrauen, welches das katholische Volk diesem großen Bischof entgegenbrachte.

Es war ein tragischer Wendepunkt der Geschichte, der Vorabend einer absterbenden Welt, als der Sohn der heiligen Monika 354 zu Tagaste im heutigen Algier geboren wurde. Aus der Lebensbeichte, die Augustinus in seinen „Bekenntnissen“ ablegte, kennen wir die geistigen und sittlichen Verirrungen, denen der ungetaufte Augustinus in der Jugend zum Opfer fiel. Schon in der Gymnasiastenzzeit zu Madaura, noch mehr aber auf der Universität zu Karthago begannen das geistige Ringen und der Seelenkampf, die Augustins Begleiter durchs ganze Leben wurden. Begabt und wißbegierig, erregbar und empfindsam, ehrgeizig und leidenschaftlich, wurden Herz und Geist zum Tummelplatz ungezügelter Begierden. „Noch ein so kleiner Knabe und schon ein so großer Sünder“, gesteht er in allerdings frommer Übertreibung in seinen Bekenntnissen. „Es überwucherten mich völlig die Dornen der bösen Begierde. Ich brannte darnach, die Genüsse der Hölle auszukosten und scheute nicht davor zurück, in wechselndem und lichtscheuem Liebesgetändel zu verwildern. Es blieb nicht bei dem Verkehr von Seele zu Seele; ich überschritt das helle Reich der Freundschaft. Aus dem Schlamm der Begierde, aus dem Sprudel der Jugendkraft stiegen Nebel auf und umwölkten und verfinsterten mein Herz, daß es den hellen Glanz der Liebe nicht von der Finsternis der Begierde zu scheiden wußte. Wirr durcheinanderwogend rissen sie das junge Herz widerstandslos durch die Abgründe der Leidenschaften und ließen es untergehen in dem Schlund der Missetaten... Gibt es etwas Böses, das ich nicht getan hätte, oder, wenn ich es nicht getan habe, das ich nicht gewollt hätte?“

In dem verzehrenden Durst nach Wahrheit geriet Augustinus in die Netze des Manichäismus. Statt die Wahrheit bei der Kirche zu suchen, für die ihn seine Mutter Monika durch Gebet und Zureden zu gewinnen suchte, vergrub er sich in die verworrenen Irrlehren der Manichäer, in dieses seltsame Gemisch von Sterndeuterei, Allgottlehre und Christentum. Neun Jahre lang suchte Augustinus hier nach der Wahrheit, bis er das Trügerische des gefährlichen Irrwahns erkannte und die Wahrheit dort zu suchen begann, wo sie allein zu finden ist, bei Christus und der Kirche.

Es war Gottes Fügung gewesen, daß Augustinus, der als Lehrer der Beredsamkeit in Karthago sich unbefriedigt fühlte, nach Italien fuhr und an der Mailänder Hochschule eine Professorenstelle für Rhetorik erhielt. Hier, am Bischofssitz des großen, feingebildeten Ambrosius, vollzog sich Augustins innere Wandlung. Von den Predigten des hl. Ambrosius und von seiner machtvollen Persönlichkeit zu tiefst gepackt, rang er leidenschaftlicher als je nach klarer Erkenntnis. Eines Tages hörte er von dem abgetöteten Leben des großen Einsiedlers Antonius und der übrigen ägyptischen Mönche. Da sprang Augustinus erregt auf und rief: „Was ist



Vision des Hl. Bernhard



Papst Pius X.

das? Ungebildete stehen auf und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unserm Wissen wälzen uns in Wollust und Gier!" In größter Unruhe stürzte er in den Garten hinaus und rief in tiefer Seelenerschütterung zu Gott. Da hörte er vom Nebenhaus her eine Stimme rufen – war's ein spielendes Kind? –: „Nimm und lies!“ Sofort lief er zurück, nahm die Hl. Schrift vom Tisch und schlug sie aufs Geratewohl auf. Sein Auge fiel auf die Stelle bei Paulus: „Nicht in Schlemmerei und Unzucht, nicht in Zank und Streit sucht euer Heil, sondern zieht den Herrn Jesus Christus an und pflegt nicht das Fleisch zur Erregung der Lüste.“ In diesem Augenblick überflutete ihn Gottes Gnade, er war gerettet. Augustinus durchschnitt die Bande der Sinnlichkeit und wandte sich mit der ganzen Leidenschaft seiner großen Seele dem neugefundenen Gott zu. In der Osternacht 387 wurde er von Ambrosius getauft. Nun drängte es ihn zurück in das Land seiner Kindheit, in die ägyptische Heimat. In stiller Zurückgezogenheit lebte Augustinus auf seinem väterlichen Besitz, führte mit seinen Freunden ein Leben klösterlicher Gemeinschaft und griff mit einer Reihe von Schriften in die religiösen Streitfragen der Zeit ein. Gegen seinen Wunsch wurde er auf Drängen des Volkes vom Bischof Valerius zum Priester geweiht, um dann im Jahre 396 dessen Nachfolger auf dem Bischofsstuhl in Hippo zu werden. Der Name des Bischofs von Hippo wurde bald zum Siegesruf der Katholiken und zum Schrecken der Irrgläubigen. Obwohl Augustinus keineswegs eine Kampfnatur war, konnte er doch nie das Geistes Schwert in die Scheide stecken und hatte allzeit gegen den angreifenden Irrtum zu kämpfen. Durch Gebet und religiöse Gespräche, durch friedliche Verhandlungen und eine Fülle von belehrenden Schriften suchte Augustinus die kirchliche Einheit und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. So scharf und klar Augustinus im Kampf gegen die Irrlehre war, so gütig, liebevoll und gerecht war er gegen die Irrenden. „Verfolgt den Irrtum, liebt den Irrenden!“, war sein Grundsatz. Wieviel Sorge und Verdruß mag dem Bischof dieser ständige Kampf gegen die Schwarmgeister gekostet haben! Die Donatisten bedrohten ihren mächtigsten Gegner ständig mit dem Tode, sie warfen den Katholiken Kalk mit Essig in die Augen, verwüsteten die Häuser und Felder der Rechtgläubigen. Ein Mordanschlag auf Augustinus gelegentlich einer Reise mißlang nur deshalb, weil er durch einen „Zufall“ den Weg verfehlt hatte.

Seine Hirtenliebe zu seinen Diözesanen war unbegrenzt. Er lebte und dachte und sorgte nur für seine Herde. Ob er von der Kanzel seiner „Friedenskirche“ aus zu ihnen in seinen frischen, packenden Stegreifreden sprach, ob er als Gerichtsherr ihre Streitsachen anhörte und schlichtete, ob er unter vier Augen Trost und Rat erteilte – immer hatten die Gläubigen das Bewußtsein: ein Vater könnte es nicht besser mit uns meinen.

429 brachen die Vandalen unter Geiserich von Spanien her in die afrikanischen Provinzen ein. Die Eroberer waren als Arianer Todfeinde der katholischen Kirche.

Was Augustinus in mühevoller Arbeit aufgebaut hatte, sein großes Lebenswerk: die religiöse Einheit Afrikas, war jetzt mit einem Schlag vernichtet. Augustinus litt unsagbar unter den Ereignissen. „Tränen waren seine Speise Tag und Nacht“, sagt sein Lebensbeschreiber, ein Hausgenosse des großen Bischofs. Mahnungen zur Flucht wies er mit dem Worte zurück: „Der gute Hirt läßt sein Leben für seine Schafe.“ Im Frühjahr 430 standen die kriegerischen Scharen vor den Mauern Hippos. Während der Belagerung der Stadt wurde Augustinus vom Fieber ergriffen. Er ließ sich die Rolle mit den Bußsalmen an die Wand neben sein Sterbelager heften und bat die Freunde, ihn allein zu lassen. Er wollte noch einmal sein Leben überschauen. Am 28. August 430 drückten die Freunde dem großen Bischof die Augen zu, während draußen eine Welt in Trümmer sank.

Josef Calasanza

29. August
(Gedenktag am 27. August)

Man kann diesen spanischen Priester einen Vorläufer des Don Bosco nennen. Wie dieser litt auch Josef Calasanza schmerzlichst unter der Verwahrlosung der Großstadtjugend und auch er opferte sich auf in der Rettung und Betreuung dieser gefährdeten Jugend.

Der Vater, ein spanischer Edelmann, hatte seinen jüngsten Sohn Josef für die Soldatenlaufbahn bestimmt. Aber Josef, der ganz vom Religiösen durchdrungen war, hatte nichts für den Soldatenberuf übrig. Er setzte es beim Vater durch, daß er die Hochschule besuchen durfte. In Lerida machte er glänzende Fortschritte und wurde schon mit 20 Jahren Doktor beider Rechte. Seine Beliebtheit bei seinen Kommilitonen war so groß, daß sie ihn zum Vertreter der Studentenschaft wählten. Sein Beispiel und sein gütiges Zureden verhinderte viel leichtsinnige, böse Streiche und weckte einen neuen Geist ritterlicher Sittsamkeit unter den Studenten. An der Universität Alcalà errang er sich auch den theologischen Doktorgrad.

Inzwischen war sein älterer Bruder gestorben. Da der Vater das alte Geschlecht der Calasanza vor dem Aussterben retten wollte, setzte er sich heftiger als je Josefs Wunsch, Priester zu werden, entgegen und bestürmte ihn, sich zu verhehelichen. Eine schwere Krankheit wurde dem Studenten zur Rettung. Als Josef dem Tode nahe darniederlag, machte der geängstigte Vater das Gelübde, den Sohn lieber Gott zu schenken. Wenn ihm die Erfüllung seines Gelübdes auch bitter schwer wurde, so legte er doch dem Wiedergenesenen kein Hindernis mehr in den Weg. Mit

27 Jahren erhielt Josef von Calasanza die ersehnte Priesterweihe. Neun Jahre lang war nun der Heilige als bischöflicher Sekretär, als Visitator und Generalvikar tätig.

Einer inneren Stimme folgend, legte Josef Calasanza sein Amt nieder und pilgerte im Sommer 1592 nach Rom. Der Kardinal Colonna wurde auf den jungen spanischen Priester aufmerksam und ernannte ihn wegen seiner vielseitigen Bildung und seines priesterlichen Lebens zu seinem Theologen, der ihm bei der Beratung der kirchlichen Angelegenheiten helfend zur Seite stehen sollte. Mit dieser Tätigkeit ließ es sich aber der Heilige nicht genügen. Er sah, wie an der sittlichen Verwahrlosung des Volkes zu einem guten Teil die große religiöse Unwissenheit schuld war. Und so wurde er zum Religionslehrer der Armen und Verwahrlosten. Er drang in die Armenviertel ein, sammelte auf freien Plätzen streunende Kinder, neugierige Alte, schmutzige Bettler um sich und hielt ihnen Religionsunterricht. Er nahm sich um die kirchlichen Vereine und Bruderschaften an und brachte sie zu neuem religiösen Leben. Er ging den Fluchern und Lästerern, den Gewohnheitssündern und Dirnen nach und entriß sie dem Laster. Seiner religiösen Glut und seiner demütigen Liebe konnte niemand widerstehen. Daneben fand der Spanier, dessen Gestalt in den Straßen Roms bald eine bekannte Erscheinung war, noch Zeit, um täglich eine Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen zu machen und verlassene Kranke in ihren Elendswinkeln zu betreuen. Heldentaten der Liebe vollbrachte er, als 1596 die Pest in Rom wütete. Im Verein mit seinem Freund, dem hl. Kamillus von Lellis, eilte er unermüdlich von Haus zu Haus, brachte den Erschöpften Lebensmittel, führte die Schwerkranken auf seinem Esel ins nächste Spital, sorgte für die Beerdigung der Toten.

Die größte Sorge machte dem Heiligen die sich selbst überlassene Gassenjugend. Müde grübelte er sich in schlaflosen Nächten, wie es gelingen könnte, diese verwahrloste Jugend in die Kirche und zu nützlicher Tätigkeit zu bringen. Wieviele Gänge hatte er schon gemacht zu Ordensgesellschaften, zu städtischen Behörden, zu Lehrern der Gemeindeschulen, um mit ihnen Mittel und Wege ausfindig zu machen, die Jugend dem gefährlichen Müßiggang und der Straße zu entziehen! Alles war vergeblich gewesen. Da machte sich Josef Calasanza im Vertrauen auf Gottes Hilfe allein an das große Rettungswerk. Ein Priester, der seinen Plänen Verständnis entgegenbrachte, stellte ihm zwei Zimmer zur Verfügung, der hl. Kamillus gewann zwei Priester, die als Lehrer mithelfen wollten — und so entstand im Armenviertel von Trastevere die erste „Volksschule“, die erste Schule für die Kinder der Armen, die von den Gemeindeschulen ausgeschlossen waren, da sie das Schulgeld nicht bezahlen konnten. In dieser „frommen Schule“ war jedes Kind willkommen, auch wenn es keinen Pfennig mitbrachte, wenn es sich nur der strengen, klugen Schulordnung fügte. Bald zählte die erste Gründung schon 200 Schüler, die im Lesen, Schreiben, Rechnen, in handwerklicher Schulung und besonders in der Religion unterrichtet wurden.

Von nun an galt das ganze Leben des Heiligen seinen Kindern. Für sie wendete er sein ganzes Vermögen. Und wenn das Geld nicht ausreichte, um die Lehrer zu besolden, die Handwerkskurse zu bezahlen, die Lehrmittel anzuschaffen, dann scheute er sich auch nicht, in den Straßen für seine Kinder zu betteln. Die Schüler drängten sich zu seinen Schulen, immer mehr Lehrer stellten sich ihm zur Verfügung. Um das Werk auf eine feste Grundlage zu stellen, schloß Josef Calasanza seine Mitarbeiter zu einer religiösen Genossenschaft zusammen, die 1621 zu einem Orden erhoben wurde. Von da an nahm das Werk „der frommen Schulen“ (Schulen der Piaristen) einen stürmischen Aufstieg. Seine ganze Kraft setzte der Heilige für dieses apostolische Jugendwerk ein. Er schlug mehrere Bistümer aus, die ihm angeboten waren, er weigerte sich wiederholt, den Kardinalspurpur anzunehmen; nur das Amt eines Ordensgenerals ließ er sich auf Lebzeiten übertragen.

Freilich brachte ihm gerade diese Würde als Ordensgeneral die bittersten Enttäuschungen. Einer seiner Mitarbeiter wurde zum Judas und brachte durch geschickte gesponnene Verleumdungen den 86jährigen Heiligen sogar in das Untersuchungsgefängnis der Inquisition. Die Untersuchung ergab zwar die volle Unschuld des Heiligen, aber der Orden hatte durch diese Vorkommnisse aufs schlimmste gelitten. Der Stifter sah sich einem Trümmerhaufen gegenüber, als er die Ordensleitung, die man ihm entzogen hatte, wieder übernahm. Klaglos begann der Heilige sein Werk von neuem und erlebte noch die Freude, seinem verräterischen Ordensbruder beim Sterben Beistand leisten und Verzeihung geben zu dürfen.

Als Josef Calasanza, fast 92 Jahre alt, am 25. August 1648 die Last der irdischen Hülle ablegen konnte und heimgehen durfte zum himmlischen Vater, kam es den Römern erst recht zum Bewußtsein, welchen Schatz sie in diesem Heiligen in ihren Mauern geborgen hatten. Der Ansturm des Volkes zu dem Leichnam des hochverehrten Heiligen war so stark, daß die päpstliche Schweizergarde aufmarschieren und den Toten vor den ungestümen Liebeserweisen seiner dankbaren Kinder und Armen schützen mußte.

Rosa von Lima

30. August

Das Leben dieses von spanischen Eltern am 20. April 1586 geborenen Mädchens, der ersten Heiligen Mittelamerikas, ist mit seinem unnennbaren Maß von Buße gleichsam das Sühneopfer, das dem erzürnten Gott dargebracht wurde als Genugtuung für die entsetzlichen Blutgreuel, welche die vom Goldrausch befallenen Spanier bei der Eroberung Perus auf ihr Gewissen luden. Als Kind schon zeigte Rosa einen ungewöhnlichen Opfergeist. Sie hatte einen ständigen Kampf zu führen zwischen dem Zug ihres Herzens zu Einsamkeit und Sühne und dem Drängen der Eltern, die das Mädchen für die Welt erziehen und gut verheiraten wollten. Oft genug gab es mit der Mutter, der das Sühneleben Rosas als dumme Schwärmerei erschien, Verdruß. Aber weder die Nadelstiche täglichen Spottes, noch beschämende Schläge konnten Rosa von dem Weg abbringen, der ihr durch das Gewissen vorgezeichnet war. Zehn Stunden am Tag half sie als Näherin und Strickerin das Brot für ihre zehn Geschwister verdienen. Die übrige Zeit gehörte Gott und ihren Bußübungen. Sie hatte sich in einem Winkel des Gartens eine Bretterhütte gebaut, in die sie sich häufig zurückzog um mit Gott zu reden. Von dem Gedanken, immer unter Gottes Augen zu sein, war sie zu tiefst durchdrungen und schöpfte aus ihm die Kraft zu ihrem heroischen Tugendstreben und ihrer heldenhaften Selbstvernichtung. Sie war von Natur aus furchtsam. Es war das ein Erbstück von der Mutter, die abends nur ungerne allein war und vor der Dunkelheit eine unüberwindliche Angst hatte. Eines Abends blieb Rosa länger als gewöhnlich aus. Sie hatte sich wohl in ihrer stillen Gebetsklausur im Garten ganz vergessen. Schon senkten sich die Schatten der Nacht hernieder. Die Mutter wurde ängstlich. Da sie allein nicht durch den dunklen Garten zu gehen wagte, bat sie ihren Gemahl, er möge sie begleiten. Als Rosa Vater und Mutter Arm in Arm in der Dämmerung nahen sah, überkam sie ein Gedanke, der mit einem Schlag alle Angst für immer verscheuchte. Sie sagte sich: „Schau doch! Mutter, die sonst immer so furchtsam ist, geht jetzt ohne Bangen durch den dunklen Garten, nur weil sie den Vater an ihrer Seite weiß. Und ich? Bin ich nicht immer und überall von meinem himmlischen Bräutigam beschützt? Hab ich nicht ständig einen treubesorgten, starken Begleiter zur Seite, nein, sogar im Herzen? Und ich sollte mich fürchten?“ Von dieser Stunde an war für immer alle Angst vor der Nacht und ihren Schrecken aus Rosas Herz gewichen. Der liebende Gedanke an die Gegenwart des himmlischen Vaters und des göttlichen Bräutigams war so stark, daß sie fortan keine Furcht mehr kannte. Der Psalmvers war ihr zum innersten Erlebnis geworden: „Und wenn ich auch wandeln müßte in Todesschatten, so fürchte ich kein Unheil, du bist ja bei mir!“

Rosa hatte sich von frühen Mädchenjahren an so sehr an strenges Fasten und an freiwilliges Ertragen von Durstqualen gewöhnt, daß sie später kaum mehr das

Bedürfnis nach Speise und Trank empfand und fast von nichts zu leben schien, obwohl sie doch angestrengt arbeiten mußte. Unter dem Kopfschleier trug sie eine verborgene Dornenkrone, sie quälte ihren Leib mit Ketten, die ihr Fleisch wund rieben, sie züchtigte sich täglich mit Geißeln, sie verunstaltete ihre Schönheit und ging in ihrem Eifer nach Selbstkreuzigung so weit, daß der Beichtvater Einspruch erheben mußte.

Rosa verbarg ihr Sühneleiden sorgfältig vor den Augen der Welt, die sich an ihrem Seelenfrieden und ihrer Herzensfröhlichkeit erbaute. Ihr Seelenleben war nicht verzerrt und nicht umdüstert. Wer zu ihr kam, dem geschah es, als trete er aus kaltem Schatten plötzlich in warmen Sonnenschein; getröstet ging jeder frohen Herzens wieder an seine Arbeit, der bei Rosa Rat geholt hatte. Oft genug trug sie freilich selbst so schwer unter dem Kreuz ihrer Verlassenheit und seelischen Trockenheit, daß sie fast zu erliegen drohte. Besonders in den letzten Jahren ihres Lebens setzten diese inneren Prüfungen mit Heftigkeit ein. Sie sollte ihrem gekreuzigten Bräutigam ganz ähnlich werden. Zu den seelischen Leiden gesellte sich noch eine schmerzhaft Krankheit, die die Ärzte vergebens zu lindern sich mühten. „Herr, vermehre meine Leiden, aber auch meine Liebe!“ war das ständige Flehen der Heimgesuchten. Als nach tagelangem Todeskampf die ersehnte Stunde der Kreuzabnahme kam, rief sie: „Jesus, Jesus, sei mit mir!“ Am 24. August 1617 trug die Leidensbraut ihren Dornenkranz zu Gott, um aus seinen Händen die Krone der ewigen Seligkeit zu erhalten. Rosa gilt als Patronin von Südamerika.

Maria Columba Weigl

31. August

Es war eine stürmische Zeit, in der Elisabeth Weigl geboren wurde. Als sie am 8. März 1713 als Kind Münchner Bürgersleute das Licht der Welt erblickte, lief Kriegsschrecken durch die Straßen Münchens. Wegen der spanischen Erbfolge waren die Völker entzweit und lagen die Bayern in bitterster Fehde mit den Österreichern. München mußte sich ergeben und fiel in die Hände der Feinde, die vom Sieg berauscht manchen schlimmen Ausschreitungen sich hingaben. Ein Soldat drang beutegierig in das Weigel'sche Haus. Schon schwang er, von Blut und Alkohol berauscht, den Säbel in blinder Vernichtungswut gegen das Kind in der Wiege, da eilte die zu Tode erschrockene Mutter herbei und fiel dem Unmenschen in den Arm. Das Kind war gerettet, aber die Mutter erholte sich von dem aus-

gestandenen Schrecken nicht mehr. Sie erkrankte und starb bald darauf. Nun lag die Erziehung des Mädchens zum größten Teil in den Händen des tieffrommen Vaters, der wegen seiner Freigebigkeit unter dem Namen eines „Armenvaters“ bekannt war. In ungewöhnlicher Liebe erglühte das frühreife Kind zur Gottesmutter. Ihre Frömmigkeit wurde durch eine ausgezeichnete Ordensfrau aus dem Institut der Englischen Fräulein aufs beste beeinflußt. Kaum bemerkte die Lehrerin am siebenjährigen Kind einen ungewöhnlichen Zug zu Jesus im heiligsten Sakrament und ein heftiges Verlangen nach der heiligen Kommunion, da begann sie, der aufmerksamen Kleinen Kommunionunterricht zu geben, und Elisabeth durfte, was damals etwas ganz Außergewöhnliches war, schon mit sieben Jahren den Heiland empfangen. Von der mystischen Veranlagung des begnadeten Kindes zeugt ein Vorkommnis, das aus den Tagen der ersten hl. Kommunion berichtet wird. Elisabeth kniete mit ihrer Lehrerin in der St. Michaelshofkirche und bereitete sich in tiefster Andacht auf den Empfang der hl. Kommunion vor. Da schaute sie in der Hand des Priesters am Altar statt der weißen Hostie ein holdseliges Knäblein. Außer sich vor Freude rief Elisabeth ganz laut: „Welch schönes Kind! Welch schönes Kind!“ Das Englische Fräulein beruhigte sie und sagte: „Sei still! Das sehen nicht alle Leute. Warte nur, du wirst es schon bekommen!“

Von früher Jugend auf glaubte Elisabeth die Einladung des Herrn zum Ordensstande deutlich in ihrem Herzen zu vernehmen. Ehe sie aber in den Frieden des Klosters einging, sollte sie noch Jahre härtesten Kampfes zu bestehen haben. Der frühe Tod des Vaters traf die Fünfzehnjährige aufs tiefste; sie fiel vor Leid in schwere Krankheit. Nun stand sie ganz allein im Leben. Wohl war ihr bei den Dominikanerinnen in Altenhohenau bei Wasserburg am Inn die Aufnahme bereits gesichert, aber die paar Jahre, die ihr noch als Wartezeit gegeben waren, sollten zu einem qualvollen Fegfeuer für sie werden. Die alleinstehende Bürgerstochter, die Reichtum mit Anmut verband, wurde bald von der jungen Männerwelt umschwärmt und belästigt. Ein Feuerwerk von Verführungskünsten wurde aufgeboten, um das spröde Mädchen gefügig zu machen. Drohungen fielen, selbst Versuche, mit Gewalt zum gewünschten Ziele zu gelangen, wurden gemacht. Es war ein Glück, daß dem hilflosen Mädchen eine befreundete, rechtschaffene Bürgersfrau mit Rat und Tat zur Seite stand. Tapfer besiegte Elisabeth alle Lockungen einer verführerischen Welt. Froh atmete sie auf, als am 27. August 1730 die Klosterpforte sich hinter ihr schloß und das Ordenskleid sie schützend umhüllte. Aus Elisabeth Weigl war die Dominikanerin M. Columba geworden.

Wie glücklich war nun die Gottestaube (Columba = Taube), im Schatten des Allerhöchsten ruhen zu dürfen! Welches Gefallen der Heiland an der Schönheit dieser großmütigen, edlen Seele fand, beweist der Strahlenkranz wunderbarer Erscheinungen, der das verborgene Leben der Schwester M. Columba umrahmt. Durch demütigen Gehorsam und ein Leben inniger Betrachtung und Beschauung drang

die Dominikanerin immer tiefer in die Geheimnisse Gottes ein und machte sich immer aufnahmebereiter für das wunderbare Gnadenleben des Himmels. Ihr geistiges Auge wurde geöffnet für den Verkehr mit den Engeln und Heiligen, mit dem Heiland und seiner liebsten Mutter. Welch begnadete Seele wäre aber schon jemals zu den Seligkeiten mystischen Gottesverkehrs erhoben worden, ohne gleichzeitig versenkt zu werden in das Meer der Bitterkeiten und Seelenqualen? M. Columba wurde tief in die Passion des Herrn hineingeführt. Ihr Mit-Leiden mit Christus erhielt ein äußeres Siegel durch die Einprägung der Wundmale. Freitag um Freitag wurde M. Columba in die Ängste des Ölbergs und die Qualen Golgothas geführt. Unsagbar war die Pein, die sie in diesen Freitagekstasen erduldet. Keine Feder könne diese Schmerzen beschreiben, gestand sie selber.

Solche auffallende Erscheinungen konnten nicht verborgen bleiben. Bald teilte M. Columba das herbe Los aller solcher begnadeten Seelen: Sie sah sich plötzlich aus der Stille ihrer Klosterzelle mitten in das helle Sonnenlicht des Tagesgesprächs gerückt. Vergebens bat sie auf das inständigste, in abgeschiedener Verborgenheit leiden zu dürfen. Der Meister wollte, daß ihr Opfer ein Leuchtsignal fürs ganze Land werden sollte. Und so erging es M. Columba, wie es einst Anna Katharina Emmerick erging und wie es in unseren Tagen Therese Neumann erfuhr: Verdächtigungen und Verleumdungen erhoben sich gegen die „Betrügerin“. Von der Ordensleitung und der kirchlichen Behörde wurden ihr die härtesten Prüfungen auferlegt. Selbst die heilige Kommunion wurde ihr zeitweise entzogen — eine Strafe, die sie von allen am härtesten traf. In Demut und Ergebung ließ M. Columba Gottes Willen an sich geschehen. Ihr Gehorsam war so heldenmütig, ihre Demut so ergreifend, daß schließlich das einstimmige Urteil lautete: „Wenn es nicht Gottes Werk wäre, könnte sie unmöglich so beständig sein trotz aller Verfolgungen und Verkennungen.“

Die Liebe der Gottesbraut hatte sich im Glutofen höchster Leiden als reines, schweres Gold bewährt. Nun kam der Lohn der Treue. Die bisherige Verachtung wich der höchsten Verehrung, das Mißtrauen wandelte sich in unbedingtes Vertrauen. Die Achtung, welche die Mitschwwestern ihr entgegenbrachten, zeigte sich am deutlichsten dadurch, daß sie 1774 M. Columba zu ihrer Priorin erwählten. Nicht bloß ihren Schwestern war die Priorin von Altenhohenau eine sorgende Mutter und kluge Führerin; alle Bedrängten und Ratbedürftigen vom verlassensten Armen bis hinauf zum Landesfürsten suchten bei Mutter Columba Rat und Hilfe und baten sie um ihre kraftvolle Fürbitte beim Heiland. Wie Feuer brannte die Gottesliebe in Columbas Herzen, so daß sie oft meinte, sie selbst und ihre Zelle würden in Asche verbrennen. Diese Liebe war aber nicht etwa bloß ein verzücktes Schwelgen in mystischen Süßigkeiten; sie offenbarte vielmehr ihre Echtheit in einem geradezu heroischen Leidensdurst und in der vollkommensten Treue auch in den kleinsten Dingen.

Neben der Sorge für die Ehre Gottes hatte Schwester M. Columba noch eine zweite Leidenschaft: die Liebe zu den armen Seelen. Zahllos sind die Gebete, die Opfer und Bußwerke, die sie in die Hände der Gottesmutter legte, um die leidenden Seelen zu erlösen. Die Seelen im Reinigungsorte mögen unter der großen Zahl der Heiligen wenige gehabt haben, die mit einem solch leidenschaftlichen Eifer ihnen zu Hilfe kamen wie die Priorin von Altenhohenau. Wie dankbar werden die durch ihre Gebete und Opfer erlösten Seelen ihre Retterin begrüßt haben, als sie am 31. August 1783, von den Mitschwwestern und dem katholischen Volk als Heilige verehrt, am Tore der Ewigkeit anklopfte!

Von der hohen Verehrung, die der Dominikanerin von Altenhohenau von ihren Zeitgenossen entgegengebracht wurde, zeugt, daß schon zu ihren Lebzeiten ein Blatt verbreitet wurde, „Lebenswahre Beschreibung von der ehrwürdigen und noch lebenden Klosterfrau Maria Columba, Dominikanerin in dem Kloster Hohenau bey Wasserburg am Innstrom.“

Verena

1. September

Als Kaiser Maximilian in Ägypten junge Leute zum Kriegsdienst ausheben ließ und diese thebaische Legion die Heimat verließ, entschloß sich auch Verena, ein Mädchen aus besseren Kreisen, der Truppe als eine Art „Rote-Kreuz-Schwester“ ins fremde Land zu folgen. War doch der Regimentsoberst Mauritius (Moritz) ein Verwandter von ihr und trug doch auch ihr Bräutigam Viktor (er wird mit Moritz als Heiliger verehrt) des römischen Kaisers Rock. Während die Legion von Italien aus über die Alpen in die Schweiz zog, blieb Verena bei einer christlichen Familie in Mailand zurück. In Mailand fand Verena reiche Gelegenheit, als „barmherzige Schwester“ Trost und Hilfe zu bringen. Sie besuchte während der harten Christenverfolgungen die Gefangenen, erquickte sie mit Speise und Trank, richtete sie in ihrer Verzagtheit auf und ermutigte sie zu standhaftem Ausharren. Wie ein Engel des Himmels erschien das mutige, glaubensstarke Mädchen den Eingekerkerten. Eines Tages warteten die Gefangenen vergeblich auf Verena und mußten erfahren, Verena habe Mailand verlassen.

Was hatte das Mädchen in die Fremde getrieben? Über die Alpen herunter war eine schlimme Trauerkunde gekommen: die thebaische Legion war von den heidnischen Soldaten des Kaisers wegen ihres christlichen Glaubens niedergemetzelt

worden. Auch Mauritius und Viktor waren unter den Märtyrern. Da litt es Verena nicht mehr in Mailand. Es trieb sie, Genaueres über das Schicksal der Legion zu erfahren und den Boden zu küssen, der das Blut der hl. Märtyrer getrunken hatte. Unbekümmert um die Beschwerden und Gefahren wanderte sie die Alpenpässe hinauf und kam in das Rhonetal, in die Gegend von Martigny, wo die grausame Niedermetzelung der Legion stattgefunden hatte. Wie gern hätte sie sich hier eine Zelle gebaut und das Andenken der ermordeten Landsleute durch ein Leben des Gebetes und der Buße geehrt! Doch das feindselige Verhalten der heidnischen Bewohner dieser Gegend zwang sie zum Weiterwandern. Sie zog nach Bern und kam in das Solothurner Land, wo sie sich in einer Felsenhöhle verbarg. Eine christliche Frau, die zufällig Verena entdeckte, versorgte sie mit Nahrungsmitteln und erhielt von ihr zum Entgelt Handarbeiten, in denen die Heilige eine große Fertigkeit hatte.

Immer häufiger fanden christliche Frauen und Jungfrauen den Weg zu der Waldhöhle. Sie trugen ihre Sorgen und Anliegen zu Verena, brachten ihre Leiden und Gebrechen mit und baten um Trost und Hilfe. Alle kehrten erleichtert und aufgerichtet wieder nach Hause, viele wurden geheilt an Leib und Seele. Denn Gott hatte der heiligen Klausnerin die Wundergabe verliehen. Ihr unablässiger Gebetseifer, ihre rastlose Arbeitsamkeit, ihr gütiges Mitfühlen und Mitleiden spornte die Leute zur Nachahmung an. Das Schöne und Seltsame, was die Christen von der Klausnerin erzählten, lockte nach und nach gar manche Heiden in ihre Höhle. Verena sprach mit ihnen vom großen Schöpfergott, vom Heiland am Kreuz und der lieben Gottesmutter. Da geschah es, daß viele Heiden die Wahrheit und den Segen des Christentums annahmen.

Dies stachelte den Zorn des heidnischen Alemannenfürsten auf. Eines Tages drangen Soldaten in Verenas Einsamkeit und führten die Heilige als Gefangene vor den Fürsten. Die Versuche, sie ihrem Glauben abtrünnig zu machen, prallten wirkungslos an Verenas Festigkeit ab. Geschickt verteidigte sie ihren Glauben, widerlegte die Verleumdungen des Fürsten und reizte so seinen Zorn erst recht. Er ließ die Jungfrau in ein finsternes Kerkerloch werfen und drohte ihr mit Folter und Hinrichtung, wenn sie dem Christentum nicht abschwöre. Ruhig sah Verena dem angedrohten Martyrium entgegen. Im Traum erschien ihr der heilige Mauritius im weißen Kleid und Purpurmantel, umgeben von einer großen Schar verkürter Jünglinge mit Palmzweigen in den Händen; er sprach zu ihr: „Verena, vertraue auf den Herrn, er wird mit dir sein! Halte dich an sein Wort, und du wirst erfahren, daß sein Arm stark ist. Er wird dich retten.“ Wunderbar gestärkt sah Verena in freudiger Fassung dem Martertode entgegen. Doch Gott fügte es anders. Der Fürst wurde plötzlich von einer schweren Krankheit befallen, an der die Ärzte vergeblich ihre Kunst versuchten. Er sah in dieser Krankheit ein Strafgericht des Christengottes und bekehrte sich. Da Verena seine ernstliche Reue sah, erflachte

sie ihm die Gesundheit zurück. Von jetzt an konnte Verena ungehindert ihr Missionswerk ausüben. Viele Mädchen und Frauen kamen täglich zu ihr und ließen sich von ihr in allerlei feinen Handarbeiten unterweisen. Unaufdringlich verband Verena mit der Unterweisung in Handfertigkeiten auch die Unterweisung in den christlichen Wahrheiten. Zur Zeit einer Hungersnot wurde die Einsiedlerin zur Retterin für manche arme Familie. Mit einigen Mädchen, die sich ihr angeschlossen hatten, arbeitete sie Tag und Nacht und kaufte mit dem Erlös der Handarbeiten Nahrung für die Armen.

Der Zudrang zu der Klausur wurde immer stärker. Die hohe Verehrung, die ihr vom Volk entgegengebracht wurde, war Verena lästig und schmerzte ihre Demut. Heimlich stahl sie sich davon, wanderte in den Aargau und kam in die Gegend von Zurzach. Nach der Legende soll die heilige Jungfrau hier längere Zeit als Haushälterin einem Pfarrer gedient haben, weshalb sie als Patronin der Pfarrhaushalterinnen gilt.

Um das Jahr 340 beschloß Verena ihr heiliges Leben. Über ihrem Grabe in Zurzach wurde 988 die berühmte Stiftskirche erbaut. Zahlreiche Kapellen und Kirchen in der Schweiz und in Württemberg verkünden heute noch den Ruhm dieser Ägypterin, die in fremdem Land durch das Beispiel ihres heiligen Lebens und ihr apostolisches Wirken als Missionarin großen Segen stiftete.

Stephan von Ungarn

2. September

Das wilde Reitervolk der Ungarn seßhaft und zu einem christlichen Kulturvolk gemacht zu haben ist das Verdienst Stephans des Heiligen. Ihm gelang es nicht nur, sich von einem der eifersüchtig um die Macht kämpfenden Stammesfürsten zum Alleinherrscher und König aufzuschwingen, er wurde auch zum großen Wegbereiter des Christentums, zum Missionar und Apostel seines Volkes. Seit jeher waren die Ungarn stolz darauf, daß sie nicht durch die Predigt ausländischer Priester, sondern durch den eigenen König zum Christentum bekehrt worden waren.

Wenn auch Stephans Jugendzeit wenig erhellt ist, so steht doch fest, daß seine Mutter Sarolta, die kurz nach seiner Geburt starb, noch heidnisch, und sein Vater, der Fürst Gejza, damals sicher auch noch nicht Christ war. Die Stiefmutter, die der Vater dem Knaben 973 in der polnischen Prinzessin Adelheid gab, war zwar Christin, aber sicherlich waren beide keine vorbildlichen Christen. Die Denkweise

Gejzas beleuchtet grell das Wort, das er zu christlichen Missionaren sprach, als sie ihn tadelten, weil er unterschiedslos an heidnischen und christlichen Gottesdiensten und Feierlichkeiten teilnahm: „Ich bin reich und mächtig genug, den Göttern zu opfern und zugleich dem Christengott zu dienen.“ Auch seine Gemahlin Adelheid scheint sich wenig bemüht zu haben, einen vorbildlichen christlichen Wandel zu führen. Wenigstens berichtet ihr Zeitgenosse Thietmar von Merseburg, daß sie „über die Maßen dem Trunke ergeben“ gewesen sei.

So umgab den heranwachsenden Stephan keineswegs ein reges, christliches Leben. Was er sah, war nichts anderes als eine aus Politik und dem Zwang der Umstände übernommene, rein äußerliche, gedankenlose Anerkennung der christlichen Lehre. Umso tiefer war der Eindruck, den er empfing, als er die ersten echten Christen kennen lernte. In einigen Fremden, die aus ihrer Heimat vertrieben, in Ungarn Zuflucht gesucht hatten, lernte Stephan zum erstenmal Menschen kennen, die von den Lehren des Christentums innerlich erfüllt waren. Mit ganz andern Augen als bisher betrachtete er nun das Christentum. Sah er es jetzt doch verkörpert in Menschen, die es nicht halb und widerwillig angenommen hatten wie es bei seinen nächsten Verwandten der Fall war, sondern deren Leben davon durchdrungen war. Immer mehr erwärmte sich der junge Fürstenson für das Christentum. Den letzten Schritt tat er unter dem überwältigenden Eindruck der mächtvollen Persönlichkeit des hl. Bischofs Adalbert, der damals von Rom her durch Ungarn nach Böhmen zog. Im Auftrag seines Vaters hatte Stephan mit glänzendem Gefolge den einflußreichen Freund des Kaisers an der Landesgrenze zu begrüßen und sicher zu geleiten. Der Eindruck, den der Prinz vom Heiligen empfing, war so ungewöhnlich stark, daß er schon nach ein paar Stunden ernster Zwiesprache Adalbert um die Taufe bat. Noch in dem Lager, das er mit seinem Gefolge an der Grenzmark aufgeschlagen hatte, erhielt er die Taufe.

Kurze Zeit darauf zog Stephan an der Spitze eines glänzenden Gefolges nach Bayern, um in eigener Person um die Hand der Tochter Heinrich des Zänkers anzuhalten. Im Beisein des Veters der Braut, des Kaisers Otto, und ihres Bruders Heinrich, des späteren heiligen Kaisers, wurde die Hochzeit gefeiert. Mit seiner Gattin Gisela führte Stephan viele deutsche Ritter und Mönche in sein Vaterland. Sie sollten ihm Helfer und Mitarbeiter sein beim Aufbau eines neuen christlichen Ungarn.

Daß Stephan mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff und sich nicht wie sein Vater mit dem leeren Titel eines obersten Fürsten begnügte, sondern auch die wirkliche Macht für sich in Anspruch nahm, daß er das Willkürregiment der adeligen Herrn brach, den zahlreichen Christensklaven gegen eine mäßige Geldabfindung die Freiheit wieder zu geben befahl und streng gegen die abergläubischen Gebräuche des Heidentums einschritt, war nicht dazu angetan, den jungen Herrscher bei seinem Volk beliebt zu machen. Es kam zum allgemeinen Aufstand. Unter der

Führung des Häuptlings Hoppány erhoben sich sofort nach Gejzas Tod die Großen des Landes gegen Stephan, um den jungen König in seiner eigenen Residenz, der Granerburg, anzugreifen. Der Aufruhr wurde niedergeschlagen und der schnelle Sieg verhinderte die allgemeine Erhebung des Volkes. Freilich brauchte es noch lange Jahre, bis das freiheitliebende Volk nicht mehr bloß aus Furcht vor Stephans Macht sich ihm nicht zu widersetzen wagte, sondern in Anhänglichkeit und Liebe sich willig seinem Zepter beugte. Nur ganz allmählich lernten die Ungarn die Segnungen des Christentums schätzen.

Langsam ließ der kluge König die Saat reifen, die er mit Hilfe von Missionaren ausstreute. Mit weisem Bedacht verteilte er über das ganze Land hin Klöster, Domstifte und Schulen. Um die feste Einrichtung der ungarischen Kirche, die Errichtung von Bistümern und Klöstern vom Papst bestätigen zu lassen, sandte Stephan den Abt Anastasius nach Rom. Als dieser dem Papst Silvester II. erzählte, was König Stephan bisher in Ungarn zur Ausbreitung des Christentums getan hatte, rief dieser aus: „Wir werden apostolisch genannt („apostolischer Herr“ war ein alter Titel des Papstes), euer Stephan aber ist ein ganzer Apostel!“ Zur Anerkennung der reichen Verdienste, die sich Stephan um die Förderung des Christentums in Ungarn erworben hatte, erteilte der Papst dem König die Erlaubnis, als Zeichen des Apostolates ein Kreuz vor sich her tragen zu lassen, wie es den Erzbischöfen geziemt, und sandte ihm eine Krone, — die berühmte Stephanskronen, die Ungarns Nationalheiligtum wurde.

40 Jahre war es Stephan vergönnt, an der Befestigung seines Werkes zu schaffen. Mit Befriedigung konnte er auf die schöne Ernte seiner Lebensarbeit sehen. Aber unsäglich schwer traf es ihn, daß er aus dem Leben scheiden mußte, ohne die Gewißheit, sein Werk treuen Händen übergeben zu können, die es in seinem Sinn fortführen würden. Sein Sohn, der hl. Emerich, „die Süßigkeit seines Herzens und die Hoffnung des künftigen Geschlechtes“, wie ihn Stephan in der ergreifenden „Ermahnung“ über die Pflichten eines Herrschers nennt, starb wenige Tage, ehe er zum Mitregenten gekrönt werden sollte. Die Vettern, die als Thronerben in Frage kamen, neigten dem Heidentum zu. Von der selbstsüchtigen, rohen Gesinnung dieser „Thronanwärter“, erhielt Stephan noch in seiner letzten Krankheit einen erschütternden Beweis: der kranke König mußte es erleben, daß ein gedungener Mörder mit einem Dolch in sein Schlafgemach drang. Der wunderbare Anblick von Engeln, so erzählt die Legende, die schützend das Lager des Königs umstanden, erschreckte den Mörder so, daß er den Dolch fallen ließ und dem durch das Geklirr erwachten König reuig sein Vorhaben gestand. So mußte Stephan, als er am Feste Mariä Himmelfahrt starb, die Erhaltung seines Werkes den Händen der Vorsehung anvertrauen.

Rosa von Viterbo

3. September
(Gedenktag am 4. September)

Franz von Assisi, der 1226 starb, feierte acht Jahre später in dem 1234 zu Viterbo geborenen Mädchen Rosa gleichsam neue Auferstehung. Kaum ein anderes Heiligenleben ist so von franziskanischem Geist gesättigt wie das Leben dieses Wundermädchens von Viterbo. Die ritterliche Tapferkeit des hl. Franz, seine Herzensfröhlichkeit, sein Glaubenseifer, seine Liebe zur Armut, sein Bußeifer, sein unschuldiger Kindersinn — das alles spiegelte sich aufs herrlichste auch in Rosa. Was Geschichte und Legende von diesem einzigartigen Mädchen zu erzählen wissen, klingt wie ein Bericht aus dem verlorenen Paradies. Nicht ein Menschenkind, sondern einen Engel glaubt man in Rosa durch die Straßen Viterbos schreiten zu sehen.

Schon um die ersten Kinderjahre des Mädchens ranken sich die Himmelsrosen ungewöhnlicher Geschehnisse. Drei Jahre war Rosa alt, da stand sie vor der Totenbahre ihrer verstorbenen Tante. Sie legte ihr Händchen auf die Bahre und rief klagend den Namen der lieben Frau, die so bleich und stumm auf dem Schragen lag. Da geschah das große Wunder: die Tote erhob sich und kehrte ins Leben zurück. Mit Staunen sahen die Viterbesen die ungewöhnliche Begnadigung des Kindes; mit heiliger Scheu verfolgten die Eltern, wie Rosa immer mehr in Gott hineinwuchs und wie ihr Herz ganz und gar von heiliger Liebe zu Gott entzündet wurde. Sie hinderten das Mädchen nicht, als es eine alte Gerümpelkammer unter dem Dach zu einer Art Klause einrichtete. Hier sprach sie in kindlicher Unbefangenheit mit Gott in innigen Gebeten, hier betete und spielte sie laut mit den Heiligen und Engeln, als wären es ihre Spielgefährten. In dieser stillen Dachkammer erhielt das zehnjährige Mädchen von der Gottesmutter den Befehl, das Kleid des Dritten Ordens vom hl. Franz anzulegen und auf dem Marktplatz öffentlich zu predigen. Mit einer selbstverständlichen Natürlichkeit folgte das Mädchen diesem Geheiß. Unerschrocken zog sie durch die Straßen, sang in alles vergessender Gottesdrunkenheit die Worte: „Gott und Maria, Gott und Maria“ vor sich hin und redete so eindringlich und packend zu den Leuten, die sich auf den freien Plätzen um sie scharten, daß Männer und Frauen andächtig die Hände falteten und an das Schriftwort dachten: „Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast du dir Lob bereitet.“

Es war eine stürmische Zeit, in der Rosa lebte. Der unselige Zwist zwischen Papst und Kaiser, ließ die italienischen Städte nicht zur Ruhe kommen. Viterbo, die Stadt, in der die Päpste zeitweise ihre Residenz aufschlugen, litt mehr als andere Städte unter diesem Streit. Je nach dem wechselnden Kriegsglück waren die Viterbesen heute papsttreu, morgen kaisertreu; heute katholisch, morgen aufständisch. In den Tagen, da das Mädchen Rosa predigend durch Viterbo wanderte, stand die

Stadt wieder einmal auf der Seite des Kaisers Friedrich und hatte dem Papst Fehde angesagt und dem katholischen Glauben die Treue gekündigt. Was den Bemühungen des Papstes und seiner Unterhändler nicht gelang, was die Priester durch ihre Predigten von der Domkanzel nicht erreichten, das wirkte Gott durch das schwache Mädchen. Der Trotz brach unter den schlichten Worten des unschuldigen Kindes. Die Stadt sagte sich feierlich los vom Kaiser und von aller Irrlehre und stellte sich wieder auf die Seite des Papstes und der Kirche.

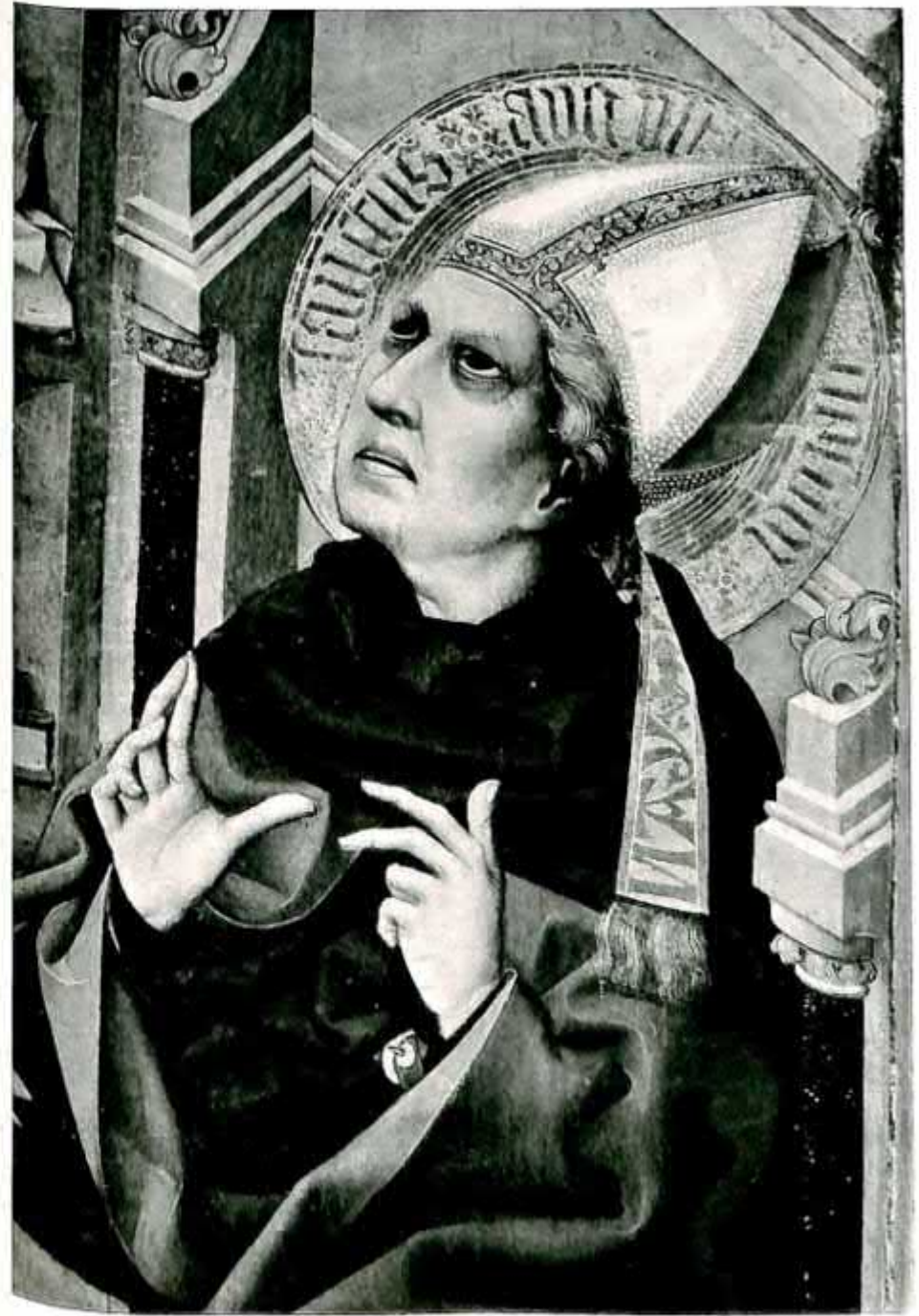
Die Freunde des Kaisers sahen mit verhaltener Wut diese unerwartete Wendung. Ihr ganzer Zorn richtete sich gegen Rosa. Sie ruhten nicht, bis die unliebe Predigerin mitsamt ihrer Familie aus der Stadt verbannt war. In den Bergen von Soriano fand die Heilige Unterschlupf. Unerschrocken übte sie auch hier ihr Apostolat aus. Sie rüttelte in den Bergdörfern und Landstädtchen durch ihre eindringlichen Predigten die Gewissen auf und weckte die vielfach erstorbene Anhänglichkeit und Liebe zu Kirche und Glauben. Sie las den Menschen, denen sie begegnete, Sünden und Laster vom Gesicht ab und ruhte nicht mit liebevollem Zureden und Mahnen, bis der Sünder Besserung gelobt hatte. Wie leid tat es den Bergleuten, als Rosa nach Kaiser Friedrichs Tod im Winter 1250 wieder nach Viterbo zurückkehrte! Das Verlangen nach einem Leben härterer Bußstrenge bewog Rosa, im Klösterchen der Klarissen um Aufnahme zu bitten. Sie brachte nichts mit als ihr liebeglühendes Herz und ihren starken Opferwillen. Das schien selbst den Frauen der hl. Klara zu wenig zu sein. Sie verweigerten ihr die Aufnahme. Ohne Groll wandte sich Rosa von der Pforte und meinte: „Ihr wollt mich nicht lebend bei euch haben; dafür aber werdet ihr einst euch alle Mühe geben, mich tot zu bekommen.“ Wurde ihr die erbetene Klosterzelle verweigert — besaß sie nicht immer noch ihre Zelle unter dem Dach des Elternhauses? Zwei Jahre noch sah die Kammer das Beten und Büßen der heiligen Jungfrau, zwei Jahre noch sahen die Einwohner von Viterbo Rosa im Drittordenskleid des hl. Franziskus mahnend und predigend durch die Gassen gehen. Dann zehrte die unstillbare Liebesehnsucht nach Vereinigung mit Gott sie auf. Sie löschte aus wie eine niedergebrannte Kerze (1254). Zweieinhalb Jahre nach dem Tode wurde der unverweste Leichnam auf Veranlassung des Papstes Alexander IV. erhoben und im Kloster der Klarissen unter großer Feierlichkeit beigesetzt.

Daß Germanentum und Christentum in verhältnismäßig kurzer Zeit zu harmonischer Vereinigung kamen, ist nach den Missionaren vor allem das Verdienst deutscher Frauen. Edle Frauen waren es, die zur Formung und Verbreitung der neuen Kultur aus christlichem Geist überaus viel beitrugen. Unter diesen Frauen, die ihr Apostolat freilich weniger öffentlich durch Lehre und Predigt als vielmehr in stiller Zurückgezogenheit durch Liebe und Güte ausübten, gehört ganz besonders die hl. Ida von Herzfeld.

Kaiser Karl war Beherrscher des Frankenlandes, als um 775 seine Base Theodrada, die Gattin des Grafen Theodorich, Mutter eines Mädchens wurde, das in der Taufe den Namen Ida erhielt. Umhegt von der Liebe einer frommen Mutter und dem Beispiel eines tapferen Vaters wuchs Ida heran. Die einzig geliebte Tochter, schön von Antlitz, hochadelig von Gestalt, holdsinnig in Lieblichkeit, so nennt sie der Chronist. Manch junger Frankengraf warb vergeblich um die Gunst der anmutigen, in klösterlicher Erziehung sorgsam gebildeten Mädchens. Ida fühlte sich im Hause ihrer Eltern so geborgen und sie freute sich noch so sorglos ihres ungetrübten Mädchenfrühlings, daß sie für die Bemühungen der Werber kein Verständnis hatte, bis schließlich am Krankenlager eines wunden Mannes verstoßen die bräutliche Liebe sich in ihr Herz stahl. Der junge Sachsengraf Egbert war in einem Gefecht schwer verwundet und Idas Eltern zur Pflege übergeben worden. Grauenhaft entstellt lag der Kranke in fieberwirren Träumen auf dem Lager. Keine behutsamere Pflegerin konnte der sieche Sachsenrecke finden als das liebe Frankenskind. Ein schweres Jahr hindurch war Ida dem geschlagenen Manne, in dem sie Christi Bruder sah, aufopfernde Krankenschwester. Wie ein Wunder erschien dem genesenden Egbert dieser mühevollen Liebesdienst des edlen Mädchens. Welch ein Glück müßte es sein, sein ganzes Leben von solch lindenden Händen und solch warmem Herzen sich umhegt zu wissen! Wieder hergestellt, bat er den Kaiser, bei dem er in hoher Gunst stand, bei den Eltern für ihn um Idas Hand anzuhalten. Freudig kam der Kaiser dieser Bitte nach und stellte ihn durch reiche Schenkungen den Eltern der Braut ebenbürtig zur Seite.

Bald schlug die Abschiedsstunde für die Braut, die Stunde der Trennung von den lieben Eltern, der Trennung von der schönen Heimat. Bangen Herzens folgte sie ihrem Ehegemahl ins fremde Westfalenland, wo noch heidnisches Dunkel über den finsternen Wäldern lag. Wohl hatte St. Ludger bereits die Frohbotschaft vom Heiland verkündet und über alten Göttereichen das Zeichen der Erlösung aufgerichtet. Aber heidnischer Trotz hatte bald wieder das Kreuz niedergerissen.

Eine fremde Welt umging die junge Frau. Doch als Heldin brachte sie das Schwere der ersten Zeit der Liebe zum Ehegemahl zum Opfer, und als Heilige



Der Kirchenvater Augustinus



Maria, die Königin aller Heiligen
[van Eyck]

wuchs die schwache Frau empor zu staunenswerter Seelengröße im Gedanken: „Gottes Wille schickte mich, das Christenkind, in dieses Land, daß ich als Missionarin Licht und Wahrheit bringe.“

Schon ihre erste Tat beim Einzug in die Heimat war ein Ausfluß ihrer frommen Gesinnung. Bei Hirutfeld (Herzfeld) erbaute sie, durch ein Traumgesicht veranlaßt, ein Gotteshaus nach dem Vorbild der schönen Kirchen ihrer fränkischen Heimat. Bald wurde diese Marienkirche von Herzfeld der religiöse Mittelpunkt für die Sachsenleute im Tal der grünen Lippe. Wieviele Herzen fanden hier nach hartem Streite zwischen Wotan und dem Christ den Frieden!

Treueste Liebe verband Ida und Egbert. Die zarte Liebe der Braut war zur opferstarken, hingebenden Liebe der Gattin geworden und sollte bald vertieft werden zu glückfroher Mutterliebe. Fünf brave Kinder wuchsen heran im Edelsitz zu Hofstadt bei Soest, dem Lieblingsaufenthalt des herzoglichen Paares. Mit welchem Eifer suchte die glückliche Mutter die Herzen ihrer Kleinen allem Guten und Edlen zu erschließen! Längst war die Frankenfrau den Sachsen keine Fremde mehr. Froh hoben sich die Augen der Bedrückten und Armen, der Waisen und der Witwen, wenn Frau Ida nahte und Gaben der Barmherzigkeit und Worte warmer Liebe spendete. So manches Herz, das sich dem Christengott verschlossen hatte, tat sich, durch Idas Güte überwunden, dem Gott der Liebe willig auf.

Zwei Jahrzehnte hatten Egbert und Ida Freud und Leid geteilt. Da kam das große Leid über Ida: Egbert starb. Sie ließ den Leichnam nach Herzfeld bringen und über dem Grab des geliebten Mannes an der Kirche eine Zelle bauen. Hier lebte sie nun, losgelöst von aller Welt, nur Gott und ihrer Seele. „Es ist unmöglich“, sagt der Schilderer ihres Lebens, „entsprechend darzustellen, wie sehr sie des Gebetes und der Nachtwachen beflissen war. Ihr ganzes Leben brachte sie unter unglaublich großen, nur wenigen Menschen möglichen Abtötungen zu. Ebenso schwer wäre es, im einzelnen anzugeben, in welcher Weise sie bis zu ihrem Lebensende ihren zarten Körper durch Fasten und Kasteiungen abtötete. Jede ungeordnete Neigung hat sie, wie der Apostel sagt, in ihren Gliedern ertötet“. Zwölf harte Jahre in Gebet und Buße, in häufigen Krankheiten und Schmerzen, in Wohltun und Gütespenden verlebte Ida hier in Herzfeld und wartete in Geduld des letzten Stündleins. Um dieses letzten Stündleins stets gewärtig zu sein, ließ sie in ihrer armen Zelle ein steinernes Memento mori aufstellen: den Sarg, der einst ihren Leib aufnehmen sollte. Nachts aber wurde ihr der Sarg zum harten Lager. Damit der Sarg ihr einst zur Wiege für den Himmel würde, füllte sie ihn zweimal täglich bis zum Rande mit Brot und Korn, mit Wolle und Linnen und Almosen aller Art.

Es mag der 4. September 825 gewesen sein, an dem St. Idas Himmelssehnsucht sich erfüllte. Am 26. November 980 bestätigte die Kirche, was längst schon frommer Glaube des christlichen Volkes war: Ida von Herzfeld, die gottselige Frau und Witwe, wurde feierlich als Heilige des Himmels anerkannt.

Als kleiner Junge schon stand Lorenzo mit seinen vier Geschwistern am Sterbebett des Vaters und mußte sehen, wie der kerzengeschmückte Sarg des erlauchten Herrn Giustiniani auf schwarzumkleideter Barke durch die engen Wasserstraßen Venedigs zur Toteninsel San Michele geführt wurde. Das Leid seiner Mutter, die schon mit 25 Jahren Witwe geworden war, machte auf den empfindsamen Knaben einen unauslöschlichen Eindruck. Enger als seine Geschwister schloß er sich an die Schmerzgebeugte an, die trotz ihrer Jugend und trotz der zahlreichen vornehmen Herrn, die sich um die Hand der adeligen Frau Quirina bemühten, auf eine neue Ehe verzichtete und mit ungeteilter Liebe sich ihren Kindern widmete. Ein früher Ernst war in die Seele Lorenzos gefallen und hatte eine tiefe Frömmigkeit zum Aufblühen gebracht. Statt die Gesellschaft froher Kameraden aufzusuchen, freute er sich, die Mutter auf ihren Caritaswegen in die Kammern der Armen und Kranken begleiten oder mit ihr in die fromme Dämmerung eines Gotteshauses gehen zu dürfen.

Strahlend lag das Leben vor Lorenzo und lockte. Der hohe Adel seiner Geburt, der Reichtum seines Hauses, das Ansehen in der ganzen Stadt — welchen jungen Mann hätte dies nicht bestochen? Lorenzo erzählt: „Gleich andern Jünglingen suchte ich Frieden in äußerlichen Dingen und fand ihn nicht. Da erschien mir eine himmlisch schöne Gestalt und redete mich an: Was willst du dein Herz abmühen und seine Sehnsucht an der Welt zu befriedigen suchen? Den Frieden findest du nur bei mir: ich bin die Weisheit Gottes und bin Mensch geworden, um die Menschen zu erlösen.“ Um diese Weisheit zu finden, ging Lorenzo in das Kloster der regulierten Chorherrn auf der Insel Alga und bat um Aufnahme. Im Vertrauen auf die Hilfe Gottes griff er nach einem Leben der Buße und des Opfers. Aus dem Kreuz floß dem jungen Mönch die Kraft, ein Leben der Buße zu führen, das weit über die Forderungen der Mönchsregel hinausging. Der Sühnegedanke hatte seine großmütige Seele mit Macht erfaßt. In harter Abtötung wollte er Gottes Heiligkeit Sühne leisten für das üppige, leichtsinnige Leben seiner Heimatstadt. Er hungerte und dürstete, verdemütigte sich durch freiwilliges Almosensammeln in den Palästen Venedigs und kümmerte sich nicht um die Neugier und den Spott, die ihn auf seinen Bettelgängen begleiteten.

Nicht lange nach der Weihe zum Priester wählten ihn die Brüder zu ihrem Prior. Mit größter Umsicht erfüllte Laurentius seine Amtspflichten und war den Brüdern ein kluger Seelenführer und ein liebevoller Vater. Die ganze Kongregation wußte die erleuchtete Weisheit, die herzliche Liebe und echte Frömmigkeit des Priors so zu schätzen, daß er zum General erwählt und ihm die Leitung des ganzen Ordens übertragen wurde. Lorenzo war ins Kloster gegangen, um der Welt und ihren Ehren

zu entfliehen. Während er glaubte, von niemand beobachtet, still seinen Gebets- und Bußübungen leben zu können, war der Ruf von seiner heiligmäßigen Tugend schon bis nach Rom gedrungen, und als der Papst sich um einen Bischof für Castello umsah, wußte er keinen besseren als P. Laurentius. Laurentius mußte schweren Herzens die liebe Zelle mit dem Bischofspalast in Castello und nicht lange Zeit später mit dem Bischofspalast von Venedig vertauschen. Er blieb auch im bischöflichen Ornat der demütige, schlichte Mönch. Das zeigte sich schon gleich, als er das Bischofsamt in seiner Heimatstadt annahm. Da verstand er es, sich dem üblichen prunkenden Staatsempfang zu entziehen und in fast scheuer Demut das Amt einzunehmen, das die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Als man dem Bischof einmal andeutete, seine übergroße Bescheidenheit und klösterliche Armut vereinbare sich schlecht mit der Würde seines hohen Amtes und der Hoheit der Republik Venedig, gab er die schöne Antwort: „Eines Bischofs Schmuck ist nur die Tugend, und meine Familie — die Armen, für die ich zu sorgen habe — ist so groß, daß das, was übrig bleibt, mir keinen größeren Aufwand erlaubt.“ Seine Wohltätigkeit war ja in der Tat grenzenlos. Durch ein Netz von Fürsorgestellen, das er über die ganze Stadt ausspannte, wußte er auch die verschämten Armen aufzuspüren und ihnen zu helfen.

Die vornehmen Herren, die zuerst verächtlich die Nase gerümpft hatten, als ein weltfremder Mönch den Bischofsstuhl des venezianischen Staates bestieg, gerieten bald in großes Staunen. Es grenzte ans Wunderbare, mit welcher Weisheit und Tatkraft der Mönch zu regieren verstand. Man gewöhnte sich daran, bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Meinung des Bischofs einzuholen. Das Vertrauen in die Klugheit und Gerechtigkeit des Bischofs war so groß, daß das Volk und die Kaufleute in der Regel ihre Streitsachen nicht vor dem bestellten Richter austrugen, sondern zum Bischof kamen und ihn um Entscheidung baten, der sie sich willig fügten.

Unter einem solchen Oberhirten mußte in Venedig ein neues religiöses Leben erblühen. Die religiöse Gleichgültigkeit wich einem ungestüm aufbrechenden Eifer, die Priester besannen sich wieder mehr als früher auf ihre Seelsorgspflichten, neue Gotteshäuser konnten durch den Opfersinn des Volkes erbaut werden, Klöster wurden gegründet. So nimmt es nicht Wunder, das selbst die Päpste Bischof Laurentius, der zu den bedeutendsten Männern seines Zeitalters gehörte, größte Hochschätzung erwiesen. Eugen IV. nannte ihn die „Zierde der Bischöfe“, und Nikolaus V. zeichnete ihn mit der Würde eines Patriarchen aus.

Die Sehnsucht nach dem Himmel wurde in dem greisen Bischof immer stärker. Die Gebrechen des Alters lähmten seine Schaffenskraft. „Wie gerne möchte ich abscheiden“, sprach er da, „aber guter Jesus, du sollst dich nicht nach meinem Willen richten, sondern ich mich allzeit nach dem deinen.“ Seine Sehnsucht wurde erfüllt am 8. Januar 1455.

Als einst Tosso, ein Bote des Augsburger Bischofs, an die St. Gallener Klosterpforte pochte und im Auftrag des Bischofs um neue Arbeiter im Weinberg und Ackerland Gottes, um mutige, begeisterte Glaubensboten bat, da zauderte Abt Othmar keinen Augenblick. Er gab dem Augsburger Bischof einen seiner besten Mönche, den reckenhaften, heldenkühnen Maginold (oder Magnoald; vom Volk später wegen der großen Wundertaten umgewandelt in Magnus oder Mang, d. h. der Große). Vom Bruder Theodor begleitet und von Tosso geführt, wanderte nun Mang in stürmischem Eifer dem Bodensee zu, gegen Bregenz, um das Allgäuer Land zu erreichen. Eine alte Legende erzählt, die frommen Männer hätten eine Wunderfackel mit sich getragen, die bei anbrechender Dunkelheit sich von selbst entzündete und weder in Regenschauer noch bei Sturmwind erlosch. In Wahrheit führten die Glaubensboten ja auch ein solch wunderbares Licht mit sich: das Himmelslicht des Evangeliums Christi, das alle Dunkelheit in den Häusern und Herzen verscheucht und mit immer gleicher Kraft leuchtet in stillen Nächten und in tobenden Gewittern. Illeraufwärts gelangten die Missionare unter mühsamer Wanderung über Bergeshöhen und durch stundenweite Wälder zur zerstörten Römerstadt Campodunum, dem jetzigen Kempten. Von der Anmut der heutigen Stadt und Landschaft war damals nichts zu sehen. In den Wäldern hausten Raubtiere, von den Bewohnern des Landes drohte den Glaubensboten höchste Gefahr. Mangs Begleiter wollten eilen, aus dieser schlimmen Gegend hinauszukommen. Doch der Heilige blieb und verkündete den Siedlern der Einöde die frohe Lehre des Evangeliums. Seine Worte fanden umso williger Aufnahme, je tatkräftiger der Heilige den Leuten auch in ihrer wirtschaftlichen Notlage zu Hilfe kam und ihnen beim Bau von Hütten und Häusern half. Bald stand auch ein kleines Kirchlein da, das seinen ungewohnten Glockenruf über die finsternen Wälder hinschickte.

Doch es drängte den Heiligen weiter. So ließ er Bruder Theodor mit Begleitern, die sich ihnen in Bregenz angeschlossen hatten, bei der kleinen Gemeinde zurück und wanderte mit Tosso dem Lech entgegen, wo er in Epfach mit dem Augsburger Bischof zusammentraf. Mit Freude gab der Oberhirte dem heiligen Mönch die bischöfliche Sendung zur Missionierung und wies ihm als Arbeitsfeld das Land am oberen Lech zu. Die alten Sagen wissen von vielen wunderbaren Heldentaten zu erzählen, die St. Mang auf seiner Wanderfahrt durchs schwäbische Voralpenland beging. So habe er unerschrockenen Mutes in Roßhaupten mit einer brennenden Pechfackel einen Lindwurm getötet, welcher der Schrecken der ganzen Gegend war. Das Volk wollte mit dieser Drachentötung wohl der Tatsache dichterischen Ausdruck geben, daß der Heilige mit der brennenden Fackel des Evangeliums der Herrschaft des Heidentums ein Ende machte.

Endlich erschloß sich vor den Wanderern eine breite, fruchtbare Ebene. Hier, wo heute das Dorf Waltenhofen liegt, hängte Mang sein Missionskreuz an einen Baumstamm und begann mit Gottvertrauen und Glaubensmut sein apostolisches Werk. Ähnlich wie in Kempten konnte er bald eine Gemeinde von Christusgläubigen um sich scharen. Mit vereinten Kräften wurde ein Kirchlein gebaut, das durch den Augsburger Bischof die Weihe erhielt. Tosso übernahm die seelsorgliche Leitung der Gemeinde, Magnus wanderte weiter, dem Fuß der Alpen entgegen, bis er in die Gegend des heutigen Füssen kam. Nach Beseitigung lästigen Räubergesindels, das die Bergtäler unsicher machte, errichtete Mang einige Zellen mit einem Gotteshause und legte so den Grund zu der nachmaligen Abtei und Stadt Füssen. Unterstützt von treuen Mitarbeitern warf sich der Heilige mit Feuereifer auf seine Missionsarbeit. Seiner rastlosen Tätigkeit war ein solch schöner, großer Erfolg beschieden, daß St. Mang mit Recht als Apostel des Allgäus gilt und vom dankbaren Allgäuervolk wie kaum ein anderer Heiliger verehrt wird. Verdankt es diesem nimmermüden Mönch aus Alemannien doch nicht bloß die Lehre Jesu Christi, sondern auch große kulturelle Förderung. Unter St. Mangs Leitung wurden die Sümpfe trocken gelegt und stehende Wasser abgeleitet, wurden Wege gebaut und Wälder gelichtet. Er führte das Volk in die Kunst des Ackerbaus ein und lehrte es auf dem Säuling, wo er eine Erzader entdeckt hatte, Eisen gewinnen und verarbeiten. In meisterhafter Weise verstand es St. Mang, beides klug zu vereinen: die Sorge für das leibliche und geistige, für das zeitliche und ewige Wohl seiner Gemeinde. Unermüdetlich war St. Mang für Gottes Ehre und das Wohl des Volkes tätig, bis er als Greis müde in die Ewigkeit hinüberschlummerte, um dort den Lohn zu erhalten für die vielen Garben, die er als Schnitter auf Gottes Ackerland geerntet hatte.

Korbinian

7. September

Man erzählt sich, ein Bär habe dem Bischof Korbinian, als er auf dem Wege nach Rom war, nachts am Brennerpaß sein Pferd zerrissen; der Heilige habe aber dann den Bär genötigt, ihm sein Gepäck bis nach Rom zu tragen. Wie machtvoll muß dieser gewaltige Bischof dem Volk erschienen sein, daß es dem tiefen Eindruck seines Wesens in solchen Wundergeschichten Ausdruck verlieh! Korbinian war in der Tat eine solche Herrschernatur, der man es ohne weiteres zutraute, daß er nicht

bloß Menschen, sondern auch wilde Bestien mit seinem Worte zähmte. Ein aufblühender Jähzorn und eine unbeherrschte Leidenschaft kamen bei ihm als Erbe seines germanischen Vaters öfter zum Durchbruch. Als auf einer Romreise sein Koch im Meer einen großen Fisch gefangen hatte, den ihm Fischer wieder abnehmen wollten, ließ Korbinian diese Fischer zur Strafe dafür, daß sie es gewagt hatten, Rompilger zu berauben, an einen Pfahl binden und züchtigen. Dann freilich, als sein rascher Zorn wieder ebenso rasch verraucht war, „ließ er“, wie der Biograph erzählt, „sie von den Fesseln lösen und jedem von ihnen zwei Schillinge geben, damit sie für den verlorenen Arbeitstag entschädigt würden, wengleich sie es nicht verdient hätten.“ Als er mit dem bayerischen Herzog Grimoald eines Tages zu Tische saß, warf der Herzog unachtsam von dem Brot, das Korbinian eben gesegnet hatte, ein Stück seinem Lieblingshunde zu. „Als dies der Gottesmann sah, stieß er mit dem rechten Fuß an das Tischbein und warf den Tisch um, so daß die silbernen Schüsseln nach allen Seiten auf den Boden verstreut wurden, und sprang vom Stuhl auf, indem er zum Herzog sagte, er sei des über die Speise gesprochenen Segens unwürdig, wenn er sie seinem Hunde hinwerfe. Darauf verließ er das Haus und sagte, er wolle sich künftig vom Hof gänzlich fernhalten und nicht wieder mit dem Herzog speisen.“ Ein andermal begegnete Korbinian einer alten Frau, die als Hexe bekannt war. Auf die Frage, woher sie komme, erzählte sie höhnisch, daß sie in die Burg gerufen worden sei, um die kranken Kinder des Herzogs zu heilen, und sie wies auf die reichen Geschenke, die sie in der Burg erhalten hatte. Da ergrimte Korbinian über solchen Aberglauben derart, daß er vom Pferd sprang und auf die Frau losschlug.

Gewiß mögen diese Äußerungen aufflammenden Zorns uns bei einem Gottesmann mit Recht befremden. Das derbe Wesen Korbinians, seine strenge Zucht und seine Herrschsucht stehen zu unsern Sitten und Anschauungen in einem grellen Gegensatz. Aber war es nicht sein Gotteseifer, der aus seinem heftigen, ungestümen Wesen loderte? War es nicht gerade Korbinians Manneskraft und Mut, was die kriegerischen Bayern an ihm bewunderten und ehrten? Diese alles niederwerfende Kraft war es, was den Leuten an Korbinian gefiel und seiner Missionsarbeit die Herzen öffnete. Gott aber wußte, wie sehr Korbinian von Jugend auf gegen die angeborene Leidenschaftlichkeit kämpfte und welch innige, kindliche Frömmigkeit im Herzen dieses unbändigen Mannes glühte. Diese Frömmigkeit war das Geschenk, das ihm seine Mutter Korbiniana in die Wiege gelegt hatte. Die Mutter war es auch, unter deren Einfluß die Kindheit des um 680 in Chartres geborenen Jungen stand und deren Namen er sich nach dem frühen Tod des Vaters beilegte. Als der übliche Bildungsweg rasch durchlaufen war, galt es, die Berufswahl zu treffen: Soldat oder Priester? Er vermochte sich zu keinem von beiden zu entschließen, sondern folgte seinem Hang zur Einsamkeit. Hinter Laubgehölz und Tannenwipfeln, unweit der Heeresstraße, die von Paris nach Orleans führte, stand

ein Holzkirchlein. Daneben baute sich der 22jährige Korbinian eine Klausur und führte dort lange Jahre ein Leben des Gebetes und der Buße. Zahlreiche Besucher fanden den Weg zur Klausur; sogar der Hausmeier des Königs, Pipin von Heristal, sandte Korbinian einen kostbaren Mantel und empfahl sich seinem Gebet.

Doch dieses geräuschvolle Leben war nicht nach Korbinians Sinn. Er wanderte Rom zu, um dort bei irgendeiner Kirche sein Leben geruhsam fortzusetzen. Aber die Vorsehung durchkreuzte den Plan. Der Papst hatte von den ungewöhnlichen Fähigkeiten des wortgewaltigen Mannes gehört und weihte den sich Sträubenden zum Missionsbischof. Mit Feuereifer ging Korbinian ans Werk. Aber bald zeigte sich die leicht vor Schwierigkeiten zurückschreckende Müdigkeit, mit der Korbinian immer zu kämpfen hatte. Er warf die Flinte ins Korn, ließ seine Missionstätigkeit sein und vergrub sich wieder in ein geruhsames Einsiedlerleben. Sieben Jahre vergingen so, Jahre reichen innerlichen Gewinns, aber Jahre der Flucht vor der übertragenen Aufgabe. Unzufrieden mit sich selbst und unruhig wegen des so schlecht befolgten Missionsauftrages machte sich Korbinian zum zweitenmal auf die Fahrt nach Rom. Er wollte den Papst bitten, ihn von dem Missionsbefehl zu lösen. Die Reise führte ihn nach Bayern, wo Herzog Theodo und sein Sohn Grimoald vergeblich ihn zum Bleiben zu bewegen suchten. Wie not hätte dem Bayernvolk, das zum Teil arianisch war, ein tüchtiger Missionar getan! Aber Korbinian entzog sich der Aufgabe. Da griff Grimoald zu einem Gewaltstreich, der für die rauhen Sitten der damaligen Zeit bezeichnend ist: als Korbinian auf der Heimreise von Rom, enttäuscht, daß der Papst den Missionsauftrag aufrecht gehalten hatte, bis Mais in Südtirol gelangt war, ließ der Herzog den fremden Wundermann kurzerhand von seinen Reisigen auf der Landstraße aufheben und mit sanfter Gewalt nach Freising bringen.

Ob Grimoald sich soviel Mühe gemacht hätte, den Missionar zu gewinnen, wenn er seine unnachgiebige Entschlossenheit gekannt hätte? Die erste Amtshandlung, die der neue Bischof traf, bestand darin, daß er vom Herzog die Auflösung der unerlaubten Ehe mit seiner blutsverwandten Gattin Piltrudis verlangte. Nach ein paar Wochen wilden Trotzes fügte sich der Herzog der unbeugsamen Forderung des Bischofs und zeigte seine Ergebung gegen Korbinian dadurch, daß er dem Bischof zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit das Hofgut Kains bei Meran kaufte. Um nicht in ungeziemliche Abhängigkeit vom Herzog zu geraten, siedelte sich Korbinian auf einem Berg im Westen von Freising an, wo er neben einem alten Kastell ein Kirchlein zu Ehren des hl. Stefan gründete und so die Grundlage zu der späteren Abtei Weihenstephan schuf. Von hier aus entfaltete der Bischof sein segensreiches Wirken gegen das verkappte Heidentum, gegen Aberglaube und Zauberspuk, gegen Unwissenheit und Laster.

Doch allzu früh fand Korbinians Missionstätigkeit ein jähes Ende. Piltrud konnte dem Heiligen sein Einschreiten gegen ihre Ehe nicht vergessen. In ihrem Groll schürte und hetzte sie, bis es ihr gelang, zwischen Herzog und Bischof eine Ent-

fremdung zu schaffen; ja, sie schickte sogar heimlich Mordgesellen zum Bischof, um ihn zu meucheln. Rechtzeitig gewarnt, floh Korbinian nach seinem lieben Mais. Keine Bitte des reuevollen Grimoalds konnten ihn zur Rückkehr bewegen. „Das böse Weib“, entbot er dem Herzog, „wird in die Grube fahren, die sie mir bereitete, und auch du wirst bald enden.“ Wirklich fiel Grimoald vier Jahre später in einem Kampf mit Karl Martell durch Meuchelmord. Piltrud aber starb arm und verlassen in Italien.

Der neue Herzog Hugibert holte den Bischof mit allen Ehren nach Freising zurück. Mit Freude begrüßte das Volk den Bischof, den die Erschütterungen der letzten Jahre maßvoller gemacht und zum Heiligen gereift hatten. Nicht mehr lange war es ihm vergönnt, seines Amtes zu walten. Einem schweren Herzleiden unterlag seine Kraft. Groß wie sein Leben wurde auch sein Sterben. Eine erhabene Majestät liegt über seinem Sterbetag, dem 8. September 730. In der alten Biographie heißt es: „Als nun der Tag der Auflösung gekommen war, ließ er für sich ein Bad richten und wusch sich nach seiner Gewohnheit den Körper und ließ sich die Haare scheren. Mit den heiligen Gewändern angetan, brachte er in gewohnter Weise Gott das Meßopfer dar und nahm mit eigenen Händen die Wegzehrung. Als die Messe vorüber war, ging er ins Haus und ließ sich nach diesem Genuß des Leibes Christi Wein bringen und trank ein wenig aus dem Becher, bezeichnete, ohne ein Schmerzgefühl zu zeigen, sein Haupt mit dem heiligen Kreuzzeichen und gab den Geist auf.“ Das ist das große, sichere In-den-Tod-gehen, wie nur der christliche Glaube es möglich macht.

Der Leib des Heiligen wurde nach seinem Wunsch in Mais bestattet, 40 Jahre später aber nach Freising übertragen und im Dom feierlich beigesetzt.

Friedrich Ozanam

8. September

Vinzenz von Paul hatte ein mächtiges Feuer barmherziger Liebe in der Welt entzündet. Wenn auch dieses Feuer nach dem Tod des Heiligen in den Herzen derer, die seinen Namen und sein Kleid trugen, hell weiterbrannte, so erkaltete es doch außerhalb der Reihen der eigentlichen Vinzenzöhne und -Töchter immer mehr. Der Laien, die einst mit dem Heiligen in die Kammern der Armen und in die Winkel der Not gedrungen waren, wurden es weniger und weniger. Die helfende Liebe wurde immer mehr bürokratisiert und das Wohltun aus persönlicher Verantwortung

erstarb. Da mußte Friedrich Ozanam kommen, um ein neues Reich der Liebe in den Armenvierteln der Großstädte zu errichten.

Den hellen Blick für fremde Not hatte Friedrich (geboren am 23. April 1813) von seinen Eltern geerbt. Sein Vater, der zuerst Hauptmann in Napoleons Heer war, dann Kaufmann wurde und schließlich als Arzt sich in Lyon niederließ, hatte ein besonderes Geschick, jede noch so verborgene Not auszuspähen. Wo er ein Leid gefunden hatte, da trieb ihn sein weiches Herz, nach Kräften zu helfen. Doktor Ozanam kam bald aus den Armenvierteln nicht mehr heraus. Oft genug brachte er als barmherzige Schwester und aufopfernde Krankenpflegerin seine Frau mit, die viele Nächte an Betten armer Kranker zubrachte. Der kleine Friedrich mag die Eltern gar manchmal auf ihren Liebesgängen begleitet haben. Unvergänglich haften diese Eindrücke in seiner Seele. Mit einem fast ungesunden Eifer saß der Gymnasiast über den Büchern, vergrub sich in die Wissenschaften, schwärmte für Kunst und Dichtung. Mit 15 Jahren schon hatte er sein erstes Gedichtbändchen fertig und schrieb in Zeitschriften über literaturwissenschaftliche Fragen. Aber er gehörte nicht zu denen, die noch in den Knabenschuhen steckend schon reife Männer zu spielen suchen. Er verstand es, seine Zeit abzuwarten. „Mit zuwartender Geduld halte ich mich still für mich, studiere viel, damit ich einmal unter die Menschen treten und ihnen etwas sein kann.“

Friedrich suchte sich fremde Sprachen anzueignen, übte sich im Zeichnen, schwärmte für die Schönheit und die Harmonie des katholischen Glaubens, und kleidete seine Gefühle und Stimmungen in Verse. Mit 18 Jahren veröffentlichte er seine erste Broschüre: eine Kampfschrift gegen die Irrlehre des Saint-Simonismus. Der Erfolg dieser Schrift bewog den Vater, Friedrich die Erlaubnis zum Besuche der Pariser Universität zu geben. Er sollte Rechtswissenschaft studieren. Wie ein Rausch erfaßte den Studenten der Wissensdurst. Zu gleicher Zeit begann er mit dem Studium der Sprachen, Geschichte, Geologie, Astronomie, Theologie und Rechtswissenschaft. In seiner glühenden Glaubensbegeisterung sah er mit wehem Schmerz, wie von den Kathedern der Universität religiöse Gleichgültigkeit, ja oft genug Religionsfeindschaft verkündet wurde. Wiederholt trat er in heller Entrüstung den Professoren entgegen und zwang sie zum öffentlichen Widerruf. Einer der Professoren, der frommgläubige Ampère, sah mit Freude Ozanams Glaubensbegeisterung und ungewöhnliche Begabung und machte ihn mit führenden Pariser Katholiken bekannt, so mit Lacordaire und Chateaubriand.

Die Eindrücke der Caritasarbeit seiner Eltern waren bisher von der Begeisterung für die Wissenschaft verdeckt gewesen. Nun brachen sie auf einmal mit ungestümer Macht auf. Auf einmal standen die Nöte des Nächsten bittend vor seiner Seele und er hörte das Wort des Meisters: „Wer von euch zwei Röcke hat...“ Die Erkenntnis stieg in ihm auf: „Um die soziale Wohlfahrt und die notwendigen Reformen wissenschaftlich zu untersuchen, ist es nicht so wichtig, Bücher zu

studieren und Vorträge zu hören. Man muß vielmehr die Treppen der Armenhäuser hinaufklettern, muß an den Betten der Armen sitzen und mit ihnen frieren, um hinter die Geheimnisse eines Herzens ohne Trost und eines Gewissens ohne Frieden zu kommen.“ Diese Erkenntnis führte Ozanam zur Gründung eines caritativen Studentenzirkels, aus dem dann das weltumspannende, großartige Werk der Vinzenzkonferenzen hervorgewachsen sollte. Mit sechs gleichgesinnten Studenten widmete er nun alle Zeit, die das Studium ihm ließ, dem Dienst der Armen. Er schleppte Lebensmittel und Brennholz in die Kammern der Armen und setzte sich zu den Gefangenen in ihre Zelle. Mit der Gabe des Brotes suchte er den Armen und Verbitterten immer auch die Gabe des Glaubens und Vertrauens zu schenken.

Nach glänzendem Examen war Friedrich Ozanam kurze Zeit in seiner Heimat als Rechtsanwalt tätig und erhielt dann einen Ruf an die Pariser Universität als Professor für vergleichende Sprachwissenschaft. Auch als Universitätsprofessor verleugnete Ozanam sich und seinen göttlichen Meister nicht. Er sah in seinem Lehramt eine willkommene Gelegenheit, die katholische Lehre vor Hörern aller Nationen zu verkünden. Daneben streute er in fast 300 Schriften und größeren Aufsätzen den Samen der Wahrheit unermüdlich aus. Die Vinzenzkonferenz, die er ins Leben gerufen hatte, gewann immer mehr Anhänger. Nicht müde wurde Ozanam, seinen „Vinzenzbrüdern“ es recht eindringlich ins Bewußtsein zu hämmern, daß die echte Caritas nicht der Mechanisierung öffentlicher Wohlfahrtspflege verfallen dürfe, sondern eine wirkliche Freistatt des armen geplagten Menschen, ein Beglückt- und Geborgensein der zermürbten Seelen bilden müsse.

Die sozialen Wirren des Sturmjahres 1848 brachten Ozanam viel Verkennung und Anfeindung, auch aus dem eigenen katholischen Lager. Als innerlich gebrochener Mann mußte er vom öffentlichen Schauplatz abtreten. Fortan galt sein Leben ganz den Armen und den Büchern. Auf großen Reisen studierte er die soziale Not und verbreitete den Gedanken seiner Vinzenzkonferenzen. Todesahnungen umdüsterten ihn. Beim Gedanken an seine Frau und sein Kind bot er Gott all seinen wissenschaftlichen Ruhm an und gelobte, den Rest seines Lebens ausschließlich für die Armen zu verwenden, wenn er ihn am Leben lasse. Doch ergeben schrieb er auf die losen Blätter seines herrlichen „Buches für die Kranken“: „Du willst nichts von all dem, was ich dir anbot. Du verwirfst meine Sühne und mein Opfer. Nach mir selbst verlangst du. Im Anfang der Schrift steht, daß ich deinen Willen tun soll, und ich sage gerne: Ich komme, o Herr . . . Sind diese Zeilen die letzten, die ich jemals schreibe, so sollen sie ein Lobgesang auf deine Güte sein.“

Mit 40 Jahren schon war sein Leben erfüllt. In Marseille überfiel ihn am 8. September 1853 der Tod. Als der Priester sein Vertrauen stärken wollte, sagte er: „Warum sollte ich Gott fürchten? Ich liebe ihn ja so sehr!“ Ozanams Seligsprechung ist ein heißes Anliegen seiner ungezählten Jünger.

Petrus Claver

9. September

Es gibt ein Bild, das den Heiland allen Elendes darstellt. Auf ihm sind Arme und Notleidende aller Art zu schauen, Blinde, Lahme, Aussätzig, Kranke, Verlassene und Verlorene, eine unübersehbare Schar. Aber über allen liegt ein tiefer Friede. In ihrer Mitte steht voll Majestät und doch in unendlicher Liebenswürdigkeit ein Mann, der mit dem Auge des Mitleids sie alle in grenzenloser Liebe anblickt. Er breitet weit seine Arme aus: „Mich erbarmt des Volkes. Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Umringt von einer unabsehbaren Schar Unglücklicher und Gequälter, die hilfesuchend nach ihm die Hände recken und lechzend an seinen Worten des Trostes und der Liebe hangen, so steht auch das Bild des heiligen Petrus Claver vor uns, dieses echten Nachfolgers des Erlösers und Helden barmherziger Liebe. In einer geradezu übermenschlichen Größe steht dieser Heilige vor uns. Vierzig Jahre lang freiwillig vertierten, haßerfüllten Negersklaven selbstlos zu dienen, ohne Dank, ohne Lohn, ohne Ehre, ohne Aussicht auf Ruhmeskränze und klingende Gewinne; vierzig Jahre lang aus freier Wahl in der Hölle zu leben, und dabei selbst von den eigenen Leuten verkannt und mißachtet zu werden — wie klein erscheinen solchem Heldentum gegenüber manche Tagesgrößen, die ein geschickter Reklamemann aufs Postament des Ruhmes zu stellen versteht!

Petrus Claver hätte die Möglichkeit gehabt, sein Leben behaglich und schön einzurichten. Gehörte der um 1581 geborene Spanier doch einem altadeligen Geschlecht an und wuchs in angenehmem Wohlstand auf. Aber die heilige Gottes- und Nächstenliebe, die schon die Kindheit und Jugend Petrus übersonnte, trieb ihn dazu, das große Opfer seines Lebens zu bringen. Er hatte an der Universität in Barcelona glänzend seine Studien vollendet, da verzichtete er auf eine ehrenvolle Laufbahn und trat in Tarragona bei den Jesuiten ein. Während der philosophischen Studien auf der Insel Mallorca geriet der junge Jesuit ganz unter den Einfluß des seligen Pfortnerbruders Alphons Rodriguez. Dieser hochbegnadete Laienbruder erkannte die Heldenseele des jungen Mitbruders und nahm seiner überströmenden Opfergesinnung das Unreife und Schwärmerische, das ihr noch anhaftete. Die Ordensoberen verfolgten mit reger Aufmerksamkeit die ausgezeichnete Entwicklung, die Petrus Claver nahm, und sie erwogen mit ihm bereits Pläne, die einen raschen Aufstieg im Orden verbürgt hätten, da tat Petrus den zweiten überraschenden Schritt: er bat um die Erlaubnis, als Laienbruder in die Mission nach Amerika gehen zu dürfen. Im Sommer 1610 landete er mit einer spanischen Galeere in Cartagena, dem berühmten Weltmarkt des Sklavenhandels. Hierher brachten die Schiffe ihre bedauernswerte Menschenfracht, hier wurden die von gewissenlosen Sklavenjägern gefangenen Neger an den Meistbietenden verkauft

und ins Innere des Landes verschleppt, um dort von Menschen, die sich Christen nannten, bis auf den Tod ausgenützt und mißbraucht zu werden.

Kaum hatte Petrus Claver die Priesterweihe empfangen, so begann der 36jährige sein heldenhaftes Caritaswerk an den armen Schwarzen. Der adelige Spanier und Priester machte sich zum Sklaven der Neger. „Petrus Claver, allzeit Sklave der Neger“, so hatte er seine Gelübdeformel unterzeichnet. Die Sklavenhändler, denen es nur darauf ankam, ihre „Ware“ möglichst rasch loszuwerden, wollten von einer seelsorglichen Betreuung der Neger nichts wissen. Die Sklaven selber waren voll Mißtrauen gegen den Pater, der ja einer von den Weißen war, die sie aus der Heimat geraubt hatten und einem qualvollen Martyrium überlieferten. Dazu kam die Schwierigkeit, sich mit den Negern, die die verschiedensten Mundarten sprachen, verständlich zu machen. Aber Petrus Claver wußte die Hemmnisse zu besiegen. Er brach den Widerstand der Sklavenhalter und erreichte, daß ihm rechtzeitig jedes einlaufende Schiff gemeldet wurde. Kaum war die Galeere vor Anker gegangen, da betrat der Pater das Schiff, gefolgt von Männern, die in Säcken und Körben die Lebensmittel, Kleider und Geschenke trugen, die Petrus Claver zusammengebettelt hatte. Galt es doch, erst durch leibliche Hilfe den Widerstand der Neger zu brechen und ihr Vertrauen zu gewinnen, ehe er daran denken konnte, Seelsorge zu üben. Dem mitleidigen Heiligen wollte anfangs vor Schmerz und Scham fast das Herz brechen, wenn er das Elend dieser mißhandelten, vor Wut und Angst halb wahnsinnigen Neger sah, die in schmutzigen Schiffsräumen zusammengepfercht waren – Männer, Frauen, Kinder. Es packte ihn der Ekel, wenn er den entsetzlichen Geruch in diesen Räumen atmete, wenn er mit den durch Laster verwilderten, von häßlichen Geschwüren zerfressenen Menschen in Berührung kam. Doch er rang den aufsteigenden Abscheu nieder und mischte sich als Engel der Barmherzigkeit unter die Neger. Er labte die Armen, die in der Tropenglut und in der stickigen Luft ihrer Schiffsräume fast verschmachtet waren, er sorgte für Unterbringung der Kranken in Spitälern und taufte sie, ehe sie ihre Seele aushauchten. Er unterrichtete die Neger in den Lagern, in denen sie bis zum Abtransport ins Innere des Landes untergebracht wurden, und rang unermüdlich um die Seelen dieser Unglücklichen. Mochte er angespien, mißhandelt, beschimpft werden – er ließ sich nicht abschrecken. Um die Seele eines einzigen Mohammedaners hat er 30 Jahre lang gerungen. Mit unsäglicher Geduld hielt er aus, bis sein Wort vom Heiland Wurzeln in den zerrissenen Herzen seiner Schützlinge geschlagen hatte. Er brach nicht zusammen, mochte auch die Äquatorsonne seine Kraft noch so sehr zermürben, mochten die Spanier seiner Tätigkeit noch so feindselig gegenüberstehen, mochten die Neger immer wieder in ihre Spielwut und Trunksucht, in ihre Gotteslästerungen und abergläubischen Greuel zurückfallen. Vier Jahrzehnte hindurch opferte er jede Stunde seinen schwarzen Schützlingen. Ohnmächtig mußte er öfter aus dem Beichtstuhl getragen werden, wenn er lange

Stunden die Beichten seiner Neger gehört hatte. Aber trotz dieser Überarbeitung suchte Petrus Claver sein Apostolat durch Bußwerke noch fruchtbarer zu machen. Er geißelte sich jede Nacht dreimal, um dem beleidigten Erlöser für die Sünden der Menschen Sühne zu leisten. Jeden Freitag ging er nachts den Kreuzweg durch die Gänge des Jesuitenklosters, eine Dornenkrone auf dem Kopf, ein schweres Kreuz auf dem zergeißelten Rücken schleppend. Sein Bett war eine harte Ochsenhaut, ein Holzklötz sein Kopfkissen. In der „heiligen Torheit des Kreuzes“ wehrte er nicht den Schwärmen der Moskitos, die ihn anfielen, so daß sein Gesicht oft bis zur Unkenntlichkeit zerstoßen und geschwollen war. Trotz des fiebrig heißen Klimas trank er außerhalb der Mahlzeiten nie ein Glas Wasser und rührte kein Obst an.

Wie ein Engel überirdischer Liebe wandelte der hagere Mann mit dem dunklen Bart durch die Straßen Cartagenas. In den Spitälern, in den Gefängnissen, in den Sklavenlagern – überall wo Not und Elend hauste, war er zu finden. Er schnitt verzweifelte Selbstmörder vom Baum, er bereitete Verurteilte zum Tode vor und stand ihnen auf dem letzten Gange bei, er entriß dreimalhunderttausend Menschen durch die Taufe dem geistigen Tode. Mit auffallender Gnadengabe unterstützte Gott das Werk dieses Liebeshelden. Weissagungen, Krankenheilungen, Totenerweckungen sind eidlich bezeugt.

Die Schwäche des Alters zwang schließlich den Missionar, die Sorge für die schwarzen Lieblinge jüngeren Händen zu übergeben. Er, der soviel tausend Kranken geholfen hatte, war nun selber auf die Hilfe anderer angewiesen. Seine Mitbrüder überließen ihn der Warte eines Negers, der den Kranken grob vernachlässigte und ihn herzlos die Hilflosigkeit seiner Lage bitter fühlen ließ. Schweigend ertrug der Kranke die Roheiten seines Wärters, bis nach vier Jahren quälenden Siechtums am Feste Mariä Geburt 1654 der Tod die Erlösung brachte. An der Bahre des Toten blühte endlich die Anerkennung auf, die ihm im Leben versagt geblieben war. Weiße und Neger drängten sich an den Sarg und mühten sich, eine Reliquie zu erhalten.

Das große Rettungswerk des Heiligen hat die Jahrhunderte überdauert. Es lebt fort in der von der heiligmäßigen Gräfin Ledochowska gegründeten Petrus-Claver-Sodalität.

Als Guido von Anderlecht lebt dieser Heilige in der Legende fort. Im Dorf Anderlecht in Brabant verbrachte Guido (oder Wido) seine Jugendzeit. Der Junge sah zu Hause nie etwas anderes als Entbehrung und Not. Wie ein schwerer Schatten lag das Wörtlein „arm“ über Guidos Jugend. Nicht einmal etwas Ordentliches lernen konnte er. Wie hätten seine Eltern die Kosten dazu aufbringen sollen! Dafür aber gaben die braven Eltern ihrem Kinde etwas, was wertvoller war als Reichtum und gelehrte Schulbildung. Sie sparten keine Mühe, den kostbaren Schatz unbegrenzten Gottvertrauens ihrem Kinde fortzuerben. Sie lehrten den Knaben, Armut und Niedrigkeit zufrieden zu ertragen und erschlossen seinen Sinn für den edelsten Reichtum: für die Gottesgnade. Wie oft hörte Guido aus dem Munde seiner frommen Eltern das Wort des Tobias: „Wir sind reich genug, wenn wir den Herrn fürchten!“

In dieser ausgezeichneten Elternschule reifte Guido zu einem jungen Menschen heran, von dessen tiefer Bescheidenheit, willigem Gehorsam und zarter Sittsamkeit ganz Anderlecht mit Anerkennung sprach. Mit festen Händen griff Guido zu, wo es Arbeit gab. Am Feierabend war sein liebster Gang in ein benachbartes Kloster, wo er mit aufmerksamer Spannung den Erzählungen der Brüder von den großen Gottsuchern der alten Zeit lauschte. Am liebsten hätte Guido das Beispiel dieser Heiligen nachgeahmt. So armselig und klein erschien ihm alles, was er für seinen Herrgott tat. Oft bat er, wenn er andächtig betend vor dem Tabernakel kniete: „Herr, führe mich auf den rechten Weg! Zeig mir, wie ich dir nach deinem Wohlgefallen dienen kann!“

Eines Tages hatte ihn eine Besorgung nach Laken geführt. In der dortigen Wallfahrtskirche warf er sich nieder vor dem Gnadenbild der Himmelskönigin, der Mutter vom guten Rat, und betete inständig um Erleuchtung. Der Pfarrer des Ortes hatte den andächtigen Beter lange Zeit beobachtet. Und als er dann mit Guido nach dem Verlassen des Gottesdienstes in ein Gespräch kam, fand er solches Gefallen an dem innig frommen Wesen des jungen Mannes, daß er ihm die Stelle des Sakristans in seiner Pfarrei anbot. Mit Freude nahm Guido dieses Angebot an. Sah er doch darin eine Erhörung seines Gebetes und ein deutliches Zeichen der Mutter vom guten Rat. So wurde Guido Mesner von Laken. Er wurde das Muster eines Sakristans. Da gab es nichts, was ihm nicht wichtig erschienen wäre, und was er nicht mit größter Gewissenhaftigkeit vollbracht hätte. Die Sauberkeit und Schönheit des Gotteshauses war ihm eine Ehrensache. Immer fand er etwas zu putzen, zu säubern, abzustauben. In würdiger Ehrfurcht versah er alle Dienste im Gotteshaus und am Altar. Nie wurde er durch das ständige vertraute Weilen in der Kirche in seiner Haltung nachlässig, so daß er es an der Ehrfurcht vor dem Gott im

Tabernakel hätte fehlen lassen. Ob er vor den Augen der ganzen Gemeinde sein Amt versah oder ganz allein seine Arbeiten im Gotteshause verrichtete, immer lag über seinem Wesen der gleiche Zauber kindlicher, frommer Ehrerbietung vor Gottes Majestät.

Mit ganzer Seele hing Guido an seinem Dienst als Sakristan. Umso überraschter war der Pfarrherr, als der Mesner eines Tages zu ihm kam und mit verlegenen Worten seinen Dienst aufkündigte. Was war geschehen? Ein Kaufmann hatte an Guido Gefallen gefunden und hatte die leichte Verdienstmöglichkeit eines Kaufmanns so verführerisch geschildert und den einträglichen Handel mit so vielen Worten gepriesen, daß Guido schließlich sich betören ließ. Er gab den liebgewonnenen Beruf des Mesners auf, um gemeinsam mit jenem Kaufmann Handelsgeschäfte zu treiben. Aber auf seinem kaufmännischen Unternehmen lag kein Segen. Das Schiff mit der Warenladung, die er gemeinsam mit jenem Kaufmann um sein ganzes erspartes Geld erworben hatte, geriet auf Grund und sank. Guido sah in diesem Vorkommnis die strafende Hand Gottes. Willig nahm er die Züchtigung für seine Untreue an und entschloß sich zu einer großherzigen Sühne. Durch eine Wallfahrt ins Heilige Land wollte er seinen Fehler büßen.

Unter tausenderlei Entbehrungen und Gefahren erreichte er das ersehnte Ziel. In tiefer Ehrfurcht betrat er das Heilige Land und küßte den Boden, den der Fuß des Gottmenschen getreten hatte. Alle Stätten, die durch Christus geheiligt wurden, suchte er in frommer Andacht auf. Sieben unsagbar beschwerliche, aber ebenso gnadenvolle Jahre verwandte Guido auf diese Wallfahrt. Als er auf dem Rückweg von Palästina nach Rom kam, fügte es sich, daß er dort Landsleute traf. Sein Heimatpfarrer aus Anderlecht befand sich mit einigen Begleitern auf der Wallfahrt nach Jerusalem. Wie froh waren die Pilger, als sie Guido fanden! Waren sie doch in großer Sorge, wie sie ohne orts- und sprachkundigen Begleiter ihre Pilgerfahrt glücklich zu Ende bringen könnten. Gern kam der Heilige seinen Landsleuten zu Hilfe. Glücklich erreichte die Pilgerschar Palästina und genügte dort ihrer frommen Andacht. Auf dem Heimwege fiel der Pfarrherr dem ungewohnten Klima und den zu großen Anstrengungen zum Opfer. Er erkrankte und starb. Auch Guido hatte sich zu vieles zugemutet. Wohl gelangte er glücklich in Anderlecht an und konnte der trauernden Gemeinde die letzten Grüße und Segenswünsche ihres Seelsorgers überbringen, aber er trug bereits den Todeskeim in sich. Die lange Pilgerfahrt hatte ihn so erschöpft, daß er sich nicht mehr erholte. Es war um das Jahr 1012, als Guido starb. Das katholische Belgien verehrt ihn als St. Wye (französisch Guy) und ruft ihn voll Vertrauen an, besonders als Patron gegen die Ruhr.

Es war im Jahre 1835. Da trug ein Schiff den französischen Lazaristenpater Johann Gabriel Perboyre dem Lande seiner heiligen Sehnsucht zu: dem heidnischen China. Lange hatte der 33 Jahre alte Pater seinen Obern immer und immer wieder mit inständigen Bitten zusetzen müssen, bis sie seinen Wunsch, in die Chinamission gehen zu dürfen, erfüllten. Sehr ungern verloren sie den tüchtigen Pater, der einer der fähigsten Priester der Kongregation war und als Professor, Novizenmeister und Seminaroberer äußerst erfolgreich gewirkt hatte. Schon lange trug Perboyre die Sehnsucht nach der Heidenmission und dem Martyrium in seiner glühenden Seele. Seitdem aber sein Bruder als Missionar gestorben war und er in heiliger Ehrfurcht vor den blutigen Kleidern des vor kurzem gemarterten Chinamissionars Franz Clet gestanden war, ließ sich die Sehnsucht nicht mehr stillen.

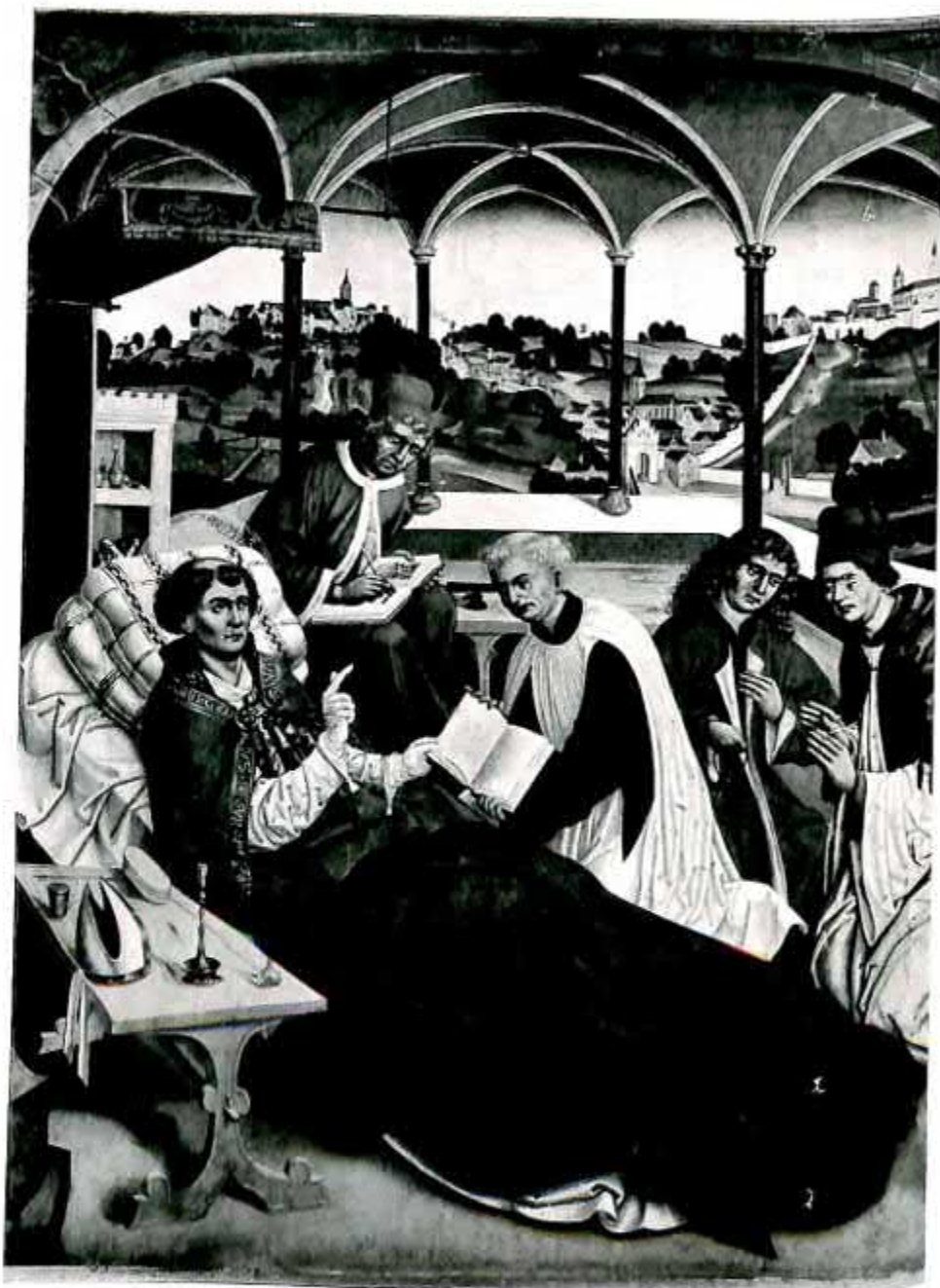
Nun war P. Gabriels Wunsch erfüllt. Das Schiff trug ihn nach China. In seinen Briefen erzählt er von den Qualen der Seekrankheit, unter der er litt, von den Stürmen, die das Schiff bedrohten, von seiner Seelsorgsarbeit unter der Schiffsbesatzung. Auf der Halbinsel Makao machte sich Perboyre mit der Sprache und den Sitten des fremden Landes vertraut. An einen seiner Brüder schrieb er aus dieser Zeit: „Wenn du mich jetzt sehen könntest, ich würde dir in meinem chinesischen Aufputz mit geschorenem Kopf, mit meinem langen Zopf und Schnurrbarte, meine neue Sprache stammelnd, mit den Stäbchen essend, die als Messer, Gabel und Löffel dienen, ein interessantes Schauspiel bieten. Man sagt, ich stelle nicht übel einen Chinesen vor. Damit muß man anfangen, allen alles zu werden. Könnten wir sie doch alle für Jesus Christus gewinnen!“ Da ein kaiserlicher Erlaß jedem Europäer, und erst recht jedem christlichen Priester, unter Todesstrafe verbot, ins Innere des Landes vorzudringen, mußte sich der Missionar in sein neues Arbeitsgebiet hineinstehlen. Unter Matten versteckt wurde er auf einer Barke eingeschuggelt.

Mit dem ungestümen Glaubenseifer eines Paulus machte sich Perboyre in Honan und Hupe an seine Missionsarbeit. Was kümmerten ihn die Mühen der endlosen Wanderungen, was die Beschwerden des fremden Klimas und die Entbehrungen der Armut, wenn er sehen durfte, wie der Gottessamen, den er ausstreute, in zahlreichen Herzen gutes Erdreich fand und Wurzeln schlug! Obwohl er von jeher eine recht schwächliche Gesundheit hatte, scheute er vor keinen Strapazen der Witterung und des Weges zurück, wenn es galt, Seelen zu gewinnen.

Schon freute sich der Missionar in dankbarer Demut der Frucht, die Gott den ersten vier Jahren mühevoller Missionsarbeit schenkte, da brach am 15. September 1839 der Sturm über die Missionsstation und den Missionar herein. Um Judaslohn von einem Christen an die Behörde verraten, wurde P. Johann Gabriel gefangen



Rosa von Lima



Tod des Hl. Korbinian

genommen und einem langen, entsetzlichen Martyrium ausgeliefert. Die Missionsgeschichte weiß kaum ein anderes Martyrium, das an ausgesuchten Foltern dem des P. Perboyre gleichkäme. Er wurde geschlagen, daß das Kinn zerschmettert wurde und das blutüberströmte Anlitz bis zur Unkenntlichkeit aufschwell. Wiederholt wurde er an Daumen und Haar aufgehängt und mit Fesseln so eng geschnürt, daß das Blut aus den Fingern spritzte; man schaukelte sich auf einem Balken, den man über die Waden des Knieenden legte, man brannte ihm mit glühendem Stift die Worte Kias-Fei, d. h. abscheuliche Sekte in die Stirne, man schleppte ihn eng gefesselt von Stadt zu Stadt, unterzog ihn zahllosen Verhören, beschimpfte, mißhandelte, bespie ihn. Monatelang lag er in einem fürchterlichen Kerker, zusammengeschlossen mit den verkommensten Verbrechern, die ihrer Verdorbenheit in Wort und Werk freien Lauf ließen.

Wie oft mögen in diesen Monaten der Qual die Gedanken des Missionars hinübergezogen sein übers Meer in die ferne Heimat – zu dem Bauernhof von Puech, wo er geboren und aufgewachsen war und wo eine Mutter sich um den Sohn sorgte – zu der kleinen Kirche von Mongesty, wo er schon als Knabe seine Kameraden den Katechismus gelehrt hatte – zu dem Seminar Montauban, wo er mit seinem Bruder um die Wette studiert und gebetet hatte – zu dem Lazaristenkolleg Montdidier, wo er sich zum Priestertum vorbereitet hatte... Als einer seiner Richter ihn fragte: „Jetzt, da du mit Ketten beladen und so harten Qualen verfallen bist, reut es dich sicherlich, den Entschluß gefaßt zu haben, hierher zu kommen?“, da sagte der Märtyrer: „O, keineswegs, im Gegenteil! Ich betrachte es als eine große Ehre, diese Ketten tragen und diese Martern leiden zu dürfen.“ Christus in allem gleichförmig zu werden, war ja das große Programm seines Lebens. Und hatte er diese Gleichförmigkeit jetzt im Leiden nicht in einzigartiger Weise erreicht? Wie Christus war auch er um 30 Silberstücke verkauft worden, war angespien und geschlagen, geißelt, der Kleider beraubt und verkommenen Verbrechern gleichgestellt worden. Wie Christus sollte er auch am Schmachholz sterben. Am 11. September 1840, an einem Freitag nachmittag, wurde P. Perboyre endlich nach langen Monaten unerhörter Peinen zum Tode geführt. Er wurde in Kreuzesform an einen Galgen gefesselt und erdrosselt. Da nach dem Befehl des Richters die Tötung möglichst qualvoll geschehen sollte, zog der Henker den Strick dreimal an und ließ ihn wieder los, bis er endlich das grausame Spiel beendete. Da immer noch eine schwache Spur von Leben über die Züge des Gemarterten glitt, gab ihm der Henker einen heftigen Fußtritt in den Unterleib und beschloß so das entsetzliche Martyrium.

Der opferstarke Tod Perboyres wurde zum Anlaß vieler Heidenbekehrungen. Aber auch die ganze Christenheit erbaute sich an diesem heldenhaften Martyrium und sah voll Bewunderung auf P. Johann Gabriel Perboyre, den Papst Leo XIII. 1889 der Schar der Seligen einreichte.

Wie auf die Geburt des Herrn das Fest seines Namens, so folgt auf die Geburt seiner heiligen Mutter das Fest des Namens Mariä. „Der Name der Jungfrau war Maria“ (Lk. 1, 27). Jahrhunderte beschäftigten sich mit der Deutung dieses Namens, der bald als „Herrin“, bald als „Erleuchterin“, als „Myrrhenduftende“, als „Wohlgestaltete, Schöne“ ausgelegt wurde. Als 1685 Wien von den Türken befreit wurde, setzte Papst Innozenz XI. ein eigenes Fest zu Ehren des Namens Mariä ein. Die Absicht des Hl. Vaters war, die Gläubigen dadurch aufzumuntern, in allen Nöten und Anliegen ihre Zuflucht zur Muttergottes zu nehmen, damit sie durch die Kraft dieses heiligen Namens die Hilfe des Himmels in besonderer Weise erfahren sollten. Trägt nicht eine Bitte, die im Namen Mariä vorgetragen wird, die Erhörung in sich? Maria ist doch unsere Mutter, unsere Herrin, unsere Königin.

Königin war Maria, schon als sie noch auf Erden lebte. Gewiß glich ihr äußeres Leben kaum dem einer Fürstin. Ärmer, schmerzbeladener und sorgengedrückter war je kein Mensch. Aber nicht äußerer Prunk und Glanz, nicht goldene Ringe und Perlen adeln den Menschen. Was ihn hoch über alle erhebt, ist die Fülle göttlichen Geistes, der Reichtum an himmlischer Gnade. Und hier war Maria die unumstrittene Herrin. Ihr Herz war ein Schrein von Schätzen der Gnade, wie außer dem Heiland kein Mensch sie hatte und je haben vermag. Königin war sie auf Erden.

Und Königin ist sie im Himmel.

Wo mag wohl der Thron der Königin sein im Reich der ewigen Gnade? Geh zu der Jungfrauen schneeweißen Chören, die mit jubelnder Stimme ein Preislied singen, für das nur die reine Seele Verständnis hat – ist hier Maria? Sie war die reinste aller Jungfrauen. Aber hier suchst du Maria vergebens. Steig höher hinauf! Da sind der Bekenner lichtvolle Scharen. Sie wußten von Menschenfurcht nichts und trugen den Namen des Herrn ohne Scheu als Siegeslosung in Mund und Herz. Ist Maria in ihren Reihen? Wohl ist sie die Königin aller, die männlich zu Jesus hielten und Jesus bekannten, aber – steig höher hinauf!

Es nahen die palmzweiggeschmückten Heere der Märtyrer, die mutigen Helden, die aus Verfolgung und Marter und Tod sich nichts machten aus Liebe zu Jesus. Ist Maria bei ihnen? Zeitlebens trug sie das Schwert in zuckendem Herzen – die Fürstin der Märtyrer. Aber willst du sie finden – steig höher hinauf! Sieh hier: Patriarchen, Propheten, Apostel, die himmlischen Fürsten alle, vom Engel bis zum leuchtenden Cherub – sie alle grüßen und ehren Maria als Herrin. Aber ihr Thron steht nicht unter ihnen. Sie alle heben die Augen und schauen empor zum dreieinigem Gott. Und sieh: ganz dicht bei der strahlenden Gottheit erhebt sich der Thronstuhl Marias. Ihr Zepter reicht über alles, was nicht Gott gleich ist.

Als Königin trägt Maria auch Königsmacht – eine Macht, die sie gern am Herzen des Sohnes erprobt. Was Maria bei ihrem Sohn erbittet, das ist schon gewährt.

So heben wir voll Vertrauen die Hände und rufen: Salve regina – Gruß dir, du Königin! Wie Orgelrauschen geht dieser Gruß über die Erde. Von feinen Nonnenstimmlin perlt das Salve regina jeden Tag beim Nachtgesang, die Mönche jubeln es kraftvoll zum Himmel – von ungezählten Priesterlippen tropft es Tag um Tag, und Männer, Frauen, Kinder sprechen es voll Glut: Salve, salve, Regina! Gegrüßt seist du, Königin!

Als Jesus vor Pilatus stand und ihn der Römer fragte: „So bist du also in der Tat ein König?“, gab er zur Antwort: „Ja, ich bin ein König!“ Wenn wir vor Jesu Mutter treten mit der Frage: „Sag uns, Maria, bist du eine Königin?“, so wird auch sie vom hohen Himmel aus uns ohne Zaudern sagen: „Jawohl, als Königin throne ich im Himmel.“

Zu ihren Füßen liegt das Reich der Gnade. Wo ist der Mensch, der nicht von dieser Macht Marias künden kann? Wieviele Tränen brachte sie zum Stillen, wieviele Wolken grauer Sorgen scheuchte sie von dannen? Welch lindes Trost goß sie in wunde Seelen, welch stillen Frieden schenkte sie zerquälten Herzen! Wie oft schon zeigte sie mit sanftem Zwang dem Sünder den verlorenen Weg zum Vaterhaus wieder! Wie sie auf Erden Hand in Hand mit ihrem Gotteskinde am Werk der Erlösung schuf, so weiß sie auch im Himmel sich nichts Schöneres, als schwachen, irren Menschen der Erlösung Früchte zuzuwenden. „Aller Gnaden Mittlerin“ nennt sie mit Recht die Kirche. Und voll Vertrauen heben sich die Hände grüßend: Salve regina!

Zu ihren Füßen liegt das Reich der Glorie. „Es steht die Königin zu deiner Rechten in golddurchwobenem Gewand, umstrahlt von farbenbunter Pracht“ (Ps. 44, 10). So sah der königliche Sänger sie und jauchzte voll Entzücken. Zur Rechten Gottes steht ihr Thron, von dem das gleiche gilt, was von dem Thron Salomons geschrieben steht: „Er hatte seinesgleichen nirgends in der Welt.“ Aus blankem Gold und Elfenbein war er geformt – ein Bild der unversehrten Mutterschaft Marias. Sechs Stufen führten zu ihm hinauf und goldene Löwen schmückten seinen Sitz. So steht Marias Thron auf hohen Stufen, die Chöre aller Engel und die Reihen aller Heiligen weit überragend. In Himmelsglanz ist sie gewandet, es strahlt ihr Diadem wie fließend Gold. „Und es erscheint ein großes Zeichen an dem Himmel: sieh, eine Frau, bekleidet mit der Sonne, der Mond zu ihren Füßen und eine Krone von 12 Sternen auf dem Haupt“ (Geh. Offb. 12, 1). Und alle Scharen der Bekenner und der Märtyrer, der Patriarchen und Propheten, der Jungfrauen und der Apostel, der Chöre aller Engel und Erzengel, der Cherubim und Seraphim erheben froh ihre Stimme zum Lied: Salve, salve regina!

In einem stattlichen Bauernhaus zu Rattenberg am Inn stand die Wiege der um das Jahr 1265 geborenen Heiligen. Die kleine Notburg hatte das Glück von einer gottesfürchtigen Mutter erzogen zu werden. Jeden Anlaß benützte die fromme Bäuerin, das Herz des willigen Kindes für die Liebe Gottes zu erschließen. Warf die Sonne ihre hellen Strahlen durch die blankgeputzten Stubenfenster, dann mahnte die Mutter: „Sieh, Notburg, so fallen von Gottes Augen helle Strahlen in dein Herz, so daß er alles sieht und alles weiß, was du darin denkst.“ War sie mit dem Mädchen auf dem Felde, so sprach sie: „Sieh doch, wie die Blumen immerzu zum Himmel aufschauen und gar wundersam duften! So magst auch du dein Herzlein, das einen lieben Wohlduft zarter Frömmigkeit ausströmen soll, zum Vater im Himmel emporrichten.“ Unter solch frommer Pflege wuchs Notburg zu einem Mädchen heran, in dem die Gnade Gottes viele herrliche Tugendblüten zur Entfaltung brachte. Sie war voll Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihre Eltern, im Gotteshaus fromm wie ein anbetender Engel, höflich und dienstgefällig gegen jedermann, vor allem hilfsbereit und mitleidsvoll gegen die Armen.

Bald kamen die Jahre, wo Notburg daran denken mußte, sich selbst ihr Brot zu verdienen. Im benachbarten Schloß Rothenburg fand die 18jährige bald, was sie suchte. Wegen ihrer Tüchtigkeit wurde sie trotz ihrer Jugend als Beschließerin bestellt und ihr die Aufsicht über die Küche übertragen. Dieses Amt gab ihrem mitleidigen Herzen willkommene Gelegenheit, ihre erbarmende Liebe gegen die Armen und Notleidenden zu befriedigen. Die Herrschaft gab ihr in allem freie Hand und hatte ihre Freude an dem Wohltun ihrer Dienerin. Doch das wurde mit einem Schlag anders, als nach dem Tode des frommen Grafen sein Sohn die Herrschaft übernahm und mit seiner Gemahlin Ottilie eine neue Herrin das Zepter des Hauses trug. Es dauerte nicht lange und Notburg mußte zu ihrem Schrecken erfahren, wie sehr sich das Wetter auf Schloß Rothenburg geändert hatte. Der gemeinsame Hausgottesdienst wurde abgeschafft, das Almosenverteilen wurde streng verboten, die Befugnisse Notburgas stark beschnitten. Wie hart wurde es Notburga, die Armen hungrig und unbeschenkt vom Schloß zu weisen! Opferwillig sparte sie sich vom eigenen Mund Speise und Trank ab und trug es ins Tal hinunter zu den Armen, weil die Gräfin es nicht mehr duldete, daß „das Gesindel ferner um das Schloß herumlungere.“ Auch diese Gänge der Liebe suchte die harte Herrin durch schmerzende Bosheiten und Beschimpfungen, durch Verdächtigungen und Verleumdungen Notburga zu entleiden. Immer unhaltbarer wurde das Verhältnis zwischen Herrin und Dienstmädchen. Schließlich blieb Notburga nichts anderes mehr übrig, als ihre Stelle auf dem Schloß aufzugeben. Sie trat bei einem Bauern in Eben als Haus- und Stallmagd in den Dienst. Eine seltsame Bedingung stellte

die Magd beim Antritt ihrer Stelle: am Vorabend eines jeden Sonn- und Feiertags sollte sie beim Gebetläuten die Arbeit niederlegen dürfen. Wozu? Wohl um zum Tanz und Heimgarten zu gehen? Ach nein. Im nahen St. Ruperti-Kirchlein wollte sie in Gebet und Betrachtung sich auf den Empfang der hl. Sakramente vorbereiten.

Ihre Arbeit auf dem Bauernhof erfuhr bald eine unerwartete Unterbrechung. Gräfin Ottilie war schwer erkrankt und es fehlte auf dem Schloß an geeigneter Wartung. Kaum hatte Notburga von dem Leid ihrer früheren Herrin gehört, da vergaß sie alles Böse, das die Kranke ihr einst angetan. Sie bat ihren Dienstherrn um Urlaub und eilte nach Rothenburg, barmherzige Schwester zu machen. Unter ihrer opfervollen Pflege änderte sich Ottiliens harter Sinn. Sie bekannte sich aufrichtig zu Gott und starb als reuige Büsserin. Nach diesem Werke heldenhafter Feindesliebe kehrte Notburga wieder zum ungeduldig wartenden Bauern zurück. In diese Zeit fällt das Sichelwunder, von dem die alte Legende weiß und das die Kunst oft wiedergab. Als eines Samstagabends die Erntearbeit drängte, verlangte der Bauer, daß Notburga entgegen ausbedingener Vereinbarung auch nach dem Läuten der Angelusglocke noch weiterschaffe. Da hielt Notburga die Sichel in die Höhe, blickte zum Himmel und sprach: „Meine Sichel soll richten zwischen dir und mir.“ Sie zog die Hand zurück, und siehe! Die Sichel schwebte zum staunenden Schrecken des Bauern und der anderen Dienstboten frei in der Luft.

Auf Schloß Rothenburg war es, als wäre mit Notburg das Glück davongezogen. Unheil über Unheil kam über den Grafen. Sollte der gute Geist nicht wieder zu gewinnen sein? Der Schloßherr suchte im Bauernhof Notburg auf und holte die gern Bereite wieder hinauf aufs Schloß. Zwei Jahrzehnte fast lebte nun St. Notburg wieder auf Rothenburg, hochgeschätzt vom Grafen Heinrich, der in Margarete von Hoheneck eine gütige Hausfrau heimgeführt hatte, verehrt von allen Schloßbewohnern, geliebt von allen Armen und Hilfsbedürftigen. So war aufrichtige Trauer nicht nur auf dem Schloß, sondern in der ganzen Gegend, als Notburg am 14. September 1313 entschlief. In der Rupertuskapelle, in der sie so oft gebetet hatte, fand sie ihre Ruhestätte. Spätere Zeiten erbauten über dem Grab der hl. Dienstmagd eine schöne Kirche.

Ein Hauch zarter Innigkeit, ein Duft kindlicher Frömmigkeit, ein Widerschein himmlischer Seligkeit liegt über diesem Heiligenleben, so daß man wie vor einem Bild des frommen Malermönches Fra Angelico ergriffen davorsteht und in heiliger Ehrfurcht die Hände faltet.

Bologna ist stolz darauf, die Heimat dieses begnadeten Kindes zu sein. Hier wurde Imelda 1321 als Sprosse des berühmten Geschlechtes der Lambertini geboren. Der Vater war reich genug, alle Wünsche seines Lieblings zu erfüllen. Aber Imelda hatte kein Verlangen nach Spielsachen und schönen Kleidern wie andere Kinder; sie war glücklich, wenn sie auf dem Schoß der Mutter sitzen und auf ihre Erzählungen vom lieben Jesuskind lauschen durfte. Mit Staunen sahen die Eltern, wie Imelda ein ganz außergewöhnliches Verständnis für die religiösen Wahrheiten hatte. Den Eltern schien es das Beste, das fromme, wißbegierige Mädchen Ordensfrauen zum Unterricht zu übergeben. So kam das Grafenkind in das Dominikanerinnenkloster Val di Pietra bei Bologna. Bald fühlte sich das fromme Kind bei den Schwestern heimisch. Trotz ihrer knappen zehn Jahre wetteiferte sie mit den Nonnen und lebte unter ihnen wie eine aus ihrer gottgeweihten Schar. Keine Schwester, die die heiligen Gelübde abgelegt hatte, konnte gewissenhafter die Ordensregeln einhalten und pünktlicher allen Vorschriften der Tagesordnung nachkommen als Imelda. Ihr kindlicher Eifer war so groß, daß die Schwestern ihren Bußübungen und Abtötungen wehren mußten.

Mit Verwunderung sahen die Dominikanerinnen an ihrer kleinen „Mitschwester“ eine ganz ungewöhnliche Liebe zu Jesus im Tabernakel. Ihre Verehrung für das allerheiligste Sakrament war so groß, daß es sie mit einer unwiderstehlichen Gewalt in die Kapelle zog, wo sie stundenlang wie ein Engel des Himmels anbetend vor dem Altare kniete. Beim Meßopfer versenkte sie sich so innig in die Betrachtung der heiligen Geheimnisse und war ihre Andacht so glühend, daß sie die seelische Ergriffenheit nicht verbergen konnte, und die Umstehenden mit Rührung das seltsame Kind beobachteten. Wenn der Priester mit dem goldenen Kelch vor dem Altare stand und den Schwestern den Leib des Herrn reichte, dann fühlte sich Imelda immer wie eine Ausgestoßene. Alle durften zur Kommunionbank gehen und sich die himmlische Speise holen, nur sie mußte an ihrem Platz knien bleiben. Wie bat sie die Mutter Priorin, wie flehte sie beim alten Klosterpfarrer: „Gebt auch mir meinen Heiland!“ Wenn auch die Obern wußten, wie reif Imelda im Verständnis der heiligen Wahrheiten war und wie überirdisch rein ihre kindliche Seele strahlte, so wagten sie es doch nicht, ihr den heißen Wunsch zu erfüllen. Damals glaubte man, es der Ehrfurcht vor dem heiligsten Sakramente schuldig zu sein, die Kinder erst mit 14 Jahren zur hl. Kommunion gehen zu lassen. Der Gedanke,

solange warten zu müssen, erschien Imelda unerträglich. Da die Menschen ihr nicht helfen wollten, bestürmte sie mit doppelter Innigkeit in ihren Gebeten Jesus im Sakrament. Wie hätte er, der einst gesagt hatte: „Laßt doch die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht!“ einer solchen Bitte widerstehen können!

Am Himmelfahrtstag erhörte der Heiland das Beten seines reinen Bräutchens. Wieder war gemeinsame Kommunion der Schwestern. Heißer als je klang es aus Imeldas Herzen: „Jesus, Jesus, komm zu mir, o wie sehn' ich mich nach dir! Meiner Seele bester Freund, wann werd' ich mit dir vereint?“ Sehnsuchtsvoller als je hingen ihre Augen an der weißen Hostie, die der Priester in der Hand hielt, um sie den Schwestern zu reichen. Da weiteten sich auf einmal ihre Augen vor Staunen, ein breiter Lichtstrahl ging vom Speisekelch aus und kam auf sie zu. Und mitten in diesem Sonnenstreifen schwebte weiß und strahlend eine Hostie. Immer näher schwebte die heilige Hostie zum freudig erregten Kind heran, nahe, ganz nahe kam sie, schon schwebte sie unmittelbar vor Imeldas Gesicht.

Der wundersame Vorgang war von den Schwestern nicht unbemerkt geblieben. Der Priester am Altar wurde verständigt. Er sah mit eigenen Augen das Wunder, von dem die Schwestern erzählten. Nun zauderte er nicht länger. Gottes Wille lag zu klar am Tage. Er faßte die schwebende Hostie und reichte sie dem zwischen Freude und Bangen harrenden Kind. In scheuer Ehrfurcht gingen die Schwestern auf ihre Plätze und ließen Imelda allein in heiliger Zwiesprache mit ihrem Gott. Das Mädchen neigte glücklich das Haupt, kreuzte anbetend die Arme vor der Brust und kniete lange, lange. Als endlich die Schwestern kamen, um sie aus ihrer Versunkenheit zu reißen und ihr Glück zu wünschen, da fanden sie — eine Tote. Das Glück war zu groß gewesen. Es hatte das kleine Herz gebrochen. In Freude und Dank war die heilige Seele mit Jesus heimgegangen — in der Stunde ihrer ersten hl. Kommunion.

Leo XIII. ernannte Imelda zur Patronin der Erstkommunikanten, die in diesem frommen Italienermäddchen ein wunderbares Vorbild erhielten.

Zwei Wege sind es, die zum Himmel führen, und alle Heiligen, die der Kalender anführt, sind einen von beiden auf Erden gegangen. Der eine, der sicherste und geradeste ist der Weg der Sündenlosigkeit und Unschuld; der andere, einem Notsteig vergleichbar, besteht in ernster und aufrichtiger Buße. Die einen aus den Heiligen zeigten schon in frühester Jugend unverkennbare Spuren künftiger Heiligkeit, andere gingen eine Zeitlang die Irrwege der Sünde, bis sie, aufgeschreckt aus ihrem verderblichen Tun, sich wieder heimfanden zu Gott.

Der heilige Thomas von Villanova gehört zu den Heiligen der ersten Gruppe. Sein Leben war von der ersten Kindheit an bis zum letzten Atemzug ein schnurgerader Weg zu Gott. Schon das Kind zeigte solche Spuren ungewöhnlich frommer Veranlagung, daß viele, die den Knaben kennenlernten, sagten: „Der wird einmal ein großer Heiliger werden.“ Durfte er mit den Eltern in den Gottesdienst, dann lauschte er mit größter Aufmerksamkeit der Predigt und zeigte ein weit über sein Alter hinausgehendes Verständnis. Was den Knaben vor allem auszeichnete, war seine Liebe zu den Armen. Was er hatte, verschenkte er. Meist verzichtete er auf ein Frühstück und schenkte es einem armen Mitschüler. Nicht selten kam es vor, daß Thomas ohne Schuhe, ohne Halstuch, so sogar ohne Anzug und Mantel nach Hause kam. Die Mutter konnte ihm nicht böse sein; im Gegenteil, eine frohe Freude stieg in ihr auf, wenn sie sah, wie sehr Thomas nach ihrem eigenen Beispiel handelte und wie ihre Mahnungen, in jedem Armen den Menschensohn zu sehen, in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte. Sie vermochte es nicht, zu zanken, auch wenn die Gutherzigkeit des Knaben manchmal das gewöhnliche Maß weit überstieg. Sie war klug und fromm genug, den Liebeserifer ihres Jungen nicht zu ersticken. Sie gehörte nicht zu den törichten Müttern, die ihren Kindern immer einschärfen: „Daß du aber niemand etwas davon gibst! Daß du es aber auch für dich behältst!“

Hand in Hand mit dieser großen Freigebigkeit ging eine ernste Selbstzucht und eine innige Liebe zur allerseligsten Jungfrau. Sie halfen ihm die heftigen Versuchungen überwinden, die aus dem heißen Blut des Spaniers in den Studentenjahren erwachsen. Der Drang der Leidenschaft wurde manchmal so groß, daß Thomas keinen andern Rat mehr wußte, als in rücksichtsloser Härte den widerstrebenden Leib zu züchtigen. Diese Strenge gegen sich selbst und die Verehrung der reinsten Gottesmutter gaben ihm die Kraft, den Gefahren der Jugendzeit und den Unsitten der Studenten unversehrt zu entkommen.

Die großen Hoffnungen, die der sittenreine, hochbegabte Student erweckte, erfüllten sich. Mit 26 Jahren schon wurde Thomas Hochschulprofessor. Der große Beifall, den seine Vorlesungen fanden, trug ihm den ehrenvollen Ruf an die Uni-

versität in Salamanca ein. Allein Thomas verzichtete auf eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn und trat bei den Augustinermönchen als Novize ein — im gleichen Jahr, wo in Deutschland ein Augustinermönch, Martin Luther, das Ordenskleid ablegte. Kurze Zeit nach Empfang der Priesterweihe wurde ihm von den Obern das Amt eines Predigers und Beichtvaters übertragen. Seine Beredsamkeit war so hinreißend, daß er bald einer der gefeiertsten Kanzelredner seines Jahrhunderts war. Die Mengen hingen in lautloser Aufmerksamkeit an seinen Worten und wurden zu tiefst gepackt, wenn es nicht selten geschah, daß Thomas mitten in der Predigt in Verzückung geriet, seine Stimme brach und die Tränen eine eindringlichere Sprache redeten als die härtesten Worte. Kaiser Karl V. schätzte Thomas so sehr, daß er ihn zu seinem Hofprediger ernannte und ihm schließlich das Erzbistum von Valencia übertrug. Es wäre freilich dem Herrscher niemals gelungen, wenn er nicht den Papst und den Ordensgeneral veranlaßt hätte, Thomas die Besteigung des erzbischöflichen Stuhles im Gehorsam zu befehlen. Arm wie ein Mönch lebte er auch als Erzbischof. Ein Bündel Reisig genügte ihm als Bett; sein Haushalt konnte an Einfachheit nicht übertroffen werden. Was kümmerte es ihn, daß seine schäbige Gewandung, sein ständiges Fasten, sein bescheidenes Auftreten viel hohen Herren zum Anstoß war! Er war ja so glücklich, wenn es ihm seine Sparsamkeit möglich machte, vielen Armen helfen zu können. Das Domkapitel schenkte ihm zur Einrichtung seiner Wohnung 4000 Dukaten. Was tat er? Noch am gleichen Tag trug er sie in das Armenspital. Seine ganzen Einkünfte kamen den Armen zugute. Die Waisen- und Findelkinder hatten am Erzbischof einen ganz besonderen Beschützer. Mittellosen Mädchen gab er eine Aussteuer zur Heirat. Mit Recht rühmt ihn die Inschrift an seinem Grabmal als den großen „Almosenspender“.

Seine Güte machte auch vor den Sündern nicht Halt. Liebevoll sprach er zu ihnen, und wenn seine Worte nichts fruchteten, unterzog er sich oft genug im Namen der Sünder außergewöhnlichen Bußübungen und schmerzenden Geißelungen. Trotz seiner gewissenhaften Amtsführung quälte ihn zeitlebens die Angst, er tue zu wenig und versäume seine Pflicht. Die Angst konnte so groß werden, daß er mitten in der Nacht seinen Beichtvater weckte und fragte: „O mein Vater, glauben Sie wohl, daß ich mit meinem Bistum selig werden könne?“ Wiederholt bat er Kaiser und Papst, ihm sein schweres Amt abzunehmen und ihn wieder in die Stille der Klosterzelle zurückkehren zu lassen. Was diese nicht gewährten, schenkte ihm Gott. Am Lichtmeßtag 1555 wurde dem Erzbischof die Erleuchtung zuteil, daß er am Feste der Geburt Mariens in die Ewigkeit heimkehren dürfe. So geschah es dann auch. Betrauert vom ganzen Volk schloß der Vater der Armen an Mariä Geburt die Augen. Selten mag beim Tod eines Bischofs das Weinen der ganzen Bevölkerung so aufrichtig gewesen sein wie hier, an der Bahre dieses echten Jüngers Jesu Christi.

Cyprian, der große Bischof von Karthago, kam, wie sein Landsmann Augustinus, aus dem Heidentum und fand erst in reifen Mannesjahren den Weg zum Taufbrunnen. Geboren um das Jahr 200 in Nordafrika wuchs Thaszius Caecilius Cyprianus als Sohn einer reichen heidnischen Familie heran. Alle Genüsse einer übersteigerten Lebenskunst standen ihm zur Verfügung und er säumte nicht, sie auszukosten. Wie Augustinus erwählte auch Cyprian das Studium der Beredbarkeit. Nach Abschluß der Studienjahre übernahm er eine Professur der Redekunst und stieg rasch zu großem Ansehen. Aber der junge Professor, der wegen seiner glänzenden Laufbahn nicht wenige Neider hatte, fühlte sich durchaus nicht glücklich. Die Sehnsucht nach einem reineren, inhaltsvolleren Leben stieg in ihm auf. Er schilderte den Seelenzustand jener Jahre nach seiner Bekehrung mit den ergreifenden Worten: „Als ich auf dem stürmischen Meer der Welt hin und her geworfen wurde, fern von Wahrheit und Licht, da schien mir in meinem sittlichen Elend fast unerreichbar, was Gottes Gnade mir zu meinem Heile verhieß . . . Wie ist, sagte ich, so völlige Umwandlung möglich, wie kann ich mit einemmal alles das von mir werfen, was mir angeboren ist oder was die Länge der Zeit mir zur zweiten Natur werden ließ? Wann lernt der Sparsamkeit, der an festliche Gelage gewohnt ist? Und wer mit kostbaren Gewändern prunkte, wann begnügt sich der mit armer Leute Kleider? Und wer nach Likatorenstab und Staatsämtern strebte, wie soll der sich bescheiden mit dem Dunkel des Privatlebens? So dachte ich oft bei mir. Denn da ich in eine Unzahl von Verirrungen aus meinem früheren Leben verstrickt lag und keinen Weg sah, mich von ihnen loszureißen, so überließ ich mich meinen Lastern.“

Cyprian hatte nicht wie Augustinus eine heilige Mutter, die für ihn betete. Er mußte deshalb auch schwerer und mühsamer um das Licht der Wahrheit und Gnade ringen als dieser. Den Ausschlag zur endgültigen Bekehrung gab der Priester Caecilianus, den Gott dem ringenden Professor zuführte. Dieser an Alter und Erfahrung ehrwürdige Mann gewann Cyprians volles Vertrauen und führte sein Ringen um Wahrheit zum endgültigen Sieg. Als 46jähriger Mann legte Cyprian seine einträgliche Professur nieder und stieg ins Wasser der Taufe.

Cyprian machte mit seiner Bekehrung zum Christentum vollen Ernst. Er verschenkte sein Hab und Gut zum großen Teil an die Armen und gelobte völlige Keuschheit, um so sich unbedingt Christus hinzugeben. Mit heißem Wissensdurst gab er sich dem Studium der christlichen Wahrheiten hin. Nach zwei Jahren stiller Zurückgezogenheit kehrte der gefeierte Redner von einst als Priester nach Karthago zurück. Als 248 der Bischof von Karthago starb, richteten sich aller Augen ganz von selbst auf Cyprian. So stürmisch und begeistert verlangte das Volk ihn zum

Hirten, daß alle Versuche Cyprians, sich dem verantwortungsvollen Amt zu entziehen, mißlangen.

Große Schwierigkeiten warteten auf den neuen Bischof. Da längere Zeit kein Sturm der Verfolgung mehr die christliche Gemeinde gerüttelt hatte, war die Kirchenzucht stark gesunken. Sittliche Mißstände waren eingerissen, die Priester hatten zum Teil die Verpflichtungen ihres heiligen Amtes vergessen. Mit unerbittlicher Entschiedenheit rückte Cyprian all dem Morschen und Faulen zu Leibe. Er mahnte, warnte, verschärfte die Kirchenbußen. Wie oberflächlich das Christentum weitester Kreise war, offenbarte sich mit erschreckender Deutlichkeit, als 250 plötzlich die Christenverfolgung des Decius ausbrach. Cyprians schlimmste Befürchtungen wurden nun bestätigt. Wohl nie in allen Jahrhunderten blutiger Verfolgung mußte die Kirche einen solch massenhaften Abfall beklagen. Hunderte meldeten ihren Abfall an, ehe sie überhaupt verhört worden waren. In feiger Angst drängten sie sich heran, um den heidnischen Staatsgöttern zu opfern und die Erklärung abzugeben, sie seien keine Christen. Mit Schmerz berichtet der heilige Bischof über diese dunklen Tage: „Sie haben nicht einmal gewartet, bis man sie festnahm. Sie haben ihren Gott verleugnet, noch bevor sie zum Verhör gerufen wurden. Schon vor der Schlacht waren sie besiegt und ohne Kampf zu Boden geworfen. So blieb vielen nicht einmal die Entschuldigung, sie hätten nur gezwungen den Göttern geopfert. Wie willig liefen sie aufs Rathaus! Aus eigenem Antrieb eilten sie zum Tode (der Seele), als ob sie sich darnach schon längst gesehnt hätten, als ob sie nur die gegebene Gelegenheit mit Freuden ergriffen!“ Es ist verständlich, daß die Heiden in dem Bischof ihren gefährlichsten Gegner sahen und mit Leidenschaft seine Beseitigung verlangten. Es kam bald so weit, daß im Theater, auf dem Markt, überall wo die Menge zusammenströmte, der Sprechchor gebrüllt wurde: „Cyprian vor die Löwen!“ Cyprian sah den traurigen Zusammenbruch seiner Kirche, den Abfall des Volkes, die Spaltung unter den Priestern. Wer sollte aus diesen Trümmern wieder eine neue Kirche aufrichten, wenn er dem Henker zum Opfer gefallen wäre? Gelang es ihm nicht, sich noch einige Jahre zu erhalten, so war alles verloren. Diese Überlegung bewog Cyprian, sich schweren Herzens zur Flucht zu entschließen. Er entzog sich seinen Feinden wie einst Jesus, als man ihn steinigen wollte, ehe seine Zeit gekommen war. Von seinem Versteck aus blieb der geächtete Bischof in reger Verbindung mit seiner Herde.

Als im Frühjahr 251 die Verfolgung nachließ, eilte Cyprian sofort nach Karthago zurück. Seine unerbittliche Strenge gegen die, welche in der Verfolgung freiwillig, ohne jeden Zwang vom Glauben abgefallen waren und nun in der Zeit der Ruhe wieder in hellen Scharen um Aufnahme baten, schaffte eine starke Beunruhigung. Priester und Laien erhoben sich gegen ihn. Nur seinem raschen Handeln, der Abhaltung einer Synode und der Anrufung des Papstes gelang es, die Gefahr einer Spaltung zu unterdrücken. Aber schon stand ein neuer Feind vor den Toren: die

Pest. Der Lebensbeschreiber des hl. Cyprian erzählt von entsetzlichen Auftritten in Karthago. Tote und Halbtote, Angehörige und Freunde warf man aus den Häusern auf die Straße und ließ sie dort liegen. Die Furcht vor der Seuche ließ alle Krankenpflege aufhören. Die unbestatteten Leichen mit ihrem vergiftenden Hauch machten das Elend noch größer. In dieser Not zeigte sich Cyprians Nächstenliebe und wuchs zum Heldentum. Während alle, die irgendwie konnten, Hals über Kopf aus der verseuchten Stadt flohen, blieb Cyprian auf seinem Posten. Er organisierte ein Hilfswerk, spornte zur Krankenpflege an, ließ ohne Unterschied Heiden und Christen in gleicher Weise betreuen. Im Flug gewann sich jetzt der Bischof, der bisher wegen seiner unverstandenen Strenge mehr gefürchtet als geliebt war, die Herzen der ganzen Bevölkerung.

Nach fünf Friedensjahren begann 257 unter Valerian die Verfolgung aufs neue. In den fünf Jahren hatte der Bischof seine Kirche so gefestigt und die religiöse Gesinnung so in den Herzen vertieft, daß sich ein so schmähhcher Massenabfall wie unter Decius nicht mehr wiederholen konnte. Jetzt konnte er ohne Sorge seiner eigenen Verhaftung entgegensehen. Er wurde nach Curubis verbannt. Aber auch in der Verbannung suchte Cyprian den Seinen noch Vater und Helfer zu sein. Seine ganze Sorge galt den vielen gefangenen Christen, die zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilt wurden und deren Lage ganz entsetzlich war. Ihnen sandte er das Geld, das ihm mildtätige Liebe übergeben hatte und Trostbriefe, die zum Schönsten gehören, was er geschrieben hat.

Allen Bitten der Freunde, sich durch Flucht dem drohenden Martyrium zu entziehen, trotzend, erwartete er auf seinem Landhaus in größter Seelenruhe die Häscher, die am 13. September 258 erschienen und ihn zum Prokonsul Galerius führten. Eine ungeheure Menschenmenge umlagerte die ganze Nacht hindurch das Haus, in dem Cyprian gefangen gehalten wurde und begleitete ihn am andern Morgen zum Prokonsul. Das kurze Verhör endete mit dem Urteilsspruch: „Thaszius Cyprianus soll mit dem Schwert hingerichtet werden.“ Mit einem „Deo gratias“ antwortete der Bischof auf das Urteil. In einem nahen Wäldchen vor der Stadt wurde das Urteil vollzogen. Dem Scharfrichter, der ihm zur Marterkrone verhalf, ließ der Bischof 25 Goldstücke ausbezahlen, dann kniete er nieder zum Gebet, gefaßt stand er auf – ein Zeichen und der Todesstreich rötete die Tücher, die die Gläubigen rings um Cyprian herum ausgebreitet hatten, um als kostbare Reliquie das Blut des Märtyrers aufzufangen. Nachts bestatteten die Christen den großen Bischof bei Fackelschein und Psalmengesang.

Hildegard von Bingen

17. September

St. Hildegard, die „Wundertäterin Deutschlands“, die „Seherin vom Rhein“, gehört nicht bloß zu den herrlichsten Gestalten katholischer Frömmigkeit, sondern auch zu den größten Frauen ganz Deutschlands, ja man nannte sie bisweilen sogar die größte deutsche Frau. Wie schade, daß unser heutiges Volk so wenig weiß von dieser wunderbaren Frau, deren gotterleuchtetem Geiste einst die Völker Europas huldigten. Wieviele von den Menschen, die auf schmucken Dampfmaschinen unter den Klängen der Musik den Rhein hinunter fahren und am Bingerloch gespannt schauen, daß ihnen der Mäuseturm mit seiner kitschigen Sage nicht entgeht, wissen, daß oben auf dem Rupertsberg eine arme Zelle das Leben einer der berühmtesten Frauen Deutschlands umschloß: der heiligen Hildegard.

Als zehntes Kind des Burggrafen von Böckelheim an der Nahe war Hildegard 1098 geboren. Die Eltern bestimmten das schwächliche Kind fürs Kloster und gaben das achtjährige Mädchen in die Obhut der Gräfin Jutta von Sponheim, die auf dem Disibodenberg mit einigen Schülerinnen als Klausnerin lebte. Hier wurde Hildegard in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterwiesen, lernte Handarbeiten und pflegte Musik. Die Klausur entwickelte sich bald zum Benediktinerinnenkloster. Als Gräfin Jutta 1136 starb, wählten die Nonnen einstimmig Hildegard zur Oberin. Elf Jahre später verlegte Hildegard das Kloster auf den Rupertsberg bei Bingen. Der ständige Zuwachs an Schwestern ergab mit der Zeit die Notwendigkeit, in Eibingen ein Tochterkloster zu errichten. Am 17. September 1179 starb Hildegard im 81. Lebensjahr.

Wer könnte ahnen, daß diese nüchternen Sätze ein Leben umschließen, das ausgezeichnet war durch wundersame mystische Erleuchtungen, das überreich war an tiefgehender Einwirkung auf Zeit und Mensch, das begnadet war mit den seltensten Früchten des Geistes und Herzens! Schon als Kind empfing St. Hildegard geheimnisvolle Offenbarungen, die sie in ihrer kindlichen Natürlichkeit als etwas ganz Gewöhnliches ansah und über die sie unbefangen plauderte. Erst die Fünfzehnjährige gewahrte mit Schrecken, daß diese seltsamen Schauungen nicht Allgemeinbesitz der Menschen seien und sorgsam versuchte sie nun ihr Inneres vor den Blicken der Umwelt zu verschließen.

Von besonderer Bedeutung wurde ein mystisches Erlebnis des Jahres 1141. Die Heilige schreibt darüber: „Im Jahre 1141, als ich 42 Jahre und sieben Monate alt war, kam ein feuriges Licht mit Blitzesleuchten vom offenen Himmel nieder. Es durchströmte mein Hirn und durchglühte mir Herz und Brust gleich einer Flamme, die jedoch nicht brannte, sondern wärmte, wie die Sonne den Gegenstand, über den sie ihre Strahlen ausgießt. Nun war mir plötzlich der Sinn der Schriften erschlossen, der Psalmen, des Evangeliums und der übrigen Bücher des Alten und

Neuen Bundes.“ Demütig wollte St. Hildegard die Schau der inneren Gesichte für sich behalten. Sie sträubte sich gegen eine Mitteilung an andere, selbst als eine himmlische Stimme ihr befohlen hatte: „Tu kund die Wunder, die du erfahren! Schreib sie auf und sprich!“ Erst eine schmerzliche Lähmung mußte sie zum Niederschreiben zwingen, eine Lähmung, die sofort verschwand, als die Heilige mit der Niederschrift ihrer Gesichte begann. Unbestechlich und furchtlos verkündete sie nun die bisher ängstlich gehüteten Gotteselebnisse in der Welt. Ihr erstes großes Buch „Scivias“, d. h. „Wisse die Wege des Herrn“, machte den Namen der Nonne vom Rupertsberg mit einem Schlag in aller Welt berühmt. Nachdem die Heilige ihre anfängliche Scheu überwunden und zum Schreibstift gegriffen hatte, wurde der Rupertsberg zu einer goldenen Schmiede unvergänglicher Werke. Von hier aus ging das „Buch vom verdienstlichen Leben“ und das „Buch von den göttlichen Werken“ in die Welt; hier entstanden ihre Dichtungen und Gesänge, ihre Mysterienspiele und Heiligenleben. Hier erfand sie ihre „Geheimsprache“ und verfaßte ihre naturwissenschaftlichen und medizinischen Schriften. Mit Staunen sah die Welt auf das tiefe und vielseitige Wissen der frommen Benediktinerin. Hildegard war gleich ausgezeichnet in Theologie und Mystik, in göttlicher Begnadigung und gotterleuchtetem Schauen wie in weltlichen Wissenschaften. Sie war zu Hause in der Medizin, Mineralogie, Botanik, Physik, Astronomie, sie dichtete und komponierte. Ihre medizinischen Schriften trugen ihr in der neuen Zeit den Ehrentitel der „ersten schriftstellernden Ärztin“ ein.

Päpste und Bischöfe, Kaiser und Könige holten sich bei Hildegard in mündlicher Unterredung oder in brieflichen Anfragen Rat und huldigten ihrer gotterleuchteten Weisheit. Tausende kamen zu ihr und gingen sie um Rat und Gebet an.

Dunkle Wolken lagen zur Zeit der hl. Hildegard über der Kirche Gottes. Durch die Aufstellung von Gegenpäpsten war viel Verwirrung unter die Christenheit getragen worden. Die Verweltlichung des Klerus und die Lockerung der Ordenszucht brachte große Gefahren. Mit unerhörtem Freimut erhob da die heilige Seherin ihre Stimme und richtete ihre Ermahnungen an hoch und nieder. Die Kühnheit ihrer Sprache machte nicht Halt vor Päpsten und Kaisern. Dem greisen Papst Anastasius IV. redete sie ins Gewissen: „Du vernachlässigst die königliche Tugend der Gerechtigkeit, du siehst zu, wie das Böse stolz das Haupt erhebt, weil du diese abscheulichen Menschen, die das Geld mehr als die Gerechtigkeit lieben, fürchtest. ... Der du zum sichtbaren Hirten bestellt bist, erhebe dich und eile schneller zu der Gerechtigkeit, damit du nicht von dem großen Hirten beschuldigt wirst, du habest seinen Schafstall nicht gereinigt und die kranke Herde nicht mit Öl gesalbt.“ Nicht minder freimütig rief die gottesmutige Frau Kaiser Barbarossa, der mit dem Papst in schweren Kämpfen lag, mit scharfen Worten in die Schranken seiner Pflicht zurück, und der Kaiser, mit dem sie 1155 zu Ingelheim eine persönliche Begegnung hatte, beugte sich in Demut vor der Heiligen.

Die Sorge um das Reich Gottes veranlaßte St. Hildegard zu einem ungewöhnlichen Schritt: sie verließ die Klosterzelle und unternahm große Missionsreisen nach Franken, wo sie die Klöster des Maintals besuchte und in Würzburg und Bamberg auf den Marktplätzen predigte, moselaufwärts nach Trier und Metz, rheinabwärts nach Maria Laach, an die Ruhr, nach Köln. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte sie in ihr Kloster zurück. Aber der Eifer für das Reich Gottes ließ sie nicht ruhen. Noch als Greisin von über 70 Jahren entschloß sich die zeit lebenskränkliche Frau, die Mühen einer vierten apostolischen Fahrt auf sich zu nehmen. Das Ziel dieser weitesten Bußpredigtfahrt waren die Klöster Schwabens, von denen manche in trauriger Zuchtlosigkeit darniederlagen. In unerhört wuchtiger Sprache geißelte die Heilige die Mißstände und forderte zur Buße auf. Welch ungewöhnliche Erscheinung mußte St. Hildegard gewesen sein, daß solche Predigtfahrten nicht bloß möglich, sondern auch von Erfolg begleitet waren!

St. Hildegard, die große Seherin, teilte das Los aller Propheten: sie, die die Welt mit Trost und Licht erfüllte, mußte vereinsamt durchs Leben gehen. Seelische und körperliche Leiden waren ihre ständigen Begleiter. Am schwersten litt sie, als kurz vor ihrem Tode aus einem nichtigen, böswillig entstellten Grund das kirchliche Interdikt über ihr Kloster verhängt wurde. „Gott wollte nicht, daß ich je in Sicherheit dahinlebte“, sagte sie einmal, und ergeben betete sie: „O mein Herr und Gott, alle Schläge, mit denen du mich züchtigst, liebe ich, denn alle deine Werke sind gut und heilig!“

Als die Heilige ihre Seele aushauchte, erschien am Himmel ein großes Kreuz aus strahlendem Licht, als Zeugnis Gottes für die Heilige des „lebendigen Lichtes“. Auch sonst hatte Gott die Heiligkeit der Nonne vom Rupertsberg in ihrem Leben und bei ihrem Tode durch große Wunder und Zeichen kundgetan.

Josef von Copertino

18. September

Im Hause der Desa im italienischen Städtchen Copertino wußte man nichts von Überfluß und Behaglichkeit. Da galt es, frisch die Hände zu rühren und jeden Morgen aufs neue den Kampf mit dem harten Leben zu beginnen. Bedürfnislos wie alle Kinder des Südens wuchs der kleine Giuseppe heran. Der Junge war willig und brav, nur sehr jähzornig. Als Josef in das Alter kam, wo es galt, durch eigenen Verdienst die Not im Elternhause zu erleichtern, gaben ihn die Eltern einem

Schuhmachermeister in die Lehre. Aber Josef war nicht zum Schuster geboren. Den Anlaß zum Berufswechsel gab eine schwere Krankheit. Schon schien es, als wollte das Leben des Jungen abreißen wie ein brüchiger Schuhsenkel, da bekam die Jugendkraft noch einmal die Oberhand. Josef wurde wieder gesund. In den Tagen der Genesung reifte ein Plan in ihm zum festen Entschluß: er wollte sein Leben Gott schenken.

Er sagte dem Meister Lebewohl und bat im Kapuzinerkloster um Aufnahme als Laienbruder. Es dauerte aber nur ein paar Monate, da kam Josef verlegen ins Elternhaus zurück. Die frommen Väter hatten ihm den Laufpaß gegeben. Die Nachrichten gehen auseinander: während die einen Legenden erzählen, der Klosterkandidat sei deshalb wieder heimgeschickt worden, weil seine schwachen Augen ihn fast zu jeder Arbeit untauglich gemacht hätten, berichtet eine andere Wendung, Josef sei ständig so sehr in frommen Gedanken und Betrachtungen versunken gewesen, daß er für jede äußere Arbeit unbrauchbar wurde.

Taurig und unbefriedigt ging Josef zu Hause den Arbeiten nach, die ihm der Vater schaffte. Seine Gedanken waren beim Klosterleben, das er in den wenigen Wochen, wo er unter den Kapuzinern geweilt hatte, gar lieb gewonnen hatte. Sein fester Wille und Gottes Hilfe führten ihn auch wirklich noch zum Ziel. Ein Minoritenkloster wagte den Versuch und nahm ihn auf. Der Guardian hatte diesen Schritt nicht zu bereuen. Josef machte sich so gut, daß ihm ein ganz ungeahntes Glück zuteil wurde, ein Glück, das er sich nie im Traum hätte zu erhoffen gewagt: der Laienbruder sollte Priester werden! 1628 feierte er sein erstes Meßopfer. Nun begann eine Zeit innigster Gottverbundenheit und reicher mystischer Begnadigung. Der demütige und fromme Pater erhielt außergewöhnliche Beweise der Auserwählung. Der Schleier der Zukunft wich vor seinen Augen und er vermochte kommende Ereignisse vorherzusagen. Mit untrüglichem Blick durchschaute er die Seelen der Menschen. Wenn er stundenlang vor dem Altar niedergeworfen um Erbarmen flehte, kam die Verzückung über ihn, sein Körper durchbrach die Gesetze der Schwerkraft und schwebte spannenhoch über dem Fußboden. Öfters ereignete es sich, daß er am Sakramentsaltar emporgehoben wurde und in inbrünstiger Liebesglut den Tabernakel umarmte. Der protestantische Herzog Johann Friedrich von Braunschweig wurde durch den Anblick des in Verzückung schwebenden Paters so erschüttert, daß er 1651 der Irrlehre entsagte und zum alten Glauben zurückkehrte.

Die Gläubigen drängten sich zu P. Josef in den Beichtstuhl oder ins Sprechzimmer. Denn man wußte, daß kein Priester so wie er in Fragen des Heiles raten, in Leiden trösten, in Schwierigkeiten beruhigen konnte. Die trotzigsten und verhärtetsten Sünder gaben unter seinen gütigen Worten den Widerstand auf und warfen sich in Reue dem barmherzigen Gott zu Füßen. Die Kranken waren glücklich, wenn P. Josef an ihr Bett trat. Da fühlten sie nicht mehr das Schmerzende ihrer Kreuzeslast, und nicht selten fiel die Krankheit plötzlich von ihnen ab wie

ein altes Gewand. Kein Wunder, daß das Volk im ganzen Land mit größter Verehrung an P. Josef hing. Die Ordensobern suchten ihn vor dem Zulauf der Leute zu schützen. So wurde er von Kloster zu Kloster geschickt und mußte immer wieder zum Wanderstab greifen, sobald die Neugier des Volkes ihn aufgespürt hatte. Demütig fügte sich der Heilige den Weisungen seiner Vorgesetzten. Die großen Gnadenerweise, mit denen er beglückt worden war, nahm er mit der ruhigen Natürlichkeit eines ganz in Gott lebenden Menschen hin, ohne sich auch nur im geringsten zu erheben. Auch die leidenschaftlichsten Gegner konnten ihm keine Spur von Überheblichkeit oder Selbstgefälligkeit vorwerfen. Mochten Päpste und Fürsten seinen Rat einholen, sich seinem Gebet empfehlen und seine Freundschaft suchen — er blieb der bescheidene, demütige Ordensbruder, der froh war, wenn man ihm den Frieden seiner Zelle und das Plätzchen vor dem Tabernakel ließ. Beim Hinscheiden noch zeigte sich seine Demut in dem rührenden Wunsch, man möge ihn dort begraben, wo niemand ihn kenne, damit sein Andenken bald erloschen sei.

Gott aber, der die Stolzen vom Throne stürzt und die Demütigen erhebt, bewirkte, daß das Andenken des schlichten Minoritenpaters, der am 18. Spetember 1663 starb, durch Jahrhunderte lebendig blieb und immer fortleben wird.

Altzu klüge Leute
führen selten
große Werke aus.

† IGNATIUS v. LOYOLA

Es war eine rauhe Zeit, in die der hl. Lambert hineingestellt war. Die Könige des Frankenreiches waren zwar dem Namen nach schon Christen geworden, aber sie lebten keineswegs nach christlicher Lehre und Sitte. Zügellosigkeit herrschte an ihren Höfen, Willkür und Gewalt raubten die Ruhe und Sicherheit im Lande.

Lambert wurde ums Jahr 635 als Kind angesehener Eltern in Maastricht im heutigen Holland geboren. Zwei heilige Männer leiteten Lamberts Ausbildung: St. Landoald und St. Theodad. Die Lehren, die diese Männer in das willige Herz ihres Schülers senkten, ließen ihn nicht irre werden, als dem jungen Mann das Laster in mancherlei aufdringlicher Gestalt gegenübertrat. Er hörte von Unsitten der Großen und Mächtigen des Landes, von Ungerechtigkeit und Amterschleichung, von Überfall und Mord. Eine Gewalttat berührte Lambert besonders nahe und gab seinem Leben eine unerwartete Richtung. Theodad, der den Abtstab von Stablo mit dem Bischofsstuhl von Maastricht vertauscht hatte, wurde auf einer Reise nach Metz in einem Walde bei Speyer meuchlings erschlagen. Als es galt, einen passenden Nachfolger für den Ermordeten zu bestimmen, fiel die Wahl der Geistlichkeit und des Volkes einstimmig auf Theodads Schüler Lambert. Im Jahre 669 übernahm Lambert, der von seinen Lebensbeschreibern als fürstlich im Auftreten und vornehm im Umgang geschildert wird, schweren Herzens das Bischofsamt.

Vier Jahre nur konnte Bischof Lambert seines schwierigen Amtes mit Umsicht und Tatkraft walten und den Frieden in seinem Bistum aufrecht erhalten. Dann trugen die Boten abermals die Kunde von einer Bluttat durchs Land: König Childrich II. war ermordet worden. Da Bischof Lambert als treuer Anhänger des Königs bekannt war, wurde auch er in den Sturz Childrichs verwickelt. Er wurde vertrieben und mußte die Leitung des Bistums einem unwürdigen Eindringling überlassen.

Der vertriebene Bischof fand in dem Benediktinerkloster Stablo Zuflucht. Sieben Jahre weilte Lambert unter den Mönchen und aß das Brot der Verbannung. Er lebte mit den Mönchen wie einer von ihnen und fügte sich in die Regel und Hausordnung wie der jüngste Novize. Die Legende weiß ein schönes Beispiel seiner Demut und seines Gehorsams zu erzählen. Eines Nachts erhoben sich nach ihrer Gewohnheit die Mönche, um lautlos durch den Kreuzgang zum Chorgebet in die Kapelle zu gehen. Durch irgendein unfreiwilliges Mißgeschick passierte es Bischof Lambert, daß er die heilige Stille der Nacht durch ein lärmendes Geräusch störte. Der Abt, der wahrscheinlich im Dunkel des Ganges Lambert nicht erkannte und ihn für einen der Brüder hielt, befahl ihm zur Strafe für seine Unachtsamkeit, vor der Kirche im Schnee vor einem Kruzifix knieend zu beten. Ohne ein Wort der Widerrede gehorchte der Bischof dem Befehl und unterzog sich

der empfindlichen, schlecht angebrachten Strafe. Erst nach einigen Stunden wurde der Bischof vermißt und der Irrtum geklärt. Zu seinem Schrecken fand der Abt den Bischof noch immer an dem angewiesenen Platz. Er war vor Kälte fast erstarrt und konnte sich nur unter großen Schmerzen erheben.

Und wieder war es eine Mordtat, die eine Wendung in Lamberts Leben brachte. Ebroin, der Mörder Childrichs, fand selbst den Tod durch Mörderhand und an seine Stelle trat Pipin von Heristal. Nun stand für den verbannten Bischof der Weg in die Heimat wieder offen. Jubelnd begrüßten Priester und Volk den zurückkehrenden Hirten, der einen verwüsteten Weinberg antraf. Unverzagt machte sich der Heilige an die Arbeit des Wiederaufbaus. Es begann ein eifriges Wirken zur Festigung der kirchlichen Verhältnisse und zur Wiederherstellung der Ordnung. Sogar über die Grenzen seines Bistums hinaus führte ihn sein Seeleneifer. Im Verein mit dem heiligen Willibrord unternahm er gemeinsame Missionsreisen, auf denen einer den andern aufmunterte und stärkte. Bis zum Tode blieben die beiden Heiligen treue Freunde.

Pipin von Heristal förderte zwar die Missionstätigkeit und begünstigte die Wirksamkeit Lamberts. Aber seinem äußeren Eintreten für das Christentum entsprach sehr wenig sein sittliches Leben. Er hatte seine rechtmäßige Gattin verstoßen und lebte mit der schönen Alpais in sündhafter Gemeinschaft. Wie hätte Bischof Lambert zu solch öffentlichem Ärgernis schweigen dürfen? Die ernstesten Vorhaltungen Lamberts waren vergeblich. Sah Pipin auch das Unrechte seines Liebesbundes ein, so hatte er doch nicht die Kraft, sich dem bestrickenden Einfluß der Alpais zu entziehen. Diese jedoch konnte dem Bischof sein Einschreiten nicht verzeihen. Ihr Bruder, von Alpais aufgestachelt, stieß den heiligen Bischof in seinem Landhaus Leodium (dem heutigen Lüttich) meuchlings mit der Lanze nieder. Die Mordtat geschah am 17. September 708.

St. Hubert, Lamberts Schüler und Nachfolger, errichtete zu Leodium an der Stätte der Freveltat eine schöne Kirche. Er verlegte auch seinen Bischofssitz von Maastricht dorthin; so entstand die Stadt Lüttich. Die herrliche Lambertuskirche zu Lüttich wurde in der französischen Revolution zerstört und das Grabmal mit dem größten Teil der Reliquien des Heiligen vernichtet.

Das Leben dieses Heiligen, der im katholischen Volk allgemeine Verehrung erlangte und Aufnahme unter die 14 Nothelfer fand, ist sehr stark von späteren Legenden ausgeschmückt worden. Geschichtlich läßt sich von ihm nur soviel erweisen, daß er mit seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen unter Kaiser Hadrian im Jahre 118 den Martertod erlitt.

Die Legende, die sich auf alte Berichte stützt, erzählt: Eustach führte, ehe er vom Heidentum zur Lehre Christi übertrat, den Namen Plazidus. Durch seine Tapferkeit im römischen Heere hatte er die Gunst des Kaisers Trajan in solchem Maße erlangt, daß ihn dieser zum Feldherrn ernannte. Das Kriegshandwerk hatte Plazidus aber nicht hart und rauh gemacht; er hatte sich ein mildes, gütiges Herz bewahrt und erwies im Bunde mit seiner edlen Gemahlin Theopista den Armen viel Gutes. Zum Lohn für seine Mildtätigkeit senkte Gott in das Herz des Heiden ein wehes Sehnen nach Erkenntnis und ein Heimweh nach dem wahren Gott. Einst vergnügte sich Plazidus auf der Jagd. Er verfolgte einen stattlichen Hirsch tief in den Wald hinein. Plötzlich stellte sich das edle Tier seinem Verfolger entgegen. Da sah Plazidus staunend zwischen dem Geweih des Hirsches ein leuchtendes Kreuz. Sein Staunen wuchs, als eine Stimme erscholl: „Plazidus, warum hältst du Jagd auf mich? Ich bin Christus, des wahren Gottes Sohn, und ich habe dich lieb deiner Barmherzigkeit wegen. Ich will auch dir barmherzig sein; geh hin und laß dich taufen!“ Plazidus eilte zu tiefst erregt heim und erzählte Theopista und den Kindern sein wunderbares Erlebnis. Einmütig erklärten sie sich bereit, dem Rufe Christi zu folgen; sie ließen sich in den christlichen Wahrheiten unterrichten und empfangen die Taufe, wobei Plazidus den Namen Eustach erhielt.

In harten Prüfungen sollte Eustach von allem Irdischen entblößt werden, um nur noch Christus zu gehören. Ansteckende Krankheiten rafften seine Diener hinweg, sein Vermögen wurde die Beute von Dieben. Sein Palast ging in Flammen auf. Die Heiden, die es nicht zu verstehen vermochten, wie ein so angesehener Mann Christ werden konnte, erblickten in den Schicksalsschlägen die gerechte Strafe der Götter und wurden Plazidus und seiner Familie mit ihrem Spott und ihrer Schadenfreude so lästig, daß Eustach sich entschloß, in ein Land auszuwandern, wo niemand ihn kannte. Ein Schiff sollte ihn mit Frau und Kindern nach Ägypten bringen. Auf der langen Fahrt verbrauchten sie ihren letzten Pfennig. Als der Kapitän bei der Landung den Fahrpreis forderte und Eustach nicht bezahlen konnte, behielt der herzlose Mann Theopista, deren Schönheit ihn schon lange gereizt hatte, als Sklavin bei sich. Blutenden Herzens mußte der Vater mit seinen beiden Söhnen weiterwandern. Aber noch war sein Kreuz nicht schwer genug. Beim Überqueren eines Flusses verlor er auch noch seine Kinder, die von wilden Tieren gepackt und ins

Dickicht des Waldes geschleppt wurden. Von Schmerz und Gram fast des Gehens nicht mehr mächtig, schleppte er sich allein weiter, bis er an ein Landgut kam, auf dem er sich als Knecht verdingte. Lange Jahre diente der einstige Feldherr hier in Demut und Treue.

Unterdessen geschah es, daß das römische Reich von Feinden hart bedrängt wurde. Schmerzlich vermißte der Kaiser Trajan einen erprobten Heerführer. Da erinnerte er sich an Eustach und sandte Boten aus, den Verschollenen zu suchen. Gott fügte es, daß einer dieser Kaiserboten auch nach Ägypten zu jenem Landgut kam, wo Eustach als Knecht diente. An einer Narbe erkannte der Soldat seinen ehemaligen Feldherrn und richtete ihm den Auftrag des Kaisers aus. Aus Liebe zum bedrohten Vaterland brach Eustach sofort auf und übernahm die Führung des Heeres. In raschen Siegen jagte er die Eindringlinge wieder über die Reichsgrenzen und stellte Ordnung und Sicherheit im Lande her.

Eines Tages wurde dem siegreichen Heerführer gemeldet, zwei junge Hauptleute hätten sich im Quartier nach 15jähriger Trennung als Brüder erkannt und hätten in der Sklavin, die sie im Quartier bediente, ihre Mutter gefunden, die einst von einem Schiffsherrn als Zahlungspfand entführt worden war; Eustach erkannte in den drei Glücklichen sogleich die Seinigen wieder. Welch ein Jubel, als nach so langer Zeit der Prüfung die ganze Familie wieder in Glück und Freude vereint war!

Doppelt glücklich über den errungenen Sieg und die wiedergefundenen Angehörigen zog der siegreiche Feldherr in Rom ein. Kaiser Hadrian, der dem inzwischen verstorbenen Trajan gefolgt war, war den Christen nicht wohlgesinnt. Er empfing zwar Eustach mit den höchsten Ehren, aber schon in den ersten Tagen kam es zwischen ihm und dem Feldherrn zu einem heftigen Zusammenstoß. Zum Dank für die errungenen Siege wurden große Feste gefeiert und reiche Opfer den Göttern dargebracht. Als der sieggekrönte Feldherr die Teilnahme an den Opfern ablehnte und erklärte, daß er als Christ nur dem einen wahren Gott Jesus Christus sein Opfer bringe, vergaß der Kaiser alle Verdienste, die Eustach sich um das Reich erworben hatte und verurteilte Eustach mit seinen Angehörigen zum Tode. Die Bestien, denen sie vorgeworfen wurden, verloren ihre Wildheit und legten sich ihnen zahm zu Füßen. Da ließ der Kaiser die standhaften Bekenner in einem großen eisernen Ofen verbrennen. Die Leichname der Märtyrer wurden unversehrt gefunden. Die Christen bestatteten sie und erbauten in späteren, friedlichen Zeiten eine prächtige Kirche über der Grabstätte.

Zur Zeit Christi stand Palästina unter römischer Oberhoheit. Der Kaiser und seine Statthalter suchten aus dem unterjochten Volk möglichst viel Einnahmen herauszuholen. Zur Einziehung der Steuern und Zölle verwendeten die Römer nicht Beamte aus ihren Reihen, sondern Juden, die mit Land und Leuten besser vertraut waren. Daß diese Männer, die sich als Handlanger der verhaßten Eroberer hergaben, beim jüdischen Volk nichts weniger als beliebt waren, läßt sich leicht denken. Man sah in ihnen Landesverräter und machte einen Umweg, wenn man ihnen auf der Straße begegnete. Die Erbitterung gegen sie war um so leidenschaftlicher, als die meisten der Zolleinnehmer und Steuerpächter ihre Stellung benützten, aus den Geldbeuteln ihrer Landsleute herauszuholen, was herauszuholen war — keineswegs um alles den römischen Behörden abzuliefern, sondern um ihre eigene Kasse zu füllen.

Auf einen dieser verachteten Menschenklasse fiel der begnadigende Blick des Heilandes: auf den Zolleinnehmer Levi Bar Alphaeus in Kapharnaum. Die Zollstelle in Kapharnaum am See Genesareth, wo die Handelsschiffe anlegten und mehrere große Verkehrsstraßen zusammenliefen, war besonders einträglich. Ob Levi nach Art der meisten seiner Amtsgenossen seine Stellung zur Selbstbereicherung mißbrauchte, oder ob er zu den spärlichen Ausnahmen gehörte, die jede Ungerechtigkeit nach bestem Willen zu vermeiden suchten, wir wissen es nicht. Die Geschichte seiner Berufung und sein Wirken als Apostel und Evangelist legt die Vermutung nahe, daß Levi ein gläubiger Jude war, der sein Volk liebte, die Heilige Schrift überdachte und, trotz seines Berufes, Auge und Herz auf hohe Dinge gerichtet hielt. Er hatte über die Wirksamkeit Jesu schon mancherlei gehört und wohl auch einiges über seine Lehre vernommen. Manchmal schon, wenn er Jesus mit seinen Gefährten die Straße ziehen sah, mag in seinem Inneren der Wunsch wach geworden sein: Könnte doch auch ich bei ihnen sein! Doch rasch schob er ihn immer wieder beiseite. Solch ein Los war nicht für einen Menschen wie er, war nicht für einen „Zöllner“, für einen „öffentlichen Sünder.“

Eines Tages saß er in seiner Amtsstube und kramte in Steuerzetteln und blätterte in Zollrechnungen. Da fiel sein Blick durchs offene Fenster: Jesus kam mit seinen Jüngern die Gasse herauf. Als Jesus zum Zöllhäuschen gekommen war, ging er nicht vorüber, sondern schritt schnurstracks auf Levi zu. Dieser erhob seine Augen und tauchte sie in Jesu Augen. Und sogleich erkannten beide, daß sie einander versanden. Ermutigend lächelte Jesus den Zöllner an, erhob seine Hand und sagte: „Folge mir!“ Eine Welle von Glück durchrieselte heiß den Mann an der Zollschranke. Er war es gewohnt geworden, von allen verachtet zu sein und immer in feindselige Augen blicken zu müssen. Und nun kommt Jesus, schiebt mit einer

gütigen Handbewegung alle Vorurteile beiseite und ladet ihn mit einem herzlichen Worte ein, sich seiner Jüngerschar anzuschließen, als wäre dies die selbstverständlichste Sache von der Welt. Diese Großmut des Herrn greift Levi ans Herz. Und so besinnt er sich nicht lange, er läßt sein einträgliches Gewerbe fahren und schließt sich dem armen Meister und seinen Jüngern an. Mit einem großen Festmahl beschließt Levi sein Amt als Zollpächter. Mit dem Amt legt er auch den Namen ab. Künftig nennt er sich Matthäus, d. h. Gottesgeschenk.

Matthäus verließ nicht nur eine armselige Fischerhütte und ein paar Boote, er trennte sich von einer festen Anstellung, von einem sicheren Einkommen. Darum ist seine entschlossene Folgsamkeit, sein unbedenkliches Aufstehen vom Tisch, auf dem die Geldhaufen wuchsen, auf den ersten Ruf hin, ein größeres Opfer und damit ein größeres Verdienst gewesen als bei den andern. Kirchenväter sagen von Matthäus: „Er besann sich nicht lange, er zögerte nicht; er sprach nicht: zuerst muß ich noch meine Rechnungen abschließen, Außenstände eintreiben, meine Sachen ordnen. Er überlegte nicht, was die Leute von ihm sagen würden. Er stand auf und verließ alles, ohne zu bedenken, was daraus werden würde. Wie Matthäus leben viele von uns auf dem Markte, vertieft in Handel und Verkehr, versenkt in Sorgen um Gewerbe und Gewinn. Viele stehen müßig da in behäbiger Ruhe und schauen in neugieriger Langeweile dem Gedränge und Gewoge zu. Viele sitzen in ihren Buden zwischen Ballen und Kisten oder in den Schreibstuben zwischen Geldsäcken und Rechnungen. An allen diesen kommt Jesus vorüber, ruft ihnen mit der Stimme ihres eigenen Herzens und durch seine Diener zu: folgt mir nach, wie Matthäus! Gehorchen sie nicht, so geht der Herr vorüber!“ Beschämt dieser verachtete Zöllner nicht ungezählte von uns? Wie viele von uns brächten den Heldenmut auf, Beruf und Stand und Einkommen in den Wind zu schlagen, wenn Gott uns in seinen Dienst beriefe? An wievielen „Zollstationen“ geht Jesus traurig vorüber, weil ihm nicht aufgetan wird?

Aus dem Zöllner wurde ein tüchtiger Apostel. Ihm verdanken wir die erste Sammlung der denkwürdigen Reden Jesu. Er schenkte der Christenheit das Evangelium, das seinen Namen trägt. Dieser Zolleinnehmer von Kapharnaum hat wahrhaftig allen Anspruch auf den Dank der Menschheit; ohne ihn wären viele Worte Jesu verloren. Matthäus, den der Herr aus öffentlicher Verachtung herausgerissen und dem Kreis seiner auserwählten Apostel eingereiht hatte, wußte nach Jesu Tod und Himmelfahrt keine wichtigere Aufgabe, als den Meister vor dem jüdischen Volk zu rechtfertigen. Seine Landsleute sollten einsehen, daß dieser Jesus von Nazareth, den sie in den schimpflichsten Tod gestürzt hatten, in der Tat der verheißene Messias war. Sie sollten vor ihm, den sie verachtet und zum Auswurf der Menschheit gezählt hatten, anbetend die Knie beugen. Diese Aufgabe brannte auf der Seele des Matthäus und leitete ihn beim Niederschreiben seines Evangeliums. Die Schrift sollte eine Ehrenrettung des Meisters werden. Damit jeder Volksgenosse die Froh-

botschaft vom Messias König Jesus Christus hören und verstehen könne, schrieb Matthäus sein Evangelium in der aramäischen Umgangssprache.

Wo Matthäus nach der Abfassung seines Evangeliums wirkte und wo er starb, ist in Dunkel gehüllt. Eine alte Überlieferung meldet, er habe in Äthiopien das Christentum gepredigt und seine Gebeine seien später nach Salerno in Süditalien übertragen worden. Das Apostelgrab wurde das Ziel zahlreicher Pilgerzüge, und auch in Deutschland wuchs die Verehrung des Patrons der Steuer- und Zollbeamten.

Emmeram

22. September

„Es fielen viele durch des Schwertes Schneide, doch nicht so viele wie durch die Zunge. Gesegnet, wer vor ihr geborgen ist, wer nimmer ihrer Wut zum Opfer fällt!“ (Sirach 28, 81 f.) Welches Unheil die Zunge durch boshafte Verleumdung anrichten kann, zeigt die Geschichte des hl. Emmeram. Ihn trieb die verleumderische Zunge in martervollen Tod und schändet bis zum heutigen Tag sein Andenken.

Der Franke Emmeram (der Name ist die lateinische Form des urdeutschen Namens Haimhram) erblickte als Sohn vornehmer Eltern zu Poitiers in Aquitanien das Licht der Welt. Er erhielt eine treffliche Ausbildung und entschloß sich zum Priestertum. Es drängte ihn, die Samenkörner der göttlichen Lehre in die Herzen seiner Landsleute zu senken und dem Herrn den Weg zu bereiten. Gütig und barmherzig gegen die Sünder und Verirrten, wohlthätig gegen die Armen, scheute er keine Mühe und wanderte in apostolischem Eifer landauf und landab, um die letzten Überreste des Heidentums zu zerstreuen und das Evangelium zu befestigen. Freudig fand der Missionar, der mit vollen Händen und vollem Herzen geistlichen und leiblichen Segen in Fülle spendete, überall Aufnahme. Umso schmerzlicher traf es die Leute, als eines Tages die Kunde durch die Gaue lief, Emmeram sei in ein fremdes Land gezogen.

Was hatte den Missionar veranlaßt die Heimat zu verlassen und ein Volk aufzusuchen, dessen Sprache er nicht kannte und dessen rauhe Lebensart ihn abstoßen mußte? Er hatte von den Awaren und Slaven gehört, über denen noch das Dunkel des Heidentums lag und die noch blind waren gegen das Licht der Wahrheit. Da ließ ihn sein ungestümer Missionseifer nicht ruhen. Er faßte den hochherzigen Entschluß, Vaterland und Freunde, Vermögen und Ehrenstellen zu verlassen und gegen Osten zu wandern. Am Rhein gesellte sich ihm ein sprachkundiger Priester

bei, der ihm als Dolmetscher hochwillkommen war. Nun ging die Fahrt durchs deutsche Land bis nach Regensburg, der Hauptstadt des Bayernherzogs Theodo. Der Herzog bot all seine Überredungskunst auf, Emmeram von seinem Entschluß, zu den Awaren nach Ungarn zu wandern, abzubringen und ihn zum Bleiben zu bewegen. Er zeigte dem tatendurstigen Priester in Bayern ein großes, vielverheißendes Arbeitsfeld. Wohl hatte in Bayern schon in den Römerzeiten das Christentum Fuß gefaßt. Aber die Völkerwanderung hatte es an den Ufern der Donau wieder zum größten Teil hinweggefegt. Wenn auch die Bemühungen des Herzogs, das Volk für seine christliche Überzeugung zu gewinnen, von Erfolg getragen waren, so war das Christentum der Bayern doch noch stark mit heidnischen Vorstellungen vermischt. Das Taufwasser hatte keineswegs den alten Götterglauben ganz weggespült. Die Tempel der Götter waren verfallen, aber immer noch kam das Volk an den altgeheiligten Stätten zu Opfern und Gelagen zusammen.

Emmeram sah, daß sich hier für ihn ein weites Arbeitsfeld auftat. So ließ er sich von Herzog Theodo überreden zu bleiben. Er schlug in Regensburg seinen Sitz als Missionsbischof auf und begann nun predigend und mahnend, betend und taufend durchs Land zu ziehen und um die Seele des Bayernvolkes zu ringen. In Güte und Liebe, aber auch mit Ernst und Strenge kämpfte er gegen Heidentum und Aberglauben. Nach drei Jahren aufopfernder Missionsarbeit sah Emmeram eine hoffnungsvolle Saat aufsprossen. Da stieg in ihm der Wunsch auf, dem Heiligen Vater über seine Wirksamkeit Bericht zu erstatten und zur Weihe seines Werkes den Segen des Statthalters Christi zu erleihen. Todesahnungen bewogen Emmeram, den Beginn der Romfahrt nicht länger aufzuschieben. Er nahm Urlaub vom Herzog und wandte sich mit einigen Gefährten den Alpen zu. Noch war er nicht weit gekommen, da wurde er im Weiler Kleinhelfendorf von einem Haufen Bewaffneter, mit dem Herzogssohn Lantpert an der Spitze, überfallen und grausam ermordet.

Es wird immer Dunkel über dem Tod des heiligen Missionars liegen bleiben. Bischof Arbeo von Freising erzählt: Uta, Herzog Theodos Tochter, war den Verführungskünsten eines Beamtensohnes erlegen. Als sie die Folgen ihres Fehltritts nicht länger verbergen konnte, bezichtigte sie, wahrscheinlich auf Anraten ihres Verführers, den eben abgereisten Bischof des sündigen Umgangs. In flammendem Zorn raffte ihr Bruder Lantpert eine Schar Bewaffneter zusammen und sprengte Emmeram nach, um die Schmach seines Hauses zu rächen. Was half es, daß der Heilige die ungeheuerliche Verleumdung zurückwies und seine Unschuld beteuerte? Der Junker schenkte in seiner blinden Rachsucht den Beteuerungen des Bischofs kein Gehör. Er ließ Emmeram in eine Scheune schleppen und auf barbarische Weise abschlachten. Die Augen wurden dem Heiligen ausgestochen, Nasen, Ohren, Zunge und alle Glieder stückweise abgeschnitten. Halbtot blieb der grausam Verstümmelte liegen. Die Gefährten, die beim Nahen der Bewaffneten geflohen waren und nun endlich sich wieder herbeiwagten, verbanden Emmeram notdürftig und legten ihn

auf einen Wagen, um ihn nach Aschheim zu bringen. Doch ehe das Ziel erreicht war, verblutete Emmeram. Als Todestag wird der 22. September 652 angegeben. Die Leiche des ersten Missionars der Bayern fand in der Pfarrkirche zu Aschheim eine vorläufige Beisetzung. Als später die Unschuld des Bischofs unzweifelhaft zutage trat, ließ der untröstliche Herzog dem schuldlos Ermordeten eine glänzende Totenfeier halten. Er ließ die Leiche erheben und auf einem Floß die Isar abwärts gegen Deggendorf und von dort auf der Donau nach Regensburg bringen, wo sie feierlich empfangen und in der Kirche des hl. Georg beigesetzt wurde. In späteren Jahren wurde der Georgskirche ein Benediktinerkloster angeschlossen, das dann als das fürstliche Reichsstift St. Emmeram eine der bedeutendsten Abteien Deutschlands wurde.

Mauritius

23. September
(Gedenktag am 22. September)

Die Geschichte der Kirche und der Heiligen kennt manches Beispiel von Männern und Frauen, die im Zwiespalt zwischen Gottes- und Staatsgesetz sich für Gott entschieden und Gefängnis, Verbannung, selbst den Tod auf sich nahmen. Zu dieser Schar unbeugsamer Helden gehört auch St. Mauritius (Moritz).

Mauritius lebte zur Zeit des Kaisers Diokletian und war Oberst der thebaischen Legion, deren Soldaten aus der Thebais stammten, einem fruchtbaren Landstrich Oberägyptens, und die wie ihr Führer Mauritius fast durchweg Christen waren. Als Diokletians Mitregent Maximian über die Alpen zog, um einen aufständischen Stamm der Gallier zu unterjochen und die Verwaltung Galliens zu übernehmen, wurde auch die thebaische Legion zur Verstärkung des Heeres herangezogen. Nach dem mühsamen Alpenübergang gestattete Maximian den erschöpften Truppen einige Rasttage. Bei Octodurum an der Rhone, wo heute die Stadt Martigny im Schweizer Kanton Wallis liegt, wurde das Lager aufgeschlagen. Um für die kommenden Kämpfe Waffenglück zu erleben, verordnete der Kaiser ein feierliches Opfer zu Ehren der Götter. Alle Truppen sollten sich daran beteiligen. Mauritius suchte mit seiner Legion der Teilnahme an dem heidnischen Opfergottesdienst zu entgehen, indem er das allgemeine Lager verließ und einige Stunden weit entfernt bei Agaunum, dem jetzigen St. Maurice, die Zelte aufschlug. Heidnische Offiziere, die den Christen ohnehin nicht günstig gesinnt waren, erstatteten dem Kaiser Meldung von dem Abzug der Thebaer. Unwillig ließ Maximian den Befehl überbringen,

sofort ins Lager zurückzukehren und an dem Opfer teilzunehmen. Mauritius weigerte sich. Sein Gewissen verbot ihm, dem Christen, die Teilnahme am heidnischen Götzendienst. Der Kaiser wurde über die Gehorsamsverweigerung wütend. Er befahl, die unbotmäßige Legion zu dezimieren, d. h. jeden zehnten Mann hinzurichten. Aber die tapferen Soldaten wurden dadurch nur noch bestärkt im Glauben. Das zeigt dieser Brief, den sie nach der Legende an den Kaiser sandten: „Kaiser, wir sind deine Soldaten; aber wir sind auch Soldaten Christi. Wir haben dir Leben, Leib und Blut zu Dienst gestellt, aber unser Herz und unsere Seele haben wir Gott verpfändet. Lange schon haben wir beiden Herrn treu gedient und wollen es tun, solange wir können. Müssen wir aber dem einen ungehorsam werden, dann sei überzeugt: Gott geht einem Menschen vor. Niemals können wir dir gehorchen, wenn er uns zu gehorchen verbietet. Christo haben wir den ersten Eid geschworen, seine Soldaten waren wir eher als die deinen. Wenn wir nun den unserm Gott geschworenen Eid brechen würden, welche Bürgschaft hättest du dann, daß wir den dir – einem Menschen – geleisteten Eid halten werden? . . . Wir sind bereit zu sterben. Wir haben wohl Waffen, doch wir werden sie nicht gegen dich gebrauchen. Tue, was du willst! Lasse Mann für Mann von deinen Soldaten töten: wir werden uns nicht regen.“

Statt den Kaiser zu besänftigen, reizte dieser Brief ihn erst recht zu blinder Wut. Er ließ die christliche Legion zum zweitenmal um jeden zehnten Mann vermindern. Vergeblich! Den hingemordeten Kameraden fühlten sich die Überlebenden erst recht verpflichtet, Glauben, Gewissen und Ehre über die Willkür des Staates und den Willen zum Leben zu stellen. Die Drohungen des maßlos erzürnten Herrschers konnten sie nicht schrecken. Sie blieben Christus, ihrem König, treu. Mannhaft gingen sie alle in den Tod. Einmütig folgten sie dem Heldenbeispiel ihrer drei Offiziere: Mauritius, Kandidus und Exsuperius.

Mag eine spätere Überlieferung den Vorfall bei St. Maurice auch ausgeschmückt und die Zahl der Bekenner stark vergrößert haben, an der Tatsache des Martyriums christlicher Offiziere und Soldaten in dieser Rhonegegend wird man nicht rütteln können. Bereits im 6. Jahrhundert wurde an der Stelle des Martyriums eine Benediktinerabtei gegründet, die als das älteste Kloster der Schweiz gilt. Heute ist St. Maurice ein Chorherrnstift.

Das war ein großes Jammern in der Burg des Grafen Wolverad von Altshausen, als sich von Tag zu Tag deutlicher zeigte, daß der kleine Hermann zeitlebens ein hilfloser Krüppel bleiben würde. Alle die andern 14 Kinder waren gesund und lebensfrisch – nur dies eine, das den bekümmerten Eltern am 18. September 1013 geboren wurde, war vom ersten Tage an schwach und hilflos. Wie ein Blitzstrahl traf die unglückliche Mutter, Gräfin Hiltrud, die Erkenntnis, daß die schwachen Gliederchen des Kindes lahm waren. Als Krüppel mußte Hermann durchs Leben gehen, als Contractus (der Lahme) sollte er in das Gedächtnis der Nachwelt eingehen. Zeitlebens war es Hermann unmöglich, seine Glieder zu gebrauchen. Er mußte kein rechter Junge gewesen sein, wenn er nicht zu tiefst unter diesem Gebrechen gelitten hätte. Wie schmerzvoll mag er die muntere Beweglichkeit seiner gelenkigen Geschwister empfunden haben. Die Legende erzählt, daß der arme Junge sich einmal in größter Qual an die Gottesmutter wandte, um von ihr Hilfe zu erlangen. Maria aber stellte ihn vor die Entscheidung, zwischen körperlicher oder geistiger Krankheit zu wählen. Ohne Zögern griff der Knabe nach dem Kreuz des kranken Leibes. Hermann war durch sein Leiden so behindert, daß er sich nie ohne fremde Hilfe bewegen konnte und sein Leben sitzend verbringen mußte. Wenn er schrieb, so vermochte er es nur in beschwerlicher, gekrümmter Haltung zu tun. Welch eine starke, heldenhafte Seele muß dieser Lahme besessen haben, daß er es trotz seiner körperlichen Behinderung dahin brachte, ein Fürst im Reiche der Wissenschaft, einer der größten Gelehrten seiner Zeit zu werden!

In früher Jugend schon übergaben die Eltern ihr Sorgenkind der Obhut eines Klosters. Zuerst kam der siebenjährige Hermann in die berühmte Klosterschule von St. Gallen, später wurde das Benediktinerstift auf der Insel Reichenau seine Heimat. Er wurde der gelehrteste und bedeutendste Mönch auf der ehrwürdigen Gottesinsel. Hermanns scharfer Geist umschloß das ganze damalige Wissen in einer staunenswerten Tiefe und Weite. Er war in der Mathematik und Astronomie ebenso zu Haus wie in der Philosophie und Rhetorik. Neben den klassischen Sprachen des Latein und Griechisch beherrschte er das Arabische und Hebräische. Die astronomischen Instrumente, die er erfand, erregten das Aufsehen der gelehrten Welt. Die von ihm verfaßte Chronik gehört zu den besten und wertvollsten Geschichtsquellen Deutschlands. Kein Erforscher des frühen Mittelalters kann an diesem Werke Hermanns vorübergehen. In der Musik leistete er Bahnbrechendes und wurde Begründer einer eigenen Musikschule. Dem Musiker und Dichter Hermann verdanken wir eine Reihe unserer herrlichsten Antiphonen. Er ist der Schöpfer der schönen Antiphon *Alma redemptoris mater* (Mutter des Erlösers, gnadenvolle). Auch das *Salve regina* und mehrere andere Perlen der Liturgie werden von vielen ihm zugeschrieben.

Wie herrlich passen die Worte des *Salve regina* in die Gedankenwelt Hermanns hinein! Wenn auf der Reichenau alles blühte und duftete in wunderseliger Frühlingspracht, alles sehnsüchtig nach der langen Winterzeit in die neuerwachte Gottesnatur hinausstürmte, da mag der lahme Mönch wehmütig vom Fenster seiner Zelle aus dem frohen Treiben zugesehen haben. Wie einsam und verlassen mußte er sich fühlen! Doch nein, er war nicht verlassen! War nicht sie mit ihrer mütterlichen Liebe bei ihm, die Königin des Himmels, der er in kindlicher Liebe ergeben war und schon so manches innige Lied gesungen hatte? Mochten die andern dem blütenbunten Frühling zujauchzen, sein Gruß und Preis galt ihr, der hohen, edlen Frau. Und in stammelnder Ehrfurcht und Liebe grüßte er sie: „*Salve regina* – sei gegrüßt, Königin, Mutter der Barmherzigkeit, des Lebens Trost und Süßigkeit, unsere Hoffnung sei gegrüßt!“ Im Glanz ihrer himmlischen Schönheit kommt ihm seine Erdenmühsal und Beschwerde besonders schmerzlich zum Bewußtsein. Mit tränen-glitzernden Augen ruft er: „Zu dir schreien wir elenden Kinder Evas! Zu dir seufzen wir, trauernd und weinend in diesem Tale der Tränen.“ Aber nein, er will sich von seiner Hilflosigkeit nicht niederzwingen lassen. Sie ist doch die mächtige, gütige Frau; bei ihr ist Hilfe und Trost. So ruft er flehend: „Eia, nun, du unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzigen Augen zu uns. Und nach diesem Elende zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes – du gütige, du milde, du süße Jungfrau Maria!“

Bald ging seine Bitte in Erfüllung. Es dauerte nicht lange, und die gütige Himmelskönigin holte ihren treuen Verehrer aus dem Tale der Tränen und zeigte ihm Jesus, die gesegnete Frucht ihres Leibes. Erst 41 Jahre alt wurde Hermann der Lahme von seinem gebrechlichen Körper erlöst. Am 24. September 1054 rief der Herr diesen opferstarken Kreuzträger zu sich. Im Dienste Gottes hatte er die Last, die von Geburt an ihm auferlegt war, ergeben getragen. Im Dienste Gottes hatte er mit den Geistesgaben, die ihm geschenkt waren, einen Tempel der Gelehrsamkeit erbaut. Von seinem göttlichen Dienstherrn wird er den Zehner seines Mühens und Duldens erhalten haben.

Aufgewachsen in der zauberischen Lagunenstadt Venedig trat Gerhard in das Benediktinerkloster St. Georg, dessen Abt er nach wenigen Jahren wurde. Die Sehnsucht, die hl. Stätten zu sehen, die durch Christi Leben und Leiden geweiht wurden, ließ ihn wie in so vielen seiner Zeitgenossen den Wunsch wach werden, nach Jerusalem zu wallfahren. Mit einigen Begleitern machte er sich auf die beschwerliche Fahrt gegen Osten. Als er ungarisches Gebiet berührte, wurde er von König Stefan dem Heiligen aufs freundlichste empfangen. Der König drang in ihn, den Plan der Wallfahrt aufzugeben und als Apostel unter dem ungarischen Volk zu wirken. Gerhard wußte, daß es in Gottes Augen verdienstvoller sein würde, verblendete Heiden für das Christentum zu gewinnen als in frommer Selbstbefriedigung an den heiligen Stätten zu beten und zu büßen. So gab er zur großen Freude des Königs seinen Wallfahrtsplan auf und willigte ein, in Ungarn zu bleiben. Er baute sich im Bakonywald eine Einsiedelei und widmete sich ganz dem Gebet, der Betrachtung und Übung der Buße, da eine erfolgreiche Missionierung wegen kriegerischer Unruhen vorläufig unmöglich war.

Kaum hatte jedoch König Stefan die aufständischen Großen des Landes niedergezwungen, da holte er Gerhard aus der Einsamkeit und erhob ihn zum Erzbischof von Csanad. Nun setzte die große Wirksamkeit des Heiligen ein, die ihm mit Recht den Namen eines Apostels der Ungarn eintrug. Er wanderte von Ort zu Ort, verkündete den oft noch so unwissenden und rohen Menschen die Heilsbotschaft vom Gottmenschen, erbaute Kirchen und ordnete mit größter Sorgfalt den Gottesdienst. Die kräftigste Unterstützung fand Gerhards Missionspredigt durch sein vorbildliches Leben. Jedermann erbaute sich an seiner Demut, seiner Geduld, seiner Losschälung von allem Irdischen, seiner Liebe zu den Armen und Kranken. Maria, unter deren Schutz er seine Missionsarbeit stellte und deren Verehrung und Anrufung als „Unsere Frau“ er eifrigst förderte, gab seiner Arbeit reichsten Segen. Ein reges christliches Leben blühte in Ungarn auf.

Doch kaum hatte König Stefan die Augen geschlossen, da wurde der junge Weinberg Gottes, den Gerhard unter so vielen Opfern gepflanzt hatte, durch ein heftiges Hagelwetter verwüstet. Stefans Neffe und Nachfolger Peter war seinem königlichen Onkel an Klugheit so ungleich, daß schon nach ein paar Jahren seiner Regierung das Volk sich gegen seine ungerechte Herrschaft empörte und Peter von Thron und Reich verjagte. Nun sah die heidnische Partei ihre Zeit gekommen. Sie erhob ihren Gesinnungsgenossen Aba zum König, der das Christentum mit roher Gewalt zu vertilgen suchte. Bischof Gerhard sah den Sturz Peters als ungesetzlich an und weigerte sich, Aba zu krönen. Unerschrocken verwies er ihm seine Ungerechtigkeit und sagte ihm voraus, daß er schon nach drei Jahren Reich und Leben

verlieren werde. Wie Gerhard gesagt hatte, geschah es. Aba wurde 1044 in der Schlacht bei Menfö geschlagen und auf der Flucht ermordet. Der neue König Andreas wußte sich die Unterstützung der einflußreichen heidnischen Partei dadurch zu sichern, daß er sich verpflichtete, das Christentum in Ungarn wieder abzuschaffen. In frecher Vermessenheit erhob nun das Heidentum wieder sein Haupt, die mühsam überwundenen Greuel der Abgötterei wuchsen wie giftiges Unkraut auf, die Christen wurden mit erbitterter Schonungslosigkeit verfolgt.

Voll Besorgnis für den heiligen Glauben und voll Entrüstung über die heidnischen Greuel machte sich Gerhard auf die Fahrt nach Stuhlweißenburg, um König Andreas Vorhaltungen zu machen. Unterwegs wurde heidnischer Pöbel auf den Wagen des Bischofs aufmerksam, umringte ihn und schleuderte Steine nach dem Heiligen. Ein paar der rohesten Fanatiker rissen den schwerverletzten Bischof aus dem Wagen und zerrten ihn auf die Straße. Ein Heide rannte ihm den Speer durch die Brust, daß er leblos zusammenbrach. Der Tod des Heiligen wurde das Signal für ein allgemeines Christengemetzel, dem zwei Bischöfe und eine große Menge von Gläubigen zum Opfer fielen. Das Martyrium Gerhards ereignete sich am 24. September 1046.

Caspar Stanggassinger

26. September

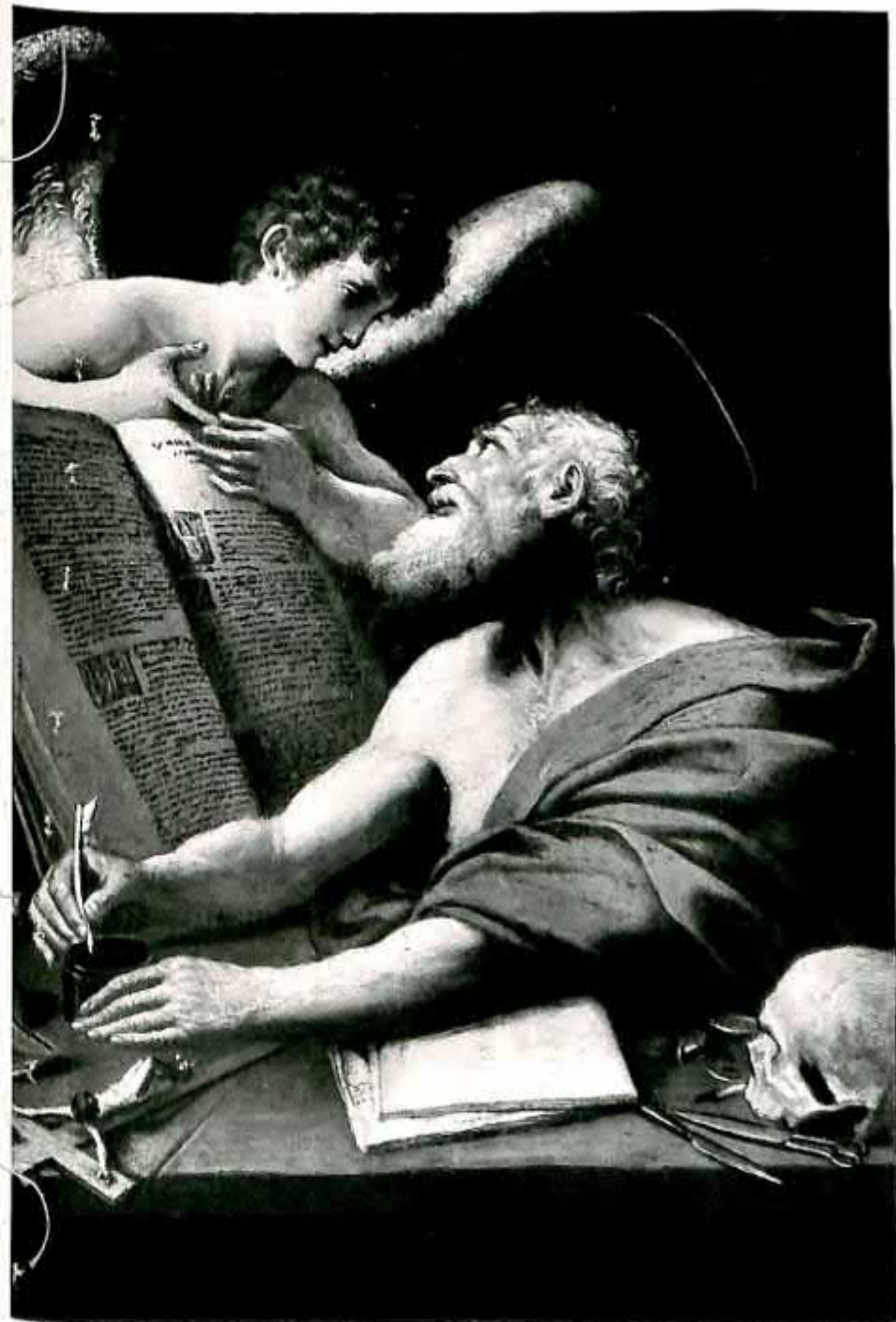
Bei der Übertragung der Überreste von Pater Caspar Stanggassinger in Gars am 9. Januar 1934 hielt Kardinal Faulhaber eine Predigt, der wir das Nachstehende entnehmen: „Wir stellen an die vier Ecken des neuen Grabes vier brennende Kerzen:

I. P. Stanggassinger war eine strahlende Leuchte für die Erzdiözese München. Das Leben des ehrwürdigen Pater Stanggassinger hat sich von der Wiege bis zum Grabe in der Erzdiözese München abgespielt. Am 12. Januar 1871 in der Pfarrei Berchtesgaden geboren, erhielt er in der hl. Taufe den Namen Caspar. Auf dem Gymnasium in Freising, als Zögling des erzbischöflichen Studienseminars, machte er seine humanistischen Studien. In den Ferien aber stieg er auf die Berge seiner Heimat und sang von einer lieben Bergkapelle aus als treuer Sohn der Gottesmutter sein Salve Regina in die Bergwelt hinein. Auch seine philosophischen und theologischen Studien machte er im ersten Jahr im Freisinger Priesterseminar. Dann trat er 1892 in das Redemptoristenkloster in Gars ein, nach der Profeß und Priesterweihe

war er in der Seelsorge sowie als Seminarpräfekt und Religionslehrer in der Erziehung der Jugend tätig. Schon nach sieben Jahren, am 26. September 1899, hörte er im Alter von kaum 29 Jahren den Ruf des Herrn: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, geh' ein in die Freude deines Herrn.“ Mit Ausnahme der Priesterweihe in Regensburg 1895 hat sich sein Leben von der Wiege bis zum Grabe in der Erzdiözese München abgespielt. Es leben noch viele Priester, die unsern Pater Stanggassinger persönlich kannten, und sie alle haben ihn als leuchtendes Vorbild eines Seminaristen nach dem Herzen Gottes in Erinnerung.

II. P. Stanggassinger war eine strahlende Leuchte für den Redemptoristenorden. Pater Stanggassinger war ein Ordensmann nach dem Herzen Gottes, ein würdiger Sohn des hl. Alphons von Liguori, eine strahlende Leuchte für den Redemptoristenorden. Seine Umbettung in das neue Grab erscheint mir wie ein Sinnbild für seinen ganzen Orden. Auch in der Geschichte seines Ordens hat sich immer wieder das Wort der Hl. Schrift erfüllt: „Der Herr führt in die Unterwelt und führt wieder herauf“ (1 Kön. 2, 6). Der Herr führte die Redemptoristen in die Verbannung und führte sie wieder in unsere Heimat zurück. Der Herr ließ, ohne mit seinen Blitzen dreinzufahren, die Schmähungen gegen die Morallehre des hl. Alphons von Liguori geschehen, der Herr gab aber in den Heiligen der letzten Jahrzehnte diesem Orden eine glänzende Ehrenrettung. Für eine große Anzahl von Redemptoristen ist der Seligsprechungsprozeß eingeleitet, und wenn es Gottes Wille ist, daß auch der Name von Pater Stanggassinger in die Ordenslitanei aufgenommen wird, dann wird dem Orden und unserm Volk ein neuer Jeremias erstehen, „der viel für das Volk und die heilige Stadt betet“ (2 Mak. 15, 14).

III. P. Stanggassinger war eine strahlende Leuchte für die studierende Jugend. Pater Stanggassinger war im Hauptberuf seit der Priesterweihe Seelsorger und Apostel der Jugend. Selber dereinst ein frischer Knabe mit guten Anlagen, mit hohen Idealen in das Leben stürmend und große Zukunft bauend, dann aber „früh vollendet“, mit kaum 29 Jahren einmündend in den unermesslichen Ozean göttlichen Lichtes und göttlichen Lebens. Caspar Stanggassinger war ein frommer Jungmann, der des Schöpfers seiner Jugend gedachte, dabei aber kein Kopfhänger, immer heiter, ein Bruder Immerfroh. Freilich wußte er zwischen Heitersein und Ausgelassenheit, zwischen Frohsinn in Ehren und Bubenstreichen in Unehren eine scharfe Grenze zu ziehen. Caspar Stanggassinger war ein demütiger Jungmann: Er hatte nicht den Ehrgeiz, überall aufzufallen und durch ein gezieltes Wesen die natürliche Bescheidenheit zu verunzieren. Mit seiner Demut stand die Treue im Bunde, die Treue im Kleinen, die gewissenhafte Beobachtung der Tages- und Lebensordnung. Seine Treue wurde, als er einmal im Lichte Gottes seinen Beruf erkannt hatte, auf eine schwere Probe gestellt: Er mußte seinem Vater das Jawort für den Ordensberuf unter vielen Bitten und Tränen abringen. Caspar Stanggassinger war ein reiner Jungmann, weil er ein marianischer und eucharistischer



Ein Engel erscheint dem Hl. Hieronymus
[Domenichino]



Die Hl. Hedwig betreut einen Kranken

Jungmann war. Unter dem Segen des Heilandwortes, „die reinen Herzen werden Gott anschauen“, hatte er ein feines Gefühl für die Führungen Gottes, ein feines Gehör für die Rufe seiner Gnade.

Eine vierte Kerze zünde ich am neuen Grabe von Pater Stanggassinger an, eine vierte Kerze als Leuchte für das gläubige Volk. Es gibt also doch noch ganze Christen, die der Halbheit entsagen, aus ganzem Herzen Gott lieben, restlos den Willen Gottes erfüllen und ohne Vorbehalt dem Rufe der Gnade Gottes folgen. Es gibt also doch noch gute Familien, die auch eine größere Kinderschar als einen Segen betrachten, die gute Sitte der Väter heilig halten und gemeinsam in der Familie den Rosenkranz beten. Pater Stanggassinger, der Sohn einer kinderreichen Familie, der Sohn der Mutter von der immerwährenden Hilfe, ist uns ein lebendiges Zeugnis dafür.

Es gibt also doch noch Heilige auch in unseren Tagen. Freilich wachsen die in der Stille und nicht im Lärm der Welt. Wir wollen Pater Stanggassinger nicht heilig sprechen und dem Urteil der Kirche nicht vorgreifen. Wir wollen aber mit einem Glauben, der den Himmel stürmt, an seinem Grab beten. Der Dreieinige Gott gebe uns dazu seinen Segen, der Vater, der „auch nach dem Tode Medizin verabreicht“, der Sohn, bei dem überreiche Erlösung ist, der Heilige Geist, dessen Gnade die heiligen Seelen gestaltet.

Abt Warin

27. September
(Gedenktag am 26. September)

In den Zwanzigerjahren des 9. Jahrhunderts waren die sächsischen Mönche Adalhard und Wala von ihrem Kloster Corbie im Frankenland in den Wesergau gekommen, um hier ein Kloster zu bauen, das zu einem Mittelpunkt der Kultur für das Sachsenland werden sollte. Zum Zeichen der engen Verbindung dieser Neugründung mit dem Mutterkloster Corbie nannten die Mönche das Kloster Neucorbie; später wurde der Name in Corvey umgeändert. Friedrich W. Weber hat dieses Kloster in seinem Sang „Dreizehnlinden“ unsterblich gemacht. Das Kloster gelangte bald zu hoher Blüte. Es hatte im Mittelalter für Norddeutschland dieselbe Bedeutung wie Fulda für Mittel- und Reichenau und St. Gallen für Süddeutschland. Es war eine Pflanzstätte des Christentums und der Mittelpunkt der Bildung. Von Corvey aus zogen die Glaubensboten nach dem Norden bis nach Dänemark und Schweden. Der erste Abt dieses bedeutsamen Klosters war der Westfale Warin.

Warin war ein Sohn Ekberts und der heiligen Ida (siehe 4. September) und gehörte also dem vornehmsten Geschlechte des Landes an. Kaiser Ludwig der Fromme war sein Oheim, und so kann es nicht verwundern, daß er den westfälischen Grafensohn an seinen Hof entbot und ihm großes Vertrauen schenkte. Unter dem Einfluß der guten Erziehung, die er im Elternhaus erhalten hatte, blieb Warin rein und fromm, was ihn nicht hinderte, ein gefürchteter Kriegermann und tapferer Streiter zu werden. In zahlreichen Schlachten kämpfte er für den Kaiser und errang sich den Eichenkranz des Sieges. Aber auch diese Waffenerfolge und das rauhe Kriegshandwerk konnten seiner kindlich reinen Seele nicht zum Schaden werden. Der edle Jüngling fand darin so wenig Befriedigung wie im Hofdienst. Noch dunkel lebte eine Sehnsucht in ihm, die er noch nicht zu deuten vermochte, die aber immer klarer und fordernder wurde. Ehrenvoll war es, einem großen König und gnädigen Herrn zu dienen, aber dem König der Könige sich zu weihen zum ausschließlichen Dienst fürs ganze Leben — das dünkte ihn doch wirklich noch weit vornehmer und ruhmvoller.

Es zog ihn zu den schwarzen Mönchen. An der Pforte von Corbie klopfte er an. Abt Adalhard, sein Vetter, nahm ihn mit Freuden auf. Aus dem tapfern Ritter wurde ein ebenso mutiger, entschlossener Gottesmann. Warin wurde ein Vorbild für alle Mönche, junge und alte, und der Liebling des Kaiserhofes war bald durch sein offenes, gefälliges Wesen und seine natürliche Frömmigkeit der Liebling des Klosters. Als Abt Adalhard mit Wala und andern Mönchen auszog, Neu-Corbie zu gründen, da war auch Warin unter ihnen. Kann es wundernehmen, daß die Mönche von Corvey nach Adalhards Tod einstimmig den edelgeborenen, vorbildlich frommen Warin zu ihrem Vater erwählten? So wurde der Sachsensproß der erste Abt von Kloster Corvey.

Daß die Wahl eine glückliche war, zeigte die rasch aufblühende Entwicklung, die das Kloster unter Abt Warin nahm. Mit nicht ganz einem dutzend Mönche hatte Warin sein Amt begonnen; als er es in die Hände seines Nachfolgers übergab, zählte das Kloster gegen 180 Mönche. Es wurde unter Warin eine Wiege der Heiligkeit, ein Mittelpunkt des Gottesglaubens im Westfalenland, die Heimat der Kultur. Reiche Schenkungen, die Kaiser Ludwig der Fromme, und nach ihm Lothar und Ludwig der Deutsche dem Kloster machten, sicherten seine wirtschaftliche Unabhängigkeit und gaben die Mittel zu einer großzügigen Missionierung der Sachsen. Nach dem Beispiel von Corbie, wo er als Schüler zu den Füßen des ausgezeichneten Paschasius Radbert gesessen hatte, richtete Warin auch in Corvey eine mustergültige Klosterschule ein, die bald zu überragender Bedeutung gelangte.

Manches wertvolle Werk aus der Klosterbibliothek gibt einen Einblick in das wissenschaftliche Streben und die geistige Höhe dieser Kuttenträger. Durch die Klosterschule sollten die Sachsen für Gott gewonnen werden. Durch möglichst feierliche Ausgestaltung des Gottesdienstes wurde die Arbeit in den Schulsälen unter-

stützt und das junge Sachsendolk für die christliche Religion erwärmt. Warin scheute keine Ausgabe für das Gotteshaus und keine Mühe für eine eindrucksvolle Feier der Liturgie. Zum Unterpand des himmlischen Schutzes für das Kloster erbat er sich von andern Klöstern und Kirchen Reliquien heiliger Blutzeugen, die er in großen Festlichkeiten übertragen ließ, so einen Teil der Gebeine des hl. Vitus, der des Klosters Schutzherr und himmlischer Patron wurde.

Dreißig Jahre lang trug Warin den Abtstab von Corvey — ein heiliger Mönch, ein besorgter Vater, ein großzügiger Verwalter und Organisator. Als er am 26. September 856 starb, stand das Kloster in jeder Hinsicht gefestigt und glänzend da. Auf was Warin durch seinen Eintritt ins Kloster großmütig verzichtet hatte, das hatte ihm der Herr hundertfach zurückgegeben an geistigen Gütern in diesem Leben schon und unzählbar mehrfach noch in der seligen Ewigkeit.

Ist sein Werk auch von den Stürmen der Zeit verschlungen worden und 1802 das Kloster der Säkularisation zum Opfer gefallen — das Andenken Warins darf im deutschen Volke nie untergehen.

St. Lioba

28. September

Es war zu Anfang der dreißiger Jahre des 8. Jahrhunderts. St. Bonifatius arbeitete mit Aufbietung all seiner Kräfte an der Missionierung Deutschlands. Da traf ihn eines Tages ein anmutiges Brieflein aus der lieben, angelsächsischen Heimat. Der Brief lautete: „Dem ehrwürdigsten und mit dem Schmuck des höchsten Amtes bekleideten Herrn Bonifatius, dem in Christo Geliebten und ihr durch nahe Verwandtschaft Verbundenen, wünscht Leobgytha, die geringste Dienerin derer, die das leichte Joch Christi tragen, ewiges Heil. Ich bitte deine Güte, dich doch der alten Freundschaft zu erinnern, die du schon seit langem mit meinem Vater geschlossen hast. Ich bin die einzige Tochter meiner Eltern, und wenn ich es auch nicht würdig bin, so wäre ich doch sehr glücklich, wenn ich dich an Bruderstatt erhalten könnte, weil ich auf niemand in meiner Verwandtschaft so großes Vertrauen setze wie auf dich. Das beifolgende Geschenklein habe ich dir übermitteln lassen, nicht als ob es deines huldvollen Anblickes würdig wäre, sondern damit du mich in Erinnerung behältst und mich bei der großen räumlichen Entfernung nicht vergißt. Inständig fleh ich, geliebter Bruder, um den Schild deines Gebetes gegen die vergiftenden Pfeile des verborgenen Feindes. Auch um dies bitte ich dich: versage mir nicht ein

paar freundliche Worte, wonach ich mit wahrer Sehnsucht verlange. Die unten angefügten Verse suchte ich nach den Regeln der Dichtkunst zu verfassen, nicht weil ich mir etwas besonderes zutraue, sondern um die Anfänge einer kleinen Begabung zu üben. Lebe wohl! Ich wünsche dir ein recht langes Leben. Bete tüchtig für mich!"

Wie wohl mag dem hl. Bonifatius mitten in den aufreibenden Schwierigkeiten seiner Missionsarbeit dieser warme, liebe Heimatgruß getan haben! Sicherlich blieb es nicht bei diesem ersten Brieflein. Noch gar manches vertrauensvolles Schreiben mag aus dem Marienkloster auf der Insel Thanet (an der Südküste Englands) nach Deutschland gewandert sein. So lernte Bonifatius seine Base immer besser kennen und schätzen. Unter der ausgezeichneten Führung der durch klassische Bildung und königliches Blut gleich gerühmten Äbtissin war Leobgytha – den Namen Lioba, die Liebe, gaben ihr später die deutschen Nonnen – zu einer ebenso gewandten wie frommen Klosterfrau herangewachsen.

Bonifatius hatte nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten das weite deutsche Missionsgebiet in Bistümer eingeteilt und der allgemeinen kirchlichen Ordnung eingegliedert. Aber der kluge Missionar war sich klar darüber: sollte das deutsche Volk nicht bloß äußerlich der Kirche eingefügt, sondern auch innerlich vom Christentum erfaßt werden, dann mußte christliches Denken und Fühlen in den Familien heimisch werden, dann mußte die deutsche Frau und Mutter gewonnen werden. Auf der religiösen Durchdringung des weiblichen Geschlechtes beruhte zu einem großen Teil die Zukunft des Christentums in den neuerschlossenen Ländern. In dieser Erkenntnis sah sich der Apostel der Deutschen um geeignete Hilfe um. Und so traf eines Tages im Kloster Wimburn bei der Äbtissin Tetta, der Lioba nach ihrer Ausbildung in Thanet anvertraut war, ein Brief ein, in dem der Heilige die Äbtissin inständig bat, „ihm zum Trost auf seiner Pilgerfahrt und zur Unterstützung der ihm übertragenen Mission Lioba zu senden.“ Wie hoch mußte Bonifatius die Herzens- und Geistesanlagen dieser Ordensschwester anschlagen, da er gerade sie ausersehen hatte, die Erzieherin der deutschen Mutter und die Stammfrau der deutschen Benediktinerinnen zu werden!

In begeisterter Entschlossenheit folgte Lioba dem Rufe ihres bischöflichen Veters. Rasch traf sie die erforderlichen Vorbereitungen und machte sich dann mit einigen Gefährtinnen mutig auf die weite Fahrt. Es war ein Freudentag für Bonifatius, als er seine heißersehnten Mitarbeiterinnen auf deutschem Boden begrüßen konnte. Im Maingebiet wurden drei Klöster gegründet; an die Spitze des Klosters in Taubersbischofsheim trat Lioba, während die Leitung von Kitzingen und Ochsenfurt ihre Base Thekla übernahm.

Lioba aber blieb die treu sorgende Mutter für alle. Ihr angeborener Takt, ihre gesunde, allem Übermaß abholde Ascese, ihre gediegene Ausbildung in fraulichen Handfertigkeiten wie auch ihre tiefe Kenntnis der Hl. Schrift machten sie wie keine zweite zur Äbtissin und Mutter einer anvertrauten Nonnenschar geeignet. In ihrer

alten Lebensgeschichte heißt es: „Gleichsam als Führerin der geistlichen Heerscharen besuchte sie die Klöster der Mägde Christi und spornte sie an, durch wechselseitigen Eifer den Ruhm der Vollendung zu erlangen. Fürsten liebten sie, Vornehme empfingen sie, Bischöfe nahmen sie mit Freuden auf. Und da sie in den Schriften wohlbewandert und vorsichtig im Rate war, unterredeten sie sich mit ihr über das Wort des Lebens und verhandelten oft über kirchliche Angelegenheiten.“

Lioba war eine Frau, die das einmal begonnene Werk entschlossen zu Ende führte. Mit solcher Entschiedenheit verfolgte sie ihre neue Aufgabe, durch die Klosterschulen die deutschen Mädchen für das Christentum begeistert zu machen, daß keine Zeit blieb, mit Heimwehgedanken an das verlassene Vaterland oder ihre fernen Verwandten zurückzudenken. Sie ging ganz auf in ihrer großen, verantwortungsvollen Mission. Zöglinge und Nonnen, alle die mit der Äbtissin in Berührung kamen, wurden gefangen von dem Zauber ihres Wesens und nannten sie aus aufrichtiger Überzeugung: Lioba – die Liebe.

Als der greise Bonifatius sich zu seiner Todesfahrt ins Land der Friesen rüstete, nahm er im Mainzer Bischofshof letzten Abschied von seiner geistlichen Schwester. Er empfahl Lioba der treuen Fürsorge seines Nachfolgers Lull und beschwor sie, auf ihrem Posten auszuharren, was immer geschehe; nie sollte sie fahnenflüchtig in die angelsächsische Heimat zurückkehren.

Es hätte kaum dieses letzten Wunsches des apostolischen Märtyrers bedurft. Lioba war mit ihrem Werk viel zu eng verwurzelt, als daß es ihr gelungen wäre, sich davon loszumachen, ohne ihr Herz in Stücke zu zerreißen. Über 25 Jahre noch harrete sie nach dem Tode des hl. Bonifatius in ihrer Missionsaufgabe aus, verehrt und geliebt von allen, die mit ihr in Berührung kamen. Selbst Karl der Große lud die fromme Schwester öfter an seinen Hof und ehrte sie durch reiche Geschenke. Seine Gemahlin Hildegard faßte eine solche Liebe zu der heiligen Äbtissin, daß sie lebhaft wünschte, Lioba immer um sich zu haben. Die Äbtissin war freilich nicht dazu zu bringen, das Klosterleben mit dem Hofleben zu vertauschen. Die letzte Zeit ihres Lebens verbrachte Lioba in völliger Zurückgezogenheit in Schornsheim bei Mainz. Am 28. September 782 folgte sie ihrem großen Meister und Freund St. Bonifaz in die Ewigkeit nach.

In unseren Tagen wurde der Name der heiligen Missionarin wieder zu neuem Leben erweckt durch die Gründung einer nach ihr benannten Kongregation von Benediktinerinnen, deren Aufgabenkreis ganz den Bedürfnissen der neuzeitlichen Seelsorge angepaßt ist.

Wenn sonst bei Heiligenleben der Legendenschreiber dabei angelangt ist, den Heiligen durchs ganze Leben bis zur seligen Sterbestunde begleitet zu haben, legt er zufrieden den Stift aus der Hand und überläßt den Heiligen seinem Geschick, d. h. der ewigen Glückseligkeit. Bei St. Michael ist es anders. Da ist vom Erdenleben überhaupt nichts zu berichten, da er vom Anbeginn im Reiche Gottes wohnte. Er ist einer von den begnadeten Geistern, die als „Thronassistenten“ Gottes Herrlichkeit schauen und sich in seinem Lichte sonnen.

Ein Dreifaches wissen wir von St. Michael: er ist der Fürst der himmlischen Heerscharen, er ist der Beschützer der heiligen Kirche, und er ist der Geleiter der scheidenden Seelen.

1. Michael, der Fürst der himmlischen Heerscharen. Herrlich und schön waren die Engel aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Bekleidet mit dem Gewand der Gerechtigkeit und Heiligkeit sangen sie durch die lichtdurchfluteten Räume des Himmels Preislieder auf den Allerhöchsten. Aber wie die Menschen, so sollten auch die Engel durch freie Entscheidung sich ihres Glückes würdig machen. Es kam für sie die Stunde der Bewährung, die für viele der bevorzugten Himmelsgeister zur Stunde der Empörung gegen ihren Herrn und Schöpfer wurde. Von einem Engel, hocherhoben durch Natur und Gnade, leuchtend wie der Morgenstern, ging die schreckliche Revolution aus. „Wir wollen frei sein von Gott und seinem Gebot! Wir wollen unser eigener Herrscher und Gebieter sein!“ Mit dieser Losung stürmte Luzifer gegen den Thron Gottes und forderte, von sinnlosem Stolze geblendet, die Macht über Himmel und Erde. Doch der Empörer fand einen überstarken Gegner. St. Michael erhob das heilige Banner und sammelte die treugebliebenen Scharen um sich. „Michael, d. h. wer ist wie Gott?“ wurde der brausende Kampf des Fähnleins der Getreuen. Die Geheime Offenbarung erzählt: „Da entstand ein großer Kampf im Himmel: Michael und seine Engel stritten sich mit dem Drachen. Und der Drache und seine Engel kämpften, doch sie unterlagen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in dem Himmel“ (12, 7. 8).

Ist es verwunderlich, daß St. Michael, der siegreiche Bannerträger, von alters her in deutschen Landen so hoch verehrt wird? Sein tapferer Angriffsgeist, seine herrliche Treue — das waren Tugenden, die das deutsche Gemüt mit Macht gefangen nahmen und dem großen Gotteskämpfer Bewunderung und Liebe gewannen. Die streitmutige, kriegerische Gesinnung des germanischen Volkes räumte St. Michael bald eine Vorzugsstellung unter allen Heiligen ein. Unsere Vorfahren übertrugen, als sie Christen wurden, die bisher ihrem höchsten Gotte Wodan gezollte Verehrung auf den siegreichen Anführer der himmlischen Heerscharen. Auf so mancher Höhe in den deutschen Gauen, wo man einst dem Heidengott Opfer dargebracht hatte,

erstanden nun zu Ehren des Fürsten Michael Kirchen und Kapellen. So mancher „Michaelsberg“ verkündet bis zur Gegenwart die Begeisterung unserer Vorfahren für den hl. Erzengel, der bald zum Bannerträger des deutschen Volkes wurde. Schon in der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld (955) trugen die Fahnen des kaiserlichen Heeres sein Bild und stürmten die Krieger mit dem Schlachtruf in den Kampf: „O unbesiegter starker Held, Herzog Michael! Führ du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael! Du unser Führer in dem Streit, beschirmest treu die Christenheit. Kyrie eleison!“ Durch ein ganzes Jahrtausend ist St. Michael der Beschirmer des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation geblieben.

2. St. Michael ist aber auch Beschirmer der heiligen Kirche. Der Prophet Daniel hatte einmal eine große Gottesoffenbarung. Es erschien ihm ein Engel, so erhaben und strahlend, daß er betäubt zu Boden stürzte. Der Engel enthüllte dem Propheten in einer großen Vision, welche schwere Bedrängnisse und Verfolgungen im Laufe der Zeit das Volk Gottes treffen werden. Er zeigte dem Propheten die furchtbarste aller Verfolgungen, die am Ende der Welt, während der Herrschaft des Antichrists, kommen wird. Doch einen gar starken Trost gab der Engel dem Propheten bei dieser erschreckenden Schau in die Zukunft. Er sagte: „In jener Zeit wird sich Michael, der große Fürst, erheben, und er wird die Söhne seines Volkes schützen“ (Dan. 12, 1).

Möchte uns nicht bisweilen bange Sorge ergreifen, wenn wir sehen, daß von allen Seiten der Fürst der Hölle den Angriff gegen die Stiftung Christi in die Wege leitet? Blutet die Braut Christi, die Kirche, nicht aus hundert Wunden, die die Feinde Gottes ihr schlagen, die der gottlose Bolschewismus ihr immer aufs neue schlägt? Aber muß nicht durch Verfolgungen die wahre Kirche sich immer wieder neu verjüngen und veredeln? Auch Feuer und Schwert des Antichrists wird sie siegreich überstehen. Denn die Kirche lebt durch Gottes Kraft, und Michael, ihr gottbestellter Hüter, wird sein Schützeramt bis ans Ende in wacher Hut ausüben, und sich das Wohl der Gemeinde Christi angelegen sein lassen. Bitten wir ihn: „Heiliger Erzengel Michael, verteidige uns im Kampfe! Sei gegen die Nachstellungen des bösen Feindes unser Schutz! Stürze den Satan und alle bösen Geister, die zur Verführung der Seelen die Welt durchziehen, mit der Kraft Gottes hinab in die Hölle!“

3. Der Patron der streitenden Kirche ist schließlich auch der Geleiter der scheidenden Seelen. Es ist altchristlicher Glaube, daß der heilige Michael den Sterbenden im letzten Todeskampfe beistehe und die abgeschiedenen Gerechten in seinen besonderen Schutz nehme. Im Offertoriumsgesang der Seelenmessen betet die Kirche: „Herr Jesus Christus, König der Herrlichkeit, erlöse die Seelen aller abgestorbenen Christgläubigen von den Strafen der Hölle; befreie sie aus dem Rachen des Löwen, daß sie nicht in die Finsternis stürzen, sondern es führe sie der Bannerträger, der hl. Erzengel Michael, zum heiligen Licht“. Klar tritt aus diesen

Worten der Kirche der mächtige Erzengel uns entgegen als Schirmherr des im Tode kämpfenden Christen. Welch tröstlicher Gedanke am Sterbebett! Der Fürst des himmlischen Heeres wehrt die dunklen Gespenster ab, die die im Todeskampf ringende Seele bedrängen. Und ist der Kampf siegreich zu Ende gerungen, dann führt der himmlische Bannerträger sie unter Engelsgeleite ins Paradies. Aus diesem Glauben heraus weihte das christliche Volk in früheren Zeiten die Friedhofskapellen gerne dem hl. Michael und rief den Himmelsfürsten vertrauensvoll als Patron einer glückseligen Sterbestunde an.

St. Michael, der Fürst der himmlischen Heerscharen, der Beschirmer der Kirche Christi, der Geleiter der scheidenden Seele — verdient er es nicht, in unseren Tagen wieder eifriger angerufen und verehrt zu werden? Wollen wir nicht auch die Nöte und Anliegen unseres Vaterlandes dem himmlischen Patron unserer deutschen Heimat anbefehlen, und mit dem alten Schlachten- und Wallfahrerlied singen:

„Die Engel rufe auf zur Wehr,
Entbiete dein Vasallenheer!
Mit Schwert und Schild, mit starker Hand
Schütz' unser deutsches Vaterland,
Herzog Michael!“

Hieronymus

30. September

Hieronymus zeigt wie wenige Heilige, daß die Heiligkeit nicht etwas Fertiges ist, nicht ein Gnadengeschenk, das der Himmel in die Wiege eines Auserwählten legt, sondern ein Siegespreis, der in lebenslangem Ringen erworben werden muß. Wer sich unter Heiligkeit eine vollständige Fehlerlosigkeit vorstellt, eine unbestrittene, in schwindelnder Höhe einerschreitende Tugend, der wird mit Hieronymus nicht zurechtkommen. Er ist ein Heiliger, der aus dem Durchschnittsrahmen herausfällt. Er war kein Engel im Fleisch, keiner von den Heiligen, deren Leben von Anfang bis zum Ende erbaulich war. Er hatte seine menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten, seine Fehler und Leidenschaften. Er ist im stürmischen Jugenddrang, als er noch nicht die christliche Taufe empfangen hatte, sittlichen Verfehlungen zum Opfer gefallen. Er litt zeitlebens an einer leidenschaftlichen Heftigkeit. Mit schonungslosem Grimm und vernichtendem Spott konnte er seine literarischen Gegner vernichten. Dalmatinerblut riß ihn hinein in die Fehler, die als dunkle

Schatten über seinem Leben hangen, es trieb ihn aber auch zur härtesten Buße, mit der er seine Fehler sühnte.

Im Jahre 354 war der junge Dalmatiner, der zu Skridon in Bosnien geboren wurde, nach Rom gekommen, um die Beredsamkeit zu studieren. Mit begeisterter Seele stürzte sich Hieronymus auf das Studium. In wenigen Jahren war der Schüler zum Meister geworden, der sich eine Sprachgewandtheit und Stilmeisterschaft angeeignet hatte, die ihresgleichen sucht im gesamten Christentum des christlichen Abendlandes. Als Student schon setzte er seinen Ehrgeiz darein, sich unter großen Mühen und Geldopfern eine reichhaltige Bücherei wissenschaftlicher Werke anzulegen. Wenn auch die Bilder, die Hieronymus von den sittlichen Zuständen des damaligen Rom entwarf, zu stark aufgetragen sein mögen, so zeigen doch auch die Berichte anderer Zeitgenossen, daß sie traurig genug waren. Auch Hieronymus, der nach einer Unsitte jener Zeit noch nicht getauft war, zahlte der Sünde seinen Zoll. Bitter genug hat er später diese Verirrungen aus der Zeit des lockeren Studentenlebens bereut und gebüßt.

Plötzlich verschwand Hieronymus aus dem Kreis der römischen Studenten und tauchte in der Kaiserstadt Trier auf. Es war die Gnade Gottes, die ihn in die alte Moselstadt geführt hatte. In Trier reifte in ihm der Entschluß, sich Christus zu weihen und ernst mit dem Christentum zu machen. Wie er sich zuvor mit ganzer Leidenschaft in die Wissenschaft gestürzt hatte, umging er jetzt mit heißem Ungestüm das Werk der Selbstheiligung durch die Nachfolge Christi. Wo sollte sich die Nachfolge des Herrn erfolgreicher verwirklichen lassen als in Palästina, wo jeder Ort vom Heiland erzählte und an seine Opferliebe und Erlösungstat erinnerte? So machte er sich mit einem kleinen Freundeskreis auf die Wallfahrt ins Heilige Land. In Antiochien befiel Hieronymus eine schwere Krankheit. Er nützte die erzwungene Ruhe der Genesungswochen zur Erlernung des Griechischen aus, worin er es bald zur Meisterschaft brachte. Das Beispiel einiger Freunde veranlaßte Hieronymus, die geplante Fahrt nach Jerusalem aufzugeben und unter den Einsiedlerrömern der Wüste Chalcis für die Sünden der Jugend zu büßen. Bald übertraf er die übrigen Einsiedler durch die überharten, grausamen Bußübungen, mit denen er die verlockenden Gaukelbilder sinnlicher Versuchungen zu vertreiben suchte. Wie mag sich der feingepflegte Römer anfangs abgestoßen gefühlt haben von dem ungepflegten Außern der Einsiedler, von dem Schmutz, der ihm überall begegnete! Bald aber ging auch Hieronymus im härenen Bußsack, „schwarz wie ein Äthiopier“. Nachts bettete er die „kaum noch zusammenhängenden Glieder“ auf die Erde. Mit verzehrenden Qualen des Durstes, den Martern offener Wunden, den stundenlangen Gebeten und unmenschlichen Peinigungen des Körpers, wie die Maler es vielfach von Hieronymus zeigen, büßte er für die Sünden der Jugend. Aber auch in den ausgedörrten Gliedern brannte noch die Leidenschaft und zauberte ihm die verführerischen Bilder früherer Sünden vor die Seele. Da griff Hieronymus wieder zu

seinem alten, erprobten Hilfsmittel: er warf sich wieder auf eine geordnete Tätigkeit und vergrub sich in das Studium der hebräischen Sprache. Die menschlichen Unzulänglichkeiten der Einsiedler, besonders der geistige Hochmut, der sich zuweilen in ihnen offenbarte, machte ihm schließlich den Aufenthalt in der Wüste zum Ekel. „In der Wüste“, so schreibt er, „schleicht sich gar schnell der Hochmut ein. Wenn einer ein wenig gefastet und eine Zeitlang keinen Menschen mehr gesehen hat, kommt er sich sehr wichtig vor.“

In Antiochien erhielt Hieronymus die Priesterweihe, ohne jedoch jemals auch nur eine einzige heilige Messe zu feiern. Eine falsche Scheu und Demut hielt ihn zeitlebens zurück, die heiligen Geheimnisse zu feiern. In Konstantinopel gewann er den großen Gregor von Nazianz zum Freund, in Rom wurde er der vertraute Berater des Papstes Damasus. Auf die Bitte des Papstes hin begann der Heilige das Riesenswerk, das seinen Namen unsterblich gemacht hat: die Reinigung und Verbesserung der lateinischen Bibelausgabe auf Grund der griechischen und hebräischen Urtexte. Seine hohe Gelehrsamkeit, seine unbeirrbar treue zum katholischen Glauben, seine ehrliche Ergebung gegen den Stuhl Petri verschaffte dem Heiligen in Rom einen gewaltigen Einfluß. Die Konsularwitwe Marzella, die hl. Paula mit ihren Töchtern Eustochium und Bläsilla und noch manch andere erwählten ihn zu ihrem geistlichen Leiter.

Die Schonungslosigkeit, mit der Hieronymus die sittliche Fäulnis Roms aufdeckte, trug ihm von den Angegriffenen aus Rache die schmutzigsten Verdächtigungen und Verleumdungen ein. Schützte die Gunst des Papstes den Heiligen noch einigermaßen, so überflutete der Haß alle Dämme, als Damasus gestorben war und ein neuer Papst den Stuhl Petri bestieg. Die Zustände spitzten sich so zu, daß es Hieronymus für das Geratenste hielt, Rom zu verlassen. Er räumte das Kampffeld, auf dem ihm durch die rücksichtslose Offenheit und ätzende Sprache gegen die verlogene, heuchlerische Frömmigkeit mancher Kreise unversöhnliche Gegner entstanden waren, und wandte sich 385 nach Palästina. Nach einem vorübergehenden Abstecher in die Einsiedlerwelt der ägyptischen Wüste ließ er sich für immer in Bethlehem nieder. 33 Jahre blieb er an der Geburtsstätte des Heilandes, im Kreis der Gefährten und der Frauen, die ihm von Rom hierher gefolgt waren und für die er ein paar Klöster errichtete. Das Ungestüm der früheren Jahre hatte sich gelegt. Nun warnte er, der einst selbst die härtesten Bußwerke geübt hatte, vor übertriebenem Fasten: „Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß das Eselchen, wenn es schlapp wird, leicht auf Abwege gerät.“

Für Hieronymus waren diese Jahre in Bethlehem nicht nur die glücklichste, sondern auch die fruchtbarste Zeit. Eine Fülle von wissenschaftlichen Werken entfloß seiner unermüdeten Feder. Schrift um Schrift, Brief um Brief flog aus der stillen Klosterzelle und ließ die ganze damalige Welt aufhorchen. Seine gewaltige Bibelübersetzung fand in Bethlehem ihre Vollendung. Erläuterungen zu fast allen

Büchern der Heiligen Schrift entstanden. Abhandlungen über Einzelfragen der Bibelwissenschaft wurden geschrieben, sein Werk „Über berühmte Männer“ trug ihm großen Ruhm ein. Leidenschaftliche Abwehrschriften gegen auftauchende Irrlehren warf er auf den Markt. Galt es die Verteidigung des wahren Glaubens, dann kannte Hieronymus keine Schonung. Da reizte er durch rücksichtsloses Aufdecken ihrer Verlogenheit die Wut der getroffenen Gegner, unbekümmert darum, daß die erbitterten Irrgläubigen seine Klöster überfielen und alle, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brachten, hinhordeten.

Ungeheuer war das Aufsehen, dessen sich Hieronymus in der ganzen christlichen Welt erfreute. Das stille Kloster in Bethlehem war zur Wallfahrtsstätte geworden. Jeder Pilger war glücklich, wenn er einen Brief oder die Abschrift eines Werkes des berühmten Mannes mit nach Hause bringen konnte. Aus aller Welt liefen Briefe in Bethlehem ein. Bischöfe aus allen Ländern legten dem Heiligen wissenschaftliche Streitfragen zur Entscheidung und Begutachtung vor. War er einst in Rom Berater des Papstes gewesen, so wurde er jetzt in Bethlehem als Greis der Ratgeber der ganzen Christenheit.

Dunkle Schatten umdüsterten den Lebensabend des Heiligen. Die Völkerwanderung warf ihre Wellen bis nach Palästina. Aus Furcht vor anstürmenden kaukasischen Völkerstämmen mußte Hieronymus mit den Seinen auf einige Zeit aus Bethlehem fliehen. Die Anzeichen des Greisenalters machten sich mehr und mehr bemerkbar. Humorvoll spricht er ums Jahr 395 davon, daß „sein Haupt grau geworden, die Stirne von Runzeln durchfurcht sei und die Haut gleich einer Ochsenwampe schlaff am Kinn herabhänge.“ Ein Augenleiden machte ihm das Lesen unmöglich. Aber in unverwüster Arbeitskraft griff er immer noch zum Schreibstift, bis ihn der Tod am 30. September 420 mitten aus der begonnenen großen Jeremiaerklärung riß. Die Kirche hat ihn seit fast 1500 Jahren unter ihre Heiligen gezählt und ihn den vier großen Lehrern des Abendlandes beigerechnet.

Es war eine stürmische Zeit, als Remigius um die Mitte des 5. Jahrhunderts den bischöflichen Stuhl von Reims bestieg. Ein starkes, heidnisches Eroberervolk — die Franken — war in sein Heimatland eingedrungen und hatte die Herrschaft über die römisch-gallische Urbevölkerung an sich gerissen. Widerstandslos mußten die Christen harte Bedrückungen über sich ergehen lassen und sich den Gewalttaten der Eroberer fügen. Ein Bollwerk nur gab es im Gallierland, an dem sich die tosenden Wogen der fränkischen Flut ohnmächtig brachen: das war der Bischofsstuhl von Reims. Der Heilige Geist, der die Kirche Gottes leitet, hatte es gefügt, daß in dieser Zeit der Gärung und der blutigen Ereignisse ein Mann den Bischofsstab von Reims trug, der sich durch Wissenschaft, Frömmigkeit und Charakterstärke in gleicher Weise auszeichnete: Remigius. Um das Jahr 437 zu Laon als Sohn einer vornehmen Familie geboren, war er gegen alles Herkommen schon mit 22 Jahren durch einstimmige Wahl auf den bischöflichen Stuhl von Reims erhoben worden.

Schwere Sorge mochte den jungen Bischof, der bisher die Jahre in stiller Zurückgezogenheit bei Gebet und Studium zugebracht hatte, beim Antritt seines Amtes erfüllen. Jeder Tag brachte neue Gewalttaten und Verfolgungen. Doch im Vertrauen auf Gottes Beistand begann Remigius unverdrossen und unerschrocken sein Apostolat. Rastlos durchwanderte er das Land und verkündete Gottes Wort mit einer zwingenden Beredsamkeit und einer Kraft, der auch die verstocktesten Sünder nicht zu widerstehen vermochten. Häufige Wunder verstärkten den tiefen Eindruck, den die Predigt des Heiligen und sein untadeliges, geweihtes Leben hinterließ. Die Macht seiner Persönlichkeit war so stark, daß selbst die heidnischen Franken sich ihr nicht zu entziehen vermochten. Es ist das unvergängliche Verdienst des heiligen Remigius, daß er die Franken dem katholischen Glauben zuführte und ihnen damit den Weg zu geschichtlicher Größe und Macht erschloß. Jenes Weihnachtsfest des Jahres 496, an dem Remigius sein jahrelanges Opfern und Mühen mit der Taufe des Frankenkönigs Klodwig und seiner Edlen krönen durfte, war ein Wendepunkt in der Geschichte Europas. Es ist begreiflich, daß die Legende von alters her dieses Ereignis möglichst farbenprächtig auszugestalten suchte. Remigius mühte sich mit wohlberechtigter Klugheit, die Taufe Klodwigs und seiner Getreuen möglichst prunkvoll zu gestalten, um so auf Phantasie und Gemüt der von höherer Kultur noch unberührten Franken zu wirken und die Erhabenheit und Würde der christlichen Religion auf angemessene Weise darzutun. Das Gotteshaus war mit kostbaren Tüchern ausgeschlagen und strahlte im Schein unzähliger Kerzen, es widerhallte von den festlichen Liedern der Sänger und war von den süßen Düften des Weihrauchs durchweht. Als der König in die Kirche eintrat, fragte er voll Staunen: „Heiliger Vater, ist dies das Himmelreich, von dem du mir erzählt hast?“ Remigius

antwortete: „Nein, aber es ist der Anfang des Weges, der dorthin führt.“ Bei der Taufe rief der Bischof dem König das unvergänglich gewordene Wort zu: „Beuge dein Haupt, stolzer Sugambrier! Verbrenne, was du angebetet hast, und bete an, was du verbrannt hast!“ Die Legende weiß zu erzählen, eine schneeweiße Taube habe dem heiligen Bischof den zur Salbung des Königs nötigen Chrisam in einem gläsernen Fläschchen gebracht. Diese Ampulle wurde später in der berühmten Abtei St. Remigius zu Reims aufbewahrt und bei der Krönung der französischen Könige benützt, bis sie während der großen Revolution von Jakobinern zerschlagen wurde.

Welch innige Dankbarkeit mag aus dem Herzen des heiligen Bischofs zum Himmel gestiegen sein, als er an Klodwig die Taufe vollzog! Wenn Klodwig auch nach der Taufe nur ganz allmählich in christliches Denken hineinwuchs und noch oft in heidnische Leidenschaft und Gewalttat zurückfiel, so lieb er der Missionsarbeit des heiligen Bischofs doch seinen königlichen Schutz und festigte die fränkische Kirche durch freigebige Schenkungen. So brachte Remigius das große Werk zustande, daß er nicht nur den Götzendienst überwand, sondern auch den durch die Burgunder und Goten eingeschleppten Arianismus unschädlich machte.

Über 70 Jahre lang übte Remigius sein apostolisches Hirtenamt aus — ein Fall, der wohl einzig in der Kirchengeschichte dasteht. Wie mag sich der fast hundertjährige Greis nach der Ruhe und dem Frieden der Ewigkeit gesehnt haben! War doch sein Leben ein ständiges Kämpfen und aufreibendes Schaffen gewesen. Dankbar mag er daher das Abendgebet seines langen Lebens gesprochen haben, als am 13. Januar 533 oder 535 der Bote Gottes kam, um ihn zum ewigen Abend zu holen.

Der gottselige Jakob Rem

2. Oktober

(Gedenktag am 12. Oktober)

Unter der Losung von der dreimal wunderbaren Mutter machte das apostolische Werk von Schönstatt einen Siegeszug durch die deutschen Lande und erweckte namentlich in den Herzen der begeisterungsfähigen Jugend eine fruchtbare Verinnerlichung des christlichen Lebens und eine opfermutige Verteidigungsbereitschaft des katholischen Glaubens. So knapp auch die Zeitspanne ist, in der das 1914 gegründete apostolische Werk seine Tätigkeit ausübt, so alt ist sein eigentliches Wesen und Gedankengut. Es reicht zu einem guten Teil um 300 Jahre zurück und knüpft an einen religiösen Jugendbund an, den ein heute fast vergessener Gottesmann ins Leben gerufen hatte: der gottselige Jesuitenpater Jakob Rem.

Jakob Rem wurde in Bregenz am Bodensee 1546 geboren. Die Eltern schickten den lerneifrigen Knaben nach Dillingen, wo er an der dortigen Hochschule den üblichen Studien der klassischen Sprachen und der Redekunst oblag. Er entschloß sich, Theologie zu studieren und in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Es ist möglich, daß der heilige Petrus Canisius, der in dieser Zeit nach Dillingen kam, durch die Macht seiner großen Persönlichkeit auf den Entschluß Jakob Rems wesentlichen Einfluß ausübte. Im Sommer 1566 wanderte Rem über die Alpen, um in Rom ins Noviziat der Gesellschaft Jesu einzutreten. Gleich bei seinem Ankommen im Noviziatshaus in Rom spielte sich ein Vorfall ab, der für das demütige, gehorsame Wesen Rems bezeichnend ist. Es ist bei den Jesuiten Brauch, daß die Neueintretenden einem Novizen, dem sog. Schutzengel, anvertraut werden, der sie in die Ordnung und Gewohnheiten des Hauses einzuführen hat. Jakobs Engel scheint nun in seinem Hüteramt etwas nachlässig gewesen zu sein. Er vergaß, den Neuling zu Tisch zu rufen. So blieb es nicht aus, daß Rem durch den unwilligen Magen, der um eine heißersehnte Mahlzeit betrogen war, arg bedrängt wurde. Aber auch am zweiten Tag übersah es der „Schutzengel“, Jakob ins Speisezimmer zu rufen. Der schüchternen Deutsche konnte kaum des Glaubens sein, daß ein Jesuit beim Eintritt in den Orden gleich dem göttlichen Meister ein vierzigstägiges Fasten durchmachen müßte. wartete aber gleichwohl geduldig auch noch den dritten Tag, obwohl der hungrige Magen gegen eine solch schnöde Behandlung heftig revoltierte. Die Selbstbeherrschung und Bescheidenheit Rems zeitigte eine unerwartete Frucht; er hatte von diesem Tage an seine Eßlust so sehr in der Gewalt, daß er sie jederzeit mit der größten Leichtigkeit überwinden konnte.

Jakob Rem hatte das Glück, während seines römischen Aufenthaltes mit Heiligen in Berührung zu kommen, deren Beispiel auf sein religiöses Streben nachhaltigsten Einfluß ausübte. Eine Zeitlang wohnte er mit dem hl. Stanislaus Kostka unter einem Dach. Er lernte den hl. Ordensgeneral Franz Borgia kennen, hatte wiederholt Gelegenheit, Petrus Canisius zu sehen und erlebte die segensreiche Wirksamkeit des heiligen Papstes Pius V.

Nach Beendigung des Noviziates brachte Jakob Rem an der Dillinger Universität seine theologischen Studien zum Abschluß und wurde zum Priester geweiht. Es war ein Werk der Vorsehung Gottes, daß ein Mann wie Jakob Rem mit dem verantwortungsvollen Amte eines Jugenderziehers betraut wurde. Hier konnte er aus dem Vollen schöpfen und mit heiliger Begeisterung arbeiten. Fast sein ganzes Leben lang war Jakob Rem in den Konvikten von Dillingen und Ingolstadt als Jugenderzieher (Subregens) tätig. Der Weg, den er die ihm anvertraute Jugend führen wollte, lag klar vor seinen Augen. Es konnte kein anderer sein als dieser: durch Maria zu Jesus! In eifrigster Verehrung der Gottesmutter wollte er seine Zöglinge zunächst an Maria weisen, um sie dadurch ganz von selbst auch dem Herrn näher zu bringen. Konnte es ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles geben,

als die „Marianischen Kongregationen“, die er in Rom schätzen gelernt hatte? So wurde Rem zum Wegbereiter der marianischen Studentenkongregation in Deutschland. 1575 versammelte er zum erstenmale einige Studenten zur gemeinsamen Verehrung der Gottesmutter. Mit flammender Begeisterung riß er die Jugend empor zur reinen, strahlenden Himmelskönigin. Der Gedanke der marianischen Kongregation fand starken Widerhall. In München, Ingolstadt, Innsbruck, Hall, Luzern, wo immer ein Jesuitenkolleg war, blühten die Kongregationen auf wie die Veilchen im März. Mit 25 Mitgliedern hatte P. Rem begonnen. Im Jahre 1727 zählte die oberdeutsche Ordensprovinz bereits 30 000 Kongreganisten.

Es war ein schmerzlicher Schlag für die Dillinger Kongregation, als ihr Begründer nach München versetzt wurde. Doch lag es im Willen Gottes, daß auch die Jugend anderer Orte von P. Rems apostolischem Eifer gewann. Am St. Michaelskonvikt nahm er die dort bestehende Kongregation in feste Hände und formte sie nach seinem Geiste.

Nach zwei Jahren riß der Befehl der Oberen den Studentenpater wieder mitten aus der segensreichsten Wirksamkeit. Rem wurde nach Ingolstadt gerufen. Hier konnte er 32 Jahre hindurch als Subregens, Beichtvater und Kongregationspräses eine reichgesegnete Tätigkeit entfalten. Hier in Ingolstadt erweckte P. Rem die Andacht zur dreimal wunderbaren Gottesmutter zum Leben.

Es war am 6. April 1604. Die Studenten sangen eben bei der abendlichen Andacht die Lauretanische Litanei. Da wurde P. Rem, der auf dem Betschemel gekniet hatte, wie von einer übernatürlichen Kraft emporgerissen und sein verzückter Geist durfte die seligste Jungfrau in himmlischer Majestät schauen. Als er wieder zu sich kam, war der Gesang gerade bei der Anrufung „Du wunderbare Mutter“ angekommen. Da ging der Gottselige rasch zum Vorsänger und befahl ihm, einem geheimnisvollen Befehle folgend, diese Anrufung ein zweites und drittesmal zu singen. Von diesem seltsamen Vorgang her erhielt das Gnadenbild, das heute in Ingolstadt verehrt wird, den Namen der dreimal wunderbaren Mutter. Dreimal wunderbar ist Maria als Tochter des Vaters, als Mutter des Sohnes, als Braut des Heiligen Geistes; dreimal wunderbar durch ihre Hoheit als Himmelskönigin, durch ihre mütterliche Liebe zu den Menschen, durch ihre allmächtige Fürbitte für alle Bedrängten. Unter dem Segen der dreimal wunderbaren Gottesmutter erblühte das Leben der Ingolstädter Jugend zu einer hohen Stufe der Vollendung. Es bildete sich innerhalb der Kongregation eine Kerntruppe treuester Marienverehrer und Gottesdiener. Die gegenseitige Aussprache, die in diesem Kreis zur Förderung des religiösen Lebens stattfand, gab ihm den Namen Colloquium Marianum (Marianische Unterredung, marianischer Diskussionskreis).

Am 12. Oktober 1618 mußte P. Rem von dem Werke, dem er seine ganze Lebenskraft geopfert hatte, Abschied nehmen, um das ewig dauernde Colloquium, die unendlich beseligende „Unterredung“ mit Maria und Jesus im Himmel zu feiern.

Die Selbstbiographie der Heiligen, „Die Geschichte einer Seele“, ist so weit verbreitet, daß es genügen dürfte, in knappen Strichen nur die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Theresias hier wiederzugeben. Maria Franziska Theresia Martin wurde am 2. Januar 1873 zu Alençon, einem Städtchen der Bretagne, geboren. Ihr Vater, Ludwig Müller, eine stille, beschauliche Natur, hatte in seiner Jugend den Traum, sich in die Schar der Mönche auf dem großen St. Bernhard einreihen zu lassen. Ihre Mutter, die energische Zelia Guerin, hatte als Mädchen darnach verlangt, unter dem weißen Schleier der Vinzentinerinnen sich für die leidende Menschheit zu opfern. Doch beider Gesuche um Aufnahme waren abschlägig beschieden worden. Die göttliche Vorsehung hatte andere Pläne. Im Schoß einer Familie sollten die beiden Kinderseelen heranwachsen, die zu einem ganz besonderen Apostolat berufen waren.

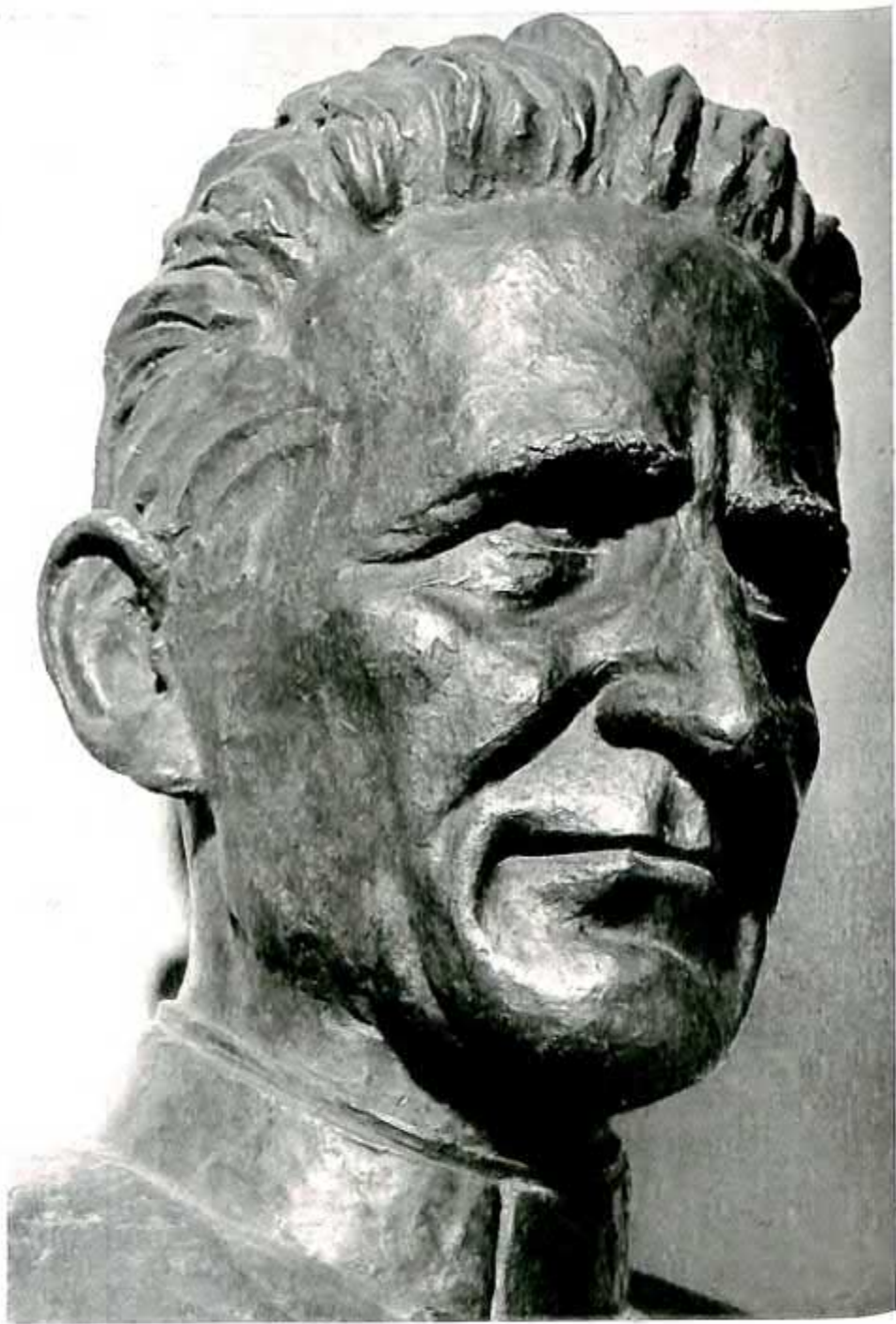
Das Nesthäkchen Theresia war erst vier Jahre alt, als die tatkräftige Mutter starb und der Vater mit den fünf Kindern nach Lisieux übersiedelte. Theresia erwählte aus eigenem Antrieb ihre Schwester Pauline zu ihrem „Mütterchen“. Von Pauline wurde sie in die ersten Anfangsgründe des Wissens eingeführt, bis sie als externe Schülerin das Pensionat der Benediktinerinnen in Lisieux besuchte. Unverstanden von Lehrerinnen und Mitschülerinnen machte Theresia Jahre größter Seelenqual und innerer Vereinsamung durch. Aber sie klagte nie. Erst als ihr „Mütterchen“ Pauline von ihr ging, um in den Karmel einzutreten, brach ihre Willenskraft zusammen. Sie fiel in eine tödliche Krankheit, der die Ärzte ratlos gegenüberstanden. Durch die Anrufung der Muttergottes erhielt sie plötzlich die Gesundheit wieder und konnte sich voll Dank und Freude auf die erste heilige Kommunion vorbereiten, in deren Empfang sie einen unaussprechlichen Trost empfand.

Seit dem Weihnachtsabend 1886 lebte der Wunsch in dem Mädchen, als Mitglied des Karmels für fremde Schuld zu sühnen. Monatelang trug sie das Geheimnis mit sich, bis sie es wagte, sich dem greisen, kränklichen Vater anzuvertrauen. Wie hart traf den einsamen Mann, der schon drei Töchter hatte ins Kloster ziehen sehen, die Mitteilung, daß auch seine „kleine Königin“ von ihm scheiden wolle! Aber sein frommer Glaube war stärker als seine empfindsame Natur. Er brachte das Opfer und sagte ja. Nach Überwindung großer Widerstände trat das 15jährige Mädchen am 8. April 1888 durch die Klausurtür des Karmels. „Ich bin gekommen, Seelen zu retten und ganz besonders, um für die Priester zu beten“, erklärte Therese, als sie bei der feierlichen Aufnahme in den Orden nach dem Grund ihres Eintrittes gefragt wurde. Sie wollte nichts anderes als im Sinne mystischer Stellvertretung für andere eine Hostie, eine Opfergabe, werden. Dazu war sie in den Karmel gekommen. In dieser Gesinnung trat sie mutig den schweren Opfergang an. Wenige Jahre nur



Franz von Assisi und Klara

[B. v. Orley]



P. Rupert Mayer S. J.

sollte das mystische Opferleben dieser reinen Opferseele dauern. Schon am 30. April 1897 ging es zu Ende.

Theresia suchte nichts Außergewöhnliches. Sie verlangte nicht nach Visionen und Offenbarungen. Die vollkommene Erfüllung des Willens Gottes war das Geheimnis ihrer Vollkommenheit. Aus Liebe in allem, bis ins Allerkleinste und Alltäglichsste hinein den Willen Gottes zu tun – das war der Weg der geistigen Kindheit, den Theresia ging und den sie uns predigt. Dieser „kleine Weg“ war kein bequemer Blumenpfad, sondern eine steinige, dornumwucherte Straße. Die fröhliche Überwindung alles Eigenwilligen und Selbstsüchtigen, die peinlich genaue Unterordnung in Gehorsam, der Verzicht auf alles, wonach das Menschenherz sich sehnt – das alles verlangt ein großes Maß von Seelenstärke und Opfermut.

Dieser „kleine Weg“ ist Theresia nicht leicht gefallen. Sie hat selbst einmal geäußert: „Ich habe kämpfen müssen. Ich hatte keine gefügige Natur. Keinen Tag gab es, an dem ich nicht gelitten hätte.“ Schon ihre dauernde Kränklichkeit kostete sie die größten Opfer, besonders als ihre Todeskrankheit, die Tuberkulose, sich mehr und mehr zeigte. Unter Aufbietung der letzten Kräfte schleppte sich oft auf ihre im oberen Stockwerk liegende Zelle. Auf jeder Stufe der Treppe mußte sie innehalten, um Atem zu schöpfen. In solcher Ermattung kam sie dann oben an, daß sie eine Stunde zum Auskleiden brauchte. In der kalten Zelle, die nach der Vorschrift der Regel nicht geheizt werden durfte, war sie bald durch und durch gefroren. Von Frost geschüttelt und in Fieberschauern liegend, mußte sie ungezählte Male den Tagesanbruch erwarten. Auf dem Sterbebett gestand sie: „Am meisten habe ich im Kloster unter der Kälte gelitten. Sie bereitete mir solche Pein, daß ich glaubte, sterben zu müssen.“ Weit schwerer noch als diese körperlichen Leiden waren die seelischen Leiden, die Theresia quälten. Am Tage ihrer Profeß hatte sie Jesus gebeten: „Für dich, o mein Jesus, möchte ich des Martertodes sterben. Gib mir das Martyrium des Herzens oder jenes des Leibes, oder lieber noch, gib sie mir beide.“ Ihre Bitte blieb nicht unerhört. Jahrelang mußte Schwester Theresia die schwersten Seelenleiden tragen. „Mit einemmale“, schreibt sie, „verbreitete sich tiefe, dunkle Nacht in meiner Seele und der Gedanke an den Himmel, der mir von Kindheit an so süß gewesen, wurde ein Anlaß zu Kämpfen, schweren Sorgen und Ängsten.“

Von all der Seelennot Theresias hatten ihre Mitschwestern keine Ahnung. Sie ging ja auf dem Weg des Kindseins, und so nahm sie alles wie ein Kind von Gott an, was immer er schickte. Freudig brachte sie alle Opfer, die er von ihr verlangte. Diese Freude, mit der Schwester Theresia alle Opfer des Ordenslebens brachte, täuschte die Mitschwestern, so daß sie in der Schwester ein sorgloses, vom Himmel verwöhntes Kind sahen. Erst in den letzten Tagen ihrer Todeskrankheit lüftete Theresia den Schleier von ihrem Leben des Heroismus. Als ihre Krankenwärterin fragte: „Man behauptet, Sie hätten nie viel gelitten“, lächelte sie und auf ein Gläs-

chen deutend, das eine rote Flüssigkeit enthielt, erwiderte sie: „Sehen Sie dieses Gläschen? Man sollte meinen, es enthalte köstlichsten Likör. In Wirklichkeit ist es die bitterste Arznei, die ich bekomme. Das ist ein Bild meines Lebens. In den Augen anderer war es stets in die schönsten, heitersten Farben getaucht. Sie meinten, ich trinke den köstlichsten Likör, und es war nichts als Bitterkeit. Dennoch aber war mein Leben kein bitteres, denn ich wußte mir aus jeder Bitterkeit eine Freude und Süßigkeit zu machen.“ Und wenige Augenblicke vor ihrem Tode gestand sie, daß ihr Verlangen nach dem Martyrium von Jesus über ihre Wünsche hinaus erhört worden sei: „Der Kelch ist bis an den Rand gefüllt! Nein, nie hätte ich für möglich gehalten, daß man soviel leiden könne. Ich vermag es mir nur durch mein außerordentlich großes Verlangen nach Rettung der Seelen zu erklären“. Wahrhaftig: Theresia vom Kinde Jesu war alles andere als eine Rosenheilige, die die Not des Lebens nicht kennen gelernt hat. Ihre Frömmigkeit war nichts weniger als ein weiches und süßliches Schwärmen. Es war im Gegenteil die kernigste Frömmigkeit, die mit eiserner Entschlossenheit über alle Hindernisse hinweg zu Gott strebte und in Demut und Heiterkeit des Herzens opferte, litt und liebte.

Wenn wir so manchmal im Leben der Heiligen von den schauerlichen Bußen und Abtötungen lesen, die sie geübt haben, dann kann es leicht kommen, daß wir glauben, verzagen zu müssen, weil wir solche Dinge nicht zu leisten vermögen. Wir könnten sogar zu der falschen Ansicht kommen, das Wesen der Heiligkeit bestehe in solch ungewöhnlichen äußern Werken. Da ist Theresia vom Kinde Jesu mit ihrem „kleinen Weg“ so recht eine Heilige für uns! In allem und jedem bis ins Kleinste hinein kann sie uns Vorbild sein. Auch unser Leben setzt sich meist aus unscheinbaren, alltäglichen Dingen zusammen. Wir haben für gewöhnlich keine Gelegenheit, etwas Großes, Außergewöhnliches zu vollbringen. Das lehrt uns Theresia, daß nicht äußere Wirkungen eine Tat und ein Leben groß machen, sondern einzig der innere Gehalt und die Gesinnung, einzig nur die hingebende Liebe zu Gott.

Als Schwester Theresia auf dem Sterbebett lag, sprach sie voll Zuversicht: „Ich werde im Himmel nicht untätig bleiben. Wie unglücklich wäre ich dort, wenn ich denen, die ich liebe, keine kleinen Freuden mehr auf Erden bereiten könnte! Mein Wunsch ist es, auch dann noch weiter für die Kirche und die Seelen zu arbeiten. Der liebe Gott wird alles tun was ich will, weil ich auf Erden nie nach meinem eigenen Willen tat. Ja, ich werde Rosen regnen lassen über die Menschen.“ Hat die Heilige dieses Versprechen nicht erfüllt? Seitdem sie mit den Worten: „O... ich liebe dich! ... Mein Gott ... ich ... liebe ...!“ die Augen schloß, läßt sie Rosen der Gnade vom Himmel auf ihre Verehrer regnen. „Die Gnaden, die ihrer Fürbitte zugeschrieben werden, sind unzählbar“, bekannte der Heilige Vater öffentlich und feierlich.

Franz von Assisi

4. Oktober

Das 13. Jahrhundert war der Höhepunkt des mittelalterlichen Glanzes der Kirche. Mit Innozenz III. war das Papsttum zu einer vorher und nachher nicht mehr erreichten Höhe emporgestiegen. Aber gerade damals, als die Welt der Kirche zu Füßen lag, hatte das innere religiöse Leben der Gläubigen Schaden gelitten. Der Sakramentenempfang war außerordentlich zurückgegangen, dafür hatte eine heiße Gier nach Geld und Reichtum weite Kreise erfaßt. Auch die Kirche selber glückte mehr als gut war den Reichen der Welt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß an verschiedenen Orten eine kräftige religiöse Richtung einsetzte, die auf Hochschätzung der Armut drang. Aber nicht alle, die Armut predigten, hatten ein reines, von jeder ungeordneten Leidenschaft freies Herz. Vielfach artete die Armutsbewegung in verhängnisvolle Irrtümer aus, die zum Teil zur Empörung gegen die Kirche führten. Die Armutsbewegung wurde zu einem Strom, der seine Ufer überschritt und große Verwüstungen anrichtete. Und doch sollte dieser Strom eine Wohltat für die Kirche und für die ganze Menschheit sein, wenn es gelang, ihn in das richtige Bett zu leiten. Diese Aufgabe zu leisten war Franz von Assisi ausersehen, der Bräutigam und Herold der Armut.

Das Bergstädtchen Assisi im schönen Umbrien ist die Heimat des Heiligen. Hier wurde 1182 dem reichen Tuchhändler Peter Bernardone ein Söhnlein geboren, während er selbst gerade auf einer Geschäftsreise in Frankreich war. Heimkehrend nannte er deshalb scherzweise das auf den Namen Johannes getaufte Kind Francesco – Französchchen. Der Junge wuchs auf wie die andern Italienerbuben aus dem reichen Bürgerstande in jener Zeit, erlernte ein bißchen Latein und Französisch und sonnte sich im übrigen im Glanz des väterlichen Reichtums. Er wurde das anerkannte Haupt der reichen flotten Jugend von Assisi, der König fröhlicher Gelage, ein Freund des Weines und des Gesangs, wohl auch verliebt, sicher vornehm verschwenderisch. Leben und leben lassen – das schien sein Lebensprogramm zu werden, ohne daß er freilich je etwas Gemeines in seiner Nähe geduldet hätte.

Eine schwere Krankheit ließ den Jüngling zum erstenmal die Eitelkeit der Welt erkennen. Ein paar Versuche, Ritter zu werden und kriegerische Abenteuer zu bestehen, schlugen ihm fehl. Zum Herrscher, wie der Vater es wünschte, taugte er nicht. So verbrachte er, innerlich unbefriedigt und suchend, Monate und Jahre mit dem unbestimmten Empfinden aller auserwählten Seelen, daß der Ruf Gottes zu etwas Größerem an ihn dringen müsse. Und die Hoffnung trog nicht. Als Franz einmal in dem verfallenen Kirchlein Sankt Damian betete, hörte er den Heiland vom Kreuzifix herab sprechen: „Franz, stelle mein verfallenes Haus wieder her!“ Ohne Bedenken machte sich Franz, der die Aufforderung buchstäblich verstand, ans Werk. Er verkaufte eigenmächtig aus dem väterlichen Warenlager große Tuchballen

und gab den Erlös dem Priester von St. Damian, damit er das baufällige Gotteshaus ausbessere, und er scheute sich nicht, selber Bruchsteine herbeizuschleppen und Mörtel zu rühren. Peter Bernardone, der sich in der Hoffnung, in Franz einen würdigen Geschäftsnachfolger zu erhalten, getäuscht fühlte und mit wehem Zorne sah, wie sein vorher so stolzer Sohn sich zum Gespött der ganzen Stadt machte, verklagte den „Mißrathenen“ beim bischöflichen Gericht auf Herausgabe des Kaufpreises für die entwendeten Stoffe und stellte ihn vor die Entscheidung, entweder seine „Verrücktheiten“ aufzugeben oder auf das väterliche Erbe zu verzichten. Der Stimme Gottes folgend gab Franz nicht nur das Erbteil preis, sondern sogar Rock und Mantel. „Von heute an werde ich nicht mehr Vater Bernardone sagen, sondern einzig: Vater unser, der du bist im Himmel.“

So begann der reiche Kaufmannssohn dem armen Jesus nachzufolgen. Etwas später traf ihn in dem Kirchlein beim Evangelium der Messe das Wort des Herrn: „Geht hin, predigt und sagt: das Himmelreich ist nahe! Heilt die Kranken, erweckt die Toten, reinigt die Aussätzigen, treibt die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es hin. Ihr sollt weder Gold noch Silber in euren Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab; denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Wenn ihr in ein Haus geht, so grüßt: der Friede sei mit diesem Hause!“ Begeistert rief Franz aus: „Dies ist es, was ich will; dem wünsche ich nachzuleben.“ Vor der Kirche legte er seine Schuhe ab, warf Stab und Mantel von sich, band einen Strick um den Leib und zog, in eine braune Kutte gekleidet, auf nackten Füßen in die Welt hinaus. Bald gesellten sich ihm Gefährten zu — der reiche Bernhard von Quintavalle, der gelehrte Bruder Masseo, der lorbeergekrönte Dichter Bruder Pacifico, der kindlich einfältige Bruder Wacholder . . . Er nahm sie mit in die Kirche, schlug das Evangelienbuch auf und las die drei Stellen: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles und gib es den Armen! — Nehmt nichts mit auf den Weg, weder Stab, noch Tasche, noch Geld, noch sollt ihr zwei Röcke haben! Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich!“ „Brüder“, sagte Franz, „das ist unser Leben und unsere Regel.“

Im Frühjahr 1209 wanderte Franz mit seinen Gefährten nach Rom, um vom Papst die Bestätigung ihrer Lebensweise zu erbitten. Es war ein weltgeschichtlicher Augenblick von höchster Bedeutung, als der Bettler von Assisi dem mächtigen Innozenz gegenübertrat und seine Armutsregel in die bestehende Ordnung der Kirche einfügen wollte. Innozenz III. zeigte sich auch hier als einer der größten Päpste. Er unterschied Franziskus von den mancherlei gefährlichen Armutschwärmern jener Zeit und gewährte nach einigem Zögern die Bitte des Heiligen. So war im Jahre 1209 der Franziskanerorden gegründet worden. Die schriftliche Bestätigung der Ordensgründung erfolgte allerdings erst durch Papst Honorius III. im Jahre 1219.

Mit dem Segen des Statthalters Christi wuchs nun das Werk des Bruders Franz in die Weite und Breite. Hunderte, Tausende wollten Minderbrüder werden, auch Frauen wollten den Weg der heiligen Armut gehen. Die Leitung des Frauenordens legte Franz in die Hände seiner edlen Landsmännin, der heiligen Klara, die im armen Kloster St. Damiano die Ideale seines Ordens zur Tat machte. Schließlich wurde die Begeisterung für Franzens Ideale so gewaltig, daß halbe Städte entvölkert worden wären, wenn Franz alle die Bewerber in seine Brüder- und Frauenorden aufgenommen hätte. Deshalb entwarf er als Dritten Orden eine Lebensregel für Weltleute, die mitten in ihrem Beruf und im Ehestand dem Geiz- und Geldteufel abschwören wollten. Gedankenlose Kasteiungen, maßlose Abtötungen verbot Franz unter allen Umständen. Liebe und Fröhlichkeit sollten über dem Leben seiner Jünger und Jüngerinnen strahlen. In seiner ersten Regel schreibt er: „Die Brüder sollen sich hüten, daß sie in ihrem Äußern weder traurig noch als trübe Heuchler erscheinen, sondern sie sollen sich fröhlich im Herrn zeigen, heiter und gefällig.“ So war er ja selber, der Spielmann Gottes, dem keine Drangsal die Herzensfreude rauben konnte, der umso heller sein Gotteslob zum Himmel jubelte, je schmerzvoller die Mühen und Leiden, an denen sein Leben übertoll war, auf ihn eindringen. Diese unverwüsthliche Fröhlichkeit war der Ausfluß seiner ständigen Gottverbundenheit, seiner alles Irdische verzehrenden, brennenden Gottesliebe, die in der Einprägung der Wundmale des Herrn (1224) vom Himmel eine wunderbare Antwort und einen sichtbaren Ausdruck fand.

Außerlich ging Franziskus in den letzten Jahren seines Lebens durch ein Meer von Bitterkeiten. Ein schweres Augenleiden brachte ihn fast zur Erblindung und zwang ihn zu qualvollsten Operationen; Magen- und Leberschmerzen peinigten ihn; die Abkehr seiner Brüder vom strengen Ideal der Armut, wie er es in der ersten Regel niedergelegt hatte, brachte ihm schwerste Enttäuschung. Innerlich aber blieb er auch bei dieser Flut von Prüfungen der frohgemute Troubadour Gottes, der aus überquellendem Herzen den Sonnengesang zum Himmel jubelte, dieses gewaltige Loblied auf den Schöpfer, das er immer wieder sang, bis in die Todesstunde hinein, wo er es ausklingen ließ in den Willkomm an den „Bruder Tod“.

Als Franziskus im Herbst 1226 das Nahen des Todes fühlte, ließ er sich nach seinem geliebten Portiunkula bringen. Am 2. Oktober ließ er alle Brüder, die in Portiunkula waren, zu sich kommen und legte jedem die Hand auf und segnete sie. „Ich segne, wie ich kann, und mehr als ich kann.“ Am 3. Oktober, abends nach Sonnenuntergang, gab er seinen Geist auf. Nicht ganz zwei Jahre später wurde Franz von dem ihm befreundeten Papst Gregor IX. heilig gesprochen. 1250 wurde der Leib des Heiligen nach San Francesco übertragen, der mächtigen Kirche, die Bruder Elias Franz zu Ehren hatte erbauen lassen und in der nun sein Sarg in der stimmungsvollen, dämmerigen Gruft das Ziel ungezählter Wallfahrer aus allen Ländern ist.

Die Legende erzählt: Wenn im Nonnenkloster Böödeken eine Gottesbraut aus dem Kreis der Schwestern vom Tod sollte hinweggeführt werden, erklang zuvor aus St. Meinolphs Grab ein seltsames Läuten. Wenn die Nonnen im Chor das Klingeln hörten, dann zitterte manches zage Herz. Denn jede wußte: „Eine aus uns trifft es wieder“, aber keine wußte, wem es galt. So mußten sie sich eben alle bereithalten, so wie du und ich es auch alle Tage sollen.

Mit St. Meinolph aber und dem Glöcklein hat es folgende Bewandnis: Das war zu den Zeiten, als der große Karl mit dem Sachsenvolk in erbittertem Kriege lag und als in den Gemarken zwischen Rhein und Weser die Erde mit deutschem Heldenblut getränkt wurde. Auf dem Sintfeld bei Haaren zwang Karl die Sachsen zur Flucht. Die hartnäckig verteidigte Burg Fürstenberg mußte sich ergeben. Der Herr der Burg war im Kampf gefallen, seine Gemahlin Wichtrud floh in ein abgelegenes Waldtal, wo sie ein Söhnlein gebar. Die bitteren Erlebnisse des Krieges und der Flucht, die Drangsal der Fremde, die Bedrückung durch einen ungerechten Verwandten — das alles wurde für Wichtrud zum Segen. Sie erkannte die Ohnmacht der Götter, denen sie bisher gedient hatte, und öffnete ihr Herz der Lehre Christi. Ihre Loslösung von der Vergangenheit war so gründlich, daß sie vertrauensvoll 799 zu Kaiser Karl, dem früheren gehaßten Gegner, nach Paderborn ging und unter seinen Schutz sich stellte. Karl nahm sie großmütig auf und versah sogar die Patenstelle, als ihr vierjähriger Bub getauft wurde und dabei den Namen Meinolph erhielt. Bischof Hathumar der Heilige nahm sich auf Wunsch des Kaisers um den Jungen an und erzog ihn mit den Söhnen der ersten Edlen des Landes. Bischof und Kaiser, erst recht aber die Mutter, sollten ihre Freude an Meinolph erleben. Bischof Hathumar und sein Nachfolger Badurad versprachen sich Großes von dem edlen Sachsensproß, der mit unbeugsamer Zähigkeit an der Erweiterung seines Wissens und der Festigung seines Charakters arbeitete. In den Jahren, da er sich auf das Priestertum vorbereitete und viel über die Worte des Heilandes nachsann, wollte ihm eines nicht aus dem Sinn: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt lege.“ Da wuchs in ihm der feste Entschluß groß, dem Menschensohn in seinem Herzen eine würdige Wohnstätte zu bereiten. Noch ängstlicher als bisher sagte er nun der Sünde den Krieg an und noch rastloser mühte er sich um die Tugend. Aber es dünkte ihm noch nicht genug, dem Heiland nur in seinem Herzen eine Wohnung zu bereiten. Er wollte dem Gottessohn auch in einem schönen Gotteshause und einem stillen Kloster eine Stätte schaffen, wo er bei Tag und Nacht gepriesen und angebetet würde. Lange Zeit konnte er sich nicht entschließen, wo der geeignetste Platz auf seinem ererbten Grund und Boden sein möchte. Da bot sich ihm nach der Legende ein wunderbares

Bild. Er war mitten im dunklen Wald, da leuchtete es vor ihm gar seltsam auf. Ein Hirsch trat aus dem Buschwerk, ein hell strahlendes Kreuz zwischen dem stolzen Geweih. In der ungewöhnlichen Erscheinung erkannte Meinolph eine himmlische Antwort auf sein heimliches Fragen. Nun dauerte es nicht lange und der Wald hallte wider von Axtschlägen. Schlanke Stämme wurden gefällt, feste Steine wurden gebrochen, ein emsiges Zimmern und Werken und Bauen begann, und bald erhob sich auf der Stelle, wo der Hirsch gestanden, das Gotteshaus und in seinem Schatten ein Kloster für fromme Jungfrauen, die der Welt abgestorben, ganz Gott leben wollten.

Inzwischen hatte Meinolph die Priesterweihe empfangen. Bischof Badurad legte schon nach kurzer Zeit in die Hände des jungen Priesters ein wichtiges Amt: er erwählte ihn zum Erzdiakon des Bistums Paderborn. Als solcher reiste Meinolph mit einigen Begleitern nach Le Mans, um von dort die Gebeine des hl. Liborius zu erbitten. Groß war der Jubel des Westfalenvolkes, als Meinolph mit dem kostbaren Schatz zurückkehrte und dem Lande in Liborius einen Schutzpatron gab, dem künftig allgemeine Verehrung zuteil wurde.

Daß die Westfalen sich mehr und mehr dem Christentum zuwandten und der Widerstand gegen die Taufe immer schwächer wurde, ist zum großen Teil das Verdienst Meinolphs. Getrieben von dem Verlangen, dem Menschensohn in den Menschenherzen eine Wohnstätte zu bereiten, zog er immer wieder aus, drang in die Wälder und Einöden vor und rief durch ein Glöcklein die Leute der zerstreuten Höfe zusammen, um ihnen die frohe Botschaft zu verkünden. Und siehe! Die beim gewaltsamen Missionsversuch Karls in Trotz sich verstockt hatten, lauschten nun willig den gütigen Worten Meinolphs und baten ihn um die Taufe.

Als Meinolph zum Sterben kam, erwählte er sich seine Stiftung Böödeken zur letzten Ruhestätte. Am 5. Oktober 857 wurde er in der Klosterkirche begraben. Das Glöcklein, dessen er sich auf seinen Missionsfahrten bedient hatte, wurde ihm ins Grab mitgegeben. Bald kamen von weither die Wallfahrer zum Grab des Heiligen, und viele, die hier knieten und fromm beteten, kehrten geheilt von Seelen- und Leibesgebrechen wieder heim. Die frommen Frauen aber, die im Kloster Böödeken getreu dem Willen des Stifters Gottes Lob sangen, erhielten nach der frommen Erzählung einen besonderen Beweis seiner Gunst. Das Glöcklein in seinem Sarg begann jedesmal zu läuten, wenn die Lebensuhr einer Nonne am Ablaufen war. Das mahnende Läuten kam immer wieder, bis zur Zeit der Verweltlichung der Klöster die letzte Nonne aus Böödeken schied und Meinolphs Stiftung seit 1409 eine Niederlassung der regulierten Chorherrn von Zwolle wurde.

Als einst der hl. Arsenius nach einem Wege Ausschau hielt, der ihn Gott nahebringe, und als er um Licht und Klarheit flehte, hörte er in seinem Innern eine Stimme: „Fliehe, schweige, ruhe!“

Fliehen vor der bestrickenden Welt, schweigen in heiliger Sammlung, ruhen am Vaterherzen Gottes — das sind die drei Grundpfeiler des innerlichen Lebens. Niemand hat wohl seit den Tagen der alten Einsiedler, die sich gleichsam lebend in den endlosen Wüstensteppen am Nil vergruben, rückhaltloser mit diesen Grundsätzen eines vollkommenen Lebens ernst gemacht als St. Bruno von Köln und seine geistlichen Söhne, die Kartäuser.

Geburt und Erziehung hatten Bruno mitten in die Geschäftigkeit der großen Welt hineingestellt. Er entstammte der vornehmen Kölner Familie von Hartefaust, die dem um 1030 geborenen, hochbegabten Knaben früh den Weg zu Wissen und Würden eröffnete. Nachdem er in der St. Kunibertsschule die Anfangsgründe der Wissenschaft erhalten hatte, trieb ihn sein Wissensdurst an die Universität zu Reims. Ausgezeichnet mit glänzendem Erfolg und akademischen Würden kehrte Bruno in die Heimat am Rhein zurück. Zum Priester geweiht, erhielt er von seinem Bischof sofort ein Kanonikat bei St. Kunibert. In kurzen Abständen folgte nun Würde auf Würde. Der Erzbischof von Reims zog den vielversprechenden Priester an seine Residenz und übertrug ihm die Leitung des gesamten höheren Schulwesens. Weit über die Grenzen der Diözese hinaus drang der Ruf des gelehrten und frommen Domscholasters von Reims. Die Söhne der edelsten Familien des Landes eilten herbei und saßen zu Brunos Füßen. Der Erzbischof ernannte ihn zu seinem Kanzler (Generalvikar). Seine Erhebung auf den erzbischöflichen Thron schien nur noch eine Frage der Zeit — da legte Bruno alle seine Ämter und Würden nieder und zog sich in die schweigende Einsamkeit der Kartause zurück. Fern den Menschen, tot für die Welt, wollte er nur für Gott leben.

Die Welt konnte einen solchen Schritt nicht verstehen. Man suchte nach Gründen, die Bruno zu seinem merkwürdigen Schritt veranlaßt haben könnten. Man erzählte von einem erschreckenden Erlebnis, das dem Heiligen die Welt für immer entleidet habe: ein Professor der Pariser Universität war gestorben. Man hielt unter großartiger Beteiligung die Trauerfeierlichkeiten für ihn. Als man aber über dem offenen Sarge das Totenoffizium sang und an die Worte aus dem Buche Job kam: „Antworte mir!“, da richtete sich der Tote plötzlich auf und sprach: „Ich bin gerufen zum gerechten Gerichte Gottes!“ Leblos sank er wieder zurück. Die Menge aber stob entsetzt auseinander.

Nach einiger Zeit begann man von neuem die Totenmette zu beten. Wieder erhob bei den Worten: „Antworte mir!“ der Tote sein Haupt und rief: „Ich bin

gerichtet im gerechten Gerichte Gottes!“ Wieder flüchtete alles. Aber die Neugierde lockte bald die Menge in noch größerer Zahl zum Sarg. Und als zum drittenmal die Worte ausgesprochen wurden: „Antworte mir!“, da richtete sich der Tote auf und mit verzweifelter Stimme sagte er: „Ich bin verdammt im gerechten Gerichte Gottes!“ Dieses schauerliche Erlebnis habe Bruno veranlaßt, aus der Welt zu fliehen und in schweigende Einsamkeit sich zu begraben.

Aber nein, nicht diese erst in späterer Zeit erdichtete Legende gab St. Bruno seinen heldenhaften Entschluß ein. Solcher seelischer Erschütterungen bedurfte es bei ihm nicht. Von früher Jugend an lebte etwas Heroisches in der Seele des Heiligen. Es drängte ihn danach, alle Hindernisse wegzuräumen, die seine Seele auf dem Fluge zu Gott hemmen konnten. Mit der Entschlossenheit, die den Heiligen immer auszeichnete, warf er allen überflüssigen Ballast von sich, um frei und ungehindert Gott entgegenzueilen zu können. Nicht Schwäche, nicht feige Flucht bedeutete Brunos Schritt, sondern es war die mutige Tat einer großen, erhabenen Seele.

Mit sechs Gesinnungsgenossen zog er sich im Jahre 1084 in das enge Tal bei Grenoble zurück, wo ihnen Bischof Hugo, der Heilige, die unbewohnte Kartause zuwies. Bald war ein kleines Kirchlein gebaut und in einiger Entfernung davon für jeden Einsiedler eine arme Zelle. Von ihrem Wohnort, der Kartause, erhielten die weißgekleideten Mönche und der ganze aus diesen schlichten Anfängen sich entwickelnde Orden den Namen.

In allem der Welt abgeschieden lebten Bruno und seine ersten Gefährten. Grobes Gewand umhüllte sie, durch härteste Abtötung suchten sie sich selbst abzusterben; in immerwährendem Schweigen, das nur im häufigen Gebet eine Unterbrechung fand, verrichteten sie ihre Arbeiten.

Monate, Jahre gingen vorüber. Da schreckte eine unerwartete Botschaft den Heiligen in seiner geliebten Einsamkeit auf. Papst Urban II., der als Schüler zu Reims Brunos Weisheit und Frömmigkeit verehren gelernt hatte, hatte seinen großen Lehrer nicht vergessen. Nicht länger wollte er den Rat eines so hervorragenden Mannes vermissen und so berief er den Heiligen zu sich nach Rom. Wie schwer wurde es St. Bruno, sich von der heiligen Abgeschiedenheit loszureißen! Wie bitterhart wurde den Mönchen der Abschied von ihrem geistlichen Vater!

Wie ein Baum, der in fremdes Erdreich versetzt wurde, war Bruno am päpstlichen Hof in Rom. Fremd fühlte er sich mitten in dem geräuschvollen Leben. Den erzbischöflichen Stuhl von Reggio, den ihm der Papst anbot, wies er zurück und bat den Heiligen Vater solange, bis er ihm endlich Urlaub gab und gestattete, in La Torre, einer wilden Einöde Südtaliens, eine neue Kartause zu gründen.

Nicht untätige, kraftlose Schwärmerei war es, was St. Bruno in der Einsamkeit suchte. Er kannte zu gut die Gefahr eines einförmigen Eremitenlebens und deshalb verband er das Gebet mit eifriger Arbeit. Die Mönche bestellten das Feld und

rodeten das von keiner Kultur bisher berührte Ödland rings um die Zellen, sie besorgten alle zum gemeinsamen Leben notwendigen Handwerksarbeiten und schrieben auch Bücher ab, um sie als Herolde des Glaubens in die Welt hinaus² zuschicken.

Nahezu 70 Jahre zählte Bruno, als er im Oktober 1101 sich zum Sterben niederlegte, um die ewige Krone seiner Tugenden und Arbeiten zu empfangen. Sein Leben war ein geradliniges Vorwärts und Aufwärts gewesen. Wie ein Held war er seine Bahn gegangen. Bewundernd stand und steht noch heute die Welt vor einem Leben solcher Tatkraft und solchen Heldenmutes, solcher Himmelssehnsucht und solcher Gottesliebe.

Bruder Georg von Augsburg

7. Oktober

Er ist immer noch viel zu wenig bekannt unter den deutschen Katholiken, der ehrwürdige Kapuzinerbruder Georg. Zwar kehrte er fast 200 Jahre nach seinem Tode wieder zu seinen deutschen und schwäbischen Landsleuten zurück und fand in der Kapuzinerkirche zu Kempten inmitten seiner Heimat eine neue Ruhestätte. Aber die meisten, die vor seiner Gruft stehen, wissen von ihm nicht mehr, als was die Steinplatte kündigt: „Hier ruht im Frieden Christi der ehrwürdige Bruder Georg von Pfronten, gestorben 1762 in Frascati bei Rom im Rufe der Heiligkeit, hierher übertragen 1922.“

Zu Kreuzegg, am Fuße der majestätischen Alpenkette, ist Andreas Erhart (dies war Bruder Georgs bürgerlicher Name) geboren. Seine Eltern, schlichte Bäcker² und Bauersleute, senkten tiefe Frömmigkeit in das Herz des braven Kindes. Es ist ein Zeichen des religiösen Sinnes, der im Erharthaus herrschte, daß zwei Söhne später als Brüder den Weg ins Kloster fanden: Georg wurde Kapuziner, Joachim Jesuit. Andreas zählte erst 12 Jahre, als der Vater unversehens rasch aufs Sterbebett geworfen wurde. Ehe noch von der Pfarrei Pfronten ein Geistlicher mit den hl. Sterbesakramenten kommen konnte, trat der Tod ein. Während die Erwachsenen in ratloser Bestürzung und fassungsloser Trauer das Bett des Sterbenden umstanden, betete Andreas dem Vater gefaßt die Akte des Glaubens und des Vertrauens, der Ergebung und der Reue vor. Seitdem kam es öfter vor, daß man den Jungen an ein Sterbebett holte. Er verstand es so ausgezeichnet, mit den Kranken zu beten und sie zu beruhigen.

Mit dem Tode des Vaters wurde vieles im Elternhause anders. Ein Stiefvater zog bald darin ein, der durch den Mangel an wohlmeinender Liebe und herzlicher Frömmigkeit allzusehr von dem Verstorbenen abstach. Andreas hatte viel Hartes zu erdulden. Es war ihm wohl eine Erleichterung, als er 1715 als Lehrling zum Kirchenbäcker nach Immenstadt kam, wo er zwei Jahre später die Gesellenprüfung mit Auszeichnung ablegte.

Wie seinen Berufskollegen unter den Heiligen, den früheren Bäckergelesen Klemens Maria Hofbauer, zog es auch Andreas Erhart mit Allgewalt hinaus in die Fremde, dem Süden zu. Bald finden wir den frischen Handwerksgelesen, wie er wohlgenut die Brennerstraße hinaufstapft. Das Ziel, das ihn vorwärts trieb, war Rom. Wie in einer anderen Welt kam sich der schwäbische Bäckergeleselle in der ewigen Stadt vor. Das Rom der Päpste mit seinen glänzenden kirchlichen Festen, mit den ungezählten Heiligtümern, mit dem regen religiösen Leben, den mannigfachen kirchlichen Einrichtungen und dem vielgestaltigen Ordenswesen schlug den empfänglichen Schwaben ganz in seinen Bann. Schon lange hatte in dem reinen, kindlich frommen Gesellen eine unausgesprochene Sehnsucht nach einem Leben ernstesten Strebens nach Vollkommenheit geschlummert. Nun nahm dieser unbestimmte Drang greifbare Gestalt an und strebte nach Verwirklichung. Gottes Gnade führte den Bäckergelesen ins Kapuzinerkloster, wo er 1724 als Bruder Georg Aufnahme fand. Nach seiner schwäbischen Heimat wurde er „Bruder Georg von Augsburg“ genannt. Für die deutschen Landsleute aber blieb er der „Bruder Jörg“.

Bruder Georg nahm es mit dem Ordensleben außerordentlich ernst. Er schränkte Speise und Trank auf das Allernötigste ein, schlief auf harten Brettern, über die er eine Decke gebreitet hatte, und gönnte sich meist nur etwas über zwei Stunden Nachtruhe. Wenn seine Mitbrüder sich um Mitternacht zum Chorgebet versammelten fanden sie Fra Giorgio bereits im Gebete. Wenn er vor dem Tabernakel kniete, wurde er von solcher Andacht ergriffen, daß alle Welt um ihn versank. Mit der Liebe eines unschuldigen Kindes hing er an der himmlischen Mutter. „Empfehlen wir uns der Mutter! Die Mutter wird uns die Gnade gewähren“ – das war eines seiner liebsten Worte. Der Rosenkranz gehörte zu seinen bevorzugten Gebetsübungen. Er glühte vor Verlangen, alle Menschen zum himmlischen Vater und zu Maria zu führen. Meisterhaft verstand es dieser einfache Bruder, die Geheimnisse Gottes darzulegen. Sein deutscher Landsmann, Bruder Franz von Kronburg, erzählte im Seligsprechungsprozeß, wie er einst mit Bruder Georg in einem weitentlegenen Orte einen Krankenbesuch machte. Nachdem sie auf dem langen Wege schon mehrere hl. Messen besucht hatten, wurde Bruder Georg nicht müde, einen Rosenkranz um den andern zu beten. Bruder Franz erschien dies des Guten allzuviel. Er meinte: „Aber Fra Giorgio, Sie sind wirklich ein Quälgeist! Nun haben wir doch wahrhaftig schon unser Teil getan. Wozu noch die vielen Rosenkränze!“ Da kam Bruder Georg in Eifer. In flammender Begeisterung hub er an, so klar und tief über

die Bedeutung des Gebetes und den Wert des hl. Meßopfers zu sprechen, daß Bruder Franz ganz bestürzt war und bei sich dachte: „Wie kann ein Mensch, der nicht studiert hat, solch erhabene Kenntnisse über die Glaubenswahrheiten haben?“ Er wußte keine Antwort als diese: „Das ist das Werk des Hl. Geistes!“ Ja, es war der Geist Gottes, der in dem demütigen Bruder wirksam war und ihm eine so staunenswerte Glaubenserkenntnis und glühende Liebe schenkte.

Der fromme Bruder Georg war bald eine der bekanntesten Gestalten Roms. In Krankenhäusern und Gefängnissen wurde er ein sehnsüchtig erwarteter, mit Freude begrüßter Gast. Da er das Amt eines Almosensammlers erhalten hatte, sah man ihn oft mit dem Bettelsack und dem derben Gabelstock, den er aus der deutschen Heimat mitgebracht hatte, durch die Straßen der ewigen Stadt wandern. „Fra Giorgio! Fra Giorgio!“ riefen die zigeunerbraunen Römerkinder, wenn sie den Kapuzinerbruder kommen sahen. Sie drängten sich um ihn und bettelten, bis jedes seinen „Santo“, sein Heiligenbildchen bekommen hatte. Daß sie zum Bildchen immer auch noch einige Worte der Mahnung in Kauf nehmen mußten, daran waren sie schon gewöhnt. Gefährlicher wurde es, wenn Bruder Giorgio anfing, ein bißchen in ihren Katechismuskennntnissen herumzukramen und die klaffenden Lücken, die dabei zutage kamen, mit treuherziger Lehre zu füllen.

Im Sommer 1762 lud Fürst Plumbini den von ihm hochverehrten Bruder Jörg ein, die in Rom unerträglich heißen Tage in seinem Landhaus zu Frascati in den Albanenbergen zu verbringen. Die Obern sprachen dem Bruder zu, die Gelegenheit zu notwendiger Erholung anzunehmen. Er sollte Rom nicht mehr sehen. Im Herbst des Jahres packte den 65jährigen eine schlimme Krankheit, die am 7. Oktober 1762 den Tod herbeiführte. In der Kapuzinerkirche zu Frascati fand der heiligmäßige Bruder seine Ruhestätte. Das Volk war überzeugt, in Bruder Georg einen Heiligen gewonnen zu haben. Am 18. Juni 1922 holten die bayerischen Kapuziner ihren großen Landsmann wieder in die Heimat zurück und gaben ihm in der neuerbauten Kempfener Klosterkirche ein neue, würdige Ruhestätte.

P. Viktrizius Weiß

8. Oktober

„Viktrizius! Gott sei Dank! Das ist ein Name, den sich die Leute nicht merken können!“ so meinte in seiner Demut ein Kapuzinernovize, der am 20. August 1875 zu Burghausen das Kleid des hl. Franziskus bekam. Wie sollte er sich täuschen! Wie bald war Viktrizius einer der bekanntesten Namen in der bayerischen Kapuzinerprovinz! Wie rasch drang dieser Name über die Grenzen des Ordens hinaus in das gläubige katholische Volk, dessen hohe Verehrung bei der Beerdigung des demütigen Paters ergreifenden Ausdruck fand und dessen Gefühlen Bischof Henle von Regensburg vor der Bahre des Entschlafenen die rechten Worte verlieh, wenn er sagte: „... Wenn ich anfangen will für ihn zu beten, reißt es mich weg und ich muß immer zu ihm beten. Ich habe das Gefühl, wir kommen zu spät mit unserem Gebet für ihn, denn ich meine, wir müssen zu ihm beten. Ich habe ihn seit Jahren als heiligen Mann angesehen, und ich möchte deshalb der ganzen Ordensprovinz glückwünschen, wieder ein Juwel im Himmel zu haben. Danken wir dem Herrn für den Strom von Gnaden und Segen über den trotz seines großen Wissens so bescheidenen und demütigen Mann.“

Anton Nikolaus Weiß wurde am 18. Dezember 1842 in Eggenfelden an der Rott geboren. Sein Vater war ein vielgesuchter Wundarzt, der sich wegen seiner Rechtschaffenheit größter Achtung erfreute. Wegen seiner außerordentlichen Begabung wurde Anton zum Studium ausersehen. Da es dem Vater gelang, nach Landshut zu übersiedeln, hatte der Junge das Glück, während seiner ganzen Gymnasialzeit im Elternhaus wohnen zu können. Als Erster durchlief Anton Weiß alle Klassen und sein Abschlußzeugnis zeigte in allen Fächern die erste Note. Bei seinen Mitschülern war er wegen seiner Hilfsbereitschaft beliebt, wenngleich er stets etwas zurückhaltend und am liebsten für sich war. Nachdem er an der Universität München Philosophie studiert hatte, ohne sich durch den unkirchlichen Geist seiner Lehrer im Glauben erschüttern zu lassen, trat er 1862 ins Priesterseminar in Freising ein. Am 29. Juni 1866 durfte er das Hochfest der Priesterweihe feiern. Der Seminarvorstand stellte der bischöflichen Stelle über den Neugeweihten das ehrende Zeugnis aus: „Anton Weiß ist ausgezeichnet durch Talente, wissenschaftlichen Eifer, theologische Kenntnisse, priesterliche Frömmigkeit, einnehmende Bescheidenheit. Er wird sich ganz besonders für die Seelsorge in den Städten eignen und wohl überall durch seine Erscheinung Vertrauen einflößen.“

Etwas mehr als zwei Jahre nur war der junge, seeleneifrige Priester in Münchenschwabing als Hilfsgeistlicher mit größtem Erfolge tätig. Dann wurde er als Präfekt und Dozent an das Freisinger Priesterseminar berufen. Es war eine verantwortungsvolle Aufgabe, in diesen Jahren als Erzieher und Lehrer unter dem priesterlichen Nachwuchs zu wirken. Brauste doch in jener Zeit ein heftiger Sturm durch die

deutsche Kirchengeschichte. Die Verkündigung des Glaubenssatzes von der Unfehlbarkeit des Papstes wurde von der liberalen, freisinnigen Welt als Kriegssignal aufgenommen und mit Hohn und Haß aufs leidenschaftlichste bekämpft. Wie notwendig brauchten da die angehenden Priester Lehrer, die ihnen durch tiefe Wissenschaftlichkeit, Kirchlichkeit, Klarheit Halt und Rat geben konnten! Da war Anton Weiß, der sich inzwischen an der Münchner Universität den theologischen Doktorgrad erworben hatte, am rechten Platz. Er war den Alumnen in allem das Muster eines würdigen Priesters. Das geistliche Tagebuch, das er führte, verrät, mit welchem Ernst und Eifer er mit sich gerungen und an sich gearbeitet hat, wie er mit dem Aufgebot aller Kraft nach wahrer Heiligkeit strebte.

Schon lange trug Dr. Weiß eine Neigung zum Ordensstand in sich. Lange Jahre kämpfte er mit sich, bis die Neigung zur klaren Erkenntnis und der feste Entschluß zur Tat wurde: 1875 trat er zu Burghausen in den Kapuzinerorden, um im Geiste des hl. Franziskus ein Leben der Armut und des Gehorsams zu führen. Als P. Viktrizius kannte er nur noch ein Ziel: „Du mußt jetzt heilig werden. Dazu bist du da. Wenn du das nicht wirst, dann bist du umsonst eingetreten.“ Dieser Gedanke half ihm über gar manche Schwierigkeiten hinweg, die das arme, gehorsame Ordensleben für die empfindsame Natur des Doktors der Theologie mit sich brachte. Ein gebetseifriger, abgetöteter Ordensmann zu werden, darauf ging sein ganzer Sinn. „Du mußt vor allem das Gebet pflegen, sonst ist zwischen deinem Aufenthalt hier und in Freising kein Unterschied, als daß du hier eine Kutte trägst und dort einen Talar . . . Du mußt dich ganz verdemütigen. Alle sind besser als du; sie haben nicht alle die Kenntnisse, die Talente. Aber darum wird Gott auch nicht soviel von ihnen fordern. Und dann sind sie viel einfältiger und demütiger, und das gefällt Gott viel mehr als dein hohes, eingebildetes Wesen.“

Der Befehl der Oberen schickte P. Viktrizius an verschiedene Orte. Zuerst finden wir ihn als Aushilfspriester in Eichstätt, dann als solchen in Burghausen. Bald darauf wird ihm das wichtige Amt eines Novizenmeisters anvertraut, und 1885 treffen wir ihn als Guardian in Laufen. Aber auch dieses Amt hatte er nur ein Jahr inne, da ihn das Vertrauen der Provinz mit dem Provinzialamt betraute, das er dann mit geringen Unterbrechungen fünfmal mit größter Umsicht bekleidete. Viele neue Klöster verdanken dem Provinzial P. Viktrizius ihr Entstehen, viel Segen ging von seiner gottesleuchteten Klugheit auf die Ordensprovinz aus. Im August 1908 legte P. Viktrizius sein verantwortungsvolles, opferreiches Amt endgültig nieder, um im Kloster Vilsbiburg sein Greisenalter zu verbringen. So weit es die zunehmende Kränklichkeit erlaubte, beteiligte er sich bereitwillig an all den Seelsorgsarbeiten des Klosters. Sein Hauptfeld war der Beichtstuhl, wo er von Menschen aller Stände, besonders von der Männerwelt, aufgesucht wurde. Der tiefe Ernst und die große Gottesliebe seiner reichen Seele, wie auch seine unbesiegbare Güte und sein tiefes Verständnis für die Seelenvorgänge zogen die Beichtenden in seinen Bann. Eines

seiner Beichtkinder äußerte sich: „So muß der Vater des verlorenen Sohnes angesehen haben. Welches Vertrauen erweckte dieser heilige Mann, welche kindliche Offenheit, welches Glück! Sogleich wurde alles, alles verstanden. Sofort gab es für jede Wunde lindernden Balsam, für das arme, verdorrte Gartenland der Seele so viel Wasser und Erquickung. Welch weise Unterscheidungsgabe besaß er!“

Nach seinem Tode wurde eine Herz-Jesu-Weihe gefunden, die er auf einen Zettel geschrieben hatte: „Ich weihe mich ganz dem göttlichen Herzen Jesu. Ich will ein Spielzeug sein in den Händen des Jesukindleins, mit dem es umgehen und das es zerbrechen kann, wie es ihm beliebt. Ich will mit meinem verborgenen Jesus unbekannt, mißkannt und verachtet sein. Ich will mit meinem gekreuzigten Jesus gekreuzigt sein an Seele und Leib, um einigermassen die Unbilden zu ersetzen, die ihm im heiligsten Sakrament zugefügt werden. Ich will alles Leiden aufopfern nach den Absichten des göttlichen Herzens Jesu. In dieser Meinung verlange ich zu leben und zu sterben, wo und wie es ihm gefällt. Dies ist der letzte Willensakt, den ich mache; denn von nun an will ich willenlos sein in Gott.“

Die letzten Jahre brachten P. Viktrizius viele körperliche Heimsuchungen. Die zunehmende Schwerhörigkeit und die fast ganz zum Erblinden führende Augenschwäche brachten viele Demütigungen und Opfer mit sich. Dazu gesellten sich die verschiedensten anderen Leiden: wie geschwollene und aufgebrochene Füße, quälender Husten, Geschwüre, Magenschwäche. Schwerer zu ertragen als diese körperlichen Prüfungen war das Leid, das dem Exprovinzial durch die Schuld des einen und anderen Mitbruders verursacht wurde und seine Demut und Liebe auf eine harte Probe stellte, besonders aber die inneren Leiden: starke Versuchungen zur Trostlosigkeit und Gottverlassenheit. Wie oft hörte man den Schwerhörigen auf den Gängen des Klosters angstvolle, himmelstürmende Stoßgebetlein sprechen: „Mein Jesus Barmherzigkeit! O Maria, meine Mutter, verlaß mich nicht!“ Diese Stoßgebetchen wurden bei ihm zu einer Gewohnheit wie das Atmen. Er lebte in dauernder Gebetsverbindung mit Gott; er war mit einer ständigen mystischen Vereinigung mit Gott begnadigt.

Der 8. Oktober 1924 brachte dem Kreuzträger die Erlösung. Im Klosterfriedhof zu Vilsbiburg fand er seine Ruhestätte. Um das Grab des Gottseligen allen Gläubigen zugänglich zu machen, wurde der Leichnam 1927 in die Wallfahrtskirche Marienhilf übertragen. Auffallende Gebetserhörungen und Krankenheilungen, die durch die Fürbitte des P. Viktrizius geschahen, veranlaßten die Einleitung des Seligsprechungsprozesses.

Ritterlicher Tatendrang und überschäumende Gottesliebe zeichneten Ludwig Bertrand schon in seiner Kindheit aus. Er war erst zehn Jahre alt, da floh er aus seinem Elternhaus und wollte eine Pilgerfahrt in ferne Länder unternehmen. Sein Vater, der Notar Bertrand von Valencia, war dem Ausreißer bald auf der Spur und machte der Pilgerfahrt ein Ende, ehe sie begonnen hatte. Aber wenn der Vater geglaubt hatte, es handle sich hier nur um eine rasch niederflackernde Schwärmerei des Jungen, so sah er sich getäuscht. Ludwig war anders als seine Schul- und Spielkameraden. Eine leidenschaftliche Hingabe an das Religiöse loderte aus ihm. War es das Erbe seines heiligen Veters und Landsmanns Vinzenz Ferrer? Ihm wollte es Ludwig gleichtun. Mit nächtlichem Wachen und Beten, mit schmerzhaften Geißelungen suchte er den Heiligen nachzuahmen. Es kann nicht wundernehmen, daß ein Junge, dem sich das Geheimnis der Buße und Sühne so früh erschlossen hatte, sich zum Ordensstand hingezogen fühlte. Das weiße Kleid der Dominikaner lockte ihn. In hartem Kampf mit den Eltern errang er sich die Erlaubnis, schon mit 15 Jahren das ersehnte Ordenskleid nehmen zu dürfen.

Die Dominikaner konnten sich ihres jungen Mitbruders freuen. Er wurde allen zur Erbauung durch sein ernstes Ringen um Heiligkeit. 1547 zum Priester geweiht, stieg er immer höher im geistlichen Leben. Mit ergreifender Andacht feierte er täglich das heilige Meßopfer. Täglich reinigte er sich für das heilige Opfer durch Bekenntnis seiner kleinen Fehler in der Beichte. Mit eiserner Strenge und Unnachgiebigkeit vernichtete er seine Unvollkommenheiten. Eine Zeitlang kam es wie eine Versuchung über ihn, seine gute Begabung auszunützen und durch wissenschaftliche Tätigkeit von sich reden zu machen. Schon hatte er von den Ordensobern die Erlaubnis zum Besuch der Universität Salamanca erhalten, als ein Ordensmann ihn darauf aufmerksam machte, welch große Gefahr das Streben nach Gelehrtentum für den demütigen Geist eines Bettelmönches in sich berge. Mochte der Verzicht auf diesen schillernden Wunsch auch noch so schwer werden, Ludwig Bertrand gab den Gedanken an die Gelehrtenlaufbahn auf und büßte mit unbarmherziger Strenge die Anwandlungen des Stolzes. Das Schreckensjahr 1557, in dem die Pest das Königreich Valencia aufs schwerste heimsuchte, offenbarte Bertrands unerschrockenen Opfermut. Da litt es ihn nicht mehr in der Zelle und im Chorgestühl. Unermüdetlich ging er von Haus zu Haus und wurde den Siechen und Sterbenden Krankenwärter und Totengräber, Arzt und Priester.

Das spanische Seefahrer- und Erobererblut drängte Ludwig Bertrand aus dem engen Kloster hinaus zur Missionsarbeit in den fernen Südseeländern. Wie glücklich war er, als er von den Oberrn die Erlaubnis erhielt, in Westindien das Evangelium predigen zu dürfen! Im Sommer 1562 trug ihn das Schiff übers Meer. Sieben Jahre

lang kämpfte er unermüdetlich um die Seele der Indianer von Panama, Cartagena und den vorgelagerten Inseln. Keine Strapazen und Gefahren konnten seinen Seeleneifer lähmen. Die Jahre waren angefüllt mit aufreibenden Märschen über Steppen und Berge, mit wochenlangem Hungern und Dürsten und Frieren, mit Schwierigkeiten, von denen wir keine Vorstellung haben. Oft genug suchten ihn die Heiden zu ermorden. Doch Gott hielt schützend seine Hand über den furchtlosen Missionar und unterstützte seine Wirksamkeit durch die Gabe der Weissagung und Krankenheilung. Zehntausenden von Heiden konnte Ludwig Bertrand die Taufe spenden. Aber was der Heilige unter Lebensgefahr und vollständiger Hinopferung seiner selbst mühsam aufbaute, rissen seine eigenen Landsleute wieder ein. Die spanischen Ansiedler vernichteten durch ihre Grausamkeit, Sittenlosigkeit und Habsucht all den Samen, den der Missionar in das Herz der Heiden gestreut hatte. So mag es Ludwig Bertrand nicht allzuschwer getroffen haben, als er 1569 von seinen Oberrn wieder nach Spanien zurückgerufen wurde. Theresia von Avilla sah in ihm die gleichgesinnte, hochfliegende Seele und schätzte sich glücklich, ihn als Helfer bei ihrem schweren Werk der Ordensreform zu erhalten. Sie gab viel auf seinen Rat und Beistand. Trotzdem sein Ansehen von Jahr zu Jahr höher stieg, wuchs er an Demut so weit, daß er beinahe nur noch das Böse an sich sah und meinte, er sei der größte Sünder. Einige Vornehme schmähten ihn einmal und schimpften ihn einen Bösewicht. Da sprach er: „Was Sie da gesagt haben, meine Herrn, ist alles wahr; Sie kennen mich besser als ich.“ Als er einst sehr niedergeschlagen war über seine Unzulänglichkeit, wollte ihn jemand durch die Erinnerung an die vielen Wunder trösten, die Gott durch ihn gewirkt habe; aber er sagte: „Glaubst du denn, das sei ein Zeichen der Heiligkeit? Die Gabe der Wunder ist nur ein Geschenk der Gnade. Welche Gabe hat der Engel Luzifer empfangen, und doch ist er gefallen!“ Ein andermal hörte man ihn seufzen: „Wie werde ich vor dir bestehen, o Herr, da ich nicht einmal von einer Stunde befriedigende Rechenschaft ablegen kann!“ Und noch einige Zeit vor seinem Tode sprach er: „Ach, betet für mich, daß ich nicht verdammt werde!“

So litt der Heilige die letzten Jahre seines Lebens gar viel unter solchen Angstzuständen, die seiner allzugroßen Demut entsprangen, bis er bei den Fastenpredigten, die er im Dom zu Valencia 1581 hielt, zusammenbrach. In monatelangem Siechtum erlosch nun dieses rastlose, ungewöhnlich tätige Leben. Als seine letzte Stunde da war, ging es wie ein seliges Leuchten über sein Angesicht. Alle Ängstlichkeit war verflogen. Voll Vertrauen trat er vor seinen himmlischen Richter und Vergelter. Es war am 9. Oktober 1581.

Franz von Borgia trägt einen Familiennamen, der in der Kirchengeschichte einen bösen Klang hat. Ein Borgia war es, der als Alexander VI. dem päpstlichen Stuhl die größte Schmach antat. Ein Cesare Borgia war es, der mit Meuchelmord unter dem römischen Adel wütete und skrupellos Gift und Dolch seinen ehrgeizigen Plänen dienstbar machte. Sein eigener Bruder Juan I. fiel Cesares Mordbuben zum Opfer. Ein Enkel des Ermordeten — Franz von Borgia — sollte die Freveltaten seines Großonkels Cesares und die Ärgernisse seines Urgroßvaters Alexander VI. wieder sühnen und den geschändeten Namen Borgia wieder mit der Gloriole makelloser Ehre und Tugend umkleiden.

In Gandia an der spanischen Ostküste wurde Franz am 25. Oktober 1510 geboren. Sein Vater war ein spanischer Edelmann von bester Art: vornehm in Gesinnung und Tat, mildtätig gegen Arme und treukatholisch. Sein Mutter, die mit dem Königshaus verwandt war, besaß tiefe Frömmigkeit und große Herzensgüte. Mit Freude verfolgte sie die vielverheißenden Anlagen ihres Lieblings Franz, besonders seine natürliche Frömmigkeit. Seine große Freude am „Pfarrer-spielen“ suchte sie allerdings etwas einzudämmen. Es wollte ihr nicht gefallen, daß ein späterer Herzog lieber Altärchen baute und Gottesdienst spielte, als sich draußen zu tummeln. Immer wieder mahnte sie: „Waffen und Pferde, Francisco, nicht Heiligenbildchen und Predigten!“ Wie hätte sie ahnen können, daß der künftige Erbe des Herzogtums von Gandia einmal am Altar stehen und Messe feiern und Predigten halten würde! Am Hof seines Onkels, des Erzbischofs von Saragossa, wo er seinen Studien oblag, und als Page im Königinnenschloß von Tordesillas übte sich Franz mit solcher Leidenschaft in ritterlichem Waffenwerk und in höfischer Sitte, daß seine Mutter ihre helle Freude daran gehabt hätte, wenn sie es noch hätte erleben dürfen. Der Tod hatte sie weggeholt, als Franz erst zehn Jahre alt war. Als 18jähriger kam Franz an den Kaiserhof Karl V., wo er 11 Jahre das durch die spanische Hofetikette strengeregele Leben eines Hofmanns und Granden führen sollte. Mehr und mehr wurde er zum vertrauten Freund des Kaisers und der Kaiserin. Mit 19 Jahren vermählte sich der edle Hofmann mit der ersten Hofdame der Kaiserin, Donna Eleonora de Castro, und erhielt den Titel eines Marquis de Lombay. Innigste Liebe verband die beiden. Das Glück wurde übergroß, als im Laufe der Jahre 8 gesunde Kinder als Zeugen der Liebe heranwuchsen.

Am 1. Mai 1539 trat ein Ereignis ein, das für Franz von entscheidender Bedeutung werden sollte. Die Kaiserin Isabella wurde mitten aus ihrer blühenden Schönheit heraus vom Tode hingerafft. Am Tage zuvor noch hatte sie sich in ihrer bezaubernden Anmut mit Franz unterhalten. Franz erhielt den Auftrag, die Überführung der Leiche in die Königsgruft nach Granada zu leiten. Als man 14 Tage später bei der

Ankunft in Granada den Sarg öffnete, um ein amtliches Protokoll über die Echtheit der Leiche aufzunehmen, sah Franz mit Grauen in ein von der Verwesung entstelltes Antlitz. Noch nie war ihm die Vergänglichkeit des Daseins so erschütternd zum Bewußtsein geworden. Das entstellte Antlitz der einst so schönen Kaiserin verfolgte ihn bei Tag und Nacht. Später bekundete er, daß der Tod der Kaiserin ihm zum Leben geworden sei. Er brachte die große Wende in seinem Leben, nicht vom Schlechten zum Guten — denn schlecht war er nie gewesen —, sondern von der Oberfläche zur Tiefe. War er schon bisher fromm gewesen, so nahm er es von jetzt an mit den Dingen der Religion ganz besonders ernst.

Daß die Hingabe an die Übungen der Religion den Marquis keineswegs lebensuntüchtig machte, bewies er, als er gerade in dieser Zeit (1539) zum Vizekönig von Katalonien ernannt wurde. Damit war Franz die Verwaltung eines Landes anvertraut, das zu den schwierigsten Provinzen Spaniens gehörte und in dem Willkür und Bestechung, Räuberunwesen und religiöse Verwahrlosung eine Heimstätte gefunden hatten. Mit fester Hand griff der junge Vizekönig durch. Seiner Tatkraft und seinen klugen Verwaltungsmaßnahmen gelang es, bald Ordnung zu schaffen. Den Kampf gegen das Räuberunwesen leitete er selbst. Bis in die entlegensten Schlupfwinkel der Berge spürte er den Räubern nach, was bei seiner Belebtheit keine geringe Mühe war. In köstlicher Selbstironie schreibt er in einem Brief: „Stellen sich Eure Exzellenz vor, was das für meinen dicken Bauch bedeutet!“ Franz war ja, wie der Dominikaner Mendoza überliefert, damals der „stärkste“ Herr im Königreich Valencia.

1534 zwang ihn der Tod des Vaters, das Herzogtum Gandia zu übernehmen. Drei Jahre später stand er an der Bahre seiner Gemahlin. Gott hatte ihn aufs neue angerufen. Und er folgte dem Ruf. Schon lange trug er eine geheime Zuneigung zur Gesellschaft Jesu in sich. Eine Begegnung mit Peter Faber ließ seinen geheimen Wunsch zum Entschluß reifen. Er wollte in die Schar der Gefährten und Mitkämpfer des heiligen Ignatius eintreten. Voll Freude erfuhr Ignatius von diesem Plan.

Da Franz noch eine Reihe von Geschäften und Familienangelegenheiten zu erledigen hatte, ehe er die Welt verlassen konnte, legte er zunächst nur das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams ab, ohne vorläufig einzutreten. Er gelobte, sich der Gesellschaft Jesu „für jedes beliebige Amt, sei es Pförtner, Koch oder ein anderes“ anzuschließen, sobald seine irdischen Angelegenheiten geordnet seien. In aller Stille legte er am 1. Februar 1548 die feierlichen Professgelübde ab — auf Wunsch des Ordensstifters noch im geheimen, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Erst im Oktober 1550, nachdem er seine Kinder versorgt hatte, begann sein eigentliches, öffentliches Ordensleben. Die Kunde: der Herzog von Gandia ist Jesuit geworden! wirkte wie ein Kanonenschuß. Die Welt konnte es nicht verstehen, daß ein Mann vom höchsten Adel, gesegnet mit allen Glücksgütern der Welt, zu den damals schon viel angefeindeten Jesuiten ging. Das Beispiel solcher Weltentsagung

und Verdemütigung wirkte aufrüttelnd. Wenn Franz im schwarzen Ordenskleid durch Spanien wanderte und sich dabei auch des Bettelsackes nicht schämte, dann liefen die Menschen in hellen Scharen herbei und lauschten seinen aufrüttelnden Predigten. Ignatius wußte das angeborene Regierungstalent Franz Borgias auszunützen. Schon wenige Jahre nach seinem Ordenseintritt übertrug er ihm das schwierige Amt eines Generalkommissars für Spanien, Portugal und die indischen Missionen. Trotzdem es Franz mit allen herzlich gut meinte, verschaffte ihm seine unbeugsame Strenge, sein heißes Ungestüm, seine durch Kränklichkeit gesteigerte Reizbarkeit viele Gegner. Ein Netz übler Machenschaften wurde gesponnen, in dem der Heilige gefangen werden sollte. Da entging Franz dem drohenden Sturm, indem er im Dezember 1559 vom Ordensgeneral P. Laynez nach Rom berufen wurde.

Wie haltlos alle Verdächtigungen gewesen waren, zeigte sich dadurch, daß Franz von Borgia nach dem Tode P. Laynez' von seinen Mitbrüdern fast einstimmig zum 5. Ordensgeneral gewählt wurde. Mit einem Gebet für seine Feinde und einem großherzigen Vergessen aller Kränkungen begann er seine Amtstätigkeit. Immer mehr ging die einstige Strenge des Vizekönigs und Generalkommissars in die milde Güte des Ordensvaters über. Immer wieder steht in seinen Briefen an die Obern die Weisung: „Eher mild als streng!“ oder: „Über alles aber die Liebe“. Mit einer staunenswerten Umsicht und Arbeitskraft leitete Franz den weltumfassenden Orden und trug sieben Jahre lang eine kaum vorstellbare Last täglicher Arbeiten und Geschäfte. Seine besondere Sorge galt dem damals durch die Reformation so sehr bedrohten Deutschland. Er schickte seine tüchtigsten Patres dorthin, darunter Petrus Canisius und Peter Faber. Hatte einst ein Borgia durch sein ärgerliches Leben als Papst nicht zum geringsten Teil dazu beigetragen, die Glaubenserneuerung von Wittenberg wachzurufen, so war es wieder ein Borgia, der gegen die Reformation den stärksten Damm errichtete und ihre brausenden Fluten zurückdrängte. Das Hauptbollwerk des alten Glaubens waren die Jesuitenschulen, auf deren Errichtung Franz von Borgia in Deutschland besonderes Gewicht legte. Ihnen ist vor allem der Sieg der katholischen Sache zu verdanken.

Im Jahre 1571 unternahm Franz Borgia im Auftrag des Papstes eine wichtige Gesandtschaft an die Königshöfe von Spanien und Portugal. Todkrank kehrte er von dieser Mission nach Rom zurück. Schon zwei Tage darauf, am 1. Oktober 1572, stand die Gesellschaft Jesu an der Bahre ihres Generals.

Jakob von Ulm

11. Oktober

Von dem Schneider von Ulm, der das Fliegen versuchte, weiß alle Welt. Von dem Glasmaler Jakob Griesinger von Ulm wissen nur wenige. Im 15. Jahrhundert, als man in Ulm daranging, das herrliche Münster zu erbauen, bestand in der regsamen Donaustadt eine berühmte Glasmalerschule. Zu ihren tüchtigsten Schülern gehörte der Kaufmannssohn Jakob Griesinger. Der Vater hatte dem 1407 geborenen Jungen eine gründliche Ausbildung zuteil werden lassen. Vielleicht war es sein geheimer Wunsch, aus dem zweitältesten Lieblingssohn einen Gelehrten oder Priester werden zu sehen. Doch Jakob fühlte sich zur farbenfrohen Kunst der Glasmalerei hingezogen. Mit Feuereifer spürte er den Geheimnissen der Farben nach und erzielte eine Reihe von bedeutenden technischen Fortschritten im Verfahren des Glasfärbens. So war er zum 25jährigen Jungmann geworden, auf den sein Meister stolz war und an dem der Vater mit inniger Liebe hing. Da erwachte in Jakob der Wandertrieb; es zog ihn mit aller Gewalt über die Alpen ins sonnige Land Italien. Was Jakob Griesinger am meisten nach dem Süden lockte, war Rom mit den Reliquien der Heiligen, die er verehren, war der Vater der Christenheit, dessen Segen er erfliehen wollte, war der Ablass, der allen Rompilgern verliehen wurde. Unter Gebet zog er in Begleitung einiger Kameraden gegen Süden und nahm willig die zahlreichen Strapazen der beschwerlichen Wanderfahrt auf sich. Mit dem Herzen eines frommen Christen besuchte er in Rom die ehrwürdigen Gotteshäuser und Grabstätten der Heiligen und mit dem Auge des Künstlers nahm er alle die Schönheiten römischer Kunst in sich auf. Viel zu schnell verflossen die Tage in der heiligen Stadt. Er mußte an die Heimkehr denken. Doch statt nordwärts wanderte er dem Süden zu, und als er Werbern für ein Söldnerheer des Königs von Neapel in die Hände lief, zauderte er nicht lange, gab den Handschlag und ward Soldat.

Das war nun freilich ein anderes Handwerk als die Glasmalerei, die er bisher betrieb. Das waren andere Menschen als die, mit denen er bisher verkehrt hatte. Abenteurer und Vagabunden, liederliche Strolche und dem Galgen entlaufene Verbrecher hatten sich in diesem Söldnerheer zusammengefunden. Roheit, Sittenlosigkeit, Ungerechtigkeit, Grausamkeit traten dem gutmütigen Schwaben überall entgegen. Jakob fühlte sich zu tiefst angewidert von dem rohen Treiben, Stehlen, Saufen und Schänden seiner Genossen und er hielt mit seiner Meinung keineswegs hinter dem Berg. Trotzdem war er bei seinen Kameraden wegen seiner Dienstgefälligkeit und Treuherzigkeit, wegen seiner Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit beliebt und geachtet. Diese Achtung stieg noch, als sie Gelegenheit hatten, bei Gefechten den Mut und die Entschlossenheit zu sehen, womit er voranging und allen Gefahren trotzte.

Als Jakob sah, wie all sein Mühen, die Lasterhaftigkeit seiner Waffengefährten zu bessern, vergeblich war, legte er die Waffen nieder und nahm den Abschied.

Bei einem Rechtsgelehrten in Capua trat er nun in Stellung. Der Herr gewann solches Vertrauen zum redlichen Deutschen, daß er ihn zum Hausverwalter bestellte und mit einer wahrhaft väterlichen Liebe beschenkte. Doch auch hier war nicht die Heimat, die Jakob in dunklem Sehnen suchte. Nach fünf Jahren riß er sich, zum großen Leidwesen seines Herrn, los und wanderte gegen Norden zu. In Bologna ließ er sich aufs neue verleiten, sich einem Landsknechtsfähnlein anzuschließen. Doch schon hatte ein größerer Kriegsherr sein Auge auf den hochgemuten Landsknecht geworfen und ihn in seinen Bann gezogen. Mit einer rätselhaften Gewalt zog es den frommen Landsknecht immer wieder in die Kirche der Dominikaner. Und hier bei den Besuchen des hl. Sakramentes wurde ihm endlich Erleuchtung und Klarheit: er wollte das Landsknechtswams vertauschen mit dem weißen Ordenskleid des hl. Dominikus, das Fähnlein eines Herzogs mit der siegreichen Fahne des Christkönigs. 34 Jahre war er alt, als er um Aufnahme in den Dominikanerorden bat.

Wie früher als Soldat, so gab er sich auch jetzt mit unbeugsamer Entschlossenheit seinem neuen Dienste hin. Mit ganzer Seele war er nun Ordensbruder. Seine schlichte Demut und Liebe zur Armut, seine kindliche Reinheit und warme Gebetsfreudigkeit, sein großer Arbeitsfleiß und pünktlicher Gehorsam, erregten die Bewunderung seiner Ordensbrüder. Jakob von Ulm galt bald als das Muster eines Ordensmannes. Über seine hohe Auffassung vom Ordensgehorsam erzählt man bezeichnende Beispiele. Einmal gab ihm der Prior, um seinen Gehorsam zu prüfen, den Auftrag: „Bruder, du mußt Briefe nach Paris zu unserem P. General bringen“. Das hätte eine Reise von mehreren Wochen und großen Strapazen erfordert. Ohne das geringste Zaudern und Bedenken bat Bruder Jakob: „Darf ich in der Zelle Hut und Stock holen?“ Auf der Stelle wäre er bereit gewesen, die weite Reise anzutreten. Ein anderes Mal hatte er gerade ein frischbemaltes Fenster, auf dessen Herstellung er viele Wochen sauren Fleißes verwendet hatte, in den Ofen gelegt, um die Farben im Feuer haltbar zu machen. Da brachte ein Bruder die Meldung: „Pater Prior will, daß wir beide zusammen Brot betteln gehen“. Der Diener Gottes ließ alles liegen und ging auf Bettel. Er meldete nicht, daß ein wertvolles Bild im Feuer liege, er äußerte nicht einmal Besorgnis, was aus dem Bilde werden sollte. Als Bruder Jakob vom Almosensammeln zurückkam, war das Bild nicht bloß unbeschädigt, sondern ganz besonders gut gelungen. Es mag uns wohl scheinen, als ob Bruder Jakob in seinem Gehorsam zu weit gegangen sei. Auch der Ordensgehorsam schließt eigenes Überlegen nicht aus. Wenn Bruder Jakob auch bei einem offensichtlich wenig klugen Befehl des Obern ohne jede Gegenrede gehorsam war, so ist das ein schönes Zeichen der Demut und Einfalt, mit der er seinen Ordensberuf auffaßte. Wie einst als Soldat, wollte er auch jetzt als Ordensmann ganze

Arbeit leisten. Wie er es in der Glasmalerei zur anerkannten Meisterschaft brachte, wovon ein prächtiges Fenster im Dom des hl. Petronius zu Bologna Zeugnis gibt, so wollte er es auch in der Schule der Selbstheiligung zur Vollendung bringen. Wie sehr ihm dies gelang, beweist die ungewöhnliche Verehrung, deren sich Bruder Jakob beim italienischen Volk erfreute und die sich vor allem bei seinem Tode zeigte. Der Zudrang des Volkes zum Grab des Verstorbenen war so groß, daß die Ordensleitung sich gezwungen sah, den Leib Bruder Jakobs aus dem gewöhnlichen Begräbnisplatz des Klosters herauszunehmen und in der Kirche beizusetzen. Der Glaube des katholischen Volkes: „Bruder Jakob war ein Heiliger“, wurde durch mehrere Wunder bekräftigt und fand seine kirchliche Bestätigung im Jahre 1825, als Papst Leo XII. die öffentliche Verehrung des seligen Jakob von Ulm für das Bistum Bologna und den ganzen Dominikanerorden gestattete. Pius XI. genehmigte dann, daß das Fest des Seligen am 12. Oktober auch im Bistum Rottenburg, zu dem Jakobs Vaterstadt Ulm gehört, gefeiert werden darf.

Brigitta

12. Oktober

(Gedenktag am 8. Oktober)

Nicht fern von der schwedischen Stadt Upsala in der Provinz Uppland lag zu Anfang des 14. Jahrhunderts einer der herrlichsten Edelsitze Schwedens. Hier, auf Burg Finstadt, ging um 1303 jener lichte Stern auf, dessen Strahlen die heilige Kirche, ja die ganze Welt erleuchten sollten: Birgitta (Brigitta), die zu den bedeutendsten Mystikerinnen und geistesgewaltigen Frauengestalten des Mittelalters zählt.

Birgittas Eltern, der Landvogt Birger Pederson und seine Frau Ingeborg Bengtsdotter, zeichneten sich in gleichem Maße durch den Adel ihrer Tugenden wie durch ihre Abstammung von den Königen Schwedens aus. Als jüngstes von sieben Kindern wuchs Birgitta in allen Annehmlichkeiten eines reichen Landsitzes auf. Das Beispiel und die gewissenhafte Erziehung der frommen Eltern sorgte, daß Reichtum und Adel dem lebhaften, geweckten Kinde nicht gefährlich wurden. Der Landvogt fastete und beichtete jeden Freitag und machte große Wallfahrten nach Rom, Jerusalem und Santiago di Compostela. Die Mutter stand ihm in religiösem Eifer nicht nach.

Mit neun Jahren hatte Birgitta ein Erlebnis, das auf ihre Jugend, ja auf die Richtung ihres ganzen Lebens tiefsten Einfluß ausübte. Eine Predigt über das Leiden

Christi hatte ihr empfindsames Gemüt tief aufgewühlt. Als sie nachts weinend vor Mitleid mit dem Gottmenschen und zitternd vor Kälte vor einem Kruzifix kniete, war ihr's, als hörte sie den Gekreuzigten sprechen: „Sieh her, wie bin ich verwundet worden!“ Voll Entsetzen rief sie: „O Herr, wer hat dies getan?“ Sie erhielt die Antwort: „Das taten alle jene, die mich verachten und meine Liebe vernachlässigen“. Von nun an kannte Birgitta nur noch ein Sehnen: für Christus zu leiden, zu sühnen, zu beten.

Bald fand sie Gelegenheit, ihre Opferliebe zu beweisen. Ihr Herzenswunsch wäre es gewesen, Christus als jungfräuliche Braut anzugehören; der Vater aber hatte es anders bestimmt. Gehorsam seinem Wunsch zwang Birgitta ihr heimliches Sehnen nieder; sie reichte einem 18jährigen Fürsten, dem edlen Ulf Gudmarson, die Hand zur Ehe und folgte ihrem Gatten an die Ufer des lieblichen Borensees. War Birgitta auch noch ein halbes Kind, so wuchs sie doch sehr rasch in ihre neuen Pflichten ein und wurde auf Schloß Ulfasa eine mustergültige Herrin und Hausfrau. Selten mögen zwei solch hochgesinnte, gleichgeartete junge Leute zur Lebensgemeinschaft sich zusammengefunden haben wie Ulf und Birgitta. Als Mitglieder des Dritten Ordens beteten, fasteten und büßten sie gemeinsam, wetteiferten in Werken der Nächstenliebe, erbauten Spitäler und speisten täglich 12 Arme an ihrem Tisch. Gemeinsam bemühten sie sich, ihre vier Söhne und vier Töchter zu frommen Gotteskindern zu erziehen. Ungern nur folgte Birgitta dem Befehl des Königs, der sie als Oberhofmeisterin der Königin Blanka an den Königshof rief. So erfolgreich sie auch ihr schwieriges Amt versah, so ergriff sie doch die erste Gelegenheit, um dem unruhigen Leben in der Residenz zu entrinnen. Da die Kinder ihrer schützenden Hand nicht mehr so sehr bedurften, konnten Ulf und Birgitta an die Ausfuhrung eines alten, lieben Planes denken: sie machten sich auf eine große Pilgerfahrt. Von schwerer Krankheit, die Ulf in Arras befiel, errettet, gelobte er mit Zustimmung Birgittas, sich nach der Rückkehr in das Zisterzienserkloster Alvastra zurückzuziehen. Vier Jahre lebte Ulf in Alvastra als Mönch, bis er 1344 im Rufe der Heiligkeit starb.

Birgitta verteilte ihre reichen Güter unter die Kinder und Armen und siedelte nach Alvastra über, wo sie nahe beim Grab ihres Gemahls in einem Anbau des Klosters wohnte. Hier empfing sie in Gebet und Betrachtung, fern dem Lärm und zerstreuenden Getriebe der Welt die ersten Offenbarungen, die bis zu ihrem Tode andauerten. Auf Christi Befehl schrieb sie die Offenbarungen nieder.

In bunter Fülle zogen die Visionen an ihrem Geiste vorüber. Sie schaute die Geschichte ihres Volkes, das Unglück der Kirche, das Leben Jesu von Bethlehem bis Golgotha. Eines Tages erschien die Seherin im Reichsrat und warnte auf Grund einer Offenbarung den König. Die Herrn behandelten Birgitta wie eine Irre und überhäuften sie mit Spott. Doch rasch ging die Weissagung in Erfüllung. Der König ging mit seiner ganzen Familie unter in Krieg und Mord. Nach göttlicher Anwei-

sung stiftete Birgitta den Orden vom allerheiligsten Erlöser und wandelte ihr Stammschloß Wadstena zum ersten „Birgittinerkloster“ um. In einer Offenbarung erhielt Birgitta den Befehl, nach Rom zu gehen, um dort ein Leben des Gebetes und der Buße zu führen und Beraterin und Mahnerin für Papst und Kaiser zu werden.

Mit welchen Gefühlen froher Erwartung wanderte Birgitta der ewigen Stadt entgegen! Und wie bitter wurde sie enttäuscht! Sie fand Rom im unwürdigsten Zustand. Der Papst hatte Italien verlassen und residierte in Avignon, ganze Stadtviertel waren verödet, die Kirchen standen leer. Die Ziegenherden weideten in St. Peter und im Lateran zeitweise bis an den Altar. Adelsgeschlechter kämpften um die Herrschaft. Kein Fremder war seines Lebens sicher. Birgitta litt entsetzlich unter diesem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. In flammenden Worten sandte sie Botschaft um Botschaft an den fernen Papst und befahl ihm im Auftrag Gottes in die ewige Stadt zurückzukehren. In den ernstesten Worten stellte sie Klemens VI. das Unglück Roms vor Augen und ward nicht müde, ihm immer aufs neue zuzurufen: „Heiliger Vater, verlaßt Avignon! Kehrt zurück in die Stadt der Apostel!“ Die Mahnungen der Seherin verhallten ungehört. Erst Urban IV. verlegte 1367 den Sitz der kirchlichen Regierung wieder nach Rom. Birgittas Freude über dieses Tat wahrte freilich nicht lange. Schon drei Jahre später kehrte der Papst nach Frankreich zurück.

Die Römer, die der seltsamen Nordländerin anfangs fremd gegenüberstanden, verehrten sie bald als Heilige. Mit Bewunderung sahen sie, wie Birgitta während der großen Pestzeit in den Jahren 1347–49 mutig eingriff und den Opfern der schlimmen Seuche unermüdlich ihre barmherzige Liebe erwies. Im Jubeljahr 1350 fanden vor allem die schwedischen Pilger, die oft durch die Strapazen der weiten Wallfahrt ganz entkräftet und krank vor St. Peter ankamen, bei ihrer großen Landsmännin Hilfe und Pflege. Welche Freude für die Mutter war es, als sie eines Tages unter den Pilgern auch ihre Söhne Birger und Karl und ihre Tochter Katharina fand! In Katharina, der als heilig verehrten Katharina von Schweden, fand Birgitta eine verständisvolle Mitarbeiterin in ihren Bemühungen um die sittliche Besserung der römischen Adelsgeschlechter und in der Reform der Welt- und Klostergeistlichkeit. In den letzten Monaten ihres Lebens prüfte Christus die Seherin mit großer seelischer Drangsal. Eine seelische Trockenheit und Leere, wie sie sie früher nie gekannt hatte, peinigte Birgitta. Die sonst so reichen Tröstungen, die fühlbaren Gnadenerweise Gottes blieben aus. Anfechtungen und Versuchungen aller Art stellten sich ein. Sie litt unsäglich. Da geschah es am Ostertag, daß ihr war, als neige sich die Mutter des Auferstandenen zu ihr und als spräche eine Stimme: „Am heutigen Tag hat mein Sohn mich einst getröstet. So will auch ich heute und fürder deine Versuchungen mindern. Du wunderst dich, weshalb sich bei dir im Alter Versuchungen einstellen, wie du sie weder in der Jugend noch in der Ehe erfahren mußt. Sieh, dies geschieht, damit du erkennst, wie du ohne

meinen Sohn nichts bist und nichts kannst und daß du ohne ihn in jede nur denkbare Sünde gefallen wärest. Ich gebe dir drei Mittel wider die Versuchungen an:

Wenn du von einer unreinen Anfechtung heimgesucht wirst, so sollst du sprechen: Jesus, Sohn Gottes, der du alles kannst, hilf mir, daß ich mich nicht in bösen Gedanken vergnüge! Wenn dich aber die Lust zu sündiger Rede ankommt, so sollst du sagen: Jesus, Sohn Gottes, der du vor den Richtern geschwiegen hast, halte meine Zunge, bis ich überlegt habe, wie und was ich reden will! Wenn dich aber die Lust ankommt, etwas Böses zu tun, so sollst du sprechen: Jesus, Sohn Gottes, der du gebunden gewesen, regiere meine Hände und all meine Glieder, auf daß all meine Werke zu einem guten Ende kommen!“

Mutig betete und kämpfte Birgitta nun weiter. Fünf Tage vor ihrem Tode erschien ihr Christus. Er zeigte ihr ein fröhliches Antlitz und sprach: „Ich habe dir getan, wie ein Bräutigam zu tun pflegt, der sich vor seiner Braut verbirgt, um desto feuriger von ihr ersehnt zu werden. So habe ich dich in dieser Zeit nicht mehr mit Tröstungen heimgesucht, weil es die Zeit der Prüfung war. Du hast dich bewährt. Komm und rüste dich; nun ist es Zeit!“ In der Morgenfrühe des 23. Juli 1373 ging die verzückte Vereinigung mit dem allgegenwärtigen Gott, in der sie die letzten Tage verbracht hatte, in klares Schauen und ewiges Besitzen über. Katharina nahm den Leichnam ihrer heiligen Mutter mit in die schwedische Heimat zurück und bestattete ihn im Kloster Wadstena, wo bald zahlreiche Wunder von der Heiligkeit Birgittas kündeten.

Luitgard von Wittichen

13. Oktober
(Gedenktag am 16. Oktober)

Das Wort vom Propheten, der in seinem Vaterland nichts gilt, ist allzu wahr. Während Heilige der fernsten Länder sich bei uns höchster Verehrung erfreuen, sind Heilige der deutschen Heimat oft vergessen. Und nicht selten sind unter diesen Vergessenen Heilige, die sich an Glanz mit weitberühmten Gottesfreunden anderer Länder getrost messen können. Zu diesen allzu wenig Bekannten gehört die selige Luitgard von Wittichen, die an mystischer Gottesliebe und Begnadigung hinter ihren berühmten Schwestern Birgitta von Schweden, Maria Margareta Alacoque, und manch anderer kaum zurücksteht. Aber wer weiß heute noch von diesem schlichten Schwarzwaldkind, das seinen Zeitgenossen eine bedeutende Meisterin des religiösen Lebens war?

Um die Wende des 13. Jahrhunderts war Luitgard im Kinzigtal geboren und hatte das Glück, eine fromme Bauersfrau als Mutter zu haben, die das Herz des Kindes schon früh der Gottes- und Nächstenliebe erschloß. Von der Mutter lernte das Kind die ersten Gebetlein, von ihr hatte sie die Güte geerbt, die keinen Bettler unbeschenkt vorübergehen lassen konnte. Luitgard war noch ein kleines Mädchen, da hörte sie von Jungfrauen und Witwen, die oben in Wolfach unter den rauschenden Tannen sich Klausen erbaut hatten und nach Art der alten Einsiedler Gott in Gebet und Betrachtung dienten. Mit heiliger Scheu sah das Mädchen auf die frommen Waldschwester, wenn sie zum Gottesdienst in die Pfarrkirche kamen. Bald stand ihr Entschluß fest: auch sie wollte diesen Klausnerinnen sich zugesellen. Als 12jähriges Mädchen schied sie aus dem Elternhaus und nahm das Kleid einer Klausnerin. Die Klausnerinnen staunten, mit welchem Eifer Luitgard das neue Leben ergriff. Das zarte Kind bangte vor keinem Opfer. Je schmerzlicher die Armut drückte, desto frohgemuter war sie. Gegen die beißende Kälte des Schwarzwaldwinters schützte sie sich einzig und allein durch ein graues Wolltuch, das ihr eine mitleidige Seele geschenkt hatte. 15 Jahre lang lebte so Luitgard in voller Abgeschiedenheit von der Welt. Nur der Gang zum Sonntagsgottesdienst in die Pfarrkirche brachte sie mit Menschen in Berührung. Sie war wohl die jüngste aller Klausnerinnen, und doch fügte es sich wie von selbst, daß alle in Luitgard ihre Führerin im geistlichen Leben sahen. Sie staunten über die tiefe Weisheit, mit der Luitgard von göttlichen Dingen sprach und sahen mit Verwunderung ihr Versenktsein in Gott. Wie echt Luitgards Tugenden waren, zeigte sich, als die Kirche von den Klausnerinnen verlangte, sie sollten das Ordenskleid ablegen und sich kleiden wie die übrigen Frauen des Schwarzwaldes. Luitgard litt unter dem Befehl nicht weniger als die übrigen Klausnerinnen. Aber willig sprach sie: „Wir haben uns dem lieben Gott gelassen, und so müssen wir von ihm alles annehmen, was er nur immer haben will. Der Papst befiehlt ja an Gottes Statt, weshalb wir ihm gehorchen müssen. Gewiß fehlt es ihm an der guten Absicht nicht. Wie dem immer sei, so wollen wir in Gehorsam leben. Dann wird uns die Prüfung mehr zu Gott hin als von ihm wegführen.“ Als die kirchlichen Stellen sahen, wie sehr Luitgard und die frommen Frauen unter dem Befehl litten, zog man die Verordnung zurück und gestattete den Klausnerinnen auch weiterhin das Tragen des Ordenskleides.

Einen neuen Auftrieb erhielt Luitgards religiöses Streben, als sie sich in den Dritten Orden des hl. Franziskus aufnehmen ließ. Wie vorbildlich übte sie die segensvolle Macht des Gebetes und des erbaulichen Beispiels! Wie ernst mühte sie sich, die Tugenden Mariens und aller Heiligen nachzuahmen! Als sie einmal am Himmelfahrtsfest in die Betrachtung der Freuden Christi und des ganzen Himmels versenkt war, ward ihr der Befehl des Herrn: „Du sollst ein Haus bauen und sollst 34 Leute zu dir nehmen, genau in der Meinung, worin ich 34 Jahre auf Erden lebte.“ Frohen Mutes griff Luitgard zum Bettelsack und wanderte landauf, landab

und sammelte Scherflein zur Sicherstellung des Baues. Langsam häuften sich die Gaben im Sack; oft genug wanderten die geschenkten Pfennige wieder in die Hände des nächstbesten Armen. Spott und Schimpf waren oft genug die Antwort auf Luitgards Bitten; Heidelbeeren waren tagelang ihre einzige Nahrung. Und doch gelang das fast unmöglich scheinende Werk. Die Mauern des Klosters von Wittichen wuchsen in die Höhe und bald läutete das Glöcklein zum erstenmal übers Tal. Aber oft noch, wenn die Not einkehrte, mußte Luitgard zum Bettelsack greifen. Trotz dauernder Kränklichkeit wanderte sie gegen sieben Jahre durch deutsches Land, hinunter bis nach Flandern, hinüber bis ins Welschland. Betend und singend zog sie des Wegs und bangte weder vor Raubgesellen, die die Wege unsicher machten, noch vor Bären und Wölfen, die in den Wäldern hausten. Es mag für die Selige ein unsagbares Opfer gewesen sein, die stille Klause zu verlassen und das Leben der Beschaulichkeit mit den Wanderfahrten durch die Welt zu vertauschen. Aber sie hatte eine besondere Gabe, auf der staubigen Landstraße nicht weniger in Gott versenkt zu sein als in der stillen Zelle. Im lautesten Getümmel der Märkte war ihr Sinn in die Betrachtung des Lebens und Leidens Jesu Christi versunken, während der Mund um Almosen bat. Durch das ständige Betrachten wußte sie so ergreifend und schön vom Leiden des Herrn zu erzählen wie kein Priester. Die Glut ihrer Frömmigkeit und die kindliche Reinheit ihres Gemütes verliehen ihren Worten solche Kraft, daß Sünder sich bekehrten, Verzweifelte sich trösteten, Selbstmörder wieder zum Lebensmut fanden, Sterbende voll des Friedens wurden, wenn Luitgard an ihr Lager trat.

Ähnlich der heiligen Maria Margareta Alacoque erhielt Luitgard vom Herrn die Sendung, die Menschen zur eifrigen Verehrung der Erlösungsgeheimnisse und zu opfervoller Sühne aufzufordern. Der Heiland sagte einmal zu ihr: „In der Menschenbrust, worin das Andenken an die Geheimnisse meines Lebens und Leidens leben sollte, hat sich das Wohlgefallen am Irdischen eingenistet. Eine große Zahl achtet meine Taten gering oder garnicht. Andere lästern mich sogar, ungeachtet meines so willig für sie erlittenen Todes. Ihre Zahl ist sogar im Wachsen begriffen. Siehst du nun ein, daß ich bei solcher Erkaltung der Liebe mich deiner mit vollstem Rechte bediene, um die Geheimnisse meines Lebens und Leidens der Welt aufs neue zu offenbaren?“ Gehorsam diesem Befehl Christi suchte die Selige ihre Zeitgenossen durch ihre „Tugend- und Gebetsschule“ tiefer in den Sühnegedanken einzuführen und zur frommen Andacht der Erlösungsgeheimnisse anzuleiten. Es ist vor allem das Verdienst dieser schlichten Nonne von Wittichen, wenn um die Mitte des 14. Jahrhunderts in weiten deutschen Kreisen eine Erneuerung des Gebetsgeistes und Vertiefung des Sühnegedankens einsetzte. Auf vier Tugenden drang Luitgard in ihrer Gebetsschule ganz besonders: Alle, die Gottes Freunde werden wollen, müssen 1. ein von allen irdischen Dingen losgeschältes und so sehr entledigtes Leben führen, daß ihre Begierden, ihr Herz und Wille sich allein dem Ewigen zuwenden.

2. Sie müssen in Widerwärtigkeiten geduldig sein und alles Vertrauen und Hoffen auf Gott setzen. 3. Sie müssen friedsam und liebevoll und endlich 4. von Herzen demütig sein. Gelten diese Forderungen der „Gebetsschule“ nicht heute genau so wie damals?

Über die letzten Klosterjahre Luitgards fehlen die Nachrichten. Wir wissen nur, daß sie am 16. Oktober 1347 zu Wittichen starb. Ihr Grab wurde bald zu einem Wallfahrtsort, den jährlich von weit und breit Tausende von Hilfesuchenden vertrauensvoll besuchten. Als 1658 die Gebeine der Seligen durch den Franziskanertheologen P. Ludwig a Musis erhoben wurden, fand sich, wie der alte Bericht sagt, „in der Hirnschale noch das frische Gehirn mit allen Äderlein vollständig und unversehrt beisammen, gerade als wäre es zur selben Stunde hineingelegt worden.“ Dieser wundersame Befund ist der Grund, weshalb Luitgard besonders bei Kopfleiden angerufen wird.

Burkhard

14. Oktober

Das war jedesmal ein großes Ereignis, wenn von St. Bonifatius ein Brief in seiner angelsächsischen Heimat eintraf. Mit größter Spannung verfolgte doch die Heimat die schwierige Missionsarbeit des Heiligen und nahm innigen Anteil an seinen Erfolgen und Rückschlägen, seinen Freuden und Sorgen. Von einem Kloster zum andern wanderten diese Briefe und überall bildeten sie den Gegenstand lebhafter Unterhaltung bei Mönchen und Nonnen. Wenige aber nahmen die Berichte des großen Missionars mit solch reger Anteilnahme auf wie der junge Benediktinermönch Burkhard. Frommer Sinn und Seeleneifer hatten diesen Sprossen eines vornehmen angelsächsischen Geschlechtes veranlaßt, das Kleid des hl. Benedikt zu nehmen. Aber sein Sinn ging über die engen Klostermauern hinaus in die ferne Welt. Als eines Tages ein Brief von St. Bonifatius eintraf, wo er um Mitarbeiter an seinem großen Missionswerk in Deutschland bat, stand Burkhard's Entschluß augenblicklich fest. Er erbat von seinen Obern die Erlaubnis, den Mönchen und Nonnen, die Bonifatius' Ruf folgen wollten, sich beigesellen zu dürfen. Um das Jahr 732 war es, daß Burkhard das Schiff bestieg, das ihn dem deutschen Missionsgebiet zutragen sollte.

Mit welcher Freude mag Bonifatius die neuangekommenen Mitarbeiter aus der Heimat begrüßt haben! Im Kloster Fritzlar gab ihnen der erfahrene Missionar die

ersten Unterweisungen über ihre künftige Tätigkeit und führte sie ein in die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten der Glaubensverkündigung in deutschen Gauen. Durch seinen glühenden Eifer und die lebendige Kraft seiner Predigt, und nicht zuletzt durch die Lauterkeit seines Wandels erwarb sich Burkhard die besondere Achtung und Liebe seines Meisters. Als es galt, die Missionsgebiete unter die Neuankömmlinge zu verteilen, wies Bonifatius Burkhard das südliche Thüringen und das Frankenland an. Hier hatten schon Kilian und Willibald den Samen des Glaubens ausgestreut und starke Breschen in die Festung des Heidentums geschlagen. Aber es war ihnen noch nicht möglich gewesen, geordnete kirchliche Verhältnisse zu schaffen. Das junge Christentum war noch zu schwach, um sich zu voller Reinheit entfalten zu können. Es setzte dem Eindringen heidnischer Vorstellungen zu wenig Widerstand entgegen und so entstand ein wunderliches Gemisch von Christentum und Heidentum. Man hielt es für ganz in der Ordnung, morgens am Erlösungsoffer Jesu Christi teilzunehmen und abends zu den verbotenen Opfermahlzeiten der Götzenpriester zu gehen. Heidnische Sittenfreiheit machte sich auch unter den Getauften breit.

Mit jugendlicher Begeisterung machte sich Burkhard an seine schwierige Aufgabe. Neun Jahre durchwanderte er die Wälder Thüringens und Täler Frankens und kämpfte gegen die Mächte der Finsternis. Mit reger Aufmerksamkeit verfolgte Bonifatius die Tätigkeit seines Schülers. Als er daran ging, für das Frankenland ein Bistum zu errichten, wußte er keinen würdigeren Priester für den neuen Bischofsstuhl als Burkhard. Im Herbst 741 weihte er Burkhard zum ersten Bischof von Würzburg. Die Geschichte ist sehr sparsam mit Berichten über die bischöfliche Amtsführung Burkhard's. Nur im allgemeinen rühmt sie seine Tätigkeit und Wachsamkeit, seine Sanftmut und Demut und seine Liebe zum Volk. Das Reich Christi zu mehren und zu festigen, war seine einzige Sorge. Reiche Stiftungen durch die fränkischen Herrscher Karlmann und Pipin sicherten dem neuen Bistum dauernden Bestand, dem Gottesdienst eine würdige Feier und den Priestern einen entsprechenden Lebensunterhalt. Für sich selber von asketischer Anspruchslosigkeit, verwendete Burkhard alle Schenkungen zum Bau von Kirchen und Klöstern und zur Festigung des bischöflichen Stuhles. Wie fern Burkhard allem Prunk war, zeigte der Hirtenstab, den er trug. Es war ein schlichter Stab aus Holunderholz. In mönchischer Einfachheit führte der Bischof mit seinen Priestern ein gemeinsames, klösterliches Leben. Die Sorge für einen tüchtigen priesterlichen Nachwuchs lag ihm so sehr am Herzen, daß er selber die Erziehung der jungen Kleriker leitete und der Domschule seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Mit glühender Beredsamkeit suchte Burkhard auf mühevollen Missionsfahrten seine Franken und Thüringer zu einem reinen, lebendigen Christentum zu erziehen und das wuchernde Unkraut alten Aberglaubens auszureißen. Der Bau schöner Gotteshäuser und die feierliche Ausgestaltung des Gottesdienstes unterstützten seine Missionspredigten. Burkhard

wußte: die Herzen würden sich um so rascher der christlichen Wahrheit erschließen, je erhabener und ehrfurchtgebietender Christi Lehre und Kirche ihnen entgegentrat. Dieser Gedanke veranlaßte ihn auch, die Leichname der ersten FrankenaPOSTEL Kilian, Kolonat und Totnan zu erheben und sie in einem neugebauten Gotteshaus feierlich zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. In der Tat entzündete sich eine starke Flamme religiöser Erneuerung an den Gräbern der drei Blutzengen.

Von Siechtum betroffen entsagte Burkhard 753 seinem Amt und legte den Hirtenstab in die Hände des würdigen Abtes Megingoz. Am Lichtmeßtag 754 ging Würzburgs erster Bischof in die Ewigkeit ein.

Theresia

15. Oktober

Um die Zeit, da Luther innerlich mit der katholischen Kirche bereits gebrochen hatte, wurde in Spanien jene einzigartige Frau geboren, die mit rein geistigen Mitteln und auf geistigem Gebiet zur Rettung und Wahrung der geistigen Macht der Kirche mehr beigetragen hat als alle Herrschergewalt, die große Fürsten dem bedrohten Katholizismus zur Hilfe darboten: die geistesgewaltige, bis in die letzte Faser der Seele katholische Theresia von Jesus.

Das hochgelegene Avila in Kastilien ist die Heimat der Heiligen. Hier wurde sie 1515 als Tochter des Alfonso Sanchez de Cepeda und der Beatrix de Ahumad, die beide altadeligen Geschlechtern entstammten, geboren. Die Bewohner von Avila waren berühmt durch ihre Ritterlichkeit und ihren festen Glauben. Ritterlichkeit und religiöser Eifer waren auch das Erbgut, das Theresia von ihren Eltern mit ins Leben bekam. Der Heldengeist der Märtyrer, von dem sie in der Heiligenlegende las, riß sie zu solcher Begeisterung hin, daß sie als 7jähriges Kind ihren um vier Jahre älteren Bruder Rodrigo anstiftete, mit ihr heimlich auszureißen, um im „Heidenland“ den Martertod zu suchen. Die Ausreißer wurden freilich schon vor der Stadt von einem Oheim aufgegriffen. Die Gefahren, die das Seelenleben der Jungmädchenjahre meistens bedrohen, drangen auch auf Theresia ein. Sie selber erzählt, daß die zur Leidenschaft gewordene, unregelmäßige Lektüre phantastischer Ritterromane, wie sie damals in Spanien große Mode waren, ihren Geist zerstört, verweltlicht und vom Göttlichen abgezogen habe. Der viele Umgang mit leichtfertigen jungen Verwandten brachte die Versuchung zur Oberflächlichkeit und Eitelkeit mit sich.

Mit Sorge sah der Vater — die Mutter war schon gestorben, als Theresia 12 Jahre alt war — die ungünstige religiöse Entwicklung seines Kindes. Um das Mädchen der wachsenden Leichtfertigkeit zu entreißen, gab er die 14jährige den Augustinerinnen zur Erziehung. Hier erwachte wieder der fromme Eifer ihrer Kindheit in ihr, genährt durch den Beichtvater des Klosters, Sankt Thomas von Villanova. Hier faßte sie wohl auch die erste Neigung zum Klosterberuf, vor dem sie bisher einen „wahren Abscheu“ gehabt hatte. In Wochen schwerer Krankheit und über der Lektüre der Briefe des hl. Hieronymus wurde aus dem anfänglichen Zögern der feste Entschluß. Bei den Karmeliterinnen im Kloster von der Menschwerdung zu Avila trat sie als Novizin ein. Bald nach dem Eintritt verfiel die junge Nonne in ein dreijähriges Siechtum, das alle Glieder lähmte und das sie an den Rand des Grabes brachte. Am Feste Mariä Himmelfahrt 1536 lag sie vier Tage lang im Starrkrampf ohne Besinnung, so daß man sie schon für tot hielt und schon alles zur Beerdigung vorbereitete. Endlich erwachte sie wieder, und ihre ersten Worte waren: „Ich war im Himmel, habe auch die Peinen der Hölle geschaut. Ich habe die Klöster gesehen, die ich stiften muß, und viele Seelen, die durch meine Hilfe selig werden müssen.“

Die Ordensregel, die sehr locker gehandhabt wurde, verhinderte es nicht, daß Theresia öfter als nützlich die Besuche ihrer Verwandten und Freunde empfing. Das bunte Treiben der Welt stürmte immer ungehinderter in das klösterliche Sprechzimmer hinein. Kein Wunder, daß Theresia unter den täglichen Zerstreuungen die Gabe des inneren Gebetes verlor. 18 Jahre lang stand sie mit dem Herzen mehr außer als in dem Kloster, bis eines Tages eine Statue des leidenden Heilandes an der Geißelsäule sie so tief erschütterte, daß sie sofort Umkehr gelobte. Die „Zeit der Untreue“ war endgültig vorüber. Von nun an durchlief Theresia ununterbrochen alle Stufen des höheren Gebetslebens bis zu den erhabensten Zuständen der Beschauung und Verzückung. Das neue Leben führte die Heilige in steilem Aufstieg, auch mitten in aller äußeren Geschäftigkeit auf die höchsten Gipfel des Gebets bis zum Versenktsein und zur mystischen Vereinigung, bis zu Ekstasen und Visionen. Von ihren mystischen Erlebnissen ist wohl der Vorgang am bekanntesten, den das berühmte Marmorrelief Berninis darstellt, jene Stunde, in der sie erlebte, wie ein Engel ihr Herz mit feurigen Pfeilen durchbohrte.

Theresia war anfänglich voll Sorge, es möchte sich bei all den mystischen Erlebnissen um Täuschung oder gar Einwirkung des bösen Geistes handeln. Vier Heilige: Franz Borgia, Ludwig Bertrand, Johannes vom Kreuz, Petrus von Alcantara beruhigten und überzeugten sie, daß die mystischen Erscheinungen von Gott seien und daß sie keine Bedenken zu haben brauche, sich ihnen hinzugeben. Trotzdem legte Theresia diesen Erlebnissen keineswegs eine überragende Bedeutung bei. Sie pflegte zu sagen: „Die Liebe zu Gott besteht nicht in Tränen und süßen Gefühlen, sondern darin, daß man Gott diene in Gerechtigkeit, in männlicher Entschlossen-



St. Lukas malt die seligste Jungfrau



St. Wolfgang heilt einen Besessenen
(Facher)

heit und in Demut". Theresia ist ein Beweis dafür, daß wahre Heiligkeit nicht lebensfremd und lebensuntüchtig macht. Sie verband den höchsten Mystizismus mit dem klarsten Sinn der Welt, ihre Natürlichkeit haßte alles Auffallende. Wie natürlich gab sich die Heilige in allem! Die Klarissen von Madrid, bei denen sie einmal 14 Tage weilte, waren hocheifrig, in ihr eine Heilige gefunden zu haben, die man nachahmen könne, denn sie esse und schlafe und rede wie alle andern. Theresia handelte ganz nach dem Worte Meisters Eckhart: „Wäre ein Mensch so in Verzückung wie St. Paulus war, und wüßte einen kranken Menschen, der eines Stüppleins von ihm bedürfte, so erachte ich's für viel besser, du ließeest aus Liebe von deiner Entzückung und dientest dem Bedürftigen in größerer Liebe." Theresias Heiligkeit bestand vor allem darin, daß sie sich ganz in die Hand Gottes gab: „Alles, was mein ist, gehört dir, o Gott. Ich gebe dir alle meine Arbeiten, die Schmerzen meines Leidensweges." Mißtrauisch gegen unklare Schwärmerei und alles Übertriebene und Absonderliche, predigte sie ihren Nonnen immer den gesunden Menschenverstand. Sie konnte, ohne mißverstanden zu werden, das Wort schreiben: „Wenn Rebhuhn, dann Rebhuhn; wenn Buße, dann Buße." Sie, die Bücher von einer unübertroffenen Schilderung mystischer Seelenzustände schrieb und mit Recht die „Lehrerin der Kirche" genannt wird; sie, von der ein großer Gelehrter Spaniens sagte: „Ich will lieber mit allen Theologen disputieren als mit Mutter Theresia", verrichtete mit schlichter Selbstverständlichkeit die einfachsten Hausarbeiten, nahm in den Erholungsstunden das Tamburin, tanzte und sang und schmiedete Stegreifverse, um ihre Töchter zu erheitern. Rümpfte die eine oder andere der Nonnen die Nase über solche „Kindereien", so gab sie zur Antwort: „All das ist notwendig, um das Leben ertragen zu können."

Härteste Prüfungen brachte Mutter Theresia doch das Werk, zu dem Gott sie gerufen hatte: die Reform des Karmeliterordens! Je weiter sie auf dem Weg zu Gott voranschritt, desto klarer kam ihr zum Bewußtsein, wie weit sich der Karmeliterorden von der ursprünglichen Regelstrenge entfernt hatte. Theresia fühlte sich von Gott beauftragt, der alten, strengen Regel wieder Geltung zu verschaffen — ein Beginnen, das ihr unsägliches Leid und bittersten Widerstand einbringen sollte. Nur eine Frau, die von sich sagte: „Gott hat mir den Mut gegeben, der den einer Frau übertrifft", konnte ein solches Werk in Angriff nehmen. Mit der Gutheißung des Papstes gründete sie das kleine Josefskloster in Avila, in dem sie fünf Jahre lang mit wenigen Gefährtinnen ihr Leben nach der strengen Regel Gott aufopferte für die Bekehrung der Sünder und Ungläubigen. Als der Ordensgeneral das Klosterlein visitierte, war er so begeistert von dem vorbildlichen Leben der Schwestern, daß er Theresia ermunterte, „soviele Klöster nach der strengen Regel zu stiften, als sie Haare auf dem Kopfe habe". Nun folgte Gründung auf Gründung. Kann es wundernehmen, daß die rasche Ausdehnung der Reform einen leidenschaftlichen Widerstand der Reformgegner wachrief? Theresia wurde als „Land-

streicherin, als herumstreunendes Frauenzimmer“ beschimpft und in dem Kloster in Toledo festgehalten. Aber unermüdlich verfocht Theresia ihre Sache bis zum äußersten. War ihre äußere Tätigkeit durch zeitweilige Einschließung in ein Kloster lahm gelegt, so kämpfte sie mit Briefen und Eingaben an Ordensobere, an Papst und König. Dem Eingreifen König Philipp II. war es zu danken, daß der Feldzug des Hasses ein Ende nahm. Durch seine Vermittlung nahm der Papst unter ausdrücklicher Belobigung der reformierten Regel 1580 die vollständige Trennung der strengen und milden Richtung, der unbeschuhten und beschuhten Karmeliter vor. „Nun sind wir“, konnte jetzt Theresia sagen, „alle in gutem Frieden, und es stört uns nichts mehr im Dienste Gottes“. Die Herzensgüte und Demut der Heiligen eroberte immer mehr die Herzen. Niemandem konnte ja die Heilige zürnen, ihren schlimmsten Gegnern verzieh sie von Herzen. Sagte doch der Bischof von Avila: „Wenn jemand verlangt, von Theresia geliebt zu werden, so ist das sicherste Mittel, ihr einen Schaden oder eine Schmach zuzufügen“.

Die jahrelangen Kämpfe und Leiden hatten die körperlichen Kräfte der Heiligen aufgerieben. Auf der Rückreise von einer Klostergründung in Burgos kam Theresia ganz erschöpft nach Alba. Im dortigen Kloster ihrer Schwestern erwartete sie mit vollem Bewußtsein den Tod. Immer wieder rief sie: „Ich bin eine Tochter der Kirche“. Nach 14stündiger Verzückung ging ihre heilige Seele am Morgen des 4. Oktober hinüber in das Reich der göttlichen Liebe. Am Tag des Todes wurde durch Gregor XIII. der verbesserte Kalender eingeführt. Da so zehn Tage ausfielen, war der folgende Tag, der Begräbnistag Theresias, der 15. Oktober 1582. Der Merkspruch, den die Heilige in ihrem Brevier liegen hatte, enthält den Kernpunkt all ihrer Weisheit und Heiligkeit: Laß durch nichts dich verwirren, von nichts dich erschrecken! Alles geht vorüber, nur Gott kennt keinen Wechsel. Wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen. Gott allein genügt!

Stadt und Kloster St. Gallen in der Schweiz verdanken ihren Ursprung und Namen dem Begleiter St. Kolumbans, dem heiligen Gallus, der an den Gestaden des Bodensees die Lehre Christi verkündete.

Als Kolumban in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Leitung der blühenden Klosterschule Bangor im Ulsterland innehatte, befand sich unter den Schülern auch ein junger Edelmann mit Namen Caillech, d. h. der gut Veranlagte. Der Junge trug diesen Namen mit vollem Recht, machte er doch solche Fortschritte in Wissenschaft und Frömmigkeit, daß Kolumban seine helle Freude an ihm hatte. Lehrer und Schüler schlossen sich eng zusammen, und als Kolumban die Heimat verließ, um als Missionar im Frankenreich zu wirken, zauderte Caillech, der inzwischen Priester geworden war, keinen Augenblick, ihm übers Meer zu folgen. Er wurde Kolumbans steter Begleiter und eifrigster Mitarbeiter.

Aus Burgund vertrieben, machten die Missionare in Tuggen am Zürichersee den ersten Versuch einer Niederlassung. In täglichen Predigten, die er in alemannischer Sprache hielt, mühte sich Gallus (so hatten die Franken den Namen Caillech umgeändert), die Bewohner der umliegenden Gegenden in den christlichen Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Das keltische Ungestüm des hitzigen Kolumban brachte jedoch die Missionare um alle Frucht ihrer Mühe und zwang sie zu eiliger Flucht. Sie zogen sich an das Südufer des Bodensees zurück, wo sie im Pfarrer Willimar von Arbon einen treuen Freund und Helfer fanden. Auf seinen Rat verlegten sie das Feld ihrer Tätigkeit nach Pregentia, einer damals verfallenen Römersiedlung an der Stelle des heutigen Bregenz. Auch hier verleitete Kolumban sein rasches Temperament zu einer Tat, die wie in Tuggen leicht schlimme Folgen hätte haben können. Nach einer eindrucksvollen Predigt, die Gallus an einem heidnischen Festtag über den einen wahren Gott hielt, warf Kolumban in seiner draufgängerischen Art die Götterstatuen der altrömischen Kultstätten um, zerschlug sie mit Steinen und schleuderte die Stücke in den See. Die Kultstätte aber, ein ehemaliges christliches Kirchlein, das in der Römerzeit der Märtyrin Aurelia geweiht war, weihte er wieder aufs neue für den Dienst des wahren Gottes ein. Wenn auch manche der heidnischen Bewohner sich von ihren ohnmächtigen Göttern abwandten und die Taufe begehrten, so verhielt sich doch die Masse des Volkes feindselig gegen die Zerstörer ihrer Opferstätte. Dennoch konnte die kleine Kolonie sich drei Jahre lang am Bodensee halten und ein geregeltes klösterliches Leben einrichten. Allmählich aber wuchs der Widerstand der erbitterten Leute immer mehr. Zwei von Kolumbans Mönchen wurden heimtückisch erschlagen, der Herzog wurde gegen die „Friedensstörer“ scharf gemacht. Da hielt es Kolumban fürs Klügste, ein anderes Missionsgebiet aufzusuchen. Er beschloß, nach Oberitalien zu ziehen, wo er beim Lango-

bardenkönig wohlwollende Aufnahme erhoffte. Gallus aber hatte die Gegend um den Bodensee so lieb gewonnen, daß er beim Gedanken ans Scheiden geradezu krank wurde und Fieber bekam. So bat er seinen Lehrer und Abt, ihn in Bregenz zurückzulassen. Kolumban, der Gallus' Krankheit offenbar nicht sonderlich ernst nahm, sah in dieser Bitte ein schwächliches Versagen und eine offene Widersetzlichkeit. Zornig schied er von Gallus.

So war die Freundschaft zweier Heiliger jäh zersprungen. Die Entzweigung mit Kolumban hatte Gallus die Freude an Bregenz genommen. Er ruderte nach Arbon, wo er sich von Willimar gesund pflegen ließ, und machte sich dann auf, um eine geeignete Stelle für eine neue Einsiedelei zu suchen. Nach einem Tag mühsamen Wanderns fanden sie an dem Fließchen Steinach eine Stelle, die Gallus so gefiel, daß er bleiben wollte. Er steckte ein Kreuz aus Haselstauden in den Boden, hing eine Reliquienkapsel daran und weihte mit dreitägigem Fasten den einsamen Platz zur Zelle. Bald scharten sich Schüler um ihn: Magnoald, Theodor, der Priester Johannes und noch neun andere. Nun ging es an ein emsiges Arbeiten. Der Waid um die Zelle wurde gerodet und zum Ackerbau hergerichtet. Die anfänglichen Zellen wurden durch feste Blockhäuser ersetzt, auch eine würdige Kapelle wurde gebaut. Bald stand eine neue christliche Siedlung im Herzen des alemannischen Landes fertig da. Immer größer wurde die Zahl der Jünger, die sich um den Heiligen scharten, immer mehr Heiden horchten auf die Predigt der Mönche und beugten ihr Haupt zur Taufe.

Als Bischof Martinian von Konstanz gestorben war, wußten Volk und Klerus des verwaisten Bistums keinen geeigneteren Nachfolger als den irischen Mönch. Gallus aber entzog sich der Wahl und schlug an seiner Statt seinen Schüler Johannes vor. Dieser wurde auch gewählt und Gallus hielt ihm eine so ergreifende Einführungs predigt, daß „allen Zuhörern aus Verlangen nach dem Himmelreich die Tränen in die Augen kamen“. Auch als später das Kloster Luxeuil Gallus zum Abt wünschte, lehnte er ab. Er wollte in seinem Waldkloster an der Steinach bleiben. Seine Zelle wurde das Ziel von Ungezählten, die Rat und Beistand suchten. Niemand aber wurde von ihm so freudig willkommen geheißen wie die Boten, die der sterbende Kolumban an ihn abgeschickt hatte. Zum Zeichen, daß er ihm verzeihe und sein neues Werk anerkenne, ließ Kolumban dem einstigen Freund seinen Krummstab überbringen.

Als Gallus, fast 100 Jahre alt, am 16. Oktober 641 starb, war fast das ganze Alemannenland christlich geworden. Um die Zelle des Heiligen aber erhoben sich schon die Grundmauern des großen Klosters, das unter dem Namen St. Gallen zu einer der berühmtesten Schulen der Christenheit und einem der wichtigsten Brennpunkte des geistigen Lebens der germanischen Welt geworden ist.

Hedwig von Polen-Schlesien

17. Oktober

St. Hedwig verdient nicht nur in das Heiligenbuch der Kirche mit goldenen Lettern eingetragen zu werden, auch das deutsche Vaterland müßte es als Ehrenpflicht erachten, dieser Frau in Dankbarkeit zu gedenken. Hat sie doch in ganz hervorragender Weise zur Christianisierung und Germanisierung Schlesiens beigetragen.

Es war ein edles Geschlecht, dem die kleine Hathuwich (Hedwig) entsprossen war. Sie hatte das Glück Eltern zu besitzen, die mit dem Adel der Geburt auch den Adel des Herzens und der Gesinnung vereinten. Herzog Berthold IV. von Andechs und seine Gemahlin Agnes entzündeten schon früh im Herzen des Kindes durch ihr eigenes Beispiel die Flammen der Gottesliebe und Barmherzigkeit. Das geräuschvolle Leben auf Schloß Andechs war für das Erlühen einer so zarten Blume wie Hedwig nicht geeignet. So entschloß sich das Herzogspaar, seinen Liebling einem Kloster zur Ausbildung anzuvertrauen. Die Wahl fiel auf das Benediktinerinnenkloster Kitzingen, das damals – um 1200 – den vorzüglichsten Ruf als Bildungsstätte für die weibliche Jugend genoß.

In der Äbtissin Bertha III. fand Hedwig eine treubesorgte Mutter und in Schwester Petrusa, ihrer klugen Lehrerin, eine aufopfernde Freundin. Mit heimlichem Bangen dachte Hedwig an den Tag, wo ihr Vater sie wieder aus dem stillen Klosterfrieden in die laute Welt hinausholen würde. Und der Tag kam schneller als Hedwig glaubte. Sie war erst 12 Jahre alt, als eine Botschaft der Eltern sie nach Andechs rief – zum Traualtar! Prinz Heinrich, der älteste Sohn des Herzogs Boleslaus I. von Schlesien und Polen, hatte um die Hand der erblühenden Jungfrau geworben. In Ergebung brachte Hedwig das Opfer kindlichen Gehorsams und willigte ein, dem fremden Fürstensohn ihr Lebensgeschick anzuvertrauen. Mit großen Festlichkeiten fand die Vermählung des jugendlichen Paares statt.

Einem Land entsprossen, das sich zur höchsten Blüte der Kultur erhoben hatte, sah sich Hedwig nun plötzlich in das unwirtliche Schlesien versetzt. Noch waren die Segnungen der Religion und Kultur nur spärlich in die dichten Wälder gedrungen, welche das Gebirgsland Schlesien und die großen Ebenen Polens bedeckten. Sümpfe und Moraste unterbrachen zuweilen die unübersehbare Wildnis, in der hier und da vereinzelt ein armseliges Dorf schlief. Die Rechtspflege lag im Argen. Das niedere Volk war schutzlos der Roheit der Herren ausgeliefert.

Aber nicht umsonst hatte die Vorsehung das Andechser Grafenkind zur Fürstin Schlesiens erhoben. Mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit und Tatkraft nahm Hedwig den Kampf auf mit Unwissenheit und Grausamkeit. Im eigenen Haus begann sie ihre Missionsarbeit. Mit Schmerzen hatte die junge Fürstin wahrgenommen, daß ihr Gemahl trotz seiner frommen Gesinnung eine große religiöse

Unwissenheit an den Tag legte. Mit liebevollem Eifer begann sie daher ihn zu unterrichten und lehrte ihn so manches schöne Gebet, das sie im Kloster einst gelernt hatte. Je mehr Prinz Heinrich in den Geist des Christentums eindrang, desto klarer kamen ihm die Pflichten zum Bewußtsein, die er als Fürst an seinem Volke zu erfüllen hatte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß nahezu alles, was Heinrich nach dem Tode seines Vaters für das bis dahin verwahrloste Land Segensreiches tat, auf den Einfluß Hedwigs zurückzuführen ist. Darin besteht ihre hohe geschichtliche Bedeutung. Hedwig hat den wesentlichsten Anteil an der Germanisierung Schlesiens, und sie hatte ihn dadurch, daß sie eine kluge Frau und eine vollendete Heilige war.

Hedwig erkannte mit Recht in den Orden die wichtigsten Pioniere der Kultur. Und deshalb war es ihr Bestreben Klöster zu gründen und Ordensleute ins Land zu rufen. Unerschöpflich war die Mildtätigkeit der freigebigen Fürstin. Als Breslau zweimal durch Brand zerstört wurde, war sie in der Linderung des Elends unermüdet. Sie teilte Brot und Getreide aus und bewirkte für alle vom Brand Betroffenen Steuer- und Abgabefreiheit auf längere Zeit. Auch wurde ihnen aus den fürstlichen Waldungen teils unentgeltlich, teils sehr billig Bauholz überlassen. Als Engel der Barmherzigkeit zeigte sich Hedwig in den Pest- und Hungerjahren, die Schlesien um 1200 heimsuchten. Auf ihrem Gute Schavoine teilte sie aus ihren Vorratskammern alle Lebensmittel aus. Ruhig lächelnd sah sie das letzte Maß gedörnten Obstes in die Hände der Armen wandern und erwiderte ihrem Verwalter, der bemerkt hatte, daß nun kein eßbares Krümchen mehr im Hause sei: „Seid unbesorgt um mich und euch, wir wollen den Armen helfen, damit der Herr sich unserer Not erbarme und unsern Hunger stille.“

So weichherzig Hedwig gegen andere war, so streng konnte sie gegen sich selbst sein. Sie glich in der fortgesetzten, mit dem Heldensinn des Martyrertums durchgeführten Übung der empfindlichsten Abtötungen in auffallender Weise ihrer heiligen Nichte Elisabeth von Thüringen. Wie diese übte sie die strengste Enthaltsamkeit im Essen und Trinken und kürzte den nächtlichen Schlaf bis auf das unerläßliche Maß ab.

Nachdem Hedwig ihrem Gemahl in 23jähriger Ehe sechs Kinder geschenkt hatte, reifte ein jahrelanger, frommer Wunsch zum festen Entschluß: sie wollte nun die übrigen Jahre ihres Ehestandes wie eine Witwe in Entsagung und Trennung von ihrem Gemahl zubringen, um auf diese Weise das letzte Opfer auf den Altar ihres himmlischen Bräutigams zu legen. Im schönsten Lebensalter — Heinrich war im 41., Hedwig im 35. Lebensjahr — legten die beiden Gatten vor dem Bischof Lorenz von Breslau das Gelübde der Enthaltsamkeit ab.

Eine tiefe Wunde schlug ihr das Jahr 1208. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der zum Gemahl von Hedwigs Tochter Gertrud bestimmt war, hatte in Bamberg Kaiser Philipp von Schwaben ermordet. Da die Brüder Hedwigs im Verdacht der Mitschuld

an dem gräßlichen Mord standen, wurden sie aller ihrer Würden, Lehen, Güter und Einkünfte für immer verlustig und der Reichsacht verfallen erklärt. Schloß Andechs wurde von Grund aus zerstört. Wie ein spitzer Pfeil traf diese Schreckenskunde das Herz der schlesischen Fürstin. Ihre Brüder geächtet, die heimatliche Burg zertrümmert! Der Vater ob des Unglücks gestorben! Doch schon stand neues Unheil vor dem Tore: Im Jahre 1213 fiel die Königin von Ungarn, Hedwigs Schwester Gertrud, durch Mord.

Es blieb Hedwig nicht viel Zeit, ihre Schwester zu beweinen. Kaum hatte sie die Tränen getrocknet, als eine neue, besonders schmerzliche Prüfung für sie kam. Unter Hedwigs Söhnen Heinrich und Boleslaus entbrannte böser Zwist, der zu blutigem Bruderkrieg führte. Der wilde Boleslaus, mit dem es die Slawen hielten, wurde von seinem durch die Deutschen unterstützten Bruder geschlagen und endete bald danach unausgesöhnt durch einen Sturz vom Pferde.

Schon kam neue Rabenbotschaft nach Schlesien. Hedwig mußte erfahren, daß ihre Nichte Elisabeth den geliebten Gatten durch den Tod verloren hatte und vor ihrem harten Schwager aus der Wartburg in winterlicher Not geflohen war. Zu der Sorge um die obdachlose Nichte gesellte sich die Angst um den Gatten, der verwundet in die Gefangenschaft Konrads von Masovien geraten war, der ihn auf der Burg Plock festhielt. Schon rüstete ihr Sohn Heinrich ein Heer, um den Vater zu befreien, da faßte Hedwig einen mannhaften Entschluß. Sie, die wehrlose Frau, wollte allein in die Löwenhöhle gehen, um dem Raubtier die edle Beute zu entreißen. Nicht Winterkälte und nicht Räubergefahr konnten die Fürstin von ihrem Vorhaben abbringen. Nach den größten Mühseligkeiten kam sie glücklich in Plock an. „Als Konrad von Masovien“, so erzählt die alte Biographie der Heiligen, „die Dienerin Gottes und ihr engelgleiches Antlitz sah, erfaßte ihn ein plötzlicher Schrecken. Er legte seine bisher unbeugsame Wildheit ab, zeigte sich versöhnlich und gab den Herzog frei.“

Noch war der Leidenskelch nicht ausgetrunken. Im Jahre 1241 verlor Hedwig ihr Lieblingskind Heinrich II., den Frommen. Er fand in der denkwürdigen Tatarenschlacht bei Wahlstatt den Heldentod. Angesichts der schrecklich verstümmelten Leiche ihres Kindes fand die Schmerzensmutter Worte, wie sie nur eine Heilige sprechen kann. „O Herr, ich danke dir, daß du mir einen solchen Sohn gegeben hast, der mich, solange er lebte, immer geliebt und in großer Verehrung gehalten, mich auch niemals in etwas betrübt hat. Wiewohl ich ihn so gerne bei mir auf Erden hätte, gönne ich es ihm doch aufs innigste, daß er durch die Vergießung seines Blutes bereits mit dir, seinem Schöpfer, im Himmel vereint ist. Flehentlich, o Herr, empfehle ich dir seine Seele.“

Am schwersten wohl empfand die fromme Fürstin die Kunde von der Exkommunikation ihres im übrigen trefflichen Gatten. Der Papst hatte Herzog Heinrich mit dem Banne belegt, weil er sich große Eingriffe in die Rechte der Kirche von Gnesen

erlaubt hatte. Hedwig war darüber aufs äußerste bestürzt und litt unsäglich, als Heinrich mit dem Banne beladen starb.

Ihr zarter Körper litt unter den endlosen Sorgen und Kümernissen heftig und konnte Krankheiten keinen Widerstand mehr leisten. Ein hitziges Fieber erfaßte Frau Hedwig, von dem am 15. Oktober 1243 ein seliger Tod sie erlöste. Das dankbare Schlesien hat seiner größten Wohltäterin bis heute Liebe und Verehrung bewahrt. Die Geschichte aber zählt Hedwig, die Heilige, zu den edelsten deutschen Frauen.

Lukas

18. Oktober

Von Lukas, dem Verfasser des dritten Evangeliums, sagt ein altes Kirchenbuch: „Von St. Luk, dem guten Mann, ich nicht viel gelesen han, wie sein Leben sei gewesen.“ Wir haben leider nur sehr spärliche Nachrichten über das Leben dieses hochverdienten Mannes, dessen Name unter der Christenheit unsterblich ist und immer genannt werden wird, solange das Evangelium auf dem Erdkreis verkündet wird.

Antiochien in Syrien ist die Heimat des Evangelisten. Seine heidnischen Eltern ließen dem geweckten Knaben eine ausgezeichnete Bildung angedeihen. Er entschloß sich, Medizin zu studieren und widmete als Arzt seine Kenntnisse der leidenden Menschheit. Als nach der Steinigung des Stephanus in Jerusalem eine Christenverfolgung ausbrach, flohen die Jünger des Herrn aus der feindlichen Stadt und kamen bis nach Phönizien, Cypern und Antiochien. „Einige von ihnen verkündeten nach ihrer Ankunft in Antiochien auch den Heiden die Frohbotschaft vom Herrn Jesus. Die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine beträchtliche Anzahl wurde gläubig und bekehrte sich zum Herrn“ (Apostelgesch. 11, 20). Unter diesen Heiden, die die Taufe begehrten, war auch der Arzt Lukas. Barnabas und Paulus scheinen seine Lehrer und Führer zu Christus gewesen zu sein. Wenigstens bewahrte Lukas dem heiligen Paulus zeitlebens eine dankbare Anhänglichkeit und wurde sein unzertrennlicher Begleiter auf den großen Missionsfahrten.

Lukas hat den Herrn nie gesehen. Aber er hatte das Glück, jahrelang der vertrauteste Mitarbeiter dessen zu sein, der wohl am tiefsten in die Lehre Christi eingedrungen war. Es war vermutlich zunächst die ärztliche Kunst, die Paulus und Lukas enger zusammenführte. Der immer leidende Paulus, den öfters krank-

hafte Anfälle quälten, fühlte sich durch die Begleitung eines tüchtigen Arztes geborgen. Bald aber wurde der ärztliche Helfer zum tatkräftigen Mitarbeiter an der Bekehrung verstockter Judengemeinden oder an der Gewinnung heidnischer Großstadtmenschen. Vom Jahre 53 an beteiligte sich Lukas an der zweiten Missionsreise des Völkerapostels von Troas nach Philippi in Mazedonien, wo er mit Timotheus einige Zeit zurückgelassen wurde, um die neugewonnenen Christen noch weiter zu unterrichten und im Glauben zu bestärken. Dann vereinigte er sich wieder mit Paulus und teilte in heiliger Kameradschaft mit ihm alle Arbeiten, Gefahren und Verfolgungen in Palästina, Griechenland und zuletzt in Rom. Er heilte wie Paulus Kranke durch die Anrufung des Heiligen Geistes und im Namen des Herrn Jesus. Er hielt bei Paulus aus, auch als dieser in Rom gefangen gesetzt wurde. Er war der letzte von den vielen Freunden des großen Apostels, der bis zum Tod bei ihm ausharrte. Mit wehmütigem Dank hat Paulus in seinen Briefen von dieser Treue gesprochen: „Demas hat mich verlassen aus Liebe zu dieser Welt und ist nach Thessalonike gezogen, Crescenz nach Galatien, Titus nach Dalmatien; Lukas ist allein bei mir.“ Der Arzt blieb bei seinem Patienten, der Schüler beim Meister, der Freund beim Freund.

Die Überlieferung will wissen, daß Lukas nach Pauli Martyrium in Kleinasien und Achaia gewirkt habe. Zu Theben in Griechenland scheint er des Martertodes gestorben zu sein.

Es mag wohl Paulus gewesen sein, der den gebildeten Lukas veranlaßte, ein Evangelium zu schreiben. In enger Fühlungnahme mit dem Apostel unterzog sich Lukas während der römischen Gefangenschaft Pauli diesem Auftrag. Er selber schreibt über den näheren Beweggrund, der zur Abfassung des Evangeliums führte, in der Einleitung: „Schon viele haben es unternommen, einen Bericht zu schreiben über die Begebenheiten, die sich unter uns zugetragen haben, genau nach der Überlieferung der ersten Augenzeugen und Diener des Wortes. So habe ich mich entschlossen, allen Ereignissen von ihren ersten Anfängen an sorgfältig nachzugehen und sie für dich, edler Theophilus, der Reihenfolge nach niederzuschreiben, damit du dich überzeugen kannst von der Zuverlässigkeit des Unterrichtes, den du empfangen hast.“ Von allen Seiten holte sich Lukas den Stoff zu einem wahrhaft getreuen, unbedingt zuverlässigen Bericht über Jesu Leben und Lehre. Er horchte die Augen- und Ohrenzeugen der Taten und Reden des Heilandes aus, er ließ sich von der Mutter des Herrn erzählen, er benützte die bereits vorhandenen Evangelien des Matthäus und Markus und schöpfte viel Anregungen aus seiner ständigen Zusammenarbeit mit Paulus. Dem heiligen Lukas hatte es besonders die Liebe und Menschenfreundlichkeit Jesu angetan. Ihm, dem Arzt, erschien der Menschensohn vor allem als der Heiland der Kranken und Sünder, als der große Menschenfreund und Wundertäter, der Wohltaten spendend durchs Land ging. So wurde sein Evangelium das lieblichste unter allen. Es erzählt die Kindheitsgeschichte Jesu weit

ausführlicher als die andern drei Evangelien und bringt die meisten Nachrichten aus dem Leben der Jungfrau und Gottesmutter Maria. So konnte es geschehen, daß man Lukas im Mittelalter den „Kaplan der lieben Gottesmutter“ nannte und daß die Legende entstand, Lukas sei Maler gewesen und habe ein Bild der heiligen Maria gemalt. Der Volksglaube schreibt dem Evangelisten alte Marienbilder zu, so das berühmte „Lukasbild“ in der Kirche Maria Maggiore in Rom.

Im Anschluß an das Evangelium verfaßte Lukas ein zweites Buch, das seinen Namen unsterblich macht: die Apostelgeschichte. Als Einziger hat er uns die Schicksale der jungen Kirche nach der Himmelfahrt des Herrn überliefert. Niemand war zur Abfassung dieses Buches geeigneter gewesen als Lukas, der ja als Begleiter des hl. Paulus den Großteil der erzählten Begebenheiten aus eigenem Erleben kannte.

Die dankbare Christenheit hat dem Verfasser des Evangeliums und der Apostelgeschichte von frühen Zeiten an hohe Verehrung gezollt. Die Maler- und Arztgilden des Mittelalters nahmen sich St. Lukas als Patron – ein Brauch, der in neuester Zeit wieder Nachahmung fand.

Petrus von Alcantara

19. Oktober

Die Legende erzählt von manchen Heiligen, die ihren Leib fast bis zur Vernichtung durch harte Bußübungen marterten. Oberflächliche Menschen sehen in einem Leben solch quälendster Bußwerke eine krankhafte Verirrung des Menschengeistes und machen es nicht selten zur Zielscheibe ihres billigen Spottes. Gewiß ist eine die Gesundheit zerstörende Askese nicht zu billigen. Aber offenbart sich nicht auch in solchen Maßlosigkeiten ein sittliches Heldentum und eine Kraft des Willens, die jedem ernstern Menschen Achtung abzwängen müssen und die nur solche Leute mit einem verächtlichen Lächeln abtun können, die selbst allen Regungen der Leidenschaft folgend, keine Ahnung von der fast übermenschlichen Heldenkraft haben, die ein solches Leben ausdauernder Abtötung erfordert. Durch ihre über das Maß hinausgehende Askese sollten solche Bußgestalten einer verweichlichten, genußsüchtigen Welt zum mahnenden Gewissen werden. So war es auch bei Petrus von Alcantara, der zu den größten Bäuern aller christlichen Jahrhunderte gehört. In einer Zeit, wo Spanien nach der Entdeckung des Kolumbus einem Taumel der Geldgier und Verschwendung zum Opfer gefallen war, sollte Petrus das Beispiel einer bedingungslosen Entäußerung von allen Gütern geben.

Im Jahre 1499 zu Alcantara in Spanien geboren, trat er schon als 16jähriger dem Franziskanerorden bei. Der heilige Ordensstifter hatte wenig Söhne in seiner großen Familie, die sein Armutsideal so restlos durchzuführen suchten wie Petrus. Die lauesten und gleichgültigsten Ordensbrüder wurden durch den Eifer ihres heiligen Mitbruders aufgerüttelt und mit fortgerissen. Freilich warnte Petrus alle, seine Bußstrenge nachahmen zu wollen. Es wäre auch garnicht möglich gewesen. Es hatten nicht alle seine eiserne Gesundheit und es trugen nicht alle das Bewußtsein göttlicher Sendung in sich, das ihn zum lodernden Feuerbrand machte. Seine Entsagungen grenzen ans Unglaubliche. Petrus nahm nur jeden dritten Tag eine kleine Stärkung zu sich, schlief in den 50 Jahren seines Ordenslebens täglich nur zwei Stunden und legte sich dazu nicht einmal nieder, sondern brachte die Zeit sitzend oder an einen Pfahl gelehnt zu. Seine vielen Wanderungen in nahe und ferne Flecken und Städte, um alte Klöster zu reformieren und neue zu gründen, machte er unbekümmert um brennende Sommerhitze oder prasselnde Regengüsse barfuß und ohne Kopfbedeckung. Er könne doch nicht im Angesichte Gottes bedeckten Hauptes wandeln, meinte er. Unter dem Ordenskleid trug er auch bei lähmendster Sommerglut einen Bußpanzer aus Blech. Täglich geißelte er sich, um für sein Gott untreu gewordenes Vaterland zu sühnen. Wenn er sich einmal etwas Gutes tun wollte, dann tat er es auf eigene Art: er öffnete mitten im Winter Türe und Fenster, bis er vor Frost erstarrte. Dann schloß er sie wieder und hüllte sich in seinen Mantel ein, um sich an dem behaglichen Gefühl der Erwärmung zu erfreuen. Machte man ihm wegen seiner zu großen Strenge gegen sich Vorstellungen, dann antwortete er: „Ich bin mit meinem Leib übereingekommen, daß er in diesem Leben leiden solle; wenn ich einmal bei Gott bin, werde ich ihm ewige Ruhe gönnen.“

Es gab nicht wenige, die nach dem Vorbild des heiligen Petrus von Alcantara in einem Leben strenger Abtötung zu sühnen verlangten. Als „Alkantariner“ bildeten sie einen Zweig am vielästigen Baum der Franziskaner. Vollständiges Barfußgehen sowie häufige Geißelungen und äußerste Beschränkung aller leiblichen Bedürfnisse gehörten zu ihren Vorschriften.

Ein Bäußer wie Petrus war der geeignete Mann, Theresia von Jesu, die große spanische Mystikerin, bei ihrer Reform des Karmeliterordens zu unterstützen. Als Beichtvater und Seelenführer übte er den größten Einfluß auf die Heilige aus. Er bestärkte sie in ihrem großen Erneuerungswerk und verscheuchte die Bedenken und Zweifel, die manchmal ihre opferreiche Arbeit lähmen wollten. Als sie schwankte, ob der Grundsatz äußerster Armut auch in Frauenklöstern mit strenger Klausur durchführbar sei, löste er ihre Zweifel in einem Brief, dessen letzte Zeilen lauten: „Nicht jegliche Armut preise ich, sondern nur jene, die man in Geduld um unseres Herrn Christi willen trägt und mehr noch jene Armut, die man aus Liebe verlangt, erstrebt und umfaßt.“

Dem Bericht der hl. Theresia verdanken wir eine Reihe wesentlicher Züge zum Charakterbild ihres heiligen Seelenführers. Sie erzählt, wie Petrus, der ihr so dürr und blutleer erschien wie ein vom Blitz zerschlagener Baumstrunk, trotz seiner harten Askese keineswegs ein finsterner, mürrischer Sonderling war, sondern daß er jeden, der ihn kennen lernte, durch seine Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, seine Klugheit und Demut bezauberte. Seine Demut war so groß, daß er um keinen Preis sich bestimmen ließ, den Beichtvater Kaiser Karl V. und König Johannes III. von Portugal zu machen. Theresia weiß von großen Wundern, mit denen Gott den Heiligen ausgezeichnet hatte, von Ekstasen und Visionen, mit denen er begnadet war. Als er am 18. Oktober 1562 starb, sah Theresia seine Seele zum Himmel schweben. Ihr erschien er auch nach einiger Zeit in großer Glorie und sprach: „O glückselige Buße, die mir eine solche Herrlichkeit verdient hat!“ Papst Klemens IX. sprach den großen Büsser heilig.

Wendelin

20. Oktober

Die Gelehrten streiten sich seit Jahrhunderten immer noch, wann der Heilige wohl eigentlich gelebt habe. Ihre Meinungen gehen gleich um ein paar Jahrhunderte auseinander. Als sicher kann heute wohl gelten, daß Wendelin bereits vor der Mitte des 7. Jahrhunderts, also vor 650 gelebt habe. Er scheint ein Schüler des hl. Kolumban gewesen zu sein und kam mit diesem aus Irland, der „Insel der Heiligen“, ins Frankenland. Ein Bericht von 1466 nennt ihn einen Königssohn. Erleuchtet von der Gnade Gottes erfaßte der Gedanke an die Nichtigkeit aller Erdengüter den Prinzen so sehr, daß er freiwillig auf Krone und Herrschaft verzichtete und mit Kolumban auszog, um Christi Reich in den Heidenländern auszubreiten. Nachdem Wendelin in Rom und andern berühmten Gnadenstätten des Christentums um Erleuchtung gebetet hatte, ließ er sich im Saarland nieder. In der Waldeinsamkeit des Bosenberges zimmerte er sich eine dürftige Klause und begann ein strenges Einsiedler- und Büsserleben. Niemand wußte, woher der fremde Jüngling kam und wer er sei. Alle aber liebten ihn wegen seines gottseligen Lebens und kamen mit ihren Anliegen voll Vertrauen zu ihm.

Eines Tages führte der Weg auch einen Edelmann an Wendelins Zelle vorbei. Er konnte nicht begreifen, wie ein junger Mann sich in der Einsamkeit vergraben und müßig bleiben könne. Für den Sinn eines Buß- und Gebetslebens fehlte ihm

das Verständnis. So machte er Wendelin heftige Vorwürfe wegen seiner vermeintlichen Faulheit und forderte ihn auf, als Schaf- und Schweinehirt in seinen Dienst zu treten. Das königliche Blut in Wendelins Adern mag sich bei diesem Ansinnen zuerst wohl empört haben. Aber demütig nahm er das Angebot an und folgte dem Edelmann auf sein Landgut. Auch als Hirte suchte Wendelin Tag und Nacht eine möglichst lebendige Verbindung mit Gott. Um bei seinen Gebeten und Betrachtungen möglichst ungestört und ungesehen zu bleiben, suchte er mit Vorliebe die einsamsten Weideplätze auf. Er konnte es freilich nicht verhindern, daß seine helleuchtende Frömmigkeit mehr und mehr das Aufsehen seiner Umgebung erregte. Das sichtliche Wohlwollen, das der Edelmann Wendelin erwies, rief die Mißgunst der andern Dienstboten wach. Sie huben an, Wendelin bei jeder Gelegenheit herabzusetzen und scheuten selbst vor den gemeinsten Verdächtigungen nicht zurück. An der Demut und Gelassenheit des Heiligen prallten freilich alle diese Giftpfeile wirkungslos ab. In unermüdlicher Geduld litt Wendelin alle Schmach und zeigte sich nur noch eifriger im Streben nach Gottseligkeit. Nicht als ob es ihm immer leicht geworden wäre! Als ob er nicht heftige Kämpfe zu bestehen gehabt hätte! Wie oft zog in lockenden Bildern die Heimat an seinem Geiste vorüber, das Elternhaus, von dem er geschieden war, die Königswürde, die er preisgegeben hatte. Ein schmerzendes Heimweh nach den dunklen Bergen und grünen Seen der Heimat befiel ihn. „Warum hast du uns verlassen? Ist es nicht Übereifer und Torheit, ein Leben zu führen, wie du es jetzt lebst? Laß doch die Schweine und Schafe und kehre zurück! Sieh, alle Arme tun sich auf, dich zu empfangen!“ Tag und Nacht sangen so die verführerischen Sirenenstimmen. Aber Wendelin blieb standhaft, er verdoppelte seine Abtötungen und tröstete sich im Gedanken an das ewige Vaterland, das er durch seine jetzige Lebensweise am sichersten erreichen würde.

Wie Wendelin am Bosenberg, so wohnten andere Einsiedler am Schaumberg bei Tholey. Dieser Einsiedlergemeinschaft, die sich zu einem Kloster nach der Regel des hl. Benedikt erweiterte, schloß sich Wendelin an. Er bat um den Habit und gelobte noch vollständigeren Abschied von der Welt. Als der Abt des Klosters starb, wählten die Mönche den schon im Rufe der Heiligkeit stehenden Wendelin zu seinem Nachfolger. In demütiger Ergebung in den Willen Gottes beugte sich der Heilige der Wahl und schickte zum Erzbischof Severin nach Trier, daß er die Wahl bestätige. St. Severin ließ es sich angelegen sein, selber nach Tholey zu wandern, um die Weihe und Einsetzung des neuen Oberrn vorzunehmen. Beide Männer lernten sich kennen und schlossen ein auf gegenseitige Verehrung beruhendes Freundschaftsbiündnis.

Um das Jahr 617 erkrankte Wendelin. Er fühlte sein letztes Stündlein kommen und ließ dies seinem Freunde Severin kundtun, damit er seiner im Gebet gedenke. Der Erzbischof eilte sogleich nach Tholey, um dem Sterbenden die Tröstungen der Kirche zu spenden. Vor seinem Scheiden offenbarte Wendelin ihm sein Herkommen

aus königlichem Geschlechte. Die Mönche wollten ihrem geistigen Vater in der Klosterkirche vor dem Hochaltar eine würdige Grabstätte bereiten. Aber wunder-same Vorgänge fügten es, daß Wendelin dort, wo er als Einsiedler gelebt hatte, nun auch zur letzten Ruhe niedergelegt wurde. So war es sein letzter Wunsch gewesen. Zahlreiche Wunder verherrlichten den treuen Gottesdiener und riefen Wallfahrer von nah und fern herbei. Bald wurde eine Kapelle an der Gnadenstätte gebaut. Es siedelten sich Bewohner um die Kapelle an und so entstand die heutige Stadt St. Wendel im Saargebiet. Mehr als tausend Jahre sind seit dem Tode des irischen Königssohnes dahingegangen. Aber immer noch wallfahren die Pilger zu seinem Grab und rufen ihn voll Vertrauen an: Wendelin, du Königssohn, großer Hirt und Viehpatron, bitte für uns!

Gerhard Majella

21. Oktober
(Gedenktag am 16. Oktober)

Das Leben des Heiligen spielte sich in engezo-genem Kreise ab. Zu Muro bei Neapel geboren, erlernte er nach einer frommen Kindheit das Schneiderhandwerk. Von Elle und Nadel zog die Sehnsucht den braven Jungen mit aller Gewalt hinein ins Kloster. Nach vergeblichen Versuchen bei den Kapuzinern glückte es ihm, bei den Redemptoristen in Jliceto als Laienbruder Aufnahme zu finden. Als Gärtner, Sakristan und Schneider war er hier tätig, bis er am 16. Oktober 1755, erst 29 Jahre alt, starb. Zwischen diesen enggesteckten Grenzpfählen spielte sich aber ein Leben ab, so reich an innerlichem Erleben, so verschmolzen mit dem Göttlichen, daß Gerhard wie ein Wunder durch die Welt schritt und Pius X. den einfachen Schneider-gesellen und schlichten Klosterbruder 1904 zur höchsten Würde erhob, die die Kirche zu vergeben hat, zur Würde der Altäre.

Schon als Kind war Gerhard wunderbarer Erscheinungen der Gottesmutter gewürdigt worden. Seine Liebe zum Gebet, sein Andachtseifer, seine Sammlung beim Empfang der hl. Kommunion waren schon in seiner frühen Jugendzeit so groß, daß Priester und Ordensleute sich daran erbauen und ein Beispiel nehmen konnten. Während seine Altersgenossen nach Näschereien und Süßigkeiten verlangten und in kindlichem Eigensinn die Erfüllung all ihrer Wünsche zu ertrotzen suchten, tötete Gerhard in früh erwachtem Sühne-eifer seinen Gaumen ab, übte sich in den härtesten Bußwerken und suchte das Leiden Christi nachzuahmen. Nur langsam wuchs in den Dorfgenos-sen die Erkenntnis auf, daß Gerhard nicht der Narr war, für den

sie ihn immer gehalten hatten, sondern daß ihrem Dorf in diesem armen Jungen ein besonderes Werkzeug göttlicher Gnade geschenkt worden sei. So tat es ihnen leid, als Gerhard sein Bündelchen schnürte, dem Meister Lebewohl sagte und in Jliceto das Ordenskleid der Redemptoristen beehrte. Der P. Rektor hätte wohl ohne viel Federlesens den bleichen Schneidergesellen, der besser in ein Spital als in ein strenges Ordensnoviziat gepaßt hätte, zurückgewiesen, wenn Gerhard nicht ein Empfehlungsschreiben des hl. Ordensstifters St. Alphons von Liguori in der Tasche gehabt hätte. „Ich schicke Ihnen“, heißt es darin, „hier einen Bruder, der zur Arbeit vollkommen unbrauchbar sein wird, denn seine Gesundheit ist schwach; doch konnte ich ihm die Aufnahme nicht rundweg abschlagen wegen der stürmischen Bitten, die er an mich richtete, und wegen der Hochachtung, die er in Muro genießt.“ Der Pater Rektor sollte es nicht zu bereuen haben, daß er dem Empfehlungsbrief Folge leistete. Bruder Gerhard wurde zum überfließenden Segensquell fürs Kloster und fürs ganze Land.

Dieser demütige Bruder führte ein so begnadetes Innenleben, daß er seiner Umgebung als das getreue Bild eines Heiligen erschien. Keine Arbeit konnte ihn aus seiner Gottverbundenheit reißen. Der Name Jesu oder der Blick auf ein Kreuz-bild genügte, lauten oder stummen Jubel der Verzückung in ihm anzufachen. Seine Liebe zum heiligsten Altarsakrament war so groß, daß er ungezählte Nächte betend an den Stufen des Altars durchwachte. Übermannte ihn die Müdigkeit, dann suchte er nicht in seiner Zelle Ruhe, sondern kauerte sich unter den Altartisch, um dem heiligsten Sakramente näher zu sein. In den Betrachtungsstunden vor dem Taber-nakel wurde dem ungelerten Bruder jene Gottesweisheit zuteil, die das Erstaunen der Zeitgenossen erregte. Bischöfe und große Theologen schätzten sich glücklich, mit Gerhard Majella ein religiöses Gespräch führen zu können. In ihm offenbarte sich eine Weisheit, die alle Schulweisheit bergehoch überragte und in der sich die Geheimnisse des Gottesreiches kundtaten. Sein Wort wurde Licht für Schwankende, Wegweiser für Verirrte, Gerichtsposaune für Sünder. Wie vielen verlorenen Söhnen hat Bruder Gerhard den Weg ins Vaterhaus wieder gezeigt! Wie vielen „brannte das Herz“ gleich den Emmausjüngern, wenn der Bruder auf seinen Bettelgängen sich ihnen zugesellte und mit der Kraft apostolischer Liebe auf sie einsprach! Und mochten sie die schwere Schuld ihres Lebens noch so ängstlich oder trotzig ins Dunkel des Schweigens hüllen, dem heiligen Bruder blieb nichts verborgen. Er sah die geheimste Sünde und holte sie ans Licht und ruhte nicht, bis der arme Mensch sein wundes Herz in den Beichtstuhl trug und mit Gott Frieden machte. Stieß sein gütiges Wort auf verstockten Widerstand, dann sprang die Gnade ein und kam seiner Guten-Hirten-Liebe durch auffallende Wunder zu Hilfe. Gerhards Leben ist überreich an wunderbaren Ereignissen. Die Kräfte der Natur gehorchten ihm, Kranke erhielten durch sein Gebet Heilung, Sterbende erhoben sich auf sein Wort von ihrem Lager, die Geister der Hölle wichen von ihm zurück.

Bei all dem Großen und Wunderbaren, das Gottes Kraft durch ihn wirkte, blieb Gerhard Majella der arme, einfältige Bruder in der geflickten Kutte. Demütig versah er seinen Dienst im Garten, auf dem Schneidertisch oder in der Sakristei. Sein Sinn für klösterlichen Gehorsam war so ausgeprägt, daß die Obern den Befehl gar nicht erst aussprechen mußten; über Meilen hinweg kam Bruder Gerhard einem nur in Gedanken gegebenen Befehl sofort nach. In seiner Demut ertrug er es ohne Klage, als eine böse Verleumdung seine Ehre beschmutzte und der heilige Ordensstifter ihn längere Zeit mit dem Entzug der hl. Kommunion bestrafte. Ohne ein Wort der Verteidigung nahm er dieses bittere Leid auf sich und überließ es Gott, das Lügengespinnst zu zerreißen und seine Unschuld ans Licht zu bringen.

Von Jugend auf schwächlich, verfiel er mehr und mehr einer schleichenden Krankheit, besonders seitdem ein roher Geselle ihm ein paar Rippen eingeschlagen hatte. Eines Tages stellte sich während des Almosensammelns Blutbrechen ein, das nach wenigen Tagen zum Tode führte. Als ihn seine Mitbrüder auf dem Sterbebett fragten, ob er sich in den Willen Gottes ergeben habe, meinte er: „Ich stelle mir vor, daß dieses Bett der Wille Gottes sei und daß ich hier wie an den Willen Gottes angenagelt liege.“ Noch keine 30 Jahre alt, war er schon eine reife, köstliche Frucht für den Garten Gottes. Man sagte von ihm, er habe durch sein Gebet mehr Sünder bekehrt als die Patres seines Klosters durch ihre Missionspredigten.

Gunther

22. Oktober
(Gedenktag am 9. Oktober)

Um das Jahr 1000 nach Christus lebte ein Ritter in deutschen Landen, der war ein gar tapferer Haudegen. Von seinen kühnen Streichen erzählte man sich vieles in allen Gauen. Sein Schwert war gefürchtet in hartem Kampf und heißem Turnier. Sein Ahnenwappen kannte und ehrte Freund und Feind. War er doch der Sproß eines der ersten thüringischen Adelshäuser. Gunther (Günther) – so nannte sich der Ritter – stand mit beiden Beinen auf der Erde und machte sich wenig Kopfzerbrechen über den Himmel, der sich über der Erde wölbte. Mit vollen Zügen genoß er alle Freuden, die das Leben ihm bot. Lust und Genuß, Ehre und Ruhm – das war es, wonach er jagte und worin er den Sinn seines Lebens fand. Aber während er fröhlich diesen schillernden Nichtigkeiten nachjagte, wurde er selber ganz unvermerkt die köstliche, lang erspähte und verfolgte Beute eines andern Jägers – Jesu Christi. Wie es kam, bleibt wohl immer in Dunkel gehüllt: eines

Tages stand Ritter Gunther vor der Pforte des Klosters Hersfeld und bat um Aufnahme. Ein geistlicher Rittersmann wollte er werden. Die Erkenntnis von der Schalheit aller irdischen Freuden und der Nichtigkeit alles weltlichen Ruhms war in Gunthers Seele gefallen, und als aufrechter und gerader Mann, der nie ein langes Hin und Her kannte, machte er unter sein bisheriges Leben einen festen Strich und tauschte die Ritterburg mit dem Mönchskloster.

Im Kloster Hersfeld führte in dieser Zeit der heilige Godehard den Abtstab. Diesem ausgezeichneten Mann erschloß sich Gunther, beichtete freimütig die Verirrungen seines bisherigen Lebens und bat um Aufnahme als Mönch. Wenn er geglaubt hatte, Abt Godehard würde aus Freude über sein Vorhaben mit allen Glocken des Klosterkirchleins ein Jubelgeläute veranstalten lassen, so täuschte er sich bitter. Godehard, der in seinem reichen Leben wohl schon manches Begeisterungsfeuer hatte hell auflodern und rasch wieder niederbrennen sehen, nahm den büßenden Ritter mit einer gewissen Zurückhaltung auf. Bei all seinem guten Willen, den Gunther verriet, schien er doch vom wahren Ordensgeist noch fern zu sein. Es war ihm noch nicht gelungen, sein Herz ganz von der Umklammerung weltlichen Sehns und Denkens loszumachen. Noch hatte er kaum das Ordenskleid bekommen, da träumte er schon davon, einst den Abtstab zu führen in Kloster Göllingen, das er mit seinem Vermögen gestiftet hatte. Der Drang, den Herrn zu spielen, der Wunsch, wie früher kommandieren, und befehlen zu können, stak noch wie ein bohrender Dorn in seiner Seele.

Ein Glück, daß Gunther in Abt Godehard einen klugen Meister fand. Immer wieder verschob er Gunthers Profeß, bis dieser durch ein ernsthaftes Noviziat in Niederaltaich im Ordensleben befestigt war und auf einer beschwerlichen Pilgerfahrt sich bewährt hatte. Doch kaum hatte er die Gelübde abgelegt, da trat er wieder vor Abt Godehard und begehrte, die Leitung des Klosters Göllingen übernehmen zu dürfen. Godehard gewährte ihm die Bitte und ließ ihn ziehen; er wollte ihn durch Schaden klug werden lassen. Und wirklich, es dauerte nicht lange, da kam Gunther enttäuscht und ratflehend nach Hersfeld zurück. Es zeigte sich, daß es unmöglich war, daß ein Neuling im geistlichen Leben, ein Laienbruder, der weder schreiben noch lesen gelernt und auch keine der hl. Weihen empfangen hatte, die Führung eines Klosters übernahm. Immer wieder kam Gunther mit einem Sack voll Sorgen und Enttäuschungen nach Hersfeld, bis Godehard eines Tages in heiliger Ungeduld dem unhaltbaren Zustand ein Ende machte. Er verlangte von Gunther klipp und klar die Entscheidung, entweder Göllingen fahren zu lassen und nichts sein zu wollen als ein einfacher, gehorsamer Mönch oder aber den schwarzen Habit auszuziehen und in die Welt zurückzukehren. Da raffte sich Gunther auf und sagte zum zweitenmal der Welt Lebewohl. Er überließ seine Stiftung Göllingen einem geeigneteren Abte und ging nach Niederaltaich, um ein wahrer, vollkommener Mönch zu werden.

Diesmal war die Abkehr von der Welt und Hinkehr zu Gott vollständig. Mit solchem Eifer gab er sich den Bußübungen hin, daß seinem wagemutigen Rittersinn das Klosterleben bald nicht streng genug war. Das entsagungsvolle Einsiedlerleben in tiefer Waldeinsamkeit erschien ihm als Ideal. So zog er mit Erlaubnis seiner Obern 1008 hinaus in die unbewohnte Waldwildnis des bayerisch-böhmischen Waldes. Im Tal der Rinchnach ließ er sich nieder, zimmerte eine Zelle und baute eine Kapelle. 30 Jahre hielt sich Gunther in dieser Waldwildnis auf. Gewaltig waren die Entbehrungen, die er ertrug. Im Winter war er durch die Schneemassen oft wochenlang von der Welt abgeschnitten und lebte nur von Kräutern, die er unter dem Schnee ausgrub. Später fanden sich, durch den Entsatungsmut Gunthers angezogen, gleichgesinnte Gefährten ein, die der Einsiedler aber immer zuerst zum Noviziat und zur Profeß nach Niederaltaich sandte. Unter der rastlosen Arbeit Gunthers und seiner Gefährten lichtete sich allmählich das Dunkel des Urwalds und wurden die Wälder zu fruchtbarem Wirtschaftsland umgerodet. Eine Straße, die Gunther durch das Rodungsgebiet anlegte, war jahrhundertlang unter dem Namen „die goldene Steig“ bekannt.

Gunther war kein Mann der Wissenschaft. Er hatte weder lesen noch schreiben gelernt. Und doch ging von diesem Mann ein Einfluß aus wie von kaum einem andern Heiligen seiner Zeit. Kaiser Heinrich III. war stolz darauf, sich einen Freund Gunthers nennen zu können. Bei den Böhmen und Ungarn stand der Büsser in hohem Ansehen. Wiederholt lud ihn Stefan der Heilige, König von Ungarn, an seinen Hof ein. In den Kriegen, welche die deutschen Herrscher Konrad II. und Heinrich III. gegen die Böhmen führten, trat er wiederholt als einflußreicher Friedensvermittler auf. Sein Biograph schreibt von ihm: „Keinen von der Eitelkeit der Welt bekehrten Mönch unserer Zeit darf und kann ich mit Fug und Recht mit jenem Manne vergleichen.“ Er übertraf die andern durch die harte Strenge seines Bußlebens und durch die himmlische Weisheit, die Wissenschaft des Heiligen Geistes, die ihm zuteil geworden war. So eindrucksvoll konnte er über religiöse Wahrheiten reden, so begeistert vermochte er die Schönheit und Größe des Einsiedlerlebens zu schildern, daß die Zuhörer zutiefst ergriffen waren.

Da den Mönchen allmählich Siedler nach Rinchnach gefolgt waren, vermißte Gunther schmerzlich die Stille seines anfänglichen Einsiedlerlebens. So verließ er 1040 sein Klösterlein in Rinchnach und zog sich weiter in den Böhmerwald zurück, um hier in völliger Abgeschiedenheit sich der Vorbereitung auf den Tod zu widmen. Fünf Jahre lebte er hier, bis er am 9. Oktober 1045, 90 Jahre alt, zu Dobrawoda (Gutwasser) starb. Heute noch ziehen zahlreiche Pilgerscharen zum dortigen Guntharibrunnen und verehren die größte deutsche Büssergestalt des 11. Jahrhunderts.

Die Märtyrerinnen von Valenciennes

23. Oktober

„Weder Gott noch Herr! Los von Gott! Los vom Glauben! Fort mit dem christlichen Unterricht! Nieder mit den Kirchen und Klöstern!“ Das war der Haßgesang des aufgepeitschten Straßenpöbels bei der französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts. Priester, Ordensleute und Laien wurden wegen ihrer Treue zum christlichen Glauben gemordet, jede religiöse Betätigung führte aufs Schafott. Gesetze machten es unmöglich, den Namen Gottes in den Schulstuben auszusprechen. Was blieb da den Ursulinen von Valenciennes anderes übrig, als ihre Zöglinge heimzuschicken, ihre Schulen zu schließen und jenseits der belgischen Grenze in Mons ein neues Arbeitsfeld aufzubauen? Zwei Jahre lebten die Schwestern in der Verbannung. Da traf sie die Kunde, der schlimmste Revolutionär, Robespierre, habe selber den Weg seiner ungezählten Opfer gehen und unter der Guillotine enden müssen und die gemäßigtere Partei habe in Paris die Macht an sich gerissen. Da litt es die Schwestern nicht mehr in der Fremde. Die Sehnsucht nach ihren Kindern und Schulzimmern, nach ihrem Kloster und ihren alten Verhältnissen zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt wieder nach Frankreich zurück. Doch in den Köpfen der „Gemäßigten“ spukte noch soviel Religionshaß, daß den Ursulinen die Ausübung ihres Unterrichts unmöglich wurde. Ein fadenscheiniger Vorwand mußte herhalten, um eine Handhabe gegen die Schwestern zu bekommen. Es wurde ihnen zur Last gelegt, sie hätten ohne Paß die Grenze überschritten. Mutter Klothilde Paillot, die Oberin der kleinen Schar, wies darauf hin, daß sie als Oberin allein für diesen Verstoß verantwortlich sei; die Schwestern hätten nichts anderes getan als ihr gehorcht. Offen sprach sie vor dem Richter aus: „Ich weiß, daß ich sterben muß, weil ich meinem Gott, meinem König und meiner Regel treu geblieben. Aber ich sterbe nicht für die Republik, ich sterbe für den römisch-katholischen Glauben, in dem ich unterrichtet habe, weil gerade dazu unsere Genossenschaft gegründet worden ist.“ Noch war den Schwestern ein Weg in die Freiheit und ins Leben geblieben. Sie hätten nur den Eid auf die sog. Zivilkonstitution zu leisten und den Verzicht auf jede religiöse Betreuung der Jugend auszusprechen brauchen, und sie wären unbehelligt geblieben. „Niemals“ erklärten sie. „Wir sind zurückgekommen, um die Kinder im Glauben an die katholische Kirche zu unterrichten. Davon können und dürfen wir nicht abgehen.“ Mutig legte jede der Schwestern beim Namensaufruf ihr Bekenntnis ab. Feierlich erklärte eine nach der andern: „Ich bin katholische Christin; in meinem Glauben will ich sterben!“ In ihrem Gefängnisloch munterten sich die Todgeweihten gegenseitig auf, beteten gemeinsam die Sterbegebete, zeichneten sich das Kreuz auf die Stirne, umarmten sich zum letztenmal. Um die Schwestern noch mehr zu quälen, wurde die Hinrichtung nicht an allen Schwestern am gleichen Tage vollzogen. Am 17. Oktober

1794 wurden die ersten Schwestern geholt und aufs Blutgerüst geführt. Man schnitt ihnen das Haar ab und nahm ihnen die Oberkleider weg; mit dem Taschentuch bedeckten sie die bloßen Schultern. Die sonst so schüchterne Schwester M. Natalie rief beim Anblick der Todesmaschine: „Le jour de gloire est arrivé – der Tag unserer Glorie ist angebrochen“, und bezog so die bekannten Worte des Revolutionsliedes auf ihren Ehrentag. Kopf an Kopf stand der Pöbel, um dem Schauspiel zuzusehen. Beim Anblick der Schwestern verstummte das Geschrei und Gelächter und Geschimpfe. In lautlosem Schweigen stand die Menge. Über den weiten Platz klangen die festen Stimmen der Schwestern. Sie beteten das Miserere für ihre arme Seele, und sangen das Magnifikat zu Ehren Gottes. Mit dem Lobgesang der Gottesmutter auf den Lippen legten sie in wunderbarer Fassung das Haupt auf den Block.

Nicht weniger heldenmütig ging die zweite Gruppe der Ordensfrauen in den Tod. Die Erwartung der Revolutionäre, die Hinrichtung der fünf Schwestern würde die Gefangenen mürbe machen und zum Abfall bringen, hatte sich nicht erfüllt. Am 23. Oktober gingen auch die letzten sechs Ursulinen den Weg aufs Schafott. Eine Schwester wäre in ihrer Gefängniszelle beinahe vergessen worden. Voll Angst klopfte sie an die Kerkertüre und rief. Man hörte sie nicht. Weinend kniete sie auf den Steinboden nieder: „Mein Gott, willst du mich nicht? Ach, bin ich nicht würdig, die Marterkrone zu erlangen?“ Überglücklich war die Schwester, als die Kommission ihr Fehlen bemerkte und sie ihren Gefährtinnen auf dem Gang zum Tode zugesellen ließ. Unter dem Gesang des Salve Regina, der lauretanischen Litanei und des Te Deum schritten die Todgeweihten die Treppe hinauf. Immer schwächer wurde der Gesang des „Großer Gott, wir loben dich“, bis das blutige Haupt der letzten Schwester polternd aufs Brettgerüste fiel. Die Leichen der Märtyrinnen wurden auf einem Militärwagen in den neuen allgemeinen Friedhof gebracht.

Anton Claret

Es gehen viele geistige Blinde durch die Welt. Das Licht des Glaubens ist in ihren Seelen erloschen. Sünde und Leidenschaft haben alle heiligen Flammen in ihnen ausgelöscht. Nun gehen sie, ohne es zu merken, dem Abgrund zu, der zum ewigen Tode führt. Warum kommen wir diesen Blinden in ihrer Not nicht zu Hilfe? Warum mühen wir uns nicht, sie herauszuholen aus dem Strudel des Verderbens und auf sichern Weg zu führen? Sind es nicht Brüder und Schwestern, die da in die

Irre gehen? Warum reichen wir ihnen, die in Gottentfremdung und Sünde versinken, nicht die Hand zur Hilfe? Es ist ein Merkmal der Heiligen, daß sie sich nicht damit begnügten, selber den Weg der Gerechtigkeit zu gehen, sondern daß sie alles aufboten, auch ihre irrenden Mitbrüder für Christus zu gewinnen. Bei wenigen Heiligen tritt dies so scharf hervor wie bei dem Ordensstifter Anton Claret. Sein ganzes Leben war beherrscht von dem einen großen Gedanken: ich will Seelen retten!

Schon als er noch ein Kind von 5 Jahren war, kam es oft vor, daß der 1807 zu Sallent in Nordspanien geborene Gottesdiener nächtelang anstatt zu schlafen über die Ewigkeit nachgrübelte und bitter darüber weinte, daß viele Menschen so unbekümmert um ihr ewiges Heil leben und ewig verloren gehen. Dieses Mitsorgen um die bedrohten Seelen der Sünder ließ dem Knaben keine Ruhe, bis sein Vater, ein einfacher Handwerksmann, die Erlaubnis zum Studium gab und er Priester werden durfte. Im Sommer 1835 hatte er das Glück, das erste heilige Meßopfer darbringen zu dürfen. Als Pfarrverweser seines Heimatstädtchens stürzte er sich mit heiligem Eifer in die vielgestaltigen Arbeiten der Seelsorge. Aber für seine Feuerseele war dieser Wirkungskreis viel zu eng. Gab es im ganzen Lande nicht ungezählte Seelen, die zu retten und für ein christliches Leben neu zu gewinnen waren? So begann Anton Claret 1840 seine berühmt gewordenen Volksmissionen, diesen großartigen Feldzug der Glaubenserneuerung. Durch ganz Katalonien, bis hinüber zu den kanarischen Inseln, führte ihn seine apostolische Tätigkeit. Von allen Seiten strömten die Leute stundenweit herbei. Fünf- bis achtmal am Tag mußte Claret oft die Kanzel besteigen. Sein Beichtstuhl war Tag und Nacht umlagert. Eine Welle religiösen Erwachens ging durch das ganze Land, wie man sie seit den Tagen des hl. Vinzenz Ferrer nicht mehr erlebt hatte. Große Sünder und bekannte Kirchenfeinde bekehrten sich. In seiner im Gehorsam niedergeschriebenen Biographie gesteht er: „Die Liebe zum Nächsten läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe, sie drängt mich innerlich, von Ort zu Ort zu eilen, Gottes Wort zu verkünden und zu warnen: „Ach Sünder, du mein Freund, du gehst ja der Hölle zu! Halt ein, keinen Schritt weiter! Wie oft bete ich mit der hl. Katharina von Siena: Laß mich, o Herr, Höllenpforte werden, damit ich alle, die dort eintreten wollen, anhalten und warnen könne: Wohin, Unglücklicher? Kehr um! Leg eine gute Beicht ab und rette deine Seele!“

Aus dieser Sorge um die Seelen heraus begnügte sich Claret nicht mit seiner Missionstätigkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Er suchte die gnadenvolle Wirkung dieser Arbeit noch zu verstärken durch ein Leben größter Selbstverleugnung und seltenen Opfergeistes. Bedürfnislos im Essen und Trinken, kürzte er trotz seiner angestregten Missionsarbeit den nächtlichen Schlaf auf ein Mindestmaß. Bis Mitternacht betete, studierte und schrieb er und erhob sich schon in den frühesten Morgenstunden wieder zu Betrachtung und Gebet.

24. Oktober

Mit einemmal fand Clarets segensreiche Missionsarbeit ein unerwartetes Ende. Eben hatte er die „Missionsgesellschaft der Söhne vom unbefleckten Herzen Mariä“ gegründet, als er 1849 zum Erzbischof von Kuba ernannt wurde. Alle seine Versuche, die Ernennung rückgängig zu machen, waren vergeblich. Anton Claret mußte im Gehorsam das spanische Heimatland verlassen und sich nach Mittelamerika einschiffen. Trostlose Zustände traf der neue Erzbischof an. Politischer Haß und wucherische Ausbeutung hatten das Land aufgerührt und im Verein mit einer fast beispiellosen Verwilderung der Sitten religiöse Zustände geschaffen, die hoffnungslos erschienen. Überall fehlte es an Priestern. Im ganzen Erzbistum, das halb so groß war wie Spanien, wirkten nur 125 Priester. Viele Ortschaften besaßen weder Kirche noch Priester. Kein Wunder, daß es um Glaube und Sitte der Inselbewohner, die bei dem erschlaffenden Klima an sich schon sehr willensschwach waren, äußerst schlecht stand. Es gehörte ein unbegrenztes Vertrauen dazu, die Arbeit auf diesem steinigem Boden zu beginnen. Der neue Erzbischof nahm die Zuflucht zu seinem erprobten Seelsorgsmittel: er begann Volksmissionen zu halten. Wohl stieß er dabei oft genug auf die größten Schwierigkeiten. Der Sittenprediger wurde vielen unbehaglich. Sie suchten ihn durch Verleumdungen und Verdächtigungen unschädlich zu machen. Es wurden Mordanschläge auf ihn gemacht. Als er einmal nach der Predigt die Kirche verließ, drängte sich ein Mann an ihn heran, der allem Anschein nach den Hirtenring küssen wollte, in Wirklichkeit aber ein Rasiermesser zog und dem Erzbischof die Wange vom Ohr bis zum Kinn aufschlitzte. Aber solche Vorkommnisse konnten Clarets Eifer nicht brechen. Der heilige Erzbischof begnügte sich nicht mit seiner Missionstätigkeit. Er gründete Sparkassen, errichtete Ackerbau- und Handwerksschulen, rief eine Schwesterngenossenschaft zur Erziehung der Kinder ins Leben, bekämpfte den Sklavenhandel, nahm sich der Eingeborenen an gegenüber der Willkür der spanischen Behörden und bildete einen tüchtigen Priesternachwuchs heran. So kam es, daß das verrufene Kuba in der kurzen Zeit von sechs Jahren zu einem blühenden Gottesreich umgewandelt wurde.

Da wurde Anton Claret zum zweitenmal aus seiner erfolgreichen Tätigkeit herausgerissen. Die Königin Isabella II. von Spanien verlangte den berühmten Erzbischof zu ihrem Seelenführer und Beichtvater. Auf ausdrücklichen Wunsch des Heiligen Vaters Pius IX. fügte sich Claret dem Verlangen der Königin und kehrte in die spanische Heimat zurück. Auch in seiner neuen, verantwortungsvollen Stellung sah er nichts anderes, als ein Mittel, an der Rettung der Seelen zu arbeiten. Über seinen eigentlichen Amtskreis hinaus suchte sich der Erzbischof immer neue Arbeitsfelder. Er besuchte die Krankenhäuser, Gefängnisse und Wohltätigkeitsanstalten; er hielt Vorträge und Konferenzen für Ordensschwestern, Priester und Studenten und Laien aller Stände. Als einer der ersten erkannte er die Macht des gedruckten Wortes. Er gründete einen eigenen Verlag für religiöse Schriften und warf selber Flugblatt um Flugblatt unter das Volk. Packende Bücher

entflossen seiner Feder. Lebhaften Anteil nahm der Erzbischof am Vatikanischen Konzil 1869/70, wo er als überzeugter Verteidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit auftrat. Obwohl sich Erzbischof Claret geflissentlich von jeder Einmischung in die Politik fernhielt, erreichten es seine freimaurerischen Gegner doch, daß der Mann, der sein ganzes Leben im Dienste Spaniens aufgeopfert hatte, in die Verbannung gehen mußte. In einem französischen Kloster suchte der müde Greis Ruhe. Hier ereilte ihn am 24. Oktober 1870 der Tod. Die von ihm ins Leben gerufene Missionsgenossenschaft der Söhne vom unbefleckten Herzen Mariä (kurz Claretiner genannt), die auch in Deutschland Eingang fand, trägt seinen Namen und seinen Geist durch die Zeit.

Margareta Maria Alacoque

25. Oktober

(Gedenktag am 17. Oktober)

Die Herz-Jesu-Verehrung, die in unserer Zeit weiteste Verbreitung fand, bestand schon im deutschen Mittelalter. Aber es fehlte ihr damals die kirchliche Bestätigung; sie war eine rein persönliche Privatandacht. Heute ist sie eine von der Kirche bestätigte, öffentliche Andacht, mit eigener Festmesse, mit eigenen Herz-Jesu-Freitagen und einem eigenen Herz-Jesu-Monat. Daß aus der privaten Herz-Jesu-Verehrung des Mittelalters eine allgemein kirchliche Andacht wurde, ist dem wunderbaren Eingreifen Gottes zu verdanken. Gott bediente sich dazu eines schwachen Werkzeugs, einer stillen Ordensfrau aus dem Orden der Heimsuchung: der hl. Margareta Maria Alacoque.

Um die Zeit, da der 30jährige Krieg zu Ende ging, wurde Margareta Alacoque als Tochter eines königlichen Richters und Notars in dem burgundischen Dorf L'Hautecour geboren. Da der Vater schon früh starb und die Mutter sich wegen der vielen Hausarbeit nicht in wünschenswertem Maß der Erziehung ihrer fünf Kinder widmen konnte, wurde Margareta den Urbanistinnen von Charolles anvertraut. Zwei Jahre lebte das fromme Mädchen unter den Schwestern und suchte es ihnen an Eifer in den Andachtsübungen gleichzutun. Da zwang sie eine schwere Krankheit heimzukehren. Vier Jahre lang lag nun Margareta gelähmt darnieder und suchte vergeblich Hilfe bei den Ärzten, die der seltsamen Krankheit ratlos gegenüberstanden. In ihrer Not wandte sie sich vertrauensvoll an die Helferin der Kranken, die liebe Gottesmutter, und gelobte ihr, sich dem Dienste Gottes zu weihen, wenn sie wieder gesund würde. Ihr Gelübde wurde angenommen. Ein

Taumel der Freude erfaßte nach dem langen Siechtum die Geheilte. „Ich war“, so schrieb sie später über diese Zeit, „nur darauf bedacht, meine Freiheit recht zu genießen. Ich fing an, in die Welt zu gehen und mich zu schmücken, um zu gefallen, und suchte mich, soviel ich nur konnte, an Vergnügungen zu beteiligen.“ Diese, nach dem jahrelangen Stillliegen verständliche Vergnügungssucht ging aber Hand in Hand mit einer starken, hingebenden Gottesliebe. Lange Stunden konnte Margareta vor dem Tabernakel knien und mit dem Heiland im Sakrament Zweisprache halten. Von Jahr zu Jahr wuchs in dem Mädchen das Verlangen, mit ihrem Gelübde ernst zu machen und als Ordensschwester sich ganz Gott zu weihen. Erst nach schweren Kämpfen sollte ihr die Durchführung dieses Vorsatzes möglich werden. Am 25. Mai 1671 überschritt die 24jährige die Schwelle des Klosters von der Heimsuchung zu Paray le Monial, das durch Margareta so berühmt werden sollte.

Wie glücklich fühlte sich die Novizin im Dienste des Herrn! Rückhaltlos gab sie sich ihm hin, lauschte auf seine Einsprechungen und war überselig im Gefühl seiner ständigen Gegenwart. Die außergewöhnliche Frömmigkeit der Novizin, die sichtbaren Erweise göttlicher Begnadigung, ihre Visionen und Verzückungen erregten das Mißtrauen ihrer Vorgesetzten und Mitschwestern. Wiederholt verschob man die Ablegung ihrer Profeß, man redete ihr ein, daß für die Töchter der Heimsuchung solche außergewöhnliche Wege sich nicht eigneten, man mühte sich, die übernatürlichen Äußerungen in der jungen Schwester zu vernichten, man legte ihr eine Fülle beschämender Prüfungen auf. Kein Leid, keine Kränkung, keine Bitterkeit blieb der Braut und Prophetin „des mit Schmach gesättigten“ göttlichen Herzens erspart.

Fast 20 Jahre lang ging Margareta, die seit ihrer Profeß sich Margareta Maria nannte, mit dem Heiland den täglichen Kreuzweg der Verkennung und Schmach. Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten unterwarf sie sich in allem den Anordnungen, die sie der höheren Macht, unter deren mitreißenden Einfluß sie stand, entziehen sollten. Unter dem Zwiespalt der restlosen Hingabe an Jesus und des Gehorsams gegen die Oberen leidend, betete sie einmal: „Mein Herr und Meister, warum lässest du mich nicht den gewöhnlichen Weg der Schwestern gehen? Gib doch diese außergewöhnlichen Gnaden jenen auserwählten Seelen, die ihnen besser entsprechen und dich mehr verherrlichen als ich, da ich dir nur Widerstand leiste. Ich will nichts als deine Liebe und dein Kreuz. Das genügt mir, um eine gute Klosterfrau zu sein; mehr wünsche ich nicht.“ Darauf erwiderte Jesus: „Kämpfe, Tochter! Wir werden sehen, wer den Sieg davonträgt: die Stärke oder die Schwachheit, der Allmächtige oder die Ohnmacht.“ Die Erbitterung gegen die Begnadete stieg im Kloster aufs höchste, als Margareta Maria eines Tages der Schwesternschar erklärte, Gott sei über die Fehler der Schwestern erzürnt und sie selbst sei beauftragt, für die Sünden des Klosters Genugtuung zu leisten. Ein Sturm der Erregung

erhob sich in der Klostersgemeinde. Die Heilige litt unaussprechlich. „Ich kann versichern“, schreibt sie, „daß ich nie soviel gelitten habe; ja, wenn alle Leiden, die ich bis dahin erduldet und seitdem noch zu erdulden hatte, vereinigt würden und bis zu meinem Tode anhielten, so wären sie schwerlich dem zu vergleichen, was ich in jener Nacht gelitten habe. Unser Herr wollte dieses Leiden seiner elenden Magd zur Verehrung und zum Andenken an die schmerzreiche Nacht seines Leidens schenken.“

Je schmerzvoller die Verdemütigungen auf Margareta Maria herabprasselten, desto reicher überschüttete sie der Heiland mit seinen Gnaden und Tröstungen. Er offenbarte ihr die grenzenlose Liebe seines Herzens zu den Sündern und seinen Schmerz, diese Liebe so wenig erwidert zu sehen. Er zeigte ihr sogar in einer Vision sein Herz selbst, mit deutlich sichtbarer Wunde, von einer Dornenkrone umrankt und darüber ein Kreuz. Der Heiland verlangte von ihr: „Du sollst mich so oft im heiligsten Sakrament empfangen als der Gehorsam es dir gestattet. Du sollst jeden ersten Freitag im Monat die hl. Kommunion empfangen, und die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag werde ich dich an der Todesangst teilnehmen lassen, die ich am Ölberg gelitten habe.“ In der Fronleichnamsoktav 1675 zeigte der Herr ihr sein heiligstes Herz und sprach: „Sieh da, dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat, daß es sich ganz verzehrte, um ihnen seine Liebe kund zu tun. Und zum Lohn empfangen ich von den meisten nur Undank durch ihre Unehrbietigkeit und Lästerung, durch die Kälte und Verachtung, die sie mir in diesem Sakrament der Liebe bezeugen. Noch schmerzlicher aber ist es mir, daß Herzen, die mir geweiht sind, mich also behandeln. Darum verlange ich von dir, daß am ersten Freitag nach der Oktav des Fronleichnamfestes ein besonderes Fest zur Verehrung meines heiligsten Herzens eingesetzt werde. An diesem Tag soll man die heilige Kommunion empfangen und ihm gebührenden Ehrenerzatz leisten durch eine feierliche Abbitte, zur Sühne für all die Unbilden, die ihm während der Aussetzung auf den Altären widerfahren sind.“

Von nun an wurde Schwester Margareta Maria die Heroldin des göttlichen Herzens. Die Ausbreitung der Herz-Jesu-Verehrung war die große Aufgabe, für die sie bis zu ihrem Tod arbeitete, betete, litt. Die Übung der Herz-Jesu-Freitage und der „heiligen Stunde“ fand mehr und mehr Verständnis, besonders seitdem Margareta Maria in dem seligen Jesuitenpater Colombière einen warmen Förderer ihrer Bestrebungen gefunden hatte. Wie hätte aber auch eine Andacht nicht willige Aufnahme und Verbreitung finden sollen, mit der so außerordentlich reiche Verheißungen verbunden waren. Verheißungen, so groß und unbegreiflich, daß kein Mensch sie erfinden konnte. Im Auftrag Jesu verkündete Margareta Maria den Verehrern des Herzens Jesu: „Ich werde ihnen die für ihre Standespflichten nötigen Gnaden verleihen. Ich werde Frieden in ihren Familien herrschen lassen ... Ich werde auf alle ihre Unternehmungen den reichsten Segen ausgießen. Ich werde ihr

sicherer Zufluchtsort sein im Leben und vor allem in der Stunde des Todes. Die Sünder werden in meinem Herzen ein Meer der Erbarmung finden . . . Den Priestern werde ich die Gnade verleihen, selbst die verhärtetsten Sünder zu bekehren . . . Ich verspreche dir im Übermaß der Barmherzigkeit meines Herzens, daß seine allmächtige Liebe all denen, die an neun aufeinanderfolgenden Monaten je am ersten Freitag des Monats kommunizieren, an ihrem Lebensabend die Gnade der Bußfertigkeit verliehen werde. Sie werden nicht im Stande der Ungnade und nicht ohne Empfang der heiligen Sakramente sterben. Mein göttliches Herz wird ihre sichere Zufluchtsstätte im letzten Augenblicke sein."

Kurz vor ihrem Tode erlebte die Heilige noch die Freude, daß die erste Herz-Jesu-Andacht im Kloster von Paray le Monial feierlich gehalten wurde. Ihre Lebensaufgabe war erfüllt. Der Herold des göttlichen Herzens konnte nun verstummen. Am 17. Oktober 1690 holte der Heiland seine Braut zu sich, um an ihr seine großen Verheißungen zu erfüllen.

Bernward

26. Oktober

Unter den wenigen Männern, die dem 10. Jahrhundert ihr Gepräge aufdrückten, war Bernward von Hildesheim einer der tüchtigsten, sicher aber der vielseitigste. Er sorgte als Bischof für das Wohl seiner anvertrauten Herde, er hielt als Erzieher und Berater eines Kaisers die Geschicke des Reiches in seinen Händen, er stand im Kampflärm der Schlachten und führte Goldschmiedearbeiten von feinstem Geschmack und künstlerischer Vollendung aus. Sein Name wird in der Kultur- und Kunstgeschichte des deutschen Mittelalters nicht weniger ehrenvoll genannt als in der Geschichte der Kirche und des Staates.

Bernward wurde um 960 aus einem adeligen Geschlecht geboren und scheint schon früh seine Eltern verloren zu haben. Denn in seinem Leben spielt nur sein Großvater, der sächsische Pfalzgraf Athelbero, eine Rolle. Dieser übergab den hochbegabten Knaben der berühmten Hildesheimer Domschule zur Erziehung. In Thangmar, dem Leiter der Schule, fand Bernward nicht nur einen ausgezeichneten Lehrer und väterlichen Freund, sondern auch seinen späteren Biographen. Thangmar erzählt mit dem freudigen Stolz des Lehrers an seinem besten Schüler von den raschen Fortschritten, die Bernward machte und wie er bald seine Mitschüler um zehnfache überflog. Er rühmt den Scharfsinn und unermüdlichen Fleiß des Knaben.

Oft durfte der Schüler den Meister auf Ausflügen und Ritten, die er im Auftrag des Bischofs unternahm, begleiten. „Häufig brachten wir den ganzen Tag, während wir ritten, mit wissenschaftlichen Übungen zu. Bernward setzte mir oft mit scharfen, aus der innersten Tiefe der Philosophie hervorgeholten Fragen zu, und mit der größten Leichtigkeit kam sein wißbegieriger Geist meinen Bemühungen entgegen. Denn fast keine, nicht einmal die Erholungsstunde, konnte ihn der Untätigkeit beschuldigen.“ Aber nicht, als ob sich Bernward vollständig hinter den gelehrten Büchern vergraben und einseitig seinen Geist gebildet hätte. Jede Stunde, die er sich vom Studium freimachen konnte, verbrachte er in den vortrefflichen Domwerkstätten, wo man die dafür begabten Domschüler eine Art Lehrlingskurs durchmachen ließ. Lag doch noch im 10. Jahrhundert die Ausübung der Kunstfertigkeit zum großen Teil in den Händen der Geistlichen. So übte sich Bernward in der Kunst des Bücherschreibens, lernte Zeichnen und Malen und gewann eine besondere Fertigkeit Metall zu bearbeiten, Edelsteine zu schneiden und Juwelen zu fassen.

Erzbischof Willigis von Mainz spendete Bernward die Priesterweihe und empfahl der Witwe Otto II., Theophano, Bernward als Erzieher ihres unmündigen Sohnes Otto. So wurde Bernward mitten in die große Welt hineingestellt und gewann einen tiefen Einblick in das Getriebe der Politik. Sein Amt war bei dem schwierigen Charakter des jungen Kaisers nichts weniger als leicht. Es zeugt von der großen erzieherischen Fähigkeit Bernwards, wenn sein Biograph von ihm rühmen kann: „Während andere dem jungen König durch Schmeicheln zu willen waren, während selbst die Kaiserin aus Furcht, die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, zu seinen Gunsten sich weichherzig zeigte, daß sie allen Gelüsten seines Knabenalters bereitwillig zustimmte, wußte er allein mit solcher Kunst und Festigkeit sich zu benehmen, daß er durch Furcht den Knaben von Unzulässigem abhielt und doch sein Herz durch die vollste Zuneigung an sich fesselte.“ Bernward blieb bis zu Ottos Tod sein väterlicher Freund und Berater. Die Tätigkeit am Kaiserhof fand ein Ende, als Bernward 992 zum Bischof von Hildesheim erwählt wurde.

Wie ernst nahm es der neue Bischof mit seinem Amte! In den frühesten Morgenstunden erhob er sich, betete mit seinen Geistlichen die kirchlichen Tagzeiten und hielt feierlichen Morgengottesdienst. Dann ging er an die öffentlichen Geschäfte, entschied gerichtliche Streitsachen und prüfte den Stand der Armenpflege. Die folgenden Stunden galten einem Gange durch die Werkstätten der Bildhauer und Maler und Goldschmiede. Er prüfte die Arbeiten, gab den Meistern und Künstlern neue Formen an und legte ihnen Modelle und Muster von ausländischen Kunst-erzeugnissen vor. Auf seine künstlerische Tätigkeit war besonders seine Romreise im Jahre 1001 von großem Einfluß. Die Trajanssäule gab ihm die Anregung zur sog. Bernwardsäule im Hildesheimer Dom und die Türen der Kirche S. Sabina zu Rom den Grundgedanken zu den Erztüren des Domes, deren Entwurf ebenfalls von Bernwards Hand stammt. Das berühmte Bernwardkreuz hat er selbst ge-

schmiedet, ebenso die herrlichen Bernwardsleuchter. Daneben galt es Angelegenheiten der Bistumsverwaltung zu regeln oder Staats- und Reichsgeschäfte zu erledigen, wozu Bernward vom Kaiser häufig verwendet wurde. Als Reichsfürst, dem auch der weltliche Schutz der Diözese anvertraut war, suchte er durch Bauen von Burgen den räuberischen Einfällen der Normannen zu begegnen. Er war es auch, der den Hildesheimer Bischofssitz mit festen Mauern und Türmen umzog. Ein Bauwerk steht heute noch und kündigt die Größe des Baumeisters St. Bernward: die Kirche St. Michael in Hildesheim, zu der er 1001 den Grundstein legte und deren Bau 1022 so weit gediehen war, daß man vor dem Westchor einen Kreuzaltar aufstellen und Bernward die Einweihung vornehmen konnte. Die Vollendung der Kirche, die als „der einzige, ganz große Bau aus der ottonischen Epoche“ gilt, als „das erste abgeklärte Ergebnis der durch das 9. und 10. Jahrhundert gehenden langsamen Wandlung vom altchristlichen zum romanischen Stil“, sollte St. Bernward nicht mehr erleben.

In Bernward vereinigte sich in wundervoller Harmonie der Priester, der in ernstem Vollkommenheitsstreben um die Heiligkeit rang und um das Wohl der anvertrauten Seelen sorgte und bangte, der Gelehrte und Künstler, der dem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen seiner Zeit die fruchtbarsten Anregungen gab, der Oberhirte, der mit ausgezeichneter Verwaltungsgabe seine Diözese regierte, der Reichsfürst, der in Krieg und Frieden seine Pflicht gegen Kaiser und Reich auf treueste erfüllte und in mehreren Feldzügen seinen persönlichen Mut auf die Probe stellte.

Als der große Bischof, der fast stets von Kränklichkeit gequält war, seine Kräfte schwinden fühlte, zog er sich 1022 in das von ihm gegründete Michaelskloster zurück, nahm das Benediktinergewand und legte die klösterlichen Gelübde ab. In ernster Einkehr harrete Bernward im Kloster dem Tod entgegen, der am 20. November 1022 zu ihm kam. Für sein Grabmal hatte der demütige Bischof selber folgenden Vers geschrieben:

Bernward war ich voreinst, ein gebrechlicher Mensch.

Es umschließet jetzt mich der grausige Sarg, Asche nun bin ich und Staub.

Weh! Nicht war ich gewachsen der Pflicht des erhabensten Amtes,

Aber der Seele sei Ruh, singet ihr Amen dazu!

Contardo Ferrini

27. Oktober

(Gedenktag am 17. Oktober)

„Religion ist für die Dummen, Religion ist Opium fürs Volk.“ So verkünden es mit großem Stimmenaufwand die Kommunisten und Freidenker aller Färbung. Für einen aufgeschlossenen, geistig selbständigen Menschen der Gegenwart sei es vor allem unmöglich, die katholische Religion mit ihren Dogmen und Sakramenten, ihrem Papsttum und Priestertum zu vertreten.

Es gibt keine bessere Widerlegung dieser törichten Geringschätzung des Christentums und des Katholizismus als das Leben des Universitätsprofessors Contardo Ferrini. Er war ein Forscher von Weltruf, einer der angesehensten Gelehrten seines Landes und seiner Zeit, ein Mann, der den besten Gesellschaftskreisen angehörte und mitten im Leben der Gegenwart stand. Und dieser Mann fand weder eine Schwierigkeit noch eine Unmöglichkeit darin, Gelehrsamkeit und Zeitaufgeschlossenheit mit tiefster katholischer Frömmigkeit zu vereinen. Nicht Mangel an Denkfähigkeit und Geistesbildung führte ihn in die Arme Gottes und machte ihn zum treuesten Kind seiner Kirche; je tiefer er vielmehr in das Reich der Wissenschaft eindrang und die geistigen Zusammenhänge alles irdischen Geschehens aufspürte, desto lebendiger wurde sein Glaube, desto kindlicher seine Anhänglichkeit an die Kirche. Contardo Ferrini bewies durch sein Leben, daß echte Wissenschaft und aufrichtiger Forschertrieb nicht von Gott wegführen, sondern geradewegs zu ihm, dem Urheber aller Wahrheit, hinführen.

Contardo Ferrini, der 1859 in Mailand geboren wurde, hatte das Glück, in der Geborgenheit einer ausgezeichneten, frommen Familie seine Jugend zu verbringen. Er war sich zeitlebens bewußt, welch einen mächtigen Strom beglückender Gotteskraft er in seinem Vaterhaus empfangen hatte, und bewahrte deshalb bis zum Lebensende mit dankerfülltem Herzen und wahrhaft kindlicher Hingebung die Verbindung mit seinen Angehörigen.

Die herrlichen Früchte der trefflichen Erziehung zeigten sich schon in dem Schüler und Studenten Contardo. Täglich sah man ihn in der heiligen Messe; die Pausen zwischen den einzelnen Vorlesungen glaubte er am besten durch einen Besuch vor dem Allerheiligsten ausfüllen zu können. Das Gebet war ihm nicht lästige Pflicht, sondern ein innerstes Bedürfnis. „Ich könnte mir ein Leben ohne Gebet nicht vorstellen. Ein Erwachen am Morgen, ohne dem freundlichen Antlitz Gottes zu begegnen, ein Niederlegen des Hauptes, aber nicht an der Brust des Heilandes, wäre mir unbegreiflich. Ein solches Leben müßte einer finsternen Nacht gleichen, voll von Niedrigkeit und Mutlosigkeit, ausgedörrt durch einen furchtbaren Gottesfluch, unfähig, den Prüfungen standzuhalten, ohne Kenntnis der heiligen Geistesfreuden.“ Es war ganz natürlich, daß ein solches Geisteskind auch von einer ganz ungewöhnlichen Verehrung und innigen Liebe zum Heiland im Tabernakel beseelt war. Mit

welcher Andacht ging er zum Tisch des Herrn! Wie erbauten sich die Kirchenbesucher an seiner frommen Sammlung!

Dabei vermied aber Contardo Ferrini in seinem Äußern alles Auffällige. Seine Kleidung war immer tadellos, sein Verhalten höflich, sein gesellschaftliches Benehmen gewandt. Er hatte keine Spur von Absonderlichem, Weltfremdem, Schwerfälligem an sich. Nichts Schöneres wußte er zeitlebens, als die herrliche Alpenwelt zu durchstreifen und seinen Liebling, den Monte Rosa, zu besteigen. Auf seinen Bergwanderungen holte er sich die Spannkraft zu seinem angestrengten Studium. Obwohl er sich seinem Fachstudium mit größter Gewissenhaftigkeit hingab, fand er immer noch ausgiebig Zeit, um sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Um das Alte Testament in der Ursprache lesen zu können, lernte er Hebräisch. Die Briefe des hl. Paulus begleiteten ihn auf seinen Spaziergängen und Ausflügen, die „Nachfolge Christi“, die Bekenntnisse des hl. Augustinus, die Betrachtungen des Ludwig de Ponte gehörten zu seinen Lieblingsbüchern. Mit 21 Jahren machte er mit Auszeichnung das Doktorexamen und erhielt ein Stipendium für zwei Jahre Studium im Ausland. Mit Macht zog es den jungen Doktor nach Deutschland und zwar nach Berlin. Sofort schloß er sich an die katholische Gemeinde von St. Hedwig an, in deren Propst er einen trefflichen Seelenführer fand. Der junge Italiener war bald ein bekanntes Mitglied der Vinzenzkonferenzen und katholischen Studentenverbindungen. Mit lebhaftem Anteil verfolgte er den Kampf, der damals der katholischen Kirche unter dem Namen eines „Kulturkampfes“ aufgedrängt worden war. Das mutige Bekenntertum der deutschen Katholiken, ihre schönen Kirchenlieder, ihr ernster, feierlicher Gottesdienst, ihre tiefe, innerliche Frömmigkeit machten auf den Studenten unauslöschlichen Eindruck.

Die Professoren wurden auf den vielversprechenden Italiener aufmerksam. Gelehrte von Weltruf wie Mommsen und Savigny zogen ihn in ihren Freundeskreis und äußerten sich in höchster Anerkennung über sein vielseitiges Wissen, das durch Studien in Paris und Rom und an den größten Bibliotheken Europas noch vertieft wurde. Durch glückliche Entdeckungen und tiefeschürfende Forschungen war Ferrini auf dem Gebiet der römisch-byzantinischen Rechtsgeschichte der führende Kopf des Abendlandes geworden. Eine Liste seiner wissenschaftlichen Arbeiten umfaßt 214 Nummern. Ungewöhnlich groß waren seine Sprachkenntnisse. Er sprach ausgezeichnet Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Spanisch, las mit Leichtigkeit Holländisch, Hebräisch, Syrisch und verstand sogar Sanskrit. Neben seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten und Vorlesungen fand er immer noch Zeit für weitgehende Betätigung auf philosophischem, theologischem und sozialem Gebiet. Und bei all dem blieb er ein lebenswürdiger Mensch, und vor allem ein Mensch von wunderbar klarem und tiefem Leben in der Liebe Gottes. Ohne Scheu bekannte der Universitätsprofessor vor seinen Hörern und in der Öffentlichkeit seine religiöse Überzeugung. Täglich holte er sich an der Kommunion-

bank neue Kraft. Sein Beichtvater sagte nach seinem Tode unter einem Eid aus, daß Ferrini mitten in der Welt wie ein heiliger Ordensmann gelebt habe, voll des Verlangens nach der höchsten christlichen Vollkommenheit und dabei voll der Natürlichkeit und Einfachheit. Ein Freund und Wohltäter der Armen lebte er in franziskanischer Armut und verzichtete aus übernatürlichen Gründen auf Ehe und Familie.

Ein großes Opfer bedeutete es für den begeisterten Hochtouristen, als ein durch Überarbeitung aufgetretenes Herzleiden ihm das Besteigen seiner geliebten Berge unmöglich machte und er die leuchtenden Firne nur noch vom Tal aus begrüßen durfte. Im Oktober 1902 gesellte sich zum Herzleiden noch Typhus, dem Contardo Ferrini, kaum 50 Jahre alt, am 17. Oktober erlag. Unter den vielen Freunden, die den allzufrühen Heimgang des Gelehrten betrauertem, war auch der Bibliothekar an der Ambrosiana in Mailand, Achilles Ratti, Papst Pius XI. Bei den Vorverhandlungen zur Einleitung des Seligsprechungsprozesses erklärte Msg. Ratti vor dem beauftragten Advokaten des Vatikans: „Sein Glaube und seine christliche Tugend erschienen mir immer wie ein Wunder, noch dazu in seiner Stellung und in unserer heutigen Zeit.“

Judas Thaddäus

28. Oktober

Judas mit dem Beinamen Thaddäus (der Beherzte) war nach dem Bericht der Evangelisten ein „Bruder des Herrn,“ d. h. nach orientalischer Ausdrucksweise ein Verwandter Jesu. Sein Vater Kleophas (oder Alphaeus) war nach der Überlieferung ein Bruder des hl. Josef und einer der beiden Emmausjünger, denen auf ihrem Ostergang der auferstandene Heiland sich offenbarte. Seine Mutter Maria war eine Verwandte der allerseligsten Jungfrau. Sie nahm am Karfreitag innigen Anteil am Leiden ihrer Base Maria, der schmerzhaften Mutter, und stand mit ihr und mit Maria Magdalena in der Nähe des Kreuzes. „Es standen aber beim Kreuze Jesu seine Mutter und Maria, die Schwester (d. h. Verwandte) seiner Mutter, die Frau des Kleophas, und Maria Magdalena“ (Joh. 19, 25). Judas Thaddäus scheint ein stiller, versonnener Mann gewesen zu sein, der nicht gerne von sich reden machte und sich nicht nach vorn drängte. Die Evangelien wissen von ihm fast nichts zu berichten. Daß das Auge des suchenden Menschensohnes bei der Auswahl seiner Apostel gerade auf diesen unverbildeten, natürlichen Bauern und Schäfer fiel, läßt

uns ahnen, welch prächtiges treues Herz unter dem armen Bauernkittel schlug. Mit selbstverständlicher Bereitwilligkeit gehorchte Judas dem Rufe des Heilandes und folgte in treuester Hingabe dem Meister auf seinen opferreichen Wanderungen. Er riß sich los von Frau und Kind und Haus und Hof und wurde der Begleiter eines Heimatlosen, der Freund eines Ausgestoßenen, der Schüler eines Wanderpredigers.

Mit aufgeschlossenem Herzen lauschte Judas den Worten des Herrn. Mit großen Augen schaute er in die neue Welt, die sich im Beisammensein mit Jesus vor ihm auftrat. Er machte nicht viele Worte und wurde gewiß dem Herrn nicht mit Fragen lästig. Ein einzigesmal erzählt der Evangelist von einer Frage, die er an Jesus stellte. Es war die verwunderte Frage: „Herr, wie kommt es denn, daß du dich uns und nicht der Welt offenbaren willst?“ Er war felsenfest durchdrungen von der Allmacht und der Göttlichkeit Jesu. Was der wortgewandtere Petrus damals bei Caesarea Philippi feierlich aussprach: „Herr, wir wissen und glauben, daß du der verheißene Messias, der Sohn des lebendigen Gottes bist“, das war Judas aus innerster Seele gesprochen. Aber gerade deshalb, weil er von Jesu Sendung zu tiefst überzeugt war, konnte er es nicht verstehen, weshalb sich der Herr nicht vor allem Volk als gottgesandter Erlöser offenbarte und die jahrtausendalte Sehnsucht Israels erfüllte. Die stolzen Träume von einem Messias-König, der die Feinde Israels besiegen und ein machtvolles Judenreich aufrichten würde, waren auch in ihm lebendig. Sein Traum vom irdischen Messiasreich zerrann unter den seelischen Erschütterungen der Kartage, und es erwachte in dem Apostel ein heiliger Eifer, an dem Aufbau des geistigen Gottesreiches unter den Menschen mitarbeiten zu dürfen. Gestärkt und erleuchtet vom Heiligen Geist zog er nach dem Pfingstfest hinaus, um Christi Namen in die fernsten Länder zu tragen. Er soll in Syrien, Arabien und Großarmenien das Christentum verkündet haben. Mit Simon dem Eiferer, dessen Fest ebenfalls am heutigen Tag gefeiert wird, kam er um das Jahr 70 nach Persien, wo er von den Anhängern des Götzen Mithras mit einer Keule erschlagen wurde.

Judas Thaddäus hinterließ ein bleibendes Andenken in seinem Brief, der zu den sieben sog. „katholischen Briefen“ gehört. Katholisch werden diese Rundschreiben genannt, weil sie im Gegensatz zu den 14 Briefen des hl. Paulus sich nicht an eine bestimmte Gemeinde, sondern an einen allgemeinen Leserkreis wenden. Der kurze Brief des hl. Judas ist gegen die Irrlehre und sittenlosen Menschen gerichtet. In eindringlicher und bildhafter Sprache warnt der Apostel vor diesen Verführern: „Sie sind wasserlose Wolken, die vom Wind hin- und hergetrieben werden, herbstliche Bäume ohne Frucht, abgestorben und entwurzelt; wilde Meereswogen, die ihren eigenen Unrat ausschäumen, Irrlichter, denen das finstere Dunkel auf ewig aufbewahrt ist . . . Sie sind Murrköpfe, mit ihrem Schicksal unzufrieden, indes sie ihren Lüsten frönen. Ihr Mund führt hochfahrende Reden, während sie ins Gesicht

hinein aus Eigennutz schmeicheln. Sie lästern, was sie nicht verstehen . . . Ihr aber, Geliebte, gründet euch fest auf den heiligen Glauben! Betet im Heiligen Geiste, erhaltet euch in der Liebe Gottes und hofft auf die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesus Christus zum ewigen Leben.“

Kein anderer Apostel erwarb sich die Verehrung und das Vertrauen des katholischen Volkes in solch hohem Maße wie Judas Thaddäus. Zum Teil war es seine Blutsverwandtschaft mit dem Herrn, die das Vertrauen auf seine mächtige Fürbitte so sehr erstarken ließ, zum Teil liegt der Grund seiner weitverbreiteten Verehrung darin, daß der Heiland selbst in einer Vision die heilige Birgitta von Schweden einst dazu ermunterte, sich in ihren Anliegen an den heiligen Judas zu wenden. Seitdem ist Judas Thaddäus der Freund und Helfer ungezählter Menschen in besonders schwierigen Anliegen geworden.

Alfons Rodriguez

29. Oktober

(Gedenktag am 30. Oktober)

„Gewaltige stürzt er vom Thron, Niedrige erhöht er.“ Dieses Wort kann als Motto über dem Leben des heiligen Alfons Rodriguez stehen, der auf dem Wege der Demut und des Gehorsams zum Gipfel der Vollkommenheit und zur Heiligkeit gelangte.

Alfons Rodriguez kam auf dem Umweg über die Ehe zum Ordensstand. Zu Segovia in Spanien 1531 geboren, trat er nach einer frommen, durch eine innige Marienverehrung ausgezeichnete Jugend ins Geschäftsleben und gründete schon in jungen Jahren mit einer lieben Frau einen blühenden Hausstand. Einige Jahre vergingen in Glück und Liebe. Herzige Kinder wuchsen heran. Der Reichtum stieg durch glückliche Unternehmungen. Da ging es Alfons Rodriguez ähnlich wie Job. Gott prüfte seine Treue. Im Geschäft kam ein Rückschlag nach dem andern, so daß der größte Teil des Vermögens verloren ging, die Kinder wurden wie die Blumen im Herbst und sanken ins Grab, die Gattin folgte ihren toten Lieblingen in die Ewigkeit nach – verlassen und gebrochen stand Alfons Rodriguez vor den Trümmern seines Glücks.

Das schwere Leid hatte Rodriguez nicht verbittert, es öffnete ihm vielmehr das Auge für die Vergänglichkeit aller irdischen Güter. Eine heiße Sehnsucht stieg in ihm auf, Reichtümer sich zu sammeln, die weder Rost noch Motten würden verzehren können, Güter, die keine Wechselfälle des Glücks und kein Tod würden

vernichten können. Nachdem er sich mit seinem Beichtvater besprochen hatte, ging er nach Valencia und bat im Kloster der Jesuiten um Aufnahme. Dort war man wohl in einiger Verlegenheit. Was sollte man mit dem 40jährigen Mann anfangen? Um Priester zu werden, schien er doch für das langjährige Studium schon zu alt; als Laienbruder aber einzutreten, das wollte man ihm bei seinem bisherigen Stand und Ansehen nicht zumuten. Doch die Ordensobern hatten nicht mit der Demut des Kandidaten gerechnet. Alfons Rodriguez hatte ja keinen sehnlicheren Wunsch, als der letzte Laienbruder des Klosters sein zu dürfen. Wie ernst es ihm mit diesem Wunsche war, bewies sein ganzes späteres Leben — bewiesen die fast 50 Jahre, die er im Kloster Palma auf der Insel Mallorca den mühsamen Dienst des Pfortners versah. Im Gehorsam gegen die Obern und die Vorschriften der Regel übertraf er alle Mitbrüder und ging weit über das Übliche hinaus. Seine Geduld konnte durch nichts erschüttert werden, weder durch die harten Seelenkämpfe der ersten Klosterjahre noch durch die schweren körperlichen Leiden, die ihn später unaufhörlich heimsuchten und seine Gestalt mehr und mehr krümmten. Trotzdem sein Dienst an der Pforte viel Zerstreung und Ablenkung mit sich brachte, verstand er es, die innere Sammlung zu bewahren und der Außenwelt immer mehr abzusterben.

Still und demütig ging der Laienbruder seiner täglichen Arbeit nach. Die Leute von Palma verehrten den schlichten Pfortner als einen Heiligen. Sie brachten ihre Kranken zu ihm und holten in Gewissensängsten bei ihm Rat und Trost. Der einfache Laienbruder wußte in den schwierigsten Anliegen des Seelenheils besser Bescheid als die gelehrtesten Patres. Sogar der Erzbischof von Valencia und der Vizekönig von Mallorca empfahlen sich seinem Gebet und holten bei verwinkelten Fragen seinen Rat. Es kostete Bruder Alfons in seiner Demut eine große Überwindung, als die Ordensobern ihm befahlen, seine religiösen Erlebnisse, die Geheimnisse seines reichen Innenlebens aufzuzeichnen. Im Gehorsam machte er sich an die Arbeit, und so entstand sein berühmtes Werk, die „Übung der christlichen Vollkommenheit“, ein trefflicher Abriß der Aszetik. Heute noch nach drei Jahrhunderten ist dieses herzwinnende und klargestriebene Buch ein vielbegehrtes Hilfsmittel zum vollkommenen Leben.

In den letzten Lebensjahren war der Greis fast ständig ans Bett gefesselt. Am 31. Oktober 1617 brachte ihm der Tod die willkommene Erlösung.

Dorothea von Montau

30. Oktober

Das an Heiligen so spärliche Ostpreußen ist die Heimat der Gottseligen. Hier wurde sie in dem von den deutschen Ordensrittern gegründeten Dorf Montau bei Marienwerder 1347 geboren. Sie wuchs im Schoße einer wohlhabenden Bauernfamilie auf, im Kreise einer zahlreichen Geschwisterschar (ist es nicht auffallend, wieviele Heilige aus kinderreichen Familien stammen?). Früh schon entwickelte sich in Dorothea ein ungewöhnlich reiches Innenleben. Der leidende Heiland stand im Brennpunkt ihrer Gedanken und Gebete. Sie lechzte darnach, in ständigem, geistigem Verbundensein mit ihm sein Leiden zu teilen und in dankbarer Liebe es ihm tragen zu helfen. Kein Opfer schien dem heranwachsenden Mädchen groß genug, um zu diesem Ziel zu kommen. Sie legte sich die härtesten Abtötungen und Peinigungen auf. Die schmerzlichsten Qualen, die sie durch alle möglichen Bußwerkzeuge sich schuf, dünkten ihr beglückende Wonne beim Gedanken an den mißhandelten Gottessohn und seine alles Begreifen übersteigende Liebe.

Es war der Wunsch der Eltern, daß das 17jährige Mädchen dem Werben eines schon bejahrten Danziger Bürgers Folge leistete und mit ihm an den Traualtar trat. Fast drei Jahrzehnte sollte sie an der Seite dieses Mannes leben, dem sie neun Kinder gebar. Es war für die noch so jugendfrohe Frau nichts Kleines, sich in das so ganz andere Wesen des zwar gutwilligen, aber rasch aufbrausenden und etwas rauhen Mannes zu schicken. Das Kreuz von Golgotha warf freilich auch in diese Ehe seine schweren Schatten. Von den Kindern blieb nur ein einziges am Leben, ein Mädchen, das Benediktinernonne wurde und so die Eltern allein zurückließ. Gott wußte, daß er den beiden Eheleuten eine so große Prüfung zumuten durfte. Die Heimsuchungen schälten ihr Herz von aller Anhänglichkeit an irdisches Gut los und machten sie frei zum ungehinderten Dienste Gottes. Die beiden Gatten verließen ihre Heimat und unternahmen mühsame Pilgerfahrten. Nach dem Tod ihres Mannes lebte Dorothea ganz dem Dienste Gottes. Jetzt wurde sie zu jener von heißer Liebe verzehrten Gottesfreundin, deren ungewöhnliches Seelenleben das Aufsehen der Umwelt erregte — Bewunderung bei den einen, Spott bei den andern. Unverstand machte die heiligmäßige Frau zur Närrin, weil die Ausbrüche ihres reichbegnadigten Innenlebens nicht unter die übliche Schablone zu bringen waren. Es war Gottes gültige Fügung, daß Dorothea in dem gelehrten Domdekan Johannes von Marienwerder einen passenden Seelenführer fand. Dr. Johannes von Marienwerder gehörte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Johannes bekam, wie er selbst sagte, durch die Leitung Dorotheas Gelegenheit, solche „Aufschlüsse über die göttlichen Geheimnisse und das wunderbare Wirken des Heiligen Geistes in der Menschenseele zu erlangen, wie die Gelehrten sie in ihrer Schulweisheit nie gefunden haben.“ Um ja keiner Täuschung zum Opfer zu fallen, zog Johannes auch

noch den Dompropst und Doktor des kirchlichen Rechtes Rymann und seinen Bischof zu Rate. Alle Mitteilungen Dorotheas wurden aufs genaueste geprüft. Deshalb darf alles, was Johannes von Marienwerder in mehreren gelehrten Büchern über das äußere und innere Leben der Dienerin Gottes berichtet, vollste Zuverlässigkeit beanspruchen.

Dorothea unterwarf sich in allem den Weisungen ihres Seelenführers. Um ihrem glühenden Verlangen nach der sakramentalen Vereinigung mit Jesus entgegenzukommen, gestattete ihr Johannes gegen allen Brauch die tägliche Kommunion. Täglich bekannte sie ihm ihre Fehler und eröffnete ihre inneren Erfahrungen und erlebten Visionen. Einer Sitte der damaligen Zeit entsprechend bezog Dorothea mit Gutheißung ihres Seelenführers und des Bischofs eine an der Kathedrale angebaute Klausur, in die sie am 12. Mai 1393 eingeschlossen wurde. In dieser Klausur am Marienwerder Dom erlebte nun Dorothea ihre höchsten mystischen Begnadigungen. Hier erstieg sie die letzten Stufen christlicher Vollkommenheit und heiliger Liebe. Hier ergossen sich Gottes Segnungen in reichster Fülle über die weltabgestorbene Dulderin. Hier war es, wo der Herr seiner Dienerin erschien mit geöffnetem Herzen und offener Seite und sprach: „Darum habe ich dir meine geöffnete Seite und mein offenstehendes Herz gezeigt, damit du in Zukunft weißt, wo du mein Herz finden und mit den Pfeilen deiner Liebe verwunden könntest.“

Ein Strom von Segen mag von der engen Klausur am Marienwerder Dom über das deutsche Vaterland und die katholische Kirche ausgegangen sein. Galt doch alles Beten und Büßen der frommen Frau ihrer Heimat und ihrer Kirche, die damals unter dem großen abendländischen Schisma (Spaltung) aufs schwerste litt. Auch dem Menschenleid schenkte sie unermüdlich ihr sühnendes Gebet und Opfer. Wie viele gingen in ihrer Not zum Fensterchen der Klausur und holten sich hier Trost und Belehrung! Besaß doch die Heilige die Gabe, in den Menschenherzen wie in einem offenen Buch zu lesen und lag doch vieles, was gewöhnlichen Menschen in Gegenwart und Zukunft verborgen war, unverschleiert vor ihren Augen.

Ohne vorausgehende Krankheit, nur verzehrt von ihrer unstillbaren Sehnsucht nach Vereinigung mit ihrem Herrn und Gott schloß sie am 25. Juni 1394 die Augen für die Zeitlichkeit. Bereits nach zehn Jahren wurde auf Bitten des Volkes und auf die Anträge der preußischen Bischöfe und Hochmeister des deutschen Ritterordens der Heiligensprechungsprozeß eröffnet.

St. Wolfgang

31. Oktober

Über Heimat und Elternhaus des Heiligen streiten sich die Geschichtsforscher. Sicher ist, daß er einem alten schwäbischen Geschlecht entstammte. Seine Jugendzeit verbrachte er im Kloster Reichenau. In der weitberühmten Klosterschule, aus der die höchsten Beamten des Reiches und eine große Zahl von bedeutenden Kirchenfürsten hervorgingen, erhielt Wolfgang die umfassende Ausbildung, durch die er später glänzte. Gottes Vorsehung führte dem schwäbischen Grafensohn in Heinrich von Babenberg einen Freund zu, gleich edel an Herz und Geist wie an Abkunft. Heinrichs älterer Bruder Poppo war kaiserlicher Erzkanzler und Bischof von Würzburg. Dieser Bischof hatte seine Stiftschule durch Heranziehung ausgezeichneter Lehrer so gehoben, daß ihr Ruf die Schüler von weither nach Würzburg lockte. Kein Wunder, daß auch der junge Heinrich sich von dieser Musterschule seines Bruders angezogen fühlte. Wolfgang konnte dem Drängen seines Freundes, ihn zu begleiten, nicht widerstehen. So verließen die beiden um 950 Reichenau und wanderten der alten Mainstadt zu.

Seine gediegene Ausbildung, sein angeborener Scharfsinn und unermüdlicher Eifer hoben Wolfgang bald über alle übrigen Schüler hinaus. Doch er hatte das Unglück, in dem berühmten Italiener Stefan einen Lehrmeister zu haben, bei dem die Größe der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt hielt mit der Größe des Herzens. Das Licht der Weisheit, das mit solch hellem Glanz aus dem jungen Schwaben brach, weckte in Meister Stefan die Eifersucht. Es war ihm unerträglich zu sehen, wie der Schüler über den Lehrer hinauszuwachsen drohte. Mit allen Mitteln, deren die hinterlistige Eifersucht fähig ist, suchte er Wolfgang in den Schatten zu drücken, und als alles nichts half, ging er in seiner kleinlichen Gehässigkeit so weit, daß er dem gefürchteten Nebenbuhler den Besuch der Vorlesungen untersagte. Mit Schrecken sah Wolfgang, wie Wissensdünkel den Menschen erniedrigen kann und wie trotz aller weltlichen Gelehrsamkeit das Herz ein Spielball häßlicher Leidenschaften bleiben kann. Entschlossen wandte er sich vom Studium der weltlichen Wissenschaften ab und vertiefte sich umso eifriger in die Gotteswissenschaft. Der junge Heilige fühlte sich zurückgestoßen von allem, was vergänglich war. Schon wollte er sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen, um ungeteilt Gott und dem Ewigen zu dienen, da zog Heinrich, der auf den Bischofsstuhl von Trier berufen wurde, den Widerstrebenden mit an die Mosel, damit er seine großen Fähigkeiten im öffentlichen Dienst der Kirche verwerte.

Als Bischof Heinrich unerwartet früh vom Bischofsstuhl zum Richterstuhl Gottes gerufen wurde, hielt es Wolfgang nicht mehr in Trier. Er reiste in die Heimat, um den Eltern den unerschütterlichen Plan Mönch zu werden, mitzuteilen. Alle Überredungskünste boten die Eltern auf, aber für Wolfgang gab es kein Wanken

mehr. Er hatte sich bereits seine künftige Heimat erwählt: das Kloster Mariä Einsiedeln. Der Augsburger Bischof St. Ulrich, der ein häufiger Gast in Einsiedeln Mauern war, wurde auf den hochbegabten Novizen aufmerksam und weihte ihn zum Priester. Vielleicht war es der Einfluß des hl. Ulrich, der den jungen Mönch bestimmte, die willkommene Stille des Klosters zu verlassen und als Missionar nach Ungarn zu ziehen. Groß war die Mühsal, die Wolfgang auf dieser Missionsfahrt auf sich nehmen mußte. Der Erfolg seiner aufopfernden Tätigkeit war gering. Ungarn war damals noch nicht reif zur Gottesernte.

Der Ungarnmissionar sollte nicht mehr in sein Kloster zurückkehren. Der Passauer Bischof Pilgrim machte Kaiser Otto II. auf den tatkräftigen Arbeiter in Gottes Weinberg aufmerksam und schlug vor, Wolfgang im Jahre 972 auf den verwaisten Bischofsstuhl von Regensburg zu erheben.

Wenn auch die neue Würde keineswegs dem Sinn des hl. Wolfgang entsprach, so setzte er doch seine ganze Kraft ein, um sein Amt recht zu verwalten. Mit Nachdruck und Eifer arbeitete Wolfgang an der Schaffung eines tadellosen, sittenreinen Priesterstandes und an der Hebung der da und dort gesunkenen Klosterzucht. Da er nach damaligem Brauch als Bischof zugleich weltlicher Herrscher war, konnte es nicht ausbleiben, daß er in die politischen Händel seiner Zeit verwickelt wurde. Große Sorge bereitete dem Bischof der Streit, der zwischen Kaiser Otto und dem zanksüchtigen Herzog Heinrich von Bayern entbrannt war. Um sein Bistum nicht in diese unseligen Streitigkeiten zu verwickeln, und das Land vor den Greueln des Krieges zu bewahren, verließ Wolfgang heimlich Regensburg und verbarg sich in der Bergeinsamkeit, damit er zu keiner Parteinahme gezwungen werde.

Weder Kaiser noch Herzog nahmen dem Heiligen seine Flucht übel. Otto II. bewies dem Regensburger Bischof wiederholt seine kaiserliche Gunst, und Herzog Heinrich erwählte den Heiligen zum Erzieher seiner Kinder, unter denen der spätere Kaiser Heinrich war.

Auf einer Reise nach Österreich überfiel den greisen Bischof eine tödliche Krankheit. In der Kirche zu Popping (zwischen Passau und Linz) ließ sich Wolfgang die hl. Sterbesakramente reichen. Als die Umgebung des Sterbenden das Volk, das herbeigeeilt war, um den heiligen Bischof zu sehen, zurückdrängen wollte, sprach St. Wolfgang: „Laßt alle herein, die mich sehen wollen! Wir sind nun einmal sterbliche Menschen, sterben ist keine Schande. Wir müssen dem Tode den schuldigen Tribut zahlen, da Jesus Christus, der dem Tode nichts schuldig war, sich nicht schämte, am Kreuze nackt und bloß für das Heil der Welt zu sterben. Es mag daher jeder an meinem Tode schauen, was er in seinem eigenen zu erwarten und zu fürchten hat. Möge Gott mir armen Sünder gnädig sein bei meinem Tode, ebenso einem jeden, der meinen Tod mit Furcht und Zittern betrachtet.“

Das waren seine letzten Worte. Als Held wußte er zu sterben wie er als Held gelebt hatte. Der 31. Oktober 994 wurde sein Geburtstag für den Himmel.

Johann Baptist Stöger

1. November

Wenn Demut das untrüglichste Zeichen wahrer Heiligkeit ist, dann gehört der Redemptoristenbruder Johann Baptist Stöger ganz gewiß zu den auserwählten Dienern Gottes. Denn über seinem ganzen Leben liegt in gewinnender Anmut der Zauber ehrlichster, unübertrefflicher Demut.

Johann Stöger ist ein österreichisches Bauernkind. In Enzersfelden bei Wien wurde er am 24. Oktober 1810 geboren und erhielt als herrlichstes Wiegegengeschenk von Gott echt katholische, tieffromme Eltern. Der geistig regsame Junge hätte aus Sehnsucht nach dem Priestertume gerne studiert. Der Vater war jedoch für diesen Plan nicht zu gewinnen. In seiner Frömmigkeit hatte er übertriebene Sorge, Johann möchte in den höheren Schulen durch die meist unkirchlichen Lehrer den Glauben und durch verdorbene Kameraden die Sittsamkeit verlieren. Er setzte dem Bitten seines Sohnes ein unbeugsames Nein entgegen. Was blieb Johann anderes übrig, als sich dem Willen des Vaters zu beugen, auch wenn der Verzicht ihm noch so schwer fiel? Doch sollte es auch mit dem Besuch höherer Schulen nichts werden, so wollte er wenigstens sich selbst weiterbilden, soviel es ihm möglich war. Jeden freien Augenblick, bis in die Nacht hinein, saß er nun über den Büchern. Er arbeitete sich in die Geheimnisse der lateinischen Sprache ein, er erwarb sich umfassende Kenntnisse in der Geschichte, er las mit Aufmerksamkeit die Legenden der Heiligen. Dabei vernachlässigte er aber keineswegs die Arbeiten in Hof und Stall und Feld. Der Vater, der wohl ahnte, welches Opfer er seinem Sohne mit dem Verzicht auf das Studium auferlegt hatte, sparte nicht mit Anerkennung und suchte ihm sein Opfer zu erleichtern. Er machte ihm kleine Freuden, kaufte ihm ein paar stattliche Pferde zur Feldarbeit und suchte all seinen Wünschen entgegenzukommen. Dankbar nahm Johann diese Aufmerksamkeiten des Vaters an. Aber es war eine seltsame Unruhe in ihm. Er hatte das Gefühl, nicht auf dem Posten zu stehen, auf den ihn Gott berufen hatte.

So zauderte er nicht lange, als ein Kapuzinerbruder, der im Herbst 1835 in Enzersfeld für sein Kloster Lebensmittel sammelte, dem Fünfundzwanzigjährigen riet, Redemptorist zu werden. Johann Stöger sah in dem Rat des Kapuziners den Ruf Gottes und bat bei der Kongregation um Aufnahme. Am 2. Januar 1836 wurde er als Laienkandidat aufgenommen und erhielt im Kloster Eggenbach am 19. März 1837 das Ordenskleid und den Namen Bruder Baptist. Bis zu seinem Tode, 44 Jahre lang, sollte ihm nun Eggenbach zur Heimat werden. Seine Mitarbeiter erbauten sich an der innigen Andacht, der tiefen Demut, der unermüdlichen Arbeitsamkeit des Bruders Baptist, dem das Amt des Gärtners übertragen worden war, ein Amt, das dem früheren Bauernjungen so recht entsprach. Das ungewöhnliche Tugendleben des Bruders Baptist erregte Aufsehen. In allen Klöstern der Provinz sprach man

von dem heiligmäßigen Bruder Gärtner in Eggenbach. Nur er selber hielt sich in seiner Demut für ein unnützes Glied der Klostergemeinde. „Ich bin der Niemand“, das war sein Lieblingswort. Wenn er in der Legende von den heldenhaften Opfern der Heiligen las oder Erzählungen aus dem Leben großer Gottesmänner hörte, schlug er in Demut an die Brust und seufzte: „Das war eine große Seele! Ich aber bin der Niemand.“ Immer stellte er sich bescheiden in den Hintergrund. Der erste war er nur, wenn es galt, eine unangenehme Arbeit zu tun oder ein Opfer zu bringen. Der erste war er jeden Morgen beim Aufstehen. Er hatte sich zum Amte des Aufweckers angeboten und versah diesen Dienst bis in die Tage seiner letzten Krankheit. Schon stundenlang, ehe er die Mitbrüder zum Morgengebet weckte, kniete er in der Kapelle und betrachtete und betete den Kreuzweg. Mochte er im Winter vor Kälte erstarren oder im Sommer von Schlaf und Ermüdung fast überwältigt werden, er verzichtete nicht auf seine Morgenstunden vor dem Tabernakel. Ohne Frühstück ging er täglich nach den langen Gebetsstunden des Morgens an seine anstrengende Gartenarbeit, höchstens daß er später, als die körperliche Schwäche überhand nahm, aus dem Abfallkübel sich eine verdorbene Kartoffel oder ein hart gewordenes, schimmeliges Stück Brot herausuchte.

Wenn man Bruder Baptist bei seiner Arbeit im Garten zusah, und hörte, wie er sein Schaffen mit frommen Liedern begleitete, hätte man ihn für den glücklichsten Menschen halten können. Und doch hatte er nach dem Willen Gottes, der seine Tugend erproben wollte, schwere seelische Leiden und harte Kämpfe zu bestehen. Immer wieder wurde er von so heftigen Versuchungen gegen die Hoffnung gequält, daß ihn manche Nacht der Kampf gegen die auftauchende Verzweiflung weit mehr erschöpfte als die Anstrengungen des Tages. Wie oft kam er morgens ganz ermattet und zermalmt, als wäre er die ganze Nacht auf der Folterbank gelegen, zu seinem Beichtvater und sagte: „Heute nacht habe ich wieder meine Schläge bekommen.“ Je heftiger die Versuchungen wurden, desto enger umschlang er in innigem Gebet seinen Gott.

Zu den inneren Heimsuchungen kamen körperliche Leiden. Es bildeten sich böseartige Geschwüre an seinem Leibe, die so lästig und schmerzhaft waren, daß er Tag und Nacht in einem Stuhl sitzen mußte. Die Qualen waren so groß, daß er trotz seiner heldenhaften Selbstbeherrschung oft vor Übermaß der Schmerzen laut aufschrie. Nun war er so recht der „Bruder Niemand“ geworden. In Wirklichkeit freilich war es gerade dieser Bruder Niemand, der durch sein Opferleben die reichsten Gnadenschätze auf die ganze Kongregation herabzog. Mit Recht sagte P. Rektor Hayker: „Dieser Bruder rettet durch sein Gebet mehr Seelen als all unsere Patres durch ihre Arbeiten.“

Der 3. November 1883 brachte dem 73jährigen Greis den längst verdienten ewigen Feierabend. 1900 wurden die Gebeine des vom Volke als heilig verehrten Bruders aus dem Klosterfriedhof in die Redemptoristenkapelle von Eggenbach übertragen.

Pirmin

2. November

(Gedenktag am 3. November)

Heimat und Geburtsort des Heiligen sind in Dunkel gehüllt. Es ist durch die Geschichtswissenschaft noch nicht aufgeklärt, ob Pirmin von England aus ins Frankenreich hinüber kam, oder ob er aus dem westgotischen Spanien gebürtig war. Er erscheint zuerst in der Gegend von Lothringen, wo er als Wanderbischof, d. h. als Bischof ohne bestimmten Sitz, den weit zerstreuten Gemeinden seine Sorge zuwandte, sie im Glauben befestigte oder ihnen den Glauben erst brachte. Von dem hohen Ansehen, dessen sich Pirmin erfreute, spricht das Zeugnis des durch seine Wissenschaft so berühmten Abtes Trithemius: „Pirmin war ein wegen seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit bewunderungswürdiger Diener Gottes.“ In einer Urkunde des Königs Theodorich II. vom Jahre 727 erscheint der Heilige als „Bischof von Melden“, dem heutigen Meldesheim in der Pfalz. Mehrere Missionsstationen in der Pfalz verdanken dem Seeleneifer des jungen Bischofs ihre Entstehung. Die „Klosterwiese“ und der „Klosterbrunnen“ in Pirmasens erinnern heute noch an eine Klostergründung des Heiligen.

Ein reicher Grundherr aus der Bodenseegegend namens Sintlaz, der schon viel Rühmliches von dem segensreichen Wirken Pirmins gehört hatte, wohnte eines Tages einer Predigt des Heiligen bei. Ganz hingerissen von der Kraft der Predigt rief er aus: „O daß doch auch wir in Alemannien solch einen Mann hätten!“ Er schilderte dem Heiligen, wie im Bodenseeland die Gottesverehrung nachlasse und wie mit der Abschüttlung der fränkischen Oberherrschaft auch der von den Franken übernommene Christenglaube vielfach abgeschüttelt werde. So anschaulich und ernst wußte er die religiöse Not seiner Heimat zu schildern, daß Pirmin sich entschloß, Sintlaz nach Alemannien zu folgen. Nachdem er sich in Rom bei Papst Gregor II. apostolische Vollmacht für seine Missionsarbeit geholt hatte, wanderte Pirmin rheinaufwärts und schlug zunächst sein Standquartier in Psungen, unterhalb Winterthur auf. Mit großem Eifer und Erfolg verkündete er hier das Wort Gottes, rüttelte die gleichgültigen Christen auf und gewann zahlreiche Heiden für die Taufe. Da er jedoch mit heiligem Ernst den herrschenden Lastern zu Leibe ging und in unnachgiebiger Strenge die große Sittenlosigkeit auszurotten suchte, flammte der Haß einflußreicher Wüstlinge gegen den unbequemen Prediger auf und sie ruhten nicht, bis das von ihnen aufgehetzte Volk den Heiligen zur Flucht zwang.

Sintlaz lud den flüchtigen Missionar zu sich an den Untersee ein und schenkte ihm eine Insel unterhalb Konstanz, damit er auf ihr ein Kloster gründen könnte. Pirmin wußte ja wohl, daß seine Arbeit nur dann Bestand haben würde, wenn er als Stützpunkt des Glaubens Klöster gründete. Die Insel schien dazu trefflich zu passen. Die Einheimischen warnten zwar den Heiligen vor dem Betreten des Eilandes. Wimmelte es doch auf ihr von giftigen Schlangen und greulichem Ge-

würm, so daß bisher niemand gewagt hatte, sich häuslich auf ihr niederzulassen. Doch dies konnte den Missionar nicht abschrecken. Im Vertrauen auf den Herrn, der den ersten Glaubensboten Macht gab, über Skorpionen und alles teuflische Gewürm zu wandeln, stieg er entschlossen in den Fischerkahn, der ihn mit kräftigen Ruderschlägen zur Insel führte. „Als nun der Diener Gottes Pirmin“, berichtet die Lebensbeschreibung des Heiligen, „die Insel betrat, geschah es auf Gottes Wink, daß all jenes vielgestaltige, absonderliche und schreckhafte Gewürm von der einen Seite der Insel nach der andern hinüberkroch und sich in die Brandung stürzte. Und noch drei Tage und drei Nächte lang war die ganze Seeoberfläche von einer erstaunlichen Unzahl des wilden Schlangengezüchtes bedeckt. Dann ließ Pirmin die Dornen und das Unkraut, das nutzlose Buschwerk und Gesträuch abhauen, rodete mit eigener Hand und mit Hilfe anderer die Insel aus und machte sie zu einem lieblichen Gefilde. Darauf baute er dem lebendigen und wahren Gott ein schönes Kirchlein und daneben für sich und seine Jünger ein trautes Klösterlein. Seitdem der Diener Gottes Pirmin jenen Ort betreten hatte, ward die Luft dort gesund, das Wasser trinkbar, der Boden fruchtbar.“ So ward das wilde Eiland zur reichen Gottesau, zur Insel Reichenau.

Drei Jahre weilte Pirmin in der Reichenau. Das Kloster erblühte zu einer herrlichen Pflanzschule der Bildung und Tugend, aus der eine große Anzahl von bedeutenden Bischöfen und Kirchenfürsten hervorging. Auftauchende Schwierigkeiten mit dem Schwabenherzog Theobald veranlaßten Pirmin, für das Kloster einen Abt aufzustellen und sich wieder seinem ersten Arbeitsfeld in Elsaß-Lothringen zuzuwenden. Er besuchte die Klöster, die er vor Jahren gegründet hatte und erneuerte die gesunkene Zucht und den erschlafte Geist. Als der Bayernherzog Odilo daranging, nach der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse durch Bonifatius eine Reihe von Klöstern zu gründen, wußte er niemand, der ihm dabei besser mit Rat und Tat hätte zur Hand gehen können als Pirmin. Der Heilige folgte dem Rufe und leistete erfolgreiche Mithilfe bei der Errichtung der Klöster Ober- und Niederaltaich, Pfaffenmünster, Mondsee, Bischofsheim, Kitzingen und anderer.

Schon alt und erschöpft an Kräften folgte Pirmin der Einladung des rheinfränkischen Fürsten Werinher. Der abgearbeitete Wanderbischof nahm den Weg in den Bliesgau und vollzog dort seine letzte Stiftung: er gründete die Benediktinerabtei Hornbach. Hier hatte der greise Missionar die Freude, den Besuch des großen Apostels der Deutschen zu empfangen. An der gleichen, großen Aufgabe arbeitend hatten sich die beiden Glaubensboten noch nicht persönlich kennengelernt. Mit um so innigerer Freude begrüßte jetzt Pirmin den weitberühmten Missionar, den Baumeister der deutschen Kirche, und verlebte einige Tage reichsten Glückes im Gespräch mit ihm. Wie verklärendes Abendrot liegt das frohe Erlebnis dieser Begegnung über dem Lebensabend des Heiligen. Am 3. November 753 erlosch sein verdienstreiches Leben.

Was St. Pirmin einst dem neubekehrten Alemannenvolk predigte, wird auch heute noch von den christlichen Kanzeln verkündet: „Eilen wir denn, Brüder, eilen wir, unser Leben zu bessern! Haben wir schlecht und gegen Gottes Gebot gehandelt, so wollen wir das beweinen. Bessern wir uns und sündigen wir fürder nicht weiter. Bewahren wir unser Gewissen in gutem Willen und rechten Gedanken, in heiligen Worten und frommen Werken! Dazu ver helfe und geleite uns unser Herr Jesus Christus, der mit dem Vater und dem Heiligen Geist lebt und regiert, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Hubert

3. November

Jeder Schlag des Herzens bringt uns näher dem Tod, näher der Verantwortung vor dem unbestechlichen, heiligen Gott. Jeden Tag begegnen uns Spuren der Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber viele sehen und hören nichts davon. Sie stürzen sich in alle Genüsse, die das Leben zu bieten vermag, und gehen mit geschlossenen Augen an den vielen Mahnmalen vorüber, die der Tod an allen Wegen aufstellt. Schlafend taumeln sie ewigem Verderben entgegen, wenn nicht ein gütiger Anruf Gottes sie aus ihrem Traumwandel aufschreckt und ihnen die Augen öffnet, so wie es einst bei St. Hubertus geschah. Der war ganz und gar weltlichen Vergnügungen verfallen und frönte im Übermaß der Jagdleidenschaft. Es heißt von ihm:

Hubertus ritt mit Speer und Hund, zu jagen Hirsch und Reh,
Die Wälder aus, die Wälder ein, zum spiegelblanken See.

Als er eines Tages wieder die Wälder nach edler Beute durchstreifte, blieb der Hirsch, den seine Rüden im Dickicht aufspürten, ruhig stehen, ohne vor dem drohenden Pfeil des Jägers zu fliehen. Schon legte Hubertus, zitternd vor Jagdleidenschaft an, da entsank ihm der Bogen. Der Hirsch trug zwischen seinem Geweih ein leuchtendes Kreuz. Bestürzt sah der Jäger auf die seltsame Erscheinung. Da rief ihn eine Stimme an: „Wenn du dich nicht ernstlich zum Herrn bekehrst, wirst du ewig verloren gehen!“ Hubertus war erschüttert. Er riß sich los von den zerstreuten Vergnügungen der Welt und kehrte sich mit ganzer Seele zu Gott.

Hubertus beugt sich vor dem Herrn, sein Jagen ist gestillt,
Die Ewigkeit, die Ewigkeit ist nun sein einzig Wild.
Ein Jäger Gottes ward er da, geehrt im Himmelreich.
Drum, fromme Jäger, ruft ihn an, er betet dort für euch.

Wer hätte diese Legende noch nicht gelesen oder von Künstlerhand dargestellt gesehen? Sie ist mit dem Leben des heiligen Hubert unzertrennlich verbunden, auch wenn die Erscheinung des kreuztragenden Hirsches in der gleichen Weise in der Eustachlegende wiederkehrt und sich als eine sog. Wanderlegende erweist, die von Land zu Land ihren Weg machte und sich bald mit diesem, bald mit jenem Heiligenleben verband.

Hubert (Hugobert) war der älteste Sohn des Herzogs Bertrand von Toulouse und lebte in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Als junger Mensch kam er an den Hof Theoderichs III. von Burgund, der ihm hohes Vertrauen schenkte und ihn zum Pfalzgrafen erhob. Ein heimtückisches Ränkespiel eifersüchtiger Gegner wußte Huberts Einfluß am königlichen Hof zu brechen und ihn zur Flucht zu zwingen. Bei seinem Vetter Pipin von Heristal, dem mächtigen Beherrscher des Frankenreiches, fand er Aufnahme und erhielt nach glücklicher Waffenhilfe von Pipin die Würde des obersten Palastbeamten. Mit der Grafentochter Floribana aus Löwen verlebte Hubert ein kurzes Eheglück. Schon bei der Geburt des ersten Kindes erlosch das Leben der jungen Frau. Unsäglich litt Hubert unter dem Tod seines lieben Weibes. Bisher hatte er sich um Tod und Ewigkeit wenig Gedanken gemacht. Jetzt aber, an der Bahre seiner Frau, kam die große Wendung seines Lebens. Die Schamheit der Erdenfreuden stand mit erschreckender Deutlichkeit vor seiner Seele. Es reute ihn die Zeit, die er bis zum heutigen Tag auf vergänglichem Tand verwendet hatte. Mit einem raschen Entschluß legte er seine Ämter nieder, teilte sein Vermögen unter die Kirche und die Armen, verzichtete auf sein Herzogtum und begann in stiller Zurückgezogenheit ein Leben ernster Buße. Bischof Lambert von Maastricht lernte den jungen Grafen schätzen und weihte ihn zum Priester. Heilige Sehnsucht trieb Hubert nach Rom zu den Gräbern der Apostelfürsten. Während er in der ewigen Stadt die denkwürdigen Stätten besuchte, traf ihn die Nachricht vom Tode seines väterlichen Freundes, des Bischofs Lambert. Papst Sergius, der auf die hohen Geistesgaben und die Tugenden des schlichten Pilgers aufmerksam geworden war, ernannte Hubert 708 zum Nachfolger des ermordeten Bischofs. Die Legende weiß, daß nur durch eine von unsichtbarer Hand ihm umgelegte bischöfliche Stola Huberts Widerstand gebrochen wurde und er zur Annahme des verantwortungsvollen Amtes bewogen werden konnte.

Lambert hatte einen würdigen Nachfolger erhalten. Mit ganzer Kraft widmete sich Hubert seinem Bischofsamte. Die Ardennenwälder, in denen er früher so gerne gejagt hatte, wurden nun der Schauplatz seiner angestregten Missionsarbeit. Von weit und breit strömte das christliche Volk herbei, um sich an den Worten und dem Beispiel des Bischofs für ein gottgefälliges Leben zu begeistern. Den königlichen Hof Amberloux, den er von Pipin zum Geschenk erhalten hatte, wandelte er in ein Kloster um und gestaltete ihn zum Mittelpunkt der Ardennenseelsorge. Die Reliquien seines bischöflichen Lehrers übertrug er an die Stelle, an der Lambert

den Tod gefunden hatte. Er erbaute eine Basilika über ihnen und verlegte auch seinen Bischofssitz hierher. So wurde der Grundstein gelegt zu der heutigen belgischen Stadt Lüttich. Gegen Ende seines Lebens konnte Bischof Hubert mit Freude feststellen, daß die letzten Reste heidnischen Götzendienstes in seinem Gebiet verschwunden waren. So konnte er in Ruhe die Augen schließen, als 727 der Tod ihn auf seinem Landgut nach kurzer Krankheit hinwegraffte. Über seinem Grab erhob sich das Kloster St. Hubert in den Ardennen, aus dem sich im Laufe der Jahrhunderte das heutige Städtchen St. Hubert entwickelte.

Karl Borromäus

4. November

Auf dem Kastell der Borromäer zu Arona am Lago Maggiore wurde Karl 1538 geboren. Fromme Eltern behüteten seine Jugend. Vergeblich suchten die Sendlinge der Lutheraner und Zwinglianer, die in diesen Jahren verstohlen ihre Flugschriften über die Alpen schmuggelten, den Grafen Gilbert Borromeo für die neue Lehre zu gewinnen. Karls Vater stand treu zum alten Glauben. Knieend verrichtete er mit seiner Familie das Morgen- und Abendgebet, jeden Sonntag ging er zur heiligen Kommunion, mit eigener Hand trug er Brot und Fleisch zu den Armen.

Mit 14 Jahren bezog Karl die Universität in Pavia, wo er inmitten der zechenden und liebeblenden Studenten nach dem Zeugnis seines alten Biographen „fromm und anständig“ lebte. Überanstrengung zwang ihn wiederholt, das Studium zu unterbrechen und auf den Landgütern seines Vaters Erholung zu suchen. Mit 21 Jahren legte er mit Auszeichnung das juristische Doktorexamen ab. Als sein Lehrer Alciato ihm in der Universitätsaula den Doktorhut übergab, rief er aus: „Karl wird große Dinge tun und einst in der Kirche glänzen wie ein Stern!“ Wenige Monate, nachdem Karl seine akademischen Studien beendet hatte, bestieg der Bruder seiner Mutter, Kardinal Angelo Medici, als Pius IV. den Stuhl Petri. Es dauerte nicht lange, und der päpstliche Onkel rief den begabten Neffen nach Rom und überhäufte ihn mit Ämtern und Würden. Nach kurzer Zeit war der 22jährige schon Kardinal und Staatssekretär des Papstes, Großpoenitentiar, Kardinalprotektor mehrerer Orden, Verwalter des Bistums Mailand. Es steht einzig in der Kirchengeschichte da, daß ein 22jähriger, der noch nicht einmal zum Priester geweiht war, der eigentliche Träger des Kirchenregimentes und seiner Amtsstellung nach die einflußreichste Person in der katholischen Christenheit war. Durch Karls Hand ging der gesamte

Briefwechsel mit Königen und Bischöfen, sein Wort galt soviel wie das Siegel des Papstes. Mit Sorge verfolgten ernste Kreise diese Anhäufung von Macht und Einfluß in den Händen eines noch so jungen Mannes. Aber ihre Befürchtungen erwiesen sich als unnötig. „Sobald Karl die Leitung der Geschäfte übernahm, zeigte er sich voll vollendeter und vornehmer Gesinnung“ (Ranke, Geschichte der Päpste). Die größte Aufmerksamkeit widmete er dem Konzil von Trient, das in jenen Jahren zu einer neuen Sitzung einberufen und mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt wurde. Durch die Förderung der Konzilsangelegenheiten erwarb sich Karl die bedeutendsten Verdienste um die Kirche. Seinem Einfluß ist es vor allem zu verdanken, daß der Papst allen Konzilsbeschlüssen die Bestätigung erteilte und ihre Durchführung in der Kirche anordnete. Nicht minderes Verdienst erwarb sich Karl durch seinen Anteil an der Herausgabe des römischen Katechismus, des neuen Meßbuches und Breviers und der für amtlich erklärten lateinischen Bibel, der sogenannten Vulgata.

Die hohen Ehren, die auf ihn gehäuft waren, die großen Reichtümer, die ihm zuflossen, vermochten den jugendlichen Kardinal weder zum Lebensgenuß noch zum Hochmut zu verleiten. Obwohl er Zerstreungen liebte, gern Schach und Billard spielte und auf die Jagd ging, blieb er den Vergnügungen der damaligen hohen Gesellschaft fern. Sein persönliches Leben am päpstlichen Hof war makellos.

Im November 1562 starb Karls Bruder Federigo Borromeo unerwartet rasch. Der plötzliche Tod des geliebten Bruders, der als Generalkapitän der Kirche Hand in Hand mit Karl gearbeitet hatte, traf den Kardinalstaatssekretär mit erschütternder Gewalt. Die Nichtigkeit alles rein irdischen Strebens trat in so hellem Lichte ihm vor Augen, daß er entschlossen war, mit dem letzten Rest weltlichen Sinnes bei sich aufzuräumen. Hätte der Erzbischof von Braga ihn nicht umgestimmt, so hätte er sofort alle seine Ämter niedergelegt und sich in den strengen Orden der Kamaldulenser zurückgezogen. Um allen Versuchen, die ihn bestimmen wollten, die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen und durch eine Heirat das Geschlecht der Borromäer weiterzupflanzen, die Spitze abzubrechen, ließ er sich zum Priester weihen. Noch strenger als bisher regelte er nun sein Leben. Der große Hofstaat, den er bisher noch unterhalten hatte, wurde stark vermindert. Dem Gebete widmete er noch mehr Stunden als bisher. Im geheimen unterzog er sich den schwersten Bußübungen. Wie durch ein Wunder hielten Borromeos geringe Körperkräfte diesen harten Abtötungen und diesem ruhelosen Arbeits- und Studieneifer stand. Der anfängliche Unmut, der über Karls „kopfhängerisches Gebaren“ in römischen Kreisen herrschte, wich bald der Bewunderung. Im Jahre 1563 schreibt ein Gesandter: „Das Leben des Kardinals Borromeo ist das unschuldigste und völlig fleckenlos. Er gibt durch seine religiöse Haltung ein Beispiel, wie man kein besseres wünschen kann. Sein musterhafter Wandel muß ihm umso mehr zum Lob ange-rechnet werden, da er in der Blüte der Jahre steht, vielvermögender Nepote des

Papstes und reich ist und an einem Hofe lebt, wo es ihm an Gelegenheiten zu Vergnügungen aller Art nicht fehlen würde... Seine Religiosität ist so groß, daß man mit Fug sagen kann, er nütze durch sein Beispiel dem römischen Hof mehr als alle Konzilsbeschlüsse.“

Im Jahre 1566 machte sich Karl in Rom frei und zog nach Mailand, um seine Diözese persönlich zu verwalten. Die Zustände, die der Erzbischof antraf, waren denkbar traurige. Seit 80 Jahren hatte Mailand keinen Bischof mehr gesehen. Die Kirchen waren verwahrlost und der Tummelplatz für Katzen und Hunde; auf dem Land wurden sie vielfach von den Bauern als Schuppen für ihre Ackergerätschaften oder als Dreschtenne und Tanzboden benützt. Die Priester hatten ihre Amtspflichten vielfach vergessen und waren wenig gebildet. Für fromm wurde angesehen, wer einmal im Jahre die Sakramente empfing; für unterrichtet, wer das Vaterunser und die zehn Gebote hersagen konnte. Das unwissende Volk war sittenlos und von Irrlehren angesteckt. Das Fasten- und Abstinenzgebot beobachtete niemand in Mailand. Das Eigentum der Kirche wurde ohne Scheu geraubt. Die unbesetzten Pfarrhäuser und Bischofsresidenzen wurden vom Volk ausgeplündert und verwüstet. Ein Bischof des Erzbistums Mailand fand bei seinem Amtsantritt seinen Palast so verwüstet vor, daß selbst die Fensterläden gestohlen waren; in den Höfen des Palastes aber hatte sich eine solche Fülle von Unrat und Gerümpel aller Art aufgehäuft, daß man, um einigermaßen Ordnung herzustellen, mehr als 100 Wagen Schutt abfahren mußte. So war das Ackerland beschaffen, das Karl Borromäus betreuen mußte! Es gehörte wirklich die Geduld und Weisheit eines Heiligen und die reiche Erfahrung eines Kirchenfürsten dazu, solche Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem suchte er die religiöse Unwissenheit des Volkes zu beheben. Unermüdlich bestieg er selber jeden Sonn- und Feiertag, im Advent und in der Fastenzeit noch viel öfter, die Kanzel. Große Sorgfalt verwendete der Erzbischof auf die Heranbildung eines tüchtigen Klerus. Er war der erste Bischof, der nach den Beschlüssen des Konzils von Trient Diözesanseminarien für den jungen Priesternachwuchs einrichtete. Aus ganz Italien wußte er die besten Geistlichen heranzuziehen und zu Mitarbeitern in seiner Erzdiözese zu gewinnen, so daß sein heiliger Freund Philipp Neri ihm scherzhaft zurief: Du Dieb! Du Dieb! In den Klöstern erneuerte er die alte Zucht und ließ sich durch keine noch so heftige Gegenwehr davon abschrecken. Auf beschwerlichen Fahrten, die ihn bis weit hinein in die Schweiz führten, visitierte er die religiösen Zustände der einzelnen Gemeinden. Auf zahlreichen Synoden wurden die Maßnahmen beraten, die geeignet waren, das kirchliche Leben aus der Erstarrung zu wecken. Die Kapuziner, Theatiner und Jesuiten unterstützten den Heiligen bei seinen Reformarbeiten und halfen ihm durch Abhaltung von Missionen und Exerzitien. Der fortwährenden Mühe gelang es, das Angesicht der Diözese vollständig zu erneuern. Ein Zeitgenosse berichtet, daß einige Jahre, nachdem Karl seine Tätigkeit in Mailand aufgenommen hatte, die siebenjährigen Kinder mehr

von der Religion verstanden als bei seinem Einzug die gereiften Männer und Greise. Und diese Erfolge erzielte der Heilige, trotzdem er ständig gegen Trotz und Verstocktheit, gegen Unwissenheit und Verleumdung zu kämpfen hatte.

Karl war ein Bischof der Armen. Arm wie sie lebte er bei Wasser und Brot und trockenem Gemüse, schlief ein paar Stunden auf einem harten Strohsack, trug abgenützte Kleider. Während der Hungersnot des Jahres 1569 speiste er täglich gegen 3000. Der ärmste Bettler seiner Diözese lebte notgedrungen nicht mäßiger und härter als es der Oberhirte aus freier Liebe zu Gott und den Menschen tat. Alles schenkte er her, so daß er manchmal nicht einmal mehr für sich und seine Hausgenossen die dringendsten Bedürfnisse des nächsten Tages bestreiten konnte. Nicht selten wurde er wie durch ein Wunder durch fremdes Wohltun aus der Verlegenheit befreit. Sein christlicher Heldenmut übertraf sich selbst in den Pesttagen des Jahres 1576. Damals als die weltlichen Behörden flohen, blieb der Bischof zurück und wurde zum rettenden Engel der Kranken und Sterbenden. Entschlossen ergriff er die Zügel der kirchlichen und staatlichen Verwaltung, hielt die Ordnung in der Stadt aufrecht, rief seine Priester zum freiwilligen Krankendienst auf und ging selber von Tür zu Tür, um den Sterbenden in ihrer letzten Stunde beizustehen. Er baute in aller Eile sechs neue Spitäler, organisierte die Lebensmittelversorgung und die Abwehr der Ansteckungsgefahr. Seine Betten gab er für die Kranken her, seine Vorhänge, Teppiche, Mäntel, alles verwendete er zum Bekleiden der Armen. Selbst die Tapetenstoffe riß er von den Wänden seines Palastes. Seine Möbel, seine Kardinalskleider, sein Tafelsilber, alles verkaufte er für die Armen. Täglich machte der Erzbischof an der Spitze einer betenden Volksmasse mit nackten Füßen, einen Strick um den Hals und ein schweres Kreuz in den Armen, eine Bußprozession durch die Pestviertel. Zehn Monate lang lebte Karl Borromäus nur von Wasser und Brot. Wenn er durch die Straßen schritt, wurde eine Stange zur Warnung vor ihm hergetragen, weil er wegen seines ständigen Umgangs mit den Verseuchten im höchsten Grade pestverdächtig erschien.

Diese Liebestat während der Notzeit vergaß ihm das Volk nie. Mit rührender Anhänglichkeit war es künftig seinem Bischof ergeben, und die Trauer war namenlos, als Karl an den Folgen eines heftigen Fiebers am 3. November 1584, erst 47 Jahre alt, starb. Das Volk drängte sich in solchen Massen zur Bahre des toten Erzbischofs, daß Menschen in dem Gedränge erdrückt wurden. „Seufzend und stöhnend vor Schmerz“, wie ein Zeitgenosse berichtet, nahm das Volk Abschied von dem Heiligen, der in einem grauen Bußkleid im Sarge lag, arm im Tode, wie er arm gewesen war im Leben, nahm Abschied von dem Kardinal und Erzbischof, von dem man mit Recht am Grabe sagte, er habe am großen Reichtum seiner Familie nicht mehr Anteil gehabt als ein Haushund: Brot, Wasser und ein Strohlager.

Josef Pörner

5. November

(Gedenktag am 6. November)

Es war in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts. Da lag der Medizinstudent Josef Pörner in einem Wiener Krankenhaus und rang mit dem Tode. Eine schwere, in einem studentischen Zweikampf erlittene Verwundung hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht. Bedauernd sahen die Ärzte und Schwestern auf den jungen Kranken, um dessen Leben sie sich vergebens zu bemühen schienen. Doch gegen alle Befürchtungen ging die Gefahr vorüber. Die tiefe Wunde heilte und der Student genas – genas in diesen Wochen des Krankseins nicht bloß am Leibe, sondern auch an der Seele.

Nicht daß Josef Pörner ungläubig und sittenlos gewesen wäre. Aber sein heißes Blut hatte ihm seit früher Jugend viel zu schaffen gemacht. Schon als kleiner Schulkunde war er von den Kameraden als der gefährlichste Raufer der Schule gefürchtet. Es gab nicht leicht Händel und Streitigkeiten, an denen Pörner nicht beteiligt gewesen wäre. Oft genug nahm er einen Anlauf zur Besserung. Aber immer wieder ging das stürmische Blut mit ihm durch. Als Student der Medizin bezog er die Universität. In den Vorlesungssälen tauchte sein Gesicht selten auf, umso öfter sah man ihn dafür auf Kneipen und bei Kommerssen, umso gefürchteter war er auf dem Fichtboden. Wenige verstanden den Schläger so gewandt und fest zu führen wie er. Er machte sich wenig Sorge um sein Studium und kümmerte sich nicht im geringsten um die Zukunft. Flott lebte er in den Tag hinein – bis der Finger Gottes bei ihm anklopfte. Wegen einer Nichtigkeit hatte Pörner einen Bundesbruder zur schweren Mensur gefordert. Er bekam es mit einem gewandten Gegner zu tun. Ein Schlägerhieb spaltete seinen Schädel bis auf den Knochen. Diese Wochen aber, da er verzweifelt mit dem Tode rang, wurden zur seelischen Heilung. Als ein anderer verließ er das Krankenlager. Der Pauksäbel, die Fechthandschuhe, der Maßkrug, die Tanzkarten, sie flogen in die Ecke. Die ganze Begeisterung seiner kampfesfrohen Seele schenkte er nun der Enthaltensamkeit, der Erneuerungsbewegung, der gefährdeten Jugend und dem leidenden Volk.

Rasch brachte er nun sein Studium zum glänzenden Abschluß. Im Jahre 1901 wurde er an der Wiener Universität zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert. Als Assistenzarzt am Elisabethspital widmete er seine ganze Sorge den Kranken. Vor allem aber zog ihn sein gütiges Herz zu den Kindern. Er warf sich mit ganzer Hingebung auf das Studium der Kinderheilkunde und wurde bald Leiter der Abteilung für Kinderheilkunde an der Wiener Poliklinik. Unermüdlich erweiterte er sein medizinisches Wissen und Können. So legte er 1905 „mit ausgezeichnetem Erfolg“ die für Amtsärzte vorgeschriebene Prüfung ab und erhielt im gleichen Jahr die Anstellung als städtischer Amtsarzt im 2. Wiener Gemeindebezirk. Es war ein verrufener Stadtteil, der zu Pörners Amtsbereich gehörte: das Viertel der Dirnen

und Zuhälter, der Gestrandeten und Verkommenen. In den dumpfen Löchern der engen, schmutzigen Gassen hausten oft zehn und noch mehr Menschen. Männer, Weiber, Kinder wahllos durcheinander. Männer, denen das Messer locker im Gurte stak. Weiber, die um Groschen käuflich waren, Kinder, denen das Wissen um das Böse aus den Augen grinste. Unter diesen Menschen, die doch alle so arm waren, so bedauernswert, arbeitete Dr. Pörner als Apostel der Liebe. Wie bald flog ihm das Vertrauen dieser irrgeliteten Menschen zu! Ihm klagte das feile Mädchen das tiefe Leid der Schande und Not, ihm erschloß der verstockte Verbrecher sein Herz. Und Bruder Gottfried — so hieß Dr. Pörner als Terziar — nahm sie auf, hörte sie gütig an und oft genug gelang es ihm, sie wieder auf die rechte Bahn zurückzubringen.

Der ausbrechende Krieg von 1914 brachte für Pörner neue, gewaltige Aufgaben. Die von Typhus und Ruhr bedrohte Stadt legte ihr Wohl und Wehe vertrauensvoll in seine Hände. Wenn die alte Kaiserstadt in der schweren Kriegszeit, bei all dem Hunger und den Entbehrungen, bei all den Seuchen, welche Flüchtlinge aus dem Osten einschleppten, von größerem Unheil verschont geblieben ist, so dankt sie dies zum größten Teil den entschiedenen Maßnahmen Pörners. Es wurde ihm freilich schlecht gelohnt. Als durch den Umsturz die Sozialdemokraten die Herrschaft an sich gerissen hatten, wurde der „katholische“ Pörner mehr und mehr in den Hintergrund geschoben und aus führenden Stellen auf unbedeutende Posten gedrängt.

Um so tatkräftiger nahm nun Dr. Pörner an allen Fragen des katholischen Lebens teil. Er wurde unter den Katholiken Wiens eine der bekanntesten Gestalten. Bei allen Unternehmungen der katholischen Aktion war er dabei, beratend und führend. Er gründete die St. Lukasgilde katholischer Ärzte. Er wirkte tatkräftig im „katholischen Kreuzbündnis“ und beim „Weißen Kreuz“ gegen Trunksucht und Dirnentum. In der Hauskrankenpflege, in der Jugend- und Kinderbewegung, in der Caritas, in der Trinkerfürsorge leistete er fast Übermenschliches. Rastlos bemühte er sich um gescheiterte Existenzen, zerbrochene Ehen, ruinierte Familien, verzweifelte Arbeitslose, gestrandete Lebensmüde, Arme und Kranke jeder Art.

Bei keiner größeren religiösen Veranstaltung fehlte Dr. Pörner. Er kannte keine Menschenfurcht. Er unterbrach jede Konferenz und Sitzung und hielt bei großen Versammlungen in seiner Rede inne, wenn es die Zeit des Gebetläutens war. Mit dem Rosenkranz in der Hand nahm er an Wallfahrten teil und erbaute alle Teilnehmer durch sein andächtiges Gebet. Jeden Morgen war er Gast am Abendmahls-tisch des Herrn. In der Klosterkirche der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung, wo in der ersten Samstagnacht eines jeden Monats Anbetung gehalten wird, sah man ihn, schon schwer krank, noch in seinem Todesmonat die ganze Nacht im Gebet versunken vor dem Allerheiligsten knien. Den Tag verbrachte er in unablässiger Gebetsverbindung mit Gott. Oft konnte man ihn Stoßgebete sprechen hören. Er verstand es in vollendeter Meisterschaft, Gebet und Tätigkeit miteinander zu verschmelzen.

Dieses Geschlossene, Ganze, jeder Halbheit Fremde, war es, was ihm besonders die Herzen der Jugend gewann. Die Jugend, die nach Taten stürmt und drängt, die bekenntnisfroh und opfermutig vorwärtstreibt, fand in Bruder Gottfried ihren Mann. Wie geschickt wußte Dr. Pörner die Jugend oft nur durch ein frisches Scherzwort, für die Ideale der Enthaltensamkeit im Trinken und Rauchen zu gewinnen!

Was Pörners Wirksamkeit so fruchtbar machte, war dies, daß hinter seinen Mahnungen und Reden immer die eigene Tat stand. Er scheute sich nicht, auf der Straße alten Mütterchen den Handwagen zu ziehen, Lasten abzunehmen, Kohlenwagen, die steckengeblieben waren, in die Speichen zu fassen. Er gab armen Leuten das Fahrgeld für die Straßenbahn und ging dafür selber seinen Weg zu Fuß. Er gönnte sich keine Erleichterung, damit er umso freigebiger Arme unterstützen konnte. Zum Mittagessen nahm er, wenn er sich überhaupt Zeit zum Essen nahm, in einem kleinen Volkskaffeehaus eine Schale Milch und eine Semmel. Sonst aß er noch etwas Obst. Für Kleidererneuerung blieb ihm kein Geld, ja zuletzt hatte er nicht einmal mehr eine eigene Wohnung. Er wohnte in einer kleinen Kammer, die zu den Vereinslokalen des Kreuzbundes gehörte. Seine Tätigkeit war durch ein schweres Leiden gehemmt. Jahrelang litt er an qualvollen Gallensteinkoliken. Ohne Murren und Klagen erduldet er die Schmerzen und stürzte sich vom Krankenbett immer wieder, ohne sich Schonung zu gönnen, in die Arbeit. Schwerer als an diesem körperlichen Leiden trug Dr. Pörner sicher an dem seelischen Kreuz, das ihm aufgebürdet war. Der Mann, der zeitlebens soviel für die Familie arbeitete und kämpfte, mußte einsam durchs Leben gehen. Seine Frau verstand ihn nicht und nahm an seiner ausgedehnten Fürsorgetätigkeit Anstoß. Sie weigerte sich, seinen Weg der Caritas und des tatkräftigen Christentums mitzugehen. So blieb er allein. Ohne Groll sah er, wie die Gattin sich von ihm löste. Aufopferungsvoll sorgte er bis zuletzt für sie und ihre Angehörigen. Es war eine Fügung des Himmels, daß er schließlich sterbend doch noch mit seiner Frau unter einem Dache wohnte. Er hatte sie im November 1933, da sie nach einer Operation todkrank im Spital der Franziskanerinnen lag, besucht und war auf dem Weggang von einem solch heftigen Kolikanfall überrascht worden, daß er in das Krankenhaus zurückgebracht werden mußte. Eine Entzündung der Gallenblase war schon so weit vorgeschritten, daß eine Hilfe nicht mehr möglich war. Am 6. November starb er den Tod eines Heiligen. Ergreifend erzählt der Seelsorger, der ihm die hl. Sterbesakramente spendete, wie der Todgeweihte noch ein letztesmal das Glaubensbekenntnis betete. „Nie hörte ich aus einem Menschenmund ein solches Credo. Es war ein Credo, in dem Zeit und Ewigkeit miteinander verschmolzen. Wie der Schlußstein am ganzen Lebensgebäude kam es mir vor. Jedes Wort war ein Akt tiefsten Glaubens. Jeder Satz erschien mir wie ein Stück aus dem Felsen, auf dem der Herr seine Kirche erbaute. Wie oft mag Dr. Pörner im Leben seine Seele mit einem solchen Credo am Morgen für den Kampf des Tages gestärkt haben!“

Er lebte am Hof Chlodwigs I. und stand beim König in hohem Ansehen. Irdische Ehren und einflußreiche Ämter standen ihm in Aussicht. Aber Gott rief ihn zu einer anderen Aufgabe. Durch den heiligen Remigius lernte Leonhard (Lienhard) die christliche Religion kennen und empfing die Taufe. Eine innere Stimme sagte ihm, daß der Aufenthalt am königlichen Hoflager mit all dem derben Treiben und der wüsten Sinnenslust, der Ränkesucht und Habgier der Tugend gefährlich sei. Kostete es ihm auch einen schmerzlichen Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit, er gehorchte dem Rufe Gottes. Er ließ das ritterliche Waffenhandwerk und gab sich ernstem Studium hin. Es dauerte nicht lange, so konnte Bischof Remigius Leonhard zum Priester weihen. Mit solcher Beredsamkeit und Überzeugungskraft verkündete der junge Priester nun das Evangelium vom Christkönig, daß viele heidnische Franken das Bad der Wiedergeburt beehrten. Als sein Ruhm wuchs, zumal wunderbare Krankenheilungen den Eindruck seiner Predigt verstärkten, und er spürte, daß der König sich mit dem Gedanken trug, ihm einen Bischofsitz zu übertragen, verließ er die Stadt Reims und zog sich in das nahe bei Orleans gelegene Kloster Micy zurück, wo er unter dem heiligen Abt Maximin die Ordensgelübde ablegte. Unter der ausgezeichneten Leitung dieses Meisters erkämpfte sich der junge Mönch mit den Waffen strenger Abtötung, tiefer Demut und beharrlichen Gebetseifers eine hohe Stufe der Gottesliebe. Aber noch hatte Leonhard nicht seine bleibende Heimat gefunden. Als Abt Maximin gestorben war, verließ er das Kloster, um als Einsiedler in vollkommener Abgeschiedenheit ganz der Liebe Gottes und der Fürbitte für die Kirche zu leben. In einer Waldwildnis nahe der Stadt Limoges ließ er sich nieder und erbaute eine Zelle. Fern von allen Menschen lebte hier Leonhard dem Gebet und der Betrachtung, harter Abtötung und tapferem Kampf gegen die Lockungen des Fleisches, der Welt und der Hölle. Mehrere Jahre gingen so dahin. Da trieb ihn sein Seeleneifer an, den Leuten der Umgegend das Wort Gottes zu verkünden. Manche von den Bekehrten wünschten seine Lebensweise nachzuahmen und gingen mit ihm in seine Einsiedelei. So entstand nach und nach ein Kloster, das später unter dem Namen St. Leonhard von Noblac zu hohem Ansehen kam. Das Kloster erhielt von Theodebert, dem König von Austrasien, ein großes Stück Land und Waldung geschenkt zum Dank dafür, daß Leonhard mit seinem Gebet die Königin geheilt hatte, die ohne den Heiligen ein Opfer ihrer Mutterpflicht geworden wäre. Bald entstand auf dem geschenkten Grund eine Kirche zu Ehren der lieben Gottesmutter. Viele Pilger kamen von nah und fern nach Noblac, um beim hl. Abt Rat und Trost zu holen. Seine besondere Liebe schenkte Leonhard den Gefangenen. Er scheute nicht die weitesten Wege, um Eingekerkerte aufzusuchen, ihnen Vertrauen zuzusprechen und ihre verstockten Herzen zu erweichen.

Keine größere Freude gab es für ihn, als wenn es ihm gelang, beim König die Befreiung eines Gefangenen zu erreichen. Wie väterlich mahnte er solche Freigelassene: „Brüder, ihr seid nun frei von den Ketten des Leibes; macht euch jetzt durch aufrichtige Reue auch los von den Ketten der Seele, von euren Sünden, damit euch der gerechte Gott einst nicht in den Kerker der Hölle werfen muß!“ Wegen dieser Fürsorge für die Eingekerkerten gilt Leonhard als Patron der Gefangenen und wird oft mit einer zerbrochenen Kette in der Hand abgebildet. Lange Jahre leitete Leonhard seine Klostersgemeinde auf dem Weg zur Vollkommenheit. Um das Jahr 559 ging er hochbetagt, reich an Verdiensten, zur ewigen Belohnung in den Himmel.

Vom Frankenreich aus drang die Verehrung des heiligen Einsiedlers bald weithin. Zahlreiche Gotteshäuser sind ihm geweiht; mehrere Orte tragen seinen Namen. Um die in Freiheit gesetzten Gefangenen vor Müßiggang und Rückfall zu schützen, hatte Leonhard ihnen Teile des Waldes zur Rodung und Bebauung angewiesen und auf diese Weise bäuerliche Siedlungen geschaffen, die der Hebung der heimischen Landwirtschaft sehr zugute kamen. So wurde St. Leonhard der Patron der Landleute, ihres Handels und Wandels, ihrer Messen und Märkte. Weil er nach alter Einsiedlerart besonders bei Viehkrankheiten und Seuchen ein gütiger Helfer war, wurde er vor allem als Viehpatron verehrt, als Schützer der Haustiere, in erster Linie der Pferde. Die „Leonhardiritte“ haben sich in Süddeutschland bis zum heutigen Tag erhalten.

Heidnische Formen des Pferdekultes sind von der Kirche in diesen Leonhardiritten ins Christliche umgebogen worden. Wie eine kluge Mutter ihrem Kind das einfältige Spiel nicht verbietet, sondern diesem einen rechten Sinn und eine vernünftige Bedeutung gibt, so hat auch die Kirche Festbräuche und Sitten, mit denen das Volk von altersher verwachsen war, nicht einfach abgeschafft, sondern den heidnischen Bräuchen eine christliche Deutung unterlegt. Sollten durch die germanischen Sonnwendumritte die bösen Geister vertrieben werden, so erlebte man jetzt bei den Leonhardifahrten den Segen des wahren Gottes über Haus und Hof, über Feld und Vieh, und erkannte so in Demut die Herrschaft Gottes über alle Geschöpfe an. In den Weihegebeten aber spricht die Kirche die Mahnung der Selbstheiligung aus, daß wir unser Leben rein und Gott wohlgefällig gestalten sollen, wenn wir den Schutz des Himmels für unsere lebende und tote Habe erhalten wollen.

Bei St. Engelbert gerät der Legendenschreiber in einige Verlegenheit. Da steht er vor einem Heiligen, der aus dem üblichen Format herausfällt, der so gar nichts mit einem Heiligen im herkömmlichen Sinne gemein hat. In sein Leben schlagen die rauschenden Wogen der hohen Politik herein und spülen viel weltliches Getriebe und Gezänke an den Strand. Er war ein Meister der Organisation und Verwaltung, ein Fürst, der keinem andern Edelmann an Tapferkeit und Waffenkunst nachstand und der sich auf seinem Streitroß behaglicher fühlte als auf dem Thron der Kölner Erzbischöfe. Seine Tage waren mit Regierungsgeschäften so gefüllt, daß ihm wenig Zeit für Übungen des Gebetes übrig blieb, für Betrachten und Predigen, für Fasten und Kasteien. Und doch steht auch Engelberts Name zu Recht im Heiligenbuch unserer Kirche. Mag viel irdischer Staub seinem Kleide anhaften, sein Opfertod in treuer Pflichterfüllung spülte all diesen Staub hinweg mit dem roten Herzblut des Martyriums.

Es waren verworrene Zeitläufte, in die Engelbert, der Sohn des Grafen Norbert von Berg und der Margarete von Geldern, hineingeboren wurde. Als er 1185 das Licht der Welt erblickte, stand Deutschland unter der Herrschaft des Staufenkaisers Friedrich Barbarossa in hoher Blüte. Als er der Sitte gemäß als nachgeborener Grafensohn die Kölner Domschule besuchte, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten, regierte Heinrich VI., dessen Macht von Sizilien bis England reichte. Der plötzliche Tod Heinrichs stürzte Deutschland in einen zwanzig Jahre langen, unheilvollen Bürgerkrieg, durch den die Erzdiözese Köln besonders hart mitgenommen wurde. Kein Wunder, daß es den Studenten Engelbert nicht in der stillen Büchertube litt. Die politischen Wirren zogen ihn ganz in ihren Bann. Sein Vetter, der Erzbischof Adolph, verstand es, den unerfahrenen Studenten für seine zweifelhafte Politik zu gewinnen. In jugendlichem Überschwang verfocht Engelbert die Politik seines hohen Vetters mit der blanken Waffe in den Straßen Kölns und verteidigte sie mit trotziger Jungenleidenschaft selbst gegen den Papst. So kam das Unausbleibliche: als Erzbischof Adolph gebannt wurde, traf auch den jungen Engelbert der Kirchenbann.

Ein exkommunizierter Heiliger! Um Engelbert gerecht zu beurteilen, darf man ihn nicht von seiner Zeit loslösen. Die Jahre des Bürgerkriegs hatten die Ansichten verwirrt und die Sitten, nicht nur des Volkes, sondern auch des Klerus verwildert. Engelbert war sich mit seinen zwanzig Jahren über die Tragweite der Kirchenstrafe kaum klar. Der allzu rasche Aufstieg zu geistlichen Würden mag sein Selbstbewußtsein ungebührlich gesteigert haben. Mit 14 Jahren wurde Engelbert bereits Propst von St. Georg in Köln, mit 18 Jahren errang er die Würde eines Dompropstes, obwohl er noch nicht einmal die Subdiakonatsweihe empfangen hatte.

Wenn der junge Dompropst anfangs auch übermütig dem Kirchenbanne trotzte, so wurde doch die schwere Kirchenstrafe Anlaß seiner Bekehrung. Je mehr das heiße Blut der ungestümen Jugend verrauschte, desto schärfer sah er das Verkehrte seines Vorgehens ein. Er litt unter den Irrtümern und Tollheiten seiner Jugendjahre und scheute weder große Vermögensopfer noch harte Kirchenbuße, um sich von dem Banne zu reinigen. Die Prüfungszeit hatte Engelbert vom unreifen Jüngling zum zielbewußten, charakterfesten Manne gemacht. In strenger Selbstzucht und jahrelanger harter Arbeit an sich selbst, war aus dem Saulus ein Paulus geworden. Als ein neuer Mensch erschien er der Welt, als er nach einigen Jahren stiller Zurückgezogenheit wieder an die Öffentlichkeit trat. So kam es nicht überraschend, daß bei einer neuen Bischofswahl alle Blicke sich auf den Dompropst Engelbert richteten, der mittlerweile 30 Jahre alt geworden war. Unter freudiger Zustimmung des Papstes wurde Engelbert zum Erzbischof von Köln, zum mächtigsten Kirchenfürsten Deutschlands, gewählt.

Mit der Würde wuchsen auch die Fähigkeiten und Tugenden Engelberts. Seine Klugheit in der Verwaltung und sein scharfes Urteil in kirchlichen Fragen erregten Bewunderung. Seine strenge Rechtlichkeit und unbegrenzte Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen des Volkes. Für die Erneuerung des religiösen Lebens in seiner Diözese trug er große Sorge durch Berufung von Ordensleuten und Hebung des Priesterstandes.

Als ob die Last, die auf den Schultern des Kölner Erzbischofs lag, noch nicht drückend genug gewesen wäre, lud ihm Kaiser Friedrich II. noch eine weit größere und verantwortungsvollere auf: da er selber mit Vorliebe sich einem genießerischen Leben auf Sizilien hingab, ließ er seinen jugendlichen Sohn Heinrich zum König wählen und ernannte Erzbischof Engelbert zum Vormund des Königs und zum Reichsverweser. Ungeheuer war der Aufgabenkreis, der nun auf Engelbert lastete. Unsägliche Mühe kostete es, im aufgewühlten deutschen Lande wieder Frieden und Ordnung herzustellen.

Ein einziger Makel haftet dem Charakterbild des Erzbischofs und Reichsverwesers an: das ist die große Begünstigung der eigenen Verwandten. Aber gerade dieser Fehler sollte ihm zum Verhängnis werden. Friedrich von Isenburg, ein Vetter des Heiligen, hatte als Vogt des Essener Damenstiftes wiederholt die größten Ungerechtigkeiten und Gewalttaten gegen das seinem Schutze anvertraute Kloster begangen. Engelbert zögerte allzulange, den unbotmäßigen Vetter zur Rechenschaft zu ziehen. Statt ihn seines Amtes zu entsetzen, bot er ihm sogar aus seinem eigenen Vermögen eine beträchtliche Summe an, wenn er die Erpressungen und Räubereien künftig unterließe. Aber Friedrich kümmerte sich weder um Bitten noch um Warnungen. Als er merkte, daß der Erzbischof Ernst machen und ihn seiner Vogtei entsetzen würde, schmiedete er Mordpläne. Es wurde ihm nicht schwer, Helfershelfer zu seiner dunklen Tat zu gewinnen. Um Engelbert in Sicherheit zu

wiegen, ging er scheinbar auf die Vermittlungsvorschläge des Erzbischofs ein. Der Heilige ließ sich betören und schenkte Warnungen vor einer geplanten Mordtat keinen Glauben. Um aber auf alles gerüstet zu sein, legte er beim Bischof Konrad eine Lebensbeichte ab und betete: „So mag nun Gottes Wille an mir geschehen!“ Der Heilige nahm es bei dieser Rückschau über sein Leben so ernst, daß sich ein Strom von Reuetränen aus seinen Augen ergoß. Von Soest aus zog Engelbert nach Schwelm, um dort eine Kirche einzuweihen. In einem Hohlweg am Gevelsberg sah sich das kleine Gefolge des Erzbischofs plötzlich von einem Trupp bewaffneter Reiter unter Anführung Friedrichs von Isenburg umzingelt. Todesmutig wehrte sich der Erzbischof gegen die von allen Seiten auf ihn einhauende und stechende Übermacht. 47 schwere Wunden zählte man später an seiner Leiche, die auf einem Düngerwagen nach dem Kloster Altenberg geschafft und dort von den Mönchen aufgebahrt wurde.

Im Kampfe für Recht und Gerechtigkeit, als Opfer seiner Hirtenpflicht hatte Erzbischof Engelbert sein Leben verloren. Mag er in der Jugend gefehlt haben, mag manches an ihm unvollkommen gewesen sein — das Blut aus den 47 Wunden hat es gewaschen. Sein letztes Gebet im Sterben: „Herr, verzeihe ihnen!“ war der Sieg eines Helden und Heiligen.

P. Rupert Mayer

8. November
(Todestag am 1. November)

Es gibt kaum eine Grabstätte im Bayernland, vielleicht sogar in Deutschland, die von so vielen dankbaren und vertrauenden Menschen besucht wird wie die Gruft in der Unterkirche der Münchner Bürgersaalkirche. Man hört von rund 2000 Menschen — zu einem erheblichen Teil Männer und Jungmänner —, die Tag für Tag sich aus dem Menschenstrom, der die Münchner Hauptverkehrsstraße durchflutet, lösen und durch die offene Türe des Bürgersaals treten, um das Grab des unvergeßlichen Paters Rupert Mayer zu besuchen und in ihren Sorgen und Anliegen seine Fürsprache zu erflehen. Sommers und Winters ist das mit einer einfachen Marmorplatte versehene Grab mit einer überreichen Fülle von Blumen geschmückt. Zahlreiche Gebetserhörungen zeugen von der Fürbittemacht des Toten, für den 1950 der Informativ-Prozeß zur Seligsprechung eingeleitet wurde.

Im Hause einer kinderreichen, kernkatholischen Stuttgarter Kaufmannsfamilie stand die Wiege des Dieners Gottes. P. Mayer erzählt: „Uns ist das religiöse Leben

in Fleisch und Blut übergegangen. Unsere Eltern haben durch die Praxis gezeigt, daß es ihnen mit dem religiösen Leben ernst war. Der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint, denn er schenkte mir eine wunderschöne Jugend, wie sie wohl selten Kindern beschieden sein kann.“ Schon in früher Kindheit hielt der Vater den schwächlichen Knaben zu kräftigenden Sportübungen an. Mit 6 Jahren lernte Rupert schwimmen, mit 10 Jahren bekam er Unterricht im Fechten, mit 13 Jahren begann er das Reiten. In dieser Kunst wurde er so sehr Meister, daß die Soldaten später von ihm sagten: „Unser Kriegspfarrer ist der beste Reiter in der ganzen Division.“ Nach Abschluß seiner Studienzeit in Freiburg (Schweiz), München und Tübingen wurde der 23jährige 1899 zum Priester geweiht. Nachdem er ein Jahr als Kaplan in Spaichingen tätig war, trat er in das Noviziat der Jesuiten in Feldkirch ein. Nach gründlicher asketischer und wissenschaftlicher Ausbildung begann er 1906 seine Wirksamkeit als Volksmissionar, die ihn in rastlosem Wandern durch die Gauen Deutschlands und der Schweiz führte. 1912 wurde er nach München berufen, um sich der Seelsorge der Zugewanderten und Dienstmädchen anzunehmen. Über 33 Jahre sollte P. Mayer von jetzt ab seine ganze Arbeitskraft der bayerischen Hauptstadt schenken. „Den Münchnern bin ich ein Münchner geworden“, konnte er später von sich sagen. Er wurde der unermüdete, seeleneifrige Caritasapostel Münchens, der Helfer in allen Nöten. Er hatte auch wesentlichen Anteil an der Gründung der für die Familienfürsorge so wichtigen Vereinigung der „Schwestern der hl. Familie“, deren asketische Schulung er als Spiritual übernahm.

München nahm damals Jahr für Jahr etwa 23 000 Menschen aus allen Ständen und Klassen des Landes auf. In unzähligen Hausbesuchen bemühte sich P. Mayer mit seinen neuen Pflegebefohlenen Fühlung zu bekommen. Daneben nahm er sich sonntags der Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine an. Ohne Rücksicht auf seine Kraft lief er treppauf, treppab und redete, predigte, organisierte.

Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges war es für P. Mayer eine Selbstverständlichkeit, daß er dort sein mußte, wo seine Männer, seine Arbeiter und Gesellen standen. Als freiwilliger Seelsorger zog er in ein Feldlazarett und kam schon bald als Divisionspfarrer an die Front. Der Dichter Hans Carossa, der als Bataillonsarzt der gleichen Division angehörte, erzählt in seinem Buch „Führung und Geleit“ mit Worten höchster Anerkennung von dem segensreichen, sich selbst verzehrenden Wirken des Divisionspfarrers. Trotz all der Hemmungen, die die Heeresleitung einem katholischen Priester und noch dazu einem Jesuiten gegenüber empfand, konnte sie nicht umhin, P. Mayer als erstem Geistlichen das eiserne Kreuz 1. Kl. zu verleihen. Immer war P. Mayer in der vordersten Front; er hat Verwundete geborgen, mit Sterbenden gebetet und ihnen die Augen zugeedrückt und Tote zur letzten Ruhe bestattet. Als einmal ein eiserner Hagel von Geschossen über das Schlachtfeld hereinfiel und die Sanitätsmannschaft in Löchern Deckung suchte, stöhnte ein Schwerverwundeter: „Nehmt mich mit!“ Da es unmöglich war, blieb der Divisions-

pfarrer bei ihm, legte sich über ihn und sagte: „Sei still, Kamerad! Wenn's einen trifft, trifft's mich zuerst.“ Einmal, es war an der rumänischen Front, hat es ihn dann auch getroffen. Ein Artilleriegeschöß zerschmetterte sein linkes Bein. In verschiedenen Operationen mußte es bis weit übers Knie hinauf abgenommen werden. Knapp kam er mit dem Leben davon.

War es jetzt mit seiner Tätigkeit zu Ende? Keineswegs. Untauglich zum Dienst im Felde, wirkte er in der Heimat umso eifriger. Unerschrocken stellte er sich dem roten Sturm entgegen, der am Schluß des verlorenen Krieges die Landeshauptstadt durchzog. Die Prediger des Klassenkampfes fanden in dem bleichen Pater mit dem Holzbein ihren gefürchtetsten Gegner. Mutig ging er in alle Versammlungen der Revolutionäre und legte mit bewundernswertem Freimut die Lehre der Kirche dar. Eine Kommunistin spie ihn einmal an. Er stellte nur ihre Adresse fest, besuchte sie daheim, sah die unheimliche Not und half noch am gleichem Tage mit Geld und Hausrat und guten Worten aus der Verzweiflung.

Ein neues Arbeitsgebiet fand P. Mayer als Präses der Jahrhunderte alten Maria-nischen Männerkongregation, mit der sein Name untrennbar verbunden bleibt. Durch seine rastlose Tätigkeit (in manchen Monaten hielt er mehr als 70 Predigten und Vorträge) stieg die Zahl der Sodalen aufs Doppelte. Als ob es noch nicht genug der Arbeit für ihn gewesen wäre, organisierte er für die vielen Sonntagsausflügler einen Bahnhofsgottesdienst und hielt selbst zehn Jahre lang die ersten beiden Messen und Ansprachen zwischen 3 und 4 Uhr. Bis in die späte Nachtstunde war er oft am Samstagabend im Beichtstuhl tätig; nach 2 bis 3 Stunden der Ruhe stand er dann früh um 3 Uhr schon am Bahnhofaltar und hatte einen Sonntagsdienst vor sich, der oft genug nicht nur aus einer oder zwei Predigten bestand, sondern manchmal bis zu sieben Vorträgen anwuchs.

Als der Nationalsozialismus zur Herrschaft kam, erkannte P. Mayer als einer der ersten die der Kirche drohende Gefahr und erhob unbekümmert um persönliche Gefahr seine warnende Stimme. Kein Wunder, daß er von der Partei mit allen Mitteln bekämpft wurde. Da alle Verwarnungen und Redeverbote den Pater nicht einschüchtern konnten, wurde er 1937 verhaftet und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Zwar wurde dieser Haftbefehl aufgehoben, aber als Pater Mayer wieder die Kanzel bestieg, um die Kirche gegen alle Verleumdungen und Angriffe zu verteidigen, wurde er am 5. Januar 1938 abermals verhaftet. Infolge einer allgemeinen Amnestie freigelassen, nützte P. Mayer seine Freiheit, um in unzähligen Zirkeln und Versammlungen zu reden und die angegriffene Kirche zu verteidigen. Kurz nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges hielt die Gestapo die Zeit für gekommen, um den unliebsamen Gegner für immer mundtot zu machen. Er kam in das Konzentrationslager Sachsenhausen, weil er das Amtsgeheimnis wahrte und Dinge, die ihm als Seelsorger anvertraut waren, der Schnüffelei der Gestapo nicht preisgab. „Gottlob habe ich mich mit meinem Los völlig abgefunden. Ich bin froh, daß ich

meine Lebensbedürfnisse immer schon freiwillig auf das Mindestmaß zurückgeschraubt habe. Das kommt mir jetzt unendlich zustatten . . . Jetzt habe ich wirklich nichts und niemand mehr als den lieben Gott. Und das ist genug, ja, übergenug. Ich suche zu beten und zu opfern. Mehr verlangt Gott jetzt nicht von mir, sonst hätte er es anders gefügt . . .“ So schrieb er aus der Hölle des KZ. Als er durch Entkräftung an den Rand des Grabes kam, wurde ihm, da die Partei keinen Märtyrer schaffen wollte, das Benediktinerkloster Ettal zum Aufenthalt angewiesen, wo er abgeschlossen von der Öffentlichkeit unter polizeilicher Überwachung vier Jahre verbringen mußte.

Der Einmarsch der Amerikaner 1945 brachte ihm die ersehnte Freiheit. Trotz seiner stark geschwächten Gesundheit stand P. Mayer schon bald wieder auf seiner geliebten Kanzel in der Michaelskirche und nahm an vielen Männertagungen in München und auf dem Lande teil. Aber seine Kräfte hielten nicht lange stand. Als er am Allerheiligenfest die hl. Messe feierte, traf ihn während der Ansprache ein schwerer Schlaganfall. Noch dreimal setzte er an zu den Worten: „Der Herr . . .“ An den Altar gelehnt blieb er stehen und wurde in seiner priesterlichen Kleidung weggetragen. „Der ist niemals umgefallen“, sagten die Münchner, „der steht auch im Tode noch.“ Zwei Stunden später holte der Herr seinen treuen Diener heim.

Drei Jahre lang ruhte P. Mayer auf dem Jesuiten-Friedhof in Pullach. Am Dreifaltigkeitssonntag 1948 wurde er nach München überführt und in der Unterkirche des Bürgersaales beigesetzt. Diese Überführung glich einem wahren Triumphzug der Liebe und Treue, wie ihn München noch nie erlebt hatte.

Einst als P. Mayer seine Primiz gefeiert hatte, hatte ihm der Prediger die Worte zugerufen: „Mögen Sie am Ende Ihres Lebens sprechen können: Durch meine Schuld ist niemand verloren gegangen. Ich habe mich der Armen und Verlassenen mit besonderer Liebe angenommen. Ich habe zu den Kranken meine Schritte gelenkt, so oft ich konnte, und es war mir kein Weg zu weit und keine Stunde bei Tag und Nacht zu unbequem. Ich habe die Gnaden, die mir anvertraut waren, ausgespendet . . . Ich habe nie geschwiegen, wo ich reden, und nie geredet, wo ich schweigen sollte. Menschenfurcht war nie von Einfluß auf mein Tun und Lassen. Mein Streben ging einzig und allein dahin, das zu tun, wozu ich von Gott gesendet bin.“

Hätte der Prediger Worte finden können, die besser auf das Lebenswerk des Paters, der sich im Dienste der Seelsorge bis zur Selbsthingabe aufopferte, gepaßt hätten? Die vielen Gebetserhörungen, die auf die Anrufung von P. Mayer ständig geschehen, zeigen, daß er uns nicht verloren gegangen ist, sondern als Fürsprecher bei Gott erst recht nahe steht und in helfender Liebe mit uns verbunden ist.

Willibrord

9. November
(Gedenktag am 7. November)

Wie so manche der Missionare, die uns Deutschen das christliche Glaubensgut brachten, gehörte auch Willibrord dem angelsächsischen Volke an. Sein Vater Wilgils war ein angesehenener Edeling in Northumberland. Bei den Mönchen von Ripon erhielt Willibrord seine erste Erziehung, bis es ihn verlangte, nach Milfont in England zu wandern, wo die Klosterschule unter den Priestern Egbert und Wigbert in hohem Ansehen stand. Mit verhaltenem Atem hing der begeisterungsfähige Jüngling am Munde seiner Lehrer, wenn sie von dem Missionsbefehl des Heilands sprachen und sein Herz klopfte vor Erregung, wenn Wigbert von seinen Erlebnissen auf der zweijährigen Missionsfahrt durchs Land der Friesen erzählte. Immer stärker wurde in Willibrord der Wunsch, Missionar werden zu dürfen. Seine Lehrer billigten sein Sehnen und Wigbert sah schon seinen Schüler das Werk erfolgreich zu Ende führen, das er einst unter den Friesen begonnen hatte. Er weihte Willibrord zum Priester und entließ den kaum 23jährigen unter heißen Segenswünschen auf die große Missionsfahrt. Mit 11 Gefährten, unter denen auch St. Suitbert war, verließ Willibrord 690 die Insel der Heiligen und fuhr mit einer Seele voll unbegrenzten Gottvertrauens und Opfermutes der friesischen Küste zu.

In Utrecht begannen die Missionare ihre Arbeit. Mit der Hoffnungsfreude und dem Siegermut der Jugend griffen sie ihr schweres Werk an. Aber der unbändige Stamm der Friesen war noch nicht reif zur Annahme des Gotteswortes. Herzog Radbod war noch mit allen Fasern des Herzens Heide und suchte auch sein Volk im Heidentum zu erhalten. Willibrord fühlte, daß er zur erfolgreichen Durchführung seines schweren Werkes vor allem zweier Dinge bedürfe: des staatlichen Schutzes und der kirchlichen Sendung. So wandte er sich zunächst an Pipin von Heristal, bei dem er willkommene Aufnahme und erwünschte Zusicherungen bekam; dann reiste er nach Rom, erstattete dem Papst Bericht und erhielt von ihm nicht nur die erforderlichen Vollmachten, sondern auch als Zeichen besonderer Gunst reiche Reliquien für neue Kirchenbauten. Drei Jahre später unternahm der Missionar auf Pipins ausdrücklichen Wunsch eine zweite Romreise und wurde vom Papste zur Anerkennung seiner erfolgreichen Arbeit 695 zum Erzbischof von Utrecht geweiht. Nach der Rückkehr von Rom gründete Willibrord auf einem von der Königstochter Irmina geschenkten Grund das Kloster Echternach in der Trierer Gegend. In wenigen Jahren entwickelte sich die neue Benediktinerabtei zu einem der blühendsten Klöster des Frankenreiches. Aber der Gedanke an das ferne Friesland ließ Willibrord am Aufblühen seiner Abtei keine volle Freude empfinden. Es drängte ihn aus der Ruhe des Klosters hinaus auf das Kampffeld der Mission. Kaum hatte 697 Pipin durch die Schlacht bei Duerstede den Trotz des Friesenherzogs Radbod gebrochen, da machte Willibrord einen neuen Versuch, über die

Grenzen vorzudringen und die Friesen für die Lehre des Kreuzes zu gewinnen. Von seinem Bischofssitz Utrecht aus unternahm der heilige Missionar kühne Fahrten durchs Land und drang sogar bis zu Radbod selbst vor. An dem verbissenen Trotz des Herzogs prallten freilich die bestgemeinten Worte des Missionars wirkungslos ab. In heiligem Eroberungswillen segelte Willibrord bis nach Dänemark und versuchte von Norden her das Christentum gegen Friesland zu tragen. Aber seine Hoffnungen zerbrachen am unbelehrbaren Widerstand der Dänen. Mehrmals stand der Missionar in Gefahr, ein Opfer der heidnischen Wut zu werden. Als er auf der Rückfahrt von Dänemark auf der Insel Helgoland ein Heiligtum des Gottes Forsite antastete, erhob sich unter den Heiden ein Sturm der Empörung. Es gelang Willibrord zu entkommen, aber einer seiner Begleiter fiel der Wut der Heiden zum Opfer. Von nun an weihte der Heilige seine ganze Kraft ausschließlich der Bekehrung der Friesen. Fast 50 Jahre hindurch schenkte der unermüdliche Apostel diesem Volk seine Arbeitskraft. Rastlos durchwanderte er die weite, fruchtbare Niederung Frieslands, predigte und unterrichtete bis zur Erschöpfung, erbaute Kirchen und Kapellen und setzte Seelsorger ein. Unter den Priestern und Mönchen, die zuweilen von England aus zu ihm stießen und ihm in seiner Missionsarbeit willkommene Hilfe leisteten, befand sich auch Winfried, der spätere Bonifatius. Ein paar Jahre blieb er in Willibrords Gefolgschaft und sammelte in der Schule dieses erfahrenen Missionars reiche Erfahrungen für seine spätere Tätigkeit.

Wiederholt noch suchte Radbod sich gegen die Herrschaft der Franken zu erheben. Willibrords Missionsarbeit wurde durch diese ständigen Kämpfe aufs schwerste gefährdet. Sein ganzes Lebenswerk wurde durch den vorübergehenden Sieg Radbods in seinem Bestande bedroht, Kirchen wurden zerstört, Priester getötet oder vertrieben. Erst nach Radbods endgültiger Unterwerfung konnte Bischof Willibrord den Aufbau des Christusreiches zu glücklicher Vollendung führen. Ohne sich Feierabend zu gönnen, blieb Willibrord auf seinem Posten als Bischof des Landes, das er für Christus erobert hatte. Erst als er als Greis von über 80 Jahren das Ende nahe fühlte, verließ er Utrecht und wanderte südwärts nach Echternach, um in der Mitte seiner Klosterbrüder die Augen zu schließen. Der 6. November 739 wurde der Todestag des heiligen Friesenapostels.

Margarete Sinclair

10. November
(Gedenktag am 24. November)

In der Kirche zu Loreto ist eine große allegorische Figur. Sie stellt eine ernste, würdevolle Frau dar, die in der Hand einen Totenschädel trägt und zu deren Füßen ein Hündlein liegt. Die Figur trägt die Inschrift: „Nescio flecti — ich bin nicht zu beugen!“ Das Hündlein ist ein Sinnbild der Treue. Der Totenkopf sagt: Treu bis in den Tod! Diese Statue wäre ein passendes Grabdenkmal für Margarete Sinclair. Ihr Wesenszug war ja die Treue, die unerschütterliche Treue zu Gott und zum katholischen Glauben. Sie war treu nicht bloß in der Geborgenheit einer frommen Familie, sondern auch im Gelärm und Gespött einer Fabrik und in den Lockungen der Großstadt. Unberührt vom Pesthauch einer lasterhaften Umgebung trug sie das Edelgut ihres Glaubens und ihrer Tugend durchs Leben.

In Schottlands Hauptstadt Edinburgh erblickte Margarete 1900 das Licht der Welt. Vater Sinclair, ein armer Straßenkehrer bei der städtischen Verwaltung, mußte froh sein, wenn er die Miete für die dumpfe Kellerwohnung aufbrachte, die er mit seiner Familie bewohnte. Erst in späteren Jahren konnte das feuchte Kellerloch mit einer besseren Wohnung vertauscht werden. Aber auch diese lag im Armenviertel, ohne grünes Gärtchen und eingezwängt in die grauen Nachbarhäuser. Das Gemüt der Mutter war im Kellerdunkel so umdüstert worden, daß sie zeitlebens einer drückenden Schwermut nicht mehr Herr wurde. Nur ihre tiefe Frömmigkeit und die Sorge um die sechs Kinder ließen sie nicht ganz zusammenbrechen. Gewiß wird auch die kleine Margarete unter der Armut ihrer Familie und den täglichen Sorgen, noch mehr aber unter der Gemütsbedrücktheit der Mutter schwer gelitten haben. Aber schon das Kind lernte es, still und schlicht zu allem Schweren ein mutiges Ja zu sagen und der Sonnenschein seiner Umgebung zu werden.

So schwer auch Sorgen und Kummer oft auf der Familie Sinclair lasteten, Margarete wußte durch ihr heiteres Wesen, ihre drolligen Einfälle und ihre Frohlaune die trübe Stimmung zu verscheuchen und selbst die schwermütige Mutter zu erheitern. Die Sonne im Herzen des Mädchens erlosch auch dann nicht, als Margarete schon früh in den Kampf ums tägliche Brot hineingestellt wurde. Noch ein Schulkind, besorgte sie die Ausgänge für ein Handarbeitsgeschäft und war überglücklich, wenn sie durch ihr kleines Verdienst der sorgengequälten Mutter eine Erleichterung verschaffen konnte.

Nach der Schulentlassung trat Margarete als Lehrmädchen in einer Möbelfabrik ein. Still und gewissenhaft besorgte Margarete ihre Arbeit, freundlich und gefällig gegen alle Arbeitskameraden, zurückhaltend und abweisend gegen Freche und Zudringliche. Ohne Scheu trug sie die Zeichen ihrer katholischen Vereinszugehörigkeit auf der Brust. Mit einer heiligen Selbstverständlichkeit und einer unbeirrbaren

Grundsatztreue bekannte sie ihre religiöse Überzeugung. Täglich empfing sie, ehe sie an die Arbeit ging, ihren Gott und trug ihn hinein in die Maschinenräume und wurde so Gottes lebendige Monstranz im Fabriksaal. Wie oft mußte sie von der Kommunionbank weg in atemloser Eile zum Verkehrsauto laufen, um nicht zu spät in die Fabrik zu kommen! Kurze Stoßgebete, häufiges Erinnern an die große Gnade der Morgenstunde, sorgfältige Bewachung der Sinne: das war Margaretes Danksagung.

Kam Margarete abends müde und abgearbeitet heim, dann machte sie das Hausmütterchen. Es war ihr eine Freude, den andern das arme Heim möglichst angenehm und lieb zu machen. Sie putzte, ordnete und schmückte; ihr Schönheitssinn erfand immer etwas Neues. Daneben nützte sie die Abendstunden zur Fortbildung aus. Sie besuchte Kurse für Haushaltung und Nähen. Als der Vater und ein Bruder im Krieg waren, nahm sie der Mutter das mühsame Amt des Briefschreibens ab, obwohl ihr gerade diese Arbeit eine große Abtötung war. Besonders spielten ihr die Satzzeichen manchen Schabernak und es entstanden durch die verkehrt gesetzten Punkte und Beistriche nicht selten allerhand Mißverständnisse. So hatte sie einmal dem Vater am Schluß einer Karte geschrieben: „Gott helfe dir von deiner lieben Frau.“ Als der Vater nun auf Urlaub kam, zog er die Karte hervor und sagte zu Margarete: „Willst du das einmal lesen, gnädiges Fräulein?“ Sie las richtig: „Gott helfe dir! Von deiner lieben Frau.“ Noch oft mußte sie wegen dieses unterschlagenen Rufzeichens Neckereien über sich ergehen lassen.

Margarete war keine fade Kopfhängerin und kleidete sich nicht wie eine Vogelscheuche. Sie liebte es, immer geschmackvolle, sorgfältig ausgewählte Kleidung zu tragen. Sie beteiligte sich nach Herzenslust am Sport. Beim Wettlaufen und Wettswimmen errang sie stets einen Preis. Keine liebere Erholung wußte sie, als mit dem Rucksack das Land kreuz und quer zu durchstreifen. Bei diesen Wanderungen im Gebirge, am Meer oder im flachen Land unterließ sie aber nie ihre frommen Übungen. Täglich empfing sie die heilige Kommunion und munterte auch ihre Schwester, die sich dieser großen Gnade für unwürdig hielt, dazu auf: „Zur hl. Kommunion sollst du nicht gehen, weil du gut bist, sondern weil du gut werden möchtest.“

Wäre es nicht seltsam gewesen, wenn dieses feine, fröhliche, hübsche Mädchen nicht die Aufmerksamkeit der Männer erregt hätte? Besonders fühlte sich ein Arbeiter, namens Patrik, zu ihr hingezogen. Er war hungerlitten vom Seelenadel Margaretes und ließ es gerne geschehen, daß sie ihn, der im Krieg den Glauben verloren hatte, wieder zur Kirche zurückführte. Das höchste Glück des Lebens dünkte es ihn, Margarete als Lebensgefährtin zu erringen. Eindringlich stellte er ihr vor, daß er ohne sie zugrunde gehen müsse, daß es ihre heilige Pflicht sei, sein guter Schutzengel zu bleiben durchs ganze Leben. Trug Margarete nicht seit langem den sehnlichsten Wunsch in sich, nur Gott anzugehören? Aber unter den dringenden

Vorstellungen Patriks glaubte sie, es seiner Seele schuldig zu sein, das Opfer ihrer geheimen Sehnsucht zu bringen. Ohne daß sie die zum Lebensbund notwendige Liebe für Patrik empfunden hätte, verstand sie sich zerrissenen Herzens zur Verlobung. In dieser Not schickte ihr Gott in P. Agius einen Priester, der mit klarem Auge Margaretens Seelenzustand erkannte. Auf seinen Rat löste sie die Verlobung mit Patrik und folgte dem Zug des Herzens: Sie bat bei den Armen Klarissinnen in London um Aufnahme. Am 11. Februar 1924 fand die feierliche Einkleidung statt. Margarete erhielt den Namen Schwester Maria Franziska von den hl. fünf Wunden. Der freiwillig gewählte Kreuzweg vollständiger Entsagung und täglicher Hinopferung begann. Die schwersten Arbeiten nahm sie auf sich und die härtesten Entbehrungen trug sie mit innerer Freude. Immer tiefer wuchs ihre zarte Seele hinein in das Geheimnis der göttlichen Brautchaft. Aus dieser seligen Opfer- und Liebesgemeinschaft mit dem Heiland konnte sie auch das Todesurteil nicht reißen, das schon ein Jahr nach ihrem Klostereintritt der Arzt über die junge Schwester nach sorgfältiger Untersuchung sprach: Halstuberkulose! Margarete wurde in ein Sanatorium verbracht, um dort ihren Golgathaweg zu Ende zu gehen. „Habt acht auf die kleine Nonne, sie ist eine Heilige“, äußerte ein Priester, der sie besucht hatte. Die Schwestern und Pflegerinnen, die in den Schmerzenstagen um sie waren, erzählten ergreifend von ihrer heldenmütigen Geduld und ihrer innigen Ergebung.

Am 24. November 1925 ging Margarete Sinclair mit einem glückseligen Lächeln auf dem Antlitz in die Ewigkeit hinüber. Ihren Grabeshügel schmückte man mit einem Kreuz und der Inschrift: „Bete für die Seelenruhe der Schwester Maria Franziska Sinclair.“ Aber die Besucher des schlichten Grabes beteten nicht für, sondern zu der kleinen Klarissin, die wie Theresia vom Kinde Jesu als die Heilige des schlichten Lebens über die Erde gegangen war, und die sich wie ein Spielzeug ganz dem Willen Jesu hingeeben hatte. „Es ist, als ob er mit mir spielte“, flüsterte sie auf dem Sterbebett und verriet damit das Geheimnis ihres äußerlich so kleinen und armen, innerlich aber so großen und reichen Lebens. Die zahlreichen Gebetserhörungen die auf Anrufung Margaretens, deren Leichnam später nach Edinburgh überführt wurde, geschahen, beweisen die Heiligkeit dieser Straßenerkehrerstochter und Fabrikarbeiterin.

Martin

11. November

St. Martin steht seit vielen hundert Jahren in deutscher Volksfrömmigkeit hoch in Ehren. Neben St. Georg und Michael ist sein Bild und seine Gestalt schon dem deutschen Früh-Mittelalter vertraut gewesen. Ursprünglich der Schutzherr und Lieblingsheilige des Frankenvolkes, der eigentliche National- und Reichsheilige der Merowingerzeit, drang er über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus und erreichte im christlichen Volk aller Welt eine so weitreichende, allgemeine Verehrung wie selten ein Heiliger.

Martin wurde um 316 zu Sabaria im heutigen Ungarn geboren. Hier war sein aus Italien stammender Vater als Veteran angesiedelt worden, nachdem er seine Jahre als römischer Offizier abgedient hatte. Beide Eltern waren heidnisch. Martin aber scheint in Pavia, wohin der Vater ihn zur Erziehung gab, das Christentum kennen gelernt zu haben und fühlte sich schon als Knabe zu ihm hingezogen. Mit zehn Jahren schon wurde er unter die Katechumenen (Taufbewerber) aufgenommen und träumte davon, Klausner zu werden. Der Vater aber, der nichts kannte als Krieg und Lagerleben, sorgte dafür, daß Martin als Rekrut in die Reiterei der gallischen Armee eingereiht wurde. Wenn auch Martins Herz nicht beim Soldatenleben war, so stellte er doch seinen Mann. Durch die üblichen sittlichen Gefahren des Lagerlebens schritt er unberührt wie die drei Jünglinge durchs Feuer des babylonischen Glutofens. Noch war er nicht getauft, als er, 17jährig, jene Tat vollbrachte, die ungezählte Male erzählt, besungen und gemalt wurde und die jedes Kind erzählen kann. An einem frostigen Winterabend ritt er auf der Lyoner Landstraße Amiens zu, wo sich ein großes Truppenlager befand. Am Tore sprach ihn ein halbnackter Bettler an. Martin hatte keine einzige Münze bei sich. Der frostzitternde Alte erbarmte ihn aber so, daß er in jugendlicher Unbekümmertheit seinen Offiziersmantel mit dem Schwert teilte und die eine Hälfte dem Armen zuwarf. In der folgenden Nacht sah er Christus mit dem abgetrennten Mantelstück bekleidet zwischen die Engel treten. Auf ihr verwundertes Fragen antwortete der Herr: „Martinus, der erst auf dem Weg zur Taufe ist, hat mich mit diesem Mantel bekleidet!“ Dieses „erst auf dem Weg“ konnte als Lob klingen, konnte aber auch als Mahnung gemeint sein. Martin nahm es als Mahnung und zog aus dem leisen Vorwurf die Folgerung. Er ließ sich taufen und nahm seine Entlassung aus dem Heer.

Beim berühmten Bischof Hilarius von Poitiers ließ er sich in die Gotteswissenschaft einführen und erhielt die niederen Weihen. Gern hätte der heilige Bischof den jungen Mann bei sich behalten. Aber der Gedanke an die heidnischen Eltern in der fernen Heimat ließ Martin keine Ruhe. Unbekümmert um die Gefahren eines so weiten Weges machte er sich 356 auf die Fahrt in die Heimat. Es gelang ihm,

das Herz der Mutter für den christlichen Glauben zu erschließen; der Vater aber zeigte sich unzugänglich. Er grollte über die „Fahnenflucht“ seines Sohnes und schnitt jedes religiöse Gespräch kurzerhand ab. Auch sonst blieb Martin in der Heimat jeder Erfolg versagt. Weniger die Heiden, als vielmehr die irrgläubigen Arianer setzten seinem apostolischen Wirken leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Martin wurde öffentlich mißhandelt und aus der Vaterstadt verwiesen. Die Gewalttaten der Arianer wurden schließlich so schlimm, daß sich Martin nicht mehr anders zu retten wußte als durch die Flucht auf das Inselchen Gallinaria im Golf von Genua. Hier lebte er nach dem Vorbild der ägyptischen Wüsteneinsiedler von Wurzeln und wilden Kräutern. Er trug eine grobe Kutte, schlief auf Asche, über die er den Mantel breitete, und übte strengste Abtötung in allem. Fünf Jahre lebte Martin in völliger Abgeschiedenheit auf seinem Inselchen, dann kehrte er nach Gallien zurück und gründete in der Nähe von Poitiers das erste abendländische Kloster. So wurde er zum Patriarchen der gallischen Mönche. Der Eindruck seines heiligen Bußlebens, die mannigfachen Wundertaten, die man bereits von ihm erzählte, machten auf das Volk solch tiefen Eindruck, daß es ihn 371 stürmisch zum Bischof von Tours verlangte. Mit List wurde Martin nach Tours gelockt und mit Gewalt festgehalten, bis er seine Zustimmung gab. Martin war der erste Mönch, der im Abendland einen bischöflichen Stuhl erlangte.

Unbekümmert um Lob oder Tadel übte Martinus sein Bischofsamt aus. Als seine erste Aufgabe sah er es an, die Reste des Heidentums in seinem Bistum auszutilgen. So wurde er der seeleneifrige Missionar des Landvolkes. Bis zu dieser Zeit war das Christentum hauptsächlich erst in den Städten bekannt geworden, während auf den Dörfern noch das Heidentum herrschte, Tempel und Altäre der alten Götter noch allenthalben standen und selbst Umzüge mit Götzenbildern noch gehalten wurden. Kreuz und quer machte Martin seine großen Bekehrungsfahrten durchs ganze Land. Mit apostolischer Entschiedenheit trat er gegen den noch fest eingewurzelten Götterdienst auf. Durch die Kraft seines Wortes und seiner staunenswert vielen Wunder wußte er die Bauern für die Lehre Christi zu gewinnen. Nicht bloß in seinem Sprengel, sondern in der ganzen Provinz fielen die Götzentempel und -bilder und heiligen Eichen, und erhoben sich christliche Kirchen inmitten neuer bekehrter Gemeinden. Die Liebe des Landvolkes flog dem heiligen Bischof zu, da es sah, mit welcher Sorge sich der Bischof vor allem der Kleinen, Geringen und Unterdrückten annahm. Er machte den Bedrückungen durch die Gaugrafen und Fronvögte ein Ende. Seine erbarmende Liebe schloß niemand aus, nicht Irrgläubige und Verbrecher, selbst nicht die Tierlein. Einmal stieß er auf einen von zwei Hunden verfolgten Hasen. Das gehetzte Tier, dem die Verfolger dicht auflagen, rettete sich nur durch die Haken, die es schlug. Aber schon schien es verloren. Da erbarmte sich Martin und befahl den Hunden von ihrer Beute zu lassen. Und im Augenblick standen sie wie festgebannt und das Häschen entrann. Daß Martins Liebe

und Barmherzigkeit mitunter auf Unwürdige fiel, wen könnte dies wundern? Wie der Heilige sich bei solchen Enttäuschungen tröstete, zeigt diese Erzählung: Eines Tages setzte sich der Teufel hin und bettelte um ein Almosen. Als Martin ihn beschenkt hatte, machte er sich über ihn lustig, daß er dem Teufel geholfen habe. Aber Martin antwortete: „Was liegt daran, wenn nur eine Tat aus Liebe zu Christus geschehen ist!“

Es gibt wenig Heilige, von denen so vielseitige und große Wunder zuverlässig überliefert sind wie von Martin von Tours. Sein Weg ist gezeichnet mit Krankenheilungen und Totenerweckungen. Er erwirkte Irren und Besessenen die Gesundheit, er kämpfte bis zur Erschöpfung mit dem Teufel und empfing Besuch und Trost von Engeln und Heiligen. Er hatte die Gabe des Hell- und Fernsehens.

Als Martin in seinen Greisentagen einmal im Städtchen Candés weilte, überkam ihn eine plötzliche Schwäche. Während die Priester trauernd sein Lager umstanden, sprach er gelassen das schöne Abendgebet seines Lebens: „Schwer ist der geistliche Kriegsdienst, Herr, und ich habe genug davon erfahren. Willst du aber, daß ich auch jetzt noch für deine Fahne kämpfe, so wehre ich mich dessen nicht und werde mich nicht mit meinem grauen Haar entschuldigen. Den Posten, den du mir angewiesen, will ich ausfüllen, solange es dir genehm ist. Willst du mich aber jetzt schon erlösen, so bin ich glücklich.“ So starb er als echter Soldat, der treu auf seinem Posten aushielt, solange es dem obersten Kriegsherrn gefiel. Am 11. November — das ungewisse Todesjahr fällt zwischen 397 und 401 — ging Martins harte Pilgerfahrt zu Ende. Der Reitersmann hoch zu Roß war eine Heiligengestalt, die unseren kriegerischen Vorfahren mächtigen Eindruck machte. Die großen Wundertaten, die man von Martinus erzählte, packten und entflamten unsere Altvorderen. So wurde der Bischof von Tours ihr liebster Heiliger und das weithin leuchtende Symbol echter Ritterlichkeit und barmherziger Opferbereitschaft. Eine Fülle von Sprichwörtern und Wetterregeln, von Sagen und Legenden, von Rätseln und Liedern verknüpften sich in Sitten und Bräuchen des Volkes mit der Gestalt des Hl. Martin und seinem Gedächtnistag am 11. November.

Zu der Zeit, da im südlichen Deutschland die christliche Lehre durch Glaubensboten wie Emmeram, Korbinian, Kilian und andere mit größtem Erfolg verbreitet und die kirchliche Organisation bereits zielbewußt ausgebaut wurde, war es im Norden St. Kunibert, der mit Erfolg die Missionierung der Friesen begann, jenes kühnen Geschlechtes, das zwischen dem Rhein und der Nordsee fast ganz abgeschlossen von der Umwelt hauste.

Kunibert stammte aus dem von Rebenhügeln umsäumten Tal der Mosel. Sein Vater, ein adeliger Franke, brachte den glänzend begabten Knaben an den Hof des Merowingerkönigs Theodebert II. in Metz. Der König gewann den vielversprechenden Edelknaben so lieb, daß er ihn sogar an Kindes Statt annahm. Kunibert erhielt eine ausgezeichnete Ausbildung, eine glänzende Laufbahn in Staatsdiensten stand ihm offen. Aber sein lauterer Charakter und sein frommes Herz fühlten sich durch die sittlichen Ausschweifungen am Königshof und durch die Schandtaten der Königinnen Brunhild und Fredegunde so abgestoßen, daß ihm alle Lust zur Laufbahn eines Hofmannes verging. Er floh aus der giftgesättigten Luft der Residenz und wandte sich nach Trier, um das eine Notwendige zu suchen. Er studierte Theologie und wurde zum Priester geweiht. Bischof Modoaldus ernannte ihn bald zum Erzdiakon der Trierer Kirche. Es dauerte nicht lange, und die Erzdiözese Köln beehrte Kunibert zu ihrem Bischof.

Mit Kunibert beginnt die Reihe der großen Staatsmänner, die vom Kölner Bischofsstuhl aus ihren mächtigen Einfluß auf die deutschen und französischen Könige des Mittelalters ausübten. Als Kanzler und Berater Pipins I. und Dagoberts I. gelang es ihm, viel zur Verbesserung der Sitten und zur Erhaltung des Friedens beizutragen. Die freundschaftlichen Beziehungen, die Kunibert mit König Dagobert und dessen Sohn Sigebert unterhielt, trugen viel dazu bei, die ärgerniserregenden Skandalgeschichten und Streitigkeiten im Königshaus aus der Welt zu schaffen. Dagoberts Rückfall in die alten Familienlaster machte allerdings einen Riß in die Freundschaft mit dem Erzbischof. Um so erfreulicher aber wurde Kuniberts Verhältnis zu Dagoberts Sohn Sigebert, der unter der Leitung des Kölner Erzbischofs ein solch hervorragender Fürst und gottesfürchtiger Herrscher wurde, daß ihm die Kirche die Krone der Heiligkeit zuerkannte. In segensreichster Eintracht arbeiteten König und Erzbischof, Staat und Kirche zusammen, um Schäden im Volksleben abzustellen und Einrichtungen für das Wohl des Landes zu treffen. In gemeinsamer Arbeit und durch gemeinsame Schenkungen erstand eine ganze Reihe von Klöstern und Gotteshäusern. Auf zahlreichen Provinzialkonzilien und Synoden verfocht Kunibert mit großem Geschick die Rechte der Kirche. 40 Jahre lang arbeitete er mit unermüdlichem Eifer für das Wohl seiner großen Diözese.

In seinem Weitblick begnügte sich der Erzbischof nicht mit der Arbeit innerhalb der Grenzpfähle seines Sprengels. Mit Schmerz sah er, wie im Norden von Köln das Volk der Friesen sich immer noch trotzig der Lehre Christi verschloß und wie im Osten die Sachsen mit Waffengewalt sich gegen die neue Lehre der Glaubensboten wehrten. Kunibert war sich darüber klar, daß eine Mission ohne feste Stützpunkte keinen Erfolg haben könne. Deshalb erwirkte er sich von König Dagobert das am Eingang Frieslands gelegene Römerkastell Utrecht als Vorort für die Missionstätigkeit und erwarb sich von Sigebert zum gleichen Zweck das an der Grenze des Sachsenlandes liegende Soest. Auch in Schwelm und Menden schuf er kirchliche Stützpunkte. Schritt für Schritt sicherte so Kunibert mit der Klugheit eines Staatsmannes die schwierige Missionsarbeit unter den Friesen und Sachsen. Er selber sollte freilich die Früchte seiner mühsamen Aufbauarbeit nicht mehr pflücken dürfen. Ihn riß am 12. November 663 der Tod aus seiner unermüdlichen, für Kirche und Staat gleich bedeutsamen Wirksamkeit.

Stanislaus Kostka

13. November

Im Leben des hl. Stanislaus Kostka stoßen wir auf keine auffallenden Dinge und finden keine großen Wundertaten. Stanislaus ging den kleinen Weg der hingebenden Liebe. In seinem äußeren Leben tritt das Außergewöhnliche ganz zurück; aber in seinem Innern loderte eine solche Inbrunst der Liebe zu Gott, daß die Glut des Herzens ihm die Brust zu sprengen drohte. Diese Liebe war die alles belebende Seele seiner Handlungen; aus ihr floß ihm die Kraft zu, die Widerstände zu überwinden, die Kämpfe siegreich zu bestehen, an denen sein junges Leben nicht arm war.

Der polnische Fürstensohn hatte es nicht leicht, seinem innersten Wesen treu zu bleiben. Solange er auf dem väterlichen Schloß zu Rostkow lebte, zog freilich die Liebe der frommen Mutter einen schützenden Zaun um die sich Gott immer mehr erschließende Seele des Knaben. Aber auch da schon schlugen das laute Treiben im Schloß, die lärmenden Gastereien mit den derben Spässen der Trunkenen seinem empfindsamen Gemüt manche Wunde. Nicht nur seelisch, auch körperlich litt der sittenreine Knabe unter jeder Ausgelassenheit. Wenn er zufällig nicht ganz einwandfreie Reden hörte, konnte ihm geradezu übel werden. Es kam vor, daß der unschuldige Junge in Ohnmacht fiel, wenn ihm aus weintrunkenen Zoten die Gift-

luft des Gemeinen zuwehte. Verirrte sich in später Stunde die Unterhaltung der Männer in das Moorland des Zweideutigen, suchte Fürst Kostka rasch dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und meinte scherzend: „Still, sonst wird mein Stanislaus so in den Himmel verzückt, daß wir ihn – vom Boden aufheben müssen!“ Aber nicht, als ob Stanislaus ein zimperlicher Schwächling gewesen wäre. Er war ein Bild frischer Gesundheit und tat es seinen Brüdern in nichts nach, wenn sie auf ihren kleinen Pferden durch die Steppen tollten.

Die Eltern beschlossen, Stanislaus in Begleitung seines älteren Bruders Paul und des Hauslehrers Bilinski zum Studium nach Wien zu senden. Im Konvikt der Jesuiten nahmen die beiden Fürstensöhne Wohnung. Wie glücklich fühlte sich Stanislaus in dieser neuen Umgebung! Jede freie Minute nützte er aus, um in Gesprächen mit den gelehrten und frommen Ordensleuten seine Kenntnisse zu vertiefen und seine Frömmigkeit zu beleben. Wie ein Fall aus dem Himmel erschien es Stanislaus, als die Jesuiten gezwungen wurden, ihr Konvikt zu schließen und er aus der liebgewonnenen Umgebung herausgerissen wurde. Sein Bruder Paul und der Hauslehrer freilich sahen den Wechsel mit andern Augen an. Mit Freude ergrißen sie die willkommene Gelegenheit, der strengen Zucht zu entkommen und übersiedelten in das Haus des lutherischen Senators Kimberker. Hier nützten sie ihre ungebundene Freiheit in vollen Zügen aus und durchschwärmten die Nächte nach Herzenslust. Der polnische Fürstenson Paul Kostka war bald ein ständiger Gast leichtfertiger Gesellschaften und zweifelhafter Klubs. Es läßt sich denken, daß der fromme Stanislaus ihn bei diesem tollen Treiben störte. Stanislaus, der nur den Weg zur Schule und Kirche kannte, der mit Eifer über den Büchern saß, der andächtig vor seinem Bett kniete und betete, war für Paul und Bilinski ein ständiger Vorwurf. Sie suchten ihn in ihr Treiben hineinzuziehen, und wollten ihn mit zu ihren nächtlichen Gelagen, ihren Bällen, ihren Lustfahrten schleppen. Seine standhafte Weigerung weckte ihren Groll gegen den „Mucker“. Es regnete Hohn- und Spottreden über Stanislaus. Als alles Zureden nichts half und der ätzende Spott wirkungslos blieb, ließ sich Paul in seinem Zorn selbst zu Mißhandlungen hinreißen. Es setzte Schläge und Fußtritte für den Wehrlosen ab. Trotz der rohesten Mißhandlungen blieb er seinen Gebetsübungen treu und bewahrte seine fromme Gesinnung. Alle Lockungen, sich den Zerstreungen des Stadtlebens hinzugeben, tat er mit dem Worte ab: „Ich bin zu höheren Dingen geboren.“

Die ständigen Mißhandlungen von seiten des Bruders und Hauslehrers, führten in Verbindung mit den harten Abtötungen, die er übte, im Jahre 1566 zu einem nervösen Zusammenbruch. Stanislaus glaubte, sterben zu müssen. In seiner Not verlangte er nach einem Priester. Aber er mochte noch so flehentlich bitten, der protestantische Hauswirt weigerte sich hartnäckig seine Türe einem katholischen Priester zu öffnen. Der Tod ging noch einmal vorüber, Stanislaus genas. Er erzählte später, St. Barbara, die er vertrauensvoll angerufen habe, sei ihm erschienen und

habe ihm den Leib des Herrn gereicht. Darauf sei die himmlische Mutter gekommen und habe ihm das Jesuskind anvertraut und ihn aufgefordert, sich der Gesellschaft Jesu anzuschließen. Sofort suchte Stanislaus diese Mahnung, die seinem geheimen Herzenswunsch entsprach, in die Tat umzusetzen. Er bat um Aufnahme ins Noviziat der Wiener Jesuiten. Zu seiner Enttäuschung wurde ihm aber der Bescheid, ohne die Zustimmung des Vaters sei an eine Aufnahme nicht zu denken. Stanislaus kannte seinen Vater zu gut, als daß er von ihm die erforderliche Genehmigung zu erhoffen gewagt hätte. In seiner Seelennot entschloß er sich zu einem Gewaltstreich. Er wollte den Vater vor die vollendete Tatsache stellen. Er verließ heimlich die Kaiserstadt und wanderte als Bauernjunge verkleidet nach Dillingen, wo der hl. Petrus Canisius am Jesuitenkolleg wirkte. Im September 1567 traf er nach wochenlangem Fußmarsch, 17 Jahre alt, in Dillingen ein. Petrus Canisius wies ihn nicht zurück. Mochte auch der äußere Eindruck, den der vollständig erschöpfte Jüngling machte, ein denkbar ungünstiger sein, so wurde der Heilige von dem Zauber der unberührten, gottliebenden Seele so gefangen, daß er trotz der fehlenden Förmlichkeiten Stanislaus aufnahm. Einen Monat lang versah der polnische Fürstenson unerkannt im Kolleg die Stelle eines Dieners, dann schickte ihn Petrus Canisius mit zwei Gefährten nach Rom. Dort begann er, vor etwaigen Gewaltmaßnahmen des Vaters besser geschützt als in Dillingen, das Noviziat. Auf einen von Zorn sprühenden Brief des Vaters antwortete er: „Ich wäre untröstlich, teuerster Vater, wenn ich Ihren Zorn und die mir gemachten Vorwürfe durch eine böse Tat verdient hätte. Was ich getan, kann ich weder als eine Schande für mich noch für eine Entehrung Ihres Namens halten. Schon lange suchte ich meinen ganzen Ruhm einzig darin, Gott zu dienen und das Kreuz Christi zu umfassen. Darin habe ich soviel Glück gefunden, daß ich nicht glauben kann, Sie würden bei der Liebe, die Sie zu Ihren Kindern tragen, mich dieses Gutes berauben wollen, das ich um alle Kronen der Welt nicht vertauschen möchte.“

Mit heiligem Eifer begann Stanislaus das Noviziat. Sein Mitnovize Klaudius Aquaviva, der spätere Ordensgeneral, versicherte, daß alle im Haus Stanislaus als Muster und Vorbild eines Ordensmannes betrachtet hätten. Nicht die geringste Nachlässigkeit ließ er sich zuschulden kommen. Seine Gebetsfreude, besonders seine innige Andacht zum allerheiligsten Altarsakrament und zur allerseligsten Jungfrau, sein vollkommener Gehorsam, seine Reinheit, seine beispiellose Demut führten ihn schnell zum Gipfel der Heiligkeit. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Auf der Flucht von Wien nach Dillingen hatte er sich den Keim einer Todeskrankheit geholt, die nun im ungewohnten römischen Klima allzu rasch mit unheilbarer Kraft ausbrach. Mehr gezogen von der Liebe zu Gott als abgezehrt durch das Fieber verschied er, noch nicht 18 Jahre alt, im 10. Monat seines Noviziats, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, seinen Beschützer Petrus Canisius zu sehen. Am Feste der Himmelfahrt Mariä 1568 erlangte Stanislaus die Himmelsfreuden.

Gertrud von Helfta

14. November
(Gedenktag am 15. November)

„Ach, könnte sie noch einmal in der Kirche sein, was sie in vergangenen Jahrhunderten war, die Lehrerin, die Prophetin des inneren Lebens!“ So schrieb der 1863 verstorbene William Faber von der hl. Gertrud der Großen. Dieser Wunsch ist unterdessen in Erfüllung gegangen. Gertrud die Große, die in früherer Zeit viel zu wenig beachtet war, ist wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit aufgetaucht. Ihre von glühender Gottesliebe erfüllten Schriften „Gesandter der Gottesliebe“, die „Geistlichen Übungen“ und ihre Gebete werden wieder gelesen und sind vielen eine Schule des vollkommenen Lebens geworden.

Gertrud ist ein Kind des Thüringer Landes. 1256 ist ihr Geburtsjahr. Als fünfjähriges Mädchen kam sie in das Zisterzienserkloster Helfta bei Eisleben. Das Kloster war damals eine Stätte hoher Bildung und tiefster Beschauung. Unter der Führung der reichbegabten Äbtissin Gertrud von Hackeborn und der Novizenmeisterin Mechtild der Heiligen, einer leiblichen Schwester der Äbtissin, war Helfta zu einer gesegneten Gottesinsel geworden. Das Kind fühlte sich in dem Kloster bald so heimisch, daß es selbst um den Schleier bat und Gottesbraut wurde. Mit einem ungestümen Wissenshunger stürzte sich Gertrud auf die Ausbildungsmöglichkeiten, die ihr im Kloster geboten wurden. Sie lernte Latein so trefflich, daß sie mühelos in dieser Sprache zu schreiben und zu lesen verstand. Ihr unregelmäßiger Wissensdrang wäre ihr beinahe zur großen Gefahr geworden. Sie verlor über der Bücherweisheit den Geschmack am Betrachten, der Eifer im Gebet ließ nach. Zerstretheit, Trockenheit, fast Überdruß an den Ordensübungen machten sich bemerkbar. Der Advent des Jahres 1280 wurde ihr zur „Bekehrung“. Sie erkannte die Gefahr, in der sie schwebte und verlegte sich jetzt mit demselben Eifer, den sie bisher auf die weltlichen Wissenschaften verwandt hatte, auf das Studium der Gotteswissenschaft. Es begann der vertraute Verkehr zwischen Gott und ihrer Seele. Sie wurde zur großen, begnadeten Mystikerin, die ein geheimnisvolles Leben zarter Vereinigung mit dem Heiland führte. Christus wurde ihr Ein und Alles. Ihm gehörte ihr Beten und Opfern, ihr Studieren und Schaffen, ihr Ruhen und Träumen; ihm gehörte jeder Atemzug.

Gertrud war mit dem Heiland im Geiste vereint. Als Braut Christi ging sie mit all ihrem Sinnen und Trachten, mit ihrem ganzen Sein in ihrem himmlischen Bräutigam auf. Großmütig, ohne jeden Vorbehalt, gab sich Gertrud dem Heiland hin. Sie sah und prüfte alles mit den Augen Jesu, sie dachte Jesu Gedanken und lebte Jesu Wünsche. Ihm Freude zu machen, seine Ehre zu fördern, war das einzige Ziel ihres Lebens. Zur Faschingszeit gab ihr der Heiland einmal zu verstehen, daß er in diesen Tagen von den Sünden der Menschen verfolgt und mißhandelt, an die Pforte ihres Herzens pochte und Einlaß begehrte, um darin Schutz und Ruhe zu suchen. „Sei du,

Geliebte, mir Schützerin und nimm dir vor, mich gegen jene Unbilden, so gut du es vermagst, zu schützen.“ Da umschlang die Heilige im Geiste den Herrn mit solcher Kraft der Inbrunst, daß sie ganz in Gott versank. Als sie hierauf Jesus fragte, wodurch sie in jenen drei Sündentagen ihm einen besonders angenehmen Dienst leisten könnte, sagte er: „Durch nichts kannst du mir besser dienen als wenn du zum Andenken an mein Leiden alle inneren und äußeren Beschwerden geduldig erträgst und dich zwingst, das zu tun, was dir am meisten widerstrebt. Nicht besser wirst du das tun können, als wenn du die äußeren Sinne bewachst und zügelst, denn wer zum Nachdenken an mein Leiden sich hierin übt, der darf einen reichen Lohn von meiner Güte hoffen.“ Die Heilige versicherte, sie habe während jener drei Tage nichts gefunden, wodurch sie Gott eine angenehmere Erquickung hätte bereiten können als durch Gebete, Stillschweigen und sonstige Abtötungen für die Bekehrung der weltlich gesinnten Menschen. Nicht nur diese drei Fastnachtstage, ihr ganzes Leben lang suchte St. Gertrud ihrem himmlischen Bräutigam durch ein still verborgenes Gebets- und Opferleben Sühne zu leisten. Zum Lohn dafür überhäufte Gott sie mit reichsten Gnaden und würdigte sie himmlischer Erscheinungen und Offenbarungen. Sie redete von Gott und göttlichen Dingen mit solcher Anmut und Kraft, daß sie viele Sünder auf den Weg der Tugend zurückführte.

St. Gertrud war mit Christus ein Wille. Von Herzen gerne hätte sie einmal eine Partikel vom hl. Kreuz gehabt. Aber als der Herr sie belehrte, jedes seiner Worte sei eine kostbarere Reliquie als das Kreuzesholz, gab sie sich sofort zufrieden. Am Anfang ihres Gnadenlebens verlangte sie oft aus Liebe zu Gott zu sterben und wünschte mit dem Apostel, „aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.“ Später unterdrückte sie diese Sehnsucht und kannte nur noch einen Wunsch: Daß der Wille Gottes an ihr geschehe, sei es zum Leben, sei es zum Sterben. In jungen Jahren betete sie oft, Gott möge sie nicht ohne den Trost der Sterbesakramente aus der Welt scheiden lassen. Später bangte sie auch nicht mehr davor, ohne die Stärkung der hl. Sakramente abgerufen zu werden, wenn dies der Wille Gottes sein sollte. Christus fragte sie einmal: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ Ohne Besinnen erwiderte die Gottesbraut: „Vor allen Freuden begehre ich, daß sowohl in mir als in jeglichem deiner Geschöpfe dein liebevollster Wille zur Vollendung komme und daß ich zur Erreichung dieses Zweckes bereit erfunden werde, jedes meiner Glieder jeder Art von Leiden auszusetzen“. Gertrud war von frühen Jahren an von vielen Krankheiten heimgesucht. Als sie einmal unter der Last einer solchen Krankheit schmerzlich litt, bot ihr der Herr Gesundheit und Krankheit zur Wahl an. Sie aber hatte nur die eine Bitte: „Herr, tu an mir nach deinem Willen!“ Es mag wenige auserwählte Seelen gegeben haben, die so ganz eins waren mit dem Willen Gottes wie St. Gertrud.

Gertrud war mit Christus ein Herz. Schon 350 Jahre vor der heiligen Margareta Maria Alacoque erkannte und enthüllte St. Gertrud die Hoheit und Würde des

Herzens Jesu und seine Bedeutung im Reiche der Gnade. Der Herr zeigte ihr sein Herz als Quell des Lebens und der Liebe und der Heiligkeit. „Sieh“, sprach er zu ihr, „ich übergebe dir den ganzen Reichtum der Süßigkeit meines göttlichen Herzens, damit du allen davon freigebig mitteilst, soviel du willst.“ Dem Herrn gehörte jeder Pulsschlag ihres Herzens. Bei der Betrachtung seiner Liebe im hl. Altarsakrament oder beim Anblick des Gekreuzigten fiel verzehrendes Feuer in ihr Herz, daß die Flammen heißer Gegenliebe daraus aufloderten. „Wer mit Mehl umgeht“, sagte sie, „wird Mehlstaub fangen. Wer Jesu Lieb und Leid bedenkt, muß Gegenliebe erlangen.“ Der Geist des Rittertums, der zu ihrer Zeit herrschte, erfüllte ihr begeisterungsfähiges Herz. Wie der Ritter seinem König, so wollte sie mit Leib und Leben ihrem himmlischen König dienen und zu eigen sein. „Laß mich zu deiner Ehre das neue Rittertum deiner Liebe mit einem Eid beschwören. Stähle meine Hände zu Heldentaten, damit ich in dir und durch dich rasch und unermüdlich die Waffentaten edelster Liebestreue unternehme und glücklich vollbringe. Umgürte meine Lenden mit dem Schwerte deines Geistes und rüste mich mit männlichem Mute, um im Tugendstreit tapfer und mannhaft zu stehen. Festige meine Gesinnung in dir, damit ich ungeachtet der Schwäche meines Geschlechtes mit Herzhaftigkeit und männlichem Starkmut jene Höhe der Liebe erkämpfe, die mir den Zutritt eröffnet zur geheimnisvollen Stätte der innigsten bräutlichen Liebeseinigung mit dir. Von jetzt an, o ewige Liebe, nimm und besitze mich als ganz dein Eigen. Denn ich habe fortan weder Herz noch Geist außer in dir.“ Gertrud hatte vom Herrn die Verheißung, daß nicht der Tod über sie siegen werde, sondern die Macht der Liebe. Und in der Tat. Bei ihrem Verscheiden zog Christus ihre Seele mit göttlicher Kraft in sich, gleich wie die Glut der Mittagssonne das Tautropfchen aufsaugt und in sich verzehrt.

Albert der Große

15. November

Das Schwabenland schenkte der deutschen Heimat und der Kirche Christi viele große, an Geist und Tugenden ausgezeichnete Männer. Zu den bedeutendsten gehört Albert von Köln, den seine Zeitgenossen den „Großen“ nannten und dem die Kirche den Ehrentitel eines Heiligen zuerkannte. Es mußte zuerst ein Berg von falschen Anschauungen über die große deutsche Kulturepoche des Mittelalters weggeräumt werden, ehe das Bild Alberts im hellen Lichte erstrahlen konnte.

Im schwäbischen Donaustädtchen Lauingen wurde Albert aus dem Geschlechte derer von Bollstätt 1193 geboren. Seine Eltern waren reich und fromm und sorgten für eine standesgemäße Erziehung und guten Unterricht Alberts und seiner Geschwister. In seinen naturwissenschaftlichen Schriften kommt der Heilige häufig auf die Beobachtungen zu sprechen, die er in seiner Jugend auf der Jagd machte und auf die Erzählungen über Pflanzen- und Tierwelt, die er von den Jägern und Dienstmännern seines Vaters hörte. Von frühester Jugend an stand sein wissensdurstiges Geistesauge für alles offen, was sich zwischen den Sternen des Himmels und den Tiefen des Meeres regte. Der unbändige Wissenshunger trieb den Zwanzigjährigen aus der schwäbischen Heimat über die Alpen nach Italien, das damals wegen seiner Universitäten weit berühmt war. In Padua stürzte er sich in das Studium der „freien Künste“.

Die außergewöhnlich umfassende Begabung Alberts, der inzwischen in den Dominikanerorden eingetreten war, erregte bald die Aufmerksamkeit der Ordensleitung, und so wurde Albert in jungen Jahren als Lehrer den verschiedensten Ordenschulen zugeteilt. Wir finden ihn in Hildesheim, Freiburg i. Br., Regensburg, Straßburg und wiederholt in Köln, wo Thomas von Aquin als Schüler zu seinen Füßen saß. Auch an der Universität in Paris hielt er einige Zeit Vorlesungen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erlitt 1254 eine Unterbrechung, als er zum Provinzial der deutschen Ordensprovinz gewählt wurde. Er bewährte sich in seinem Amte als Provinzial so trefflich, daß Papst Alexander IV. ihn 1260 zum Bischof von Regensburg ernannte. Die Zustände der Diözese waren nichts weniger als erfreulich. Seine Vorgänger hatten das Bistum völlig verwahrlost zurückgelassen. Albert fand, wie es in einem alten Bericht heißt, „in der Kasse kein Geld, im Faß keinen Tropfen und in der Scheune kein Körnchen.“ Auch mit den religiösen Verhältnissen war es traurig bestellt. Mit apostolischem Eifer und Freimut machte sich der heilige Bischof an die Reform. Seine Tätigkeit hatte solchen Erfolg, daß er es bereits nach zwei Jahren wagen konnte, den Papst um Enthebung vom Bischofsamte zu bitten, damit er sich in Köln wieder ganz der Wissenschaft widmen konnte.

In aller Welt begann man von dem gelehrten Magister in Köln zu reden. Seine Gelehrsamkeit erschien manchen Zeitgenossen so unbegreiflich groß, daß sie glaubten, Albert stände mit dunklen Geheimkräften im Bunde. Eine solche alle Gebiete der Wissenschaft umfassende Gelehrsamkeit war bisher nicht dagewesen. Albert war Meister und Lehrer in der Theologie und Philosophie und in der Naturwissenschaft. Er war bewandert in Astronomie, Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Anthropologie, Chemie, Physik, Mechanik, Architektur usw. Dabei war Albert keineswegs ein lebensfremder Stubengelehrter, der teilnahmslos an den Ereignissen der Welt und den Geschicken seiner Mitmenschen vorüberging. Seine Zelle stand allen Ratholenden offen, er dünkte sich nicht zu gelehrt, dem einfachen Volke zu predigen und Beichte zu hören.

Albert verdiente zwar den Namen eines „Großen“, aber nicht eines Heiligen, wenn er die Wahrheit, die er lehrte, nicht auch gelebt hätte. Er war groß nicht nur an Gelehrsamkeit, sondern auch an Tugend. Die Wissenschaft hatte ihn nicht stolz gemacht; er blieb zeitlebens demütig und frommgläubig wie ein Kind. Demütig betrachtete er alle seine Erfolge als ein Gnadengeschenk Gottes, dessen Ehre all sein Arbeiten und Wirken galt und dem er mit einem Leben gemühtiefer, kerniger Gottinnigkeit diente. Die Größe seines Charakters zeigte sich besonders schön in seinem Verhältnis zum größten aller seiner Schüler, zu Thomas von Aquin. Während allzu leicht im Herzen eines Lehrers Eifersucht aufsteigt gegen einen Schüler, der ihn zu überflügeln droht, verfolgte Meister Albert mit herzlicher Anteilnahme den Höhenflug seines Lieblingsschülers. Und als später Thomas in seinen wissenschaftlichen Forschungen vielfach andere Wege als sein Meister einschlug, fühlte sich Albert keineswegs gekränkt. Er bewahrte seinem Schüler zeitlebens die Treue und unternahm noch als Greis von 84 Jahren die beschwerliche Reise von Köln nach Paris, um die Lehre Thomas' zu verteidigen und sich mit der ganzen Kraft seines Ansehens dafür einzusetzen. Nur eine wahrhaft große und edle Seele ist solch selbstloser Großherzigkeit fähig.

Die letzten Jahre seines Lebens verwandte der Heilige zu gewissenhafter Vorbereitung auf den Tod. Eine Legende aus dem 14. Jahrhundert erzählt, es habe den greisen Lehrer während einer Vorlesung plötzlich das Gedächtnis verlassen, so daß er seinen Vortrag abbrechen mußte. „Die Zuhörer waren bestürzt. Nach einer Weile faßte sich Albert und sprach: Hört, meine lieben Brüder, ich will euch etwas erzählen. In jungen Jahren betete ich viel zur Gottesmutter, sie möge mich im wahren Glauben erhalten und nicht zulassen, daß die Beschäftigung mit der Philosophie für mich eine Gefahr würde. Da erschien mir die Mutter der Barmherzigkeit und sprach: Sei beharrlich im Gebet und Studium! Gott wird durch deine Wissenschaft die ganze Kirche erleuchten. Damit du aber nicht im Glauben wankend werdest, soll vor deinem Tode alle Weisheit von dir genommen werden. Gott wird dich in kindlicher Einfalt und aufrichtigem Glauben von dieser Welt nehmen. Und dies soll das Zeichen sein: du wirst in öffentlicher Vorlesung das Gedächtnis verlieren. Und nun ist die Zeit gekommen.“

Mag es sich mit dieser Legende verhalten wie immer, auf jeden Fall gibt sie ein schönes Zeugnis von der inneren Verehrung der Muttergottes, die der Heilige von Kindheit an übte. Sein Leben und Streben hatte er unter den Schutz der Himmelskönigin gestellt. Am 15. November 1280 schied der treue Gottesfreund und zarte Marienverehrer, der kindlich fromme Mönch und weltberühmte Gelehrte aus dieser Zeitlichkeit. Das Leben eines der größten Deutschen war erloschen. König Ludwig I. von Bayern hat die Größe Alberts anerkannt, indem er seine Büste in die Reihe der großen Männer Deutschlands aufnehmen ließ, welche die Walhalla zieren.

Othmar

16. November

Die Leute von Remüs (Ramuosch) im Unterengadin hätten sich keinen bessern Seelsorger wünschen können als Herrn Othmar. Wenn er von der Kanzel das Evangelium vom guten Hirten verlas, dann nickten sie sich zu und dachten: „Da liest er nun seine eigene Beschreibung. Ist er nicht solch ein guter Hirte, wie es im heiligen Buch geschrieben steht? Tut er nicht alles für uns und ließe er nicht gewiß auch sein Leben, wenn es unser Heil gälte?“ Mit Zurückhaltung hatten die Leute den schwäbischen Grafensohn Othmar als ihren Pfarrherrn begrüßt. Von der Frömmigkeit adeliger Geistlicher hörte man nicht immer das Beste. Aber gar rasch schmolz das Eis, das sich um die Herzen der Remüser gelegt hatte wie um ihre Berge. Herr Othmar kannte so wenig Adelsdünkel wie das letzte arme Mütterlein im Dorf. Mit einem Eifer gab er sich seinem heiligen Amte hin, daß in kurzer Zeit der Ort ein ganz anderes Gesicht bekam. Seinem gütigen Worte und der zwingenden Macht seines guten Beispiels konnten sich die verhärtetsten Sünder nicht entziehen. Mit Stolz sahen die Remüser, wie man im ganzen Engadin von ihrem trefflichen Pfarrherrn sprach und wie sein Ruhm weit ins Land hinausdrang.

Das wurde ihnen nun freilich zum Verhängnis. Was brauchten die weltabgelegenen Dörfler einen so ausgezeichneten Gottesmann als Seelsorger? Gab es nicht Posten genug, wo ein Mann wie Othmar besser am Platz war? Da war z. B. das Kloster St. Gallen, das in den unruhigen Zeiten durch Plünderungen und Verheerungen stark gelitten hatte und wo auch die gelockerte Ordenszucht nach einer straffen Hand verlangte. Was lag näher, als daß Graf Waldram von Thurgau, der des Klosters Schutzvogt war, bei seiner Suche nach einem tüchtigen Mann an Pfarrer Othmar hängen blieb? Er stellte ihm die schwierige Lage des Klosters so eindringlich vor Augen, daß Othmar es für unrecht hielt, sich dem Rufe zu entziehen. Er nahm das Angebot des Grafen an, vertauschte den Pfarrertalar mit dem Ordenskleid und ließ sich von Karl Martell als Abt des Klosters bestätigen.

Mit Umsicht und Tatkraft machte sich Othmar an den wirtschaftlichen und religiösen Aufbau des Klosters. Er sammelte die von Kriegswirren zerstreuten Brüder und führte strenge Zucht ein nach der Regel des heiligen Benedikt. Die niedergebrannten Gebäude wuchsen stattlicher und mächtiger als zuvor aus den Trümmern. In die ausgeraubte Kasse flossen wieder Einkünfte aus dem Klostergut und Schenkungen von Wohltätern. Die Einnahmen kamen den Armen und Kranken zugute, für die Othmar stets eine offene Hand hatte. Nahe beim Kloster erhob sich ein Armen- und Krankenhaus, worin die Hilfsbedürftigen Unterschlupf und Verpflegung fanden. Eine Schule, die Abt Othmar ins Leben rief, wurde zu einer Quelle der Gesittung und Bildung und ein Mittelpunkt der Wissenschaft und Kultur. Das schwierige Werk des Wiederaufbaus der zerfallenen Abtei gelang

Othmar so gut, daß Neid und Eifersucht wach wurden. Zwei Gaugrafen ließen sich von der Habgier so weit hinreißen, daß sie dem Kloster St. Gallen wertvolle Besitzungen kurzerhand raubten. Als sich Othmar aufmachte, um in eigener Person beim König seine Klage gegen die ungerechten Grafen vorzubringen, lauerten ihm diese auf und setzten ihn gefangen. Nun mußten sie aber auch ihre Handlungsweise mit dem Schein des Rechts umkleiden. Der in ihrem Kerker in Ketten lag, durfte kein Unschuldiger sein. Sie ersannen eine Teufelei, die niederträchtig genug war, Othmar für immer unschädlich zu machen. Sie beschuldigten ihn, mit einer vor kurzem verstorbenen Frau Ehebruch begangen zu haben. In Bischof Sidonius von Konstanz fanden sie einen Mann, der ihrer Anschuldigung nur allzu willigen Glauben schenkte. Lag ihm doch selber viel daran, Othmar seiner Abtswürde zu entkleiden. Dieser Bischof, der seinem hohen Amte wenig Ehre machte, hatte drei Neffen, die er alle in guten Kirchenämtern versorgen wollte. Einem hatte er den Abtstab von St. Gallen zugeordnet; da mußte aber zuerst der hl. Othmar beseitigt werden. Nun boten ihm die beiden Gaugrafen eine willkommene Gelegenheit. Er ließ den Gefangenen und schmachlich Beschuldigten vor sein Gericht bringen. Was half es, daß Othmar, erschüttert über soviel Schurkerei, seine Unschuld beteuerte! Es fand sich ein bestochener Zeuge, der einen Meineid schwor. Othmars Schicksal war besiegelt. Das Urteil lautete: lebenslängliche Kerkerhaft! Wie furchtbar schwer muß dem unschuldig Verurteilten der Gang in den Kerker geworden sein! Wie mag er gelitten haben unter dem Schmutz, mit dem seine priesterliche Ehre besudelt worden war! Er hätte zusammenbrechen müssen, wenn er nicht in seinem unerschütterlichen Gottesglauben Halt und Trost gefunden hätte.

Über den meineidigen Zeugen kam zwar bald das Strafgericht Gottes. Von einer äußerst schmerzhaften Krankheit gequält, gestand er seine Freveltat. Aber die Gegner Othmars hatten allen Grund, dieses Bekenntnis totzuschweigen. Mit allen Mitteln wurde der Widerruf des falschen Zeugen unterdrückt. Ja, in ihrer Gewissenslosigkeit gingen die Schufte sogar noch weiter: sie gaben den Befehl, den Gefangenen langsam verhungern zu lassen. Nur der Treue eines Klosterbruders, der ihn heimlich mit Nahrung versorgte, hatte es Othmar zu danken, daß seine Feinde ihr teuflisches Ziel nicht erreichten. Endlich gelang es einem Edelmann, dem Gefangenen große Erleichterungen zu verschaffen. Er setzte es durch, daß Othmars Kerkerhaft auf der Burg Bodman in die Verbannung auf die Rheininsel Werd umgewandelt wurde. Zwei Jahre noch trug hier Othmar sein schweres Kreuz in stiller Geduld, bis es ihm der himmlische Vater durch einen seligen Tod am 16. November 759 abnahm. Zehn Jahre später brachten die Klosterbrüder von St. Gallen den Leib ihres so schmachvoll behandelten Abtes nach St. Gallen. Gott stellte die Ehre des heiligen Priesters wieder her, indem er das Grab Othmars durch viele Wunder verherrlichte.

Leopold

17. November
(Gedenktag am 15. November)

Leopold, dem die Geschichte den Namen „der Fromme“ gab, war ein Sprosse des fränkischen Geschlechtes der Babenberger. Die Babenberger sind die Begründer Österreichs und haben sich unvergängliche Verdienste um das Deutschtum erworben. Mit dem blanken Schwert verteidigten sie das Deutschtum der Donauländer gegen Böhmen und Ungarn. Unter ihrer gerechten Herrschaft freuten sich die Bauern, Bürger und Handwerker des wachsenden Wohlstandes und waren geschützt gegen Unrecht und Bedrückung. Der gottesfürchtige Sinn der Markgrafen ließ eine gesunde, echte Frömmigkeit im Lande aufblühen, und Wegkreuze und Kapellen, Kirchen und Klöster erstanden in reicher Fülle. In einem dieser Klöster, dem hochragenden Melk, erhielt Leopold seine Erziehung. Der geistesmächtige Bischof Altmann von Passau, den Kaiser Heinrich IV. wegen seiner Treue zum Papst des Landes verwiesen hatte, war sein Lehrer. Unter Altmanns kluger Pflege erhielt Leopold den strengen Sinn für Recht und Sitte, der ihn zeitlebens auszeichnete. Mit 23 Jahren fiel ihm nach dem Tode seines Vaters 1095 die Markgrafschaft Österreich zu. Das Ansehen, das sich Markgraf Leopold durch seine staatsmännische Klugheit, seinen unbestechlichen Sinn und lauterer Charakter bei den deutschen Fürsten erwarb, war so groß, daß ihm nach dem Tode Heinrichs V. die Kaiserkrone angeboten wurde. Leopold aber war so frei von allem Ehrgeiz, daß er diese Gelegenheit, seinem Geschlechte den höchsten Glanz zu sichern, vorübergehen ließ und die Fürsten dringend bat, von seiner Wahl abzustehen.

Leopold hatte das Glück, in Agnes, der Tochter Heinrichs IV., eine Gattin zu finden, die als treuer Kamerad seine Arbeiten und Sorgen teilte und an seinen Werken der Gottesliebe und Barmherzigkeit wärmsten Anteil nahm. Der glücklichen Ehe entsprossen 18 Kinder, von denen sich mehrere als Kirchenfürsten einen klangvollen Namen erwarben. Leopold war zu tiefst von der Wahrheit durchdrungen, daß es ohne lebendige Pflege der Religion keine wahre Wohlfahrt des Volkes gäbe. Große Summen verwendete er darauf, neue Kirchen zu bauen, die würdige Feier des Gottesdienstes zu heben und so die Herzen des Volkes für die Religion zu erwärmen und begeistern. Um diesem Werke dauernden Bestand zu geben, war er bestrebt, die Klöster zu vermehren und die schon bestehenden zu unterstützen. Durch seine Freigebigkeit entstanden die Klöster Klein-Mariazell, Heiligenkreuz, Klosterneuburg. Seine Fürsorge erfuhren die älteren Mönchsniederlassungen der Grenzmark, so besonders St. Florian, Kremsmünster und Melk.

Nichts wäre aber falscher, als wenn man von Markgraf Leopold ein Bild zeichnen würde, das ihn nur als freigebigen Klostergründer und als frommen Beter darstellt. Allzu leicht könnte da die Vorstellung aufsteigen, in Leopold hätte ein kriegsuntüchtiger Mönch die Markgrafschaft Österreich regiert. In Wirklichkeit aber

wußte Leopold das Schwert gar wohl zu führen. Es fehlte ihm keineswegs an Heldenmut und Tatkraft. Kein Feind durfte es wagen, ungestraft seinen Fuß über die Grenze zu setzen und das Deutschtum zu gefährden. Als die Ungarn ohne Kriegserklärung in die Grenzmark eingefallen waren, säumte Leopold trotz seiner Friedensliebe keinen Augenblick, zu den Waffen zu greifen und er bewies durch seine Heldengröße, daß er nicht bloß Frömmigkeit und Barmherzigkeit zu üben, sondern auch auf dem Schlachtfeld zu siegen wisse. Zweimal schlug er den landgierigen Feind und brachte ihm eine solch vernichtende Niederlage bei, daß ihm die Lust zu neuen Raubzügen verging.

Vier Jahrzehnte lang leitete Leopold die Geschicke Österreichs. Die Wohlfahrt des Landes blühte auf unter seiner klugen, friedlichen Regierung. Das Volk sah in Leopold nicht nur den gebietenden Markgrafen, dem es Gehorsam schuldete; ihm war Leopold der Vater der Armen, der Schützer des Rechts, der demütige Diener Gottes, der Hüter des häuslichen Herdes. Darum war die Trauer allgemein, als Leopold am 15. November 1136 die Augen schloß. Papst Innozenz VIII. ehrte das Andenken des edlen Fürsten in der Heiligsprechungsurkunde 1485 mit den rühmenden Worten: „Vierzig Jahre hat Leopold Österreich regiert und zwar in Zeiten, da jedermann in Deutschland, in Schrecken versetzt durch blutige Kriege, durch Mord und Brand und Verwüstungen zitterte. Er regierte milde, gerecht, menschenfreundlich. Und während andere Länder vom Blute triefen, bewahrte er das ihm anvertraute Land in gottgefälligem Frieden.“

Leonhard Porto Mauritio

18. November
(Gedenktag am 16. November)

Am herrlichen Strand der italienischen Riviera zwischen Genua und Nizza, in dem Fischerdorf Porto Mauritio, verlebte der Heilige als Paolo Casanuova (Paul Neuhaus) seine Jugend. Am 16. Dezember 1676 geboren, verlor er schon in frühester Kindheit seine brave Mutter. Der Vater gab dem Drängen des aufgeweckten Jungen nach und schickte ihn zum Studium nach Rom. Dank seiner Begabung und seines Lerneifers, errang sich Paul in Rom ausgezeichnete wissenschaftliche Erfolge, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Doch während der Vater ehrgeizige Pläne entwarf, hatte Paul im geheimen bereits einen Entschluß gefaßt, der Vaters stolzen Traum zunichte machen sollte. Er wollte Minderbruder werden und in Armut und Verborgenheit den Weg des hl. Franziskus gehen. Mit 21 Jahren erhielt

er als Bruder Leonhard das Ordenskleid. Sein glühendes Verlangen war, in den überseeischen Missionen als Märtyrer zu sterben. Sein Wunsch sollte sich erfüllen, aber in anderer Weise, als er es gedacht hatte: er wurde Missionar nicht bei den Heiden, sondern bei seinen Landsleuten, und Märtyrer nicht des Blutes, sondern der Liebe und Bußstrenge. Anfänglich freilich schien es, als sollte Leonhards Ordensleben ein Ende nehmen, ehe es recht begonnen hatte; kurz nach der Priesterweihe fiel Bruder Leonhard in eine lebensgefährliche Krankheit. Mehrere Jahre trotzte das hartnäckige Leiden allen Künsten und Versuchen der Ärzte. Da machte Leonhard mit Erlaubnis der Obern der allerseligsten Jungfrau das Gelübde, sein Leben lang als Missionar an der Bekehrung der Sünder arbeiten zu wollen, wenn er wieder gesunden sollte. Das Angebot wurde angenommen; Leonhard erhielt gegen alle Erwartung eine dauerhafte Gesundheit, die es ihm möglich machte, die schwere Arbeit eines Volksmissionars zu beginnen.

44 Jahre lang übte nun Leonhard den aufreibenden Missionsberuf aus. Seine Tätigkeit führte ihn in alle Gaue seines Vaterlandes und war von ganz außerordentlichem Erfolg begleitet. Er war ein Prediger, der durch die Macht seines Wortes einen wundersamen Zauber auf die Herzen seiner Zuhörer ausübte. Seinen ergreifenden Aufrufen zur Buße und Umkehr vermochten die verstocktesten Sünder nicht zu widerstehen. Wie meisterhaft verstand es Bruder Leonhard das Volk zu packen und bis ins tiefste aufzurütteln, mochte er nun gegen die Ausschweifungen der reichgewordenen Handelsstädte predigen oder gegen den unchristlichen Brauch der Blutrache auf Korsika. Über das Geheimnis der Ewigkeit sprach er einmal: „Sie ist ein Niemals, das immer anfängt und ein Immer, das niemals ein Ende nimmt. Ach, wir haben kein Maß dafür! Zieht ihr von irgend einer geschaffenen Menge einen Teil ab, so wird sie kleiner, fügt ihr etwas dazu, so wird sie größer. Zieht ihr aber von der Ewigkeit hunderttausend Jahre ab, so wird sie deshalb nicht um einen Punkt kleiner; fügt ihr eine Million von Jahrtausenden hinzu, so wird sie um keinen Augenblick länger. Die Ewigkeit ist unbeweglich, unermesslich, keiner Vergrößerung, keiner Verkleinerung fähig . . . Es gibt eine Ewigkeit, ihr Sünder, ja, es gibt eine Ewigkeit! Und im Angesichte dieser Ewigkeit lacht und scherzt und lebt ihr leichtsinnig in den Tag hinein? Es gibt eine Ewigkeit! Und im Angesicht dieser Ewigkeit buhlt und praßt und spielt ihr und treibt Kurzweil? Es gibt eine Ewigkeit! Und im Angesicht dieser Ewigkeit speit ihr Flüche und Lästerungen aus, nährt ihr Haß und Feindschaft, verunreinigt ihr euch mit schlechten Gedanken, schändlichen Begierden, bösen Taten und lebt als Feinde Gottes?“

Papst Klemens XII. beauftragte den berühmten, im Dienst der Kanzel ergrauten Redner Barberini, Leonhards Predigten, die soviel Aufsehen erregten, anzuhören und darüber zu berichten. Der Bericht lautete: „Ich habe noch nie einen eifrigeren Prediger gehört, und der Eindruck dieser Reden ist ein unbeschreiblicher. Ich selbst habe mich dabei der Tränen nicht erwehren können.“ Nie hätte Bruder Leonhard

mit seinen Predigten solch staunenswerten Erfolg erzielen können, wäre er nicht ein Mann des Gebetes gewesen. Vor Beginn jeder neuen Mission zog er sich in die Einsamkeit zurück, um aus der Vereinigung mit Gott Kraft und Gnade zu schöpfen. Seine Gottesliebe war so stark und glühend, daß er manchmal sagte: „Wenn ich auch sicher wüßte, daß ich in die Hölle komme, so würde ich doch aus ganzem Herzen Gott lieben.“ Diese Liebe machte ihn fähig, bis zur Erschöpfung seiner Kräfte für die Ehre Gottes und die Bekämpfung der Sünde zu arbeiten. Öfters sagte er: „Ich würde mich von ganzem Herzen glücklich schätzen, wenn ich mit meinem Blut und Leben nur eine einzige Todsünde verhindern könnte, die Gott soviel Mißfallen und Beleidigung verursacht.“ In seinen Predigten mühte er sich, das Volk für die Schönheit des Gebetes zu begeistern und leitete es immer wieder an, Stoßgebete zu verrichten, wie er ja auch selber fast immer das Gebetchen: Mein Jesus, Barmherzigkeit! im Munde führte. Die Lieblingsandachten des Heiligen waren die ewige Anbetung und die Kreuzwegandacht. Die ewige Anbetung, die vielerorts noch ganz unbekannt war, erhielt durch Bruder Leonhard weite Verbreitung; die Kreuzwegandacht hat niemand so unermüdlich gefördert wie er. Das „Tod-Christi-Läuten“, der fromme Brauch, jeden Freitag in der Mittagsstunde zum Gedächtnis der Sterbestunde des Herrn die Glocken zu läuten, geht auf St. Leonhard zurück.

Bruder Leonhard war kein Prediger, der dem Volk schmeichelte. In ungeschminkter Offenheit und unerbittlicher Strenge hielt er allen Ständen den Spiegel vor. Gleichwohl hingen die Leute mit verehrungsvoller Liebe an dem Prediger. Sie hörten in seinen Worten die heiße Liebe zu ihnen mitklingen, sie sahen sein eigenes abgetötetes Bußleben, sie schauten die Wunder, mit denen Gott seine Predigten nicht selten bekräftigte. So strömten sie überall in hellen Scharen zusammen, wenn Bruder Leonhard erschien und hingen an seinem Munde wie an dem eines gottgesandten Propheten.

Der Heilige starb wie ein Held auf dem Schlachtfeld. Mitten in der Arbeit, auf der Rückreise von einer Mission ereilte ihn am 26. November 1251 im Kloster St. Bonaventura zu Rom der Tod. Frohlockend konnte der unermüdliche Missionar seine reichen Garben in die himmlische Scheune tragen. Es war die Meinung des ganzen Volkes, was der Papst an der Bahre des Heiligen sprach: „Wir haben viel verloren, aber wir haben einen neuen Fürsprecher im Himmel erhalten.“

Elisabeth von Thüringen

19. November

Geboren 1207 zu Preßburg in Ungarn als Tochter des Königs Andreas II. wurde Elisabeth schon als Kind ihrer Heimat entrissen und mußte an den thüringischen Hof übersiedeln, um Braut und Gemahlin des jungen Erbprinzen Ludwig zu werden. Wie mag das Herz des Kindes gezittert haben in Schmerz, als es auf einmal losgerissen wurde von allem, womit es verwachsen war und woran es mit allen Fasern hing! Aber schon im Kinde müssen wir den kraftvollen Willen und die Entsagung bewundern, die Elisabeth inmitten der ihr so fremden Umgebung übte. Rasch suchte sie sich in die neue Umgebung zu finden. Sprühend von Leben war sie bald die Anführerin ihrer Spielgefährtinnen. Aber so fröhlich sie sich dem Spiel hingeben konnte, so plötzlich konnte mitten im lustigen Kurzweil ein schwermütiger Ernst über ihr Gesichtchen huschen. Sie brach rasch ab und sagte: „Nun hör ich auf, Gott zuliebe“, und schon verschwand sie hinter der Türe der Burgkapelle, um Jesus einen Besuch zu machen. Oft wußte sie das Spiel scheinbar unabsichtlich so zu lenken, daß die Mädchen ein Wetthüpfen zur Kirchentüre machten. So konnte sie unbemerkt wenigstens die Mauern streicheln, hinter denen sich der Herr verbarg. Einen Teil des Spielgewinns pflegte sie den Armen zu geben, die dafür ein Vaterunser beten mußten.

Früh schon ballten sich dunkle Gewitterwolken über dem Himmel des frohen Kinderparadieses zusammen. Im Jahre 1213 wurde Elisabeths Mutter, Königin Gertrud, als Opfer politischer Ränke ermordet; zwei Jahre später starb Landgraf Hermann, an dem Elisabeth einen lieben, väterlichen Beschützer verlor. Wie sehr hätte sie in den kommenden Jahren einen solchen Beschützer gebraucht! Immer lauter wurden die Stimmen, die sich gegen die Fremde erklärten und sie zur Landgräfin untauglich fanden. Sie zeigte eine ganz „unfürstliche“ Hinneigung zum armen Volk. Und was noch schlimmer war, sie war eine „Betschwester“! Wenn sie die Herrin des Landes wurde, mußte man fürchten, daß es aus war mit den glänzenden Hoffesten auf der Wartburg. Ihr ganzes Verhalten verletzte den üppigen Weltgeist ihrer Umgebung. Ihr stiller, beharrlicher Kampf gegen die Auswüchse der Mode reizte die Edelfräulein und Ritterfrauen. Schweren Anstoß erregte, als das heilige Mädchen gelegentlich eines Besuches in der Kirche zu Eisenach zum Ärger der Landgräfin Sofie die Krone vom Haupt nahm und sie vor dem Kruzifix niederlegte. Noch schlimmer freilich war es, daß sie von den Speisen, die aus ungerechten Einkünften stammten, nicht essen wollte und lieber hungerte, wenn sie annehmen mußte, daß die Speisen von solcher Herkunft seien. Elisabeth hatte gesehen, wie bei den Gastmählern der Ritter verpraßt wurde, was den armen Bauern genommen worden war, wie die Vornehmen von goldenen Tellern aßen, während die Armen vor der Wartburg mit einer Kruste Brot und dem Trunk Wasser aus der hohlen

Hand vorlieb nehmen mußten. Da war in ihr die Erkenntnis erwachsen, daß dieses alles ein sündiger Gegensatz sei und daß das widerspreche dem Grundgebote Gottes, der alle Menschen mit gleicher Liebe liebt und will, daß man den Nächsten lieben solle wie sich selbst. Dieser Gedanke ließ Elisabeth nicht mehr los ihr ganzes Leben lang.

Daß eine solche Einstellung auf der Wartburg als ein ständiger Vorwurf empfunden wurde, kann nicht wundernehmen. Die Mißstimmung gegen die „Fanatikerin“ wuchs immer mehr. Es kam so weit, daß man sich mit dem Gedanken trug, die Fremde zu ihrer Schande wieder ins Ungarnland heimzuschicken. Ohne Zaudern machte Ludwig den Wühlereien gegen seine Braut ein Ende, indem er die Vermählung vollzog. Im Jahre 1221 wurde die Trauung mit großer Pracht gefeiert. Elisabeth zählte kaum 15 Jahre, als sie dem um sechs Jahre älteren Ludwig angetraut wurde. Berechnende Staatsklugheit hatte einst die Ehe geplant; reine, christliche Liebe aber hatte sie geschlossen. Zwischen den beiden Gatten herrschte ein so herzliches Einvernehmen, wie es kein Minnesänger schöner besingen konnte. Ein neuer Geist zog mit der Vermählung auf der Wartburg ein. Das verschwenderische Treiben fand ein Ende. Ernster Sinn und Wohltätigkeit gaben der Burg ihr Gepräge. Ludwig ließ seiner Gemahlin völlige Freiheit, den Armen und Kranken beizustehen und ihren religiösen Übungen nachzugehen. Das volle Glück eines Lebens in ehelicher Liebe und Treue, bald auch in jungen Mutterfreuden, erfüllte Elisabeth und entschädigte sie im Übermaß für die Jahre der Entbehrungen und Verdemütigungen. Stolz war Elisabeth auf ihren Gatten, der klug und rasch der Mißwirtschaft am Hof ein Ende gemacht und das Irreiben der Raubgrafen beseitigt hatte. Nicht weniger stolz war Ludwig auf die Mutter seiner Kinder. Gern duldete er ihr nächtliches Gebet, ihr Fasten, ihre Bußübungen. Sie hatte seine Zustimmung, wenn sie von heiliger Liebe getrieben Aussätzige pflegte, Arme zu Grabe geleitete, Waisenkinder unter ihren Schutz nahm, in der Hungersnot des Jahres 1225 die Kassen leer plünderte, um niemand darben zu lassen. „Wenn sie mir nur die Wartburg, Naumburg und Eisenach nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden“, äußerte Ludwig einmal, als ihm boshafte Zungen über die „Verschwendung“ der Landgräfin klagten.

Im Jahre 1227 zog Ludwig nach Italien, um sich dem Kreuzzug Friedrich II. anzuschließen. Wenige Monate später traf die Kunde vom Tode ihres Gemahls ein. In namenlosem Schmerz lief Elisabeth durch die Gänge der Burg und schrie: „Tot? Er tot? Tot sei mir nun auch die Welt mit all ihrer Freude und Ehre!“ Da der Landgraf tot war, gewannen nun Elisabeths alte Feinde die Oberhand. All der Unwille, der sich im Lauf der Jahre gegen die Landgräfin aufgespeichert hatte, brach nun entfesselt hervor, als Ludwigs starke Hand sie nicht mehr schützte und sein jüngerer Bruder Heinrich Raspe die Herrschaft übernahm. Man würde Elisabeth eine standesgemäße Unterkunft noch gelassen haben, wenn sie sich dazu verstanden hätte, nicht mehr nach dem Ursprung der Speisen zu fragen. Wenn auch während der

Herrschaft Ludwigs viele Mißbräuche beseitigt worden waren, so war doch noch manche Einnahmequelle vorhanden, die Elisabeth in ihrem Feingefühl für Recht und Unrecht ablehnen mußte. Ihr Beichtvater, der überstrenge Konrad von Marburg, hatte sie verpflichtet, keine Speise anzurühren, deren einwandfreie Herkunft nicht ganz sicher sei. Nun stellte Heinrich Raspe sie vor die Wahl: Entweder müsse sie an der gemeinsamen Tafel ohne Vorbehalt mitspeisen oder sie würde ihres Witwengutes beraubt. Für Elisabeth gab es kein Bedenken. Sie hielt sich an das Verbot ihres Beichtvaters und verließ mitten im Winter die Wartburg. Mit ihren drei Kindern irrte sie in Eisenach umher und konnte nirgends Aufnahme finden. Die Leute, die von Elisabeth schon so viel Gutes empfangen hatten, fürchteten sich vor dem Zorn des neuen Herrn. Ein früherer Schweinestall, der nun als Rumpelkammer benützt wurde, war Elisabeths erstes Nachtquartier. In diesem Abgrund des Leides fand sie den Mut, Gott für die Heimsuchung zu danken und im Franziskanerkloster ein Te Deum singen zu lassen. Als Tochter des hl. Franziskus ging sie nun den harten Weg der Armut. Es drängte sie, als Bettlerin von Tür zu Tür zu gehen und von den Almosen gutherziger Menschen zu leben oder in ein Kloster einzutreten. Konrad von Marburg aber gestattete das nicht. Wohl erlaubte er ihr 1228, in der Barfüßerkirche zu Eisenach in einem feierlichen Gelübde auf Verwandte und Kinder, auf eigenen Willen und auf allen Glanz der Welt zu entsagen, nicht jedoch auf ihr Vermögen zu verzichten. Sie sollte im Besitz ihrer Güter bleiben, um den Reichen das Beispiel echter Nächstenliebe geben zu können. Mit Konrad zog sie nach Marburg, legte dort das Kleid einer Terziarin an und gründete ein Krankenhaus für sich und ihre beiden Gefährtinnen Guda und Isentrud. Hier lebte sie in äußerster Entbehrung, losgelöst von den eigenen Kindern, später auch noch von ihren beiden treuen Mägden. Statt der beiden Freundinnen teilten nun zwei zänkische Frauen ihre Stube. Nicht nur im Spital, auch in der eigenen Stube pflegte Elisabeth bei Tag und Nacht ohne Rücksicht auf ihre zerfallenden Kräfte kranke Kinder, Arme, Aussätzige. Mit den wunderbaren Kräften ihrer Seele brachte sie den Genesenden neuen Lebensmut, labte die Kranken und tröstete die Sterbenden. Jeder Gedanke und jede Erregung ihrer Seele, ihre ganze seelische und geistige Kraft gehörte Gott und den Mitmenschen, die ihr Gottesbrüder und „Schwestern“ waren. Mehr und mehr erwachte das mystische Leben der mittelalterlichen Heiligen in Elisabeth; sie geißelte ihren Leib, wunderbare Ereignisse geschahen durch ihre Gegenwart, Visionen und Verzückungen senkten sich im Gebet über ihre Seele, tagelang bedurfte sie keiner irdischen Speise mehr, bis in der Nacht zum 17. November 1231 ein seliges Sterben die müde Seele zu Gott, ihrem Ziele, heimführte. Ihr Antlitz leuchtete im Sterben. Mit lauter Stimme rief sie: „O Maria, komm mir zu Hilfe – der Augenblick ist da, wo der Allmächtige seine Freunde zur Hochzeit ladet. Es naht der Bräutigam, seine Braut zu holen.“ Darauf sagte sie leise: „Stille, stille –“, neigte friedlich ihr Haupt, das einst eine goldene Krone

schmückte, wie in sanftem Schlummer und gab friedvoll und glücklich ihre Seele in die Hände des Schöpfers zurück. Sie war kaum 24jährig.

Noch lag der Leichnam auf der Bahre, da begann schon die Verehrung der Heiligen, die von Marburg aus über Thüringen und Deutschland hinaus immer weitere Kreise ziehen sollte. „Man kann wohl sagen“, schreibt Alban Stolz, „daß außer der Muttergottes noch keine weibliche Person eine größere, weiter verbreitete Verherrlichung auf Erden gefunden hat als die hl. Elisabeth.“ Wunder über Wunder geschahen an der geheiligten Stätte ihres Grabes. Schon vier Jahre nach Elisabeths Tod, am 1. Juni 1235, schrieb Papst Gregor IX. ihren Namen in das Verzeichnis der Heiligen ein. Heinrich Raspe, ihr früherer Widersacher, legte im gleichen Jahr noch den Grundstein zur berühmten Elisabethkirche in Marburg und wurde somit der Anwalt ihres Ruhms.

Immer wird es gelten, was ein protestantischer Geschichtsschreiber von dieser durch und durch deutschen Heiligen sagte: „Wenn jemals das deutsche Volk auf diese Frau vergäße, dann sollte man seinen Schild zerschlagen und sein Schwert zerbrechen.“

P. Michael Augustin Pro

20. November

(Gedenktag am 23. November)

Von den vielen Katholiken, die dem Religionshaß der freimaurerischen Machthaber Mexikos zum Opfer fielen, ist vor allem der Jesuitenpater Michael Augustin Pro bekannt geworden.

Im Herzen des landschaftlich so unvergleichlich schönen Mexiko, in Guadalupe, wurde Michael Pro 1891 als das dritte von elf Kindern geboren. Die Eltern waren tief religiös. Sie bewährten ihre christlichen Tugenden in der Zeit der Bedrängnis aufs Schönste. Als dem Vater der von Kugeln durchschossene Leichnam seines Sohnes gezeigt wurde, blieb sein Auge trocken. Er küßte nur voll Ehrfurcht die Stirne seines Kindes. Der Schmerz fand keinen Raum neben dem stolzen Bewußtsein, daß er Christus seinen Sohn hatte schenken dürfen. Als er 1914 durch die Raubscharen Carranzas wegen seines katholischen Glaubens alle seine Güter eingebüßt hatte und nur durch schleunige Flucht sich dem Tode entziehen konnte, zeigte auch die Mutter, Josefa Juarez, die Größe ihrer Seelenstärke. Selbst leidend mußte sie mit vier kleinen Kindern nach Guadalajara flüchten, um dort etwas Sicherheit zu finden. Aber ohne Murren fügte sie sich in die ungewohnte Armut und suchte mit ihrer Hände Arbeit ihre Familie durchzubringen.

Michael war ein braves Kind, aber wenig an ihm verriet einen werdenden Heiligen. Wohl hatte er Talent zum Lernen, aber das Umherstrolchen im Bergwerk des Vaters reizte ihn weit mehr als das Stillsitzen auf der Schulbank. Gar manchmal mußte der Vater zum Stock greifen, um Michael für eine kindliche Unart zu züchtigen. Von einem bösen Streich erzählte er später gern selber: Eines Tages stieg in ihm große Lust nach zuckrigem Naschwerk auf. Obwohl er keinen Pfennig in der Tasche hatte, ging er wohlgemut in eine Konditorei und kaufte Bonbons. Als der mißtrauische Konditor sie ihm nur zögernd gab, sagte er selbstbewußt: „Seien Sie nicht bange, ich werde sie schon bezahlen.“ Da der erste Pumpversuch so gut gelungen war, kaufte Michael noch öfter auf solche Art Schleckereien und bezahlte mit Versprechungen. So schwoll die Rechnung immer bedenklicher an, und der Kaufmann wandte sich schließlich an die Mutter des hoffnungsvollen Jünglings. Die bezahlte ohne Widerrede. Aber Michael behielt die Quittung, die ihm abends präsentiert wurde, noch lange im Gedächtnis. In der Schule war der quecksilbrige, lustige Junge, dem allzeit der Schalk im Nacken saß, bei allen Kameraden beliebt. Im Raufen fürchtete er keinen, auch nicht die schlimmsten Streithähne. Nachdem er zu Saltillo und Mexiko in Studienhäusern einige Kurse mitgemacht hatte, nahm der Vater seinen 15jährigen Ältesten in seinen Betrieb. Da Michael sehr geschäftsbegabt war und sich rasch in die Büroarbeit einlebte, konnte der Vater gar wohl mit ihm zufrieden sein. Lustig und heiter, wurde Michael der Liebling der Bergleute und der gern gesehene Gast in jedem geselligen Kreis. Er spielte Mandoline und Gitarre, zeichnete sich als Sänger durch feinen Geschmack aus und war ein Meister der Unterhaltung. Es war immer ein köstlicher Genuß, wenn Michael Pro aus seinem „Buch der Weisheiten“, wie er sein unerschöpfliches Arsenal von Scherzen, Witzen, Anekdoten, Liedern nannte, zum allgemeinen Gaudium vortrug. Die Frömmigkeit spielte in diesen Jahren im Leben des jungen Michael noch keine allzu bedeutende Rolle. An einem Eintritt in den Ordensstand dachte er schon gar nicht.

Im Jahre 1910 traten zwei Schwestern Michaels in den Ordensstand. Dieses Beispiel wirkte ansteckend. Michael erzählte später einmal, wie die Gnade der Berufung über ihn kam: „Ich trat in eine Kirche, wo gerade ein Ordensmann über das Leiden Christi predigte. Da hörte ich, wie er sagte: Seht, alles das hat unser Herr für uns getan, was aber tun wir für Christus? Diese Worte packten mich lebhaft; immer wieder mußte ich mich in Gedanken fragen: was habe ich für Christus getan? Dieser Gedanke grub sich so tief in meine Seele, daß ich mich entschloß, meinem göttlichen Führer in nächster Nähe nachzufolgen. Ich trat also nach wenigen Tagen in die Gesellschaft Jesu.“ Es war am 10. August 1911, als Michael Augustin Pro zu El Llano das Noviziat in der Gesellschaft Jesu begann. Die Heiterkeit seines Wesens und seine launige Art entzückten alle Mitnovizen und Patres. „Seine Scherze“, so erzählt ein Pater, „waren nicht gewöhnliche Straßen-

ware; geistvoll und fein trug er sie mit unnachahmlichem Gebärdenspiel vor. Er war der ideale Gesellschafter in der Erholung, erster Spieler bei den kleinen Gesellschaftsveranstaltungen, die an gewissen Festtagen die Ordensgemeinde abhielt.“ Der witzige Gesellschafter war auch ein tief religiöser Mensch, dessen übernatürliche Auffassung und Liebe die Bewunderung seiner Obern und Ordensbrüder erweckte. Seine Demut erbaute alle. Der Novizenmeister versuchte vergeblich, Frater Pro durch Verdemütigungen zu verwirren oder kleinzukriegen. Das kam daher, bekannte Pro eines Tages, weil er ein für allemal seine Ehre Gott zum Opfer gebracht habe.

Die ersten Ordensjahre P. Pros standen unter friedlichen Sternen. Aber schon 1914 begann unter Präsident Carranza die Schreckensherrschaft. Die Söldlinge Carranzas stürmten die Kirchen, die Heiligenbilder wurden auf den Boden geworfen, über sie hinweg gingen die wilden Tänze der Heiligtumsschänder. Das Bild des Gekreuzigten, der Tabernakel, selbst die Monstranz mit dem hochwürdigsten Gut wurde zur Zielscheibe ihrer Kugeln. Das Noviziathaus, in dem Michael Pro seinen Studien oblag, wurde aufgehoben. Da die Verfolgung die Einrichtung eines Studienhauses unmöglich machte, mußten sich die Obern P. Pros dazu verstehen, ihre Untergebenen ins Ausland zu schicken. Über Kalifornien und New-York ging die Fahrt nach Granada in Spanien. Obwohl P. Pro sehr viel unter einem bösen Magenleiden zu dulden hatte, nahm er die Strapazen der Reise, die Sorge um die gefährdeten Angehörigen in der Heimat, die Entbehrungen der Ausbildungsjahre in der Fremde mit unverwüstlichem Humor auf sich. Ein spanischer Pater erzählt: „Wir wußten immer, wann P. Pro Hiobsnachrichten über seine Familie erhalten hatte. Er zeigte sich dann immer noch heiterer als gewöhnlich.“ Ein anderer Pater schreibt: „Manche meinten, seine Heiterkeit sei ein natürlicher Ausfluß seiner Charakteranlage; aber das nervöse Zucken seines Körpers verriet mitunter die furchtbaren Magenschmerzen, unter denen er zu leiden hatte.“ War man ihm zu nahe getreten, so verdoppelte er seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, um den Anschein zu erwecken, er habe die Unzartheit überhaupt nicht bemerkt. Um seine Mitbrüder zu erfreuen, war ihm kein Opfer zu schwer. Einmal opferte er fast seine ganzen großen Ferien, um für sie Spiele einzurichten und kleine Feiernstunden vorzubereiten. Ein Schauspieler von höchster Begabung konnte Pro den harmlosesten Belanglosigkeiten einen derart komischen Anstrich geben, daß auch der ärgste Griesgram die Segel streichen mußte.

Am 31. August 1925 empfing Pater Pro die hl. Priesterweihe. Wenn auch die Trennung von den Seinen ein bitterer Tropfen im Freudenkelch dieses Tages war, so war doch sein Herz voll der Seligkeit. Nach mehreren Magenoperationen, einem Aufenthalt in Enghien (Belgien) und einer Wallfahrt nach Lourdes wurde P. Pro von seinen Obern in sein geliebtes, vom Sturm der Revolution durchjagtes Heimatland zurückgerufen. Calles hatte den leidenschaftlichen Kampf gegen die katholische

Kirche aufgenommen. Die katholischen Schulen wurden geschlossen, den Priestern die Ausübung der Seelsorge verboten, die Ordensleute aus ihren Klöstern vertrieben. Die Kirchen standen leer. Das heilige Opfer konnte nur noch im geheimen in Privathäusern, gefeiert werden. Von der Liebe Christi gedrängt eilte Pater Pro unverzüglich nach Mexiko zurück. Als ein Verfolgter, dem Tod Geweihter, opferte er sich für sein liebes Volk. Tag und Nacht war er tätig. Äußerlich so wenig Priester als nur möglich, innerlich aber ganz. Er besuchte Kranke, las irgendwo in einem Versteck die hl. Messe, teilte an Tags zuvor bestimmten Orten die hl. Kommunion aus, hielt in allen möglichen Räumen seine „Konferenzen“ (Exerzitien). Er erzählt: „Da die meisten der Unsrigen zu bekannt sind und sich nicht sehen lassen dürfen, wenn sie nicht geschnappt werden wollen, muß ich stets auf den Beinen sein, um bald den einen, bald den andern zu ersetzen, und Tag und Nacht von Pontius zu Pilatus rennen.“ Er staunt selbst, wie er den ungeheuren Anstrengungen gewachsen ist. „Ich schwächliches, zerbrechliches Menschenkind, ich, der interessante Patient zweier europäischer Kliniken, der seine Tage in Strecklage auf dem Diwan hinbrachte und nichts als Fleischbrühe zu essen bekam? . . . All das beweist aufs Untrüglichste, daß ich in Wirklichkeit nur das Werkzeug einer besonderen göttlichen Vorsehung bin, sonst hätte ich längst alles hinwerfen müssen . . . Ihnen darf ich es ja sagen: für meine Eitelkeit springt bei der ganzen Sache nichts heraus. Ich kann's einfach mit Händen greifen, daß ich selber nichts bin, und daß das Gute, das durch mich geschieht, nicht mein Ich, sondern die Gnade Gottes mit mir wirkt.“

Spione umschlichen Pater Pro und suchten ihn bei einer verbotenen kirchlichen Handlung zu erwischen. Jede Stunde war er in Gefahr, „geschnappt“ zu werden. Seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart spielte den Häschern oft einen Possen. Die abenteuerlichsten Tricks mußte er oft anwenden, um noch im letzten Augenblick dem Zugriff der Polizei zu entweichen. Einmal spielte er so trefflich einen falschen Kriminalbeamten, daß die Polizisten, die den Eingang zum Raum, in dem Gottesdienst stattfinden sollte, bereits besetzt hatten, vor ihm die prachtvollsten militärischen Ehrenbezeugungen machten. Wie wenig er das Martyrium fürchtete, zeigen seine Worte: „Meine Freunde, bittet Gott, daß mein liebster Traum Wirklichkeit werde. Ich habe dem sauertöpfigsten Heiligen des Paradieses versprochen, ich würde ihm einen jarabe tapatio (einen urkomischen mexikanischen Tanz) vorantzen, wenn der gegen mich ausgestellte Verhaftungsbefehl mich wirklich erreiche.“

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Ein Attentat auf General Obregon wurde P. Pro zum Verhängnis. Obschon er in keiner Weise daran beteiligt war, wurde er, nachdem sein Aufenthalt durch die unvorsichtige Aussage eines Gefangenen verraten war, verhaftet. „Kinder, sie haben uns nun“, sagte er zu seinen zwei Brüdern, die mit ihm gefangen genommen wurden. „Wir wollen unser Leben für den Frieden Mexikos opfern, Gott möge unser Opfer annehmen!“ Ein paar Tage verbrachte P. Pro im Gefängnis und wurde dann ohne Untersuchung und ohne jede Ver-

teidigungsmöglichkeit mit seinem Bruder Humberto zum Tode verurteilt. Am 23. November 1927 wurde das Urteil vollzogen. Pater Pro beteuerte nochmal seine Unschuld, verzieh seinen Feinden, rief um Gottes Erbarmen für sein Land, segnete die umstehende Menge und erwartete auf den Knien mit dem Ruf: „Es lebe Christus der König!“ den ersehnten Martertod. Noch am gleichen Nachmittag begann der Zulauf zu seinem Sarg. Ein nicht versiegender Strom von Menschen pilgerte nach dem Hause, in dem blutüberströmt die Leiber der Brüder aufbewahrt waren. Tausende und Abertausende kamen, um dort zu beten. Viele rührten Andachtsgegenstände an den Särgen an. Unter den begeisterten Rufen der Volksmenge: „Hoch die Märtyrer, hoch der Klerus Mexikos, hoch die katholische Religion!“ wurden die beiden Märtyrer auf den Friedhof geleitet. Über 500 Autos begleiteten den endlosen Leichenzug, alle im reichsten Schmuck. Der Vater warf als erster eine Schaufel Erde auf die lieben Überreste. Dann sagte er schlicht: „Es ist vorüber. Großer Gott, wir loben dich!“ Die ergriffene Volksmenge sang das Lied zu Ende. So wissen Christen zu leiden und zu sterben.

Kolumban

21. November

Auf der grünen Insel Irland war er aufgewachsen und hatte von seiner ausgezeichneten Mutter eine treffliche Erziehung erhalten. Als ihre Frauenhände die Zucht des unbändigen Knaben nicht mehr genugsam meistern konnten, vertraute sie ihren Liebling einer Klosterschule an. Mit frohem Mutterstolz verfolgte sie die prächtige Entwicklung Kolumbans. Eine lautere Seele wohnte im Gehäuse eines stattlichen Yrpers. Mit stillem Wohlgefallen ruhte manches Frauenauge auf dem edlen Jüngling, manch süße Schmeichelreden klangen an sein Ohr, manch leiser Händedruck verriet ihm geheime Herzensregungen. Es mag dem jugendlichen Grafensohn nicht leicht geworden sein, den schmeichelnden Sirenenengesang zum Schweigen zu bringen und den Sieg zu gewinnen. Klar stand das Lebensziel vor seinen Augen: nicht von seidenen Frauensflechten wollte er sich binden lassen, sondern von dem harten Ledergurt des Klosterkleides. Er überwand den Widerstand der Mutter, gab sich unter die Leitung eines gelehrten Abtes und wurde in kurzen Jahren einer der tüchtigsten Mönche des berühmten Klosters Bangor.

Es ging in diesen Jahren – um die Wende des 6. Jahrhunderts – ein wunderbarer Wandertrieb durch die Mönche Irlands. Es drängte sie, die ihnen so teuer

gewordene christliche Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten. Unbekümmert um die schwierigen Zeitverhältnisse, um fremde Sitten, fremde Sprachen und hunderterlei andere Erschwernisse trugen sie die Predigt vom einzig wahren Gott und Jesus Christus seinem Sohn in die weitesten Fernen. Auf ihren einfachen Booten überquerten sie den Ozean und verkündeten auf dem Festland, von der Nordsee bis ans Ufer der Donau und weit hinein in die rätischen Lande Lehre und Beispiel des gekreuzigten Welterlösers. Einer der ersten dieser irischen Glaubensboten war Kolumban. Mit einem Dutzend gleichgesinnter Begleiter, unter denen auch St. Gallus war, segelte Kolumban 585 nach dem Festland. König Guntram von Burgund empfing die Glaubensboten mit Ehrerbietung und bat sie, in seinem Lande zu bleiben. Die religiösen Zustände des Franken- und Burgunderreiches waren damals sehr schlimm. Mutig machte sich Kolumban an die Arbeit. Anfangs standen die Leute den Glaubensboten wohl mißtrauisch gegenüber. Sahen sie doch auch allzu absonderlich aus in ihrer irischen Pilgertracht. Doch bald schwand die Zurückhaltung, und die Missionare konnten Gott für reiche Erfolge danken. Kaum hatte Kolumban in der Vogesenwildnis von Annegray die erste Klostersiedlung gegründet, da strömten so viele junge Leute herbei und baten um Aufnahme, daß er in Luxeuil eine zweite größere und schließlich in Fontaine eine dritte Klostersiedlung schaffen mußte. Dieser Zulauf war um so auffallender, als Kolumban an die Mönche die höchsten Anforderungen stellte. Unbekannt mit der milden Regel des hl. Benedikt hatte er selbst eine strenge und harte Regel aufgestellt, die keinerlei Schonung kannte. Die Abtötung wurde bis aufs äußerste getrieben, körperliche Arbeit wechselte mit Studium und Gebet, Bauernsöhne wie Fürstensprößlinge mußten da mit Hand anlegen, die Wälder zu roden, die Felder zu bestellen und die Ernte einzuheimsen. Eine einzige Mahlzeit am Tag mußte der Klostersiedlung genügen; Genuß von Fleisch war nie erlaubt. Trotz dieser ungewöhnlich harten Klosterzucht hingen die Mönche doch voll Liebe an Kolumban. Sahen sie doch, daß er nichts von ihnen verlangte, was er nicht selber aufs treueste übte. War er auch aufbrausend und unbeugsam streng in Zucht und Züchtigung, so fühlten die Mönche doch deutlich genug, daß die harte Schale einen weichen Kern umschloß und daß der starke Mann von seltsamer Gemühtiefe und voll Erbarmen gegen alle Notleidenden war. Selbst die Tiere fühlten diese heilige Güte Kolumbans. Ein reicher Kranz von sinnigen Tierlegenden erzählt davon, wie Wölfe vertraulich ihre Schnauzen an seiner Kutte rieben und ihm kein Leids zufügten; wie Bären ihre Höhlen räumten, um ihm Platz zu machen, wie die Vögel sich auf seine Schulter setzten, wie ein Eichhörnchen sich's im weiten Ärmel seiner Kutte wohl sein ließ, als hätte es dort sein Nest. Rührend ist es, wie der scheinbar so harte Mann für die Erschöpften und Kranken unter den Klosterbrüdern besorgt war, wie er sich der jungen Mönche annahm, daß sie ja nicht überlastet wurden, wie er den Kindern der Klosterschule seine ganz besondere Liebe schenkte.

Seine irländischen Sonderbarkeiten, der ungeschminkte Freimut seiner Rede, das mit allzuviel Salz und Pfeffer gewürzte Sendschreiben an die gallischen Bischöfe, in dem er sie an die Erfüllung ihrer Pflichten mahnte, und sich gleichsam als Lehrer und Meister der gallischen Kirche aufspielte, die Starrheit seines Charakters, die keinen Widerspruch vertrug, verwickelten Kolumban in tausenderlei Unannehmlichkeiten mit Klerus und Volk. Zum Verhängnis wurde ihm die Beziehung zum königlichen Hof. Der junge König Theuderich schätzte Kolumban, besuchte ihn öfter und nahm es auch ungekränkt an, wenn der Missionar ihm wegen seiner sittlichen Ausschweifungen ernste Vorstellungen machte. Er fügte sich sogar so weit, daß er durch Eingehen einer rechtmäßigen Ehe seinem zügellosen Leben ein Ende machen wollte. Doch da ließ Theuderichs Großmutter, die berüchtigte Brunhilde, ihre Ränkekünste spielen, da sie fürchtete, durch eine Königin ihren Einfluß am Hof zu verlieren. Sie bestärkte ihren Enkel in seiner Sittenlosigkeit und brachte ihn sogar so weit, daß er die ihm bereits angetraute Gattin unter Beraubung der Mitgift aus dem Lande jagte. So kam es zum völligen Bruch zwischen Kolumban und Theuderich. Von der Großmutter aufgehetzt, ließ der König den Glaubensboten, der ihm mit flammender Entrüstung sein Unrecht vorhielt, gewaltsam über die Grenze schaffen. Wie mag es in dem leidenschaftlichen Mann gestürmt und getobt haben, als er so schändlich sich von seinen Klöstern losgerissen sah! In dem Abschiedsbrief, den er von der Verbannung aus an die Seinen schrieb, hat der Sturm des ersten Zorns einer tiefen Trauer Platz gemacht. Da klagt er: „Das Herz blutet mir, meine Seele ist zerrissen“.

Begleitet von den irischen Mönchen, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, gelangte Kolumban in die Schweiz und ließ sich am Zürichersee nieder, um sein ferneres Leben der Bekehrung der Alemannen zu widmen. Durch eine unbesonnene Tat reizte er jedoch den Zorn der Alemannen so stark, daß er zur Flucht gezwungen wurde. In Arbon und in Bregenz am Bodensee fanden die Missionare ein neues Arbeitsfeld. Schon wuchs eine blühende Pflanzstätte christlicher Kultur im Bregenzerlande auf, da zwangen auftauchende Widerstände den Greis aufs neue, zum Wanderstab zu greifen. Im Jahre 613 zog er über die Alpenpässe nach Italien, wo er vom Langobardenkönig Agilulf freundlich aufgenommen wurde. In dem Kloster Bobbio, das er gründete, suchte er nach dem unstillen Wanderleben Ruhe in beglückender Gottesnähe. Die Boten, die ihm die Kunde vom Fall Theuderichs und der Hinrichtung Brunhildens brachten, und ihn einluden, nach Luxeuil zu kommen, mußten ohne den Abt ins Burgunderland heimkehren. So groß auch seine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit seinen Mönchen war, er brachte das Opfer des Verzichtes und erwartete den Tod, der ihn aus dem Land der Verbannung in die Ewigkeit bringen sollte. Am 23. November 615 ging Kolumban in die ewige Ruhe ein.

Caecilia

22. November

Wer jemals mit dem dünnen, flackernden Kerzchen in der Hand durch endlose Gänge der Katakomben geschritten ist, durch diese dunklen Stollen, in denen das Urchristentum 300 Jahre lang an den Gräbern seiner getöteten Brüder und Schwestern gebetet und geweint hat, wird dieses Erlebnis nie mehr vergessen können. Immer noch steht sie vor meiner Seele, die zarte Mädchengestalt aus weißem Marmor, die in der Kalixtuskatakomben aus dem Dunkel einer Grabnische hervorleuchtet — die rührend schöne Gestalt eines kaum erblühten, scheinbar schlafenden Mädchens, den Kopf mit dem Schleier verhüllt und die Arme müde ausgestreckt. Man möchte glauben, das Mädchen schlummere in seligen Träumen, wenn nicht der tiefe, blutrote Schnitt im Nacken allzu deutlich davon spräche, daß das Mädchen keines natürlichen Todes gestorben ist.

Die Legende der heiligen Caecilia wird vor dieser rührenden Mädchengestalt lebendig. Caecilia, deren Vorfahren als Senatoren im römischen Staatsrat saßen, war schon in früher Jugend insgeheim Christin geworden. Ihr Name Caecilia, d. h. die Blinde, war ein Sinnbild ihres Wesens: blind war sie für die Welt und die Lockungen des Reichtums und der Lust, aber hellsehend für Gott und die Wunder seiner Liebe. Überwältigt von inniger Christusminne, verlobte sie sich dem reinen Lamm in ewiger Jungfräulichkeit. Als die Anmut des aufblühenden Mädchens den edlen, jungen Valerian immer häufiger in den Palast der Caecilier lockte und die Eltern erfreut über seine Werbung, schon zur Hochzeit rüsteten, ergriff Caecilia Bangen. Wie sollte sie ihr Geheimnis wahren? Erst am Hochzeitstag faßte sie sich ein Herz und erzählte Valerian, daß sie sich bereits ihrem Gott verlobt habe und unter dem Schutze seines Engels stehe. Als sie sein ungläubiges Lächeln sah, versprach sie ihm in herrlichem Gottvertrauen, er werde Gottes Engel leibhaftig ihr zur Seite stehen sehen, wenn das Wasser der Taufe seine Stirn genetzt habe. Es ist ein rühmendes Zeichen von Valerians edlem Sinn, daß er ihrem Bitten folgte und von Papst Urban sich in der Lehre Christi unterweisen und durch die Taufe in die Liebesgemeinschaft der Christen aufnehmen ließ. Gott ließ es zu, daß der Getaufte seine Braut Caecilia unter der Obhut eines Engels sah, wie sie es ihm versprochen hatte. Dieses wunderbare Erlebnis schuf aus Valerian einen begeisterten Christusjünger. In seinem Aposteleifer gewann er auch seinen Bruder Tiburtius für das Christentum. Todesmutig rühmten sich die beiden in aller Öffentlichkeit ihres Christentums und standen zu ihrem Bekenntnis, auch als der Präfekt Almachius sie verhaften und hinrichten ließ. Als Almachius die gierigen Hände nach den Gütern der beiden Märtyrer ausstrecken wollte, da mußte er die unangenehme Überraschung erleben, daß alle die reichen Güter der beiden Brüder schon längst verkauft und unter die Armen verteilt

worden waren. Caecilia war es, die dem Gesetz ein Schnippchen geschlagen hatte. Bleich vor Wut, vergaß der Präfekt die Rücksicht auf das erlauchte Geschlecht der Caecilier. Er ließ Caecilia gefesselt vor seinen Richterstuhl schleppen. Mutig bekannte sie sich ohne Zaudern als Christin. Almachius begann das Verhör mit der Frage: „Wozu zählst du dich?“ Caecilia antwortete: „Ich bin eine Freigeborene, aus edlem Geschlechte“. — „Ich frage dich nicht nach deiner Familie, sondern nach deinem Bekenntnis!“ — „Dann hast du deine Frage reichlich ungeschickt gestellt“. Zornig fuhr Almachius auf: „Wie kommst du dazu, mir so frech zu antworten?“ — „Das macht mein gutes Gewissen“. Nun suchte sie der Präfekt mit dem Hinweis auf seine Macht einzuschüchtern; Caecilia aber sprach: „Deine Macht ist wie ein luftgefüllter Schlauch. Man braucht nur mit der Nadel hineinzustechen, und er fällt schlaff zusammen“. Auf den Vorhalt des Richters: „Mit Beleidigungen hast du angefangen und bis jetzt habe ich nichts von dir gehört als Widerworte“, entgegnete das junge Mädchen: „Die Wahrheit sagen ist keine Beleidigung. Habe ich gelogen, so weise mir's nach. Wenn nicht, so packe dich selbst bei der Nase.“ Den Vorwurf des Präfekten: „An Hochmut scheint es dir nicht zu fehlen“, tat sie mit der Erklärung ab: „Magst du's Hochmut nennen, ich nenne es Festigkeit“. Da der Richter sah, daß er mit all seinen Fragen zu keinem Ergebnis kam, schloß er das fruchtlose Verhör mit der Aufforderung: „Nun sei vernünftig und opfere den Göttern!“ Unerschütterte blieb Caecilia sich treu: „Wo hast du nur deine Augen? Was du Götter nennst, sind doch bloß Steine wie jeder weiß und mit Händen greifen kann“. Dieser Freimut besiegelte ihr Schicksal, vor dem auch die hohen Beziehungen ihrer Familie sie nicht retten konnten. Man versuchte Caecilia im Baderaum ihres Hauses durch die heißen Dämpfe zu ersticken. Als dies mißlang, schickte der Präfekt den Henker mit dem Schwert. War sein Arm beim Anblick der schuldlosen Jungfrau unsicher oder sein Schwert stumpf? Mit tiefen Halswunden ließ er die noch Lebende liegen. Drei Tage noch mußte die Märtyrin leiden. Da ihr Mund nicht mehr reden konnte, bekannte sie mit den Fingern beider Hände den Glauben an den einen Gott in drei Personen.

Papst Paschalis I. übertrug 822 die Reliquien der Heiligen aus der Katakombengruft in die neue Caecilienkirche in Trastevere. Nahezu 800 Jahre ruhten nun die Gebeine der heiligen Märtyrin in der Krypta dieser Kirche. Erst 1599 wurde bei der Erneuerung der Kirche die vermauerte Grabesgruft geöffnet. Da zeigte sich ein ergreifendes Bild: der Leichnam der Jungfrau lag unverwest auf der rechten Seite, eingehüllt in ein langes Kleid aus Goldbrokat. Es war, als ob sie schlief, das mit dem Kopftuch bedeckte Gesicht nach unten gewandt. Der Hals zeigte eine tiefe Wunde, das Gewand trug Blutspuren und an den Füßen lagen blutgetränkte Leinentücher. So wie 1599 der Leichnam gefunden worden war, hat der in dieser Zeit lebende Bildhauer Maderna die herrliche Statue der Heiligen in Marmor geformt, die jetzt in einer offenen Nische des Hochaltars angebracht ist.

Klemens

23. November

Die Papstkrone war noch immer eine Dornenkrone. Papst sein hieß zu allen Zeiten Märtyrer sein — Märtyrer der Gesinnung oder des Blutes. In ganz besonderem Maße galt dies in den ersten Zeiten des Christentums. Papst sein bedeutete in diesen bösen Zeiten nichts anderes als dem sicheren Tod geweiht sein. Das wußte auch der hochgebildete Priester Klemens, als er durch das Vertrauen der römischen Christengemeinde zum dritten Nachfolger des hl. Petrus auf den bischöflichen Stuhl von Rom erhoben wurde. Seine beiden Vorgänger Linus und Kletus hatten das Los des hl. Petrus geteilt und waren Christus bis ins blutige Martyrium nachgefolgt. Klemens zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch ihn als dem Haupt der verhaßten jungen Kirche täglich und stündlich der gewaltsame Tod umlauere. Gleichwohl verließ er nicht wie ein Mietling die Herde beim Eindringen des Wolfes. Unerschrocken versah er sein verantwortungsvolles Amt. Er feierte inmitten der verschüchternen Gemeinde, umlauert von den Spionen der heidnischen Polizei, den Gottesdienst; er stahl sich unerkannt zu den Gefangenen in den Kerkern. Er tröstete die Traurigen, sprach den Verurteilten Mut zu, stärkte die Sterbenden, sprach über die Verstorbenen den letzten Segen, ehe sich die Grabplatte in den Katakomben über ihrem Leichnam schloß. Der Aposteleifer eines hl. Paulus, zu dessen getreuesten Begleitern auf seinen großen Missionsreisen Klemens gehört hatte, war in diesem Papst wieder lebendig geworden. Seiner Tatkraft und Unerschrockenheit gelang es, die aufgeschreckte römische Gemeinde zusammenzuhalten und zu begeistern, so daß an ihrer Festigkeit die hochgehenden Wogen der Verfolgung wirkungslos abprallten.

Doch während die Gemeinde Roms in blutigem Kampf um ihr Fortbestehen rang, lief beim Papst die Botschaft aus Griechenland ein, daß in der Gemeinde zu Korinth ein schlimmer Zwist ausgebrochen sei. Parteien hatten sich gebildet, von denen eine die andere leidenschaftlich befandete. Wie entsetzlich litt der Papst unter dieser unseligen Botschaft! Die blutige Verfolgung durch heidnische Tyrannen hatte er nicht gefürchtet. Aber der Geist der Zwietracht und Empörung erfüllte ihn mit Schrecken. Am liebsten wäre der besorgte und entrüstete Hirte wohl selber hingeeilt, um die irregewandenen Brüder und Schwestern in Korinth wieder zurückzurufen zur Liebe Jesu Christi. Da ihm dies unmöglich war, ahmte er das Beispiel seines großen Lehrers Paulus nach und nahm in einem Hirten schreiben Stellung zu den traurigen Zuständen. Dieser Brief gehört zu den schönsten literarischen Denkmälern der altchristlichen Zeit. Heiliges Verantwortungsbewußtsein und ein unbeugsamer Wille, das Ärgernis auszutilgen, spricht aus jedem Satz. Mit Worten, die dem klarsten Verstand und frömmsten Herzen entquollen, sprach er den pflichtvergessenen Korinthern im Vollbewußtsein seiner

überragenden Stellung als Bischof von Rom ins Gewissen und rügte, klagte an, bat, beschwor, wie es Paulus einst nicht inständiger tat. Wie ergreifend ruft er zur brüderlichen Liebe auf: „Geliebte, wir schreiben euch dies nicht, um euch eine Lektion zu erteilen, sondern wir selbst wollen ebenso danach leben, stehen wir doch alle auf demselben Kampfplatz. Dienen wir daher mit aller Kraft unserem Herrn als Krieger unter seinem Oberbefehl. Seht doch, in welcher Ordnung die Soldaten jedem Befehl nachkommen. Nicht alle sind Generale, Obristen, Hauptleute und Unteroffiziere, sondern jeder tut an seinem Platz nach dem Befehl des Königs und der Heerführer. Die Großen können nicht ohne die Kleinen bestehen, aber auch die einfachen Soldaten nicht ohne Führer. In dieser Über- und Unterordnung, die sie alle beherrscht, liegt ihre Stoßkraft. Jeder also in unserer Gemeinschaft soll sich seinem Nächsten so unterordnen, wie er mit seinen Gaben eingereiht wurde. Mag einer ein Glaubenskämpfer sein, ein fähiger Theologe, ein weiser Kritiker, ein Muster der Tugend – je größer er zu sein scheint, um so mehr hat er die Pflicht, das Gemeinwohl zu beachten, nicht den persönlichen Vorteil. . . Die Liebe kettet uns an Gott. In der Liebe gibt es nicht Gemeinheit noch Hochmut. Spaltung kennt die Liebe nicht. Liebe lehnt sich nicht auf, Liebe tut alles in Eintracht. Ohne Liebe ist Gott nichts wohlgefällig. . . Beten wir doch darum und bitten wir Gottes Barmherzigkeit, daß wir in der Liebe leben möchten, fern aller Parteilichkeit, ohne Tadel. Wer von euch ist nun edelmütig, barmherzig, liebevoll? Er möge erklären: Wenn meinetwegen Empörung, Streit und Spaltungen entstanden, so verlasse ich die Heimat, wandere aus, wohin ihr wollt, gehorche allen Weisungen der Gemeinde, nur damit die Herde Christi in Frieden lebe. Wer so handelt, wird sich großen Ruhm im Herrn erwerben. Ihr aber, die ihr Anlaß zum Aufstand gabt, unterwerft euch den Priestern und nehmt zur Buße die Strafe auf euch! Lernt Gehorsam, legt ab den prahlerischen und hochmütigen Trotz eurer Zunge! Es ist besser für euch, daß ihr in der Herde Christi klein und ehrenhaft befunden werdet, als wenn ihr wegen dunkelhafter Überhebung aus ihrer Hoffnung ausgestoßen würdet.“

Am Schluß seines Briefes bittet Klemens, den Boten doch bald mit einer Antwort zurückzusenden. Mit einem Gebet für die Anliegen der gesamten Kirche endet das herrliche Schreiben, das noch jahrhundertlang in den einzelnen Christengemeinden vorgelesen wurde. Wie die Lebensschicksale des Briefschreibers späterhin sich gestalteten, ist vom Dunkel der Geschichte verhüllt. Wir können nur vermuten, daß Klemens gleich seinen Vorgängern den Märtertod fand. Wenn man der frühchristlichen Überlieferung Glauben schenken will, so wurde er unter Kaiser Trajan im Jahre 100 nach der Krim verbannt und dort mit einem Anker beschwert ins Meer geworfen. Die herrliche Klemensbasilika, die schon 200 Jahre nach dem Tod des vierten Papstes in Rom aus dem Boden wuchs, sorgt, daß das Andenken dieses Papstes wach erhalten bleibt.

Nicht selten wird das Christentum als eine Religion der Schwachen hingestellt. Die Lehre vom Kreuz und vom Lamm Gottes, das uns erlöste, die Begriffe Sünde, Reue, Buße, die Tugenden Güte, Demut, Gehorsam, Feindesliebe hätten nichts mehr zu sagen. Nicht mehr Christus der Gekreuzigte, sondern Christus der „Kämpfer und Empörer“ müsse uns Vorbild sein. Das Christentum, so wie es die christlichen Kirchen verkünden, zerbreche das Beste und Edelste in der Menschenseele und schaffe feige, lebensuntüchtige Schwächlinge. Mögen die Verkünder dieser Meinung durch das Beispiel schwindstüchtiger Christen zu dieser seltsamen Anschauung gekommen sein – offenbar sind sie nie einem Vollblutchristen begegnet, oder aber sie schlossen geflissentlich ihre Augen, um ihn nicht zu sehen. Ein Blick in die Geschichte der christlichen Heiligen würde genügen, um klar zu erkennen, daß das Kreuz kein Ärgernis, daß Demut nicht Feigheit ist, sondern Mut zur Wahrheit und sich selbst gegenüber, daß Güte nicht Schwäche ist, sondern die Kraft Gottes, die uns zum Mitbruder treibt, daß Gehorsam kein unwürdiges Kriechen ist, sondern eine freie, aus höchster sittlicher Kraft geborene Unterwerfung unter einen höheren Willen, aus dem Gottes Gesetz spricht. Mut und Tapferkeit bestehen nicht bloß darin, einen Gegner im Kampf mit Fäusten oder Waffengewalt zu bezwingen. Mehr als körperlicher Mut ist der sittliche, und den verkörpern die Heiligen des Christentums in unübertrefflicher Weise. Ihr gemeinsamer Zug ist das Heldenhafte, das nur mit dem Höchsten sich zufrieden gibt. Wie überzeugend tritt dieses Heroische z. B. im Leben des hl. Johannes vom Kreuz in Erscheinung! Ihn hat das Christentum zu einem Helden von solch überragender sittlicher Größe geformt, daß viele von den gepriesenen Helden der Welt dagegen sich wie schwächliche Kinder ausnehmen.

Johannes, der Sohn eines Seidenwebers aus verarmtem, altkastilischem Adel, wurde 1542 in Fontiveros in Spanien geboren. Schon ein paar Jahre nach seiner Geburt verlor der kleine Juan Yepes (dies war Johannes bürgerlicher Name) seinen Vater. Die Mutter zog nach Medina del Campo, um sich und ihre Kinder durch Handarbeit zu ernähren. Hier wuchs Johannes in Dürftigkeit und Frömmigkeit auf. Früh schon sollte er ein Handwerk erlernen. Aber was er in die Hand nahm, mißglückte ihm. Einen ungeschickteren Lehrjungen hatte noch kein Meister. Gott hatte mit Johannes offenbar andere Pläne; er sollte nicht als ehrsamer Handwerksmeister sein Leben in der Werkstatt verbringen. Es traf sich, daß Johannes Krankenwärter in einem Spital wurde. Der Leiter des Krankenhauses erkannte die Fähigkeiten des Jungen und ließ ihn in der Schule der Jesuiten ausbilden. Er hegte insgeheim den Wunsch, Johannes möchte Priester werden und die Stelle des Hausgeistlichen im Krankenhaus übernehmen. Gott wollte es anders. Eine

innere Stimme trieb Johannes, in das Kloster der Karmeliter einzutreten. Aus Juan Ypez wurde Johannes vom Kreuz. Nach abgelegter Profeß sandten die Obern Johannes für drei Jahre zum Studium der Theologie nach Salamanca. 1567 wurde er zum Priester geweiht und war schon damals ein Muster klösterlicher Tugend. Mit Betrübniß nahm er wahr, wie die Ordensregel von ihrer unsprünglichen Strenge mehr und mehr eingebüßt hatte. Freiwillig beobachtete er für sich selbst die unverwässerte, alte Regel. Trotzdem fühlte er sich in seinem Vollkommenheitsstreben unter der erschlaferten Zucht seines Ordens nicht befriedigt. Ernstlich dachte er daran, in den strengen Kartäuserorden überzutreten. In dieser Zeit des Schwankens traf es sich, daß er mit der hl. Theresia in Berührung kam, die in Medina del Campo ein Kloster der Karmeliterinnen nach der von ihr reformierten, strengen Regel einrichtete. Beim ersten Zusammentreffen erkannte Theresia Johannes als den Mann, den Gott ihr zur Mithilfe an ihrem großen Reformwerk des Karmeliterordens bestimmt hatte. Sie bewog Johannes nach ihrem Beispiel die Erneuerung des männlichen Zweiges des Karmeliterordens in die Hand zu nehmen.

Das erste Klösterchen der strengen, „unbeschuhten“ Karmeliter war ein halbverfallenes Bauernhaus in Durvelle bei Medina. Die Zellen, in denen Johannes mit einigen treuen Mitkämpfern seines Reformwerkes lebte, waren so niedrig, daß die Brüder nur sitzend oder liegend darin sich aufhalten konnten. Unbeschuht wanderten die Brüder in die Umgegend zu Predigt und religiöser Unterweisung. Das heilige Leben der Brüder zog allmählich andere an, die von dem Eifer der Mönche entflammt, die gleiche Lebensweise beginnen wollten. Die Zahl der Novizen vermehrte sich so stark, daß neue Klöster nach der strengen, reformierten Regel gegründet werden konnten. Auch Theresia fuhr unermüdet in ihren Klostergründungen fort, so daß noch zu ihren Lebzeiten 17 Frauenklöster und 15 Männerklöster der unbeschuhten Karmeliter entstanden. Dieser auffallende Erfolg reizte die Gegner der beiden Heiligen. Aus Neid und Eifersucht, aus Opferscheu und Angst, in ihrem bisherigen bequemen Ordensleben gestört zu werden, griffen die beschuhten Karmeliter der gemäßigten Ordensrichtung zu allen Mitteln, um die Reformversuche des hl. Johannes zu unterdrücken. Auf einem Ordenskapitel wurde Johannes wie ein Verbrecher verurteilt, gefangen genommen und im Kloster zu Toledo in ein dunkles und schmutziges Verließ geworfen, in dem er nur die Abfälle vom Tisch der Brüder erhielt und niemals seine Kleider wechseln durfte. Jeden Abend nach dem Essen wurde er in den Speisesaal geführt und von sämtlichen Mönchen gegeißelt; später geschah es noch zweimal in der Woche. Die Narben der Peitschenhiebe trug Johannes bis zum Tode am Leib. Schmerzhafter als die Geißelschläge mögen ihn die ständigen Beschimpfungen und Ver-spottungen getroffen haben, die schändlichen Verleumdungen, die er anhören mußte, ohne sich wehren zu können. Neun Monate dauerte dieses Martyrium.

Mitten in der großen Trübsal dichtete er seine wunderbaren geistlichen Lieder, den „Wechselgesang zwischen der Seele und ihrem Bräutigam“ und „Die lebendige Liebesflamme.“

Der Aufenthalt im Kellerloch wurde mit der Zeit unerträglich. Die stinkende Luft raubte dem Gefangenen den Atem, das viele Ungeziefer, das sich in dem Schmutz des Kellers und in der unsauberen Kleidung gebildet hatte, marterte Johannes mehr als die Peitschenhiebe. Er begann zu überlegen, wie er aus dem Gefängnis entkommen könnte und faßte den Entschluß, zu fliehen. Es gelang dem Heiligen, in der Nacht die Schlösser seines Kerkers zu öffnen und durch Zimmer und Gänge das Fenster zu finden, das ihm der Herr in einer Vision gezeigt hatte. Von hier aus ließ er sich an einem Seil, das er aus zerschnittenen Decken geknüpft hatte, in die Tiefe hinab. Das Seil war zu kurz, und so ließ sich Johannes zwölf

GIB ACHT,
was Gott von dir
haben will!

Dies wird dich mehr
zum Frieden führen
als das,
wozu du geneigt bist.

† JOHANNES V. KREUZ

Fuß tief auf einen Steinhaufen fallen, ohne sich zu verletzen. Nun galt es im finstern Klosterhof den Ausgang zu suchen und die hohe Mauer zu überklettern. Dann rasch durch enge Gassen der Stadt, über die Mauer, zu deren Füßen in der Tiefe der Tajo brauste, und endlich war er im Freien, gerettet! Der Eindruck, der die unter dem offenbaren Schutz Gottes geglückte Flucht auf die beschuhten Mönche machte, war so stark, daß sie von weiteren Verfolgungen abließen. Da Papst Gregor XIII. 1580 eine Bulle erließ, welche die vollständige Trennung der beschuhten und unbeschuheten Karmeliter aussprach, konnte Johannes vom Kreuz sich fortan mit ganzem Eifer der gewaltigen Reformarbeit widmen. Unermüdlich wanderte er von Kloster zu Kloster, erteilte Rat und gab aus seiner reichen Erfahrung heraus Anweisungen. Die verschiedensten Ämter seines Ordens wurden ihm übertragen, als Lehrer und Schriftsteller war er tätig, als Beichtvater und Seelenführer wurden ihm große Erfolge. Besaß er doch die Gabe der Herzensschau und wußte klar und bestimmt in den schwierigsten Gewissensnöten zu entscheiden. Da er selber durch viel Leid und Trostlosigkeit gegangen war, verstand er vor allem Gemütskranke aufzurichten. Gegen sich selber von strengster Abtötung und Härte, empfand er die zarteste Liebe gegen jeden, der krank und bedrückt war. Seine innere Sammlung konnte durch keine äußere Unruhe gestört werden. Immer lebte er in Gott, der ihn mit hohen Gnaden und Visionen beschenkte. Dankbar genoß der Heilige diese Gnaden und meinte in Demut: „Vor Gott ist ein einziges Werk, ein einziger Willensakt der Liebe kostbarer als alle Visionen und Offenbarungen vom Himmel her, und viele Seelen, die nichts von solchen Dingen haben, sind ohne Vergleich weiter voran als jene, die deren viel erhalten haben.“

Aus dem heldenhaften Verlangen nach Leiden heraus trug Johannes einst dem Herrn die dreifache Bitte vor: „Laß mich keinen Tag ohne Leiden sein! Laß mich nicht als Oberer sterben! Laß mich mein Leben in Ungunst und Verachtung beschließen!“ Dieses Gebet einer wahrhaft großen Seele erfüllte sich. Gott ließ es zu, daß Johannes in dem von ihm neugegründeten Orden nicht nur absichtlich zurückgesetzt, sondern von seinen eigenen geistlichen Söhnen geradezu häßlich behandelt wurde. Verständnislosigkeit und Eifersucht taten ihr erbärmliches Werk. Im Jahre 1591 geschah das Unverständliche: Johannes wurde auf einem Generalkapitel all seiner Ämter entsetzt und als einfacher Mann in ein weltverlassenes Klösterchen versetzt. Noch nicht zufrieden mit dieser Verbannung, ging man so weit, den Heiligen nach Amerika abzuschicken. Er erhielt den Befehl, sich als Missionar nach Mexiko einzuschiffen. Auch diesem Befehl beugte sich Johannes in freudiger Demut. Sofort machte er sich auf den Weg zur nächsten Hafenstadt. Unterwegs aber befiel ihn ein schleichendes Fieber und zugleich eine schmerzliche Entzündung am Bein. Die Oberrn wollten ihn in das Kloster Banza schaffen, wo ein Freund von ihm Prior war. Da hätte er es schön gehabt und die beste Pflege

gefunden. Johannes aber bat, man möge ihn ins Kloster Ubeda bringen. Er wußte, daß der Prior dieses Klosters sein besonderer Feind war und daß er dort ein großes Kreuz finden würde. Schon der Empfang war gehässig und der Prior tat sich keinen Zwang an, seinen Unwillen über die Last der Krankenpflege zu verheimlichen. Er behandelte Johannes lieblos und hart, gab ihm, vom Satan angestachelt, schlechte, ungenügende Kost, verbot allen, die Krankenzelle zu besuchen, und quälte Johannes auf jede Weise. Der unselige Mann sollte dazu mithelfen, die heldenmütige Geduld und Gotteshingabe des Heiligen zur höchsten Bewährung zu bringen. Zweieinhalb Monate trug Johannes die Quälereien und die entsetzliche Pein der Krankheit mit beispielloser Geduld.

Am 14. Dezember 1591 verschied Johannes vom Kreuz im Frieden seines Herrn. 1926 wurde er von Pius XI. feierlich zum Kirchenlehrer erklärt.

Elisabeth Reute

25. November

Gott holt sich die Großen seines Reiches, die Heiligen, von Papst- und Kaiserthronen wie aus Bauernhäusern und Armenstuben. Bei ihm gilt kein Vorrang der Geburt und des Standes. Er schaut nur auf den Adel der Seele und des Herzens. Und diesen Adel besaß das schlichte Bauernmädchen von Reute in hervorragendem Maße. In eine kinderreiche Familie des oberschwäbischen Landstädtchens Waldsee war Elisabeth Achler am 25. November 1386 hineingeboren. Das Ertragnis des kleinen Bauernanwesens war zu spärlich, um soviel hungrige Magen zu sättigen. So mußten die größeren Kinder selber ihr Brot zu verdienen suchen. Elisabeth fand durch Heimarbeit als Weberin ein leidliches Auskommen. War der Verdienst ihrer emsigen Arbeit auch gering, so waren ja auch ihre Ansprüche nicht groß. Eigene Wünsche hatte sie frühzeitig schon bekämpfen gelernt. So wuchs schon im Mädchen diese herrliche Selbstlosigkeit und Genügsamkeit auf, diese zuchtvolle Einfachheit und Pflichttreue, diese Sanftmut und Herzensgüte, die sie in späteren Jahren so auszeichneten.

Elisabeth hatte die Gnade, in P. Konrad Kügelin, dem Propst des Augustinerchorherrnstiftes in Waldsee, einen trefflichen Beichtvater und klugen Seelenführer zu finden. Ihm hat es die Selige, die weder schreiben noch lesen konnte, nach Gott vor allem zu verdanken, daß sie immer tiefer in die Erkenntnisse des innerlichen Lebens eingeführt wurde. Er war es wohl auch, der den Klostergedanken

in Elisabeth weckte und der sie veranlaßte, in das Franziskanerinnenklösterlein in Reute bei Waldsee einzutreten.

Mit glühender Seele umfieng sie die heilige Ordensregel und entwickelte sich in raschem Fluge zur „Perle Oberschwabens“, als die man sie bald zu preisen begann. Nicht als ob Schwester Elisabeth immer in den Höhen mystischer Verzückung und seligen Glückes geschwebt wäre. Von Mitschwestern anfangs verkannt, mußte sie sich Heuchlerin schelten und das als Verstellung schmähen lassen, was Ausdruck ihrer kindlich reinen Seele war. Schmerzliche Krankheiten brachten ihr viel Qual. Versuchungen dunkler Mächte peinigten sie. Aber das Kreuz des Erlösers wurde ihr zur Quelle eines ans Wunderbare grenzenden Leidensmutes und zum Panier des Sieges über sich und Welt und Teufel. In der Betrachtung des Kreuzes erkannte sie die Herrlichkeit sühnender Opferliebe. Alle ihre Prüfungen und Leiden, alle ihre Opfer und Überwindungen opferte sie fortan auf der goldblanken Patene ihres großen Herzens zur Sühne und Versöhnung auf.

Es waren unheilvolle Tage, in denen Elisabeth lebte. Der Irrlehrer Hus hatte mit seiner neuen Lehre Zwiespalt in die Kirche hineingetragen. Unfriede herrschte im heiligen römischen Reich, Unfriede herrschte selbst in der katholischen Kirche. Eine beispiellose Verwirrung herrschte unter den Gläubigen. Schwester Elisabeth litt unsäglich unter diesen traurigen Zuständen. Unermüdlich opferte die Selige ihre Leiden und Opfer, ihre täglichen Arbeiten und Mühen, ihre Gebete und Kommunionen für die Erneuerung des kirchlichen Lebens auf und für den Frieden unter der Christenheit. Von der armen Klosterzelle in Reute ergoß sich in jenen unheilvollen Tagen eine viel stärkere Segensflut über Kirche und Vaterland als von den Kabinetten der Minister und Kardinäle. Gott lohnte das Sühneleiden seiner demütigen Dienerin durch auffallende Gnaden. Er ließ sie in die Zukunft schauen und als Seherin in den Wirrnissen ihrer Tage den verzagten Menschen Trost verkünden. Ihre Botschaft, daß die Kirchenspaltung durch ein Konzil und die Wahl eines tüchtigen Papstes bald beendet würde, traf genau ein: es kam 1414 tatsächlich zu Konstanz eine allgemeine Kirchenversammlung zustande, auf der die Kirchenspaltung durch die Wahl des Papstes Martin V. behoben wurde. Auch sonst erfreute sich die Selige besonderer Gnadenerweise Gottes. Ihr Betrachtungen und Beschauen ging oft in außergewöhnliche Visionen über. Größtes Aufsehen erregte ihre Nahrungslosigkeit: 12 Jahre lang bestand ihre ganze Speise nur in der täglichen hl. Kommunion.

Als ihre Sendung vollendet war und die Stunde der Heimkehr zu Christus kam, bat die Sterbende, man möchte ihr die Leidensgeschichte des Herrn vorlesen. Mit dem Tode ringend, verfolgte sie aufmerksam den Bericht über Jesu Todesangst auf Gethsemane und Golgotha. Als die Vorleserin zu den Worten kam: „Und Jesus gab seinen Geist auf“, verließ auch die Seele dieser treuen Gottesmagd ihre leibliche Hülle. Erst 34 Jahre zählte Elisabeth von Reute, als Gott sie im Jahre 1420

aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit holte. Lange ehe Papst Klemens XIII. sie 1766 selig sprach, verehrte das gläubige Volk Oberschwabens sie als Heilige und gab ihr den schönsten Ehrennamen, den das Volk zu vergeben hat, „die Gute“. Die ganze Liebe des einfachen Volkes kommt in diesem ohne Befehl und fremde Beeinflussung, ganz von selbst, aus seinem dankbaren, gläubigen Herzen heraus geborenen Ruhmestitel zum Ausdruck. Als die „gute Beth“ ist Elisabeth von Reute in das Legendenbuch der Heiligen und Seligen eingegangen, als die gute Beth lebt sie heute noch im württembergischen Volke fort, das auch in unseren Tagen noch voll Vertrauen ihr Grab besucht und ihre Fürbitte erfleht.

Konrad

26. November

Damals als in den Tagen alter Königsmacht und Kaiserherrlichkeit die deutschen Bischöfe nicht nur den Hirtenstab führten, sondern auch Reichsfürsten waren, vom König Land, Leute und Ämter zu Lehen trugen und dafür ihm mit Rat und Tat zu Diensten stehen, ihre Mannen aufbieten und Seite an Seite mit ihm zu Feld ziehen mußten, wenn der Heerruf erging — in der verworrenen Zeit des 10. Jahrhunderts führte St. Konrad den Bischofsstab von Konstanz.

Um 901 war Konrad auf der Burg Altdorf, in dem gesegneten Landstrich am Bodensee, als Sohn des Grafen Heinrich von Welf und der Gräfin Beate von Hohenwart geboren worden. Die fromme Veranlagung des Knaben entsprach der Absicht der Eltern, ihn dem geistlichen Stand zu weihen. So fuhr Graf Heinrich mit dem Knaben über den See und übergab ihn den Söhnen des hl. Benedikt von St. Gallen zur Erziehung. Nothing, ein Mönch von echter klösterlicher Tugend und großer Gelehrsamkeit führte den wißbegierigen Konrad in die Geheimnisse der Gottes- und Weltweisheit ein. Ein Band herzlicher Verehrung und Freundschaft schlang sich um Lehrer und Schüler. Als Nothing von der Mönchszelle auf den Bischofsstuhl von Konstanz erhoben wurde, folgte Konrad seinem väterlichen Freund nach Konstanz und vertauschte die Klosterschule mit der Domschule. Ein Freudentag war es für Lehrer und Schüler, als Bischof Nothing im Jahre 919 den jungen Welfen zum Priester weihen durfte. Konrad hing mit ganzer Seele an seinem Priesterberufe und zeichnete sich durch tiefe Frömmigkeit aus. Der Bischof zog ihn in seine unmittelbare Nähe und Konrad erwarb sich das uneingeschränkte Vertrauen seines bischöflichen Lehrers. Das Ansehen, dessen sich der junge Priester

in Konstanz erfreute, war so groß, daß ihn das Domkapitel einhellig zum Propst wählte. So lag auf den Schultern des noch nicht 30jährigen Konrad eine große Verantwortung. Konrad rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen so sehr, daß man kein Bedenken trug, ihn mit der höchsten Würde des Bistums zu bekleiden. Als Bischof Nothing 934 starb, kam der heilige Bischof Ulrich von Augsburg, ihn zu begraben. Über die Wahl des Nachfolgers zu Rate gezogen, schlug Ulrich nach reiflicher Überlegung den Dompropst Konrad vor und fand mit diesem Vorschlag bei Priesterschaft und Volk freudigsten Beifall. So bestieg Konrad, fast noch ein Jüngling den Stuhl eines Bistums, das vom St. Gotthard bis nach Stuttgart reichte und einen großen Teil von Baden, Württemberg und der Schweiz umfaßte. Die Verwaltung einer so weit ausgedehnten Diözese stellte an die Arbeitskraft des Bischofs die höchsten Anforderungen. Selber in größter Bedürfnislosigkeit lebend, spendete er mit fast verschwenderischer Freigebigkeit Almosen und suchte Notleidenden zu helfen. Aus seinem Vermögen baute der Bischof in Konstanz drei Kirchen und versah sie mit den nötigen Einkünften. Manch verfallenes Gotteshaus verdankte Bischof Konrad seine Erneuerung. Den Klöstern seines Bistums, namentlich St. Gallen, Rheinau und St. Blasien erwies er herzliche Zuneigung und förderte sie nach besten Kräften, wußte er doch ihre große Bedeutung für die Festigung des Christentums und Hebung der Kultur nach Kräften zu schätzen. Gar manchmal, wenn er in Klöstern weilte, etwa in St. Gallen, wo er mit Vorliebe seine Ferientage verbrachte, bediente er in aller Demut wie der letzte Klosterbruder die Mönche bei Tisch. Die heilige Sehnsucht, die ehrwürdigen Stätten des heiligen Landes zu schauen und den Boden zu küssen, den Jesu Christi Schweiß und Blut genetzt hatten, trieb ihn dreimal auf die mühselige Pilgerreise nach Palästina.

Auf den alten Bildern ist Bischof Konrad meist mit einem Kelch in der Hand dargestellt, aus dem eine Spinne aufsteigt. Die einfältig-fromme Legende erzählt nämlich: An einem Ostertag, als St. Konrad in der Domkirche das hl. Amt feierte und schon die Wandlungsworte über Wein und Kelch gesprochen hatte, sah er, wie sich eine große Spinne auf den Altar herabließ und in den Kelch fiel. Trotzdem er nach dem damaligen Volksglauben die Spinnen für giftig hielt und fürchten mußte, daß es ihm am Leben schaden würde, trank er aus Ehrfurcht vor dem heiligsten Sakramente bei der hl. Kommunion die Spinne mit. Seine Umgebung war heftig erschrocken und wartete bei dem Frühstück nach dem Gottesdienst angstvoll auf den Tod des Bischofs. Konrad aber saß eine Weile stillschweigend am Tisch und neigte wie betend sein Haupt in die Hände. Dann sagte er: „Ich erwarte noch einen Gast.“ Und sieh, da kroch ihm die Spinne lebend und unverehrt aus dem Mund und machte sich davon. Diese schlichte Legende, die du glauben magst oder nicht, will nichts anderes als die unendliche Ehrfurcht dartun, die der Heilige vor dem Altarsakramente empfand.

Mit dem hochangesehenen Bischof Ulrich von Augsburg verband Konrad innige Freundschaft. Oft besuchten sie sich gegenseitig und besprachen ihre Sorgen und Arbeiten. Einst weilte Konrad wieder in Augsburg. Es war an einem Donnerstagabend. Die beiden Bischöfe waren von den Gesprächen so in Anspruch genommen und gefesselt, daß sie ganz des Essens vergaßen. So geschah es, daß die Speisen vom Abend her noch in den frühen Morgenstunden unberührt auf dem Tische standen. Da kam ein Bote des Herzogs von Bayern und brachte Bischof Ulrich ein wichtiges Schreiben. Ohne daran zu denken, daß es inzwischen Freitag geworden sei, reichte Ulrich dem Boten einiges von den Fleischgerichten. Der aber steckte das Fleisch ein, um die Bischöfe beim Volk zu verleumdern und zu sagen: „Seht, so sind unsere Bischöfe! Dem Volk predigen sie von Fasten und Buße, sie selber aber essen am Freitag Fleisch.“ Doch als er seinen boshaften Plan ausführen und das Fleisch zum Beweis seiner Behauptung aus der Tasche nehmen wollte, war das Fleisch zu Fisch geworden.

Der frühere Dompropst Eberhard von Straßburg, der eigentliche Gründer des Klosters Einsiedeln, hatte über der Meinradszelle im „finstern Walde“ eine Kirche zu unserer Lieben Frau gebaut. Er bat Bischof Konrad die Weihe des Gotteshauses vorzunehmen. Als Konrad am Tage vor der Weihe im Gebet versunken war, hatte er eine Erscheinung: er sah, wie Gott selbst in Gegenwart der Engel und einiger Heiligen die Kapelle einweihte. Als er dennoch, von Eberhard gedrängt, andern Tages die Weihe vornehmen wollte, hörte man eine deutliche Stimme: „Laß es, die Kapelle ist bereits von Gott geweiht.“ Bischof Konrad berichtete das ungewöhnliche Geschehen nach Rom und bat um Entscheidung, und Rom entschied, die Kirche bedürfe keiner Weihe mehr. Das Fest der Engelsweihe, das alljährlich im Kloster Einsiedeln gefeiert wird, erinnert bis zum heutigen Tag an dieses wunderbare Vorkommnis.

Vier Jahrzehnte regierte St. Konrad sein Bistum. Als er am 26. November 975 starb, zeigten sich bereits kostbare Früchte seiner hingebenden Tätigkeit: der priesterliche Geist hatte sich bedeutend gehoben und das religiöse Leben des Volkes hatte eine herrliche Erneuerung erfahren.

Albert war vermutlich ein Sprosse aus dem Rittergeschlecht derer von Werenwaag. Auf dem schönen Edelsitz im württembergischen Donautal verlebte er seine Jugend. Mit unverhohlenem Stolz sah der Vater auf den frischen Jungen, der ein echter Ritter, voll Tapferkeit und Edelmut, zu werden versprach. Nicht nur bei ritterlichem Spiel, auch im Wettbewerb auf der Schulbank ließ Albert seine Kameraden weit hinter sich. Es lag nahe, daß der Ritter seinem reichbegabten, leicht lernenden Sohn eine umfassende Bildung zuteil werden lassen wollte. Aber das Schulbanksitzen war für einen unbändigen Jungen, wie es Albert war, nichts. Eine Zeitlang fügte er sich dem Zwang der Schule und der Strenge der Lehrer. Aber eines Tages wurde sein Sehnen nach Freiheit, sein Widerwille gegen den täglichen Zwang so übermächtig, daß er, unbekümmert um die Sorgen von Vater und Mutter, aus Schule und Elternhaus durchbrannte. Wie ein aus dem Zwinger gebrochenes Wild stürmte er hinaus in die Fremde und trank mit gierigen Zügen vom berausenden Wein der Ungebundenheit. Freilich, der erste Taumel der Freiheit war bald veriraucht. Ob nicht die Enttäuschung ins Herz des jugendlichen Ausreißers kroch und leis und verschämt der Gedanke sich regte: „Kehr wieder heim!“ Doch nein! Sollte er in Reue und Demut als verllorener Sohn wieder in die heimatliche Burg sich einschleichen? Sollte er sich zum Gespött seiner Schulkameraden machen? Und Albert wanderte weiter über staubige Straßen und trank von den Quellen der Wiesen und nächtigte in Heuhütten der Felder. Eines Tages stieß er auf einen Trupp fremden Volkes. Ihn reizte die fröhliche, leichtlebige Gesellschaft, sie fand Gefallen an dem frischen Jungen, und so schloß sich Albert der Bande an. Der württembergische Rittersohn streifte nun mit fahrendem Volke durchs Land. Hemmungslos stürzte er sich in den Strudel des Lebens und tobte seine unbändige Jugend aus in schrankenloser Ungebundenheit. Sitte, Recht, Gesetz — was kümmerte ihn das alles? War nicht die ganze Zeit, in der er lebte, die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ des 13. Jahrhunderts, eine Zeit der Gesetzlosigkeit und fessellosen Willkür?

Doch wie hätte ein solch zügelloses Leben Albert auf die Dauer befriedigen können? Dazu war seine Seele viel zu groß und hochgemut. Immer schaler erschien ihm sein bisheriges Vagabundenleben. Immer widerlicher dünkte ihn dies unwürdige Sich-treiben-lassen, dieses unritterliche Hinwegschreiten über Recht und Sitte. Gott hatte das Netz der Gnade über den Irregegangenen geworfen. Noch wehrte er sich ein wenig, wie das zappelnde Fischlein den engen Maschen zu entrinnen sucht. Aber der Herr ließ seine Beute nicht mehr fahren. Der 20jährige Albert erlebte sein Damaskus. Mit tapferem Entschluß warf er sein fahrendes Leben von sich und ging mit zähem Mut daran, ein neues Leben auf-

zubauen. Sein Entschluß stand fest: ich lasse die Welt und gehe ins Kloster! Langes Zaudern und Hin- und Herüberlegen kannte Albert nie. So machte er sich auch sofort auf den Weg in seine schwäbische Heimat, um an der Pforte eines der vielen Ordenshäuser Württembergs um Aufnahme zu bitten. Doch die Klöster des Schwabenlandes hatten keinen Platz für Albert von Werenwaag. Ob ihnen sein früheres ungebundenes Leben allzu große Bedenken einflößte? Ob sie seiner seelischen Umkehr mißtrauten?

Aber Albert ließ sich durch diese Mißerfolge nicht entmutigen. Unverdrossen pilgerte er die Donau entlang, bis er eines Tages vor der Klosterpforte im niederbayerischen Oberaltaich stand. Der heilige Abt Poppo sah sich den jungen Mann, der demütig um Aufnahme bat, genau an. Sein scharfes Auge und seine tiefe Menschenkenntnis sah unter den Schlacken einer verfehlten Vergangenheit den guten, ehrlichen Willen und das mutige, tatkräftige Streben. Er entschloß sich, Albert das Kleid des hl. Benedikt zu reichen. Mochten manche Mönche des Hauses über dieses Wagnis des Abtes den Kopf schütteln. Die Zukunft bewies, daß Poppo recht getan hatte. Vom ersten Tage seines Klosterlebens an zeigte sich Albert als wahrhafter, treuer Gottsucher, als ein starker, ausdauernder Beter und unermüdlicher Arbeiter. Er kannte nur noch ein Ziel: Gott zu gewinnen.

Mit Bewunderung sahen die Ordensbrüder auf den heldenhaften Gottsucher, der den Wahlspruch des heiligen Benedikt: „Bet und arbeit!“ so mustergültig in die Tat umsetzte. Mit solchem Eifer gab sich Albert dem Gebete hin, daß er jahrelang das tägliche Breviergebet doppelt betete: das erstemal für sich allein zur Vorbereitung, das zweitemal gemeinsam mit den Brüdern im Chor. Dabei versäumte er keineswegs die Arbeit. Es ist kaum zu verstehen, woher Albert neben seinen vielen Gebetsübungen noch die Zeit für die umfassende Tätigkeit nahm, die ihm aufgeladen war. Nachdem er zum Priester geweiht worden war, übertrug man ihm die Leitung der Klosterschule; später wählten ihn die Brüder zum Prior des Stiftes, der gleichzeitig auch das Amt eines Pfarrers und Seelsorgers von Oberaltaich zu betreuen hatte. Alle diese Arbeiten aber, von denen jede für sich allein schon einen ganzen Mann beansprucht hätte, konnten ihm nicht genügen. Er war daneben auch noch der eifrigste Bücherabschreiber des Klosters. Unsägliche Mühe und Sorgfalt verwandte Albert auf diese entsagungsvolle Tätigkeit des ermüdenden Buchstabenmalens. Als man ihn einmal fragte, wie er sich denn mit den alten Scharteken soviel abplagen möge, meinte er: „Es kommt noch die Zeit, wo man diese gering geachteten Werkdien unseres Stiftes mit Begier aufspüren wird“. Er erkannte schon damals, von welcher hoher Bedeutung die Bücher des Mittelalters für die Geschichte unserer Kirche und unseres Vaterlandes in späteren Zeiten sein würden.

Neben seiner angestregten Arbeit im Kloster widmete er sich in selbstloser Hingabe als Seelsorger seinen Pfarrkindern. Am besten konnte er seine Gute-

Hirten-Liebe zeigen, als durch Kreuzfahrer und Pilger der Aussatz in die Donauländer eingeschleppt wurde und diese schreckliche Krankheit auch in Oberaltaich Opfer forderte. Unbekümmert um die Gefahr der Ansteckung sorgte er heldenhäft für diese armen Kranken, die ausgestoßen aus der Gemeinschaft in trostloser Verlassenheit ihrem Ende entgegensehen mußten. Er ging in ihre schmutzstarrenden Hütten und brachte ihnen die Kraft der hl. Sakramente. Er war bereit, sein Leben hinzugeben für das Leben seiner Pfarrkinder. Er handelte in der Tat nach seinem Grundsatz: „Ich will nichts wissen und kennen außer Gott und die Seele“.

Da kann es nicht wundernehmen, daß das Volk mit Verehrung und Liebe auf diesen selbstlosen Ordenspriester sah und ihn wie einen Heiligen betrauerte, als er am 27. November 1311 in die Ruhe und Anschauung Gottes einging.

Katharina von Alexandrien

28. November

Mit Verehrung schaut das katholische Volk auf zu der königlichen Jungfrau mit der Krone auf dem Haupt und dem zerbrochenen Rad in den Händen. Seit alter Zeit hängt die Christenheit mit besonderer Liebe an der hl. Katharina und hat ihr, im Vertrauen auf ihre starke Wundermacht, einen Platz unter den 14 Nothelfern angewiesen. Was kümmert es das gläubige Volk, daß die strenge Geschichte nur sehr spärliche Angaben über die hl. Katharina zu geben weiß und die urchristlichen Zeugnisse über ihr Leben verstummen?

Die Legende erzählt von einem Königstochterlein aus dem fernen Alexandrien, jener Stadt des Nillandes, wo orientalische Üppigkeit, griechische Weisheit und römische Erobererkraft vereint waren. Die heidnische Wissenschaft hatte hier ihren Sitz aufgeschlagen. Auch die wißbegierige Prinzessin Katharina saß zu den Füßen der Gelehrten und forschte in den Pergamentrollen der großen Bibliothek nach Weisheit. Da mit ihrer tiefen Geistesbildung bezaubernde Schönheit und großer Reichtum verschwistert waren, fehlte es Katharina nicht an Freiern. Sie aber wies jeden ab; der eine war ihr nicht weise genug, der andere zu wenig schön, dem dritten mangelte es am Adel des Geschlechtes. Die Mutter war darob in großer Betrübnis und ging mit Katharina zu einem klugen Einsiedler, daß er dem Mädchen den eigensinnigen Kopf zurechtesetze. Der Einsiedler aber war ein Christ. Er versprach der Königstochter einen Bräutigam, reicher und edler und schöner und weiser als alle Kaiser der Welt, wenn sie an Christus glaube und sich taufen

ließe. Eine heiße Sehnsucht nach diesem Bräutigam stieg in Katharina auf. „O wie selig wäre ich, wenn dieser Bräutigam sich zu mir neigte!“ Da der Klausner ihre Bereitwilligkeit sah, gab er ihr ein Bild der himmlischen Mutter mit dem Gotteskind und sagte: „Du wirst den Bräutigam nicht erwerben, ohne daß seine Mutter dir hilft. Rufe sie andächtig an, und sie wird dir helfen, den Bräutigam zu sehen“. Wie eifrig Katharina nun betete! In der Tat erschien ihr des Nachts im Traum die heilige Frau mit ihrem Sohn auf dem Arm. „Wie gefällt dir dieses Mädchen?“, fragte die Himmelskönigin den Knaben. „Willst du es zur Braut haben?“ Doch wie erschrak Katharina! Der wunderschöne Knabe wandte sich ab und sprach: „Nein, sie ist nicht schön, sie ist ja nicht getauft“. Nun säumte Katharina nicht länger. Zusammen mit ihrer Mutter ließ sie sich vom frommen Einsiedler die heilige Taufe spenden. In der Nacht darauf sah sie wieder Maria mit dem Kinde. Diesmal aber neigte sich Jesus ihr huldreich zu und nannte sie seine Braut. Erwachend vom Schlaf fand sie einen Ring am Finger. Von dieser Stunde an betrachtete sie sich als Braut des Allerhöchsten. Sie sagte sich los von allem eitlen Weltdienst und verschenkte ihr Hab und Gut an die Armen. Sie legte allen Stolz und Prunk ab und lebte in Demut und Frömmigkeit inmitten der kleinen Christengemeinde.

Da geschah es, daß Kaiser Maximin einen Befehl erließ, alle Bewohner seines Reiches hätten den Göttern ein Opfer darzubringen. In Alexandrien, wo er sich gerade aufhielt, überwachte er selber die Durchführung seines Gesetzes. Aus Angst vor Strafe und Verfolgung beugten sich gar manche Christen dem Befehl, vergaßen das Treueversprechen ihrer Taufe und streuten vor den Altären der Heidengötter Weihrauch in die Flammenbecken. Katharina aber weigerte sich ihren Glauben an Christus zu verleugnen. Mit mutigen, treffenden Worten legte sie dem zornbebenden Kaiser die Nichtigkeit der Götzen dar und bewies ihm, wie töricht es sei, marmorene Figuren als unsterbliche Götter anzubeten. Dem Kaiser lag viel daran, das Mädchen, das sich in der Stadt größten Ansehens erfreute, umzustimmen. So ließ er 50 Gelehrte kommen, damit sie Katharina mundtot machten. Das war eine schwere Probe für die Heilige! 50 Gelehrte gegen ein Mädchen! Im Vertrauen auf Gottes Hilfe war sie bereit, den Professoren und Doktoren Rede und Antwort zu stehen. Die Gelehrten mühten sich redlich, die Bekennerin umzustimmen. Je länger aber der heiße Redekampf dauerte, desto mehr zerrann all ihre schale Weisheit in nichts. Mit überlegener Geistesschärfe entwand Katharina ihnen eine Waffe nach der andern, bis sie schließlich nicht anders konnten, als sich für besiegt zu erklären. Ja, der Sieg Katharinas war ein so vollständiger, daß alle Fünfzig einmütig sich erhoben und den Gott der Christen priesen. Der Kaiser war außer sich vor Zorn über den Fehlschlag des von ihm angeregten Religionsgespräches. Sofort ließ er die 50 Gelehrten abführen und in den Kalköfen der Stadt verbrennen. Durch die Niederlage noch nicht klug geworden, sann er auf

einen neuen Weg, Katharina kleinzukriegen. Er versuchte, ihren Stolz zu reizen und versprach, er wolle ihr Bild im Tempel aufstellen und sie als neue Göttin anbeten lassen. Katharinas Antwort war freilich so eindeutig, daß der Kaiser nicht mehr im Unklaren bleiben konnte. Seine Künste waren zu Ende. Nun mußte die edle Jungfrau den ganzen Zorn des grausamen Tyrannen spüren. Sie wurde geißelt, und blutend am jammervoll zerrissenen Leib ins Gefängnis geworfen, wo sie 12 Tage in Fieberschauern und brennenden Schmerzen ohne Speise und Trank lag. Elend wäre sie zugrunde gegangen, hätte nicht ihr himmlischer Bräutigam seine Engel gesandt, die sie stärkten und ihre Wunden heilten. Nun sollten zwei stachelbewehrte Räder die mutige Bekennerin zerschneiden. Doch die Speichen brachen, sobald Katharina auf die Räder gebunden war. Da gab Maximin den Befehl, sie zu enthaupten. Engel erschienen und trugen den Leichnam der jungfräulichen Heldin zum Berg Sinai. Anknüpfend an diese legendäre Übertragung des Leichnams betet die Kirche am Fest der hl. Katharina: „O Gott, du hast auf dem Gipfel des Sinai dem Moses das Gesetz gegeben und am gleichen Ort durch deine Engel den Leib der Jungfrau und Märtyrin Katharina wunderbar niederlegen lassen; wir bitten dich, verleihe uns durch ihre Verdienste und Fürsprache die Kraft, zum Berge, der Christus ist, zu gelangen“.

Franz Josef Rudigier

29. November
(Gedenktag am 24. November)

Rudigier gehörte zu den hervorragendsten Kirchenfürsten seines Jahrhunderts, zu den unerschrockensten, heldenmütigsten Verteidigern der kirchlichen Rechte und Freiheit. Hineingestellt in die Zeit der josefinischen Aufklärung und des glaubensfeindlichen, kirchengegnerischen Liberalismus kämpfte Bischof Rudigier als Held und Heiliger für die Erneuerung des christlichen Glaubens und die Reinigung der Kirche von den verderblichen Schlacken einer seichten, unchristlichen und ungöttlichen Lebensauffassung.

Franz Josef Rudigier entstammt dem urwüchsigen, kernhaftfrommen Bauernschlag des Montafonertales in Vorarlberg. Im Dorf Parthenen wurde er am 7. April 1811 als achttes Kind armer Bauersleute geboren. Eine heiligmäßige Mutter hütete seine Kindheit und erschloß seine empfängliche Seele für die Verehrung des Höchsten. Wie leuchteten die Augen des Jungen, wenn die Mutter gütig über sein zerzaustes Haar streichelte und lobte: „Der Franzl ist doch der Allerbrävste!“

Trotz seiner guten Begabung hatte Franz keinerlei Neigung zum Studieren. Erst auf das dringende Zureden eines älteren Bruders, der schon Priester war, verließ er schweren Herzens sein schönes Heimattal, um in Innsbruck das Gymnasium zu besuchen. Auch hier blieb Franz der unverdorbene Bauernjunge. Mit zähem Fleiß verband er tiefe Frömmigkeit. Wir wissen aus seinen Aufzeichnungen, daß er als Student täglich die Tagzeiten zur unbefleckten Gottesmutter und zum hl. Aloisius betete, wozu noch eine dritte Andacht als Mitglied der Skapulierbruderschaft kam. Lehrer und Mitschüler hatten vor Rudigier die größte Achtung. Vor allem schätzten sie an ihm seine unbedingte Wahrhaftigkeit und seinen Abscheu vor allem Unanständigen.

Da er von daheim nur einen ganz geringen Zuschuß zu seinen Studienkosten erhalten konnte, mußte er sich durch Erteilung von Nachhilfestunden mühsam das Brot verdienen. Im letzten Studienjahre gab er täglich sieben Unterrichtsstunden, so daß er für sein eigenes Studium nur die späten Nachtstunden benützen konnte. In dieser Zeit trat eine große Versuchung an ihn heran. Die Mutter eines adeligen Studenten, dem er Nachhilfeunterricht erteilte, stellte Rudigier großzügige Unterstützung in Aussicht, wenn er sich entschließen würde, an der Wiener Universität Medizin zu studieren. Es ist ein schönes Zeichen seiner Charakterstärke, daß er ohne langes Zögern das verlockende Angebot ausschlug. Er war entschlossen, Priester zu werden, und von diesem Entschluß konnte ihn nichts mehr abbringen. Nachdem er die theologischen Studien an der Innsbrucker Universität mit großem Erfolg abgeschlossen hatte, bereitete er sich im Priesterseminar zu Brixen auf sein heiliges Amt vor.

1835 erhielt er die Priesterweihe und war die nächsten drei Jahre in der ländlichen Seelsorge tätig. Dann holte er sich in Wien den theologischen Doktorgrad und wurde von seinem Bischof als Professor an das Priesterseminar in Brixen berufen. Doch schon nach kurzer Zeit kehrte er als Hofkaplan und Spiritual nach Wien zurück. Nun ging es rasch auf der Stufenleiter geistiger Würden in die Höhe. Im Sturmjahr 1848 übertrug ihm sein bischöflicher Gönner, Fürstbischof Galura, die Propstei Innichen in Tirol, 1850 wurde er Domherr und Seminarregens in Brixen, 1853 erhielt er die Ernennung zum Bischof von Linz.

Es war in den Wirren der damaligen Zeit nichts Verlockendes, Bischof zu sein. Schweren Herzens entschloß er sich zur Annahme der bischöflichen Würde. Wie ernst er sein verantwortungsvolles Amt auffaßte, beweisen die Worte, die er beim Eintritt in seine Diözese sprach: „Ich betrete nun meine Diözese. Kurz vorher auf dem Strengberg wäre bald durch Scheuwerden eines Pferdes der Wagen gestürzt und hätte mich vielleicht getötet. Ich hätte gewünscht, daß er mich zermalmt, wenn ich wüßte, daß ich kein guter Bischof würde.“

Die Linzer erfuhren bald, daß sie nicht bloß einen „guten“ Bischof erhalten hatten, sondern einen heiligmäßigen Bischof, einen Helden an Tugend und

Charakter, einen todesmutigen Kämpfer für Christus und sein Reich, einen opferwilligen Vater und guten Hirten der ihm anvertrauten Seelen. Er scheute vor keinem persönlichen Opfer zurück, er fürchtete nicht den Haß der Liberalen, er verachtete die leidenschaftlichen Angriffe der aufklärerischen Presse, wenn es galt, sein katholisches Volk vor Gefahren zu schützen, die das rechte Glaubensleben bedrohten. Im Jahre 1868 schrieb er einen mannhaften Hirtenbrief, der eine flammende Anklage gegen die Entchristlichung der Schule, gegen die Erlaubtheit der Zivilehe und andere beklagenswerte Zeiterscheinungen war. Der Liberalismus tobte. Die von ihm beherrschte Staatsregierung konfiszierte den Hirtenbrief und erhob Anklage gegen den mutigen Bischof. Rudigier wurde mit roher Gewalt über die Schwelle seiner Wohnung gezerrt, vor ein Gericht geschleppt und zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Der Kaiser, der den edlen Bischof hochschätzte, erließ ihm freilich sofort die Strafe. Die Kirchenfeinde hatten mit ihrem wüsten Kampf genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie anstrebten: das Band der Liebe zwischen Oberhirte und Volk wurde durch solche Vorkommnisse noch stärker und inniger. Mit ehrfürchtiger, stolzer Liebe hingen die Linzer an ihrem Bischof. Sie bewunderten seine apostolische Unerschrockenheit, sie waren begeistert von seiner schlichten Güte und opferwilligen Hilfsbereitschaft. Die ergreifendsten Erzählungen von der nie versiegenden Wohltätigkeit des Bischofs liefen durchs dankbare Volk.

Getragen von der Liebe seiner Diözesanen konnte es Bischof Rudigier wagen, ein ungewöhnlich großes Werk in Angriff zu nehmen: er wollte der Himmelskönigin in Linz zu Ehren ihrer unbefleckten Empfängnis einen neuen Dom erbauen. Der herrliche Bau, an dem mehrere Geschlechter bauen sollten wie einst unsere Vorfahren an den riesigen Domen des Mittelalters, entstand in der Hauptsache aus lauter freiwilligen Spenden. Der bischöfliche Bauherr durfte es noch erleben, daß der Hochchor ausgebaut und die Votivkapelle eingeweiht wurde. In der Gruft unter dieser Kapelle erhielt der große Bischof seine Ruhestätte, als er am 29. November 1884 starb.

Der Linzer Dom, der mit seinem schlanken Turm stolz zum Himmel ragt, ist das Denkmal, das sich Bischof Rudigier für alle Zeiten gesetzt hat. Unvergänglich aber noch als dieser Steinbau wird jenes Denkmal sein, das er sich durch seine heroische Glaubenskraft und Liebe im Herzen seines katholischen Volkes setzte, des Volkes, das jubelnd die Eröffnung des Seligsprechungsprozesses im Jahre 1905 begrüßte.

Andreas

30. November

Gibt es nicht viele Christen, die als Streiter eingetreten sind in das Regiment des Allerhöchsten; Gott, ihrem obersten Herrn, haben sie den Fahneneid der Treue geschworen — aber wie wenig braucht es oft und sie vergessen Eide und Versprechen und verlassen treulos ihren Posten? Wie klein und armselig nehmen sich solche unzuverlässige Christen gegenüber den Helden der Treue und des Glaubens aus, den Heiligen, etwa einem heiligen Andreas! Von dem Augenblick an, da der Herr ihm sein: „Folge mir nach!“ zurief, gab es für Andreas kein Zurückschauen und Schwanken mehr. Treu und ehrlich folgte er Jesu Fußstapfen, mochten sie auch in den blutigen Tod führen.

Andreas war mit seinem jüngeren Bruder Simon Petrus an den Ufern des galiläischen Meeres aufgewachsen. Wenn er mit seinem Boot über die plätschern- den Wellen des Sees fuhr und die Netze auswarf, wanderten seine Gedanken nicht selten in die Geschichte seines Volkes zurück und machten Halt bei den Weis- sagungen der großen Propheten von einem kommenden Messias. Als eines Tages die Kunde nach Bethsaida kam, am Jordan habe sich ein seltsamer Mann erhoben, der Buße predige und taufe, litt es ihn nicht länger zu Hause. Er eilte zum Jordan und wurde durch alles, was er von Johannes sah und hörte, so ergriffen, daß er sich dem Täufer als Jünger anschloß. Mit offener Seele lauschte er, wenn Johannes vom kommenden Erlöser sprach, und mit ihm wartete er in ungestümem Verlangen auf das Kommen des heiß Ersehnten. Das war nun freilich eine bittere Ent- täuschung, als Johannes eines Tages auf einen schlicht gekleideten Fremdling, den Sohn eines Zimmermanns aus Nazareth, hinwies und seinen Jüngern zurief: „Seht das Lamm Gottes, seht den, der hinwegnimmt die Sünden der Welt. Dieser ist es, von dem ich sagte: Nach mir kommt ein Mann, der vor mir gewesen ist, denn er war größer als ich“. Wie ganz anders hatte sich Andreas das Kommen des Völkerheilandes vorgestellt! Er brauchte Zeit, um sich zurechtzufinden. Aber nach ein paar Tagen hatte er sich durchgerungen. Er war sich klar geworden über seinen Weg. Bei Jesus selber wollte er die Lösung aller Fragen suchen, die in seinem Innern stürmten. Wieder war der Heiland am Jordan gewesen. Als er vom Täufer schied und still wieder landein schritt, folgte ihm Andreas nach. Eine seltsame Scheu hielt ihn ab, seine Schritte so zu beeilen, daß er Jesus einholte und ansprechen konnte. Doch der Allwissende sah die suchende Seele, die ihm folgte. Er ging langsamer, ließ Andreas näher kommen und fragte: „Was suchst du?“ Andreas ist verlegen. Ungewollt kommt ihm die Frage über die Lippen: „Meister, wo wohnst du?“ Der Heiland durchschaut ihn und ladet ihn freundlich ein: „Komm und sieh!“ Welch gütiger Willkomm, Welch großmütiges Anerbieten der Freundschaft! Selige Stunden darf nun Andreas in der Nähe des Meisters ver-

bringen. Das Herz des ehrlichen Fischers fliegt dem Heiland zu. Jesus hat den ersten Apostel erobert, den ersten Freund, der von nun an kein anderes Leben mehr kennen wird als die Nachfolge seines Rabbi. Im Glück seiner Berufung eilt Andreas heim nach Bethsaida und erzählt seinem Bruder Simon von dem Messias, den er gefunden. So überzeugend und begeistert weiß er zu reden, daß Simon den aufsteigenden Spott überwindet und sich willig von Andreas zu Jesus führen läßt.

Von jetzt an war Andreas unter den ständigen Weggefährten Jesu. Mit seinem Meister teilte er die Mühen und Opfer der heimatlosen Wanderschaft, von ihm ließ er sich in vertrautem Gespräch in die Geheimnisse des Gottesreiches einführen, an seinen Predigten und Wundertaten erstarkte sein Glaube an die Gottheit Jesu immer mehr. Selten nennen die Evangelisten Andreas mit Namen. Dreimal nur begegnen wir ihm in den Berichten der Evangelisten. Das einermal bei der wunderbaren Brotvermehrung. Als da Jesus den Philippus fragte, woher man für die vielen Menschen Brot nehmen könne, war es Andreas, der einen Knaben herbeiführte, der wenigstens etwas Wegzehrung bei sich hatte. In seiner steten Hilfsbereitschaft hatte er sich um Labung für die Tausende von hungrigen Menschen umgesehen, noch ehe Jesus seine Frage an die Jünger gerichtet hatte. Das zweitemal hören wir seinen Namen, als einige Griechen den Heiland zu sehen wünschten. Philippus, an den sie sich um Vermittlung gewandt hatten, wagte es nicht, den Herrn zu belästigen und besprach sich mit Andreas. Dieser kannte seinen Herrn besser. Er wies die Fremden nicht zurück, sondern öffnete ihnen den Weg zum Herrn. Zum letztenmal stoßen wir auf den Namen des Andreas kurz vor den Leidenstagen Jesu. Der Herr hatte eben die Zerstörung des Tempels vorausgesagt, des stolzesten Bauwerks des Judentums. Da baten die beiden Brüderpaare Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes den Herrn, er möge ihnen im Vertrauen sagen, wann dies geschehen solle.

Als nach dem Pfingstfest die Apostel getreu dem Missionsbefehl Jesu in alle Welt hinauszogen, verkündete Andreas das Evangelium in Südrußland, auf dem Balkan und in Griechenland. Zu Patras in Achaia erlitt er den Martertod an einem Kreuz mit schrägen Querbalken. Furchtlos begrüßte er nach der Legende das Werkzeug seiner Marter: „Ich grüße dich, du gutes Kreuz, schön und geheiligt durch den Leib des Herrn! Nimm mich in deine Arme auf, denn gar sehr habe ich dich geliebt und unaufhörlich nach dir verlangt. Trage mich empor aus dem Gewühl der Menschen und führe mich zu meinem Meister!“ Zwei Tage lang hing Andreas unter unsäglichen Qualen am Kreuz, bis ihn der Tod erlöste. Der Leib des heiligen Apostels kam im Jahre 357 nach Konstantinopel und wurde 1208 infolge der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer nach Amalfi in Italien gebracht, wo er noch heute in der Kathedrale ruht und von der Bevölkerung mit großem Vertrauen angerufen wird.

Der hl. Bernhard sagt in einer Rede auf das Fest des hl. Andreas: „Es gibt drei Stufen des himmlischen Lebens: der Anfangenden, der Fortschreitenden, der Vollkommenen. Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn, die Mitte die Hoffnung, die Vollendung die Liebe... Glückliche die Seele, die zu dieser Stufe der Liebe gekommen ist! Wir wollen nicht verzagen, sondern die Hilfe dessen anrufen und uns durch das Beispiel dessen anregen lassen, der zu dem höchsten Grad gelangt ist!“ Ja, der heilige Andreas soll uns Fürbitter bei Gott und Vorbild in der Heilands- und Kreuzesliebe sein!

Edmund Champion

1. Dezember

Unter der katholikenfeindlichen Regierung der Königin Elisabeth schien es um die Kirche in England geschehen zu sein. Die Priester, aufgerieben von Arbeit und Sorge, von Kerkerleiden und Foltern, ohne Ruh und Rast, Tag und Nacht von den Häschern gejagt und gehetzt, starben rasch dahin oder fanden den Martertod auf dem Schafott. An einen Nachwuchs war nicht zu denken. Seitdem im Jahre 1559 die englische Staatsreligion eingeführt war, konnte keine katholische Priesterweihe mehr gehalten werden. So schien das Los des katholischen Glaubens in England entschieden zu sein. Doch Gottes Allmacht und Güte kam seiner Kirche in dieser Drangsal zu Hilfe. Ein ausgezeichnete Priester und Gelehrter, Dr. Wilhelm Allen, hatte den Plan gefaßt, im Ausland ein Seminar für junge Engländer zu gründen, um so den langsam aussterbenden Klerus durch neue Kräfte zu ersetzen. Dieses Seminar entstand in Douay und wurde zu einer Pflanzschule für Missionare. Zu den zahlreichen Priestern, die hier ihre theologische Ausbildung erhielten, gehört auch Edmund Champion. Er war wohl unter allen Missionaren, die von Douay aus nach England kamen, der von den Irrgläubigen am meisten Gehaßte und der berühmteste Märtyrer der katholischen Kirche jener an Blutzügen so reichen Zeit.

In London 1540 geboren, hatte Edmund Champion in Oxford mit Auszeichnung seine Studien vollendet. Man prophezeite dem jungen Gelehrten eine große Zukunft. In die vornehmsten Gesellschaftskreise fand er Eingang, von allen wurde er verwöhnt und verhätschelt, die Königin selbst begünstigte ihn und empfahl ihn ihren Ministern. Wie hätte ein Jüngling von so viel Gunst und Auszeichnung nicht berauscht werden sollen? Champion wurde so verwirrt, daß er sich bestimmen

ließ, den Suprematseid zu leisten, der der Königin die höchste geistliche Würde zusprach, ja er ließ sich sogar zum anglikanischen Diakon weihen. Aber er konnte dieses Schrittes nicht froh werden. Er schämte sich seiner Untreue gegen die Kirche, als deren frommes Kind ihn die gläubigen Eltern erzogen hatten. Die Leiden, welche die Katholiken in der mehr und mehr verschärften Verfolgung auszustehen hatten, öffneten ihm die Augen. Er entschloß sich, Priester zu werden und der bedrängten Kirche in England zu Hilfe zu kommen. Bald gehörte er zu den aufmerksamsten Schülern des Seminars von Douay. Die Sehnsucht nach höherer Vollkommenheit erweckte in ihm den Wunsch, in den Ordensstand zu treten. Zu Fuß zog er als Pilger nach Rom und trat dort der Gesellschaft Jesu bei. Von den Obern ins Noviziat nach Brunn gesandt, feierte er dort 1578 das erste hl. Meßopfer und entfaltete eine außerordentlich erfolgreiche Tätigkeit. Aber mochte er durch die Gewalt seiner Predigt Wunder der Bekehrung wirken, mochte er den Kaiser selbst oft zu seinen Füßen sitzen sehen und mit seinen lateinischen Dramen vor dem kaiserlichen Hof großen Beifall finden, es zog Campion unwiderstehlich zurück in seine englische Heimat, es drängte ihn, der Kirche seines Heimatlandes, die aus tausend Wunden blutete, alle Kräfte seines Lebens zu schenken.

Mit andern Ordensbrüdern überquerte Campion in Verkleidung und mit falschem Paß den Kanal. Bereit, jeden Augenblick aufgegriffen zu werden, zogen sie zu zwei und zwei als Kaufleute oder Handwerker durchs Land, suchten überall die Katholiken auf, sprachen ihnen Mut zu, spendeten den Erwachsenen die hl. Sakramente und taufte die Kinder. Oft genug wurden sie während des Gottesdienstes, den sie in irgend einem Versteck feierten, durch das Auftauchen von Spähern der Regierung überrascht. Unzähligemale entging ihnen P. Campion nur durch den besonderen Schutz Gottes. Nicht zufrieden damit, die Katholiken im Glauben zu festigen, suchte er seine frühere Untreue dadurch gutzumachen, daß er tollkühn sich daranmachte, auch die Irrgläubigen für die Wahrheit zu gewinnen und sie zur Kirche zurückzuführen. Mit gewandter Feder schrieb er Flugblätter von hinreißender Glaubensbegeisterung und überzeugender Widerlegung der Irrtümer. Die Erbitterung der Anglikaner war maßlos. Alles wurde aufgeboten, den gefährlichen Papisten unschädlich zu machen. Die Spione liefen durchs Land und horchten die Leute aus und wetteiferten, den Gefürchteten einzuliefern zu können. Ein Verräter verhalf ihnen zum Erfolg. Er hatte sich zu einem Gottesdienste Campions Zutritt zu verschaffen gewußt und verriet seinen Aufenthaltsort den Häschern der Regierung. Strengste Kerkerhaft im Tower sollte den Glaubensmut des Jesuiten brechen. Der leitende Staatsmann, Graf Leicester, bemühte sich selbst, Campion zum Abfall zu bringen. Sogar die Königin scheute sich nicht, ihren früheren Günstling vor sich führen zu lassen und seine Glaubens-treue zu erschüttern. Aber an P. Campion prallten alle ihre Überredungskünste,

ihre Versprechen und Drohungen wirkungslos ab. Nun versuchte man es mit derberen Mitteln: der Gefangene wurde grausam gefoltert. Um sein Ansehen bei Freund und Feind zu vernichten, wurde die Lüge ausgesprengt, Campion habe seine Vergehen gestanden und seine Mithelfer verraten. Aber selbst Lord Hunsdon, ein Werkzeug der Königin, mußte gestehen: „Es wäre leichter gewesen, dem Mann das Herz aus dem Leibe als ein Wort aus seinem Munde zu foltern.“ Nachdem seine Gesundheit durch die ausgestandenen Foltern vollständig vernichtet und auch seine Geisteskraft gebrochen schien, stellte man ihn unvorbereitet einer Kommission anglikanischer Professoren gegenüber und freute sich schon in der sicheren Erwartung, daß der körperlich und geistig zerrüttete Mann kläglich versagen werde. Doch Pater Campion antwortete auf die Spitzfindigkeiten seiner Gegner so gewandt und ertrug ihre Schmähungen und Spottreden mit solch bewunderungswerter Geduld und Sanftmut, daß die Anglikaner böse in die Enge getrieben wurden und der mächtige Hofmann Graf Arundel an diesem Tag katholisch wurde. Nun säumte man nicht länger, den gefährlichen Mann mundtot zu machen. Am 20. November 1581 wurde er wegen Hochverrates zum Tode verurteilt. Campion rief seinen ungerechten Richtern zu: „Wenn unsere Religion uns zu Hochverrättern macht, wohl, dann sind wir des Todes schuldig. Sonst aber sind wir so treue Untertanen, als die Königin nur jemals hatte. Indem ihr uns verurteilt, brecht ihr den Stab über alle eure Ahnen, über die alten Priester, Bischöfe und Könige, über alles, was einst der Ruhm Englands war, das die Insel der Heiligen und das getreueste Kind des Stuhles Petri genannt wurde. Denn was haben wir gelehrt, was sie nicht einstimmig auch lehrten? Im Verein mit diesen alten Leuchten nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt verdammt zu werden, ist für uns Glück und Ruhm. Gott lebt, die Nachwelt wird leben: ihr Urteil wird der Bestechung nicht so zugänglich sein, als das Urteil derjenigen, die über uns das Todesurteil fällten.“ Am 1. Dezember 1581 wurde das Urteil vollzogen. Mit zwei Gefährten endete Edmund Campion sein Leben am Galgen.

Wie die abenteuerreiche Legende eines mittelalterlichen Gottsuchers liest sich das Leben dieses seltsamen Mannes aus unseren Tagen. Auf mancherlei Irrwegen und Umwegen fand das unruhige Herz dieses modernen Augustinus seine Ruhe in Gott. In früher Kindheit verwaist, verlebte der 1858 zu Straßburg geborene Karl Eugen de Foucauld eine Jugend ohne die straffe Zucht einer väterlichen Hand und die wärmende Liebe einer guten Mutter. Obwohl sehr begabt, zeigte er wenig Lust zum Lernen. Als Student in Nancy und Paris war er häufiger in den Vergnügungsstätten zu treffen als in den Hörsälen. Es gelang ihm, schlecht und recht die Militärschule St. Cyr zu absolvieren und zunächst Leutnant bei den Husaren, später bei den Afrikajägern in Algier zu werden. Seit seiner ersten heiligen Kommunion hatte der junge Mann das Beten aufgegeben. Vollständig glaubenslos, ohne die heilsamen Hemmungen der Religion und des Verantwortungsbewußtseins eines frommen Gewissens wurde der junge Leutnant bald ein willenloses Opfer der Leidenschaften. Er stürzte sich in ein verschwenderisches, sittenloses Leben und trieb es so toll, daß er gezwungen wurde, den Abschied zu nehmen. Als jedoch bald darauf in Süd-Oran ein Aufstand ausbrach, erhielt er seinen Offiziersdegen wieder zurück und bewährte sich als tüchtiger Soldat und fähiger Offizier. Wie hätte aber ein leidenschaftlicher Mensch ohne straffe Selbstzucht wie Karl de Foucauld auf die Dauer den militärischen Drill ertragen können? Kurz entschlossen, warf er seine gesicherte Existenz von sich, zog die Uniform aus und wanderte in der Verkleidung eines algerischen Juden durch Marokko. Es reizte ihn die Sitten und Bräuche der wilden Wüstenstämme aus nächster Nähe zu erforschen. Ungezähltemale setzte er sein Leben aufs Spiel. Aber sein Scharfsinn und seine Geistesgegenwart entrissen ihn immer wieder der lauerten Gefahr. Durch die Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse wurde Karl de Foucauld mit einemmal ein berühmter Mann.

Unmerklich war Karl de Foucauld in den Monaten seiner Marokkodurchquerung ein anderer Mensch geworden. Der leidenschaftliche Gottesglaube und Gebetseifer der Mohammedaner weckten sein Gewissen und brachten ihn zum Nachdenken über sich selbst. Quälend fühlte er die Leere in seinem Herzen. „Ich allein bin ohne Religion!“ Gott hatte seine Seele verwundet und die Wunde schmerzte und heilte nicht zu, bis er vor einem Priester, dem Abbé Huvelin, niederkniete und alle Verirrungen seines Lebens reumütig beichtete. Zum zweitenmal seit dem Weißen Sonntag kniete Karl de Foucauld an der Kommunionbank und empfing die heilige Eucharistie. Als ein neuer Mensch stand er auf. Er hatte ein für allemal die Kette der Leidenschaft zerrissen und sich an Gott gebunden. Mit dem gleichen Ungestüm, mit dem er früher die Sünde in sich hineingetränken

hatte, machte er sich jetzt ans harte Werk der Sündenbuße. Ein heroischer Entschluß reifte in ihm: er wollte Trappist werden. Er verzichtete auf alle seine reichen Güter in der französischen Heimat und trat nach einer Bußwallfahrt zu den heiligen Stätten Palästinas unter dem Namen Maria Alberich in ein syrisches Trappistenkloster ein. Sechs Jahre verbrachte er in vorbildlichem Gehorsam und in ergreifender Demut in diesem Kloster. Wer hätte glauben können, daß unter dem weißen Ordenskleid dieses Trappisten sich der Offizier verbarg, der einst seinen Degen zerbrach, um dem Oberst nicht gehorchen zu müssen? Als er einst vor die Wahl gestellt worden war, entweder ein skandalöses Verhältnis zu lösen oder den Abschied zu nehmen, wählte er ohne Bedenken das letztere. Nicht so sehr aus Leidenschaft als vielmehr, weil sein zügelloser Wille sich nicht beugen wollte. Jetzt aber konnten die Obern im Kloster nach Gutdünken über ihn verfügen. Die härtesten Proben, die seinem Gehorsam und seiner Demut gestellt wurden, bestand er in bewundernswerter Selbstbeherrschung. Um seinem unwiderstehlichen Drang nach einem noch entsagungsreicheren Leben als es das eines Trappistenmönches war, nicht hinderlich zu sein, ermächtigte ihn 1897 die Obern zum Verlassen des Ordens. Drei Jahre verdammtete sich der frühere Graf und Offizier, indem er den Klarissinnen von Nazareth und Jerusalem den Hausdiener machte. Der Gedanke, als Priester mehr zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschen wirken zu können, veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren und Theologie zu studieren. Am 9. Juni 1901 wurde er zum Priester geweiht.

In heiligem Opfermut faßte der Neugeweihte den Entschluß, sein Leben dem schwierigsten apostolischen Werke zu widmen: er wollte den wilden Stämmen der Sahara das Evangelium bringen. In der Oase Ben Abbés erbaute er sich selber eine Einsiedelei mit einer kleinen Kapelle. Von 1901–1905 lebte Foucauld in dieser entbehrungsreichen Abgeschiedenheit, wirkte unter den französischen Kolonialtruppen als Seelsorger und nützte seine gute Kenntnis der Eingeborensitten aus, um die Herzen der Marokkaner zu gewinnen und für die Botschaft Christi empfänglich zu machen. Die Beduinen faßten zwar rasch Vertrauen zu dem weißen Mann, der ihre Wunden pflegte und ihre Kranken heilte, aber für die Taufe konnten nur wenige gewonnen werden. Auf den Rat eines Freundes entschloß sich Karl de Foucauld (er nannte sich jetzt Pater Karl von Jesus) noch weiter nach Süden vorzustoßen. In der Oase Tamdurasset, 700 km südlich der letzten französischen Militärstation, war er nun völlig von jeder Zivilisation abgeschlossen. Dafür aber kam er dem Stamme der Tuareg um so näher. 11 Jahre führte hier der Missionar ein Leben harter Hinopferung. Sein Apostolat bestand darin, Buße zu tun für die Verirrungen seiner Jugend, das hl. Meßopfer darzubringen für die Ungläubigen, die ihn umgaben und seinen Bekehrungsversuchen zum großen Teil widerstanden, und sich selbst als Opfer anzubieten. Seine Zeit nützte er aus, um über die Eingeborenen Bücher zu verfassen, welche die Gelehrtenwelt entzückten.

Schon zeigten sich einige, wenn auch dürftige Erfolge seiner Missionsarbeit. Zwischen ihm und den Tuaregs bahnte sich ein Verhältnis der Freundschaft und des Vertrauens an, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Da wurde alles durch den Weltkrieg roh zerstört. Die Beduinenstämme erklärten den „heiligen Krieg gegen die Christenhunde“. In ihrem Fanatismus machten sie auch nicht vor dem Halt, der jahrelang ihr bester Freund gewesen war und ihren Familien die größten Wohltaten erwiesen hatte. Am 1. Dezember 1916 erschien eine umherstreifende Bande mohammedanischer Reiter vor Foucaulds Einsiedelei. Da er sich weigerte, die muselmännische Gebetsformel zu sprechen, wurde er aus nächster Nähe niedergeschossen. Kaum waren jedoch die Kanonen des Weltkrieges verstummt, so wurde die Ermordung dieses Apostels zum Beginn einer planmäßigen Missionierung der Sahara. Auch hier erfüllte es sich wieder: „Das Blut der Märtyrer ist das Saatkorn des Christentums“.

Johann von Tschiderer

3. Dezember

Wäre der Name der Bischofsstadt Trient nicht schon als Tagungsort des berühmten Reformkonzils (1545–1563) unauslöschlich in die Geschichte unserer Kirche eingetragen, so wäre er in neuester Zeit durch einen der bedeutendsten Kirchenfürsten, die auf Trients Bischofsstuhl saßen, berühmt geworden: durch Johann Nep. von Tschiderer, einen Gelehrten von umfassendem Wissen, einen Bischof voll heiligen Eifers für die Erneuerung und Hebung des Glaubens und Sittenlebens seiner Gläubigen.

Johann von Tschiderer wurde im Schoß einer alten, berühmten Adelsfamilie am 15. April 1777 in Bozen geboren. Seine Jugendjahre fielen in die trostlose Zeit der nüchternen, seichten Aufklärung, für die auch auf dem Gebiet der Religion nichts zu Recht bestand, als was der Mensch mit seinem beschränkten Geist durchdringen kann. In der Kirche sah man nicht mehr viel anderes als eine Art Moralinstitut, einen Verein zur Heranbildung zuverlässiger Staatsbürger. Alle Religion lief schließlich nur noch auf eine praktische, natürliche Sittlichkeit hinaus. Daß der junge Tschiderer in seinen Studienjahren am Gymnasium in Bozen und an der Universität in Innsbruck von diesem Gift des aufklärerischen Zeitgeistes nicht angesteckt wurde, verdankte er neben der gütigen Führung durch Gott hauptsächlich seiner Mutter, einer hervorragend frommen und gütigen Frau, die für

eine gediegene religiöse Grundlage gesorgt hatte. Daneben hatte er die Gnade, an dem Franziskanerpater Herkulan Oberrauch einen erfahrenen Seelenführer zu finden. Als Berater und Beichtvater übte P. Herkulan auf die studierende Jugend einen nachhaltigen Einfluß aus. Allen entgegengesetzten Zeitströmungen zum Trotz, führte er die Studenten möglichs oft, wöchentlich wenigstens zweimal zur Kommunionbank, weil er im häufigen Sakramentenempfang das wirksamste Mittel zur Festigung und Bewahrung eines geordneten, guten Glaubens und Sittenlebens erkannt hatte. Johann von Tschiderer verdankte diesem Studenten-seelsorger viel. Mit Eifer oblag er dem Studium der Theologie. Im täglichen Kampf gegen die Masse andersgesinnter Studenten erhielt sein Glaubensleben einen Schwung und eine Kraft, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichneten.

Im Sommer des Jahres 1800 wurde Johann von Tschiderer zum Priester geweiht. Nun folgten lange Jahre erfolgreicher Seelsorgsarbeit und Lehrtätigkeit. Ungewöhnliche Arbeitsfreude und erstaunliche Arbeitskraft zeichneten den anfänglichen Hilfsgeistlichen wie den späteren Pfarrer und Dekan aus. Sein vorbildliches Gebets- und Tugendleben gewann ihm die Herzen seiner Pfarrkinder und sicherte ihm große Erfolge seiner priesterlichen Tätigkeit. Dem heiteren, auch einem gelegentlichen Spielchen nicht abholden Pfarrherrn sah es niemand an, welches strenges Bußleben er im geheimen führte. Denn sorgfältig vermied er nach außen alles Absonderliche und Auffallende. Mit einer gewinnenden Freundlichkeit und herzerobernden Güte trat er allen Menschen entgegen. Niemals verletzte und verwundete er, auch wenn es galt, zu tadeln. Immer wußte er für seine Zurechtweisungen eine milde, schonende Form zu finden. Freilich konnte er auch, wenn alle Güte nichts fruchtete, und die Sache Gottes oder der Kirche es verlangte, mit unbeugsamer Strenge und Kraft dareinfahren.

Seine Freigebigkeit war sprichwörtlich. Scherzhaft sagte man: „Wenn Johann von Tschiderer einmal heilig gesprochen wird, muß er Johannes der Almosengeber heißen“. Als Bischof schickte er einmal sogar seine Ehrengeschenke, Brustkreuze usw. fort, um sie zugunsten eines Cholerakranken zu verkaufen.

Die großen Erfolge seiner Seelsorgstätigkeit hatten schon lange die Aufmerksamkeit des Fürstbischofs Galura erregt. Im Jahre 1832 berief er v. Tschiderer zum Weihbischof von Vorarlberg. Aber kaum hatte er sich in sein Amt eingelebt, da wurde er nach kaum drei Jahren von Kaiser Franz I. zum Fürstbischof von Trient erhoben. Volle 26 Jahre galt nun sein ganzes Beten, Sorgen und Schaffen diesem hohen Amte.

In den damaligen verworrenen Zeitläuften war der Weg eines Kirchenfürsten ein rechter Kreuzweg. Mit erleuchteter Klugheit und unbeugsamer Entschiedenheit rückte Fürstbischof von Tschiderer den religiösen Gefahren der Zeit zu Leibe. Kein Widerstand konnte ihn dabei entmutigen. Keine persönlichen Verunglimpfungen konnten ihn müde machen. Seine Hauptsorge galt der Heranbildung

seeleneifriger, glaubensstarker Priester. Durch Konferenzen und Exerzitien, durch Besuche und Visitationen, durch persönlichen und brieflichen Verkehr arbeitete er an der Gestaltung eines tadellosen Priesterstandes. Nicht Vorgesetzter war er seinen Priestern, sondern ein wohlmeinender Freund und gütiger Berater. In demütiger Herzlichkeit trat er allen gegenüber. Zu zwei neugeweihten Priestern sprach er einmal: „Sehen Sie, nun sind Sie mit einer großen Würde bekleidet, aber suchen Sie in ihr nicht Ämter und Ehren. Ich meinstenils würde, wenn ich noch hundertmal auf die Welt zu kommen hätte, alle hundertmal wieder Priester werden, aber ich würde ein abgelegenes Bergdörflein vorziehen und wollte nicht Bischof sein, nein, das nicht!“

Unter seiner Regierungszeit blühte das religiöse Leben in der Diözese wieder verheißungsvoll auf. Da er aus seiner eigenen Studentenzeit die große Gefahr kannte, die vor allem der Jugend drohte, suchte er gerade der heranwachsenden Jugend seine priesterliche Sorge und Liebe zu schenken. Er gründete eine Reihe von verschiedenen Erziehungsanstalten, unterstützte die Lehrorden und sorgte für kirchentreue Lehrer. Mit einer geradezu kindlichen Liebe hing das Volk des Trienterlandes an seinem heiligmäßigen Fürstbischof. Wie gewaltig der Eindruck seiner Persönlichkeit war, zeigte ein Vorfall des Revolutionsjahres 1848. Die toll gewordene Menge hatte das Trienter Steuergebäude besetzt und schickte sich nun an, auch die Stadtkasse und das Kornhaus zu erstürmen. Die Lage war äußerst bedrohlich. Die städtische Polizei war machtlos. Da erschien der Fürstbischof unter der aufgeregten Menge. Sogleich erstarb das Lärmen und Toben, als die Leute ihren Bischof sahen und sprechen hörten. Seine klugen Worte waren wie Öl auf das wogende Meer. Unter Jubel und Hochrufen umringten die Leute den Fürstbischof und zogen wie im Triumph mit ihm zum Rathaus, wo ihn der Bürgermeister vor allem Volke bat, die Schlüssel des Kornhauses in Verwahrung zu nehmen.

In ihrem ganzen Ausmaß zeigte sich die Verehrung und Liebe des Volkes zu seinem Bischof, als der 83jährige Greis am 3. Dezember 1860 entschlief. Der Zudrang der Massen zum toten Fürstbischof war so groß, daß es der Polizei kaum möglich wurde, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Alle wollten ein Fleckchen von den Kleidern des Verstorbenen oder sonst ein teures Andenken oder ein Bild von ihm haben.

Adolf Kolping

4. Dezember

„Hier ruht Adolf Kolping, geboren zu Kerpen am 8. Dezember 1813, gestorben zu Köln am 4. Dezember 1865. Er bittet um das Almosen des Gebetes.“ So steht in der altherrwürdigen Minoritenkirche zu Köln auf einer einfachen Steinplatte, die die Grabstätte eines Mannes deckt, der zwar bis heute noch nicht von amtswegen zu den Heiligen und Seligen unserer Kirche gehört, den aber aller Voraussicht nach spätere Geschlechter anrufen werden: Heiliger Adolf, bitte für uns! Die Wallfahrer, die aus allen Gauen Deutschlands und selbst aus dem Ausland zu dieser ehrwürdigen Stätte am Rhein gezogen kommen, die jungen Handwerks- gesellen, die man in frommer Dankbarkeit täglich vor diesem Grabe beten sieht, zeigen, wie Adolf Kolping im Herzen des katholischen Volkes weiterlebt.

Als Kolping in dem ärmlichen Häuschen eines Tagelöhners und Guttschäfers zu Kerpen bei Köln das Licht der Welt erblickte, lag das deutsche Vaterland in harten Kriegsnöten; deutsche und russische Heere wogten über den Rhein um die Franzosen zu verfolgen. Die Armut, die in der Familie Kolping Heimatrecht besaß, wurde durch die Kriegsnöte noch drückender. Daß Vater Kolping sehr früh schon die Kinder zur Mithilfe bei den Feldarbeiten heranzog und zum Suchen eines eigenen Verdienstes veranlaßte, kann nicht wundernehmen. Auch Adolf, der Jüngste, mußte früh mit anfangen. Da er aber recht schwach und kränklich war, durfte er oft bei der Mutter zu Hause bleiben, während die anderen auf dem Felde arbeiteten. So kam es, daß er sich schon in der ersten Jugend innig an die Mutter angeschlossen. Diese einfache, arme Frau, die treu ihre tägliche Pflicht erfüllte, die in ihrer herzlichen Frömmigkeit keinen Brotlaib anschnitt, ohne mit der Messerspitze zuerst das Kreuzzeichen einzukerben, wurde für Adolf Kolping das Idealbild einer Mutter. Er konnte in späteren Jahren nicht genug von dem Segen sprechen und schreiben, den seine gute Mutter auf ihn ausübte. Auf dem Katholikentag zu Mainz 1851 erzählte er, wieviel Gefahren und heftige Versuchungen ihn in seiner Handwerkerzeit bestürmten. „Und wißt ihr, was mich aufrecht erhalten hat? Ich habe eine Mutter gehabt, eine arme Mutter, deren Nennung schon mein Herz bis in seine Tiefen aufrührt. Seht, von dieser Mutter habe ich nie etwas gesehen, das ich nicht verehere. Wenn die Versuchung mir ans Herz kam, habe ich an meine Mutter gedacht und ich hätte nie gewagt, ihr ins Auge zu blicken, wenn ich etwas getan hätte, was nicht recht gewesen. Und als sie starb, habe ich erst rechten Respekt vor ihr gekriegt; denn sie ist gestorben mit einem rechten Glauben wie eine Heilige.“

Neben der Mutter war es ein trefflicher Lehrer, dem sich Adolf Kolping zeitlebens zu großem Dank verpflichtet fühlte. „Die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich unter seiner Aufsicht zugebracht. Meine Augen leuchteten, wenn er in seiner

frischen Weise, mit der ganzen Liebe eines Vaters, seinen Schülern, die gleichsam an seinem Munde hingen, die Lebensgeschichte großer Männer erzählte, und sie mit Kenntnissen bereicherte, die nicht zum Pensum gewöhnlicher Landschulen gehörten, die aber für uns Knaben etwas ungemein Anregendes und Begeisterndes hatten.“

Unter der Leitung eines solch tüchtigen Erziehers erwachten in Adolfs Seele der Sinn für höheres Erkennen und Wissen, die Sehnsucht nach dem Studium. Die Armut des Elternhauses machte diesen geheimen Wunsch freilich vorerst zu nichts. Nach der Schulentlassung mußte er statt der Feder die Schusterahle handhaben. Er kam zu einem Schuhmachermeister in Kerpen in die Lehre. Eifrig und pflichttreu kam der Schusterlehrling seiner Arbeit nach; jede freie Minute aber wurde zum Lesen ausgenützt. Diese Lesesucht bewahrte den jungen Kolping vor manchem Unfug, mit dem seine Mitgesellen ihre Freizeit füllten.

Auf der Walz und dann besonders in der Gesellenzeit zu Köln erhielt Kolping tiefen Einblick in die harte Lage des Handwerkerstandes, in die vielfachen Versuchen, denen er ausgesetzt war und in die sittliche Verlotterung, die ihm drohte. Obwohl er auch gute, arbeitseifrige Gesellen fand, waren doch die meisten jungen Leute, mit denen er zusammentraf, verroht und verwahrlost; sie hatten zotige und gotteslästerliche Reden im Munde, hielten keinen Sonntag heilig, führten ein schändliches Luderleben. Mit heißen Augen sah Kolping den Jammer dieser gescheiterten Existenzen. Daß er inmitten dieser religiösen und sittlichen Gefahren fromm und rein blieb, verdankt er dem „Schutzengel“ seines Lebens, seiner Mutter, und einem braven Mädchen, dessen Liebe dem jungen Gesellen zuteil wurde. Von dem Segen dieser Freundschaft und dem Opfer, das die Trennung von diesem Mädchen ihn kostete, schrieb Kolping später: „Den Kranz, den ich mir um die Schläfen winden wollte, habe ich am heiligen Altar aufgehängt. Dort mag er verwelken. Aber das Herz will dessen ungeachtet nicht immer schweigen. Zu lang hat es fest gehangen an seiner Liebe. Es verdankt ihr zuviel, als daß es ihrer so leicht vergessen könnte. Ist sie doch den rauhesten Pfad des Lebens mitgewandelt, stets treu geblieben in Freud und Leid, hat mich stets nach oben gewiesen, wenn Leidenschaften mich zur Erde hinabziehen wollten. Ja, hat sie nicht den ersten Entschluß zur Reife gebracht, der mich dem Altare weihte, wenn sie selbst auch dabei jede Freude des Lebens opfern mußte!“ Welch herrliches Zeugnis für den segensreichen Einfluß, den ein braves Mädchen auf einen reinen Jüngling haben kann! Wie groß muß dieses Mädchen gedacht haben, da es in Kolping den Gedankenden, Priester zu werden, unterstützte, obwohl sie wußte, daß sie den geliebten Freund damit für immer verlieren würde!

24 Jahre war der Handwerksgehilfe Kolping alt, als er beschloß, Hans Sachsens Gewerbe mit dem Studium zu vertauschen. Viele Schwierigkeiten gab es für den unbemittelten Gesellen zu überwinden. Aber sein eiserner Wille überwand mit

Gottes Führung alle Hindernisse. Obwohl er sich die Kosten des Studiums und Unterhalts neben dem Lernen selbst verdienen mußte, machte er schon nach drei Jahren das Abiturium und ging an die Universität München (wo der spätere Bischof Ketteler sein Freund wurde und großen Einfluß auf seine sozialen Pläne ausübte) und Bonn, um Theologie zu studieren. Mit 32 Jahren stand er zum erstenmal am Altar, übervoll von Dank gegen Gott.

Seine erste Kaplanstelle in dem zum größten Teil protestantischen Elberfeld zeigte ihm erneut, wie notwendig eine seelsorgliche Betreuung und straffe Zusammenfassung der katholischen Gesellen in andersgläubiger Umgebung sei. Er freute sich, bereits eine Vereinigung von Handwerksgehilfen vorzufinden. Bald wurde Kolping der geistige Führer des kleinen Trüppchens, das er ganz nach seinen Plänen formte. Aber konnte es seiner feurigen Apostelseele genügen, in einer einzigen Stadt eine Handvoll Gesellen um sich geschart zu sehen, während Tausende und Tausende andere unbetreut blieben? Der große Organisator der Gesellenvereine hob seine Schwingen. Er wurde auf Wunsch als Domvikar nach Köln versetzt. Hier wollte er einen Mittelpunkt der ganzen Gesellen- und Handwerkerbewegung schaffen. Mit nur sieben Mann eröffnete Kolping in Köln den Gesellenverein. Nach kurzer Zeit waren es schon über hundert. Die Öffentlichkeit begann aufmerksam zu werden. Man fing an vom Kölner Gesellenverein zu reden. Die Gesellen fühlten sich in ihrem Verein geborgen wie zu Hause. Ein Ersatz für das Familienleben der einzelnen sollte ja nach Kolpings Plänen der Gesellenverein sein. Die Unterrichts- und Wohlfahrtseinrichtungen fanden bei Gesellen und Handwerksmeistern reichen Anklang. Über ganz Deutschland und die Nachbarstaaten entstand ein Netz von Gesellenhäusern. Das Senfkorn, das Kolping in priesterlicher Liebe eingepflanzt hatte, war zum weitästigen Baum geworden. Aber niemand kann ermessen, welch eine Fülle von Arbeiten und Sorgen, welch ein unermüdliches Werben in Wort und Schrift, welch ungewöhnliches Organisationstalent, welch unbegrenztes Gottvertrauen nötig war, um ein solches Werk zu schaffen. Kein Wunder, daß Kolpings Kräfte schon vorzeitig verbraucht waren. Erst 52 Jahre alt, sank Adolf Kolping nach einem martervollen Leiden ins Grab. Aber das Gedächtnis des aufopfernden Priesters, der im Dienste für andere sich selbst vergaß, des warmherzigen Geschichtenerzählers und Kalendermannes, des weltberühmten, unvergeßlichen Gesellenvaters, wird leben, so lange katholische Herzen schlagen.

Das 5. Jahrhundert war eine Zeit tief gesunkener Zustände. Kriege und Einfälle fremder Völker erschütterten das morsche Römerreich immer mehr und brachten es der Auflösung nahe. Das aufstrebende Christentum litt nicht nur unter diesen ungünstigen Verhältnissen, sondern hatte auch den Kampf gegen diejenigen zu bestehen, die durch Ausstreuung von Irrtümern und Aufreißung von Spaltungen der Kirche Wunden zu schlagen suchten. Da bedurfte es sittlich hochstehender und glaubensbegeisterter Männer, die der Kirche zu siegreichem Fortbestand und zur weiteren Ausbreitung verhelfen. Zu den großen Männern, die als helle Leuchten aus der dunklen Geschichte jener Zeit hervortraten, gehört auch der Bischof von Ravenna: Petrus Chrysologus.

In Forocornelium, dem heutigen Imola, unter der trefflichen Obhut des Bischofs Kornelius erzogen, wurde Petrus als Diakon der treueste Gehilfe des greisen Bischofs und errang sich durch seine Gelehrsamkeit und seinen Tugendeifer die Hochschätzung aller kirchlichen Kreise. Als Bischof Kornelius als Sprecher einer Abordnung, die vom Papste die Bestätigung des für den verwaisten Stuhl von Ravenna erwählten Bischofs erbitten wollte, nach Rom reiste, ließ er sich von seinem Diakon Petrus begleiten. Sixtus III. nahm die Abordnung gütig auf, verweigerte aber zur Überraschung der Abgesandten die Bestätigung des neugewählten Oberhirten von Ravenna. Auf Grund eines Traumgesichtes legte er dem erst 27jährigen Diakon Petrus die Hände auf, dessen eindrucksvolle Redegabe, umfassende Gelehrsamkeit und ernstes Tugendstreben tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatten. In Ravenna bereitete man dem neuen Bischof einen jubelnden Empfang. Aus dem wenig beachteten Gelehrtenleben der Kleinstadt nun plötzlich auf den glanzvollen Bischofsthron der kaiserlichen Residenz Ravenna erhoben und mitten in das bewegte Großstadtleben mit seinen hochmütigen Hofbeamten, den klatschsüchtigen Ränkeschmieden, den genießerischen Müßiggängern, den wichtigtuenden Ministern hineingestellt zu sein — das wäre manch anderm jungen Mann zum Verhängnis geworden. Bischof Petrus blieb von all diesen Eindrücken und Einflüssen unbeirrt. Er begann seine Tätigkeit mit einer Reihe von Predigten, in denen er die Niedergangerscheinungen seines Jahrhunderts und die erneuernde Kraft des Christentums überzeugend vor Augen stellte. Die Predigten waren so eindrucksvoll, daß auch jene, die anfangs über den jugendlichen Bischof hochmütig die Nase gerümpft hatten, sich der Wucht dieser ungewohnten Kanzelberedsamkeit und dem Einfluß einer fleckenlosen Heiligkeit beugten. Der Zustrom zu den Predigten des Bischofs war so groß, wie ihn Ravenna noch nie gesehen hatte. Auf einmal lief ein neuer Name für den Bischof von Mund zu Mund, der Beiname Chrysologus, d. i. der Mann goldener Worte. Unermüdlich war Petrus in der

Verkündigung des göttlichen Wortes. An manchen Sonn- und Festtagen geschah es, daß er dreimal die Kanzel bestieg und durch seine glanzvollen Predigten die Zuhörer begeisterte.

Auffallende Bekehrungen und große seelsorgliche Erfolge waren die Frucht dieses Predigteifers. Irrgläubige baten um die Taufe, Unzüchtige beseitigten das gegebene Ärgernis, Wucherer verschenkten ihre erpreßten Schätze unter die Armen, Intrigen unter den Höflingen nahmen ein Ende, die schamlosen Spiele und Tänze, diese traurigen Überreste des absterbenden Heidentums, wurden eingestellt. Mit heiligem Zorn trat Petrus Chrysologus der wilden Ausgelassenheit entgegen, mit der sich die Christen an manchen heidnischen Gebräuchen beteiligten. „Wer mit dem Teufel scherzt“, erklärte er, „kann nicht mit Christus sich freuen.“ Mit den blanken Waffen persönlicher Heiligkeit und ungestümem Seeleneifer kämpfte er gegen den Teufel, von dem er in einer seiner Predigten sagte, daß er „durch alle Arten von Bosheit und tausenderlei Täuschungskünste die Ordnung der Welt verkehrt, die Herzen und Sitten der Menschen verwirrt, in Götzenbildern seine Macht ausübt, in Sakrilegien tobt, durch Wahrsagen täuscht, durch abergläubische Zeichen berückt, durch Astrologie irreleitet, durch unzüchtige Schauspiele erobert, durch Laster belagert, durch Sünden verwundet, durch Verbrechen durchbohrt, durch Verzweiflung zu Boden schmettert . . .“

Als kräftigstes Mittel zur Bewahrung der Treue und zum Sieg über Leidenschaft und Sünde empfahl Bischof Petrus immer wieder die öftere heilige Kommunion. „Sie soll die tägliche Speise eurer Seelen werden!“ Durch feierliche Gestaltung des Gottesdienstes und prunkvollen Schmuck der Gotteshäuser suchte er die Gläubigen für die Teilnahme am heiligen Opfer zu gewinnen. Die Gunst der Kaiserin-Mutter Galla Placidia wußte er auszunützen, um die Kaiserin zur Errichtung mehrerer Kirchen zu bestimmen. Auch für die himmelschreiende Not der Armen verstand er das Herz der Kaiserin zu erwärmen und ihre Hand zu tatkräftiger Hilfe zu erschließen. Petrus Chrysologus war kein Hofbischof, der sich wie manche andere in das Hofleben und in die Politik verlor. Er fühlte sich wohler in den schmutzigen Armenvierteln als in den gleißenden Prunksälen der Residenz. Wenn er den Weg in den kaiserlichen Palast fand, so trieb ihn meist ein Bittgesuch für die Armen, das ihm am Herzen lag und für dessen Gewährung er sich einsetzte. Darum hingen aber auch die Armen an ihm wie an einem Vater und schenkten ihm ihr ganzes Vertrauen.

In den düsteren Wirren der Völkerwanderung mußte ein solch heiliger Wandel, wie ihn Bischof Petrus führte, und ein solch echt christliches Glaubensleben, wie es durch seine Tätigkeit in Ravenna aufblühte, großes Aufsehen erregen. Viele Bischöfe pilgerten von weit her nach Ravenna, um den heiligen Mann zu sehen und von ihm zu lernen. Eutyches, der berüchtigte Irrlehrer von Konstantinopel, der mit seiner falschen Lehre über Christus die ganze östliche Kirche in Verwirrung

gebracht hatte, suchte den hochangesehenen Bischof von Ravenna für seine Lehre zu gewinnen. Seine Versuche scheiterten aber an der unbeirrbaren Rechtgläubigkeit des heiligen Bischofs. Petrus verwies den Versucher nach Rom, dem Felsen Petri. „Durch den römischen Bischof bietet der hl. Petrus, der auf ihm fortlebt und die Kirche regiert, den wahren Glauben denen dar, die ihn suchen. Aufrichtig bemüht, den kirchlichen Frieden und Glauben aufrecht zu erhalten, können wir ohne Zustimmung des Bischofs von Rom in Glaubenssachen nichts entscheiden.“

18 Jahre lang führte Petrus Chrysologus als einer der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten seiner Zeit den Bischofsstab von Ravenna. Als er fühlte, daß seine Kräfte durch die rastlose Arbeit erschöpft waren, zog er sich aus dem Lärm der Residenzstadt in die Stille von Imola zurück. Wo er geboren war, wollte er sterben. Am 2. Dezember 451 erlosch das Leben, das sich im Dienste für Gottes Ehre verzehrt hatte. Petrus Chrysologus lebt fort in seinen Predigten, von denen noch gegen 200 erhalten sind, und im Gedächtnis der Kirche, die ihn zu den Ehren der Altäre erhob und ihn auch unter die Zahl der heiligen Kirchenlehrer aufnahm.

Franz Xaver

6. Dezember
(Gedenktag am 3. Dezember)

Franzens Heimat war das Baskenland. Hier wurde er auf dem Stammschloß Xavier am 7. April 1506 als Sohn des Staatskanzlers Dr. Juan de Yasu geboren. Die Erobererlust und Entdeckerfreude der spanischen Seehelden und der feurige Glaubensmut der Maurerbesieger war das köstliche Erbe, das Franz von seiner Heimat erhielt. Ruhm und Ehre erwerben, große Taten vollbringen — diese Sehnsucht sang in seinem heißen Blut. Als Junge von zehn Jahren mußte er zähneknirschend mitansehen, wie die trotzigsten Festungswerke des väterlichen Schlosses geschleift und die Wälle und Schanzen, die Türme und Wehre zerstört wurden. Er sah seine beiden älteren Brüder Miguel und Juan aus jahrelangem Ringen besiegt heimkehren. Der Kriegsruhm der Ritter von Xavier war für immer zerbrochen. Kein Wunder, daß es Franz zu eng wurde in der Heimat und daß ihn statt des Schwertes die Lehrkanzel lockte! Paris mit seiner berühmten Universität zog ihn an.

Von unersättlichem Ehrgeiz getrieben, vergrub er sich ins Studium, so daß er schon mit 21 Jahren die Befugnis bekam, Vorlesungen zu halten, und von einem Studenten zum Professor wurde. In dieser Zeit geschah es, daß Franz ein Freundespaar als Stubengenossen erhielt: seinen Landsmann, den kriegsbeschädigten Haupt-



Bernadette Soubirous im Reliquenschrein zu Nevers



Caecilia, die Patronin der Kirchenmusik
(Raffael)

mann Ignatius von Loyola, und den gelehrten und frommen Savoyarden Peter Faber. Ignatius, der mit dem Scharfblick des Menschenkenners die herrlichen Seelenkräfte des jungen Magisters erkannte, mühte sich, Franz Xaver für sein großes Ziel: den Kreuzzug gegen Unglauben und Irrglauben, zu gewinnen. Lange sträubte sich Franz Xaver. Die Armut und mönchische Strenge des ehemaligen lebensfrohen Offiziers stießen ihn ab. Mit Spott und Geringschätzung tat er die „Bekehrungsversuche“ der beiden Freunde ab. Erst allmählich, als er die Güte und Reinheit Peters und die Uneigennützigkeit und den Hochsinn des Ignatius kennengelernt hatte, war er nicht mehr so abweisend, wenn Ignatius ihm immer wieder das Schriftwort vorhielt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Vollständige Klarheit brachten jedoch erst die 40tägigen Exerzitien, die Franz unter der Leitung des Ignatius machte. Er entsagte der akademischen Laufbahn und stellte sich ganz Ignatius für die „Gesellschaft Jesu“ zur Verfügung. In Gebet, Studium und Werken der Nächstenliebe vergingen nun zwei Jahre. Im Winter 1536 machte sich das kleine Häuflein der neun ersten Jesuiten auf den Weg nach Venedig, um von dort aus nach Palästina überzusiedeln. Unvorhergesehene Umstände machten die geplante Palästinafahrt unmöglich. Die Ordensbrüder widmeten sich nun der Seelsorge und dem Krankendienst. Im Spital der Unheilbaren zu Venedig begann Franz Xaver seine Krankenpflege. Auf öffentlichen Plätzen sammelte er Kinder und Erwachsene um sich und sprach mit ihnen in einem lustigen Kauderwelsch von Italienisch, Französisch und Baskisch über Gott und Christus, über Sünde und Buße. Nachdem er am Johannis-tag 1537 zum Priester geweiht worden war, ging er ganz in Gebetsübungen, Bußwerken und Diensten der Caritas auf. Er schonte sich so wenig, daß er vor Überanstrengung schließlich zu Tode erschöpft in Rom ankam. Doch in seinem sprühenden Tatendrang hatte er die Erschöpfung in kurzer Zeit so überwunden, daß Ignatius ihn 1540 im Gefolge des portugiesischen Gesandten nach Lissabon schickte, damit er von dort aus sich reisefertig mache für die Mission in Indien. „Der Herr öffnet Ihnen ein weites Feld“, sprach Ignatius zu seinem hochgemuten Freund; „nicht Palästina oder eine Provinz Asiens, sondern ungeheure Länder und Reiche, eine ganze Welt.“

Am 6. Mai stieg Franz nach 12monatlicher Fahrt in Goa ans Land. Die zehnjährige Missionsarbeit fing an. Der Eroberer Christi begann sein Werk. Als einzelner Mann, ohne Waffen und Schutz, machte er sich daran, eine unbekannt Welt für Christus zu gewinnen. Er sah die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich seiner Missionsarbeit entgegenstellten, und verlor doch das Vertrauen nicht. Wie ein Hexenkessel brodelnder Leidenschaft und Sünde mußte dem Heiligen Goa mit seinem Völker- und Rassengemisch, mit seinen Lastern und Entartungen erscheinen. Unüberwindliche Schwierigkeiten schien anfangs der Missionierung die Unkenntnis der Sprache zu bereiten. In einem Brief schreibt Franz Xaver: „Ihre Sprache ist das

Malaische, die meine das Baskische. Sie verstehen die meine nicht, ich nicht die ihrige. Ich versammelte also die Klügsten unter ihnen und suchte Personen, die unsere Sprache und die ihrige verstanden. Nachdem wir dann viele Tage mit großer Mühe zusammengesessen hatten, übersetzten wir aus dem Lateinischen die Gebete, angefangen mit dem Kreuzzeichen . . ." Die Mühen des Heiligen hatten Erfolg. Mehr noch durch seine Selbstlosigkeit und Güte als durch die Macht der Predigt bezwungen, ließen sich Tausende taufen, trotzdem Franzens Missionsarbeit durch das Lasterleben der weißen Ansiedler, durch die Grausamkeit und Habgier der portugiesischen Soldaten und Kolonialbeamten unterhöhlt wurde. Statt von seinen Landsleuten Hilfe zu erhalten, legten gerade sie ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg, und es kostete Franz Xaver unendliche Mühe das Vertrauen der Einheimischen zu gewinnen, das die weißen Christen durch ihr unchristliches Leben so schändlich mißbraucht hatten.

Immer weiter stieß der wagemutige Missionar vor. Nachdem er die Mission in Portugiesisch-Indien organisiert und die Perlenfischer am Kap Komorin bekehrt hatte, versuchte er auf den ostindischen Inseln der Molukken ein neues Reich des Glaubens aufzubauen. Man warnte den Missionar vor den fanatischen Mohammedanern und Seeräubern, vor den Kopffägern und Menschenfressern, die auf den Molukken hausten. Man bot ihm Schutz an; man wollte ihm Gegengifte mitgeben, da jeder Trunk Wasser vergiftet sein und ihm den sicheren Tod bringen könnte. Aber er verzichtete auf jede Vorsorge und jeden Schutz. „Ich gehe in jede Todesgefahr hinein. Meine Hoffnung, mein Vertrauen ist Gott.“ Kann einer das Lebenswerk des hl. Franz Xaver betrachten und noch sagen, die christliche Religion zerbreche den Mannesmut und mache feige? Ganz allein auf sich selbst gestellt, ohne alle die Hilfsmittel, deren ein moderner Reisender sich erfreut, tausenderlei Gefahren ausgeliefert, in jedem Gebiet neue religiöse Anschauungen und Gebräuche, neue unbekannte Sprachen – in solchen Lagen den Mut nicht zu verlieren, ist das nicht Heldentum?

Gerade auf den Molukkeninseln waren Franz schöne Missionserfolge beschieden. Aber schon drängte ihn sein hochfliegender Geist wieder weiter. Ein neues Ziel lockte ihn: Japan. Am Feste Mariä Himmelfahrt 1549 betrat er das Land. Nach zwei Jahre langer Tätigkeit, als deren spärliche Frucht er 2000 bekehrte Japaner ernten konnte, mußte er einsehen, daß eine Missionierung Japans erfolglos bleiben müsse, solange China, das Mutterland der Kultur Japans, noch im Heidentum stak. So änderte er seinen Feldzugsplan, um die Missionierung Chinas in Angriff zu nehmen. Was kümmerte es ihn, daß in China der Tod auf jeden wartete, der trotz des strengen Verbotes ohne königlichen Paß die Grenzen zu überschreiten wagte! Am Ostertag 1552 machte sich Franz Xaver von Goa aus auf die Fahrt nach China. In Malakka betrog ihn jedoch ein mißratener Sohn des berühmten Seehelden Vasco da Gama, der Gouverneur von Malakka war, um die mühsam zusammengestellte

Ausrüstung. Ungebrochen wagte Franz Xaver trotzdem einen Vorstoß in das Reich der Mitte. Von der Insel Sanzian, angesichts der chinesischen Küste, sollte ihn eine chinesische Schmugglerdschunke heimlich ans Land bringen. Der Heilige wartete jedoch vergeblich; der Chinese hatte sein Wort gebrochen. Schon legte sich der Unermüdliche einen neuen Plan zurecht, da erkrankte er. Von allen verlassen, in einer elenden, offenen Hütte schutzlos den Novemberstürmen und winterlichen Regenschauern preisgegeben, lag der Heilige vom Fieber geschüttelt, bis er nach 14tägigem Leiden am 3. Dezember 1552 in die Ewigkeit einging.

„Gib mir Seelen, Herr!“ Das war sein Lieblingsgebet, aus dem er unüberwindliche Glaubenszuversicht schöpfte; das war der Kampfesruf gewesen, mit dem er hinauszog in das heidnische Land; das war die Bitte, die durch seine Fieberphantasien jagte. Ist sein großes Lebenswerk auch unvollendet geblieben, so hat sein Ruf: „Gib mir Seelen, Herr!“ seither in Tausenden und Tausenden von edlen Menschenherzen Widerhall gefunden und hochherzige Seelen zum Missionsberuf und Martyrium geweckt.

Ambrosius

7. Dezember

Kein Besucher der Kirche Sant'Ambrogio in Mailand dürfte sich dem starken Eindruck entziehen können, der hier von der gewaltigen Persönlichkeit des hl. Ambrosius ausgeht. Hier wird der große Tote, dessen Gruft das Gotteshaus birgt, lebendig. Hier am Portal soll er mit vorgehaltenem Hirtenstab dem Kaiser Theodosius, dessen Blutbefehl gegen 7000 Einwohner von Thessalonich niedergemetzelt hatte, entgegengetreten sein, um ihm den Eintritt ins Gotteshaus zu verwehren, ehe er nicht seine rasche Zornestat gebüßt hätte. Hier ist unter der Kanzel der junge Professor Augustin aus Tagaste gestanden und ließ die Ströme der Beredsamkeit, die aus dem Mund des Bischofs flossen, um seine suchende Seele fluten.

In Trier, wo sein Vater als kaiserlicher Statthalter über Gallien, Britannien und Spanien residierte, wurde Ambrosius um 333 geboren. Schon um die Wiege des Kindes schlingt sich eine liebliche Legende: summende Bienen sollen den Neugeborenen umschwärmt haben und im offenen Mund des Knaben wie in einem Bienenkorb ein- und ausgeflogen sein. Die sinnige Legende will besagen, daß dem späteren Prediger die Rede wie Honig floß und daß ihm die Süße des Wortes schon als Geschenk der Natur in die Wiege gelegt worden ist. An der Seite zweier

Geschwister wuchs der junge Ambrosius auf. Die Schwester Marcellina nahm später den Schleier der Gottgeweihten, mit dem etwas älteren Bruder Satyrus blieb er lebenslang innig verbunden. In Rom, wohin die Mutter nach dem Tode des Vaters gezogen war, erhielten die Brüder eine glänzende Ausbildung. Unberührt gingen sie durch den Schmutz der Großstadt und hielten sich durch ihre Willensstärke und Herzensgröße von den Lockungen der zügellosen studierenden Jugend fern.

Bei den Söhnen eines kaiserlichen Statthalters war es selbstverständlich, daß sie sich nach Vollendung ihrer Studien der staatlichen Laufbahn widmeten. Ambrosius wurde durch Vermittlung des tiefgläubigen Statthalters Petronius Probus Mitglied eines römischen Gerichtshofes. Als solches zeichnete er sich so rühmlich aus, daß er kaum vierzig Jahre alt vom Kaiser Valentin I. zum obersten Verwaltungsbeamten der Provinzen Ligurien und Ämilien mit dem Sitz in Mailand ernannt wurde. Beim Abschied gab ihm sein väterlicher Chef Petronius die prophetischen Worte mit auf den Weg: „Geh hin und handle so, wie wenn du nicht Richter, sondern Bischof wärest!“ Ambrosius' Stellung war eine äußerst schwierige. Das absterbende Heidentum machte die letzten Anstrengungen gegen das immer machtvoller sich entwickelnde Christentum. Die Christen waren in zwei große Lager gespalten, in Arianer und Katholiken, die sich in bitterer Feindschaft verfolgten. In diesem Volk der Heiden, Katholiken und Arianer sich Autorität zu verschaffen, erforderte peinliche Gerechtigkeit, sorgfältigstes Abwägen aller Streitfragen, unendliche Geduld und ein ungewöhnliches Verhandlungsgeschick. Wie sehr Ambrosius die Verhältnisse meisterte, zeigte die ungeteilte Verehrung, die schon nach wenigen Monaten das Volk dem Statthalter entgegenbrachte. Als 374 Bischof Auxentius von Mailand starb, kam es bei der Wahl eines Nachfolgers zu wüsten Streitigkeiten zwischen den Rechtgläubigen und den Arianern; von denen jede Partei den erledigten Bischofsstuhl für sich in Anspruch nehmen wollte. Als es im Gotteshaus, wo die Wahl stattfinden sollte, zu keiner Einigung kam und die Erregung und der Lärm immer drohender wurden, erschien Ambrosius mit einer Abteilung Militär, um Ruhe zu schaffen. Einen Augenblick hielt die streitende Menge beim Erscheinen des kaiserlichen Statthalters an. Da klang mitten in das Schweigen eine helle Kinderstimme: „Ambrosius soll unser Bischof sein!“ Erst war die Versammlung betroffen, dann aber brach ein Sturm der Freude aus und tausend Menschen wiederholten die gleiche Losung: „Ambrosius soll unser Bischof sein!“ Was half es, daß Ambrosius sich mit allen Mitteln widersetzte und die seltsamsten Auflüchte suchte, um sich der unerwarteten Wahl zu entziehen. Die Menge belagerte solange seinen Palast, bis er sein Ja sprach.

Mit einer sozialen Tat begann der neue Bischof seine Amtsführung: er entsagte zugunsten der Armen und der Kirche seinem reichen väterlichen Vermögen und liegendem Besitze. Für sich begnügte er sich mit einer Lebensweise, die ihm fortan kaum das zum Leben Notwendige bot. Er wurde so recht der Apostel der Armen.

Tag und Nacht stand sein Haus aller Not und allem Elend offen. Die ungerecht Verfolgten und Unterdrückten fanden in ihm ihren tatkräftigsten Beschützer, die Sünder und Verbrecher einen mitleidigen Anwalt. Um die Gefangenen der Goten, die plündernd das römische Reich durchzogen, zu befreien, gab er die Schätze und heiligen Gefäße der Kirche dahin. Als er deswegen angeklagt wurde, meinte er, die mit dem Blut Christi erkauften Christen seien kostbarer als die heiligen Gefäße.

Da Ambrosius als Bischof gezwungen war zu lehren, noch ehe er regelrecht gelernt hatte, mußte er in unermüdlichem Studium alles nachholen. „Lehrer geworden, bevor ich Schüler gewesen, bin ich gezwungen, in dem Grade zu lernen als ich lehre, weil ich keine Gelegenheit hatte, es früher zu tun.“ Dank seiner guten Vorbildung und ausgezeichneten Geistesschulung machte er sich in kurzer Zeit so reiche theologische Kenntnisse zu eigen, daß er nicht selten sogar andern Bischöfen in schwierigen Fragen über die Heilige Schrift und die Glaubenslehre Aufschluß geben konnte. Mit großem Eifer versah Ambrosius das Predigtamt. An allen Sonn- und Feiertagen, in der Fastenzeit täglich, bestieg er die Kanzel, um die sich nicht nur die einfachen Gläubigen, sondern bald auch Gebildete aller Stände und selbst Heiden scharten. Mit zwingender Klarheit legte Ambrosius die katholische Wahrheit dar und mit warmem Herzen eiferte er gegen die Auswüchse seiner Zeit, besonders gegen den Luxus, der mit dem Verfall des römischen Reiches Hand in Hand ging. Wie erhob er seine anklagende Stimme gegen die Ausbeuter und Unterdrücker! „Ihr kleidet eure Paläste in Marmor und raubt die Armen aus! Ihr verweigert den Bettlern die Kupfermünze und gebt euren Pferden goldene Gebisse! Ihr verachtet die Armen und bekümmert euch um die Stammbäume eurer Hunde und Pferde! Ihr tragt Diamanten an euren Fingern, die hinreichen ein Volk satt zu machen! . . . Die wilden Tiere ächten sich nicht unter sich, nur der Mensch erklärt den Menschen in Acht.“

Ambrosius ist eine der lebenswürdigsten Gestalten des christlichen Altertums. Was er seinen Priestern immer empfahl, übte er selbst: „Seien wir mit emsigem Eifer bemüht, die Wertschätzung und gute Meinung von uns zu erhalten und durch Sanftmut und Herzensgüte die Neigung unserer Mitmenschen zu fesseln. Die wahre Güte gewinnt ja leicht und sicher die Herzen. Ist sie außerdem von angenehmen, leichten Umgangsformen begleitet, wird sie unterstützt vom Maßhalten im Befehlen und von einer Anmut der Rede, bei der die wahre Achtung aus den Worten hervorleuchtet, so ist fast unglaublich, wie gewaltig dies alles zur Liebe hinreißt.“

Der gleiche Bischof, der seinen Dienern von der Macht der Liebe spricht, ruft ihnen aber auch zu: „Wir sind die Diener der Altäre Christi und nicht die Speichel-lecker der Welt!“ Wenn es sich um die Wahrung des rechten Glaubens und um die Verteidigung der Freiheit der Kirche handelte, konnte der gütige Bischof zu einem unbeugsamen Felsen werden, der sich durch keinen staatlichen Terror und keine persönliche Bedrohung einschüchtern ließ. „Ich fürchte Gott“, sagte er einmal,

„und fürchte nur Gott. Es ist nicht meine Gewohnheit, die Gunst eines Menschen höher anzuschlagen als meine Verpflichtungen gegen Jesus Christus.“ Ungezählte Male schlug der Bischof sein Leben für die Rechte und die Freiheit der Kirche, für die Gerechtigkeit und Liebe und Menschlichkeit in die Schanze, ohne einen Augenblick zu wanken. „Schlagt die heiligen Bücher auf und ihr werdet inne werden, daß in Sachen des Glaubens die Bischöfe nicht von den Kaisern, sondern die Kaiser von den Bischöfen gerichtet werden sollen... Was soll man von einem Bischof denken, der die Rechte der Kirche von den Laien mit Füßen treten läßt?“ Als Berater dreier Kaiser ließ er sich nicht von dem Weihrauch kaiserlicher Gunst umnebeln, sondern kämpfte bis zum letzten Augenblick gegen das Staatskirchentum, das die Kirche zu einem Anhängsel des Staates zu machen suchte. Weltberühmt ist sein unerhört mutiges, mannhaftes Auftreten gegen Kaiser Theodosius, der 390 als Vergeltung für die Ermordung einiger seiner Beamter die Stadt Thessalonich in ein Blutbad tauchte und seinen christlichen Namen mit dem Blut von 7000 befleckte. Mit Worten flammender Anklage schrieb da Ambrosius an den Herrscher: „Es ist in Thessalonich etwas geschehen, was ohne Beispiel dasteht. Solltest du, Kaiser, dich schämen, das zu tun, was David vor dir getan hat?“ Und der Bischof gab dem Kaiser zu verstehen, daß er sich nicht gewaltsam in die Kirche eindringen möchte, bevor er öffentlich Buße getan hätte. „Ich getraue mir nicht, das heilige Opfer darzubringen, wenn du, Kaiser, dem Opfer beiwohnen wolltest. Sieh, wenn ein Christ einen einzigen Menschen ermordet hat, so darf er dem Opfer nicht beiwohnen: dürfte er es etwa, wenn er das Blut vieler Menschen auf der Seele hätte? Ich denke nein!“ Theodosius verdemütigte sich vor allem Volk und tat Buße wie ein Verbrecher. Als er im Jahre darauf Mailand verließ, sagte er, er habe, bevor er mit Ambrosius zu tun hatte, noch nicht gewußt, was ein Bischof sei! Wie mannhaft verteidigte Ambrosius die Rechte der Kirche gegen Kaiser Valentin II. und die Kaiserin-Mutter Justina, die beide fanatische Arianer waren! Dem Ansinnen, den Irrgläubigen eine katholische Basilika auszuhändigen, setzte er seinen unbeugsamen Widerstand entgegen. Als er einmal wegen dieses Widerstandes mit dem katholischen Volk in der Karwoche mehrere Tage in der Kirche vom Militär belagert wurde, kam er auf den guten Einfall, die Leute durch Gesang zum Ausharren zu ermutigen. Er führte den im Morgenland bereits üblichen antiphonischen Gesang zweier Wechselchöre ein und wurde so zum eigentlichen Begründer des lateinischen Kirchengesangs. Mehrere unserer schönsten liturgischen Hymnen verdanken diesen Tagen der Belagerung ihre Entstehung. Ambrosius gehört zu den vier großen lateinischen Kirchenlehrern. Sein Gesicht und seine Seele leben in den Hymnen fort, die heute noch aus dem Mund der Kirche ertönen. Müde von all den Kämpfen und Arbeiten gab Ambrosius am Karfreitag, den 4. April 397, seine Seele in die Hände Gottes zurück. Mit ihm starb ein Heiliger, der als Staatsmann und als Bischof zu den größten Männern der abendländischen Kirche zählt.

Bernadette Soubirous

8. Dezember

(Gedenktag am 18. Februar)

Es war am 8. Dezember 1854. Von der Engelsburg in Rom donnerten die Kanonen, von den Türmen der Stadt frohlockten die Glocken, und in den Kanonendonner und Glockenjubiläum mischte sich der Jubel aller treuen Marienverehrer Roms und bald des ganzen Erdkreises. Was war der Anlaß dieses allgemeinen Jubels? Papst Pius IX. hatte, umgeben von 200 Bischöfen, den Glaubenssatz verkündet: „Die allerseligste Jungfrau Maria ist vom ersten Augenblick ihres Daseins durch eine besondere Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi von aller Makel der Erbsünde bewahrt geblieben.“ Groß war die Freude aller treuen Marienkinder, groß die Entrüstung einer liberalen Welt, die instinktiv ahnte, daß nun durch die neuentfachte Marienminne der Glaube der Katholiken noch mehr gestärkt, die Liebe zur Kirche noch mehr entflammt werde.

Vier Jahre später wurde die Welt durch ein neues Ereignis in Staunen versetzt, ein Ereignis, das dem ersten gleichsam die Krone aufsetzte und wodurch es vom Himmel aus auf wunderbare Weise bestätigt wurde: durch die Erscheinung der Unbefleckten Empfängnis in dem Pyrenäenstädtchen Lourdes im südlichen Frankreich. Es war am 11. Februar 1858, einem kalten Wintertage, da sammelten ein paar Mädchen im nahen Wald Holz. Unter ihnen war die vierzehnjährige Bernadette Soubirous, das kränkliche Kind armer Tagelöhner, das sich bisher in nichts von den andern Kindern des Ortes unterschieden hatte, es sei denn durch seine innige, herzliche Frömmigkeit. Während die übrigen Kinder durch einen seichten Arm des Gave-Flusses waten, blieb die etwas asthmatisch veranlagte Bernadette ein wenig zurück. Als sie sich eben anschickte, die Schuhe auszuziehen, um den vorausgeeilten Mädchen durchs Wasser nachzulaufen, hörte sie plötzlich ein starkes Rauschen, als ob heftiger Sturm die Bäume rüttelte. Erschreckt blickte sie auf; da sah sie, wie das Buschwerk vor der nahen Felsengrotte von Massabielle sich heftig bewegte, eine lichte Wolke stieg aus der Höhle hervor, und eine Frauengestalt von unaussprechlicher Schönheit erschien in der Felsenhöhlung. Die Erscheinung trug ein weißes, langwallendes Kleid, das nur die Fußspitzen freiließe, auf denen goldene Rosen lagen. Um die Hüften schlang sich ein himmelblauer Gürtel, über Haupt und Schultern wallte ein weißer Schleier, in den gefalteten Händen hielt sie einen Rosenkranz von weißen Perlen an goldener Schnur. Die Frau lächelte dem Mädchen zu und winkte ihm näher zu kommen. Unwillkürlich sank Bernadette voll Verwirrung auf die Knie und begann den Rosenkranz zu beten. Beim letzten Kreuzzeichen verschwand die wunderbare Erscheinung so plötzlich wie sie gekommen war. Von da an zog eine unwiderstehliche Macht und Sehnsucht das fromme Mädchen hinaus zur Grotte von Massabielle. Noch siebzehnmal sollte Bernadette die himmlische Gestalt erblicken.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem seltsamen Vorgang in der Grotte von Massabielle durch Lourdes und durchs ganze Land. Während frommer Glaube in den Vorgängen von Massabielle ein Zeichen des Himmels erblickte, geriet die glaubenslose Welt in wilde Aufregung. Sie schrie von einem Schwindel der Pfaffen, obwohl gerade die Geistlichen anfangs eine geradezu schroffe Zurückhaltung übten. Als dieser gar zu plumpe Vorwurf keine Wirkung mehr tat, ging man mit der „Einbildung“ des begnadeten Mädchens hausieren. Bernadette wurde als blöd, als geistesschwach, als hysterisch hingestellt, obwohl nach dem Gutachten einwandfreier Ärzte das Mädchen geistig und seelisch vollkommen gesund war. Von allen Seiten wurde Bernadette bedrängt und beobachtet. Der Ortsgeistliche, Pfarrer Peyramale, behandelte Bernadette mit äußerster Härte und Schroffheit. Als das Mädchen, von der himmlischen Erscheinung beauftragt, in heiliger Begeisterung ihm mitteilte, man möge auf dem Felsen von Massabielle eine Kirche erbauen und Prozessionen zur Grotte veranstalten, da sagte er: „Antworte deiner Dame, daß der Pfarrer von Lourdes nicht die Gepflogenheit hat, mit Leuten zu verkehren, die er nicht kennt. Vor allen Dingen bitte er, daß sie ihm ihren Namen kundgebe, und daß sie auch den Erweis erbringe, mit welchem Rechte sie den angegebenen Namen führe. Hat deine Dame wirklich berechtigten Anspruch auf eine Kirche, so wird sie mich schon verstehen; versteht sie mich aber nicht, so sage ihr, sie möge mich künftig mit ihren Botschaften in Ruhe lassen. Mit dem Stock jage ich dich davon und mit Gendarmen lasse ich dich fortführen, wenn du mich dann weiter beschuldigst.“ Noch zwanzig Jahre später, als Bernadette längst Klosterfrau war, erklärte sie, wie sehr sie unter der schroffen Zurückhaltung des Pfarrers gelitten habe. Noch härter wurde das Mädchen von der staatlichen Behörde gequält. Polizeidiener, Bürgermeister, Staatsanwalt, Regierungspräsident, Minister – alle peinigten das Mädchen durch Kreuzverhöre und suchten es zu verwirren. Als alles vergeblich war, drohte man dem Vater mit der gewaltsamen Verwahrung der Tochter, wenn der „Unfug“ da draußen bei Massabielle nicht ein Ende nähme. Die liberale Presse begann einen leidenschaftlichen Feldzug gegen die Visionärin von Lourdes. Schriftsteller wie Zola stellten ihre vergiftete Feder in den Dienst des Kampfes gegen Lourdes. Es war ein schmerzvoller Dornenweg, den Bernadette Soubirous zu gehen hatte.

Die Erscheinungen der himmlischen Frau in der Grotte von Massabielle gingen inzwischen weiter. In kindlicher Bereitwilligkeit nahm Bernadette die Aufträge entgegen, mit denen die heilige Frau sie betraute. So übermittelte sie eines Tages dem zahlreichen Volk, das mit ihr vor der Grotte betete, die Worte der Erscheinung: Buße! Buße! Buße! Einmal erhielt Bernadette von der wunderbaren Frau den Auftrag: „Geh an die Quelle und trinke daraus und wasche dich darin!“ Unschlüssig stand das Mädchen, da sie von keiner Quelle in der Nähe wußte. Auf Weisung der Erscheinung schürfte sie Erde in der Höhle weg und da sprudelte eine Quelle

auf, anfangs noch dünn und trübe, von Tag zu Tag aber stärker und reiner. Als ein Steinbrucharbeiter, der vor zehn Jahren an einem Auge erblindet war, durch Benetzen des Auges mit dem Quellwasser von Massabielle plötzlich wieder geheilt wurde, wuchs das Aufsehen in Lourdes und in der ganzen Umgebung zu einem wahren Sturm an. Es dauerte nicht lange, so wurden eine ganze Reihe von Kranken, die von den Ärzten als unheilbar erklärt worden waren, durch den Gebrauch des Lourdeswassers geheilt. Blinde, Krebskranke, Schwindsüchtige, Kranke mit alten Knochenbrüchen usw. erlangten ihre Gesundung. Die Kunde von den Vorgängen in Lourdes durchzog ganz Frankreich, die ganze Welt. Mochten auch die staatlichen Behörden zeitweise die Grotte vollständig absperren lassen, mochten Unglaube und Gotteshaß mit den unehrenhaftesten Waffen gegen Lourdes und das begnadete Mädchen kämpfen – das himmlische Werk ließ sich nicht aufhalten, besonders als die wunderbare Erscheinung auf die mehrmalige Frage der Seherin feierlich sich zu erkennen gab: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!“ Nun war der letzte Zweifel beseitigt, nun wußte man es mit Sicherheit, daß es tatsächlich Maria, die unbefleckt Empfangene, die erhabene Himmelskönigin war, die sich hier zu zeigen gewürdigt hatte. Nun gab auch der Pfarrer Peyramale seinen Widerstand auf und aus dem abweisenden Zweifler wurde nun ein unermüdlicher Verteidiger der kleinen Bernadette und der Erscheinungen.

Am 16. Juli, am Feste unserer Lieben Frau vom Karmel, hatte Bernadette die letzte Erscheinung. Sie wurde nun wieder das einfache, schlichte Mädchen, das sich in nichts von den anderen Mädchen des Ortes unterschied. Auch nachdem ihr Name im Munde aller Welt war, blieb sie das demütige Tagelöhnerskind von früher. Nie sprach sie von den wunderbaren Erscheinungen, ohne danach gefragt zu sein. Stille Zurückhaltung und ergreifende Bescheidenheit zeichneten sie zeitlebens aus. In dem strengen kirchlichen Prozeß, den die bischöfliche Behörde über die Erscheinungen und die Heilungen in Lourdes einleitete, gab Bernadette stets die gleichen klaren, sich nie widersprechenden Antworten. Um den neugierigen Blicken der vielen Pilger zu entgehen und um in ungestörter Sammlung ganz Gott und seiner lieben Mutter dienen zu können, trat Bernadette als Novizin in Nevers ein. Nie mehr kam sie in ihre Heimat, nie mehr sah sie den Ort, wo sie so Großes geschaut hatte, sie sah nicht die herrlichen Kirchen, die bei der Grotte entstanden. Während sie in stiller Klosterabgeschiedenheit lebte, wurde die einst als „Regenpfütze“ verspottete Quelle von Lourdes größer und größer und wurde zu einem Gnadenquell, der nun den ganzen Erdkreis überflutet. Und die paar „ungebildeten, fanatischen“ Hirten und Bauern, Mädchen und Frauen, die zuerst nur schüchtern dem Felsen von Massabielle sich nahten, haben sich gemehrt zu einem Völkerstrom, der von allen Enden der Welt zur Grotte von Lourdes heranflutet.

Vierzehn Jahre lang lebte Bernadette Soubirous als Schwester M. Bernard in Nevers und versah in aufopferungsvoller Pflichttreue ihren Dienst als Kranken-

schwester und Sakristanin. Schwere Asthmanöte und beängstigende Herzbeklemmungen quälten sie immer mehr und zerrieben die Kräfte der jungen Schwester. Erst 35 Jahre alt lag Schwester M. Bernard auf dem Sterbebette. In seliger Heiterkeit sah die Heilige dem Boten Gottes entgegen. Vor ihrem Hinscheiden wiederholte sie vor ihrem Bischofe nochmal ihre früheren Erzählungen über die Vorgänge in der Grotte von Massabielle. Nichts nahm sie zurück, nichts Neues fügte sie hinzu. Am 16. April 1879 besiegelte sie ihre Erklärung mit dem Tode. Als bei Einleitung des Seligsprechungsprozesses 30 Jahre nach ihrem Tode das Grab geöffnet wurde, war, wie es im amtlichen Berichte heißt, „keinerlei übler Geruch beim Öffnen des Grabes zu verspüren. Gesicht, Hände und Arme waren weiß, der Mund ein wenig geöffnet, so daß die Zähne sichtbar waren, die Augen waren ein wenig eingesunken. Die vollkommen erhaltenen Hände lagen, vom Rosenkranz umwunden, auf der Brust. Der übrige Teil des Körpers erschien wie verdorrt und pergamentartig. Er zeigte sich so starr und widerstandsfähig, daß ihn die Schwestern heben, niederlegen und ohne Mühe in den neuen Sarg einbetten konnten.“ Im Kloster zu Nevers ruht nun der Leib der 1933 heiliggesprochenen Gottesbraut in kostbarem Glassarg, auf dessen Sockel die Worte der Unbefleckten an Bernadette eingeschrieben sind: „Ich will dich glücklich machen, nicht in dieser Welt, sondern im Jenseits.“

Liborius Wagner

9. Dezember

Am 25. November 1593 wurde dem protestantischen Ratsherrn und Obermeister der Schneiderinnung in der thüringischen Stadt Mühlhausen, Paul Wagner, ein Sohn geschenkt. Der kleine Liborius wurde von seinen gottesfürchtigen Eltern in strenger Zucht erzogen. Wegen seiner guten Begabung durfte der Junge studieren. Der Vater knauserte nicht, wo es sich um die Ausbildung seines Lieblings handelte. Wir finden den Studenten Liborius in Gotha, Leipzig und Straßburg. Mit 24 Jahren errang er sich an der Straßburger Universität den Magistertitel, der ungefähr unserem heutigen „Doktor“ entspricht.

Seine Frömmigkeit erhielt in den Universitätsjahren manchen harten Stoß. Schwerwiegende Zweifel erschütterten das lutherische Glaubensgebäude, in dem er groß geworden war. Vergeblich suchte er bei den Männern der Wissenschaft eine Lösung. Immer größer wurde seine Glaubensnot, immer tiefer die Unruhe seines Herzens. Wo sollte ihm Klarheit werden? Zu Füßen protestantischer Lehrer hatte er

sie vergeblich gesucht. Nun wollte er an den Türen katholischer Gottesgelehrter anklopfen und es mit der alten katholischen Lehre versuchen. Würzburg, dessen Jesuiten-Universität weithin größte Anziehungskraft ausübte, wurde nun für Liborius Wagner der Kampfplatz, in dem sein Ringen um Wahrheit den vollen Endsieg errang. Immer lichter erschienen seiner aufgeschlossenen Seele die katholischen Glaubenswahrheiten. So sieghaft stark war die Gewißheit der neugefundenen Wahrheit, daß sie ihm die Kraft gab, das schmerzvolle Opfer der Eltern- und Heimatliebe zu bringen und im Katholizismus ein neues Elternhaus, eine neue Heimat zu suchen. So übertoll von Glück und Gnadenseligkeit war der junge Konvertit, daß es in apostolischem Eifer ihn danach verlangte, den Reichtum, der ihm durch Gottes gütige Vorsehung geworden, auch andern mitzuteilen. Er wollte Priester werden. Am Karsamstag 1625 war das Ziel erreicht: Liborius Wagner empfing das hl. Weihesakrament.

Nach vorübergehender Tätigkeit als Kaplan im badischen Städtchen Hardheim vertraute der Bischof dem seeleneifrigen Priester einen der schwierigsten Posten des Bistums an: die Pfarrei Altenmünster. Der ehemalige Lutheraner erschien als der geeignetste Mann, die Pfarrkinder, die zum großen Teil Anhänger Luthers geworden waren, wieder zur Mutterkirche zurückzuführen. Mit unverhohlenem Mißtrauen, ja mit offener Feindseligkeit kamen ihm die Dorfleute entgegen. Geflissentlich wurde seinen Anordnungen Widerstand entgegengesetzt. An katholischen Feiertagen wurde in Hof und Feld gearbeitet wie an Werktagen. Am Sonntag gingen die Altenmünster an ihrer katholischen Kirche vorüber und liefen in eine über eine Stunde entfernte lutherische Kirche zum Gottesdienst. Um die Einführung des neuen gregorianischen Kalenders kümmerten sie sich aus bloßem Widerspruchsgeist gegen alles Katholische nicht im geringsten, so daß der Pfarrer gezwungen war, die kirchlichen Hochfeste allein zu feiern, während seine Gemeinde 10 Tage später Weihnachten oder Ostern feierte. Mit der Selbstlosigkeit und Güte des guten Hirten arbeitete Liborius Wagner in diesem Steinbruch Gottes. Er ließ sich durch die anfänglichen Mißerfolge und Gehässigkeiten nicht entmutigen. Jede Gelegenheit benützte der eifrige Pfarrer, um dem Worte Gottes Zugang zu den Herzen zu verschaffen, Irrende zu belehren, Trauernde zu trösten.

Doch kaum wollte, von der Liebe des Pfarrers überwunden, die Flamme der Abneigung und des Hasses in den Herzen der Dorfleute verlöschen, da wurde sie von einzelnen Hetzern wieder geschürt und zum hellen Auflodern gebracht. Immer unerquicklicher wurde das Verhältnis zwischen dem Pfarrer und seinen Gemeindeangehörigen. Doch Liborius Wagner harrete auf seinem Posten aus, bis ein Ereignis eintrat, das ihm zum Verhängnis wurde: am 6. Juli 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf an der deutschen Küste gelandet, um in den Kampf zwischen dem Kaiser und den protestantischen Reichsfürsten einzugreifen. Nach der Schlacht bei Breitenfeld rückte der Schwede ins Frankenland vor und besetzte das Bistum

Würzburg. Die Protestanten von Altenmünster jubelten. Die Lage wurde für den katholischen Pfarrer immer bedrohlicher. Rechtzeitig vor einem geplanten Anschlag gewarnt, verbarg sich Liborius Wagner in der Nähe seiner Pfarrei bei einem katholischen Bauern. Doch Verrat entdeckte sein Versteck. Von den eigenen Gemeindegliedern wurde der Pfarrer, dessen einziges Verbrechen war, katholisch zu sein und Liebe gespendet zu haben, den Schweden ausgeliefert.

Nun begann ein schreckliches Martyrium des frommen Priesters. Alle die Unmenschlichkeiten, die unter dem Namen „Schwedengreuel“ heute noch nach mehreren Jahrhunderten im deutschen Volke fortleben, mußte Pfarrer Wagner seines katholischen Glaubens wegen über sich ergehen lassen. Fünf Tage und Nächte quälte ihn eine verrohte, fanatisierte Soldateska mit den grausamsten Mißhandlungen. Er wurde verprügelt, geknebelt, gedrosselt, betrunken gemacht; die Unmenschen peinigten ihn mit heißem Wachs und Pech, mit spitzen Eisen, mit Messern. Die entwürdigendsten Schändungen wurden an dem Priester vorgenommen. Aber Liborius blieb, gestärkt durch einen besonderen Gnadenerweis Gottes, standhaft. „Katholisch habe ich gelebt, katholisch leide ich, katholisch will ich sterben.“ Nachdem die Peiniger ihn nach fünftägigen Martern fast zugrunde gerichtet hatten, wurden sie des grausamen Spiels müde. Zwei Pistolenschüsse und ein Hieb mit dem Säbel brachten dem Helden Christi Erlösung von seiner Qual. Noch am Toten ließen die Mörder ihren Haß aus: sie versagten ihm ein ehrliches, christliches Begräbnis und warfen ihn in den Main, wohl in der Hoffnung, daß der Fluß den geschändeten Leichnam fortspülen und so ihre Untat verbergen werde. Doch Gottes Vorsehung fügte es, daß die Leiche des Märtyrers ganz in der Nähe ans flache, sandige Ufer getrieben wurde, wo er im Frühling des nächsten Jahres unverwest gefunden und als Pfarrer von Altenmünster erkannt wurde.

Nach einer vorläufigen Beisetzung in der Mainberger Schloßkapelle wurden die Gebeine des Dieners Gottes auf Anweisung des Fürstbischofs Franz von Hatzfeld 1637 den Chorberrn zu Heidenfeld zur treuen Obhut übergeben.

Allen Heiligen ist ein unerschütterliches Gottvertrauen gemeinsam. Mochten die äußeren Schwierigkeiten noch so groß und die inneren Kämpfe noch so heftig sein, sie ließen sich nicht entmutigen. Sie handelten nach dem Wort: „Wirf deine Sorge auf den Herrn, er wird's schon recht machen!“ Dieses unbeugsame Gottvertrauen leuchtet auch wie ein heller Stern über dem Leben des gottseligen Johann Georg Seidenbusch. Von ihm stammt der Ausspruch: „Mein's gut, tu was du kannst, im übrigen laß Gott walten!“ Dieser Grundsatz zieht sich wie ein goldener Faden durchs Leben dieses bayerischen Seelsorgers.

Seidenbusch gehört zu jenen heiligmäßigen Priestern, die um die Wende des 17. Jahrhunderts Seelsorger nach dem Herzen Gottes waren. In der „aufrechten langen Sendlingergassen der schönen, berühmten churbayerischen Haupt- und Residenzstadt München“, wie Seidenbusch in seinem treuherzig geschriebenen Lebensbericht erzählt, stand Johann Georgs Wiege. Sein Vater, ein ehrsamer Tuchmacher, sorgte mit der frommen Mutter für eine sorgfältige Erziehung des Knaben. Sie weckten in seinem empfänglichen Herzen eine innige Gottes- und Marienverehrung und ein aufrichtiges Mitgefühl mit der Not des Nächsten. Schon in den ersten Jahren der Schulzeit richtete er sich eine leerstehende Hütte im Hofraum des Elternhauses zur Klausur ein. Angeregt durch den Sohn eines Malers, der oft vom Vater Farben und Pinsel mit zur Schule brachte, begann Johann Georg mit heller Freude zu malen. Hirsche und Hasen, Kirchen und Häuser zauberte er aufs Papier. Lehrer und Eltern sahen mit Verwunderung das ungewöhnliche Maltalent, das Johann Georg offenbarte. Des Vaters etwas bange Frage: „Bub, du wirst doch kein Maler nit werden?“ beantwortete Johann Georg mit einem frischen Nein. Ein anderes höheres Ziel stand vor seiner Seele: das Priestertum. Am Gymnasium der Jesuiten in München und an der Hochschule in Ingolstadt kämpfte er sich mit zähem Fleiß Schritt um Schritt dem hohen Ziel näher. Neben dem Studium gab es für Seidenbusch immer wieder Gelegenheit, seine Kunstfertigkeit im Malen zu zeigen. Er erneuerte Altarbilder, versuchte sich in Dekorationsmalerei und wagte sich an Porträts. Als der berühmte Maler Sandrat ihm zuredete, das trockene Studium an den Nagel zu hängen und die Malerei als Beruf zu erwählen, meinte Seidenbusch: „Jawohl, ich will ein Maler werden, aber ein solcher Maler, der mit dem Pinsel der Zunge und den Farben des Gotteswortes die durch die Sünden ruinierten Ebenbilder Gottes wieder zu renovieren versteht.“ Am Karsamstag 1666 erhielt Seidenbusch in Freising die Priesterweihe.

Der Abt von St. Emmeram in Regensburg, der von Seidenbuschs Maltalent gehört hatte, übertrug dem jungen Priester mehrere Aufträge für die Stiftskirche. Er war mit Seidenbusch, der neben seiner Malarbeit in der Kirche aus freien Stücken

noch Seelsorge ausübte, so zufrieden, daß er ihm die reiche Pfarrei Pörring an der Donau anbot. Seidenbusch lehnte bescheiden ab und nahm lieber die arme Pfarrei Aufhausen, südöstlich von Regensburg. Wie einst in der Jugend, baute er nun im Pfarrgarten eine Klausur, d. h. einen Bretterverschlag mit Kämmerlein und Kapellchen. Am Fest Kreuzauffindung 1668 versammelte er zum erstenmal seine Angehörigen in diesem Kapellchen zur gemeinsamen Andacht. Nach und nach wuchs die Zahl der Teilnehmer aus der Gemeinde und der Umgebung so, daß die Kapelle mehrmals erweitert werden mußte. Am 5. August 1669 übertrug er das Muttergottesbild, das er in seinen Studienjahren als Preis für gutes Malen erhalten hatte, in die Kapelle und beschloß, die seligste Jungfrau unter dem Titel Maria Schnee besonders zu verehren. Dies war der Anfang des berühmten Wallfahrtsortes Aufhausen mit seiner prächtigen Wallfahrtskirche, die sich an der Stelle der ärmlichen Klausur erhob. Für den Bau des schönen Gotteshauses wußte Pfarrer Seidenbusch zahlreiche Wohltäter zu gewinnen. Hatte er doch große Gönner unter den Adligen und Fürsten, den Prälaten und Bischöfen. Herzog Albert Sigismund von Bayern sowie die Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emmanuel schenkten ihm ihre Gunst und Unterstützung. Am Kaiserhof in Wien war er ein gern gesehener Gast.

Die Erneuerung des religiösen Lebens war die Aufgabe, deren Lösung Johann Georg Seidenbusch seine ganze Lebensarbeit und sein ganzes 63jähriges Priestertum opferte. Es war damals schlimm bestellt um den religiösen Geist des Bayernlandes. Die langen Kriege hatten eine böse Lockerung der Zucht mit sich gebracht und den Boden für die Saat der Irrlehre und des Unglaubens geebnet. Wie not tat da ein Priester mit der fest begründeten Frömmigkeit und der opferwilligen Gottes- und Nächstenliebe Seidenbuschs! Alle seine Gedanken und Arbeiten zielten auf das Heil der Seelen. Ob er im Beichtstuhl der Anklage eines reuigen Sünders lauschte oder auf der Kanzel mit eindrucksvollen Predigten die Zuhörer packte, ob er mit Bettlern und reisendem Volk, mit Bauern und Bürgern sprach oder als Gast mit Kaiser und Fürsten zu Tische saß: immer blieb er der Seelsorger, der das Gespräch auf das eine Notwendige zu lenken verstand. Bei seiner Demut und Bescheidenheit wirkte seine Art nie lästig und zudringlich.

Seit langem trug der eifrige Pfarrer den Wunsch in sich, statt der häufig wechselnden Kapläne einige ständige Priester zu bekommen, mit denen er gemeinsam leben und eine nachhaltigere Seelsorgearbeit ausüben könnte. Auf einer Italienreise lernte er die Stiftung des hl. Philipp Neri kennen, die Priestervereinigung der Oratorianer. Hier sah er verwirklicht, was ihm alle die Jahre vorgeschwebt hatte. Sofort bat er, als Mitglied ins Oratorium aufgenommen zu werden. Bezeichnend für die Demut Seidenbuschs ist ein Erlebnis, das er bei den Oratorianern in Foligno hatte. Als er in dem Kämmerlein, das die Patres ihm zugewiesen hatten, morgens aufwachte, fand er statt seiner guten Kleider einen ganz abgetragenen Rock und einen ebenso schäbigen Mantel und Hut. Ohne sich groß darüber zu verwundern,

zog er ruhig die alten Kleider an und trug sie den ganzen Tag, ohne irgend jemand wegen des rätselhaften Kleidertausches zu fragen. „Ich fragte nit weiter“, erzählt er, „warum meine sauberen Kleider ausgewechselt worden, dachte allein dies, die guete Patres wollen mich tentieren (auf die Probe stellen), ob ich könne diemitig sein und gern veracht und verlacht.“ Erst am andern Tag erfuhr er, daß die Patres ihm eine besondere Auszeichnung hatten erweisen wollen. Sie hatten ihm nämlich die Kleider des hl. Ordensstifters Philipp Neri gegeben. „Das hat mich ser erfreuet, die mir höchst erwisne Gnad‘, und gleich Gott gebetten, daß, gleich wie dem Elisäo durch den Mantl des Eliä ein doppleter Geist gegeben worden, also auch mir gegeben werde.“

Seidenbusch wurde ein Oratorianer, der ganz vom Geiste des hl. Philipp Neri erfüllt war. Die Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines Oratoriums in Aufhausen entgegenstellten, wußte er zu überwinden. 1692 wurde das erste Nerianerstift in Deutschland durch Innozenz XII. bestätigt. Nach und nach entstanden weitere Stifte in Wien und München. Die Zahl der Priester in diesen drei Häusern, deren Propst Seidenbusch war, belief sich bei seinem Tod auf 20. Das Leben der Priester in diesen Häusern war musterhaft. Alle die ansehnlichen Geschenke, die Seidenbusch erhielt oder durch seine Malkunst verdiente, wandte er seinem Lebenswerk und den Armen zu. Er selbst blieb arm und bedürfnislos. Als er am 10. Dezember 1729 im 89. Lebensjahr starb, beklagte man in ihm einen Heiligen. „Die Liebe Gottes“, sagte einer seiner Schüler, „war in ihm so groß, daß er nie etwas unterlassen hat, von dem er wußte, daß es zur besonderen Ehre Gottes diene.“ Diese Gottesliebe nährte er ständig durch Gebet und Betrachtung. Eine gar innige Liebe verband ihn zeit lebens mit der Gottesmutter. Als er noch Student war, hatte er in der Peterskirche in München der Hochzeit zweier Adelliger beigewohnt. Da ging er zum Marienaltar und bat die seligste Jungfrau, sie möchte ihn, den Armen, annehmen und ihm erlauben, sich mit ihr „geistlich zu vermählen“. Dieses mystische Verlöbniß erneuerte er am Tage nach seiner Primiz vor dem Gnadenbild der Muttergottes in Thalkirchen. Dadurch, so gesteht er, habe er den besonderen Schutz der Gottesmutter und die Gnade erlangt, seine Herzensreinheit trotz vieler und schwerer Gefahren bis zum Tode treu zu bewahren.

Melania die Jüngere

11. Dezember
(Gedenktag am 31. Dezember)

Zu dem reichen Jüngling sprach Jesus auf die Frage, was er tun müsse, um vollkommen zu werden: „Verkaufe alles, was du hast und gib den Erlös den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“. Das Evangelium fügt hinzu: „Da jener dies hörte, war er betrübt, denn er war sehr reich“. Wozu dieser junge Mann trotz seines Strebens nach Vollkommenheit nicht die Kraft aufbrachte, das tat eine schwache Frau, die Römerin Melania. Wenn es vom reichen Jüngling heißt: „Er ward betrübt, denn er war sehr reich“, sagt der Lebensschreiber von Melania: „Sie ging frohlockend zum Himmel empor, indem sie in Einfalt ihres Herzens froh alles darbrachte“.

Melania entstammte dem edlen Geschlecht der Valerier, deren unermeßliche Reichtümer sprichwörtlich waren im römischen Reich. Ihre Landhäuser wetteiferten an Prunk mit den kaiserlichen Palästen auf dem Palatin, auf ihren Grundbesitzen in Italien, Gallien, Spanien und Afrika waren Tausende von Sklaven und leibeigenen Bauern beschäftigt. Die Erbin all dieser märchenhaften Reichtümer war Melania, zum Unterschied von ihrer gleichnamigen Großmutter „die Jüngere“ genannt. Es war eine Zeit schärfster Gegensätze, in der Melania aufwuchs. Das absterbende Heidentum bäumte sich noch ein letztes Mal vergeblich gegen das emporblühende Christentum auf. Dem Adel, der im Vollbesitz von Reichtum und Rechten war, standen Schwärme von Sklaven gegenüber, die nur als Marktware und Arbeitstiere galten. Hier Geiz und Genußsucht, dort opfermutige Weltentsagung! Hier Härte und Grausamkeit, dort dienende Liebe und helfende Brüderlichkeit! Wie seltsam steht Melania in dieser gärenden Zeit des beginnenden 5. Jahrhunderts! Wie hell hebt sich ihre Gestalt von den meisten ihrer Standesgenossen ab! Was die Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht an Schätzen aufhäuften, streut sie mit vollen Händen aus im Dienste christlicher Nächstenliebe. Erst wohnt sie als reichste Dame der Weltstadt im gleißenden Marmorpalast, dessen Kaufpreis sogar ein Mitglied des Kaiserhauses nicht erlegen kann; zuletzt aber trägt man den von alters hochberühmten Namen in die Armenliste der Gemeinde von Jerusalem ein.

Von ihren christlichen Eltern ausgezeichnet erzogen, erwachte in dem erblühenden Mädchen die Sehnsucht, dem Beispiel edler Frauen aus ihrer Verwandtschaft und den höchsten Gesellschaftskreisen Roms wie Marcella und Paula zu folgen und ihrem gemeinsamen Leben des Gebetes und des Wohltuns sich anzuschließen. Doch ihr Wunsch stieß auf den Widerspruch des Vaters. Um einen Erben seines Namens und seiner Reichtümer zu gewinnen, drängte er Melania gegen den Wunsch ihres Herzens zur Ehe mit dem reichen Vetter Valerius Pinianus. Das Opfer, das Melania brachte, wurde dadurch etwas erleichtert, daß sie in Pinian einen Gatten erhalten hatte, der voll zarter Rücksichtnahme war. Selbst fromm und edel, stellte er den

religiösen Übungen seiner Frau kein Hindernis entgegen. Er begleitete sie, wenn sie des Nachts zur Anbetung in die Kapelle des Palastes ging, er duldete, daß sie ein Bußkleid unter ihren Prunkgewändern trug. Eines Tages hielt ein Gast aus fernem Lande in Pinians Haus Einkehr: Bischof Palladius von Helenopolis. Er brachte Botschaft von Melanias Großmutter, die vor Jahren Rom verlassen und nach den heiligen Stätten Palästinas sich zurückgezogen hatte. Palladius erzählte von dem gottseligen Leben der edlen Frau, von ihrem strengen Fasten und Büßen. Mit roten Wangen und glänzenden Augen hörte Melania zu. Was sie da hörte, ließ ihr Herz in heißer Liebe erglühen. Wenn doch auch sie alle die vergänglichen Güter wegwerfen und sich ganz ungehindert Gott hingeben könnte! Doch wenn es auch gelungen wäre, Pinian für ihren Plan zu gewinnen, am entschiedenen Nein des Vaters scheiterten alle Bitten. Er gab nicht nach, auch als Melania ihre beiden Kinderchen nach kurzer Zeit des Mutterglückes wieder verlor. Er blieb hart, auch als die junge Mutter von der Trauer über den Verlust der Kinder in eine tödliche Krankheit geworfen wurde. Kaum genesen, mußte sie wieder Feste feiern und an Gelagen teilnehmen und ihren Prunk und Reichtum zur Schau stellen. Erst auf dem Sterbebett gab ihr der Vater die Freiheit ihres Handelns.

Wer war nun glücklicher als Melania? Es kostete ihr geringe Mühe, Pinian für ihr großes Ideal zu begeistern. Die jungen Eheleute kamen überein, fortan ein Leben ernstester Frömmigkeit und völliger Entsagung zu führen. Mit vollen Händen teilten sie ihr Vermögen aus. Sie machten sich zur Aufgabe, ringsum alle Kranken zu besuchen und zu pflegen. Sie beherbergten die Fremdlinge und beschenkten sie reich, wenn sie schieden. Allen Dürftigen und Armen teilten sie mit vollen Händen aus, gingen in die Gefängnisse und überall hin, wo es Verbannte gab, selbst in die Bergwerke, und machten die Schuldgefangenen frei, indem sie ihnen Geld gaben. Ganze Inseln kauften sie und übergaben sie den heiligen Männern; auch viele Männer- und Frauenklöster erwarben sie und schenkten sie den Insassen und gaben Geld nach allen Seiten, soviel man brauchte. Mit ihren kostbaren Seidengewändern beschenkten sie Kirchen und Klöster, daß man die Altäre damit schmückte. Sie ließen das unermeßliche Silberzeug einschmelzen und daraus Altäre fertigen, Kirchenggeräte und andere Weihegaben für den Gottesdienst. Sie verkauften ihre weit ausgedehnten Besitzungen in Spanien und Gallien und ihre Paläste in Rom, um den Erlös unter die Armen zu verteilen. Nur die Güter in Kampanien, Sizilien und Afrika behielten sie noch, um auch später in der Lage zu sein, Almosen spenden zu können. Allen Sklaven, die in den Diensten der Valerier waren, schenkten sie in kurzer Zeit die Freiheit, in einem Jahr allein 8000 an der Zahl. Der Dank und das Glück dieser aus Armut und Knechtschaft befreiten Menschen war reiche Entschädigung für das Kopfschütteln, für den Spott und die Entrüstung, die ihre „unstandesgemäße Lebensweise“ in den vornehmen Gesellschaftskreisen Roms erregte.

Als die Goten Italien überfluteten und Rom verwüsteten, siedelte Melania 410 mit Pinian und ihrer Mutter nach Afrika über, wohin sie die Freundschaft mit dem großen Augustinus und dem hl. Alypius, dem Bischof von Tagaste, zog. In einem Überschwang heiliger Gebefreudigkeit entäußerte sie sich aller ihrer Besitzungen und verteilte die ungeheure Summe aus dem Erlös unter die Kirchen und Klöster und Armen. Unter der Anleitung des hl. Augustinus wuchs Melania immer tiefer hinein in die Gotteserkenntnis und Gottesliebe. So vorbildlich war das Leben, das Melania und Pinian in Afrika führten, daß die Gläubigen von Hippo eines Tages von Augustinus verlangten, daß er Pinian zum Priester weihe. Nur die Demut Pinians verhinderte die Ausführung dieses Wunsches. Sieben Jahre hatte Melania in Afrika zugebracht, da erfaßte sie die Sehnsucht nach den heiligen Stätten, die der Herr durch sein Erdenleben geweiht hat und wo auch ihre Großmutter Melania die Ältere sich auf den Gang ins ewige Vaterland vorbereitete. Im Jahre 417 trafen Melania, Pinian und Mutter Albina in Jerusalem ein. Pinian gründete ein Männerkloster, Melania bewohnte eine Bretterhütte auf dem Ölberg, wo sie unter der Führung des hl. Hieronymus zwei Jahrzehnte hindurch ein Leben führte, so entsagungsvoll und fromm, daß sie alle die frommen Frauen jener hochstrebenden Zeit übertraf. Einmal nur verließ Melania ihre Zelle und reiste nach Konstantinopel, wo ihr betagter Onkel Volusianus nach ihr beehrte. Volusianus, ein äußerst gebildeter Mann, Präfekt von Rom und Prokonsul von Afrika, hatte bisher allen Versuchen, ihn für das Christentum zu gewinnen, hartnäckig getrotzt. Auch Augustinus hatte vergeblich ihn dem Heidentum zu entziehen versucht. Nun war in dem kränklichen Greis, der als Gesandter am kaiserlichen Hof in Konstantinopel weilte, der Wunsch erwacht, seine Nichte Melania zu sehen. Und jetzt stand sie vor ihm, arm und abgezehrt, mit dem Glanz überirdischen Seelenglückes, das aus ihren Augen strahlte. „Ach, Melania, wie sehr hast du dich verändert, seitdem ich dich das letztmal gesehen!“ so begrüßte Volusianus erschüttert seine Nichte. Mit dem bezaubernden Lächeln eines Gotteskindes erwiderte Melania: „Diese Veränderung zeigt dir eindringlicher als alle Worte die Kraft des christlichen Glaubens. Denn was hätte mich bestimmen können, alles hinzugeben und allen irdischen Freuden zu entsagen, wenn ich nicht mit dem Apostel die Zuversicht teilte, daß die in der Ewigkeit hundertfachen Lohn empfangen, die um Christi willen irdisches Glück verlassen!“ Melania hatte die Freude, ihren Onkel als Christen sterben zu sehen.

Zwei Jahre später, am 31. Dezember 439, ging Melania frohen Herzens in die Ewigkeit.

Thassilo

12. Dezember

(Gedenktag am 11. Dezember)

Schon manchmal ließ Gott einem Menschen alles mißraten, was er begann, und führte ihn durch ein Dornengestrüpp von Mißerfolgen, damit er in dieser harten Schule lerne, stille Einkehr zu halten und Gott zu suchen. Manchen schon wurden die Mißerfolge zu Sprossen ihrer Himmelsleiter, und ihre Heiligkeit war nichts anderes als der Erfolg ihres Mißerfolges. So war es auch beim Bayernherzog Thassilo III., der an manchen Orten des bayerischen und österreichischen Donaulandes als Seliger gilt und besonders in Benediktinerklöstern verehrt wird.

In jungen Jahren war Thassilo, der dem Hause der Agilolfinger entstammte, zur Herrschaft gekommen. Er mochte etwa 15 Jahre zählen, als er 757 vom Frankenkönig Pipin dem Jüngeren nach Compiègne im Frankenreich gelockt und durch Versprechungen und Drohungen soweit gebracht wurde, dem Frankenherrscher den Treueid zu leisten. Kann es verwunderlich erscheinen, daß Thassilo sich an diesen Eid, den er unter dem Zwang von Drohungen abgelegt hatte, nicht gebunden fühlte und in seinem angestammten Herzogtum als selbständiger Fürst auftrat? Bayerns Ostgrenze war damals ständig von den beutelüsteren Avarn bedroht, die im Ungarnlande hausten. Er wäre ein pflichtvergessener Regent seines Landes gewesen, wäre er mehr auf die Förderung des Frankenreiches als auf den Schutz seines eigenen Herzogtums bedacht gewesen.

Thassilos Regierung war für Bayern von großem Segen. Er brachte das Land zum Blühen und Gedeihen und wandte ihm die Wohltaten des Christentums auf geistlichem und weltlichem Gebiete zu. Wie sehr sich der Herzog um die kirchlichen Angelegenheiten annahm und wie er bei all seiner Waffentapferkeit ein tieffrommer Mensch war, beweist das Zeugnis, das ihm auf einer Synode zu Aschheim bei München die versammelten Bischöfe und Äbte gaben: „Wir danken Gott ohne Unterlaß, daß er dich in unsern Zeiten zum Fürsten bestellt hat; denn obgleich du noch sehr jung an Jahren bist (er zählte damals 20 Jahre), so scheint doch dein Verständnis in heiligen Schriften reifer als das deiner Vorfahren zu sein“. Thassilo war das Vorbild eines christlichen Fürsten. Ihm war es nicht nur darum zu tun, durch ernstes Streben nach Frömmigkeit die eigene Seele zu heiligen, sondern er fühlte sich als „Vater des Vaterlandes“ auch verantwortlich für das ewige Heil seiner Untertanen. Wiederholt berief er Kirchensynoden ein, um im Verein mit den Oberhirten und Äbten über die Regelung des kirchlichen Lebens zu beraten. Er unterstützte die Kirche in der Durchführung ihrer Gesetze und wachte z. B. über sorgfältige Beobachtung des Sonntagsgebotes. Mit starker Hand und unbeugsamem Willen suchte er der christlichen Lehre zum Sieg zu verhelfen. Thassilo hatte die Wahrheit und den Segen des Christentums zu tief erlebt, als daß er gleichgültig dem Ringen des Heidentums und Christentums um den Sieg zugeschaut hätte.

Es wäre falsch, Herzog Thassilos Frömmigkeit mit den religiösen Anforderungen späterer Zeiten zu messen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn diesem Fürsten, der inmitten vieler Derbheit und Lasterhaftigkeit lebte, nicht manche Schlacken angehaftet hätten. Wenn er auch von schlimmen Verirrungen sich frei hielt, so trug er doch manche Unvollkommenheit und auch Sündhaftigkeit an sich. So war ihm z. B. eine starke Überheblichkeit eigen. Mehr als nötig war, liebte er es, sich als den Herrn im Lande zu zeigen. Alle Priester und Mönche mußten täglich für „seine Hoheit“ beten. Wehe, wenn einer darin lässig war! Er konnte Amt und Pfründe verlieren. Wer weiß, ob dieses stolze, hochfahrende Wesen dem edel veranlagten Herzog nicht zum Verhängnis geworden wäre, wenn ihn nicht Gott rechtzeitig in eine harte Leidenschule genommen hätte. Auf dem Reichstag 788 brach das Verhängnis über Thassilo herein. Karl der Große setzte es auf diesem Reichstag durch, daß der verhaßte Bayernherzog wegen angeblicher Verletzung des geschworenen Treueids abgesetzt und für den Rest seines Lebens in ein Kloster verbannt wurde. Karl machte das Gericht über Thassilo dadurch noch besonders kränkend und entehrend, daß er den Herzog wie einen gemeinen Fahnenflüchtigen zum Tode verurteilen ließ, um ihn dann mit „wohlgespielter Großmut“ zu begnadigen. Wie mag der stolze Fürst unter diesem Schimpf gelitten haben! Wie bitter weh mag es ihm auch getan haben, daß fast alle seine ehemaligen Getreuen nun schändlich sich von ihm lossagten und er in bitterer Vereinsamung sein Ölbergsleiden durchkämpfen mußte!

Gerade jetzt bewies der Herzog, daß sein Christentum Tat und Leben war. Mit bewundernswertem Starkmut fügte er sich in sein Schicksal. Der Abt des Klosters von St. Goar am Rhein, der wohl mit einigem Bangen das neue Ordensmitglied begrüßt haben mag, verlor bald alles Mißtrauen und staunte über die Seelengröße und Demut des früheren Herzogs. Alle die mannigfachen Verdemütigungen des Ordenslebens, die an sich schon schwer genug sind, die aber für einen selbstbewußten, ans Befehlen gewohnten Fürsten um vieles drückender sein müssen, ertrug Thassilo mit bewundernswerter Tugend. Es konnte ihn aus dem mühsam erkämpften Seelenfrieden nicht mehr herausreißen, als Kaiser Karl im Jahre 794 dem gedemütigten Feind neue Schmach antat, und ihn aus der stillen Klosterzelle zerrte, damit er auf dem Reichstag zu Frankfurt seinen Verzicht auf das Herzogtum Bayern nochmal feierlich bestätige. Wenn auch der Bericht der Legende, Karl hätte seinen Gegner blenden lassen, kaum der geschichtlichen Wahrheit entspricht, so liegt in dieser Sage doch eine tiefe Wahrheit: in der Einsamkeit der Klosterzelle und in den stillen Stunden des Gebetes und der Betrachtung wurde Thassilo blind für die lockenden Reize der vergänglichen Welt und die täuschenden Herrlichkeiten der Erde. Um so weiter aber öffneten sich seine Augen für die unzerstörbare Schönheit der Übernatur und um so klarer wurde die beglückende Erkenntnis der Majestät und Liebe Gottes.

Über dem Lebensabend Thassilos liegt geschichtliches Dunkel. Im Kloster Lorsch an der Bergstraße soll er seinen Mitbrüdern durch sein innerliches, Gott zugewandtes Leben und seinen heiligmäßigen Wandel vorangeleuchtet haben. Die fromme Legende erzählt, wie öfter Engel den Geblendeten an der Hand in den Klosterchor führten, wenn ihn die Sehnsucht zum Gebet befiel. Die Legende birgt den wahren Kern: Gottes heilige Engel behüteten Thassilo, daß er den eingeschlagenen Weg zur Vollkommenheit dahinschritt, ohne zu straucheln. Da er in Demut und Ergebung all das Schwere, das über ihn kam, zu tragen versuchte, sandte ihm Gott den Engel der Gnade, der ihm die Kraft gab, seinen Weg bis zum beseligenden Ziele zu gehen und sein Werk zum glorreichen Ende zu führen. Am 11. Dezember – das Jahr ist unbekannt – führten Gottes Engel den gottseligen Bayernherzog in die wohlverdiente Ruhe der Ewigkeit. In Kremsmünster kündet bis zum heutigen Tag der berühmte Thassilokelch von der Freigebigkeit und dem frommen Sinn des Herzogs.

Odilia

13. Dezember

Einige Stunden südwestlich von Straßburg, wo die Kette der Vogesen gegen den Rhein herantritt, schauen von einem hohen Berg die verwitterten Ruinen eines trutzigen Schlosses und eines fürstlichen Frauenklosters ins Tal. Die mächtigen Befestigungswerke stammen aus vorchristlicher Zeit; das Kloster aber verdankte seine Gründung dem elsässischen Herzog Ethiko I. in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die erste Äbtissin dieses Klosters Hohenburg war die heilige Odilia (Otilia). Die spätere Legende hat das Lebensbild dieser Heiligen mit einem so reichen und dichten Prunkgewand umspinnen, daß es heute nicht mehr möglich ist, die spätere dichterische Ausschmückung vom geschichtlichen Kern zu trennen.

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts gebot ein Herzog Ethiko (oder Adalrich) über das Elsaß. Der Herzog war ein gar unfrommer Mann, der seine Freude an Kriegsfahrten hatte und den Mönchen bitter gram war. Seine Gemahlin Beresinde, eine Nichte des heiligen Leodegar, litt viel unter der rauhen und zornigen Art des Herzogs, besonders unter seinen ständigen Vorwürfen, weil Gott ihnen Kinder versagt hatte. Welch ein Glück erfüllte ihr Herz, als endlich ihr Flehen Erhörung fand! Sie wurde Mutter und schenkte einem Töchterlein das Leben. Kostete es den Herzog schon viel Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen, daß statt des erhofften

Erben ein Mädchen in der Wiege lag, so tobte er um so rasender, als offenbar wurde, daß das Mädchen blind sei. Dem stolzen Manne erschien dieses Unglück wie eine Schande seines Hauses. Er gab den Befehl, das arme Kind zu beseitigen. Die Mutterliebe vereitelte jedoch diesen Mordplan. Beresinde ließ das unglückliche Kind durch eine verschwiegene Magd in das Kloster Beaume-les-Nonnes im Frankenland bringen, damit es dort von einer befreundeten Nonne erzogen würde. So wuchs das Mädchen fern von Heimat und Eltern auf. So verschlossen ihre leiblichen Augen für das Licht der Sonne waren, so scharf und hell war ihr geistiges Auge für das Licht des Glaubens. Wie gern lauschte sie den frommen Gesprächen der Nonnen, mit welcher Freude nahm sie an ihren Gebeten teil! Mit 15 Jahren empfing sie von dem heiligen Missionsbischof Erhard die Taufe und den Namen Odilia. Im selben Augenblick, als sich das Taufwasser über den Scheitel des Mädchens ergoß, öffneten sich die seit der Geburt verschlossenen Augensterne — Odilia konnte sehen!

Schmerzlicher als früher sehnte sich nun Odilia nach der Heimat, von der die Nonnen ihr erzählt hatten. Doch auch die wunderbare Heilung Odilias hatte die Abneigung des Vaters gegen das Mädchen nicht beseitigt. Er wollte es nicht sehen und weigerte sich hartnäckig, Odilia aufs Schloß zu nehmen. Da schrieb das heimwehkranken Mädchen einen Brief an den jüngeren Bruder Hugo, der ihr ohne Wissen des Vaters einen Wagen zur Heimkehr sandte. Herzog Ethiko wurde jedoch über die unerwartete Ankunft Odilias so aufgebracht, daß er in aufloderndem Jähzorn Hugo mit dem Stock niederschlug. Was half die bittere Reue, die ihn sofort nach der raschen Bluttat packte? Der tote Sohn erwachte nicht mehr zum Leben. Aber die schreckliche Tat brach die Eisrinde seines harten Herzens. Er brachte es nicht mehr über sich, die Verstoßene von der Schwelle des Hauses zu jagen. Mußte sich Odilia auch anfangs damit zufrieden geben, auf dem Schloß in der Armut und Erniedrigung einer Magd zu leben, sie war doch in der Nähe ihrer Mutter und sah ihre Geschwister! Noch einmal brauste der Jähzorn des Vaters lodern auf, als sich Odilia einem Heiratsplan, den er für sie ausgesonnen hatte, entschieden widersetzte und dem Gelöbniße immerwährender Jungfräulichkeit treu blieb. War es diese Charakterstärke, die auf den eigensinnigen Mann schließlich mächtigen Eindruck machte? Sein harter Sinn brach an der Standhaftigkeit Odilias. Der unnatürliche Haß, mit dem er bisher seine Tochter verfolgt hatte, wich einer spät erwachenden Liebe. Er schenkte Odilia Schloß Hohenburg und baute es zu einem Kloster um, in dem er selber mit Beresinde auf die Todesstunde sich vorbereiten wollte.

In kurzer Zeit strömten so viele Töchter des Landes nach Kloster Hohenburg, daß die neue Genossenschaft bald 130 Mitglieder zählte. Da die Räume auf der Burg bei dem raschen Andrang von Schwestern zu eng wurden, erbaute Odilia am Fuß des Berges das Kloster Niedermünster mit der Martinskirche. Auf der Höhe des Berges entstand eine Kapelle zu Ehren des Täufers Johannes, zu dem sie eine

besondere Verehrung trug. Den Schwestern war Odilia eine Äbtissin, die in allem Guten mit dem besten Beispiel voranging. Gebet, Betrachtung, Studium der Heiligen Schrift, Chorgesang und Handarbeit waren ihre tägliche Beschäftigung. Voll harter Bußstrenge gegen sich selbst war sie ihren Nonnen eine milde Mutter und den Armen und Notleidenden eine gütige Wohltäterin. Da der Aufstieg auf den Berg für die Kranken und Armen zu beschwerlich war, namentlich im Winter, ließ sie im Tal neben dem Kloster Niedermünster eine große Armenherberge erbauen.

Als sie den Tod nahen fühlte, versammelte sie an ihrem Lieblingsplatz, der Johanniskapelle, die Schwestern um sich, sprach ihnen zum Abschied rührende Worte der Liebe und Mahnung, empfahl sich ihrem Gebete und entschlief selig im Herrn. Es war am 13. Dezember 720. Der Odilienberg ist seither jedem Elsässer ein heiliger Wallfahrtsort. Niemand geht am Odilienbrunnen vorbei, ohne sich die Augen zu netzen. Wird doch Odilia besonders als Helferin bei Augenleiden angerufen.

Berthold von Regensburg

14. Dezember

Der Franziskaner Berthold von Regensburg ist der größte Volksprediger des deutschen Mittelalters. Außer dem Todestag (14. Dezember) besitzen wir über das Leben dieses, von seinem Orden als Seliger verehrten Predigers nur ganz zerstreute Nachrichten. Als sein Geburtsort kann wohl mit Sicherheit Regensburg angenommen werden. Vermutlich trat er als einer der ersten Brüder dem im zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts zu Regensburg gegründeten Franziskanerkloster bei. Um die Mitte des Jahrhunderts trat Berthold nach Jahren wissenschaftlicher und asketischer Ausbildung in klösterlicher Einsamkeit seine großen Missionsreisen an. In glühendem Seeleneifer trieb es ihn hinaus ins brausende Leben, mitten hinein in das arbeitende, leidende, kämpfende Volk. So durchzog er fast zwei Jahrzehnte lang die Lande von der Donau bis zum Rhein und hinüber bis nach Schlesien. Selbst nach Ungarn führte ihn sein Weg, und in Paris traf er mit dem französischen König Ludwig dem Heiligen zusammen. Schon um 1250 hatte er einen solch großen Ruf als Prediger, daß er gar nicht mehr allen Einladungen, die an ihn von einzelnen Städten ergingen, nachkommen konnte. Einige Zeit durchzog Berthold im Auftrag des Papstes mit Albert dem Großen als Kreuzzugprediger fast ganz Deutschland

und die Schweiz. Die letzten Jahre seines Lebens scheint er als „Sonntagsprediger“ in Regensburg verbracht zu haben, wo er auch starb.

Bruder Berthold war ein gottbegnadeter Prediger, der volkstümliche Ausdrucksweise mit großem, gelehrtem Wissen verband. Die Zeitgenossen finden nicht genug überschwengliche Lobsprüche auf diesen einzigartigen Verkünder des Gotteswortes. Sie nennen ihn „Völkerlehrer“, heißen ihn den „süßen Bruder Berthold“, den „Liebling Gottes und der Menschen“, bezeichnen ihn als „einen zweiten Elias“, dessen Wort „wie eine Fackel leuchtete“. Der Dichter Frauenlob singt: „Man findet Brüder nicht wie Bruder Berthold“. Seine Predigten hinterließen gewaltigen Eindruck. Von weither strömten die Menschen zusammen, um ihn zu hören. Wenn auch die Zahlen von 60000, ja sogar 100000, wie alte Chroniken sie angeben, sicherlich stark übertrieben sind, so steht doch fest, daß der Zulauf zu Bertholds Predigten außergewöhnlich stark war. Die Kirchen genügten nicht; er predigte deshalb zumeist im Freien. So groß war der Andrang der Menschen, daß Berthold gezwungen war, oft den Ort seiner Predigten zu wechseln, damit kein Mangel an Lebensmittel eintrat. In Spannung und Erschütterung lauschten die Massen den mitreißenden Worten des armen Franziskaners, der wie wenige die Kunst besaß, volkstümlich zu reden und sich der geistigen Höhe seiner Hörer anzupassen. Er kannte keinen Unterschied zwischen der Person; in gleicher Weise zog er Hohe und Niedere, Geistliche und Weltliche vor seinen Richterstuhl. Strenge Wahrheitsliebe war bei ihm mit unbestechlicher Gerechtigkeit vereint. Hinter der scheinbar rauhen Außenseite verbarg sich herzliche Liebe und inniges Mitleid mit denen, die er tadelte. Er forderte nichts, was er nicht zuvor selber übte. So erhielten die Worte des schlichten Franziskaners einen starken Nachdruck und erzielten einen Erfolg wie die keines andern Predigers des deutschen Mittelalters.

Es ist schade, daß der Raum nur ein paar ganz kurze Proben von Bertholds Predigtkunst anzuführen gestattet. In einer Predigt gegen Ungerechtigkeit und Betrug sagte er: „Jetzt ist Lügen und Trügen so gemein geworden, daß sich niemand dessen schämen will. Der ist ein Betrüger in seinem Handel, der gibt Wasser für Wein, der verkauft Luft für Brot und macht durch Gären, daß es innen hohl wird. So nun der Käufer wähnet, er habe Krumen drin, ist es hohle und leere Rinde. Der hat falsch Gewicht in seinem Krame, der hebet die Waage so auf die Seite und wendet sie mit der Hand, daß sie gegen die Ware schlägt und der Käufer glaubt, er habe die Waage voll und er hat doch nicht. Der hat ein falsches Ellenmaß, der hat das Wachs gefälscht und der das Öl. Du nimmst einen alten Fetzen, der morsch und häßlich ist und den man am besten an die Wand würfe, denn er ist zu nichts nütze. Den vernähst du und machst ihn dicht mit Stärke und gibst ihn einem armen Knecht zum Kaufe. Der hat vielleicht ein halbes Jahr darum gedient, und wenn er das Gewand anlegt, so währet es nicht vier Wochen, bis er wieder ein neues muß kaufen. Du Betrüger, du Fälscher, du mußt dich deines Amtes begeben oder deiner

Seele wird nimmer Rat...“ So geht Bruder Berthold die einzelnen Handwerke durch, um schließlich darzulegen, daß alles Beten die Seele nicht retten kann, wenn nicht die Ungerechtigkeit gutgemacht wird.

Bruder Berthold war ein großer Marienverehrer. Daß er aber keineswegs Maria über Gebühr verehrte und Gott gleichstellte, zeigt diese Predigt: „Wäre es möglich, daß unsere Frau, St. Maria, Gottes Mutter, jetzt da auf der schönen Wiese wäre, und wäre es möglich, daß alle Heiligen und alle Engel kämen und hier Raum fänden, und ich es wert wäre, den himmlischen Hof zu sehen, und ein Priester käme auf mich zu und trüge unsern Herrn, um zu einem Kranken zu gehen, so wollte ich mich gegen den Priester kehren, der unsern Herrn trüge, und wollte vor ihm eher auf meine Knie fallen als vor allen Heiligen und vor allem himmlischen Heer. Wie gerne ich sie sähe und obschon ich sie nie, noch nie sah, so wollte ich doch unsern Herrn mehr Ehre bieten und andächtiger, da ihn der Priester trägt, den ich doch alle Tage hier auf Erden sehe... Wie klein der Sonnenschein ist, der durch ein Nadelöhr scheint, gegen allen Sonnenschein, den die Sonne gibt über alle Welt, so klein ist aller Gottes Heiligen und aller Engel und alles himmlischen Heeres Heiligkeit und unserer lieben Frauen dazu – gegen die Heiligkeit, die Gott selber hat.“

Auch zu Bruder Bertholds Zeiten gab es schon solche, die sich zu klug dünkten, um eine Predigt anzuhören. Ihnen sagte er: „Dünkt sich mancher weise, der keinen Buchstaben lesen und schreiben kann. Spricht dann einer: „Nun, Gevatter, gehen wir zur Predigt?“ so sagt er: „Ich will nicht!“ – „Warum?“ spricht der andere. „Ich weiß ja alles, was er predigt; es ist weiter nichts als: Tue das Gute und laß das Böse.“ Das ist wohl wahr; es ist der rechte Weg zum Himmelreich. Kannst du dich aber nicht besser richten, so kannst du dennoch irgehen. Es ist gerade wie wenn du fragst: Welchen Weg gehe ich recht gen Regensburg? Und ich antworte dann: Gehe alle Weg, die recht gen Regensburg gehen, und laß alle, die unrecht hingehen. Da kann ein Mann wohl noch irre werden, wenn man ihn nicht anders weist auf die rechte Straße. Ich meine, du müßtest weiter fragen, wenn du dich nicht verirren willst. Auf gleiche Weise steht es um alle die, die da sprechen: „Ich weiß schon, was er predigen wird: Tu das Gute und laß das Böse!“ Glaub mir, viel Tausend sind in der Hölle, die wähnten, sie täten das Gute und ließen das Böse – darum weil sie nicht mehr wußten. Sie wähnten, daß sie weise seien, und waren doch eitel Toren.“

Denen, die ihm sagten: „Ach, Bruder Berthold, ich schäme mich zu beichten“, antwortete er: „Was magst du dich so sehr schämen gegen einen Priester, in dem es immer verschwiegen und vergraben ist, wie in einem steinernen Berg, und dir doch die Scham nütze und gut ist, aber selbige Scham zu nichts nütze ist, wenn du dich am jüngsten Tag schämen müßtest vor aller Welt und vor Gott selber und vor seiner heiligen Mutter und vor allen seinen Heiligen und vor allem himm-

lichen Heer und vor allen Teufeln und vor allen verdammten Seelen in der Hölle? Die sehen allesamt hell alles, was du in der Welt verschwiegen hast in der Beichte; gerade wie es beschaffen ist, schändlich oder schmäählich, es sei das oder das, wie heimlich du es je tatest, das kommt alles hervor zu Licht und zu Augen. Du siehst aller Menschen Schande, die sie je verschwiegen in der Beichte, denn es wird alles da hervorgebracht und ausgebreitet vor aller Welt. Nun sieh, ob du es nicht lieber mögest sagen einem geweihten Priester und die Buße leisten, die er dir darum gibt und festen Willen haben, daß du nie mehr eine Todsünde tun wolltest. Denn dann stehst du am jüngsten Tag mit großen Ehren vor allem himmlischen Heer und aller Welt."

Zeigen nicht schon diese kurzen Proben, was für ein gottbegnadeter Volksredner dieser Franziskanerbruder Berthold von Regensburg war?

Franziska Schervier

15. Dezember
(Gedenktag am 14. Dezember)

Dann und wann geht ein Mensch über die Erde, der wie ein brennender Dornbusch von den Flammen der Liebe umloht ist und mit geweiteten Armen Brüder und Schwestern hineinzieht in den Glutbrand seiner heiligen Liebe. Ein solcher Engel der Güte war die gottselige Maria-Franziska Schervier von Aachen. Als Tochter eines vermögenden Fabrikbesitzers am 3. Januar 1819 geboren, entwand sich Franziska schon früh den Lockungen eines Lebens in Reichtum und Wohlstand. Sie fand kein Gefallen an dem seichten Getändel, mit dem so manche ihrer Alters- und Standesgenossinnen die Zeit vergeudeten. Immer schmerzlicher litt sie unter so mancher Härte und Unbill, die sie Armen widerfahren sah. Ihre zartfühlende Seele verlangte darnach, in die Hütten dieser Armen und Kranken Sonnenschein und Wärme zu tragen. Mit Vorliebe schmiegte sich Franziska an arme Mitschülerinnen an und schloß mit ihnen Freundschaft. Ihr Drang zu helfen war so groß, daß sie mit ihren Ersparnissen Wolle kaufte und heimlich früh morgens im Bette Strümpfe für die Armen strickte.

Als sie eines Tages vor dem Kruzifix betete und flehte: „Herr, zeig mir meinen Weg!“, da blitzte auf einmal ein helles Licht in ihrer Seele auf. Ein plötzliches Erkennen durchzuckte sie: „Du sollst mich in meinen Brüdern und Schwestern lieben.“ Von dieser Stunde an galt ihr ganzes Sinnen und Trachten nur diesem Einen: in den Armen ihren Herrn und Gott zu pflegen und zu erquicken. Liebe

üben um des Heilands willen, opferfrohe Liebe tragen zu allem, was Menschenantlitz trägt – das wurde die heilige Losung ihres Lebens. „Ich sah in allen Armen den Heiland jetzt so lebendig vor mir als ob er wirklich zugegen sei.“ Aus solcher Gesinnung quoll ein Strom der Güte auf, der nie versiegte und aus dessen Wassern alle überreich trinken durften: Hohe und Niedere, Gute und Böse, Kranke und Fremde... Es dauerte nicht lange und man kannte in ganz Aachen die überall sorgende Jungfrau Franziska nicht mehr anders als unter dem Namen „Die Mutter der Armen.“

Um ihre Liebestätigkeit erfolgreicher zu machen, hatte sie mit einigen jungen Mädchen aus den besten Familien eine Art Elisabethverein gegründet, dessen Mitglieder die Armen und Kranken in ihren Häusern aufsuchten und ihnen Unterstützung und Pflege leisteten. Franziska Schervier war die Seele dieses Vereins und sein eifrigstes und unermüdlichstes Mitglied. Bald zeigte es sich, daß die Übung der Barmherzigkeit sich noch weit fruchtbarer gestalten ließe, wenn nicht ein loser Verein, sondern eine eigene, durch Regel und Gelübde gebundene Genossenschaft dahinter stünde. Es war der immer wiederholte Wunsch ihrer Mitarbeiterinnen, besonders ihrer Freundin Gertrud Frank, einer frommen Fabrikdirektorstochter, daß Franziska die Gründung einer solchen Genossenschaft übernehmen sollte. Erst als auch erfahrene Priester den Plan billigten, ließ sich Franziska Schervier bewegen, die Genossenschaft der „Armen Schwestern vom hl. Franziskus“ ins Leben zu rufen. Am 12. August 1851 legte Mutter Franziska mit 23 Schwestern die Gelübde ab und zog das gesegnete Kleid des Vaters Franziskus an. Pflege der Kranken und Armen, Rettung und Leitung gefallener Mädchen – das war der Aufgabenkreis der jungen Genossenschaft, die sich erstaunlich rasch ausdehnte und nach wenigen Jahren Häuser in ganz Europa und in Amerika hatte.

Auch als Ordensstifterin und Mutter ihrer Schwestern wollte Maria Franziska nichts sein als eine Dienstmagd Jesu. „Das sind meine Heilandsdienste“, sprach sie mit leuchtenden Augen, wenn sie Kranken half, wenn sie verwahrloste Kinder kleidete und wusch, wenn sie heimlich Holz, Kohle, Nahrungsmittel in die Stuben alter, armer Leuten schmuggelte. Sie sah des Heilands Blut an den Seelen der Armen und Elenden, der an Leib und Seele Kranken. Sie sah den Schein des Ewigen selbst unter Verderbung und Verwesung. In diesem Geiste übte sie sich Tag und Nacht, Jahr um Jahr, reihte sie Liebestat an Liebestat, bis sie müde und aufgegeben sich am 14. Dezember 1876 zum Sterben niederlegte.

Für Franziska Schervier war jeder getaufte Mensch Gottes Kind und Christi Bruder. Müßte es nicht auch für uns so sein? Müßten nicht alle Christen mit solchen Augen ihre von Leid und Not heimgesuchten Mitmenschen anschauen? Die Menschheit schreit nach Güte. Sie hungert nach einer wohlwollenden, opferfrohen Liebe, die mit Heilandsfüßen durch die Gassen schreitet, mit Heilandsaugen die verborgene Not und das geheime Weh der Umwelt entdeckt, mit Heilands-

worten klagende Herzen tröstet und mit Heilandshänden beglückende Gaben spendet. Wo sind unter denen, die Christi Namen tragen, die opferstarken, sich selbst vergessenden Scharen, die mit dem Banner heiliger Liebe voraus über die Schlachtfelder der Armut und Krankheit, der Sorgen und Sünden ziehen und Schmerzen lindern und Wunden heilen? Wo sind die Menschen gütiger Gedanken, gütiger Worte, gütiger Werke? Das Christentum ist nicht vor allem Beten, nicht vor allem Reinheit, nicht vor allem Gerechtigkeit. Nein, das Christentum ist vor allem andern herzliche Güte und wohlwollende Liebe, denn „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Christ sein heißt wie Franziska Schervier in allen Armen und Leidenden Christus sehen, heißt in allen Armen und Leidenden Christus dienen.

Adelheid

16. Dezember

„Es war einmal eine Königin“ – so beginnt das Märchen, und es erzählt von Gold und Silber, von Samt und Seide, von einem Leben, das des Glückes und der Freude übervoll ist. „Es war einmal eine Königin“ – so beginnt auch die Legende von der heiligen Adelheid, aber sie erzählt nicht von Jubel und Wonne, sondern von Kummer und Sorgen, von Ängsten und Nöten, von einem Leid, das tief war wie das Meer. Wenige Menschen mußten die Nichtigkeit irdischer Macht und Größe so schmerzvoll erfahren wie diese deutsche Königin und Kaiserin.

Adelheid war erst 6 Jahre alt, als ihr Vater, König Rudolf II. von Burgund, 937 starb. Mit 16 Jahren schon schloß sich das Tor sorgfältig behüteter Mädchenzeit hinter ihr. König Lothar II. von Italien entführte das anmutige Mädchen der treuen Obhut der Mutter und erhob sie zur Königin seines Herzens und seines Landes. Drei Jahre verstrichen in lauterem Glück. Da brach über Nacht das große Glück in Scherben. König Lothar starb mitten in kräftiger Jugend. Die Rede ging, er sei dem Gift seines gefährlichen Gegners, des machthungrigen Markgrafen Berengar zum Opfer gefallen. Alles Glück und alle Hoffnungen sah die 19jährige Witwe mit Lothar zu Mailand in die Gruft sinken. Schutzlos war sie den Ränken ihres Feindes ausgeliefert. Berengar ließ sich in Pavia die geraubte Königskrone aufs Haupt setzen. Um seine Macht zu befestigen und den Thron seiner Familie zu sichern, suchte er die junge, blühend schöne Witwe für seinen Sohn Adalbert zu gewinnen. Mit Abscheu wies Adelheid diese schamlose Zumutung zurück. Da ließ der

ergrimmte Berengar alle Ritterlichkeit fallen. Er bemächtigte sich der wehrlosen Königin und ließ sie als Gefangene auf eine Burg am Gardasee bringen. Weigerte sie sich, einer Verbindung mit seinem Haus das Jawort zu geben, so sollte ihr auch die Vermählung mit einem auswärtigen Fürsten unmöglich gemacht werden. Mißhandlungen und Kränkungen waren das tägliche Brot der Gefangenen.

In diesem Elend offenbarte sich die große Seelenstärke Adelheids. Sie ließ sich von dem harten Schicksalsschlag nicht niederschmettern. Mitten in schwärzester Leidensnacht leuchtete ihr der Stern ungebrochenen Vertrauens auf den mächtigen Helfer im Himmel. Sie wußte, daß sein Auge in sorgender Liebe auf ihr ruhe, und daß er ihr Leiden wenden und die Kerkertüre öffnen werde zu seiner Zeit. Rascher als erwartet schlug für Adelheid die Erlösungstunde. Es gelang ihr, durch eine in die Mauer gebrochene Öffnung in finsterner Nacht zu fliehen und den Häschern Berengars zu entkommen. Graf Albert Azzo, ein Freund ihres verstorbenen Gemahls, nahm sich der ganz erschöpften Frau an und brachte sie auf dem Bergschloß Canossa in sicheren Schutz. Zwar eilte Berengar wütend mit einem bewaffneten Haufen herbei, als er die Fährte der entflohenen Königin gefunden hatte. Aber an den trutzigen Mauern des Kastells wurden die Waffen stumpf und Berengar mußte ohne seine edle Beute wieder abziehen. Inzwischen erstand der verfolgten Königin im deutschen Kaiser Otto dem Großen ein mächtiger Schutzherr. Adelheid hatte ihm ihre traurige Lage geschildert und ihn gebeten, ihr Helfer und Schützer zu sein. Da ihre Bitte vom Papst kräftig unterstützt wurde, säumte Otto keinen Augenblick. Sah er in dem Rufe Adelheids doch eine willkommene Gelegenheit, Italien wieder mit dem deutschen Reich zu vereinigen. Sofort rückte er mit starkem Heerbann über die Alpen, machte sich zum Herrn der Lombardei und zwang Berengar zur Unterwerfung. Adelheid eilte auf die Kunde vom Siege nach Pavia, um dem königlichen Befreier zu danken. Otto begehrte von ihr einen Dank, den sie nicht erwartet hatte. Er bat Adelheid um ihre Hand. In der Weihnachtszeit des Jahres 951 fand die Vermählung statt.

Adelheid nahm die Wendung ihres Geschickes in dankbarer Demut aus Gottes Hand an. Demütig blieb sie auch, als sie 962 zu Rom mit der Kaiserkrone geschmückt und mit der höchsten Würde umkleidet wurde. Sie mischte sich nicht in die Händel der großen Politik und sah ihre Aufgabe darin Tränen zu trocknen und Gutes zu tun, soviel sie konnte. Ihren ganzen Einfluß bot sie auf, um die Not der Armen zu mildern, die Bedrängten zu schirmen, alles Gute und Heilige zu fördern. Berengar hatte ihr das größte Leid des Lebens zugefügt. Aber als nun seine Töchter in Ottos Hände gefallen und ihrer Rache ausgeliefert waren, da vergaß sie all das Schlimme, das Berengar ihr angetan hatte, zog seine beiden Töchter an ihren Hof und sorgte für sie in mütterlicher Liebe. Das war die Rache einer Heiligen! So war ihr ganzes Wesen: sie mußte lieben, wohl tun, strahlende Augen schaffen. Ihre unermeßlichen Reichtümer verwendete sie, um

das Elend zu lindern und die Kirche durch freigebige Stiftungen zu unterstützen. Ihren Sohn Otto erzog sie in strenggläubigem Geist und suchte sich für ihn in dem hervorragenden Erzbischof Bruno von Köln einen durch Lebensadel und staatsmännische Kunst gleich ausgezeichneten Lehrer. Gottes Fügung ließ es zu, daß ihr später gerade von ihrem Sohn die tiefste Wunde geschlagen wurde. Als Otto II. nach dem Tode seines Vaters 973 den Thron bestiegen hatte, geriet er immer mehr unter den Einfluß seiner Gattin, der stolzen Griechenprinzessin Theophano, und niederträchtiger Schmeichler, denen die sittenstrenge, gottesfürchtige Kaiserinmutter ein Stein des Anstoßes war. Otto ließ die bösen Einflüsterungen so stark werden, daß er alle kindliche Liebe vergaß und Adelheid vom Hof verbannte. Welch ein Schmerz für eine Mutter! Verstoßen zu werden vom eigenen Sohn, dem ihre ganze Liebe gegolten hatte und immer noch galt! Aus ihrer tiefen Gottesfurcht holte Adelheid auch in dieser qualvollen Prüfung die Kraft zu starkmütiger Ergebung.

Mit Adelheid schien alles Glück von Otto gewichen. Was der Kaiser unternahm, mißglückte. Der Verblendete mußte erkennen, daß er mit der Mutter den guten Schutzgeist seines Hauses vertrieben hatte. Reuig schickte er eine Ehren- gesandtschaft zu ihr und bat sie, zurückzukehren. Und Adelheid vergaß alle Kränkung und eilte, ihrem Sohn die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber schon nach drei Jahren mußte sie an der Bahre ihres kaiserlichen Sohnes stehen. Theophano übernahm für ihren unmündigen Sohn Otto III. die Regentschaft. Ihre Abneigung gegen die verhaßte Schwiegermutter zeigte sich jetzt ganz offen. „Wenn ich noch ein Jahr lebe“, soll sie einmal Höflingen gesagt haben, „soll Adelheid auf der ganzen Welt nicht mehr über soviel zu gebieten haben, als man mit einer Hand umspannen kann.“ Es war aber noch kein Jahr vergangen, da starb Theophano plötzlich auf einer Reise nach Italien und hatte nun selbst nicht mehr über eine Spanne Land zu befehlen. Drei Jahre lang führte nun Adelheid wieder die Zügel der Regierung und ersetzte ihrem Enkel die Mutter. Das Jahr 994, wo Otto III. volljährig geworden, selbst die Regierung übernahm, brachte ihr die langersehnte Befreiung von den Reichsgeschäften. Nun konnte sie sich auf ihren Witwensitz Selz bei Straßburg, wo sie ein Benediktinerinnenkloster gegründet hatte, ungestört den Übungen der Andacht und den Werken der Nächstenliebe hingeben. Am 16. Dezember 999 ging die Vielgeprüfte in den Frieden der Ewigkeit ein.

Sturm (Sturmi, Sturmius) konnte es zeitlebens nicht verleugnen, daß seine Wiege im Bayernland gestanden war. Er war ein echter Bayer: tatkräftig, gemütvoll, gelegentlich rasch aufbrausend, aber immer wieder ebenso rasch versöhnt. Eine Missionsreise hatte St. Bonifatius ins Elternhaus des jugendlichen Sturm geführt. Die Eltern waren stolz darauf, dem großen Glaubensboten den gastfreundlichen Schutz ihres Hauses anbieten zu können. Diese Tage, wo der große Missionsbischof im Elternhause wohnte, wurden für den jungen Sturm von ausschlaggebender Bedeutung. Bewundernd sah der begeisterungsfähige Knabe zu dem heiligen Gaste auf. Und als dieser den vielversprechenden, glaubensfrohen Jungen einlud, ihn auf seinen Missionsreisen zu begleiten, da sagte Sturm mit freudeblitzenden Augen ja! Die reichen Anlagen Sturms ließen es Bonifatius als wünschenswert erscheinen, dem jungen Bayern eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung angedeihen zu lassen. So brachte er ihn in das Kloster Fritzlar und übergab ihn der väterlichen Obhut des Abtes Wigbert. Sturm machte rasche Fortschritte. Schnell war die Zeit der Ausbildung vorüber: Sturm wurde zum Priester geweiht. Nach dem Vorbild seines großen Meisters Bonifatius nahm er das Missionskreuz und zog predigend und taufend durchs Land. Doch so erfolgreich auch seine Tätigkeit war, immer stärker wurde in Sturm die Sehnsucht nach einem Leben der Abgeschiedenheit. Nach einigem Zögern gab Bonifatius seinem tüchtigen Mitarbeiter den Weg in die Einsamkeit frei und schickte ihn aus, um an einem stillen, geeigneten Orte ein Kloster zu gründen. „Da sattelte Sturm seinen Esel“, so erzählt die alte Lebensgeschichte des Heiligen, „und brach mit einigem Mundvorrat allein auf, indem er seine Fahrt Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben empfahl. So ritt er allein auf seinem Esel durch die einsamsten Gegenden. Eifrig durchforschte er mit scharfem Blick die bergigen und ebenen Landteile, schaute auf die Höhen und Täler, betrachtete die Quellen, Bäche und Flußläufe und setzte so seine Reise fort. Er stärkte auch sein Herz durch Lobgesänge und ruhte nur da, wo ihn die Nacht Halt zu machen zwang. Und jedesmal, wenn er übernachtete, hieb er mit dem Schwert, das er trug, das Gestrüpp ringsherum nieder und machte daraus einen Wall zum Schutz seines Reitesels, damit nicht die wilden Tiere, deren es dort eine Menge gab, ihn zerrissen. Er selbst bezeichnete seine Stirne im Namen Gottes mit dem Kreuzzeichen Christi und legte sich voll Zuversicht nieder.“ Welch ein starker, ungebrochener Glaube offenbart sich in dieser schlichten Erzählung! In Kreuzeshut wußte sich Sturm wohlgeborgen. An der Mündung der Giesel in die Fulda fand Sturm endlich eine geeignete Stelle zur Errichtung einer Stätte, die ihm selbst zur Ruhe, dem deutschen Lande zur Quelle aller Bildung werden sollte. Bonifatius war mit der Wahl des Platzes freudig einverstanden. Er

erwirkte vom Frankenkönig Karlmann die Schenkung einer passenden Landstrecke und schickte eine Schar Werkleute. Einige Monate eifriger Arbeit, und Kirche und Kloster waren erbaut und konnten ihre Weihe erhalten (744). Die berühmte Benediktinerabtei Fulda war gegründet.

Wer wäre würdiger gewesen, erster Abt des neuen Klosters zu werden, als Sturm? Er brachte das junge Kloster zu fröhlichem Erblühen und setzte seinen Stolz darein, Fulda zur Pflanzschule echt klösterlichen Geistes zu machen, zu einem Sammelpunkt der Wissenschaft, Kunst, Kultur und Missionstätigkeit. Keine Mühe scheute der Heilige in der Verfolgung dieses Zieles. Er nahm sogar die Anstrengung einer mehrjährigen Reise nach Italien auf sich, um in den dortigen Klöstern, besonders in Rom und Montecassino, benediktinischen Ordensgeist an der Quelle kennen zu lernen. So konnte es nicht anders sein, als daß der Ruhm des Musterklosters Fulda sich in alle deutschen Lande verbreitete. Die strenge Regeltreue, die brüderliche Eintracht und der heilige Wettstreit zogen viele hochgesinnte junge Männer an diese Stätte der Tugend und Wissenschaft, aus der im Laufe der Jahrhunderte manch leuchtender Stern der Vollkommenheit und Gelehrsamkeit erglänzte.

Schwere Prüfungen blieben auch Abt Sturm nicht erspart. Als dunkle Wolke lastete jahrelang über ihm und seinem Kloster der harte Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit der Abtei, den er mit dem hl. Erzbischof Lul (Lullus) von Mainz zu führen gezwungen war. Noch tiefer trafen ihn Ränke, die am Hofe Pipins gegen ihn gesponnen wurden und die schließlich zu seiner vorübergehenden Verbannung führten. Schließlich gelang es dem Heiligen, das Lügengeschloß zu zerreißen und sich zu rechtfertigen. Von der Gunst Pipins und noch mehr später Karls d. Gr. getragen, konnte sich Sturm nun wieder ungehindert mit neuem Eifer der Leitung seines Klosters hingeben. 779 begleitete Sturm den Kaiser auf dem Feldzug gegen die Sachsen. Krank kehrte der Heilige von dem Feldzug heim. Er fühlte das Ende seiner irdischen Pilgerfahrt nahen. Er ließ die Brüder zusammenrufen, damit sie betend ihm in der letzten Stunde beistünden. Er gab ihnen väterliche Abschiedsworte, bat in Demut um Verzeihung für alles, was er bei ihnen „nicht richtig gemacht“ oder wenn er jemanden beleidigt habe, wie auch er allen aus Herzensgrunde jede Kränkung und Schmach verzeihe, „selbst dem Lul, der mir immer entgegen war.“ Bald setzte der Todeskampf ein. „Vater“, sprach einer von den Brüdern zum scheidenden Abt, „Vater, wir zweifeln nicht, daß du auf dem Wege zum Herrn bist und bald eingehst ins ewige Leben. Wir bitten dich darum, vergiß uns nicht und sei beim Herrn dort oben ein Fürsprecher für deine Schüler. Wir vertrauen festiglich, daß es uns von Nutzen ist, einen solchen Anwalt vorauszusenden.“ Mit liebevollem Ernst sah der Sterbende seine Söhne an und sprach: „Zeigt euch dessen würdig und handelt so, daß ich mit vollem Recht für euch bitten kann! Dann will ich eure Bitte erfüllen!“ Das waren seine letzten Worte. Im Sterben

noch lehrte so Sturm wie in seinem ganzen Leben: Die sind auf falscher Bahn, die glauben, einzig und allein auf die himmlische Hilfe vertrauen und ihrem Schutz alles überlassen zu dürfen. Die Heiligenverehrung und das Vertrauen auf den Schutz der Seligen kann nur denen frommen, die in ihrem Leben die Vorschriften der christlichen Glaubens- und Sittenlehre achten und darnach handeln. Am 17. Dezember 779 ging Sturm in die Ewigkeit ein.

Anno von Köln

18. Dezember
(Gedenktag am 4. Dezember)

Das deutsche Mittelalter wußte nichts von Trennung von Kirche und Staat. Weltliche und kirchliche Macht griffen damals allseitig ineinander. Reichsfürsten waren zugleich Kirchenfürsten, hervorragende Priester griffen als Kanzler und Schutzherrn in die Verwaltung des Landes ein und waren Ratgeber und Vertraute der Herrscher. Zu den großen Bischöfen, die als Staatsmänner Unvergängliches leisteten und zu einer Zeit, wo zwischen den Kaisern und Päpsten die heftigsten Zerwürfnisse bestanden, für Deutschlands Einheit litten und stritten, gehört der heilige Anno (Hanno) von Köln.

Die Eltern Annos, die einem schwäbischen Rittergeschlecht angehörten, hatten ihn für den Waffendienst bestimmt. Den Jungen zog es jedoch mehr zu den Büchern als zu den Waffen. Mit Freude ließ er sich von einem verwandten Domherrn bestimmen, sich den Schülern der Bamberger Domschule einzureihen. Zum Priester geweiht, übernahm er die Leitung der Bamberger Domschule. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und vaterländischen Gesinnung veranlaßte Kaiser Heinrich III. Anno wiederholt mit wichtigen diplomatischen Aufgaben zu betrauen. Dabei lernte er die hohe Begabung und das staatsmännische Geschick Annos so schätzen, daß er ihn 1056 zum Erzbischof weihen ließ und ihn zum Reichsverweser und Vormund seines Sohnes Heinrich IV. ernannte. Vom Gedanken geleitet, das Reich vor verhängnisvollen Wirren, die ihm nach Heinrichs III. Tode drohten, zu schützen, übernahm Anno die verantwortungsvolle Reichsverweserschaft und die wenig Dank versprechende Erziehung des zügellosen Prinzen Heinrich IV. Als ein Mann von unbeugsamer Strenge und Gerechtigkeit, der mit entschiedenem Freimuth gegen jedes Unrecht Einspruch erhob, versah Erzbischof Anno sein schwieriges Amt gegen eine starke Opposition von Fürsten und dem jungen Kaiser, der die straffe Zucht des Erzbischofs unwillig ertrug. Als ein Mann von ernster Sitten-

strenge suchte Anno die Leidenschaftlichkeit Heinrichs zu bändigen und den reichbegabten Jüngling auf die Bahn des Rechtes und der Gottesfurcht zu lenken. Vielleicht wäre seinen Bemühungen schöner Erfolg beschieden gewesen, wenn seine Erziehungsarbeit nicht mehrfach von seinen Gegnern durchkreuzt worden wäre. Als er in Reichsangelegenheiten in Italien weilte, brachten seine Feinde den jungen Heinrich in ihre Hände. Anno mußte mit Kummer sehen, wie das mühsam aufgebaute Werk jahrelanger Arbeit zerschlagen wurde, und sah sich außerstande, der wachsenden Unordnung und Gesetzlosigkeit zu steuern. Sein Einfluß auf den Kaiser, der berechnenden Schmeichlern zugänglich und von seiner Macht trunken war, verminderte sich mehr und mehr. Zielbewußt und tatkräftig führte Anno, den seine Zeitgenossen „den Edelstein, die Blüte und das Licht von Deutschland“ nannten, das Steuer des Reiches. Weder Schmeicheleien noch Drohungen konnten ihn von dem für recht erkannten Weg abbringen. „Ich bin bereit, alles zu unterstützen, was recht ist und Eurer königlichen Würde wahrhaft frommen mag“, erklärte er einst dem irregeleiteten Kaiser, „aber wenn Ihr fortfahrt, den Rat böser Menschen zu hören, die Gesetze und die Verfassung des Reiches anzutasten, so wisset, daß ich um keinen Preis der Welt Euch zu solchen Dingen behilflich sein werde.“ Überwältigend groß und vorbildlich rein steht das Bild dieses heiligen Kirchenfürsten in der deutschen Geschichte. 1072 zog sich Anno gänzlich von der Reichsregierung zurück und widmete sich seinem Bischofsamte.

Die Verwaltung eines so großen Sprengels wie es die Erzdiözese Köln war, erforderte reiche Arbeit. Wiederholt bereiste Anno sein ganzes Bistum und hielt in den einzelnen Pfarrgemeinden Visitationen. Er hörte Bitten und Beschwerden an und stellte Mißbräuche ab. Seine Predigten waren so ernst und eindringlich, daß auch die Härtesten zu Tränen gerührt wurden. Den Armen stand seine Türe und seine Hand immer offen; durch strenges Fasten und entschiedenes Streben nach Vollkommenheit war er Priestern und Laien ein schönes Vorbild. Zur Aufnahme und Verpflegung von Siechen, Altersschwachen und ganz Verlassenen gründete er ein Spital. Durchdrungen von dem segensreichen Einfluß guter Klöster auf das religiöse Leben des Volkes, widmete er seine besondere Sorge der Erneuerung klösterlicher Zucht. Zwei neue Klöster entstanden durch seine Veranlassung in Köln: St. Georg und Maria Stiegen. Es war des Erzbischofs liebste Erholung, wenn er dem Trubel der Amtsgeschäfte entfliehen und ein paar Tage unter gelehrten und frommen Mönchen zubringen konnte. Wie ein Ordensbruder beobachtete er da mit den Mönchen die klösterlichen Übungen.

Die letzten Jahre des Lebens brachten dem Erzbischof noch schmerzliche Wirren und Bitterkeiten. Aufgewiegelt vom Kaiser, der sich mit seinem früheren Vormund und Regenten immer weniger verstand, erhoben sich verhetzte Volkshaufen gegen den Bischof. Harte Worte Annos reizten den aufgestachelten Pöbel noch mehr, so daß der Aufstand zur offenen Meuterei wurde. Am 23. April 1074 stürzte sich die

erregte Menge gegen die bischöfliche Residenz, die Tore wurden erbrochen, die Schätze geplündert und alles kurz und klein geschlagen. Dem Bischof gelang es nur mit Mühe, sich in eine Kirche zu retten. Als auch diese gestürmt wurde, rettete er sich in Verkleidung und im Schutz der Nacht durch ein Pförtchen in der Stadtmauer. Drei Tage dauerte der wilde Tumult in Köln. Als das Landvolk von diesen Vorgängen in Köln hörte, griff es in einem Sturm von Unwillen zu den Waffen und führte Anno in die Stadt zurück. Über die Aufständischen vollzog sich ein hartes Strafgericht. Hatten die Meuterer auch sicherlich strenge Buße verdient, so ging der erzürnte Anno in seinen Vergeltungsmaßnahmen doch weiter, als es zu seinem Bischofsamte passen wollte. Ein Chronist, der von den Kölner Wirren erzählt, fügt dem Bericht hinzu: „Ein solch ausgezeichnetes Kirchenhaupt hätte über seine Stadt eine solche Behandlung nicht verhängen sollen.“ Der gekränkte Reichsfürst hatte in Anno die Oberhand gewonnen über den Jünger Christi. Doch schon zu Ostern des nächsten Jahres erließ Anno allgemeinen Strafnachlaß; er entschädigte alle, die Hab und Gut eingebüßt hatten, löste die Geflohenen von dem Bann, mit dem er sie belegt hatte, und sicherte ihnen ungehinderte Rückkehr zu. So suchte er wieder gutzumachen, was er in harter Gerechtigkeit gegen die Liebe gefehlt hatte. Wenige Monate später, am 4. Dezember 1075, ging der müde Kämpfer für Kirche und Reich in den ewigen Frieden ein. In seinem Lieblingskloster Siegburg wurde er beigesetzt. Die Dichtung verherrlichte den großen Erzbischof in dem Annoliede, das zu den schönsten Denkmälern der altdeutschen Literatur gehört.

Wunibald

19. Dezember

Dem hl. Bonifatius war es in rastlosen Bemühungen gelungen, bedeutende Landstriche in Thüringen und Hessen zum christlichen Glauben zu bekehren, aber es fehlte ihm an geeigneten Männern, denen er die geistliche Fortbildung und Betreuung dieser Gemeinden hätte übertragen können. So sah er sich auf seinen Missionsfahrten überall nach fähigen Mitarbeitern um. Besonders benützte er seinen mehrmaligen Aufenthalt in Rom im Jahre 723, um tüchtige Helfer für sein großes Missionswerk in Deutschland zu gewinnen. In Rom war es, wo er zum erstenmal auf seinen Landsmann und Vetter Wunibald aufmerksam wurde. Dieser war mit seinem Vater, dem angelsächsischen Fürsten Ratmund, und seinem Bruder Willibald aus der englischen Heimat nach Rom gepilgert. Sie wollten an den

Gräbern der Apostelfürsten ihren Glauben neu beleben. Die Wallfahrt nahm jedoch einen traurigen Ausgang. Der Vater erkrankte unterwegs und die Brüder mußten ihn zu Lucca in Norditalien begraben. Um 720 kamen Willibald und Wunibald am Ziel ihrer Pilgerfahrt an. Erschöpft von den Entbehrungen der langen Wanderung, war ihr Körper zu geschwächt, um den Einflüssen des neuen Klimas standzuhalten. Ein gefährliches Fieber ergriff sie und warf sie auf ein langes Krankenlager. Kaum hergestellt, drängte es den tatkräftigen Willibald, die heiligen Stätten aufzusuchen, die durch Christi Leben und Leiden für alle Zeiten hochgeweiht sind. Den stillen Wunibald schreckten die Beschwerden dieser Fahrt ins Heilige Land. Er ließ den stürmischen Bruder ziehen und gab sich in einem römischen Kloster den Übungen der Frömmigkeit hin. Er empfing die Tonsur und lebte wie ein Mönch in heiliger Betrachtung und stiller Gebetsfreudigkeit. Nach sieben Jahren unterbrach er seinen Aufenthalt im Kloster, der ihn innerlich so sehr beglückte, und fuhr in die angelsächsische Heimat zurück, um seine Angehörigen noch einmal zu sehen und unter ihnen Gefährten seines klösterlichen Lebens zu gewinnen.

Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rom hatte Wunibald seinen berühmten Vetter Bonifatius kennen gelernt. Aber er hatte sich nicht entschließen können, seiner Einladung zu folgen und ihn nach Deutschland zu begleiten. Er fühlte sich mehr zum beschaulichen Ordensmann berufen als zum erobernden Missionar. Als jedoch Bonifatius bei seinem neuerlichen Besuch in Rom, 738, immer wieder in seinen zaudernden Vetter drang, gab Wunibald seinen Widerstand auf. Schweren Herzens entschloß er sich, sein liebes Kloster zu verlassen und nach Deutschland aufzubrechen, um sich für die deutsche Mission zur Verfügung zu stellen. Voll Freude empfing Bonifatius seinen neuen Mitarbeiter, weihte ihn zum Priester und vertraute ihm sieben christliche Gemeinden an. Mit Eifer nahm Wunibald die neue Aufgabe in Angriff. Er verkündete das Evangelium mit segensreichem Erfolg und bekräftigte seine Lehren durch einen heiligmäßigen Wandel. Trotz seiner ständigen Kränklichkeit genügte ihm das Missionsgebiet nicht, das Bonifatius ihm übertragen hatte. Er dehnte seine Tätigkeit bis nach Bayern aus, wo er beim Herzog Odilo tatkräftige Unterstützung fand. Kühn und wortgewaltig kämpfte Wunibald gegen heidnische Gebräuche, gegen soziale Ungerechtigkeit und Härte, gegen Laster und Unsitte. Viel Segen entströmte dieser ausgezeichneten Tätigkeit, die Wunibald im Bayerngau zwischen Landshut und Vilsbiburg entfaltete.

Inzwischen war Willibald vom Kloster Monte Cassino nach Deutschland gekommen und von Bonifatius zum Bischof von Eichstätt bestellt worden. Was lag näher, als daß der neue Bischof seinen Bruder einlud, in seinem Bistum zu arbeiten? Da beide Brüder eine besondere Vorliebe für das klösterliche Leben hatten, faßten sie den Plan, als Brennpunkt des religiösen Lebens in der Diözese ein Kloster zu gründen. Auf Willibalds Rat kaufte Wunibald Ackerland zu Heidenheim und erbaute darauf 752 ein Kloster, dem reiche Unterstützungen zuflossen. Waren doch

die Menschen damals vom hohen Werte des fürbittenden Gebetes zu innerst überzeugt. Sie schätzten sich glücklich, wenn sie in einem Kloster eine Stätte wußten, wo gottgeweihte Männer und Frauen in stellvertretender Sühne dem Gebet und Gottesdienst oblagen und so der himmlischen Gerechtigkeit für die Gottvergessenheit der Welt Ersatz leisteten.

Wie glücklich war Wunibald, daß er nun wieder eine Zelle hatte, wo er stiller Betrachtung sich hingeben konnte, daß er in einem schützenden Kloster lebte, an dessen hohen Mauern der zerstreute Weltlärm abprallte! Nicht aber, als ob sich der heilige Abt ganz in seine Zelle vergraben hätte! Wie er zum Bau des Klosters und zur Anlegung der Gärten und Felder den Urwald gerodet hatte, so arbeitete er auch unverdrossen an der Rodung der Menschenherzen, in denen noch viele heidnische Vorstellungen und Gewohnheiten, die Überbleibsel der Vergangenheit, wucherten. Um die Reste des Heidentums zu vertilgen und christliche Gesinnung und Gesittung einzupflanzen, scheute Wunibald keine Mühe. Mochten verblendete Gegner Pläne zu seiner Ermordung aushecken und den Verhassten zu verderben suchen, er trotzte allen Widerständen und verlor nicht die innere Ruhe und Sicherheit. Seine kluge Besonnenheit und Mäßigung brachten viele Erfolge zum Reifen, die durch rücksichtsloses Vorgehen vernichtet worden wären. Von Jugend auf schwach, hatte er in späterem Mannesalter viel unter Krankheiten zu leiden und war in den letzten Lebensjahren so kraftlos, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Dies hinderte ihn aber nicht, eine Wallfahrt nach Fulda zu machen, um am Grabe seines gemarterten heiligen Veters zu beten. Er mußte die Anstrengungen der Fahrt freilich mit wochenlangem Krankenlager in Fulda bezahlen.

Als die Schwäche immer mehr zunahm und die Krankheit sich zusehends verschlimmerte, galten alle seine Gedanken der Vorbereitung auf den Tod. Als er am 19. Dezember 761 die letzte Stunde kommen fühlte, nahm er herzlich Abschied von seinem Bruder und seinen Ordensöhnen, empfahl sich ihrem Gebete und kehrte froh heim ins himmlische Heimatland, wo alle Pilgerschaft ein seliges Ende findet.

Als Franz Xaver im Jahre 1542 auf seiner kühnen Missionsfahrt ins ferne Indien kam, war er nicht wenig überrascht, in diesem Heidenland Spuren christlicher Überlieferung zu finden. Er stieß auf Volksstämme, die aus fernster Vergangenheit Kunde von Christus hatten, er fand Tempel, wo zwischen den Götzenbildern das Kreuz sich erhob. „Thomas-Christen“ nannten sich diese halbchristlichen Gemeinden, die über anderthalbtausend Jahre hinweg, abgeschlossen von der ganzen christlichen Welt, den Glauben an Christus irgendwie noch bewahrt hatten. Sie erzählten Franz Xaver, der Apostel Thomas habe einst in ihrem Lande das Evangelium vom Gekreuzigten verkündet. Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte das Heidentum mehr und mehr den christlichen Glauben überwucherte, so erhielt sich doch mit einer ganz wunderbaren Beharrlichkeit die christliche Überlieferung.

Man hat den Bericht von der Missionspredigt des Apostels Thomas in Indien lange Zeit für ungeschichtlich und die schon vor dem Jahre 200 entstandenen „Thomas-Akten“, die den heiligen Apostel das Evangelium unter den Indern und Parthern predigen lassen, für legendäre Erzählungen ohne jede geschichtliche Wahrheit gehalten. Es gelang jedoch der Wissenschaft, nachzuweisen, daß im 1. Jahrhundert ein reger Verkehr zwischen Indien und dem römischen Reich bestand. Der Handel wurde meist von Syriern und Ägyptern bestritten, unter denen sich viele Juden befanden. Sehr wahrscheinlich bestanden jüdische Kolonien auch in Indien. Es war also durchaus möglich, daß Thomas mit jüdischen Kaufleuten zu Wasser oder zu Land nach Indien kommen konnte. Die Sitten und Gebräuche Indiens, wie sie in den Thomasakten geschildert sind, entsprechen nach den Ergebnissen der neuen Forschung in allem den wirklichen Sitten und Gebräuchen, wie sie damals in Indien herrschten. Die letzten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Thomas-Akten wurden beseitigt, als man 1834 eine Menge von Münzen fand, die den Namen des in der Legende genannten Königs Gundaphar trugen, den man bisher für eine sagenhafte Gestalt gehalten hatte. Ein paar Jahrzehnte später, 1857, entdeckte man einen Stein mit einer Weiheinschrift, aus der sich mit Sicherheit ergab, daß Gundaphar vom Jahre 20 bis mindestens 46 n. Chr. regiert hat. Die Angabe der Thomas-Akten sind also mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen in vollen Einklang zu bringen. So erscheint die Missionsreise des Apostels nach Indien durchaus möglich und wir dürfen mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Thomas auf seinen apostolischen Wanderungen tatsächlich bis tief nach Indien vorgedrungen und in Mailapur bei Madras für seinen Glauben gestorben ist. Was Thomas einst am ersten Ostertag durch seinen „Unglauben“ gefehlt hatte, hat er überreich gesühnt durch sein Leben und Sterben im Dienste der Mission.

War der Zweifel, den Thomas an jenem Abend des Auferstehungstages zur Schau legte, nicht allzu verständlich? Das Erlebnis der Kartage und die Schmach von Golgotha hatten ihn im Innersten umgeworfen. Einst, als die andern Apostel Jesus vom Gang nach Judäa wegen der Gefahr, die ihm drohte, abhalten wollten, hatte er sich mutig angeboten, zusammen mit dem Meister zu sterben: „Laßt uns mit ihm gehen, daß wir mit ihm sterben!“ Aber als dann in der Gründonnerstagnacht die Laternen der Schergen zum Ölberg heraufflackerten, war er kopflos mit den andern davongelaufen. In der Finsternis des Karfreitags hatte sein Glaube alles Licht verloren. Wie ganz anders hatte er sich das Ende seines Meisters vorgestellt! Das Licht des Glaubens, das sich im Umgang mit dem Meister am Lichte Christi täglich neu entzündet hatte, erlosch jetzt in der Seele des Apostels, da das Licht Christi für immer ausgelöscht zu sein schien. Und als nun seine Mitapostel in höchster Erregung ihm erzählten: „Wir haben den Herrn gesehen!“, da war er nichts weniger als aufgelegt, nur so aufs Hörensagen hin an die Auferstehung Christi zu glauben. Nicht als ob Thomas der Ehrlichkeit seiner Freunde mißtraut hätte. Aber er mißtraute ihren Sinnen. Waren sie nicht einer Täuschung ihrer erregten Sinne zum Opfer gefallen? Hatten sie nicht ein Schattenbild ihrer erhitzten Phantasie für lebendige Wirklichkeit genommen? So erklärte er: „Wenn ich nicht die Nägelmale in seinen Händen sehe, wenn ich nicht meine Finger in die Nagelwunden und meine Hand in das Loch auf seiner Brust lege, dann glaube ich nicht!“ Ganz sicher will er gehen. Jede Täuschung, jeder Betrug soll unmöglich gemacht sein.

Acht Tage später waren die Jünger wieder beisammen, und Thomas war bei ihnen. Da erschien der Auferstandene und nahm Thomas beim Wort: „Tu deine Finger her und schau meine Hände an! Heb deine Hand und leg sie in meine Seite, und sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig!“ Und Thomas tat alles, wie der Herr es wollte. Nun, da er volle Gewißheit hatte, sah er das Unrecht seines Mißtrauens ein; er warf sich dem Herrn zu Füßen und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ Mehr konnte er nicht sagen. Er war zu sehr erschüttert. Mit diesem kurzen Bekenntnis gab er sich besiegt. Von diesem Tag an gehörte er Christus ganz.

Lag nicht auch der „Unglaube“ des Thomas, sein geradezu hartnäckiges Beharren auf untrüglichen Beweisen für die Auferstehung Jesu im weisen Plane Gottes? Der „ungläubige Thomas“ ist uns zu einem zuverlässigeren Zeugen für das große Wunder des Ostertages geworden als seine gläubigen Mitapostel. Papst Gregor der Große schreibt: „Daß Thomas nicht glaubte und Jesus seine Wunden von ihm berühren ließ, geschah nicht aus Zufall, sondern aus göttlicher Fügung. Der zweifelnde Jünger berührte die Wunden am Leibe seines Meisters und heilte dadurch die Wunden des Unglaubens (an unserer Seele). Der Unglaube des Thomas hat unserer Seele mehr genützt als der Glaube der übrigen Apostel. Denn indem jener durch Berührung gläubig wurde, hat er unseren Glauben über jeden Zweifel

befestigt". Und St. Augustin sagt: „Thomas, der heilig, treu und gerecht war, hat dies alles so sorgfältig verlangt, nicht weil er zweifelte, sondern um jeden Verdacht der Leichtgläubigkeit auszuschließen. Ihm genügte es ja, um zu glauben, den zu sehen, den er kannte; aber für uns war es notwendig, daß er den, welchen er sah, auch berührte, damit wir, wenn wir etwa sagen möchten, seine Augen haben ihn getäuscht, doch nicht sagen können, seine Hände haben ihn betrogen. Das Sehen des Auferstandenen kann man bezweifeln, nicht aber das Berühren desselben.“

Als beim letzten Abendmahl Jesus seinen Jüngern verkündet hatte, daß er jetzt von ihnen gehen müsse, um ihnen im Hause seines himmlischen Vaters eine Wohnstätte zu bereiten, da war es Thomas, der gefragt hatte: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, und wie sollen wir den Weg finden?“ Jetzt, wo er den Auferstandenen vor sich gesehen und mit eigenen Händen berührt hatte, wo sein Glaube wieder wie eine heilige Lohe zum Himmel schlug, hätte er diese Frage nicht mehr gestellt. Jetzt sah er den Weg, den er gehen mußte, um zum Vater zu kommen, klar vor sich. Es war der Weg des Kreuzes und des Opfers, des täglichen Sterbens in selbstlosem Dienst für ihn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Und diesen Weg ging nun Thomas in wankelloser Treue, bis er im Blut des Martyriums unterging, um aufzuerstehen zur himmlischen Seligkeit.

Peter Friedhofen

21. Dezember

Es gibt im Rheinland, nicht allzu ferne von Koblenz, einen wunderschönen Winkel: das ist das Dörflein Weitersburg bei Vallendar. Hier verlebte der kleine Peter (geboren am 25. Februar 1819) im Kreise von sechs Geschwistern seine Jugend. Vater und Mutter starben früh, und mit neun Jahren schon stand der kleine Peter elternlos im harten Leben. Ein Glück, daß der Seelsorger sich des braven Jungen mit besonderer Sorgfalt annahm. Da der Vater neben der Landwirtschaft auch das Schornsteinfegergewerbe ausgeübt hatte, ergab es sich von selbst, daß auch Peter nach der Schulentlassung zu Kehrbesen und Kratzeisen griff und als berufter Geselle durchs Land zog und in den Kaminen der alten Bauernhäuser herumkletterte. Wer wie ein Schornsteinfeger in so viele Häuser kommt und dabei ein offenes Auge und ein warmes Herz hat, lernt viel Trübsal kennen und stößt auf manches Leid. Die eigene Dürftigkeit schärfte Peters Mitgefühl für fremde Not. Oft mußte Peter sehen, wie die armen Kranken so ganz

ohne liebevolle Pflege ihrer Hilflosigkeit überlassen waren. Da erwachte in ihm die Sehnsucht: „Könnte ich doch all diesen leidenden Brüdern und Schwestern Hilfe bringen!“ Vorerst war er freilich selber noch in bitterster Not. Wenn auch inzwischen aus dem Gesellen ein selbständiger Meister geworden war, so lag doch die Sorge für die vielköpfige Familie seines verstorbenen Bruders als schwere Last auf ihm. Jeder Pfennig, den er verdiente, gehörte einem notleidenden Verwandten, die ihm freilich seine großen Opfer mit wenig Dank vergalt.

Von früher Jugend an hatte Peter Friedhofen eine besondere Liebe zum hl. Aloisius. Die freiwillige Armut, die dieser Fürstensonnh erwählt hatte, seine Nachfolge Jesu im Ordenskleid und sein früher Tod als Opfer selbstlosen Krankendienstes machten diesen Heiligen dem jungen Schornsteinfeger besonders lieb. Es lag ihm daran, auch andere junge Leute für den Heiligen und seine Ideale zu begeistern. So gründete er im Einverständnis mit seinem Ortspfarrer eine Bruderschaft des hl. Aloisius. Die jungen Männer suchten die Tugenden ihres großen Patrons, besonders seine Herzensreinheit und Marienliebe, nachzuahmen, gute Anschauungen und Sitten in ihrer Umgebung zu verbreiten, die Kirche zu verteidigen und mutig alles Schlechte und Unchristliche zu bekämpfen. Aber Peter war von Gott zu noch Höherem bestimmt als nur zum Gründer eines Vereins; er sollte Ordensstifter werden. Immer stärker wurde in ihm der Wunsch, sein Leben ganz dem Dienste der armen Kranken zu weihen. Immer mehr nahm der Gedanke in ihm Gestalt an, eine Genossenschaft von Barmherzigen Brüdern zu gründen. Die geistliche Behörde billigte den Plan und so wurde 1850 der Grundstein der neuen Genossenschaft gelegt. Peter erbaute ein kleines Häuschen in seiner Heimat Weitersburg und lebte dort mit seinen ersten Gefährten klösterlich zusammen. Wie gegen jedes gute Werk erhoben sich bald gegen diese neue Gründung Stürme, die Peter veranlaßten, mit seinen Brüdern nach Koblenz überzusiedeln. Hier empfing er mit zwei andern am 15. März 1851 das Ordenskleid und durfte im folgenden Jahre durch die Profeß sich auf immer mit Gott verbinden. Mit glühender Begeisterung widmete sich nun der junge Ordensstifter seiner Aufgabe: der Fürsorge für die Kranken. Für sie setzte er alle seine Kräfte ein. Ihnen galt seine ganze Liebe. In ihrem Dienste verzehrte er sein Leben bis zur letzten Hingabe. Die Liebe zu den Kranken und das Vertrauen zu Maria hielten ihn bei Schwierigkeiten aufrecht. „Ach, liebe Mutter, das Schiffelein sitzt fest; hilf, mach es wieder los“ — das war sein stetes, kindliches Flehen.

Kaum war die junge Genossenschaft etwas gefestigt und begann sich auszubreiten, da forderte Gott von ihrem selbstlosen Gründer den Zoll der letzten, vollendeten Hingabe: er warf den treuen Pfleger der Kranken aufs eigene, schmerzvolle Leidensbett, das nach harter Prüfung am 21. Dezember 1860 zum Sterbebett wurde. So war in Erfüllung gegangen, was er am 17. Dezember in einem Brief an einen befreundeten Priester gewünscht hatte: „O, wie glücklich wäre ich, wenn

befestigt". Und St. Augustin sagt: „Thomas, der heilig, treu und gerecht war, hat dies alles so sorgfältig verlangt, nicht weil er zweifelte, sondern um jeden Verdacht der Leichtgläubigkeit auszuschließen. Ihm genügte es ja, um zu glauben, den zu sehen, den er kannte; aber für uns war es notwendig, daß er den, welchen er sah, auch berührte, damit wir, wenn wir etwa sagen möchten, seine Augen haben ihn getäuscht, doch nicht sagen können, seine Hände haben ihn betrogen. Das Sehen des Auferstandenen kann man bezweifeln, nicht aber das Berühren desselben.“

Als beim letzten Abendmahl Jesus seinen Jüngern verkündet hatte, daß er jetzt von ihnen gehen müsse, um ihnen im Hause seines himmlischen Vaters eine Wohnstätte zu bereiten, da war es Thomas, der gefragt hatte: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, und wie sollen wir den Weg finden?“ Jetzt, wo er den Auferstandenen vor sich gesehen und mit eigenen Händen berührt hatte, wo sein Glaube wieder wie eine heilige Lohe zum Himmel schlug, hätte er diese Frage nicht mehr gestellt. Jetzt sah er den Weg, den er gehen mußte, um zum Vater zu kommen, klar vor sich. Es war der Weg des Kreuzes und des Opfers, des täglichen Sterbens in selbstlosem Dienst für ihn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Und diesen Weg ging nun Thomas in wankelloser Treue, bis er im Blut des Martyriums unterging, um aufzuerstehen zur himmlischen Seligkeit.

Peter Friedhofen

21. Dezember

Es gibt im Rheinland, nicht allzu ferne von Koblenz, einen wunderschönen Winkel: das ist das Dörflein Weitersburg bei Vallendar. Hier verlebte der kleine Peter (geboren am 25. Februar 1819) im Kreise von sechs Geschwistern seine Jugend. Vater und Mutter starben früh, und mit neun Jahren schon stand der kleine Peter elternlos im harten Leben. Ein Glück, daß der Seelsorger sich des braven Jungen mit besonderer Sorgfalt annahm. Da der Vater neben der Landwirtschaft auch das Schornsteinfegergewerbe ausgeübt hatte, ergab es sich von selbst, daß auch Peter nach der Schulentlassung zu Kehrbesen und Kratzseisen griff und als berußter Geselle durchs Land zog und in den Kaminen der alten Bauernhäuser herumkletterte. Wer wie ein Schornsteinfeger in so viele Häuser kommt und dabei ein offenes Auge und ein warmes Herz hat, lernt viel Trübsal kennen und stößt auf manches Leid. Die eigene Dürftigkeit schärfte Peters Mitgefühl für fremde Not. Oft mußte Peter sehen, wie die armen Kranken so ganz

ohne liebevolle Pflege ihrer Hilflosigkeit überlassen waren. Da erwachte in ihm die Sehnsucht: „Könnte ich doch all diesen leidenden Brüdern und Schwestern Hilfe bringen!“ Vorerst war er freilich selber noch in bitterster Not. Wenn auch inzwischen aus dem Gesellen ein selbständiger Meister geworden war, so lag doch die Sorge für die vielköpfige Familie seines verstorbenen Bruders als schwere Last auf ihm. Jeder Pfennig, den er verdiente, gehörte einem notleidenden Verwandten, die ihm freilich seine großen Opfer mit wenig Dank vergalt.

Von früher Jugend an hatte Peter Friedhofen eine besondere Liebe zum hl. Aloisius. Die freiwillige Armut, die dieser Fürstensonnh erwählt hatte, seine Nachfolge Jesu im Ordenskleid und sein früher Tod als Opfer selbstlosen Krankendienstes machten diesen Heiligen dem jungen Schornsteinfeger besonders lieb. Es lag ihm daran, auch andere junge Leute für den Heiligen und seine Ideale zu begeistern. So gründete er im Einverständnis mit seinem Ortspfarrer eine Bruderschaft des hl. Aloisius. Die jungen Männer suchten die Tugenden ihres großen Patrons, besonders seine Herzensreinheit und Marienliebe, nachzuahmen, gute Anschauungen und Sitten in ihrer Umgebung zu verbreiten, die Kirche zu verteidigen und mutig alles Schlechte und Undchristliche zu bekämpfen. Aber Peter war von Gott zu noch Höherem bestimmt als nur zum Gründer eines Vereins; er sollte Ordensstifter werden. Immer stärker wurde in ihm der Wunsch, sein Leben ganz dem Dienste der armen Kranken zu weihen. Immer mehr nahm der Gedanke in ihm Gestalt an, eine Genossenschaft von Barmherzigen Brüdern zu gründen. Die geistliche Behörde billigte den Plan und so wurde 1850 der Grundstein der neuen Genossenschaft gelegt. Peter erbaute ein kleines Häuschen in seiner Heimat Weitersburg und lebte dort mit seinen ersten Gefährten klösterlich zusammen. Wie gegen jedes gute Werk erhoben sich bald gegen diese neue Gründung Stürme, die Peter veranlaßten, mit seinen Brüdern nach Koblenz überzusiedeln. Hier empfing er mit zwei andern am 15. März 1851 das Ordenskleid und durfte im folgenden Jahre durch die Profeß sich auf immer mit Gott verbinden. Mit glühender Begeisterung widmete sich nun der junge Ordensstifter seiner Aufgabe: der Fürsorge für die Kranken. Für sie setzte er alle seine Kräfte ein. Ihnen galt seine ganze Liebe. In ihrem Dienste verzehrte er sein Leben bis zur letzten Hingabe. Die Liebe zu den Kranken und das Vertrauen zu Maria hielten ihn bei Schwierigkeiten aufrecht. „Ach, liebe Mutter, das Schifflein sitzt fest; hilf, mach es wieder los“ — das war sein stetes, kindliches Flehen.

Kaum war die junge Genossenschaft etwas gefestigt und begann sich auszuweiten, da forderte Gott von ihrem selbstlosen Gründer den Zoll der letzten, vollendeten Hingabe: er warf den treuen Pfleger der Kranken aufs eigene, schmerzvolle Leidensbett, das nach harter Prüfung am 21. Dezember 1860 zum Sterbebett wurde. So war in Erfüllung gegangen, was er am 17. Dezember in einem Brief an einen befreundeten Priester gewünscht hatte: „O, wie glücklich wäre ich, wenn

ich recht bald sterben könnte. Dreimal glücklich, wenn ich an den Feiertagen sterben könnte. Allein, wir wollen dem lieben Gott keine Vorschriften machen, was er tut, ist wohlgetan. Ich will aber auch gern mit dem heiligen Martinus sprechen: ‚Herr, gern will ich sterben, kann ich Dir aber noch etwas Gutes wirken, so bin ich dazu bereit.‘ Und nun, lieber Hochwürdigster Herr Domvikar, Sie werden nicht übelnehmen, wenn ich eine Bitte an Sie richte. Ach, beten Sie doch viel für mich im heiligen Meßopfer, am liebsten wäre mir, wenn ich etwas zu wünschen hätte, bald zu sterben. O, welche Freude, wenn ich die heilige Weihnachten das „Gloria in excelsis Deo“ mit den Engelchen im Himmel singen könnte. Bei Gott ist alles möglich . . .“

39 Jünger trauerten an seiner Bahre. Mit ihnen trauerten die Armen und die Kranken, denen er ein liebender Vater war. Mit ihnen trauerten alle, denen er in seinem Hause ein Heim bereitet hatte. Mit ihnen trauerte die Stadt Koblenz, die wohl wußte, was dieser schlichte Mann aus dem Volke war.

Peter Friedhofs Werk aber breitete sich immer mehr aus. Zum großen Mutterhaus der Barmherzigen Brüder in Trier kamen im Laufe der Jahre viele weitere Niederlassungen. Ein Fülle von Segen ging von dem Werke des bescheidenen Schornsteinfegers aus!

Peter Fourier

22. Dezember
(Gedenktag am 9. Dezember)

Der fährt am besten, der Ergebung in Gottes Willen zum Kutscher nimmt und von diesem Fuhrmann seinen Lebenswagen steuern läßt, ohne selber rechts und links oder geradeaus zu kommandieren. Wer sich an Gottes Willen bindet, der kann nie straucheln oder fallen. Ihn kann nichts aus dem rechten Gleis verdrängen. Mag über ihn kommen „Liebes oder Leides, er ist vergnügt, daß beides aus Gottes Händen quillt“. Diese bedingungslose Hingabe an den Willen Gottes strahlte wie eine goldene Sonne über dem Leben des seligen Peter Fourier.

Die Unwetter des dreißigjährigen Krieges schlugen mit ihrer entsetzlichen Drangsal in das Leben Peter Fouriers hinein. Im lothringischen Mirecourt geboren nützte er seine Jugendzeit so eifrig für das Studium und Gebet aus, daß man ihn schon mit 18 Jahren den „Gelehrten“ oder den „Heiligen“ nannte. Mit Schmerz sah er, wie das einfache Landvolk aus Mangel an Lehrkräften ohne jeden Unterricht blieb. Kurz entschlossen machte er sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien

daran, selbst eine Schule zu eröffnen. Sein erzieherisches Geschick, sein reiches Wissen und noch mehr das Beispiel seines gottesfürchtigen Lebens brachten seinem Versuch unerwarteten Erfolg. Aber trotzdem blieb in Peters Herzen ein quälendes Unbefriedigtsein. Es drängte ihn, sich ganz Gott hinzugeben. So bat er als Dreiundzwanzigjähriger bei den Augustinerchorherrn von Chaumoucy um Aufnahme. Mit großen Erwartungen hatte er die Klosterpforte übertreten. Nun sah er sich schmerzlich enttäuscht. Die Zustände in der Abtei Chaumoucy waren nichts weniger als vollkommen. Der Geist der alten Regel war gewichen, die straffe Ordenszucht gelockert, die Behandlung der Novizen unwürdig. Groß war die Verlockung, wieder auszutreten. Doch Peter Fourier glaubte im mutigen Ausharren Gottes Willen zu sehen; er blieb, legte die Gelübde ab und empfing 1589 die Priesterweihe. Ist es zu verwundern, daß sein leuchtendes Beispiel der Regeltreue und Gottesfurcht den lauen Mönchen unausstehlich wurde? Sie bildeten eine geschlossene Front gegen den „Störenfried“ und suchten ihn durch Sticheleien und Kränkungen mürbe zu machen. Um ihn den unaufhörlichen Quälereien zu entziehen, bot ihm der Kardinal Karl von Lothringen eine Seelsorgsstelle an. Unter drei Pfarreien durfte er wählen. Ohne Bedenken wählte Fourier die schlechteste, das verrufene Dorf Mattaincourt, das wegen seiner religiösen Verwahrlosung im übelsten Rufe stand.

Peter Fourier war der rechte Pfarrer für diese Gemeinde. Mit dem Eifer eines heiligen Pfarrers von Ars machte er sich daran, die Teufel der Sonntagsschändung, der Sakrilegien, der Unzucht, der religiösen Unwissenheit auszutreiben. In Christenlehren, die er mehrmals in der Woche hielt und in unermüdlichen Unterweisungen von Haus zu Haus suchte er die Quelle alles Übels, die unglaubliche Unwissenheit in religiösen Dingen, abzugraben. Durch Einführung von Bruderschaften mühte er sich, den Besuch des Gottesdienstes und den Empfang der hl. Sakramente zu fördern. Ganze Tage, bis tief in die Nacht hinein, saß er im Beichtstuhl, um jedem seiner Pfarrkinder Gelegenheit zum öfteren Empfang der hl. Sakramente zu geben. Waren die Leute anfangs auch zurückhaltend und ablehnend, ihre Kälte schmolz zusehends, als sie sahen, wie ihr Pfarrer in äußerster Bedürfnislosigkeit lebte, wie er auf einer harten Holzbank schlief, wie er auch im strengsten Winter kein Holz und keine Kohle in den Ofen brachte. Mit Bewunderung sahen sie, wie er mit vollgestopften Taschen in die Hütten der Armen ging und wie er nächtelang an den Betten verlassener Kranker zubrachte. Da erwachte die Liebe zum Pfarrer in den Herzen der grobklotzigen Leute. Sie schämten sich vor ihm ihres schlechten Wandels, sie mühten sich, ihre schlimmen Gewohnheiten abzulegen, sie füllten sonntags die Kirche und waren fast alle jeden Monat an der Kommunionbank zu sehen. Auch in hoffnungslosen Fällen verlor Peter die Geduld nicht und kam den Verstockten liebevoll entgegen. Sein Herz schlug in verzeihender Liebe für alle. Ein junger Bursche war wütend auf den Pfarrer, weil dieser ein Mädchen, das mit ihm sündhaften Umgang gehabt hatte, zur Bekehrung brachte. Er überfiel den

Pfarrer und schlug in haltlosem Jähzorn auf ihn ein. Als einige Männer dazu kamen und den davoneilenden Burschen zu ergreifen suchten, bekam der Pfarrer Sorge, sie möchten ihn einholen und ihm übel mitspielen. In seiner Not lief er zur nahen Kirche und zog den Glockenstrang. Da meinten die Männer, das Läuten bedeute Feueralarm; sie ließen von dem Verfolgten ab und eilten zur Kirche um zu erfahren, wo es brenne. Da fanden sie den Pfarrer, der sie um Christi willen bat, dem Burschen nichts zuleid zu tun und mit ihm für den Armen zu beten. Tags darauf kam der Bursche von selbst zum Pfarrer, bat um Verzeihung und gelobte Besserung, die er auch in der Tat hielt.

Mit tiefem Schmerz sah der Heilige die sittliche Verwahrlosung und religiöse Verwilderung, die sich im Lande gerade unter der heranwachsenden Jugend breit machten. Nach langem Überlegen und Beten faßte er einen Entschluß, den ihm der Heilige Geist eingegeben hatte. Zusammen mit Alix Leclerc gründete er im Jahre 1598 die Genossenschaft der Armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau. Die Schwestern sollten die Aufgabe haben, die weibliche Jugend im Lesen, Schreiben, in den Handarbeiten und vorzüglich in der Religion zu unterweisen. Peter Fourier hatte die Freude, zu sehen, wie die junge Genossenschaft rasch aufblühte und 1616 die kirchliche Bestätigung erhielt. Gottes Segen war ganz sichtbar mit der jungen Kongregation. Fourier konnte noch mehr als 30 Klöster aufblühen sehen, die sich dann nach seinem Tode rasch stark vermehrten und 200 Jahre hindurch Millionen Kinder für Gott und die christliche Familie fromm erzogen, bis im Sturm der französischen Revolution fast alle Häuser vernichtet wurden. Zwei edle deutsche Männer, Bischof Wittmann von Regensburg und Sebastian Job, Beichtvater der Kaiserin Karolina von Österreich, retteten ein kraftvolles Reis dieses Ordens und verpflanzten es auf deutschen Boden, wo es unter dem Namen „Arme Schulschwestern“ herrlich emporwuchs.

In die letzten Lebensjahre des heiligen Seelsorgers warf der 30jährige Krieg seine Greuel und Nöte. Mit der Liebe und dem Mut des guten Hirten suchte Peter Fourier das Unheil von seinen Schäflein abzuwenden. In der Bekämpfung der Hungersnot und Pest rieb er seine letzten Kräfte auf. Am 9. Dezember 1640 erlosch dieses Leben, das sich ganz in der Hingabe an den Willen Gottes verzehrt hatte und dessen Grundsatz der Spruch des heiligen Ambrosius war: „Allen nützen, keinem schaden“. Darum hat Papst Benedikt XIII. zur Anrufung des seligen Peter Fourier dieses Gebet verordnet: „O Gott, du hast dem seligen Peter Fourier die Gnade geschenkt, niemand schädlich und allen nützlich zu sein; verleihe uns, daß wir durch sein Beispiel und seine Fürbitte allezeit alles tun, was dir wohlgefällig und uns und andern ersprießlich ist!“

Maria Anna Josefa Lindmayr

23. Dezember
(Gedenktag am 6. Dezember)

Der heilige Pfarrer von Ars sprach einmal das schöne Wort: „Es geht von einer Seele, in der der Heilige Geist wohnt, ein süßes Duften aus, wie von einem Weinberg, der in Blüte steht.“ Eine solch süßduftende Seele ist die heiligmäßige Karmeliterin aus München: M. Anna Josefa Lindmayr.

Wie so viele Heilige wuchs M. Anna Josefa im Schoß einer kinderreichen Familie auf. 16 Kinder erblickten im Haus des frommen Kammerdieners Lindmayr „im Tal“ zu München das Licht der Welt. Die 1657 geborene Marianne war das drittälteste. Sie erhielt von den gewissenhaften Eltern eine streng religiöse Erziehung und zeigte schon früh eine besondere Neigung zum Gebet und Verkehr mit Gott. Ungewöhnlich früh offenbarte das Mädchen ein seltenes Verständnis für das Wesen und die Notwendigkeit der Sühne und Buße. Mit Erlaubnis des Beichtvaters nahm sie schon als Fünfzehnjährige zahlreiche Abtötungen im Essen und Trinken und Schlafen auf sich. Der Drang, für die Mitmenschen und vor allem für die armen Seelen im Fegfeuer zu leiden und zu beten, der später zum eigentlichen Inhalt ihres Lebens wurde, regte sich schon in der Jugend mit ungestümem Eifer. Marianne erzählt von sich: „Täglich betete ich damals 10, 12, 15 Rosenkränze, die meisten unter der Arbeit, viele auch mit ausgespannten Armen.“ In apostolischem Eifer suchte sie auch ihren Geschwistern die gleich fromme Gesinnung einzuflößen, so daß, wie sie erzählt, „ihr ganzes Haus zu einem Kloster ward; die Eltern hatten daran große Freude.“

Es ist nicht zu verwundern, daß eine für Gebet und Sühne so aufgeschlossene Seele ein großes Verlangen nach dem Ordensleben in sich trug. Mit 18 Jahren unternahm Marianne zum erstenmal Schritte, um mit dem Einverständnis ihrer Eltern ins Kloster zu gehen. Schon hatte sie vom Benediktinerinnenkloster St. Walburg in Eichstätt die Aufnahme erhalten, da verhinderte eine jähe Erkrankung den Eintritt. Ebenso erging es ihr, als sie von den Zisterzienserinnen in Oberschönenfeld die Zusage zur Aufnahme erhalten hatte. Das gleiche wiederholte sich noch öfters in den späteren Jahren. Den geschwätzigsten Nachbarinnen boten diese eigenartigen Krankheitserscheinungen willkommenen Anlaß zum Klatschen. Mariannens Sehnsucht nach dem Kloster wurde nicht ernst genommen. Was wußten die Menschen davon, wie bitter das Mädchen unter dem Scheitern ihres Herzenswunsches litt! Da ihr die Klosterpforte verschlossen zu bleiben schien, suchte sie Gott mitten in der Welt wie eine Klosterfrau zu dienen. Sie legte die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ab und weihte sich dadurch unwiderruflich dem Dienste des Herrn. Später wurde sie Tertiarin des Karmeliterordens und lebte nun im elterlichen Hause ganz den Werken der Frömmigkeit und Heiligkeit. „Sie lebte wie ein Kind und liebte wie ein Seraph.“ Da sie den Wert der unsterblichen, mit

Christi Blut erlösten Menschenseele mit besonderer Klarheit erkannte, fühlte sie einen heiligen Drang, allen Menschen durch ihr Gebet und Leiden, ihre Sühne und Buße zum ewigen Heil zu verhelfen. Je tiefer sie in den Sühnegedanken eindrang, desto großzügiger und opferfreudiger wurde ihre Gottesliebe. Immer wieder klangen als „kleines Geheimnis“ die Worte in ihrem Herzen: „O Herr, alles aus Liebe! Alles für dich, o meine Liebe! Du allein bist mein Leben, du all meine Freude. Ich begehre nichts, als dich mehr und mehr zu lieben.“ Wie konnte es anders sein, als daß das Sakrament der Liebe, das hl. Altarsakrament, für Marianne eine ganz besondere Anziehungskraft hatte. Mit außerordentlichen Gnaden und Gaben beschenkte der Herr seine treue Dienerin. Er würdigte sie besonderer Ansprachen und erschloß ihr die Zukunft. Ihr lebendiger Glaube ging oftmals ins Schauen über. Kaum eine Viertelstunde befand sie sich ohne den Gedanken an Gott. Diesem ständigen Wandeln in Gottes Gegenwart schrieb sie es vor allem zu, daß sie immer mehr von Fehlern frei wurde.

Von Jugend an schon fühlte Maria Anna ein großes Mitleid mit den armen Seelen des Reinigungsortes. Vom Heiland belehrt, übte sie jede Woche eine bestimmte Tugend und wandte das Verdienst dieser Tugendübung den armen Seelen zu. Jahrelang lebte sie in vertrautem Verkehr mit den armen Seelen. Sie kamen im Gebete zu ihr, zeigten ihr die großen Leiden, mit denen sie ihre Fehler sühnen mußten, gaben ihr Ermahnungen und baten um Hilfe. „Niemand kann es glauben“, sagte sie einmal, „was mich die armen Seelen gekostet haben.“ Zahllos waren die Bußwerke und Gebete, mit denen sie den gepeinigten Seelen die Erlösung von ihren Qualen näher zu bringen suchte. Mit der gleichen selbstlosen Liebe kam Maria Anna leidenden Mitmenschen zu Hilfe. Sobald sie von jemand erfuhr, der ein schweres Kreuz zu tragen hatte, bot sie sich dem Herrn als Sühneopfer dar. Von Mitleid getrieben übernahm sie freiwillig Krankheiten und Schmerzen, unter denen andere litten. Von weither kamen die Leute jeden Standes zu der heiligmäßigen Jungfrau und baten voll Vertrauen auf ihre Weisheit und Erfahrung um ein Wort des Rates und der Belehrung. Während sie nicht selten selber unter arger Finsternis des Geistes litt und Beängstigungen und Anfechtungen des bösen Feindes zu erdulden hatte, sprach sie zu ihren Besuchern Worte des Trostes und der Erleuchtung.

Als die Unglückszeit des spanischen Erbfolgekrieges für Bayern kam, schaute Maria Anna mit prophetischem Blick die Zukunft für Kirche und Reich. Vom Herrn gedrängt mahnte sie zur Buße und verkündete die göttlichen Strafgerichte, nachdem sie sich „auf alle mögliche Weise dagegen gesträubt, geweint, gebetet und lieber den Tod selbst erwählt hätte als dies.“ Aber statt Buße zu tun, wurde das Volk gegen die Verkünderin des drohenden Unheils nur erbittert. Als jedoch die Strafgerichte, die Maria Anna voraus verkündet hatte, sich zu erfüllen begannen, als München durch Krieg und Pest ernstlich bedroht war, kam die verachtete Seherin wieder zu Ehren. Auf ihren Rat gelobte die verängstigte Bürgerschaft 1704 im Fall

ihrer Rettung der heiligsten Dreifaltigkeit eine Kirche zu erbauen. München wurde in der Tat verschont und der Bau der Kirche in Angriff genommen. Eine Marmortafel im Innern des Dreifaltigkeitskirchleins mit seinen prächtigen Barockaltären bekundet heute noch diese fromme Stiftung.

Neben dem Kirchlein entstand auf Maria Annas Veranlassung 1711 ein Kloster der Karmeliterinnen. Nun sollte endlich der Herzenswunsch der Gottesfreundin in Erfüllung gehen. Am 22. Mai 1713 wurde Maria Anna Josefa als Novizin eingeleidet und legte ein Jahr darauf die Profeß ab. 14 Jahre noch lebte sie im Orden als treue Tochter der hl. Theresia, ganz im Geiste des Gebetes und der Abtötung. Als Novizenmeisterin und Priorin erfüllte sie ihre Pflicht mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie als einfache Chorfrau und Krankenpflegerin. Ihr Grundsatz war: „Einer Karmeliterin soll das allergrößte Amt gleich sein; sie soll zum einen nicht mehr Neigung haben als zum andern.“

Am 6. Dezember 1726 starb M. Anna Josefa nach kurzer Krankheit. Am Vorabend ihres Todes hatte sie ihren Mitschwestern versichert: „Meine Schwestern, wenn ich gestorben bin, so sagt, daß die Ursache meine Todes keine andere war als das Übermaß der Liebe, der ich erliegen mußte.“ Erst 10 Tage nach ihrem Tode wurde die Dienerin Gottes in der Klostergruft beigesetzt, da sich am Leichnam ungewöhnliche, durch eine ärztliche Kommission festgestellte Erscheinungen zeigten, die einen ungeheuren Zudrang des Volkes zur Folge hatten.

Hartmann von Brixen

24. Dezember

„Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ fragte Saulus, als ihn auf dem Ritt nach Damaskus der Herr als edle Beute einfing. „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ so fragte, wie alle Heiligen, auch der selige Hartmann. Mit zartem Gewissen lauschte er auf den Ruf Gottes und aufs treueste tat er, was er als Gottes Willen erkannte. Weil sein ganzes Leben eine sprechende, tatfrohe Antwort auf Gottes Befehl und Auftrag war, wurde sein Wirken so einflußreich und sein Leben so vollkommen.

Hartmann stammte aus dem bayerischen Dorfe Polling und wurde von seinen armen, frommen Eltern schon früh dem Augustinerchorherrnstift St. Nikolaus in Passau zur Erziehung übergeben. Seinem geweckten, aufgeschlossenen Sinn fiel das Studieren nicht schwer und so machte er in der Gelehrsamkeit glänzende

Fortschritte. Er wurde aber nicht bloß einer der gescheitesten Schüler des Stiftes, sondern auch einer der frömmsten. Die Chorherren waren stolz auf diesen Schüler und priesen sich glücklich, als er einer der ihrigen wurde und Ordenskleid und Priesterweihe erhielt. Doch es dauerte nicht lange, so wurde Hartmann ihnen genommen. Erzbischof Konrad von Salzburg war auf den hochgebildeten, frommen Hartmann aufmerksam geworden. Als er daranging, seine Domgeistlichen zum gemeinsamen Leben nach der Regel des heiligen Augustin zu verpflichten, wußte er keinen Priester, der sich zur Durchführung dieses Planes besser geeignet hätte als Hartmann. So holte er ihn 1122 als Domdekan nach Salzburg. Hartmann vollzog seinen Auftrag zu solcher Befriedigung des Erzbischofs, daß er bald eine neue, schwierige Aufgabe übertragen bekam. Es galt das Kloster Herrenchiemsee durch Einführung der Augustinerregel aus dem Verfall zu neuer Blüte emporzuheben. 1130 zum Propst des Klosters ernannt, gelang es Hartmann, die klösterliche Zucht neu zu begründen und in der Ordensgenossenschaft ein edles Streben nach Vollkommenheit zu wecken.

Ein Leben heiligmäßiger Christusnachfolge bleibt nicht verborgen. Auch wenn es sich hinter hohen Klostermauern vollzieht, dringt doch immer ein heller Schein durchs schmale Zellenfenster hinaus in die Welt und läßt die Menschen erstaunt aufschauen. Auch Hartmanns überragende Persönlichkeit konnte mit ihren starken Auswirkungen nicht von den Klostermauern Herrenchiemsees eingeschlossen werden. Markgraf Leopold von Österreich, der Heilige, wurde auf den ausgezeichneten Ordensmann aufmerksam. Er hatte eben das Stift Klosterneuburg bei Wien gegründet und war auf der Suche nach einem geeigneten Mann, dem er die Leitung des Hauses übertragen könnte. Da hörte er von Hartmann. Gleich stand sein Entschluß fest: Er und kein anderer muß Propst in meinem Kloster werden! So vertauschte Hartmann die Propstei Herrenchiemsee mit der in Klosterneuburg, und wurde bald auch am Ufer der Donau ein großer Förderer des religiösen Geistes. Er wirkte mit solchem Segen, daß das neue Kloster bald Muster und Vorbild für alle Klöster des Donaulandes wurde. Markgraf Leopold schenkte Hartmann sein uneingeschränktes Vertrauen und wählte den erleuchteten Geistesmann zu seinem Seelenführer und Berater.

Aber Hartmann sollte noch auf einen höheren Leuchter gestellt werden. Im Jahre 1142 starb Bischof Reginbert von Brixen. Als es galt, dem Toten einen würdigen Nachfolger zu geben, fiel die Wahl von Klerus und Volk auf Propst Hartmann. Was einen ehrgeizigen Streber mit Jubel erfüllt hätte, setzte Hartmann in tiefsten Schrecken. In seiner Demut fühlte er sich einer so hohen Würde und eines so schwierigen Amtes nicht würdig. Aber im Gehorsam mußte er sich fügen und eine Würde annehmen, die ihm zu einer schweren Bürde werden sollte.

In die ersten Jahre seiner bischöflichen Regierung warf der Streit des österreichischen Markgrafen Heinrich Jasomirgott mit Heinrich dem Löwen um das



Johannes schreibt die Geheime Offenbarung
[H. Burkmair]



Papst Sylvester

Herzogtum Bayern seine Schatten. Auf der Reichsversammlung zu Goslar (1154) war das Herzogtum Heinrich dem Löwen zugesprochen worden. Damit gab sich aber Heinrich Jasomirgott nicht zufrieden. Nun suchte Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstag zu Regensburg (1156) die Streitsache zur endgültigen Entscheidung zu bringen. Zur Schlichtung des Streites hatte der Kaiser auch den von ihm sehr hoch geschätzten Bischof Hartmann beigezogen. Die über die Streitfrage ausgefertigte Reichsurkunde trägt seine Unterschrift. Das zurückgezogene und bescheidene, echt priesterliche Leben des Kirchenfürsten erregte damals in Regensburg unter den Mitgliedern des Reichstages allgemeine Bewunderung. Kaiser Friedrich I. schenkte Hartmann sein volles Vertrauen und gab sehr viel auf seinen Rat. Leider brachte die unselige Spaltung, die der Kaiser durch Aufstellung von Gegenpäpsten in der Christenheit hervorrief, eine Trübung des Verhältnisses. Trotz aller Versuche des Kaisers, den hoch angesehenen Bischof von Brixen für seine Partei zu gewinnen, blieb Hartmann dem Papste treu. Als katholischer Bischof, dem Recht und Einheit der Kirche am Herzen lagen, konnte er die Bestrebungen des Kaisers, die auf die Errichtung einer Nationalkirche abliefen, nicht billigen. Obwohl seine Haltung ihm viel Bitterkeit eintrug, wankte Hartmann keinen Augenblick und gab ein glänzendes Beispiel bischöflicher Standhaftigkeit und Grundsatztreue. Empfund der Kaiser die ablehnende Stellung des Bischofs auch sehr schmerzlich, so konnte er Hartmann doch auch weiterhin seine Hochachtung nicht versagen.

Je trauriger die politischen Zustände waren, desto eifriger widmete sich Hartmann der Pflege und Vertiefung des religiösen Lebens. Daß sein religiöses Wirken in der Diözese reiche Früchte zeitigte, lag vor allem daran, daß er selbst das Leben eines Heiligen führte. Seine Tage waren ausgefüllt mit Gebet, Arbeit und Buße. Da der arbeitsreiche Tag ihm nicht genügend Zeit zum Gebet ließ, mußte ein großer Teil der Nacht erhalten und dem innigen Zwiegespräch mit Gott in Gebet und Betrachtung dienen. Die zerstreute Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten seines Amtes übertrug er einem treuen, frommen Priester, den er aus dem Kloster Polling zu sich gerufen hatte. Seiner Leitung unterwarf sich der demütige Bischof wie ein Novize dem Novizenmeister. An der bischöflichen Tafel Gast zu sein, wäre nicht verlockend gewesen. Denn Bischof Hartmann pflegte, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, nur einmal des Tages etwas zu genießen, und noch dazu äußerst kärglich. Um so reichlicher flossen seine Almosen an die zahlreichen Hilfsbedürftigen. Liebevoll und gütig gegen andere, war er gegen sich selbst hart und streng.

Durch Geißelungen bis aufs Blut und andere schmerzende Bußübungen suchte er für die Fehler anderer Sühne zu leisten. Daß einem solchen Gottesmann außerordentliche Gaben zu eigen waren, wie z. B. der Blick ins Innere des Menschen, kann nicht überraschen. Seine Wunderkraft, besonders die Heilung von Kranken, machte ihn noch bei Lebzeiten in weiten Landen berühmt.

Als man einige Tage vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1165 bei einer Leichenfeier für eine Verstorbene betete, sagte der Bischof zu den Umstehenden: „Auch ich werde nächstens diesen Weg gehen. Nach einer Woche wird man für meine Seele in gleicher Weise beten.“ Niemand dachte an ein so baldiges Hinscheiden des heiligen Bischofs. Am 23. Dezember beichtete er noch einmal mit sichtlicher Reue und feierte danach das heilige Meßopfer. Darauf ließ er sich ein Bad bereiten, um sich auch leiblich für das hohe Fest zu rüsten oder, wie ein Bericht sagt, auf Wunsch des Arztes wegen eines Ausschlages. Als er ungewöhnlich lang in der Badekammer verweilte, sahen die Seinigen nach ihm und fanden den ehrwürdigen Bischof, noch im Bade sitzend, das Haupt wie im Schlaf auf die Hände gestützt. Eine himmlische Fröhlichkeit lag auf den Gesichtszügen, die bereits im Tode zu erstarren begannen.

In der Domkirche zu Brixen fand der Bischof seine letzte Ruhestätte.

Johannes der Evangelist

25. Dezember
(Gedenktag am 27. Dezember)

Satte Sommersonne glutet über den weißen Häusern von Ephesus. In kühler Efeulaube lehnt der greise Bischof Johannes. Das Auge des bald Neunzigjährigen wandert über flache Dächer und enge Gassen hinaus zum weiten Meer. Ziellos flattern die Gedanken des Apostels zurück in die Vergangenheit. Ein Lichtschein seligen Glückes flammt plötzlich auf und umleuchtet wie goldener Heiligenkranz des Bischofs ehrwürdiges Silberhaupt. Ein Tag entsteigt den Wassern der Vergangenheit – der Hochtag seines reichen Lebens: der Tag der Berufung.

Ein Nachmittag war es. Mit seinem Bruder Jakobus stand er beim Täufer am Jordan. Da nahte ein Fremdling. Hoch war sein schlanker Wuchs, von verhaltener Würde sein gemessener Schritt, schwarze Haare umwallten ein bleiches, edles Gesicht und fielen lang auf die Schultern – aus den tiefen Augen dunkelte eine ferne Welt . . .

In starrem Entzücken stand der Täufer und breitete die Arme und hob die Stimme: „Siehe, das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt! Der ist es, von dem ich sprach: Nach mir kommt einer, der mir zuvorgekommen ist; denn er war eher als ich war.“ (Joh. 1, 30.)

Johannes der Fischer von Bethsaida, wußte nicht, wie ihm geschah. Wie ein Träumer blickte er auf Jesus von Nazareth. „Und das Licht leuchtete in der

Finsternis“ . . . und sein Auge erwachte aus langer Nacht und schaute, . . . und sah Gottes Geist über Jesus, und schaute „seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit wie die des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ (Joh. 1, 14.)

Wie die Rose zur Sonne, so zog es mit tausend Fäden Johannes zum Heiland. Jetzt war gefunden, was er seit Jahren mit den Augen des ahnenden Geistes gesehen, was er gesucht hatte, wenn er in grauer Morgenfrühe auf schwankendem Kahn über den grünen See fuhr und die Netze zog, wenn er abends vor der Hütte saß und die Maschen flickte . . .

In der edlen Scheu einer keuschen Seele ging er zag dem Davonschreitenden nach. Bei jedem Schritt klopfte sein erregtes Herz den heißen Wunsch: „Wenn er sich doch wendete und mit mir spräche!“ Und doch war ihm so seltsam bang vor diesem Augenblick, so seltsam bang vor diesem größten Augenblicke seines Lebens. Da blieb Jesus stehen. Mit heimlicher Freude ruhte sein Auge auf dem verlegenen Jüngling. „Wen suchst du?“

In scheuer Verwirrung stammelte Johannes: „Rabbi! Wo wohnst du?“ (Joh. 1, 38.) Ein fröhliches Lächeln spielte in den guten Augen des Herrn. Wie lieb ist Johannes in seiner jungfräulichen Scham! Kindliche Reinheit ist seiner Stirne Siegel, flammende Liebe loht auf dem Herd seines Herzens . . . Das ist Stoff, aus dem sich Gott Apostel bildet . . . „Komm und sieh!“

Dem Gefangenen, dem der Wärter nach langer Kerkerhaft die Erlösung kündigt: „Steh auf, du bist frei!“, kann nicht helleres Licht in die frohen Augen fließen als Johannes, da ihn der Meister zu folgen lud. Das Psalmwort jubelte in seinem Herzen: „Du hältst mich bei der Rechten und führst mich nach deinem Rat, und nimmst mich auf in Ehren . . . Was hab' ich auch im Himmel, und was auf Erden außer dir? Mag Leib und Geist mir schwinden, du bist mein Herzensgott, mein Anteil du, auf ewig!“ (Ps. 72, 24–26.)

Wie wohlige Glut durchrieselt warmes Glück den altersmüden Leib des Bischofs beim Gedächtnis dieser Stunde – dieser Stunde, die ihn zum Jünger und Apostel und Freund und Bruder Christi schuf.

Fünfzig, sechzig Jahre rannen hin. Viele tausend Stunden grub die Zeit mit hartem Griffel in Johannes' Herz. Durch Stunden schritt er, wo der Taborglanz hochseliger Verklärung ihn umspielte, wo der Erde Totenklage donnernd ihn umbebte. Die Stunde der Berufung aber auf Bethaniens Feldern lebt frisch und jung im müden Geist des Greises. Das Glück, an Jesu Seite wandern, weilen, weinen, jubeln zu dürfen, nahm in dieser Stunde seinen Anfang. Die Liebe, die wie heilige Feuerlohe von des Meisters Herz in seines und von seinem wieder in des Meisters Herz hinüberschlug; die Treue, die, als alle anderen flohen, ihn seinem Herrn bis auf Kalvaria folgen hieß; das herrliche Vertrauen, das Jesu Mutter seiner Sohnesobhut übergab; der Mut, mit dem er von dem Auferstandenen den

Heiden und den Juden kündete und allen Drohungen des heidnischen Tyrannen trotzte, — dies alles hatte seinen Ursprung in der Stunde der Berufung.

Froh steht diese Gnadenstunde wieder vor Johannes auf und strahlt ihn an — er kennt sie heute noch und weiß genau; die zehnte Stunde war es, eines Sommermittags. Und dankvoll greift der Lieblingsjünger zu der Feder und fügt an sein begonnenes Evangelium den Vers: „Es war ungefähr die zehnte Stunde“ (Joh. 1, 39.)

Stephanus

26. Dezember

Stephanus, der erste Blutzeuge des Christentums, war von griechischer Abkunft und tat sich in der Christengemeinde zu Jerusalem durch die Freudigkeit seines Glaubens, die Macht seiner Beredsamkeit und das Feuer seiner Christusliebe hervor. Darum wurde er auch als erster von sieben Gehilfen (Diakon) der Apostel gewählt, als von den eingewanderten, griechisch sprechenden Judenchristen Klagen laut wurden, daß ihre Witwen bei den täglichen Almosenverteilungen benachteiligt und von den hebräischen Judenchristen übergangen würden. Die Apostel, die sich um die Armenpflege viel zu wenig kümmern konnten, wenn sie nicht ihr Predigtamt und die Seelsorge vernachlässigen wollten, schlugen deshalb vor, Männer zu bestimmen, welche die Armenpflege und die Besorgung der gemeinsamen Liebesmahle übernehmen und die Apostel in andern wichtigen Verrichtungen unterstützen und vertreten sollten. Die Apostel bestätigten die Wahl, welche die versammelte Gemeinde getroffen hatte und legten den sieben Gewählten zum Zeichen der kirchlichen Weihe die Hände auf.

Stephanus erwies sich des Vertrauens, das ihm die Christengemeinde und die Apostel durch die Wahl zum Diakon gezeigt hatten, in hohem Maße würdig. Er hatte alle die Eigenschaften, die man damals von einem Diakon erwarten mußte: fleckenlose Reinheit und Unbescholtenheit des Lebens, die ihm die fortwährende Verwaltung von Geld und Gut und den beständigen Verkehr mit allen Schichten des Volkes nicht zur sittlichen Gefahr werden ließen; Talent und Tüchtigkeit in der Verwaltung des zeitlichen Kirchengutes und in der Verkündigung des Wortes Gottes; ein ungewöhnliches Maß von Geduld und Liebe, das ihn die Unzufriedenheit und die Klagen bei der Almosenverteilung ertragen ließ und ihn feite gegen die Launenhaftigkeit, Zudringlichkeit und wohl auch Anmaßung von vielen, die

Unterstützung begehrten. Mit Umsicht und Geschick versah Stephanus sein Amt als „Karitas-Direktor“ und benützte alle freie Zeit, die ihm die Almosenverteilung ließ, zum Predigen. Es drängte ihn, seinen griechischsprechenden Landsleuten den Glauben zu verkünden, der ihn mit so beglückender Gewalt ergriffen hatte. Da er „ein Mann voll Gnade, Kraft und Unerschrockenheit“ war, hatten seine Predigten einen ungeheuren Zulauf. Außerordentliche Wunderzeichen, die Gott dem begeisterten Diakon verlieh, unterstützten seine frische, mutige Sprache. Von weither kamen die Leute, um seinen Predigten zu lauschen. Mit eifersüchtigem Haß verfolgten die Juden die Tätigkeit des wortgewaltigen Diakons. Sie stellten ihm einige der gelehrtesten Rabbiner gegenüber und suchten ihn, den Ungelehrten, in öffentlichem Redestreit mundtot zu machen und der Lächerlichkeit preiszugeben. Aber der Versuch scheiterte kläglich. Stephanus' Geist und Feuer vermochten die Schriftgelehrten nicht zu widerstehen. Voll Beschämung und Wut griffen die Juden nun zu den vergifteten Waffen der Verleumdung und Gewalt. Es fiel ihnen nicht schwer, mit klingendem Gold ein paar Schufte zu gewinnen, die ausstreuten, Stephanus habe gegen Gott, gegen das Gesetz und gegen den Tempel gelästert. Hinterlistig putschten sie ein paar Schreier auf, die den nichtsahnenden Stephanus auf offener Straße anpackten, vor den Hohen Rat schleppten und dort ihre verlogenen, im voraus schon mit den Ratsmitgliedern vereinbarten Beschuldigungen vorbrachten. Stephanus war sich vom ersten Augenblick über den Ernst seiner Lage klar. Lästerungen gegen Gott, gegen das Gesetz, gegen den Tempel — brachte nicht schon jede einzelne dieser Anklagen das sichere Todesurteil? Aber furchtlos stand er vor seinen Feinden, in der ruhigen, schönen und klaren Majestät eines Engels (Apostelgeschichte 6, 15). Er wußte, daß der Ausgang dieser Justizkomödie schon im voraus festgelegt und daß seine Verteidigung unnütz war, aber trotzdem ergriff er voll Freude die Gelegenheit, hier vor dem höchsten Gerichtshof des Judentums und vor einer gewaltigen Volksmenge Zeugnis für Christus abzulegen. In einer groß angelegten Verteidigungsrede, die der hl. Lukas in der Apostelgeschichte (Kap. 6) aufbewahrt hat, widerlegte Stephanus mit vernichtender Schärfe alle gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen und zeigte in einem Überblick über den Schicksalsweg des jüdischen Volkes dessen Untreue gegen Gott und Verfolgung aller wahren Propheten. In ergreifenden Worten rollte er die Geschichte der Juden auf und löste sie aus den Nebeln der Zeiten, daß sie klar vor aller Augen lag als der einzige Sehnsuchtschrei nach dem Messias, der endlich geboren war und den sie getötet hatten. Doch je länger Stephanus sprach, desto unverhohlener zeigte sich auf den Gesichtern seiner Zuhörer leidenschaftlicher Ingrimm und finsterner Haß. Da brach er plötzlich ab und schleuderte in unerhörtem Mut den Männern, die sein Leben in der Hand hatten, die flammende Anklage ins Gesicht: „Ihr Halsstarrigen, die ihr unbeschneidet seid an Herz und Ohren! Allezeit widersteht ihr dem Heiligen Geist.“

Gibt es einen Propheten, den eure Väter nicht verfolgt hätten? Sie haben die ermordet, die des Gerechten Anknft vorhergesagt haben. Ihr aber habt ihn selber verraten und ermordet —, ihr, die ihr das Gesetz aus Engelshänden zwar empfangen, aber nicht gehalten habt!“

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Mit geballten Fäusten fuhren die Juden von ihren Sitzen auf und liefen durch den Saal wie ein aufgeschreckter Ameisenhaufen. Nur Stephanus stand ruhig da. Die Hände gegen das weiße Sonnenlicht ausgestreckt, das durch die Fenster drang, rief er in Verzückerung aus: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen!“ Damit hatte er sich sein Todesurteil gesprochen. Die Ratsmitglieder hielten sich die Ohren zu, um nicht zu hören, was sie eine Gotteslästerung nannten. In rasender Wut sprangen sie ihre wehrlose Beute an, packten Stephanus, zerrten ihn aus dem Saal und schleppten ihn durch die Straßen vor das Stadttor hinaus zur Steinigung. Zischend flogen die ersten Steine auf den Diakon, der aufrecht mit gekreuzten Armen dem Tod entgegenwartet. Mit dumpfem Schlag prallt ein Stein gegen seine Brust, daß er fast ins Wanken kommt. Ein anderer reißt ihm die Stirne auf, eine breite, rote Wunde klafft in seinem Anlitz. Blut rinnt über Augen und Mund und färbt die Kleider. Der zarte Leib windet sich vor Schmerz. Die großen, dunklen Augen gegen den Himmel gerichtet betet Stephanus mit ruhiger Stimme: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Seine Fassung, sein schweigendes Dulden erhöhen die Wut der Mörder. Mit neuem Ingrimm werfen sie Steine, ein ganzer Regen prasselt auf den Märtyrer nieder. Auf die Knie gesunken, die blutigen Hände und roten Augen zum Himmel erhoben betet der bluttriefende Mund: „Herr, rechne ihnen diese Tat nicht zur Sünde an!“ Ein schwerer Schlag in den Nacken, und der erste Märtyrer Jesu Christi fällt zu Boden und gibt seinen Geist auf. Befriedigt lassen die Juden von ihrem Opfer und kehren in die Stadt zurück; unter ihnen Saulus, den das Gebet und Blut des hl. Stephanus zum großen Heidenapostel Paulus umschaffen sollte.

In San Lorenzo, der Kirche des hl. Laurentius vor dem tiburtinischen Tor in Rom, ruhen die Überreste des Erzmärtyrers. An San Lorenzo, dieser Stätte des Friedens und der Stille, schließt sich der große Friedhof der Weltstadt an. Alle, die in Rom gelebt und gewirkt haben, laut und still, berühmt und unberühmt, glücklich oder elend, werden hier zur Ruhe gelegt.

Christine Ebner

27. Dezember

Nur noch verwiterte Ruinen künden von dem Frauenkloster Engeltal im Nürnbergerland, das einst eine weitberühmte Stätte hochbegnadigter Gottesfreundinnen war. Kein Stein und keine Inschrift erinnert mehr an die Stätte, wo man einst Christine Ebner, die große Mystikerin des 14. Jahrhunderts, begrub. Verklungen ist die Anrufung, die man ihr zu Ehren sang: „O selige Jungfrau Ebnerin, erwirb mir Gottes reichen Gewinn!“ Aber es wäre eine Schande für das katholische Volk, wenn es gleich Christine Ebners Ordenszelle und Grab auch ihr Andenken vom Sturm der Zeit verwehen ließe.

Am Karfreitag 1277 wurde Christine in einem behäbigen Nürnberger Patrizierhause geboren. Ihr ganzes Leben stand unter dem Zeichen des Karfreitags und im Schatten des Kreuzes von Golgotha. Aus überströmender Liebe machte sie sich zeitlebens zu einer Kreuzträgerin und Genossin der Passion des Herrn. Da sie im Elternhaus von Wohlstand und Reichtum umgeben und von sorgender Pein behütet war, wollte sie schon als kleines Mädchen freiwillig die Marter mit dem Heiland teilen und legte sich harte Bußübungen auf. Sie griff zur Geißel, entzog sich den Schlaf oder ruhte bei beißender Kälte zitternd vor Frost auf dem blanken Estrich. Alle Opfer, die sie auf sich nahm, das Kreuz, das sie freiwillig trug, die Abtötungen, mit denen sie ihrem zarten Leib wehe tat, entquollen der Liebe, die dem Herzen Jesu entströmte. Deshalb war auch in Christine Ebners Leben nichts Finsteres und Düsteres. Die heilige Liebe lag wie warmer Sonnenschein über ihrem Opferweg. Um dieser ungewöhnlich starken Liebe willen machte auch der Pfarrer von St. Sebald in Nürnberg eine Ausnahme vom Herkommen und reichte Christine bereits am Vorabend ihres 10. Geburtstages, am Gründonnerstag 1287, zum erstenmal den heiligen Fronleibnam. Mochten auch gar manche über dieses „neue Unerhörte“ sich entrüsten, der Priester ließ sich nicht irre machen. Er sah Christinens religiöse Frühreife und ahnte ihren späteren Aufstieg zu den Gipfeln heiliger Hingabe an Gott. Zwei Jahre nach der ersten heiligen Kommunion erbat das Mädchen von den Eltern die Erlaubnis, im Kloster Engeltal den Schleier nehmen zu dürfen.

Die Bußwerke, die Christine zu Hause geübt hatte, wollte sie nun als Nonne mit verstärktem Eifer fortführen. Ihre Mitschwester nahmen an diesem Übereifer Anstoß. Die selbstgewählten Kasteiungen wollten nicht zur Ordensregel passen. Man mahnte sie, ihren Bußeifer zu mäßigen, man tadelte sie unter vier Augen und in aller Öffentlichkeit, man verdemütigte sie durch Spott und Schimpf. Es brauchte einen harten Kampf, bis sie ihren Eigenwillen gebrochen hatte und sich den Befehlen der Obern fügte. Die junge Nonne mußte die Erfahrung vieler machen, daß es weit leichter ist, nach freier Wahl und eigenem Willen große Opfer und harte

Bußen auf sich zu nehmen als im Gehorsam sich der kleineren alltäglichen harten Verdrießlichkeiten und Verdemütigungen zu unterziehen, die von Vorgesetzten und Mitmenschen ausgehen. Ist es nicht eine beglückende Befriedigung für uns arme und schwache Menschen, zu sehen, wie auch Helden des geistigen Lebens ihre Fehler hatten und wie auch sie mit ihrer Veranlagung zu kämpfen hatten? Auch ihnen fiel die Heiligkeit nicht als reife Frucht in den Schoß, auch sie mußten mit sich ringen und gelangten erst durch den Kampf zum Sieg. Dieser jugendliche, stürmische Trotzkopf im Kloster Engeltal, den es soviel Mühe kostete, das ungestüme Temperament in Zucht zu halten und den Bußeifer nach den Anordnungen einer klugen Oberin zu regeln, steht er uns nicht viel näher als die mit Visionen und Verzückungen reich begnadete Mystikerin? Mit gesteigerter Bereitwilligkeit und Pflichttreue suchte Christine Ebner die Fehler ihres Eigenwillens gutzumachen und scheute zur Sühne vor keiner öffentlichen Verdemütigung und keinem noch so beschämenden Dienste zurück. Außerordentliche Tröstungen erquickten Christine in ihrem schmerzlichen Kampf um Läuterung. Jesus überschüttete sie freigebig mit Gnaden und versicherte sie seiner besonderen Liebe. „Ich nehme ein kleines Fünklein von meinem brennenden Herzen“, sagte er einmal zu ihr, „und mache dein Herz entbrennen von meiner Liebe; ich nehme ein Wort, das ich auf Erden geredet habe, und mache davon deine Worte süß; ich nehme eine Träne, die ich geweint habe, und vermische sie mit all deinen Zähren, daß sie fruchtbar werden; ich nehme einen Geißelstreich, deren ich viele in meinem Leiden empfangen, und baue alle Schläge und Streiche darauf, die du empfängst aus Gehorsam oder aus Liebe zu mir“. Jesus entzündete ihr Herz mit solcher Liebe, daß sie nach jeder heiligen Kommunion ihrer Sinne entrückt war und im Übermaß der Gnaden, die auf sie einströmten, erkrankte. Als sie sich einmal beim Heiland beklagte wegen des Aufsehens, das solche Vorfälle nach dem Kommunionempfang verursachten, tröstete sie der Herr mit den Worten: „Laß dich dadurch nicht beirren; es soll jedermann wissen, daß ich dich liebe.“ Die Geheimnisse und Schauer der Übernatur senkten sich auf Christinens Seele. Fast ständig lebte sie in mystischem Zwiegespräche mit Jesus, der sie lehrte, die gewaltigen Wahrheiten des Glaubens, denen die Theologen mit allem Scharfsinn des Verstandes nachsannen, in Bildern und Gleichnissen zu schauen. Die Seligkeit, die sie oft empfand, drohte ihr pochendes Herz zu sprengen. Oft genug freilich ging diese Seligkeit in namenloses Weh über, wenn Christine mit dem Erlöser wegen der unzähligen Sünden der Menschen litt.

Christine suchte ihre übernatürlichen Tröstungen und Visionen geheim zu halten. Ihr Beichtvater, der Dominikaner Konrad von Füssen, befahl ihr jedoch, Aufzeichnungen zu machen und sowohl ihre eigenen Begnadigungen als auch die Tröstungen ihrer Mitmenschen niederzuschreiben. So entstand das berühmte, kostbare Büchlein „Von der Gnaden Überlast“. Verschwieg auch die Verfasserin bescheiden ihren Namen, so drang der Ruf der gottseligen Dominikanerin von Engeltal doch weit

ins Land. Viele baten Christine um ihr Gebet; Grafen und Fürsten, Äbte und Bischöfe zogen nach Engeltal, um von der begnadeten Nonne Weisung und Rat zu erhalten. Selbst König Karl IV. kniete im Jahre 1350 vor der armen Ordensschwester und bat um ihren Segen.

In der Weihnachtszeit 1356, als die Engeltaler Schwestern vor dem Kripplein knieten und die lieben Weihnachtslieder sangen, am Fest des Liebesjüngers Johannes, ging Christine Ebner zur nimmerendenden Anschauung Gottes ein.

Thomas Becket

28. Dezember

Am 11. Juni 1538 fand in London eine seltsame Gerichtskomödie statt. Der Angeklagte, der sich wegen Hochverrates zu verantworten hatte, der Märtyrer-Erbischof Thomas Becket von Canterbury, lag bereits seit 400 Jahren im Grabe und stand auf den Altären der katholischen Kirche. Da kam Heinrich VIII., dieses Ungeheuer auf dem Königsthron, auf den absonderlichen Einfall, über den toten Bischof aufs neue Gericht zu halten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, sich die Ehre eines Heiligen angemäßt zu haben. Bestellte Verteidiger und Ankläger, Geschworene und Richter traten in dieser Justizkomödie auf und schließlich wurde das Urteil gefällt: „Thomas, ehemals Erzbischof von Canterbury, hat sich des Ungehorsams, des Hochverrates und des öffentlichen Aufruhrs schuldig gemacht. Seine Gebeine sollen öffentlich verbrannt werden.“ Das Urteil wurde tatsächlich vollstreckt. Außerdem wurde die Verehrung des Heiligen streng untersagt. „Die dem Schrein des Heiligen vermachten Geschenke und Liebesgaben sollen Eigentum der Krone sein“, bestimmte ferner das Urteil und verriet damit im schamloser Offenheit den eigentlichen Zweck der ganzen „Gerichtsverhandlung“.

Wer war dieser Thomas Becket, dessen Wirksamkeit so tiefgreifend war, daß ihn noch nach 400 Jahren der Haß seiner Gegner nicht ruhen ließ?

Thomas Becket, 1117 in London geboren, stammte aus dem Bürgerstande. Durch seine glänzende Begabung arbeitete er sich von Stufe zu Stufe empor; vom Rechtsstudenten wurde er Kassenverwalter der Stadt London, vom Sekretär des Erzbischofs von Canterbury Archidiakon der Kirche von England. Sein reiches Wissen, sein seltener Scharfblick, seine mitreißende Beredsamkeit, verbunden mit gefälligen Umgangsformen und einem liebenswürdigen Benehmen gewannen ihm die Freundschaft des Königs Heinrich II., der Thomas 1157 zum Reichskanzler ernannte. So

war Thomas neben dem Erzbischof von Canterbury der einflußreichste Mann des Königums geworden. Als Kanzler hielt Thomas ein glänzendes Haus. Bei festlichen Gelegenheiten stand der Prunk, den er in seinem Haus entfaltete, dem Prunk am Königshof in nichts nach. Für sich selbst war Thomas anspruchslos und einfach. Der schlichteste Mann aus dem Volk hatte jederzeit Zutritt zu ihm. Seine Hände waren für Arme immer offen. Da der König häufig von London abwesend war, lag die Regierung meist ganz in den Händen des Kanzlers. Sogar die Erziehung des Kronprinzen war ihm anvertraut. Thomas zeigte sich des hohen Vertrauens, das der König in ihn setzte, vollauf würdig und erledigte alle Aufgaben, die ihm übertragen wurden, aufs beste; sei es, daß es galt, als friedlicher Brautwerber des Prinzen von Wales die Hand der französischen Prinzessin Margareta zu gewinnen, sei es, daß er als Feldherr des Königs mit Feuer und Schwert die Küstenprovinzen Frankreichs verwüstete. Mit kluger Berechnung wußte er die Staatsregierung so zu lenken, daß die Rechte der Kirche nicht verletzt wurden. Das gute Einvernehmen, das in alter Zeit in England zwischen Staat und Kirche bestanden hatte, war seit der Schlacht bei Hastings 1066, als die Normannen ihre Herrschaft aufrichteten, stark getrübt worden. Hochmütig und despotisch griffen die Könige willkürlich in die Rechte der Kirche ein und maßten sich Aufsichtsrecht und Gerichtsbarkeit über Bischöfe und Äbte an. Heinrich II. stach zwar von seinen Vorgängern durch seine unparteiische Rechtspflege und seine kluge Regierung vorteilhaft ab. Aber was seine Vorgänger mit roher Gewalt durchgesetzt hatten, suchte Heinrich mehr durch „friedliche Eroberung“ zu erreichen. Die Bischöfe, die vor der Macht des Königs bangten, nahmen die verschiedenen Übergriffe Heinrichs meist stillschweigend hin. Erst in Thomas Becket sollte ihm ein freimütiger Gegner erwachsen, der ihm unerschrocken das Johanneswort zurief: „Es ist dir nicht erlaubt!“

Im Jahre 1161 starb der Erzbischof von Canterbury, der Primas von England. Bei der Suche nach einem geeigneten Nachfolger verfiel der König auf seinen Kanzler, in dem er ein gefügiges Werkzeug für seine Anschläge auf die Freiheit der Kirche zu finden glaubte. Thomas Becket sträubte sich gegen die Wahl. Es widerstreite „dem göttlichen Recht, einen Mann, für den mehr der Soldatenrock als die Stola passe, zum Hirten einer so großen geistlichen Herde zu machen. Es sei zu befürchten, daß er eher als gefräßiger Wolf die Herde zerstreuen und zerfleischen werde, als daß er sie als guter Hirte auf die Weide führe.“ Doch der König bestand auf seinem Plan. Thomas Becket wurde zum Priester und Bischof geweiht. Der König sah sich in seinen Berechnungen getäuscht. Er hatte gehofft, in Thomas Becket einen weltlichen Kirchenfürsten und einen willfähigen Mietling zu bekommen; statt dessen fand er nun einen durch und durch priesterlichen Mann, einen echten Bischof Christi, einen wahrhaft guten Hirten. So treu Thomas bisher als Kanzler die Sache des Königs vertreten hatte, so standhaft trat er nun für die Rechte und die Freiheit der Kirche ein. Die Priester- und Bischofsweihe hatten in

ihm eine vollständige Umwandlung vollzogen. Er gab seine prunkvolle Haushaltung auf, lebte einfach und streng wie ein Mönch, übte aufs freigebigste Wohltätigkeit aus und weilte am liebsten in Klöstern. Um als Erzbischof in seinen Entscheidungen vollständig frei von allen hemmenden Rücksichten zu sein, legte er das Kanzleramt zum großen Verdruß des Königs nieder.

Es dauerte nicht sehr lange, so kam es zwischen König und Erzbischof zu Verstimmungen, die zu ernstesten Mißhelligkeiten und schließlich zum offenen Bruch führten. Als auf einer Reichsversammlung der König von den Bischöfen die Preisgabe wesentlicher Rechte der Kirche verlangte, war es Erzbischof Thomas, der zum entschlossenen Widerstand aufforderte. Freimütig vertrat er dem König gegenüber die Freiheit der Kirche und betonte, daß es in Sachen Gottes kein Nachgeben aus weltlichen Rücksichten geben dürfe. Als der vor Zorn rasende König Thomas mit Drohungen einzuschüchtern suchte und auch einige Bischöfe ihren Primas anflehten, sich zu fügen, um Schlimmes zu verhüten, meinte er: „Nichts Großes und Unerhörtes ist es, wenn wir um des kirchlichen Gesetzes willen untergehen; eine ungezählte Schar von Heiligen hat es uns durch das Wort und Beispiel gelehrt . . . Nicht zum erstenmal würde hier für die Kirche Blut und Leben hingegeben. Nur der Wille des Herrn geschehe!“ Die entschiedene Haltung des Erzbischofs reizte den König zum Äußersten. Auf einem Gerichtstag von Northampton, im Oktober 1164, holte er zum vernichtenden Schläge aus. Als der Erzbischof am Abend des ersten Gerichtstages sah, daß die Sache für ihn schlimm stand und er gegen Recht und Gerechtigkeit verurteilt würde, entzog er sich seinen Richtern durch die Flucht. Er flüchtete nachts in einem Kahn nach Flandern, wo er liebevolle Aufnahme fand. Im Kloster der Zisterzienser von Poutigny erhielt er ein gastliches Asyl und lebte mehrere Jahre wie ein einfacher Klosterbruder unter den Mönchen. Die Rachsucht des Königs verfolgte ihn über das Meer. Heinrich zog das Vermögen des Erzbischofs ein und verbannte seine Anhänger und Verwandten. Den Zisterziensern in England drohte er an, daß er alle ihre Klöster aufheben würde, wenn ihre Ordensbrüder in Frankreich dem Flüchtling noch länger eine schützende Herberge böten. Thomas wollte dem Orden keine Ungelegenheiten bereiten und verließ Poutigny.

Unterdessen bemühten sich der Papst und der König von Frankreich mit unverdrossenem Eifer um eine Versöhnung. Verschiedene Vermittlungsversuche schlugen fehl. Thomas wollte die ersehnte Rückkehr in die Heimat nicht durch Zugeständnisse erkaufen, die auf Kosten der Kirche gingen. Allen Treuerklärungen fügte er die Bedingung bei: „Soweit es die Ehre Gottes zuläßt“. Schließlich kam es aber doch zur Rückkehr. Heinrich II. gab zum Scheine nach. Nach sechsjähriger Verbannung konnte Thomas unter dem Jubel des Volkes wieder in Canterbury einziehen. Der Erzbischof war sich über den Ernst seiner Lage nicht im Unklaren. Er verließ Frankreich mit den Worten: „Wir gehen nach England, um dort um unsern Kopf zu spielen.“ Schon drei Wochen später fiel der Erzbischof Mördern

zum Opfer, die mit ihrer blutigen Tat dem König einen willkommenen Dienst zu erweisen glaubten. In seiner eigenen Kirche überfielen ihn die Mordbuben. „Wo ist Thomas Becket, der Verräter des Königs und des Reichs?“, schrien sie den Erzbischof an. Thomas schwieg. Da lärmten sie: „Wo ist der Erzbischof?“ Ruhig antwortete Thomas: „Hier bin ich, der Erzbischof, nicht aber der Verräter! Ich stehe bereit, für meinen Herrn zu sterben, damit in meinem Blute die Kirche ihre Freiheit und den Frieden erhalte. Aber ich untersage euch im Namen Gottes, einen meiner Leute anzurühren.“ Zwischen dem Altar der Muttergottes und des hl. Benedikt erschlugen sie ihn. Mit bluterstickter Stimme röchelte der Erschlagene: „Im Namen Jesu und zur Verteidigung seiner Kirche sterbe ich.“ Es war am 29. Dezember 1170. Schon drei Jahre später wurde der Erzbischof, der „Märtyrer für die Freiheit der Kirche in England“, auf die Altäre erhoben. Mochte auch 400 Jahre später Heinrich VIII. die Gebeine des Heiligen verbrennen und seine Asche in den Wind werfen, es bewahrheitet sich, was ein Freund des Märtyrers sagte: „Es gelingt nicht, das auszulöschen, was Gott anzündet.“

Kaspar del Bufalo

29. Dezember

Jeremias Gotthelf schreibt einmal: „Was die Liebe stark ist, glaubt man gar nicht. Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu tun für ihn, ist Höllenpein; für jemand, den man liebt, sich zu opfern, ist Freude. Einem hassenden Herzen wird alles schwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerste leicht, ausgenommen die Sünde.“ Das Leben des seligen Kaspar del Bufalo beweist, wie richtig dieser Ausspruch Gotthelfs ist. Was die Kraft der Liebe aus diesem Diener Gottes machte, ist wie ein Wunder der Gnade. Von Natur aus klein und schwächlich, von schwächlicher Gesundheit und zaghaftem Gemüt, ein Mensch, der ins Zittern geriet, wenn ein harmloses Mäuslein ihm in den Weg kam oder ein bellender Hund ihn anlief, rang er in der Kraft der heiligen Liebe seiner schwachen Natur Leistungen ab, vor denen der tapferste Held sich in Anerkennung neigen muß. Dieser „Schwächling“ trotzte unerschrocken den größten Gefahren, ließ sich unbeugsam für seine Überzeugung einkerkern, ließ sich durch keine Mordanschläge von seiner Missionsarbeit abschrecken, fürchtete sich weder vor Räubern und Banditen, noch vor der ansteckenden Cholera. Wie recht hat Gotthelf: „Was die Liebe stark ist, glaubt man gar nicht.“

Am Dreikönigstag 1786 wurde Kaspar del Bufalo in der Dienerwohnung eines römischen Palazzo geboren. Sein Vater, Koch beim Fürsten Altieri, war in seiner Art ein gutmütiger Mensch, dem aber die südländische Leichtlebigkeit und Vergnügungssucht allzu heiß im raschen Blute brannte. War sein Einfluß auf die religiöse Entwicklung Kaspars gering, so war der der Mutter um so nachhaltiger. Mutter Annunziata war eine heiligmäßige Frau, die den guten Anlagen der Kinderseele die größte Sorgfalt widmete. Von ihr lernte Kaspar seine Liebe zum Gebet und sein Verständnis für Opfern und Entsagen. Zwei Heilige waren es besonders, die es seiner frommen Seele angetan hatten: Aloisius und Franz Xaver. Von ihrem begnadeten Leben hatte ihm die Mutter soviel Schönes erzählt. Es dauerte nicht lange, so hießen ihn die Nachbarn schlankweg Luigino, den „kleinen Aloisius“. Sein sittsames Wesen, seine erbauende Frömmigkeit, seine leuchtende Reinheit zwang allen, die den kleinen Kaspar kannten, Bewunderung ab. Wenn sie erst von dem nächtelangen Gebet des Knaben gewußt hätten, von seinem eisernen Fasten, von seinen Kasteiungen bis aufs Blut! Durch diese Strenge gegen sich, erreichte Kaspar, daß er seinen Erbfeind, den Hang zum Jähzorn, vollständig ausrottete. Mittelmäßig begabt, nützte Kaspar als Student jede freie Minute aus, um sich ein gediegenes Wissen anzueignen. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war sein täglicher Spaziergang zu jener Kirche, in der gerade ewige Anbetung gehalten wurde. Wollte sein Lernfever manchmal erlahmen, dann gab ihm der Gedanke an das Ziel, das ihm vorschwebte, wieder neue Arbeitslust: gleich seinem großen Vorbild Franz Xaver wollte er später einmal als Missionar für die Ausbreitung des Gottesreiches sein Leben opfern.

Kaum hatte Kaspar del Bufalo die niederen Weihen empfangen, da drängte ihn sein apostolischer Eifer, in kleinen Pfarrkirchen der Jugend den Katechismus zu erklären und dem schlichten Volk die religiösen Wahrheiten zu verkünden. Nicht nur im Gotteshaus scharte sich das Volk um den jungen Prediger, auch auf schattigen Plätzen der Vorstadtviertel hielt es mit der Arbeit inne und lauschte, wenn Kaspar über die längst vergessenen Wahrheiten des Glaubens zu plaudern begann. Seine einfachen, ungekünstelten Worte, seine warmherzige Auslegung des Evangeliums nahm die Handwerker und Arbeiter, die Bauern und Hirten gefangen und gewann ihr Herz. Der eifrige Priester – Bufalo hatte im Juli 1808 die Priesterweihe empfangen – wurde der Liebling des armen Volkes.

Napoleon hatte den Kirchenstaat geraubt und Rom besetzt; der Dulderpapst Pius VII. wurde gefangen genommen und in die Verbannung geschleppt. Von den Geistlichen verlangte der Eroberer den Treu- und Hoheitseid. Es kann nicht verwundern, daß ein Priester von solcher Kirchentreu wie Kaspar del Bufalo den Staatseid beharrlich ablehnte. „Ich kann nicht, ich will nicht, ich darf nicht!“ Durch diese echt katholische Haltung wurde sein Los besiegelt. Er wurde zuerst nach Oberitalien verbannt und schließlich eingekerkert. Vier Jahre lang ertrug der

bisher so ängstliche Mann die seelischen und körperlichen Qualen eines Staatsgefangenen in den Kerkern von Bologna, Imola und Rocca di Lugo. Das Jahr 1814 brachte ihm mit dem Sturze Napoleons die heißersehnte Freiheit. Die schwere Zeit hinter den Kerkermauern hatte Kaspar innerlich noch mehr gereift und verlieh nun seinen Worten noch tieferen Nachdruck und erschütternderen Ernst. Mit einem Eifer, als gälte es, die verlorene Zeit wieder einzubringen, stürzte sich der Armenprieester in seine frühere Tätigkeit. Bald aber genügte ihm sein Arbeitsfeld nicht mehr. Das Bild des Heidenmissionars Franz Xaver, das schon über seiner Jugend gestanden war, trat immer schärfer, einladender vor seine Seele. So reifte der Entschluß in ihm, sich der Gesellschaft Jesu anzuschließen und in fernen Ländern den Spuren des großen Apostels von Indien zu folgen. Papst Pius VII. wollte aber einen solch gottbegeisterten Priester nicht ziehen lassen und gab ihm den Auftrag, als Volksmissionar seine Kraft dem Kirchenstaat zu widmen, dessen Provinzen zum Teil durch Krieg, Mißwirtschaft und Banditenunwesen stark verlottert waren. In Gehorsam und mit wahren Feuereifer machte sich der Selige an die neue Aufgabe. War er auch kein glänzender Prediger, so schlug doch seine herzliche, von heiliger Liebe durchpulste Redeweise alle Zuhörer in Bann. Sechzehnmal an einem Tag predigte der unermüdete Missionar zuweilen. Kein Wunder, daß er dann vor Erschöpfung von seinem Maultier fiel. Der große Erfolg lohnte die Mühen. Das Volk begann wieder zu beten und die hl. Sakramente zu empfangen, Feindschaften wurden beigelegt, Geheimbünde aufgelöst. Die berüchtigten Räubernester in den Provinzen Campania und Maritima ergaben sich dem waffenlosen Prediger und kehrten zur Kirche zurück. Nur mit dem Kreuz des Missionars bewaffnet wagte sich Kaspar mutterseelenallein in die Verstecke der Strauchdiebe und Wegelagerer, denen der Dolch lose im Gürtel steckte. Der Waffengewalt der Soldaten und Polizisten hatten die Banditen getrotzt. Den gütigen Worten des armseligen Priesters gaben sie sich gefangen. Viele von ihnen machten endgültig Schluß mit ihrem lightscheuen Gewerbe und mühten sich, wieder ehrliche Menschen zu werden.

Die großen Erfolge, die Bufalos Missionstätigkeit hatte, ließen den Feind alles Guten nicht ruhen. Da und dort erhoben sich Widerstände gegen den Volksmissionar, Drohungen wurden gegen ihn ausgesprochen, Mordanschläge versucht. Aber diese Nachstellungen konnten so wenig wie die Verleumdungen, die gegen ihn ausgestreut wurden, seinen Eifer lähmen. Unterstützt von den Missionaren vom kostbaren Blut, einer Kongregation, die er gegründet hatte, gab er sich unbekümmert um alle Verfolgungen seinem aufreibenden Amt als Volksmissionar hin. Versuche, Kaspar del Bufalo für Ehrenämter zu gewinnen und ihm Bistümer zu übertragen, schlugen fehl. Er wollte bleiben, was er war. Seine Liebe und Sorge gehörten dem armen Volk, für das er sich bis zur völligen Erschöpfung seiner Kräfte aufarbeitete. Im Jahre 1837 stellte Bufalo mit einem Schlag seine Missionsarbeit auf dem Lande ein und eilte nach Rom. Es hatte ihn die Kunde getroffen, daß die

Cholera in der Stadt wüte und viele Opfer fordere. Da überließ er die Landmission seinen Amtsbrüdern und eilte, den verlassenen Kranken und Sterbenden beizustehen. Sein abgeehrter, durch Krankheit und Überanstrengung zermürbter Körper konnte freilich dem Angriff der Seuche nicht lange standhalten. In der Weihnachtszeit 1839 warf ihn die Todeskrankheit nieder. In den Armen seines Beichtvaters, des heiligen Vinzenz Pallotti, ging er in die Ewigkeit hinüber. Sein Grab zu Albano wurde durch viele Wunder verherrlicht.

Andreas Beltrami

30. Dezember

Da war ein junger Mensch, den mitten aus seinen frohen Jugendhoffnungen heraus die Schwindsucht aufs unheilbare Krankenlager warf und der mit dem König Ezechias (Is. 38, 10) sagen mußte: „In meines Lebens voller Kraft soll ich das Tor der Unterwelt betreten und mich beraubt des Restes meiner Jahre sehen. Mein Zelt soll abgebrochen werden, mir weggenommen wie ein Hirtenzelt. Zusammenrollen soll ich das Gewebe meines Lebens; abschneiden will man mich vom Faden . . .“ Er sah, daß es für ihn von ärztlicher Kunst keine Hilfe mehr gab. Wie gerne hätte er noch gelebt und gearbeitet, wie glücklich wäre er gewesen, wenn er seine Kräfte im Dienste fürs Gottesreich hätte verzehren können. Nun mußte er sieben lange Jahre elend dahinsiechen! Aber der junge Mann fand die Kraft, zu diesem herben Ratschluß Gottes ein herzhaftes Ja zu sprechen und in Fröhlichkeit langsam abzusterben. Ist dieser junge Mann — er heißt Andreas Beltrami — nicht ein Held?

Nicht als ob Andreas von Kindheit an kränklich gewesen wäre, ein vom Tod gezeichneter Mensch. Unter den Buben von Omegna am oberitalienischen Ortasee war der am 24. Juni 1870 geborene Andreas einer der unbändigsten. Er fehlte bei keinem Spiel und tat es im Schlittschuhlaufen allen zuvor. Frische Gesundheit strahlte aus seinen blitzenden Augen. Am Salesianerkolleg zu Lanza, wo er seine Gymnasialstudien ablegte, wurden seinem lebhaften Temperament heilsame Zügel angelegt und durch kluge Lehrer die ausgezeichneten Anlagen seines empfänglichen Gemütes und ehrlichen Charakters geweckt und gepflegt, die für die Zukunft viel Gutes versprachen. Mit Eifer stürzte sich Andreas ins Studium und machte so große Fortschritte, daß er durch seinen zähen Fleiß mehrere Klassen überspringen konnte und früher als seine Mitschüler ans Ziel kam. Ihm war das Studium eine gott-

schuldige Pflicht, ein Gottesdienst. Die Beispiele echten Strebens nach Heiligkeit, die er in Don Boscos Anstalt täglich vor Augen hatte, blieben nicht ohne tiefgehenden Einfluß auf den fromm veranlagten Studenten. Er war so gesammelt im Gebete, so pünktlich in der Einhaltung der Hausordnung, so vorbildlich in seinem ganzen Wesen, daß die Vorgesetzten mit heller Freude diese vielversprechende Entfaltung der reinen Jungenseele beobachteten. Ein unvergeßlicher Tag wurde es für Andreas Beltrami, als er zum erstenmal Don Bosco begegnete. Von da an stand der heilige Schöpfer des großen Werkes der Jugendrettung als das ideale Vorbild vor seiner hochstrebenden Seele. Ach, wenn doch auch er so rückhaltlos wie Don Bosco sich im Dienste Gottes und dem Apostolat unter der Jugend hingeben dürfte! So wurde Andreas schon als Student mehr und mehr zum Apostel unter seinen Mitschülern, die willig seine gutgemeinten Mahnungen annahmen. Kamen sie doch aus dem Munde eines Kameraden, der allzeit zu freundschaftlicher Hilfe bereit war und der schonungslos seine eigenen Fehler rügte und sich herabsetzte.

Als er im Oktober 1887 ins Noviziat der Salesianer zu Foglizzo bei Turin eintrat, übergab ihn die Mutter dem Novizenmeister mit den Worten: „Da Gott selbst ihn haben will, gehört er nicht mehr mir. Ich übergebe ihn in Ihre Hände; mögen Sie einen Heiligen aus ihm machen.“ Dieses Ziel: ein Heiliger zu werden, stand vor der Seele des Novizen und spornte ihn zu sorgfältigster Übung aller Ordens-tugenden an. Der einst so ausgelassene Dorfjunge wurde nun zu einem Meister des innerlichen Lebens. Mit glühendem Gesicht kam er täglich aus der Betrachtung und von der Kommunionbank. Wie geistesabwesend ging er durchs Haus, verzehrt von der Sehnsucht, bald wieder zum Heiland im Tabernakel zurückkehren zu dürfen. Mit einem solchen Eifer gab er sich den Übungen der Andacht und der Abtötung hin, als ahnte er, wie rasch für ihn die Nacht hereinbrechen sollte, in der niemand mehr wirken kann. Gleichzeitig studierte er in Foglizzo Theologie und an der Universität Turin die Wissenschaften, die er zur Ausübung des Lehrfaches nötig hatte. Die Überanstrengung, die sich Andreas zumutete, schwächte seinen Körper so, daß er gegenüber Krankheiten nicht mehr widerstandsfähig genug war. Die Pflege eines schwindsüchtigen Novizen mag noch dazu beigetragen haben: im Frühjahr 1891 bildeten sich bei Beltrami die Anzeichen der Schwindsucht. Die erschrockenen Obern schickten Andreas von einem Kurort zum andern, befreiten ihn von allen Verpflichtungen und vereinigten ihr Gebet, um seine Gesundheit zu erflehen. Die Bemühungen um den Kranken schienen in der Tat Erfolg zu haben. Der quälende Brusthusten besserte sich so, daß Andreas 1893 die hl. Priesterweihe empfangen und das erste Meßopfer darbringen konnte. Aber bald setzte das Leiden mit neuer Heftigkeit ein. Andreas wußte, wie es um ihn stand. Vom Wunsch beseelt, „weder gesund zu werden noch zu sterben, sondern zu leben, um zu leiden“ unterschrieb er mit seinem Blute einen Weiheakt ans göttliche Herz Jesu und trug ihn an seiner Brust, um gleichsam bei jedem Atemzuge zu wiederholen, daß er ein

Opfer der Sühne sein wolle: für den Papst und die Bischöfe und die ganze Kirche, für die salesianische Kongregation und besonders für alle Sterbenden auf der ganzen Welt und für die Armen Seelen im Reinigungsorte.

In den Jahren des Siechtums wuchs Andreas Beltrami mehr und mehr in das gnadenvolle Leben mit Gott hinein. Seine Gottesliebe ging nicht selten in Verzückung über. In dieser Glut der Gottesliebe überwand er die Schwäche seiner Krankheit, so daß er bis zum Vorabend seines Todes täglich die hl. Messe feiern konnte. Die Mitbrüder, die dem kranken Pater in der Hauskapelle am Altare dienten, bezeugten unter Eid, daß er bei der Darbringung des hl. Opfers wohl zwei Stunden lang verweilen konnte, ohne sich zu stützen oder einen Hustenanfall zu bekommen, während er sonst nicht 5 Minuten stehen konnte, ohne vor Schwäche umzusinken und von fortwährendem Husten geplagt zu sein. Wie tief der Kranke in das Geheimnis des Leidens eingedrungen war, zeigen seine Worte: „Die Ketten, mit denen ich ans Zimmer gefesselt bin, sind mir teurer als die Halsketten der Fürsten, und ich küsse sie wie die wertvollsten Kleinodien. Verflorenen Februar feierte ich den 5. Jahrestag meiner Krankheit drei Tage lang. Ich betete das Tedeum, das Benedictus und den Psalm Laudate Dominum, um Gott zu danken, daß er sich gewürdigt hat, mich den Leiden seines Sohnes ähnlich zu machen... Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt in meinem Kämmerlein, wo man von der Welt nichts hat, wohl aber von den ersten Freuden des Himmels.“

Um sich auch in den Jahren der Krankheit für den Orden nützlich zu machen, übte Andreas das Apostolat der Feder aus. Trotz seiner großen Schwäche und seiner quälenden Leiden entfaltete er eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Nicht weniger als zwölf religiöse Schriften gingen von seinem Krankenbett in die Welt hinaus. Auch eine Geschichte Napoleons I. und ein Drama über Thomas More entstand in dem Krankenzimmer.

Immer näher kam die Stunde der Auflösung. „Das Osterlamm wird bald geschlachtet werden“, sprach der Schwerleidende in seiner letzten Nacht; „ich muß es immer reiner machen, damit es der göttlichen Majestät würdiger werde.“ Am 30. Dezember 1897 fiel die fieberverzehnte Hülle von der heldenhaften Seele des großen Don Boscojüngers.

Das hätte der heilige Silvester auch nicht gedacht, daß sein Name einmal in aller Leute Mund weiterleben werde. Mit dem allerletzten Tag des Jahres mußte er sich begnügen. Aber obwohl er die lange Reihe der Jahresheiligen als letzter abschließt, ist sein Name nicht vergessen, sondern wird häufiger genannt als der gar vieler Heiligen, die weit vorne in der Jahresprozession marschieren. Allerdings, die meisten vielleicht, die vom Silvesterabend reden, kennen nur den Namen des Heiligen, im übrigen ist ihnen St. Silvester völlig fremd. Viel ist es ja freilich nicht, was die Geschichte von ihm erzählt. Wenn man den üppigen Legendenkranz vom Bild des Heiligen abnimmt, bleibt nur wenig noch übrig.

Silvesters Leben fiel in eine der wichtigsten Wendezeiten der Geschichte. Nach dreihundertjährigem Riesenkampf wurde dem Christentum der Sieg über das Heidentum und triumphierte die junge Kirche über das in allen Fugen knisternde römische Weltreich. Die Christen, die eben noch unter der blutigen Verfolgung Diokletians geangt und im Dunkel der Nacht die zahlreichen Märtyrer in den Grabnischen der Katakomben bestattet hatten, konnten nun in Freiheit atmen und sich offen ihres Glaubens rühmen. Der Gottesdienst, der bisher nur in unterirdischen Höhlen hatte gehalten werden können, entfaltete jetzt seine Schönheit in herrlichen Kirchen und Kapellen. Durch das Mailänder Toleranzedikt vom Februar 313 genoß die Kirche Schutz und Frieden vor weiteren Verfolgungen durch heidnischen Haß. Die in den Verfolgungszeiten eingezogenen Gebäude und Grundstücke wurden zurückgegeben. Kaiser Konstantin, der zwar in seinem eigenen Leben eine seltsame Mischung von Christentum und Heidentum vereinte, der ein offenes Bekenntnis zum Christentum immer vermied und erst auf dem Sterbebett von einem arianischen Priester sich taufen ließ, war aus Gründen kluger, berechnender Politik zum Befreier des Christentums geworden.

Diesem Kaiser, in dessen Bild Licht und Dunkel, Bewundernswertes und Abstoßendes untrennbar sich vermischt, stand Silvester als Oberhaupt der Kirche gegenüber. Im Jahre 314 war dieser römische Priester zum Nachfolger des hl. Petrus gewählt worden. Brauchte er auch nicht mehr wie seine Vorgänger sein Hirtenamt im Verborgenen auszuüben und jede Stunde aufs Martyrium gefaßt zu sein, so war sein Amt doch kaum beneidenswerter als das der Päpste aus der Verfolgungszeit. Hatte er nicht mehr wie seine Vorgänger gegen den Fanatismus des Heidentums zu kämpfen, so mußte er die Rechte der Kirche wahren gegenüber einem Kaiser, der sich mehr oder weniger selber als Papst fühlte. Ging Konstantin in seinem Staatskirchentum doch so weit, daß er unbedenklich in amtlichen Schriftstücken sich den Titel „gemeinsamer Bischof“ beilegte und sich das Recht anmaßte,

Kirchenversammlungen einzuberufen und nach Gutdünken in ihre Verhandlungen einzugreifen. Wie schwierig mag die Stellung Silvesters diesem Kaiser gegenüber gewesen sein, dem die Kirche doch zu großem Dank verpflichtet war und der auf diesen Dank zur rechten Zeit zu pochen wußte! Wieviel Klugheit und Takt, Charakterstärke und Glaubenstreue waren da für den Papst nötig, um das Schiffelein der Kirche glücklich durch die Klippen zu steuern, die ihm von der Gunst oder vom Zorn des Kaisers drohten. Papst Silvester besaß den Mut, die geistige Freiheit der Kirche allen Versuchen Konstantins gegenüber zu wahren, ohne es mit dem Kaiser zum offenen Bruch kommen zu lassen.

Zu diesen Schwierigkeiten kamen die Gefahren der Zwietracht, die durch unbotmäßige Irrlehrer heraufbeschworen wurden. In Ägypten riß Melitius eine Spaltung auf, in Nordafrika verwirrten die donatistischen Streitigkeiten die Köpfe, in Kleinasien gewann der Arianismus mehr und mehr an Boden. Die Einheit der Kirche schien aufs äußerste bedroht. Es war ein Riesenkampf, den der Papst zu führen hatte. Wie mag sein Herz unter diesen ständigen Stürmen geblutet haben, wie mag er gesorgt, überlegt, gebetet haben! Freudig begrüßte er den Zusammentritt des Konzils von Nizäa im Jahre 325. Da ihm selber die Teilnahme unmöglich war, sandte er die Priester Vito und Vincentius als seine Vertreter und mit dankbarer Freude gab er den Beschlüssen dieser wichtigen Kirchenversammlung seine Zustimmung.

Über 20 Jahre hatte Silvester das höchste Kirchenamt inne. Mehrere Gotteshäuser verdanken ihm ihre Entstehung. Am 31. Dezember 335 starb er. Überschattet von der lauten Tätigkeit des Kaisers blieb sein Leben und seine Regierung in dämmerigem Hintergrund. Daß heute noch beim Klang seines Namens eine ganze Flut von Gefühlen in unserem Herzen wach wird, hängt ganz allein damit zusammen, daß Silvester gleichsam der Totengräber eines Jahres ist, daß sein Name wie ein Totenkreuzlein auf dem Grabhügel eines hingeshiedenen Jahres steht und der Silvesterabend als „Altjahres Abend“ ein ganzes Meer von Gedanken in uns zum Rauschen bringt.

ANHANG

DIE SCHUTZHEILIGEN DER VERSCHIEDENEN STÄNDE

A

Apotheker: Vitus, Rochus
Arbeiter (innen): Anna, Josef, Paulus
Architekten: Thomas
Ärzte: Blasius, Cosmas und Damian, Eligius (Tierärzte); Raphael, Rochus
Autofahrer: Franziska v. Rom

B

Bäcker: Elisabeth, Laurentius, Klemens Hofbauer, Nikolaus
Bauern: Antonius, Wendelin, Notburga, Isidor, Leonhard
Baumeister: siehe Architekten!
Beichtväter: Johannes von Nepomuk, Petrus
Bergleute: Anna, Antonius von Padua, Klemens, Daniel
Bergsteiger: Bernhard von Menthone
Bildhauer: Johannes Ev., Lukas
Brautleute: Andreas, Antonius v. Padua, Hedwig, Nikolaus
Buchbinder: Cölestin, Johannes Ev., Ludwig
Buchdrucker: Augustin, Johannes Ev.
Buchhändler: Johannes Ev., Johannes v. Gott
Bürstenbinder: Antonius d. Einsiedler
Büßerinnen: Afra, Magdalena, Margareta v. Corrona, Petrus
Büttner: Florian, Magdalena

D

Dichter: Gregor v. Nazianz
Diener: Adelhelm, Guido (Kirchendiener)
Dienstboten: Christina, Martha, Notburga
Drechsler: Hubert

E

Eheleute: a) Kinderlose: Anna, Gabriel, b) Ehefrauen: Antonius v. Padua, Chlothilde, Felizitas, Martha, Monika; c) Ehemänner: Josef
Erstkommunikanten: Imelda

F

Feuerwehrleute: Laurentius
Fischer: Andreas, Benno, Petrus
Flaschner: Petrus, Johannes Ev.
Flößer: Johannes v. Nepomuk
Förster: Hubert, Eustach
Friseur: Ludwig, Magdalena

G

Gärtner: Agnes, Bartholomäus, Gertrud, Magdalena, Rosa v. Lima
Gastwirte: Goar, Johannes der Täufer, Julian, Martha
Gefangene: Leonhard, Rochus
Gelehrte: a) Juristen: Katharina; b) Philosophen: Katharina, Thomas von Aquin; c) Theologen: Albert d. Gr., Augustin, Bonaventura, Thomas v. Aquin

Gesellen: Josef
Glaser: Elisabeth, Jakob v. Ulm
Glasmaler: Jakob v. Ulm, Lukas, Markus
Glockengießer: Agatha, Antonius d. Einsiedler
Goldschmiede: Anastasius, Bernward
Graveure: Joh. Ev.

H

Hausfrauen: Anna, Martha
Hirten: Genovefa, Wendelin
Holzarbeiter: Vinzenz, Wolfgang
Hutmacher: Jakobus d. Ältere

I

Imker: Bernhard
Ingenieure: Josef, Thomas
Instrumentenmacher: Cäcilia

J

Jäger (und Schützen): Christina, Eustach, Hubert
Jugend: Aloisius, Johannes Berchmans, Gabriel Possenti, Josef Calasanza, Kasimir, Maria Goretti, Stanislaus, Vitus

K

Kaminkehrer: Florian, Johannes der Täufer
Kaufleute: Franziskus von Assisi, Guido, Jakobus d. Jüngere, Markus, Michael

Kinder: Hermann Josef, Imelda, Nikolaus; siehe auch Jugend!
Kirchendiener: Guido von Anderlecht
Klempner: Petrus, Eustach
Knechte: Anna
Köche: Laurentius, Martha
Korbmacher: Antonius der Einsiedler, Markus
Krankenpfleger: Johannes v. Gott, Camillus,
Kürschner: Johannes d. T.

L

Lehrer (und Erzieher): Gregor d. Gr., Don Bosco

M

Maler: Lukas
Matrosen: Nikolaus
Maurer: Markus, Petrus, Rasso, Stephan, Thomas, Johannes d. Täufer
Mesner: Guido
Metzger: Antonius d. Einsiedler, Nikolaus
Ministranten: Antonius v. Padua, Guido
Missionare: Franz Xaver, Leohard a Portu Mauritorio, Theresia v. K. J.
Müller: Arnulf, Blasius, Johannes Ev., Viktor v. Marseille, Christina, Katharina, Verena
Musiker (und Sänger): Blossius, Cäcilia, Johannes d. T.
Mütter: Monika; siehe auch Eheleute

N

Nachtwächter: Petrus von Alkantara
Nagelschmiede: Helena

Näherinnen: Anna, Lucia
Notare (und Schreiber): Johannes Ev., Markus, Nikolaus

O

Obsthändler: Christophorus, Leonhard
Optiker: Hubert
Orgelbauer: Caecilia

P

Pfarrer: Johannes Vianney
Pfarrhaushälterinnen: Verena, Martha
Pförtner: Bruder Konrad
Pilger: Birgitta, Rochus
Postboten: Gabriel,
Prediger: Ambrosius, Johannes Chrysostomus, Petrus Chrysologus, Paulus

R

Redakteure: Franz v. Sales
Reisende: Antonius v. Padua, Gertrud, Josef, Kaspar, Ludwig
Richter: Nikolaus

S

Sakristane: Guido
Sänger: Ambrosius, Arnold, Blossius, Johannes d. Täufer, Paulus
Schiffer: Andreas, Christoph, Klemens, Goar, Nikolaus
Schlosser: Baldomer, Petrus
Schmiede: Bernward
Schneider: Anna, Franz von Assisi, Johannes der Täufer, Nikolaus
Schreiner: Josef, siehe auch Zimmerleute!

Schriftsteller und Redakteure: Franz von Sales, Johannes Ev.

Soldaten: Georg, Josef, Michael, Sebastian

Spielwarenfabrikanten: Claudius

Steinbrecher und Steinmetzen: Klemens, Petrus, Rasso, Stephan

Steuerbeamte: Matthäus
Stickerinnen: Maria

Studenten: Albert d. Gr., Aloisius, Augustin, Hieronymus, Johannes Berchmans, Johannes Vianney, Josef von Cupertino, Katharina, Stanislaus Kostka, Thomas v. Aquin

T

Tapezierer: Ludwig
Teppichmacher: Paulus
Theologen: Siehe unter Studenten und Gelehrte!
Totengräber: Antonius der Einsiedler, Rochus
Tüncher: Kilian

U

Uhrmacher: Petrus

W

Wachszieher: Ambrosius, Bernhard, Genovefa, Maria (Lichtmeß)
Wagner: Katharina, Willigis
Winzer: Goar, Urban, Genovefa, Magdalena

Z

Zahnärzte: Lambert
Zeitungsträger: Gabriel
Zimmerleute: Johannes der Täufer, Josef, Thomas

DIE GEBRÄUCHLICHSTEN HEILIGENNAMEN IN IHRER WORTBEDEUTUNG

Soweit nicht germanischer Herkunft: h = hebräisch, gr = griechisch, l = lateinisch, it = italienisch, kelt = keltisch, sp = spanisch, per = persisch, sl = slavisch

A

Adim: Kurzform für Joachim
Adalbert: glänzend durch Adel
Adalbero: der edle Bär
Adalrich: durch Adel mächtig
Adelhard: edelstark
Adolf: Edewolf
Aegidius (gr.): Schildhalter
Alban (l): aus der Stadt Alba
Albert = Adalbert
Alphons: edelwillig
Aloisius (it) = Ludwig
Altmann: der durch Alter erfahrene Mann
Ambrosius (gr): der Unsterbliche
Andreas (gr): der Mannhafte
Anno = Arnold
Anselm: Gotteshelm
Ansgar: Gottesspeer
Anton (l): aus dem Geschlecht der Antonier
Arnold: Adler-Freund
Augustinus (l): Mehrer des Reiches

Adele: Adelinde oder Adelheid
Adelgund: edle Kämpferin
Adelheid: von edler Art
Afra (l): die Afrikanerin
Agatha (gr): die Gute
Agnes (gr): die Reine
Amalie: die Kämpferin
Angela (l): die Engelgleiche
Anna (h): die Gnadenvolle
Adelind: die Edelschlange
Anastasia (gr): die Auf-
erstehende

B

Baldomar: durch Kühnheit berühmt
Bartholomäus (h): Sohn des Tholmai
Basilus (l): der Königliche
Beda: der Besitzer
Benedikt (l): der Gesegnete
Benno = Bernhard: bärenstark
Bernward: der Bärenhüter
Berthold: der in Glanz Waltende
Bonaventura (l): von guter Vorbedeutung
Bonifatius (l): der Wohltäter
Bruno: braun
Burkhard: stark wie eine Burg

Berta: die Glänzende
Birgitta (Brigitta) (kelt): glänzend

C

Castor (gr): der Keusche
Cristoph (gr): der Christusträger
Claudius (l): der Lahme
Clemens (l): der Milde
Coelestin (l): der Himmlische
Columban (l): der Taubenfreund
Cyprian (gr): Mann aus Cypern
Chlodwig = Ludwig

Caecilia (l): die Blinde
Christina (l): die Christin
Crescentia (l): die Wachsende
Charitas (l): die Liebe

D

Damian (gr): Bändiger
Dominikus (l): dem Herrn gehörig, oder: Sonntagkind

Dietlind: Volksfreundin
Diemut: im Volk mutig
Dorothea (gr): Gottesgabe

E

Eberhard: stark wie ein Eber
Edmund: Schützer des Besitzes
Ellenger: der Speer (d. h. Kämpfer)
Engelbert: glänzend wie ein Engel
Engelmar: wie ein Engel berühmt
Eustach (gr): der Fruchtbare

Elisabeth (h): Gottes Eidschwur
Emilie (l): die Eifrige
Emma: die Erhabene

F

Felix (l): der Glückliche
Florian (l): der Blühende
Franz: der Franke, der Freie
Fridolin = Friedrich: der Friedensfürst
Fidelis (l): der Treue

Felizitas (l): Glückseligkeit
Franziska (l): die Fränkin, oder: die Freie

G

Gabriel (h): Gotteskraft
Gallus (l): der Hahn
Gamelbert: alt glänzend

Gebhard: der Freigebeige
Georg (gr): der Landmann
Gerhard: der Speerstarke
Gerlach: der mit dem Speer
Spielende
German: der Speermann
Goar = *Gotthard*
Gottfried: Gottesfrieden
Gotthard: der in Gott
Starke
Gregor (gr): der Wachsame
Guido (= *Wido*):
der Weidmann
Gunther (*Günther*):
Kämpfer

Gertrud: die mit dem Speer
vertraute Kämpferin
Genovefa: die Zauber-
webende

H

Hartmann: starker Mann
Heinrich:
Herr des Umhegten,
Fürst des Gehöftes
Heribert: heerglänzend
Hermann: Heeresmann,
Volksmann
Hieronymus (gr): Mann
mit dem heiligen Namen
Hubert: der durch Verstand
Glänzende
Hugo: Geist, Denker

Hedwig: die Schlachten-
kämpferin, die Streitbare
Helena (gr): die Leuchtende
Hildegard: die im Kampf
Schützende

I

Ignatius (l): der Feurige
Irenaeus (gr): der Friedliche
Isidor (gr):
Geschenk der Göttin Isis
Ida: die Jugendkräftige
Imelda = *Irminhild*:
Gotteskämpferin
Ingeborg: durch den Gott
(Ingo) geborgen

J

Jakobus (h): der Fersen-
halter, Nachgeborene
Johann (h):
von Gott gegeben
Josef (h): der Vermehrer
Julian (l):
vom Geschlecht des Julius
Justin (l): der Gerechte

Johanna (h):
die von Gott Begnadete
Julia (l): die aus dem
Geschlecht des Julius,
die Heitere

K

Karl: der mannhafte,
der tüchtige Kerl
Kaspar (pers):
der Schatzmeister
Kilian (kelt):
der Kirchenmann
Konrad:
Berater des Stammes
Konstantin (l):
der Standhafte

Katharina (gr): die Reine
Karolina:
weibliche Form für Karl
Klara (l): die Lichtvolle
Klothild:
gepriesene Kämpferin
Kunigunde: die für ihre
Sippe Kämpfende

L

Lambert:
der im Lande glänzt
Laurentius (*Lorenz*) (l):
der mit Lorbeer
geschmückte Sieger
Leo (l): der Löwe
Leonhard (*Lienhard*):
der Löwenstarke
Liborius (l): der Freie
Ludger: der Volksspeer
Ludwig:
ruhmvoller Kämpfer
Lukas (gr):
Mann aus Lukania

Lidwina: die Volksfreundin
Lüsthildis: die mit ihrem
Volk Kämpfende
Lioba: die Liebe,
Freundliche
Luitgart:
des Volkes Hüterin

M

Magnus (l): der Große,
der mit Macht Waltende
Markus (l): der Hammer
Martin (l): der dem Kriegs-
gott geweihte Krieger
Matthaeus (h):
Geschenk Gottes
Meinrad:
der mächtige Berater
Meinwerk:
der mächtige Wirker
Michael (h):
wer ist wie Gott

Magdalena (gr): die aus
Magdala Gebürtige
Margareta (gr): die Perle
Maria (h): die von Gott
Geliebte, die Herrin
Martha (h): die Herrin
Mathilde (*Mechtild*):
die mächtige Kämpferin
Monika (gr): die Einsame
Melanie (gr): die Schwarze

N

Nikolaus (gr):
der Volksbesieger
Norbert: der Nordglanz
Notker: der Notkämpfer

Notburga: die Nothelferin

O

Odilo = *Otto*
Otto: der Besitzende

Odilia: die Besitzende

P

Paul (gr): der Kleine
Peter (gr): Fels

Philipp (gr):
der Pferdefreund
Pirmin (kelt):
der Ruhmreiche
Plus (l): der Fromme
Paula (gr): die Kleine
Perpetua (l): die Beständige

R

Remig (l): der Ruderer
Rochus (pers):
der Erhabene
Rupert (*Ruprecht*):
Ruhmglänzend

Radegunde:
die Beraterin im Kampf
Renata (l):
die Wiedergeborene
Rita (it) = *Margareta*
Rosa (l) = *Rose*

S

Sebald: siegeskühn
Sebastian (gr): der Er-
habene
Siegfried: der durch Sieg
Schützende

Stanislaus (sl): der durch
Beständigkeit Berühmte
Stephan (gr):
der Bekränzte
Sturmi: der Wetterharte,
Stürmische
Silvester (l): der Wald-
mann

Sophie (gr): Weisheit
Stilla: die Stille

T

Thassilo: Dachs
Thomas (h): Zwilling

Theresia (gr): von Thera
stammend

U

Ulrich: Herr des Stamm-
sitzes

V*

Valentin (l): der Starke
Vigilius (l): der Wachsame

Viktrizius (l): der immer
Siegreiche
Vinzenz (l): der Sieger
Vitus (l): der Lebensstarke

Verena: wahrscheinlich

W

Wendelin: zum Stamm der
Vandalen gehörend
Widukind: das Waldkind
(d. h. Schützer)
Willibald: der kühnen
Willen hat
Willibrord: Speerwilliger
Mann
Wolfgang: der schnelle
Wolf
Wunibald:
der frohe Kühne

Walburga: die Beschützerin
der Gefallenen
Wiborada: Frauenrat

X

Xaver (gr): glänzend

NAMENS-VERZEICHNIS

(hl. = heiliggesprochen, sel. = seliggesprochen;
wo nichts vermerkt ist, hat die Kirche noch nicht gesprochen.)

| A | Seite | | Seite |
|---------------------------------------|-------|---|-------|
| Adalbert, hl. | 296 | Beda d. Ehrw., hl. | 586 |
| Adelgunde, hl. | 87 | Beltrami, Andreas | 911 |
| Adelheid, hl. | 876 | Benedikt v. Nursia, hl. | 215 |
| Adelheid v. Vilich, hl. | 103 | Benedikt Jos. Labre, hl. | 279 |
| Adolf Kolping | 843 | Benno v. Meißen, hl. | 433 |
| Adolf v. Osnabrück, hl. | 122 | Benitius, Philipp, hl. | 597 |
| Afra, hl. | 551 | Berchmans, Johannes, hl. | 577 |
| Agatha, hl. | 105 | Bernadette Soubirous, hl. | 855 |
| Agnes, hl. | 61 | Bernhard v. Baden, sel. | 520 |
| Alacoque, Marg. Mar. hl. | 743 | Bernhard v. Clairvaux, hl. | 587 |
| Albert d. Gr., hl. | 795 | Bernhard v. Menthone, hl. | 431 |
| Albert v. Oberaltaich, sel. | 826 | Bernhardin v. Siena, hl. | 373 |
| Alfons Rodriguez, hl. | 753 | Bernward, hl. | 746 |
| Aloisius, hl. | 443 | Berthold v. Regensburg, sel. | 871 |
| Alphons v. Liguori, hl. | 542 | Bertin Schuster | 239 |
| Altmann v. Passau, sel. | 546 | Bertrand, Ludwig, hl. | 704 |
| Ambrosius, hl. | 851 | Billiard Julie, sel. | 258 |
| Anastasius Hartmann | 271 | Birgitta, hl. | 711 |
| Andreas, hl. | 833 | Blosius, Ludwig | 32 |
| Andreas Beltrami | 911 | Blüten aus einem Gottesgarten | 394 |
| Angela v. Foligno, sel. | 234 | Bonaventura, hl. | 496 |
| Angela Merici, hl. | 344 | Bonifatius, hl. | 408 |
| Anna, hl. | 527 | Borgia, Franz, hl. | 706 |
| Anna Kath. Emmerick | 113 | Borromäus Karl, hl. | 765 |
| Anna M. Taigi, sel. | 418 | Bosco, Johannes, hl. | 305 |
| Anno, hl. | 881 | Brun v. Querfurt, hl. | 126 |
| Anselm v. Canterbury, hl. | 287 | Bruno, hl. | 696 |
| Ansgar, hl. | 98 | Birgitta, hl. | 711 |
| Antonius, der Einsiedler, hl. | 50 | Bufalo, Kaspar del, sel. | 908 |
| Antonius v. Padua, hl. | 426 | Burkhard, hl. | 717 |
| Anton M. Claret, hl. | 740 | | |
| Arnold Janssen | 70 | C | |
| Augustinus, hl. | 608 | Caecilia, hl. | 813 |
| | | Cafasso, Joseph, hl. | 448 |
| B | | Calasanza, Josef, hl. | 610 |
| Baldomer, hl. | 162 | Campion, Edmund, sel. | 835 |
| Barat, Magdal. Sophie, hl. | 380 | Canisius, Petrus, hl. | 308 |
| Bartholomäus, hl. | 599 | Caspar Stanggassinger | 671 |
| Bartholomäus Holzhauser | 368 | Chantal, Johanna Franziska, hl. | 591 |
| Basilius, hl. | 428 | Charitas Pirkheimer | 594 |
| Baylon, Paschalis, hl. | 370 | Chrysologus, Petrus, hl. | 846 |
| Becket, Thomas, hl. | 905 | Chrysostomus, Joh., hl. | 77 |

| | |
|--|-----|
| Christine Ebner | 903 |
| Claret, Anton M., hl. | 740 |
| Claver, Petrus, hl. | 635 |
| Coelestin, hl. | 365 |
| Colombini, Johannes, sel. | 528 |
| Compiègne, Karmeliterinn. v., sel. | 487 |
| Contardo Ferrini, sel. | 749 |
| Cottolengo, Josef Benedikt, hl. | 312 |
| Cyprian, hl. | 650 |

D

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Damian de Veuster | 276 |
| Damiani, Petrus, hl. | 149 |
| Diemut, sel. | 237 |
| Dietlind, hl. | 54 |
| Dominika Klara Moes | 152 |
| Dominikus, hl. | 548 |
| Dominikus Savio, sel. | 186 |
| Dorothea v. Montau | 755 |
| Droste zu Vischering, Maria | 416 |
| Dupont, Leo | 205 |

E

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Eberhard v. Salzburg, hl. | 446 |
| Ebner, Christine | 903 |
| Edmund Campion, sel. | 835 |
| Ellengar | 349 |
| Elisabeth von Portugal, hl. | 485 |
| Elisabeth von Reute, sel. | 821 |
| Elisabeth von Schönau, sel. | 437 |
| Elisabeth von Thüringen, hl. | 803 |
| Emilie Schneider | 211 |
| Emmeram, hl. | 664 |
| Emma v. Kärnten, hl. | 439 |
| Emma v. Niedersachsen | 281 |
| Emmerick, Anna Kath. | 113 |
| Engelmar, sel. | 46 |
| Engelbert v. Berg, hl. | 774 |
| Engelbert Kolland, sel. | 524 |
| Eppinger, M. Alphonsa | 537 |
| Eustach, hl. | 660 |
| Eymard, Peter Julian, sel. | 540 |

F

| | |
|----------------------------------|-----|
| Faber, Peter, sel. | 560 |
| Felix v. Cantalicio, hl. | 362 |
| Felizitas, hl. | 175 |

| | |
|-------------------------------------|-----|
| Ferrini Contardo, sel. | 749 |
| Fey Klara | 337 |
| Fidelis v. Sigmaringen, hl. | 299 |
| Fisher, Johann, hl. | 453 |
| Fleischmann, Johann, sel. | 224 |
| Florian, hl. | 328 |
| Foucauld, Karl de | 838 |
| Fourier Peter, hl. | 890 |
| Franz von Assisi, hl. | 691 |
| Franz Borgia, hl. | 706 |
| Franz von Paula, hl. | 244 |
| Franz Josef Rudigier | 830 |
| Franz von Sales, hl. | 83 |
| Franz Solan, hl. | 494 |
| Franz M. Paul Libermann | 95 |
| Franz Xaver, hl. | 848 |
| Franziska von Rom, hl. | 184 |
| Franziska Schervier | 874 |
| Frassati, Pier Giorgio | 503 |
| Friedrich, sel. | 138 |
| Friedrich Ozanam | 632 |
| Friedhofen, Peter | 888 |
| Fridolin, hl. | 173 |

G

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Gabriel Possenti, hl. | 159 |
| Gallus, hl. | 723 |
| Gamelbert, hl. | 56 |
| Gebhard, hl. | 606 |
| Gemma Galgani, hl. | 264 |
| Genovefa, hl. | 12 |
| Georg v. Augsburg | 698 |
| Gerhard, hl. | 670 |
| Gerhard Famian, hl. | 559 |
| Gerhard Majella, hl. | 734 |
| Gerhardinger Karoline | 339 |
| Gerhoh, hl. | 399 |
| Gerlach, hl. | 18 |
| German, hl. | 133 |
| Gertrud v. Helfta, hl. | 792 |
| Gertrud v. Nivelles, hl. | 204 |
| Goar, hl. | 480 |
| Gotthard, hl. | 326 |
| Gottfried v. Kappenberg, sel. | 40 |
| Gregor d. Große, hl. | 191 |
| Gregor v. Nazianz, hl. | 342 |
| Gregor VII., hl. | 377 |

Seite

| | |
|------------------------------------|-----|
| Grignion, Ludw. M., sel. | 283 |
| Gualbertus, Johannes, sel. | 492 |
| Guido v. Anderlecht, hl. | 638 |
| Gunther, hl. | 736 |

H

| | |
|--|-----|
| Hart, Wilhelm | 194 |
| Hartmann, Anastasius | 271 |
| Hartmann von Brixen, hl. | 895 |
| Hedwig, hl. | 725 |
| Helena, hl. | 582 |
| Heinrich II., hl. | 499 |
| Heinrich von Bozen, sel. | 421 |
| Heinrich Seuse, sel. | 166 |
| Herbst, Maurus Xaverius | 248 |
| Heribert, hl. | 201 |
| Hermann d. Lahme | 668 |
| Hermann Josef v. Steinfeld, sel. | 256 |
| Hieronymus, hl. | 680 |
| Hieronymus Jaegen | 15 |
| Hildegard, hl. | 653 |
| Hofbauer, Klemens M., hl. | 199 |
| Holzhauser, Bartholomäus | 368 |
| Hubert, hl. | 763 |
| Hugo v. Cluny, hl. | 242 |
| Hyacinth, hl. | 580 |

I

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Ida von Herzfeld, sel. | 624 |
| Ignatius von Antiochien, hl. | 92 |
| Ignatius von Loyola, hl. | 533 |
| Imelda, sel. | 646 |
| Irenaeus, hl. | 459 |
| Irmengard v. Chiemsee, sel. | 501 |
| Isidor, hl. | 347 |

J

| | |
|--|-----|
| Jaegen, Hieronymus | 15 |
| Jakob d. Jüngere, hl. | 322 |
| Jakob d. Ältere, hl. | 518 |
| Jakob Rem | 685 |
| Jakob von Ulm, sel. | 709 |
| Janssen Arnold | 70 |
| Jaricot Pauline, Marie | 28 |
| Jeanne d'Arc, hl. | 388 |
| Johanna Franziska von Chantal, hl. | 591 |
| Johann Kapistran, hl. | 231 |

K

| | |
|--|-----|
| Johannes Bosco, hl. | 305 |
| Johannes Baptist de la Salle, hl. | 355 |
| Johannes Berchmans, hl. | 577 |
| Johannes Bapt. Stöger | 759 |
| Johannes Bapt. Vianney, hl. | 566 |
| Johannes Chrysostomus, hl. | 77 |
| Johannes Colombini, sel. | 528 |
| Johannes, Evangelist, hl. | 898 |
| Johannes Fisher, hl. | 453 |
| Johannes Fleischmann | 224 |
| Johannes Franz Regis, hl. | 435 |
| Johannes Gabriel Perboyre, hl. | 640 |
| Johannes Georg Seidenbusch | 861 |
| Johannes Gualbertus, hl. | 492 |
| Johannes von Gott, hl. | 181 |
| Johannes Justus Landsberger | 553 |
| Johannes Kaspar Kratz | 38 |
| Johannes v. Kreuz, hl. | 817 |
| Johannes Nepomuk, hl. | 358 |
| Johannes Nepomuk Neumann | 21 |
| Johannes Nep. v. Tschiderer | 840 |
| Johannes der Täufer, hl. | 450 |
| Jordan Mai | 140 |
| Jordan von Sachsen | 129 |
| Josef, hl. | 208 |
| Josef v. Copertino, hl. | 655 |
| Josef Bened. Cottolengo, hl. | 312 |
| Josef Calasanza, hl. | 610 |
| Josef Oriol, hl. | 219 |
| Josef Pörner | 769 |
| Joseph Cafasso, sel. | 448 |
| Judas Thaddäus, hl. | 751 |
| Juliane von Lüttich, sel. | 246 |
| Julie Billiard, sel. | 258 |
| Justiniani, Laurentius, hl. | 626 |
| Kappenberg, Gottfried von | 40 |
| Karl Borromäus, hl. | 765 |
| Karl de Foucauld | 838 |
| Kajetan, hl. | 555 |
| Kamillus von Lellis, hl. | 507 |
| Kapistran Johann, hl. | 231 |
| Karmeliterinnen v. Compiègne, sel. | 487 |
| Karolina Gerhardinger | 339 |
| Karolina Schönauer | 254 |
| Kasimir, hl. | 171 |

| | Seite |
|--------------------------------|-------|
| Kaspar del Bufalo, sel. | 908 |
| Kastor, hl. | 123 |
| Katharina von Alexandrien, hl. | 828 |
| Katharina von Genua, hl. | 216 |
| Katharina von Siena, hl. | 318 |
| Kilian, hl. | 484 |
| Klara, hl. | 569 |
| Klara Fey | 337 |
| Klemens, hl. | 815 |
| Klemens M. Hofbauer, hl. | 199 |
| Klothilde, hl. | 404 |
| Kolland, Engelbert, sel. | 524 |
| Kolumba Schonath | 164 |
| Kolumban, hl. | 810 |
| Kolping, Adolf | 843 |
| Konrad, hl. | 823 |
| Konrad von Parzham, hl. | 290 |
| Korbinian, hl. | 629 |
| Kostka, Stanislaus, hl. | 789 |
| Kratz, Johann Kaspar | 38 |
| Kreszentia v. Kaufb., sel. | 251 |
| Kunibert, sel. | 788 |
| Kunigunde, hl. | 169 |

L

| | |
|--------------------------------|-----|
| Labre, Benedikt Josef, hl. | 279 |
| Lambert, hl. | 658 |
| Lambertini, Imelda, sel. | 646 |
| Landsberger, Joh. Justus | 553 |
| Laurentius, hl. | 563 |
| Laurentius Justiniani, hl. | 626 |
| Lellis, Kamillus von, hl. | 507 |
| Leo IX., hl. | 285 |
| Leo d. Große, hl. | 266 |
| Leo Dupont | 205 |
| Leonhard, hl. | 772 |
| Leonhard a Porto Mauritio, hl. | 800 |
| Leopold, hl. | 799 |
| Libermann, Franz M. Paul | 95 |
| Liborius Wagner | 858 |
| Lidwina, sel. | 269 |
| Liguori, Alph. von, hl. | 542 |
| Lindmayr, M. A. Josefa | 893 |
| Lioba, hl. | 675 |
| Ludger, hl. | 227 |
| Ludwig, König, hl. | 601 |
| Ludwig Bertrand, hl. | 704 |

| | Seite |
|------------------------------|-------|
| Ludwig Blossius | 32 |
| Ludwig M. Grignon, sel. | 283 |
| Lüfthildis, hl. | 65 |
| Luise von Marillac, hl. | 189 |
| Luitgard von Tongern, hl. | 457 |
| Luitgard von Wittichen, sel. | 714 |
| Lukas, hl. | 728 |

M

| | |
|-------------------------------------|-----|
| Märtyrerinnen v. Valenciennes, sel. | 739 |
| Magdalena Sophie Barat, hl. | 380 |
| Magnerich, hl. | 522 |
| Magnus, hl. | 628 |
| Mai, Jordan | 240 |
| Majella, Gerhard, hl. | 734 |
| Makarius d. Jüngere, hl. | 9 |
| Mallinkrodt, Pauline von | 315 |
| Margareta, hl. | 512 |
| Margareta von Cortona, hl. | 146 |
| Margareta Ebner | 441 |
| Margareta M. Alacoque, hl. | 743 |
| Margareta von Schottland, hl. | 424 |
| Margarete Sinclair | 782 |
| Maria, hl. | 642 |
| Maria Anna Josefa Lindmayr | 893 |
| Maria Columba Weigl | 614 |
| Maria Droste zu Vischering | 416 |
| Maria Euphrasia Pelletier, hl. | 302 |
| Maria Fidelis Weiß | 119 |
| Maria Goretti, hl. | 477 |
| Maria Magdalena, hl. | 516 |
| Maria Magd. Postel, hl. | 489 |
| Maria Magdal. de Pazzi, hl. | 391 |
| Maria von Mörl | 35 |
| Maria Theodora Augusta | 274 |
| Maria Ward | 89 |
| Marillac, Luise von, hl. | 189 |
| Martha, hl. | 531 |
| Martin v. Tours, hl. | 785 |
| Mathilde, hl. | 196 |
| Matthäus, hl. | 662 |
| Matthäus Rascher | 584 |
| Matt Talbot | 413 |
| Mauritius | 666 |
| Maurus v. Plankstetten | 248 |
| Maximiliana v. Wartenberg | 43 |
| Mayer Rupert | 776 |

Seite

| | |
|---------------------------------|-----|
| Mechthild von Edelstetten, sel. | 397 |
| Mechthild von Helfta, hl. | 157 |
| Meinolph, hl. | 694 |
| Meinrad, hl. | 68 |
| Meinwerk, hl. | 402 |
| Melania d. Jüngere, hl. | 864 |
| Merici, Angela, hl. | 344 |
| Michael, hl. | 678 |
| Michael Aug. Pro. | 806 |
| Moes, Dominika Klara | 152 |
| Monika, hl. | 332 |

N

| | |
|------------------------|-----|
| Nepomuk, Johann, hl. | 358 |
| Neri, Philipp, hl. | 383 |
| Neumann, Joh. Nepomuk | 21 |
| Nikolaus von Flüe, hl. | 221 |
| Norbert, hl. | 411 |
| Notburga, hl. | 644 |
| Notker der Stammler | 261 |
| Nunzio Sulprizio | 335 |

O

| | |
|----------------------|-----|
| Odilia, hl. | 869 |
| Odilo von Cluny, hl. | 7 |
| Oliver Plunket, sel. | 467 |
| Oriol, Josef, hl. | 219 |
| Othmar, hl. | 797 |
| Otto, hl. | 473 |
| Ozanam, Friedrich | 632 |

P

| | |
|--------------------------------|-----|
| Pallotti, Vinzenz, hl. | 63 |
| Paula von Rom, hl. | 81 |
| Pauline M. Jaricot | 28 |
| Pauline von Mallinkrodt | 315 |
| Paulinus von Nola, hl. | 407 |
| Paulus, hl. | 464 |
| Paschalis Baylon, hl. | 370 |
| Pelletier, M. Euphrasia, hl. | 302 |
| Perboyre, Johann Gabriel, sel. | 640 |
| Perpetua, hl. | 175 |
| Peter Faber, sel. | 560 |
| Peter Fourier, hl. | 890 |
| Peter Friedhofen | 888 |
| Peter Georg Frassati | 503 |
| Peter Julian Eymard, sel. | 540 |

Seite

| | |
|--------------------------|-----|
| Petrus, hl. | 462 |
| Petrus v. Alcantara, hl. | 730 |
| Petrus Canisius, hl. | 308 |
| Petrus Chrysologus, hl. | 846 |
| Petrus Claver, hl. | 635 |
| Petrus Damiani, hl. | 149 |
| Philippus, hl. | 322 |
| Philipp Jeningen | 110 |
| Philipp Neri, hl. | 383 |
| Philipp Benitius, hl. | 597 |
| Pirkheimer, Charitas | 594 |
| Pius V., hl. | 330 |
| Pius X., hl. | 603 |
| Pirmin, hl. | 761 |
| Plunket, Oliver, sel. | 467 |
| Polykarp, hl. | 74 |
| Pörner Josef | 769 |
| Possenti, Gabriel, hl. | 159 |
| Postel, Maria Magd., hl. | 489 |
| Pro, Michael Aug. | 806 |

R

| | |
|----------------------------|-----|
| Rabanus Maurus | 101 |
| Radegunde, hl. | 572 |
| Rasso, sel. | 360 |
| Regis, Johannes Franz, hl. | 435 |
| Rem, Jakob | 685 |
| Remigius, hl. | 684 |
| Renata | 376 |
| Rita, hl. | 352 |
| Rochus, hl. | 579 |
| Rodriguez, Alfons, hl. | 753 |
| Romuald, hl. | 107 |
| Rosa v. Lima, hl. | 613 |
| Rosa v. Viterbo, hl. | 622 |
| Rudigier, Franz Josef | 830 |
| Rupert, hl. | 229 |
| Rupert Mayer | 776 |

S

| | |
|------------------------------|-----|
| Sales, Franz von, hl. | 83 |
| Salle de la, Joh. Bapt., hl. | 355 |
| Savio, Dominikus, sel. | 186 |
| Schervier, Franziska | 874 |
| Schneider, Emilie | 211 |
| Scholastika, hl. | 116 |
| Schonath, Kolumba | 164 |

| | Seite |
|-------------------------------------|-------|
| Schönauer Karolina | 254 |
| Schuster, Bertin | 239 |
| Sebald, hl. | 575 |
| Sebastian, hl. | 58 |
| Seidenbusch, Johann Georg | 861 |
| Seuse, Heinrich, sel. | 166 |
| Severin, hl. | 25 |
| Siegfried, hl. | 131 |
| Silvester, Papst, hl. | 914 |
| Sophie Barat, hl. | 380 |
| Soubirous, Bernadette, hl. | 855 |
| Stanggassinger, Caspar | 671 |
| Stanislaus Kostka, hl. | 789 |
| Stephanus, Erz., hl. | 900 |
| Stephan v. Ungarn, hl. | 619 |
| Stilla, sel. | 514 |
| Stöger, Joh. Bapt. | 759 |
| Sturm, hl. | 879 |

T

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Taigi, Anna M., sel. | 418 |
| Talbot, Matt | 413 |
| Thaddäus, Judas, hl. | 751 |
| Thassilo, sel. | 867 |
| Theresia von Avila, hl. | 719 |
| Theresia vom Kinde Jesu, hl. | 688 |
| Thomas, Apostel, hl. | 886 |
| Thomas von Aquin, hl. | 178 |
| Thomas Becket, hl. | 905 |
| Thomas More, hl. | 469 |
| Thomas von Villanova, hl. | 648 |
| Tschiderer, Joh. Nep. von | 840 |

U

| | |
|---------------------|-----|
| Ulrich, hl. | 475 |
|---------------------|-----|

V

| | Seite |
|---|-------|
| Valenciennes, Märtyrerinn. v., sel. | 739 |
| Valentin von Passau, hl. | 24 |
| Verena, hl. | 617 |
| Vigilius, hl. | 455 |
| Viktrizius Weiß | 701 |
| Vianney, Joh. Bapt., hl. | 566 |
| Vinzenz v. Paul, hl. | 509 |
| Vinzenz Pallotti | 63 |
| Vitus, hl. | 423 |

W

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Wagner, Liborius | 858 |
| Walburg, hl. | 155 |
| Warin, hl. | 673 |
| Ward, Maria | 89 |
| Wartenberg, Maximiliana | 43 |
| Weigl, Maria Columba | 614 |
| Weiß, M. Fidelis | 119 |
| Weiß, Viktrizius | 701 |
| Wendelin, hl. | 732 |
| Widukind | 48 |
| Wiborada, hl. | 324 |
| Wilhelm Hart | 194 |
| Willigis, hl. | 143 |
| Willibald, hl. | 482 |
| Willibrord, hl. | 780 |
| Wolfgang, hl. | 757 |
| Wolfgang von Asch, sel. | 135 |
| Wolfhelm, hl. | 293 |
| Wunibald, hl. | 883 |

X

| | |
|---------------------------|-----|
| Xaver, Franz, hl. | 848 |
|---------------------------|-----|

INHALTS-VERZEICHNIS

| | Seite | | Seite |
|--|-------|---|-------|
| 1. Jan. Odilo v. Cluny | 7 | 18. Febr. Wolfgang von Asch | 135 |
| 2. " Makarius v. Alexandrien | 9 | 19. " Friedrich | 138 |
| 3. " Genovefa | 12 | 20. " Bruder Jordan Mai | 140 |
| 4. " Hieronymus Jaegen | 15 | 21. " Willigis | 143 |
| 5. " Gerlach der Einsiedler | 18 | 22. " Margareta von Cortona | 146 |
| 6. " Johannes Nep. Neumann | 21 | 23. " Petrus Damiani | 149 |
| 7. " Valentin von Passau | 24 | 24. " Dominika Klara Moes | 152 |
| 8. " St. Severin | 25 | 25. " Walburg | 155 |
| 9. " Pauline Marie Jaricot | 28 | 26. " Mechtild von Helfta | 157 |
| 10. " Ludwig Blossius | 32 | 27. " Gabriel Possenti | 159 |
| 11. " Maria von Mörl | 35 | 28. " Baldomer | 162 |
| 12. " Johann Kaspar Kratz | 38 | | |
| 13. " Gottfried von Kappenberg | 40 | 1. März M. Kolumba Schonath | 164 |
| 14. " Maximiliana v. Wartenbg. | 43 | 2. " Heinrich Seuse | 166 |
| 15. " Der selige Engelmar | 46 | 3. " Kunigunde | 169 |
| 16. " Widukind | 48 | 4. " Kasimir | 171 |
| 17. " Antonius der Einsiedler | 50 | 5. " Fridolin | 173 |
| 18. " Dietlind | 54 | 6. " Perpetua und Felizitas | 175 |
| 19. " Gamelbert | 56 | 7. " Thomas von Aquin | 178 |
| 20. " Sebastian | 58 | 8. " Johann von Gott | 181 |
| 21. " Agnes | 61 | 9. " Franziska von Rom | 184 |
| 22. " Vinzenz Pallotti | 63 | 10. " Dominikus Savio | 186 |
| 23. " Lufthildis | 65 | 11. " Luise von Marillac | 189 |
| 24. " Meinrad | 68 | 12. " Gregor der Große | 191 |
| 25. " Arnold Janssen | 70 | 13. " Wilhelm Hart | 194 |
| 26. " Polykarp von Smyrna | 74 | 14. " Mathilde | 196 |
| 27. " Johannes Chrysostomus | 77 | 15. " Klemens Maria Hofbauer | 199 |
| 28. " Paula von Rom | 81 | 16. " Heribert von Köln | 201 |
| 29. " Franz von Sales | 83 | 17. " Gertrud von Nivelles | 204 |
| 30. " Adelgunde | 87 | 18. " Leo Dupont | 205 |
| 31. " Maria Ward | 89 | 19. " Josef | 208 |
| | | 20. " Emilie Schneider | 211 |
| 1. Febr. Ignatius von Antiochien | 92 | 21. " Benedikt von Nursia | 213 |
| 2. " Franz M. Paul Libermann | 95 | 22. " Katharina von Genua | 216 |
| 3. " Ansgar | 98 | 23. " Josef Oriol | 219 |
| 4. " Rabanus Maurus | 101 | 24. " Nikolaus von Flüe | 221 |
| 5. " Die hl. Adelheid v. Vilich | 105 | 25. " Johann Fleischmann | 224 |
| 6. " Agatha | 105 | 26. " Ludger | 227 |
| 7. " Romuald | 107 | 27. " Rupert | 229 |
| 8. " Philipp Jeningen | 110 | 28. " Johann von Kapistran | 231 |
| 9. " Anna Katharina Emmerick | 113 | 29. " Angela von Foligno | 234 |
| 10. " Scholastika | 116 | 30. " Diemut | 237 |
| 11. " Maria Fidelis Weiß | 119 | 31. " Bruder Bertin Schuster | 239 |
| 12. " Adolf von Osnabrück | 122 | | |
| 13. " Kastor | 123 | 1. April Hugo von Cluny | 242 |
| 14. " Brun von Querfurt | 126 | 2. " Franz von Paula | 244 |
| 15. " Jordan von Sachsen | 129 | 3. " Juliane von Lüttich | 246 |
| 16. " Siegfried | 131 | 4. " Maurus Xaverius Herbst | 248 |
| 17. " German | 133 | 5. " Kreszentia v. Kaufbeuren | 251 |

| | Seite | | Seite | | Seite | | Seite | | | | |
|----------|--------------------------------------|-----|---------|--|-------|----------|-----------------------------------|-----|----------|-------------------------------------|-----|
| 6. April | M. Karoline Schönauer | 254 | 27. Mai | Beda der Ehrwürdige | 386 | 13. Juli | Franz Solan | 494 | 1. Sept. | Verena | 617 |
| 7. " | Herm. Josef v. Steinfeld | 256 | 28. " | Johanna d'Arc | 388 | 14. " | Bonaventura | 496 | 2. " | Stephan von Ungarn | 619 |
| 8. " | Julie Billiard | 258 | 29. " | Maria Magdalena de Pazzi | 391 | 15. " | Kaiser Heinrich II. | 499 | 3. " | Rosa von Viterbo | 622 |
| 9. " | Notker der Stammler | 261 | 30. " | Blüten aus einem Gottes- garten | 394 | 16. " | Irmengard | 501 | 4. " | Ida von Herzfeld | 624 |
| 10. " | Gemma Galgani | 264 | 31. " | Mechtild von Edelstetten | 397 | 17. " | Peter Georg Frassati | 503 | 5. " | Laurentius Justiniani | 626 |
| 11. " | Leo der Große | 266 | | | | 18. " | Kamillus von Lellis | 507 | 6. " | Der heilige Magnus | 628 |
| 12. " | Lidwina | 269 | 1. Juni | Gerhoh von Reichersberg | 399 | 19. " | Vinzenz von Paul | 509 | 7. " | Korbinian | 629 |
| 13. " | Anastasius Hartmann | 271 | 2. " | Meinwerk von Paderborn | 402 | 20. " | Margareta | 512 | 8. " | Friedrich Ozanam | 632 |
| 14. " | M. Theodora Augusta | 274 | 3. " | Klothilde | 404 | 21. " | Stilla von Abenberg | 514 | 9. " | Petrus Claver | 635 |
| 15. " | Damian de Veuster | 276 | 4. " | Paulinus von Nola | 407 | 22. " | Maria Magdalena | 516 | 10. " | Guido von Anderlecht | 638 |
| 16. " | Benedikt Josef Labre | 279 | 5. " | Bonifatius | 408 | 23. " | Jakobus der Ältere | 518 | 11. " | Johann Gabriel Perboyre | 640 |
| 17. " | Emma von Niedersachsen | 281 | 6. " | Norbert | 411 | 24. " | Bernhard von Baden | 520 | 12. " | Maria | 642 |
| 18. " | Ludwig Maria Grignon | 283 | 7. " | Matt Talbot | 413 | 25. " | Magnerich | 522 | 13. " | Notburg | 644 |
| 19. " | Leo IX. | 285 | 8. " | Maria Droste zu Vischering | 416 | 26. " | Engelbert Kolland | 524 | 14. " | Imelda Lambertini | 646 |
| 20. " | Anselm von Canterbury | 287 | 9. " | Anna Maria Taigi | 418 | 27. " | Anna | 527 | 15. " | Thomas von Villanova | 648 |
| 21. " | Konrad von Parzham | 290 | 10. " | Heinrich von Bozen | 421 | 28. " | Johannes Colombini | 528 | 16. " | Cyprian | 650 |
| 22. " | Wolfhelm von Brauweiler | 293 | 11. " | Vitus | 423 | 29. " | Martha | 531 | 17. " | Hildegard von Bingen | 653 |
| 23. " | Adalbert von Prag | 296 | 12. " | Margareta von Schottland | 424 | 30. " | Ignatius von Loyola | 533 | 18. " | Josef von Copertino | 655 |
| 24. " | Fidelis von Sigmaringen | 299 | 13. " | Antonius von Padua | 426 | 31. " | M. Alphonsa Eppinger | 537 | 19. " | Lambert | 658 |
| 25. " | Maria Euphrasia Pelletier | 302 | 14. " | Basilius der Große | 428 | | | | 20. " | Eustach | 660 |
| 26. " | Johannes Bosco | 305 | 15. " | Bernhard von Menthone | 431 | 1. Aug. | Peter Julian Eymard | 540 | 21. " | Matthäus | 662 |
| 27. " | Petrus Canisius | 308 | 16. " | Benno von Meissen | 433 | 2. " | Alphons von Liguori | 542 | 22. " | Emmeram | 664 |
| 28. " | Josef Benedikt Cottolengo | 312 | 17. " | Johann Franz Regis | 435 | 3. " | Altmann von Passau | 546 | 23. " | Mauritius | 666 |
| 29. " | Pauline von Mallinckrodt | 315 | 18. " | Elisabeth von Schönau | 437 | 4. " | Dominikus | 548 | 24. " | Hermann der Lahme | 668 |
| 30. " | Katharina von Siena | 318 | 19. " | Emma | 439 | 5. " | Afra | 551 | 25. " | Gerhard | 670 |
| 1. Mai | Philipp und Jakob | 322 | 20. " | Margareta Ebner | 441 | 6. " | Joh. Justus Landsberger | 553 | 26. " | Caspar Stanggassinger | 671 |
| 2. " | Wiborada | 324 | 21. " | Aloisius von Gonzaga | 443 | 7. " | Kajetan | 555 | 27. " | Warin | 673 |
| 3. " | Gotthard | 326 | 22. " | Eberhard von Salzburg | 446 | 8. " | Gerhard Famian von Köln | 559 | 28. " | Lioba | 675 |
| 4. " | Florian | 328 | 23. " | Josef Cafasso | 448 | 9. " | Peter Faber | 560 | 29. " | Michael | 678 |
| 5. " | Pius V. | 330 | 24. " | Johannes der Täufer | 450 | 10. " | Laurentius | 563 | 30. " | Hieronymus | 680 |
| 6. " | Monika | 332 | 25. " | Johannes Fisher | 453 | 11. " | Johann B. Vianney | 566 | 1. Okt. | Remigius | 684 |
| 7. " | Nunzio Sulprizio | 335 | 26. " | Vigilius von Trient | 455 | 12. " | Klara | 569 | 2. " | Jakob Rem | 685 |
| 8. " | Mutter Klara Fey | 337 | 27. " | Luitgart von Tongern | 457 | 13. " | Radegund von Thüringen | 572 | 3. " | Theresia vom Kinde Jesu | 688 |
| 9. " | Karoline Gerhardinger | 339 | 28. " | Irenaeus von Lyon | 459 | 14. " | Sebald | 575 | 4. " | Franz von Assisi | 691 |
| 10. " | Gregor von Nazianz | 342 | 29. " | Petrus | 462 | 15. " | Johannes Berchmans | 577 | 5. " | Meinolph | 694 |
| 11. " | Angela Merici | 344 | 30. " | Paulus | 464 | 16. " | Rochus | 579 | 6. " | Bruno von Köln | 696 |
| 12. " | Isidor | 347 | | | | 17. " | Hyacinth | 580 | 7. " | Georg von Augsburg | 698 |
| 13. " | Ellengar | 349 | 1. Juli | Oliver Plunket | 467 | 18. " | Helena | 582 | 8. " | P. Viktrizius Weiß | 701 |
| 14. " | Rita von Cascia | 352 | 2. " | Thomas More | 469 | 19. " | Matthäus Rascher | 584 | 9. " | Ludwig Bertrand | 704 |
| 15. " | Johann Baptist de la Salle | 355 | 3. " | Otto von Bamberg | 473 | 20. " | Bernhard von Clairvaux | 587 | 10. " | Franz von Borgia | 706 |
| 16. " | Johann Nepomuk | 358 | 4. " | Ulrich | 475 | 21. " | Johanna Fr. von Chantal | 591 | 11. " | Jakob von Ulm | 709 |
| 17. " | Rasso von Andechs | 360 | 5. " | Maria Goretti | 477 | 22. " | Charitas Pirkheimer | 594 | 12. " | Birgitta | 711 |
| 18. " | Felix von Cantalicio | 362 | 6. " | Goar | 480 | 23. " | Philipp Benitius | 597 | 13. " | Luitgard von Wittichen | 714 |
| 19. " | Coelestin | 365 | 7. " | Willibald | 482 | 24. " | Bartholomäus | 599 | 14. " | Burkhard | 717 |
| 20. " | Bartholomäus Holzhauser | 368 | 8. " | Kilian | 484 | 25. " | Ludwig von Frankreich | 601 | 15. " | Theresia | 719 |
| 21. " | Paschalis Baylon | 370 | 9. " | Elisabeth von Portugal | 485 | 26. " | Pius X. | 603 | 16. " | Gallus | 723 |
| 22. " | Bernhardin von Siena | 373 | 10. " | Die Karmeliterinnen von Compiègne | 487 | 27. " | Gebhard | 606 | 17. " | Hedwig v. Polen-Schlesien | 725 |
| 23. " | Renata von Bayern | 376 | 11. " | M. Magdalena Postel | 489 | 28. " | Augustinus | 608 | 18. " | Lukas | 728 |
| 24. " | Gregor VII. | 377 | 12. " | Johannes Gualbertus | 492 | 29. " | Josef Calasanza | 610 | 19. " | Petrus von Alcantara | 730 |
| 25. " | Magdalena Sophie Barat | 380 | | | | 30. " | Rosa von Lima | 613 | 20. " | Wendelin | 732 |
| 26. " | Philipp Neri | 383 | | | | 31. " | Maria Columba Weigl | 614 | 21. " | Gerhard Majella | 734 |

BILDTAFELVERZEICHNIS

| | | Seite | | | Gegenüber Seite | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|-------|----------|------------------------------------|--------------------|---|--|--|--|--|--|---|--|--|--|--|--|--|--|----|--|--|--|--|---|----|--|--|--|--|----------------------------------|----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|---|-----|--|--|--|--|--|-----|--|--|--|
| 22. Okt. | Gunther | 736 | 26. Nov. | Konrad | 823 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 23. " | Die Märtyrerinnen von Valenciennes | 739 | 27. " | Albert von Oberaltaich | 826 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 24. " | Anton Claret | 740 | 28. " | Katharina v. Alexandrien | 828 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 25. " | Margareta Maria Alacoque | 743 | 29. " | Franz Josef Rudigier | 830 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 26. " | Bernward | 746 | 30. " | Andreas | 833 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 27. " | Contardo Ferrini | 749 | 1. Dez. | Edmund Campion | 855 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 28. " | Judas Thaddäus | 751 | 2. " | Karl de Foucauld | 858 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 29. " | Alfons Rodriguez | 755 | 3. " | Joh. von Tschiederer | 840 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 30. " | Dorothea von Montau | 755 | 4. " | Adolf Kolping | 843 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 31. " | St. Wolfgang | 757 | 5. " | Petrus Chrysologus | 846 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 1. Nov. | Johann Baptist Stöger | 759 | 6. " | Franz Xaver | 848 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 2. " | Pirmin | 761 | 7. " | Ambrosius | 851 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 3. " | Hubert | 763 | 8. " | Bernadette Soubirous | 855 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 4. " | Karl Borromäus | 765 | 9. " | Liborius Wagner | 858 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 5. " | Josef Pörner | 769 | 10. " | Johann Georg Seidenbusch | 861 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 6. " | Leonhard | 772 | 11. " | Melania die Jüngere | 864 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 7. " | Engelbert von Berg | 774 | 12. " | Thassilo | 867 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 8. " | P. Rupert Mayer | 776 | 13. " | Odilia | 869 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 9. " | Willibrord | 780 | 14. " | Berthold von Regensburg | 871 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 10. " | Margarete Sinclair | 782 | 15. " | Franziska Schervier | 874 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 11. " | Martin | 785 | 16. " | Adelheid | 876 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 12. " | Kunibert | 788 | 17. " | Sturm | 879 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 13. " | Stanislaus Kostka | 789 | 18. " | Anno von Köln | 881 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 14. " | Gertrud von Helfta | 792 | 19. " | Wunibald | 883 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 15. " | Albert der Große | 794 | 20. " | Thomas | 886 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 16. " | Othmar | 797 | 21. " | Peter Friedhofen | 888 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 17. " | Leopold | 799 | 22. " | Peter Fourier | 890 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 18. " | Leonhard v. Porto Maurizio | 800 | 23. " | Maria A. Josefa Lindmayr | 893 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 19. " | Elisabeth von Thüringen | 803 | 24. " | Hartmann von Brixen | 895 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 20. " | P. Michael Augustin Pro | 806 | 25. " | Johannes der Evangelist | 898 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 21. " | Kolumban | 810 | 26. " | Stephanus | 900 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 22. " | Caecilia | 813 | 27. " | Christine Ebner | 903 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 23. " | Klemens | 815 | 28. " | Thomas Becket | 905 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 24. " | Johannes vom Kreuz | 817 | 29. " | Kaspar del Bufalo | 908 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| 25. " | Elisabeth von Reute | 821 | 30. " | Andreas Beltrami | 911 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | 31. " | Silvester | 914 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| <table border="0" style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td colspan="6"><i>Titelbild: Madonna mit den Heiligen Agnes und Thekla. Von El Greco</i></td> </tr> <tr> <td colspan="6"><i>(Foto National Gallery of Art, Washington)</i></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Der Hl. Gregor. Von Michael Willmann. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">48</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Antonius der Einsiedler. Ausschnitt aus einem Flügelaltar von Roger v. d. Weyden</i></td> <td style="text-align: right;">49</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>(Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">49</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Bruder Klaus von Fläe. Gemalt 1492. (Foto C. Hinter, Sachseln)</i></td> <td style="text-align: right;">208</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>St. Josef, der Schutzherr der Kirche. Justinuskirche Höchst. (Foto Ecclesia-Verlag, Wiesbaden)</i></td> <td style="text-align: right;">209</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Johannes Bosco. (Foto Don Bosco-Verlag, München)</i></td> <td style="text-align: right;">304</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Petrus Canisius, der zweite Apostel Deutschlands. Schrein mit der Gestalt des Heiligen in Augsburg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">305</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>St. Katharina verlobt sich mit dem Jesukind. Von Lucas Cranach d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">320</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Bonifatius, der Apostel Deutschlands. Silberstatue im Domschatz Fulda. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">321</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Antonius von Padua empfiehlt einen Mitbruder dem Schutze Mariens. Von Filippo Lippi. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">448</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Johannes der Täufer. Von Hans Memling. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">449</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Der Völkerapostel Paulus. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">464</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Petrus, der Apostelfürst. Von J. U. Loth. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">465</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Maria Magdalena. Von Quinten Metsys. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">480</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>St. Ulrich. Von Meister von Meßkirch und St. Ambrosius. Kirchenväteraltar von Pacher. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">481</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Ignatius von Loyola. Von Franz X. Palcko. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">528</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Jakobus der Ältere. Von Meister von Meßkirch. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">529</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Vision des H. Bernhard. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">608</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Papst Pius X. (Aus dem Werk Leonard von Matt / Nello Vian: Pius X., Echter-Verlag, Würzburg)</i></td> <td style="text-align: right;">609</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Der Kirchenvater Augustinus. Tucheraltar in der Frauenkirche Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">624</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Maria, die Königin aller Heiligen. Teilausschnitt aus dem Genter Altar von den Brüdern van Eyck. (Foto P. Bijteber, Brüssel)</i></td> <td style="text-align: right;">625</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Rosa von Lima. Beichtstuhl von Artus Quellinus d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">640</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Tod des Hl. Korbinian. Von Jan Pollack. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">641</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Ein Engel erscheint dem Hl. Hieronymus. Von Domenichino. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">672</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Die Hl. Hedwig betreut einen Kranken. Kreuzherrenabtei in der Prager Altstadt. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">673</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Franz von Assisi und Klara. Flügelaltar von Bernaert van Orley. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">688</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Pater Rupert Mayer SJ. Büste von Barbara v. Kalkreuth (Foto R. Sattelmair)</i></td> <td style="text-align: right;">689</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>St. Lukas malt die seligste Jungfrau. Hochaltar der ehem. Augustinerkirche in Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">720</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>St. Wolfgang heilt einen Besessenen. Pacheraltar in St. Wolfgang. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">721</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Bernadette Soubirous im Reliquienschrein zu Nevers. (Foto R. Sattelmair)</i></td> <td style="text-align: right;">848</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Die Hl. Caecilia. Von Raffael. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlung)</i></td> <td style="text-align: right;">849</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Johannes der Evangelist schreibt die Geheime Offenbarung. Von H. Burkmail. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i></td> <td style="text-align: right;">896</td> <td colspan="3"></td> </tr> <tr> <td></td> <td><i>Papst Silvester. Hochaltar in Blaubeuren. (Bildarchiv Foto Marburg)</i></td> <td style="text-align: right;">897</td> <td colspan="3"></td> </tr> </table> | | | | | | <i>Titelbild: Madonna mit den Heiligen Agnes und Thekla. Von El Greco</i> | | | | | | <i>(Foto National Gallery of Art, Washington)</i> | | | | | | | <i>Der Hl. Gregor. Von Michael Willmann. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 48 | | | | | <i>Antonius der Einsiedler. Ausschnitt aus einem Flügelaltar von Roger v. d. Weyden</i> | 49 | | | | | <i>(Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 49 | | | | | <i>Bruder Klaus von Fläe. Gemalt 1492. (Foto C. Hinter, Sachseln)</i> | 208 | | | | | <i>St. Josef, der Schutzherr der Kirche. Justinuskirche Höchst. (Foto Ecclesia-Verlag, Wiesbaden)</i> | 209 | | | | | <i>Johannes Bosco. (Foto Don Bosco-Verlag, München)</i> | 304 | | | | | <i>Petrus Canisius, der zweite Apostel Deutschlands. Schrein mit der Gestalt des Heiligen in Augsburg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 305 | | | | | <i>St. Katharina verlobt sich mit dem Jesukind. Von Lucas Cranach d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 320 | | | | | <i>Bonifatius, der Apostel Deutschlands. Silberstatue im Domschatz Fulda. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 321 | | | | | <i>Antonius von Padua empfiehlt einen Mitbruder dem Schutze Mariens. Von Filippo Lippi. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 448 | | | | | <i>Johannes der Täufer. Von Hans Memling. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 449 | | | | | <i>Der Völkerapostel Paulus. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 464 | | | | | <i>Petrus, der Apostelfürst. Von J. U. Loth. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 465 | | | | | <i>Maria Magdalena. Von Quinten Metsys. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 480 | | | | | <i>St. Ulrich. Von Meister von Meßkirch und St. Ambrosius. Kirchenväteraltar von Pacher. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 481 | | | | | <i>Ignatius von Loyola. Von Franz X. Palcko. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 528 | | | | | <i>Jakobus der Ältere. Von Meister von Meßkirch. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 529 | | | | | <i>Vision des H. Bernhard. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 608 | | | | | <i>Papst Pius X. (Aus dem Werk Leonard von Matt / Nello Vian: Pius X., Echter-Verlag, Würzburg)</i> | 609 | | | | | <i>Der Kirchenvater Augustinus. Tucheraltar in der Frauenkirche Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 624 | | | | | <i>Maria, die Königin aller Heiligen. Teilausschnitt aus dem Genter Altar von den Brüdern van Eyck. (Foto P. Bijteber, Brüssel)</i> | 625 | | | | | <i>Rosa von Lima. Beichtstuhl von Artus Quellinus d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 640 | | | | | <i>Tod des Hl. Korbinian. Von Jan Pollack. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 641 | | | | | <i>Ein Engel erscheint dem Hl. Hieronymus. Von Domenichino. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 672 | | | | | <i>Die Hl. Hedwig betreut einen Kranken. Kreuzherrenabtei in der Prager Altstadt. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 673 | | | | | <i>Franz von Assisi und Klara. Flügelaltar von Bernaert van Orley. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 688 | | | | | <i>Pater Rupert Mayer SJ. Büste von Barbara v. Kalkreuth (Foto R. Sattelmair)</i> | 689 | | | | | <i>St. Lukas malt die seligste Jungfrau. Hochaltar der ehem. Augustinerkirche in Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 720 | | | | | <i>St. Wolfgang heilt einen Besessenen. Pacheraltar in St. Wolfgang. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 721 | | | | | <i>Bernadette Soubirous im Reliquienschrein zu Nevers. (Foto R. Sattelmair)</i> | 848 | | | | | <i>Die Hl. Caecilia. Von Raffael. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlung)</i> | 849 | | | | | <i>Johannes der Evangelist schreibt die Geheime Offenbarung. Von H. Burkmail. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 896 | | | | | <i>Papst Silvester. Hochaltar in Blaubeuren. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 897 | | | |
| <i>Titelbild: Madonna mit den Heiligen Agnes und Thekla. Von El Greco</i> | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| <i>(Foto National Gallery of Art, Washington)</i> | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Der Hl. Gregor. Von Michael Willmann. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 48 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Antonius der Einsiedler. Ausschnitt aus einem Flügelaltar von Roger v. d. Weyden</i> | 49 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>(Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 49 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Bruder Klaus von Fläe. Gemalt 1492. (Foto C. Hinter, Sachseln)</i> | 208 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>St. Josef, der Schutzherr der Kirche. Justinuskirche Höchst. (Foto Ecclesia-Verlag, Wiesbaden)</i> | 209 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Johannes Bosco. (Foto Don Bosco-Verlag, München)</i> | 304 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Petrus Canisius, der zweite Apostel Deutschlands. Schrein mit der Gestalt des Heiligen in Augsburg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 305 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>St. Katharina verlobt sich mit dem Jesukind. Von Lucas Cranach d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 320 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Bonifatius, der Apostel Deutschlands. Silberstatue im Domschatz Fulda. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 321 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Antonius von Padua empfiehlt einen Mitbruder dem Schutze Mariens. Von Filippo Lippi. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 448 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Johannes der Täufer. Von Hans Memling. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 449 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Der Völkerapostel Paulus. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 464 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Petrus, der Apostelfürst. Von J. U. Loth. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 465 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Maria Magdalena. Von Quinten Metsys. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 480 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>St. Ulrich. Von Meister von Meßkirch und St. Ambrosius. Kirchenväteraltar von Pacher. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 481 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Ignatius von Loyola. Von Franz X. Palcko. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 528 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Jakobus der Ältere. Von Meister von Meßkirch. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 529 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Vision des H. Bernhard. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 608 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Papst Pius X. (Aus dem Werk Leonard von Matt / Nello Vian: Pius X., Echter-Verlag, Würzburg)</i> | 609 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Der Kirchenvater Augustinus. Tucheraltar in der Frauenkirche Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 624 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Maria, die Königin aller Heiligen. Teilausschnitt aus dem Genter Altar von den Brüdern van Eyck. (Foto P. Bijteber, Brüssel)</i> | 625 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Rosa von Lima. Beichtstuhl von Artus Quellinus d. Ä. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 640 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Tod des Hl. Korbinian. Von Jan Pollack. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 641 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Ein Engel erscheint dem Hl. Hieronymus. Von Domenichino. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 672 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Die Hl. Hedwig betreut einen Kranken. Kreuzherrenabtei in der Prager Altstadt. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 673 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Franz von Assisi und Klara. Flügelaltar von Bernaert van Orley. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 688 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Pater Rupert Mayer SJ. Büste von Barbara v. Kalkreuth (Foto R. Sattelmair)</i> | 689 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>St. Lukas malt die seligste Jungfrau. Hochaltar der ehem. Augustinerkirche in Nürnberg. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 720 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>St. Wolfgang heilt einen Besessenen. Pacheraltar in St. Wolfgang. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 721 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Bernadette Soubirous im Reliquienschrein zu Nevers. (Foto R. Sattelmair)</i> | 848 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Die Hl. Caecilia. Von Raffael. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlung)</i> | 849 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Johannes der Evangelist schreibt die Geheime Offenbarung. Von H. Burkmail. (Foto Bayer. Staatsgemäldesammlungen)</i> | 896 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
| | <i>Papst Silvester. Hochaltar in Blaubeuren. (Bildarchiv Foto Marburg)</i> | 897 | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | | |

